PARERGA UND PARALIPOMENA : KLEINE PHILOSOPHISCHE SCHRIFTEN

Arthur Schopenhauer

Digitized by Google

Phil 3808.60.2 (1-2)

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
JAMES WALKER
(Class of 1814)
President of Harvard College
"Preference being given to works in the Intellectual and Moral Sciences"

Digitized by Google

C. Leitz, Jr.;
Antwerpen, 30/6 77.

Digitized by Google

Digitized by Google

Parerga und Paralipomena:

kleine philosophische Schriften,

von

Arthur Schopenhauer.

Vitam impendere vero.

Erster Band.

Berlin,

Druck und Verlag von A. W. Hayn.

1851.

Digitized by Google

Phil 3808.60.2 (1-2)

HARVARD COLLEGE
NOV 1 1924
LIBRARY

Walker fund
(2 vol. in 1)

1929
54-180
40

Digitized by Google

Vorwort.

Diese, meinen wichtigeren, systematischen Werken nachgesandten Nebenarbeiten bestehn theils aus einigen Abhandlungen über besondere, sehr verschiedenartige Themata, theils aus vereinzelten Gedanken über noch mannigfaltigere Gegenstände, — Alles hier zusammengebracht, weil es, meistens seines Stoffes halber, in jenen systematischen Werken keine Stelle finden konnte, Einiges jedoch nur weil es zu spät gekommen, um die ihm gebürende daselbst einzunehmen.

Hiebei nun habe ich zwar zunächst Leser im Auge gehabt, denen meine zusammenhängenden und inhaltsschwereren Werke bekannt sind; sogar werden solche vielleicht noch manche ihnen erwünschte Aufklärung hier finden: im Ganzen aber wird der Inhalt dieser Bände, mit Ausnahme weniger Stellen, auch Denen verständlich und genießbar seyn, welche eine solche Bekanntschaft nicht mitbringen. Jedoch wird der mit meiner Philosophie Ver-

Digitized by Google

traute immer noch etwas voraushaben; weil dieſe auf Alles, was ich denke und ſchreibe, ſtets ihr Licht, und ſollte es auch nur aus der Ferne ſeyn, zurückwirft; wie denn auch andrerſeits ſie ſelbſt von Allem, was aus meinem Kopfe hervorgeht, immer noch einige Beleuchtung empfängt.

Frankfurt a. M., im December 1850.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Skizze einer Geschichte der Lehre vom Idealen und Realen..... 1

Fragmente zur Geschichte der Philosophie 29

Ueber die Universitäts-Philosophie..... 129

Transscendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen..... 189

Versuch über das Geisterſehn und was damit zusammenhängt..... 213

Aphorismen zur Lebensweisheit..... 297

Digitized by Google

Digitized by Google

Skize einer Geschichte

der

Lehre vom Idealen und Realen.

Multi pertransibunt, et augebitur scientia.
Dan. 12, 4.

Digitized by Google

Skize einer Geschichte

der

Lehre vom Idealen und Realen.

Cartesius gilt deshalb mit Recht für den Vater der neuern Philosophie, weil er zuerst sich das Problem zum Bewußtseyn gebracht hat, um welches seitdem alles Philosophiren sich hauptsächlich dreht: das Problem vom Idealen und Realen, d. h. die Frage, was in unserer Erkenntniß objektiv und was darin subjektiv sei, also was darin etwanigen, von uns verschiedenen Dingen, und was uns selber zuzuschreiben sei. — In unserm Kopfe nämlich entstehen, nicht auf innern, — etwan von der Willkür, oder dem Gedankenzusammenhange ausgehenden, — folglich auf äußern Anlaß, Bilder. Diese Bilder allein sind das uns unmittelbar Bekannte, das Gegebene. Welches Verhältniß mögen sie haben zu Dingen, die völlig gesondert und unabhängig von uns existirten und irgendwie Ursache dieser Bilder würden? Haben wir Gewißheit, daß überhaupt solche Dinge nur dasind? und geben, in diesem Fall, die Bilder uns auch über deren Beschaffenheit Aufschluß? — Dies ist das Problem, und in Folge desselben ist, seit 200 Jahren, das Hauptbestreben der Philosophen, das Ideale, d. h. Das, was unserer Erkenntniß allein und als solcher angehört, von dem Realen, d. h. dem unabhängig von ihr Vorhandenen, rein zu sondern, durch einen in der rechten Linie wohlgeführten Schnitt, und so das Verhältniß Beider zu einander festzustellen.

Wirklich scheinen weder die Philosophen des Alterthums, noch auch die Scholastiker, zu einem deutlichen Bewußtseyn dieses philosophischen Urproblems gekommen zu seyn; wiewohl sich eine Spur davon, als Idealismus, ja auch als Lehre von der Idealität der Zeit, im Plotinos findet, und zwar Enneas III,

Digitized by Google

lib. 7. c. 10, woselbst er lehrt, die Seele habe die Welt gemacht, indem sie aus der Ewigkeit in die Zeit getreten sei. Da heißt es z. B. *ου γαρ τις αυτου τουτου του παντος τοπος, η ψυχη.* (neque datur alius hujus universi locus, quam anima.) wie auch: *δει δε ουκ εξωθεν της ψυχης λαμβανειν τον χρονον, ὥσπερ ουδε τον αιωνα εκει εξω του οντος.* (oportet autem nequaquam extra animam tempus accipere, quemadmodum neque aeternitatem ibi extra id, quod ens appellatur.); womit eigentlich schon Kants Idealität der Zeit ausgesprochen ist. Und im folgenden Kapitel: *οὗτος ὁ βιος τον χρονον γεννᾳ· διο και ειρηται ἅμα τῳδε τῳ παντι γεγονεναι, ὅτι ψυχη αυτον μετα τουδε του παντος εγεννησεν* (haec vita nostra tempus gignit: quamobrem dictum est, tempus simul cum hoc universo factum esse; quia anima tempus una cum hoc universo progenuit). Dennoch bleibt das deutlich erkannte und deutlich ausgesprochene Problem das charakteristische Thema der neuern Philosophie, nachdem die hierzu nöthige Besonnenheit im Cartesius zuerst erwacht war, als welcher ergriffen wurde von der Wahrheit, daß wir zunächst auf unser eigenes Bewußtseyn beschränkt sind und die Welt uns allein als Vorstellung gegeben ist: durch sein bekanntes dubito, cogito, ergo sum wollte er das allein Gewisse des subjektiven Bewußtseyns, im Gegensatz des Problematischen alles Uebrigen, hervorheben. Er also deckte die Kluft auf, welche zwischen dem Subjektiven, oder Idealen, und dem Objektiven, oder Realen, liegt. Diese Einsicht kleidete er ein in den Zweifel an der Existenz der Außenwelt: allein durch seinen dürftigen Ausweg aus diesem, — daß nämlich der liebe Gott uns doch wohl nicht betrügen werde, — zeigte er, wie tief und schwer zu lösen das Problem sei. Inzwischen war durch ihn dieser Skrupel in die Philosophie gekommen und mußte fortfahren beunruhigend zu wirken, bis zu seiner gründlichen Erledigung. Das Bewußtseyn, daß ohne gründliche Kenntniß und Aufklärung des dargelegten Unterschiedes kein sicheres und genügendes System möglich sei, war von Dem an vorhanden, und die Frage konnte nicht mehr abgewiesen werden.

Sie zu erledigen, erdachte zunächst Malebranche das System der gelegentlichen Ursachen. Er faßte das Problem selbst, in seinem ganzen Umfange, deutlicher, ernstlicher, tiefer auf, als Carte-

Digitized by Google

sius. (Recherches de la vérité, livre III, seconde partie.) Dieser hatte die Realität der Aussenwelt auf den Kredit Gottes angenommen; wobei es sich freilich wunderlich ausnimmt, daß, während die andern theistischen Philosophen aus der Existenz der Welt die Existenz Gottes zu erweisen bemüht sind, Cartesius umgekehrt erst aus der Existenz nnd Wahrhaftigkeit Gottes die Existenz der Welt beweist: es ist der umgekehrte kosmologische Beweis. Auch hierin einen Schritt weiter gehend, lehrt Malebranche, daß wir alle Dinge unmittelbar in Gott selbst sehn. Dies heißt freilich ein Unbekanntes durch ein noch Unbekannteres erklären. Ueberdies sehen wir, nach ihm, nicht nur alle Dinge in Gott; sondern dieser ist auch das allein Wirkende in denselben, so daß die physischen Ursachen es bloß scheinbar, blosse causes occasionelles sind. (Rech. d. l. vér. liv. VI. seconde partie, ch. 3). So haben wir denn schon hier im Wesentlichen den Pantheismus des Spinoza, der mehr von Malebranche als von Cartesius gelernt zu haben scheint.

Ueberhaupt könnte man sich wundern, daß nicht schon im 17. Jahrhundert der Pantheismus einen vollständigen Sieg über den Theismus davon getragen hat; da die originellsten, schönsten und gründlichsten Europäischen Darstellungen desselben (denn gegen die Upanischaden der Veden gehalten ist freilich das Alles nichts) sämmtlich in jenem Zeitraum ans Licht traten: nämlich durch Bruno, Malebranche, Spinoza und Skotus Erigena, welcher Letztere, nachdem er viele Jahrhunderte hindurch vergessen und verloren gewesen war, zu Orford wiedergefunden wurde und 1681, also 4 Jahre nach Spinoza's Tode, zum ersten Male gedruckt, an's Licht trat. Dies scheint zu beweisen, daß die Einsicht Einzelner sich nicht geltend machen kann, so lange der Geist der Zeit nicht reif ist, sie aufzunehmen; wie denn gegentheils in unsern Tagen der Pantheismus, obzwar nur in der eklektischen und konfusen Schellingischen Auffrischung dargelegt, zur herrschenden Denkungsart der Gelehrten und selbst der Gebildeten geworden ist; weil nämlich Kant mit der Besiegung des theistischen Dogmatismus vorangegangen war und ihm Platz gemacht hatte, wodurch der Geist der Zeit auf ihn vorbereitet war, wie ein gepflügtes Feld auf die Saat. Im 17. Jahrhundert hingegen verließ die Philosophie wieder jenen

Digitized by Google

Weg und gelangte danach einerseits zu Locke, dem Bako und Hobbes vorgearbeitet hatten, und anderseits, durch Leibnitz, zu Christian Wolf: diese Beiden herrschten sodann, im 18. Jahrhundert, vorzüglich in Deutschland, wenn gleich zuletzt nur noch sofern sie in den synkretistischen Eklektismus aufgenommen worden waren.

Des Malebranche tiefsinnige Gedanken aber scheinen den nächsten Anlaß gegeben zu haben zu Leibnitzens System der harmonia praestabilita, dessen zu seiner Zeit ausgebreiteter Ruhm und hohes Ansehn einen Beleg dazu giebt, daß das Absurde am leichtesten in der Welt Glück macht. Obgleich ich mich nicht rühmen kann, von Leibnitzens Monaden, die zugleich mathematische Punkte, körperliche Atome und Seelen sind, eine deutliche Vorstellung zu haben; so scheint mir doch soviel außer Zweifel, daß eine solche Annahme, wenn ein Mal festgestellt, dazu dienen könnte, alle ferneren Hypothesen zur Erklärung des Zusammenhangs zwischen Idealem und Realem sich zu ersparen und die Frage dadurch abzufertigen, daß Beide schon in den Monaden völlig identifizirt seien, (weshalb auch in unsern Tagen Schelling, als Urheber des Identitätssystems, sich wieder daran gelezt hat). Dennoch hat es dem berühmten philosophirenden Mathematikus, Polyhistor und Politikus nicht gefallen, sie dazu zu benutzen; sondern er hat, zum letzteren Zweck, eigens die prästabilirte Harmonie ersonnen. Diese nun liefert uns zwei gänzlich verschiedene Welten, jede unfähig, auf die andere irgend zu wirken (principia philos. §. 84. und examen du sentiment du P. Malebranche, p. 500 sq. der Oeuvres de Leibnitz, publ. p. Raspe), jede die völlig überflüssige Doublette der andern, welche nun aber doch ein Mal beide daseyn, genau einander parallel laufen und auf ein Haar mit einander Takt halten sollen; daher der Urheber beider, gleich Anfangs, die genaueste Harmonie zwischen ihnen stabilirt hat, in welcher sie nun schönstens neben einander fortlaufen. Hierbei hat Leibnitz die blosse Thatsache, welche das Problem ausmacht, daß nämlich die Welt uns unmittelbar bloß als unsere Vorstellung gegeben ist, schon verlassen, um ihr das Dogma von einer Körperwelt und einer Geisterwelt, zwischen denen keine Brücke möglich sei, zu substituiren; indem er die Frage nach dem Verhältniß der Vorstel-

Digitized by Google

lungen zu den Dingen an sich selbst zusammenflicht mit der nach der Möglichkeit der Bewegungen des Leibes durch den Willen, und nun beide zusammen auflöst, durch seine harmonia praestabilita (Brucker hist. ph. Tom IV. P. II, p. 425). Die monstrose Absurdität seiner Annahme wurde schon durch einige seiner Zeitgenossen, besonders Bayle, mittelst Darlegung der daraus fließenden Konsequenzen, ins hellste Licht gestellt. (Siehe, in Leibnitzens kleinen Schriften, übersetzt von Huth anno 1740, die Anmerkung zu S. 79, in welcher Leibnitz selbst die empörenden Folgen seiner Behauptung darzulegen sich genöthigt sieht.) Jedoch beweist gerade die Absurdität der Annahme, zu der ein denkender Kopf, durch das vorliegende Problem, getrieben wurde, die Größe, die Schwierigkeit, die Perplexität desselben und wie wenig man es durch blosses Wegläugnen, wie in unsern Tagen gewagt worden ist, beseitigen und so den Knoten zerhauen kann. —

Spinoza geht wieder unmittelbar vom Cartesius aus: daher behielt er Anfangs, als Cartesianer auftretend, sogar den Dualismus seines Lehrers bei, setzte demnach eine substantia cogitans und eine substantia extensa, jene als Subjekt, diese als Objekt der Erkenntniß. Später hingegen, als er auf eigenen Füßen stand, fand er, daß beide eine und dieselbe Substanz wären, von verschiedenen Seiten angesehn, also Ein Mal als substantia extensa, das andere als substantia cogitans aufgefaßt. Dies heißt nun eigentlich, daß die Unterscheidung von Denkendem und Ausgedehntem, oder Geist und Körper, eine ungegründete, also unstatthafte sei; daher nun nicht weiter von ihr hätte geredet werden sollen. Allein er behält sie insofern immer noch bei, als er unermüdlich wiederholt, daß Beide Eins seien. Hieran knüpft er nun noch, durch ein blosses Sic etiam, daß modus extensionis et idea illius modi una eademque est res (Eth. P. II. prop. 7 schol.); womit gemeint ist, daß unsere Vorstellung von Körpern und diese Körper selbst Eins und Dasselbe seien. Hierzu ist jedoch das Sic etiam ein ungenügender Uebergang: denn daraus, daß der Unterschied zwischen Geist und Körper oder zwischen dem Vorstellenden und dem Ausgedehnten, ungegründet ist, folgt keineswegs, daß der Unterschied zwischen unserer Vorstellung und einem außerhalb derselben vorhandenen Objektiven und

Digitized by Google

Realen, dieses von Cartesius aufgeworfene Ur-Problem, auch ungegründet sei. Das Vorstellende und das Vorgestellte mögen immerhin gleichartig seyn; so bleibt dennoch die Frage, ob aus Vorstellungen in meinem Kopf auf das Daseyn von mir verschiedener, an sich selbst, d. h. unabhängig davon, existirender Wesen sicher zu schließen sei. Die Schwierigkeit ist nicht die, wozu vorzüglich Leibnitz sie verdrehen möchte, daß zwischen den angenommenen Seelen und der Körperwelt, als zweien ganz heterogenen Arten von Substanzen, gar keine Einwirkung und Gemeinschaft Statt haben könne, weshalb er den physischen Einfluß leugnete: denn diese Schwierigkeit ist bloß eine Folge der rationalen Psychologie, braucht also nur, wie von Spinoza geschieht, als eine Fiktion bei Seite geschoben zu werden: und überdies ist gegen die Behaupter derselben, als argumentum ad hominem, ihr Dogma geltend zu machen, daß ja Gott, der doch ein Geist sei, die Körper-Welt geschaffen habe und fortwährend regiere, also ein Geist unmittelbar auf Körper wirken könne. Vielmehr ist und bleibt die Schwierigkeit bloß die Cartesianische, daß die Welt, welche allein uns unmittelbar gegeben ist, schlechterdings nur eine ideale, d. h. aus blossen Vorstellungen in unserm Kopf bestehende ist; während wir, über diese hinaus, von einer realen, d. h. von unserm Vorstellen unabhängig daseienden Welt zu urtheilen unternehmen. Dieses Problem also hat Spinoza, dadurch daß er den Unterschied zwischen substantia cogitans und substantia extensa aufhebt, noch nicht gelöst, sondern allenfalls den physischen Einfluß jetzt wieder zulässig gemacht. Dieser aber taugt doch nicht, die Schwierigkeit zu lösen: denn das Gesetz der Kausalität ist erwiesenermaassen subjektiven Ursprungs; aber auch wenn es umgekehrt aus der äußern Erfahrung stammte, dann würde es eben mit zu jener in Frage gestellten, uns bloß ideell gegebenen Welt gehören; so daß es keinen Falls eine Brücke zwischen dem absolut Objektiven und dem Subjektiven abgeben kann, vielmehr bloß das Band ist, welches die Erscheinungen unter einander verknüpft. (Siehe Welt als W. und V. Bd. 2. S. 12.)

Um jedoch die oben angeführte Identität der Ausdehnung und der Vorstellung von ihr näher zu erklären, stellt Spinoza etwas auf, welches die Ansicht des Malebranche und die des

Leibnitz zugleich in sich faßt. Ganz gemäß nämlich dem Malebranche, sehen wir alle Dinge in Gott: rerum singularium ideae non ipsa ideata, sive res perceptas, pro causa agnoscunt, sed ipsum Deum, quatenus est res cogitans. Eth. P. II, pr. 5; und dieser Gott ist auch zugleich das Reale und Wirkende in ihnen, eben wie bei Malebranche. Da jedoch Spinoza mit dem Namen Deus die Welt bezeichnet; so ist dadurch am Ende nichts erklärt. Zugleich nun aber ist bei ihm, wie bei Leibnitz, ein genauer Parallelismus zwischen der ausgedehnten und der vorgestellten Welt: ordo et connexio idearum idem est, ac ordo et connexio rerum. P. II. pr. 7. und viele ähnliche Stellen. Dies ist die harmonia praestabilita des Leibnitz; nur daß hier nicht, wie bei diesem, die vorgestellte und die objektiv seiende Welt völlig getrennt bleiben, bloß vermöge einer zum voraus und von außen regulirten harmonia einander entsprechend; sondern wirklich Eines und Dasselbe sind. Wir haben hier also zuvörderst einen gänzlichen Realismus, sofern das Daseyn der Dinge ihrer Vorstellung in uns ganz genau entspricht, indem ja Beide Eins sind; demnach erkennen wir die Dinge an sich: sie sind an sich selbst extensa, wie sie auch, sofern sie als cogitata auftreten, d. h. in unsrer Vorstellung von ihnen, sich als extensa darstellen. (Beiläufig bemerkt, ist hier der Ursprung der Schellingischen Identität des Realen und Idealen). Begründet wird nun alles Dieses eigentlich nur durch bloße Behauptung. Die Darstellung ist schon durch die Zweideutigkeit des in einem ganz uneigentlichen Sinne gebrauchten Wortes Deus, und auch noch ausserdem, undeutlich; daher er sich in Dunkelheit verliert und es am Ende heißt: nec impraesentiarum haec clarius possum explicare. Undeutlichkeit der Darstellung entspringt aber immer aus Undeutlichkeit des eigenen Verstehens und Durchdenkens der Philosopheme. Was in der Musik der „reine Satz", das ist in der Philosophie die vollkommene Deutlichkeit, sofern sie die conditio sine qua non ist, ohne deren Erfüllung Alles seinen Werth verliert und wir sagen müssen: quodcunque ostendis mihi sic incredulus odi. Muß man doch sogar in Angelegenheiten des gewöhnlichen, praktischen Lebens sorgfältig, durch Deutlichkeit, möglichen Mißverständnissen vorbeugen; wie denn sollte man im

Digitized by Google

schwierigsten, abstrusesten, kaum erreichbaren Gegenstande des Denkens, den Aufgaben der Philosophie, sich unbestimmt, ja räthselhaft ausdrücken dürfen? Die gerügte Dunkelheit in der Lehre des Spinoza entspringt daraus, daß er nicht, unbefangen, von der Natur der Dinge, wie sie vorliegt, ausging, sondern vom Cartesianismus, und demnach von allerlei überkommenen Begriffen, wie **Deus, substantia, perfectio etc.**, die er nun, durch Umwege, mit seiner Wahrheit in Einklang zu setzen bemüht war. Hinsichtlich des Verhältnisses der Lehre Spinoza's zu der des Cartesius erinnere ich hier an Das, was ich in der „Welt als W. und V.," Bd. 2. S. 639, darüber gesagt habe. Aber durch jenes Ausgehn von den Begriffen der Cartesianischen Philosophie ist nicht nur viel Dunkelheit und Anlaß zum Mißverstehn in die Darstellung des Spinoza gekommen; sondern er ist dadurch auch in viele schreiende Paradoxien, offenbare Falschheiten, ja Absurditäten und Widersprüche gerathen, wodurch das viele Wahre und Vortreffliche seiner Lehre eine höchst unangenehme Beimischung von schlechterdings Unverdaulichem erhalten hat und der Leser zwischen Bewunderung nnd Verdruß hin und her geworfen wird. In der hier zu betrachtenden Rücksicht aber ist der Grundfehler des Spinoza, daß er die Durchschnittslinie zwischen dem Idealen und Realen, oder der subjektiven und objektiven Welt, vom unrechten Punkte aus gezogen hat. Die Ausdehnung nämlich ist keineswegs der Gegensatz der Vorstellung, sondern liegt ganz innerhalb dieser. Als ausgedehnt stellen wir die Dinge vor, und sofern sie ausgedehnt sind, sind sie unsere Vorstellung: ob aber, unabhängig von unserm Vorstellen, irgend etwas ausgedehnt, ja überhaupt irgend etwas vorhanden sei, ist die Frage und das ursprüngliche Problem. Dieses wurde später, durch Kant, soweit unleugbar richtig, gelöst, daß die Ausdehnung, oder Räumlichkeit, einzig und allein in der Vorstellung liege, also dieser anhänge, indem der ganze Raum die blosse Form derselben sei; wonach denn unabhängig von unserm Vorstellen kein Ausgedehntes vorhanden seyn kann, und auch ganz gewiß nicht ist. Die Durchschnittslinie des Spinoza ist demnach ganz in die ideale Seite gefallen und er ist bei der vorgestellten Welt stehn geblieben: diese also, bezeichnet durch ihre Form der Ausdehnung, hält er für das Reale, mithin für unabhängig

Digitized by Google

vom Vorgestelltwerden, d. h. an sich, vorhanden. Da hat er dann freilich Recht zu sagen, daß Das, was ausgedehnt ist, und Das, was vorgestellt wird, — d. h. unsere Vorstellung von Körpern und diese Körper selbst, — Eines und Dasselbe sei (P. II. pr. 7. schol.). Denn allerdings sind die Dinge nur als Vorgestellte ausgedehnt und als Ausgedehnte vorstellbar: die Welt als Vorstellung und die Welt im Raume ist una eademque res: dies können wir ganz und gar zugeben. Wäre nun die Ausdehnung eine Eigenschaft der Dinge an sich; so wäre unsere Anschauung eine Erkenntniß der Dinge an sich: er nimmt es auch so an, und hierin besteht sein Realismus. Weil er aber diesen nicht begründet, nicht nachweist, daß unserer Anschauung einer räumlichen Welt eine von dieser Anschauung unabhängige räumliche Welt entspricht; so bleibt das Grundproblem ungelöst. Dies aber kommt eben daher, daß die Durchschnittslinie zwischen dem Realen und Idealen, dem Objektiven und Subjektiven, dem Ding an sich und der Erscheinung, nicht richtig getroffen ist: vielmehr führt er, wie gesagt, den Schnitt mitten durch die ideale, subjektive, erscheinende Seite der Welt, also durch die Welt als Vorstellung, zerlegt diese in das Ausgedehnte oder Räumliche, und unsere Vorstellung von demselben, und ist dann sehr bemüht zu zeigen, daß Beide nur Eines sind; wie sie es auch in der That sind. Eben weil Spinoza ganz auf der idealen Seite der Welt bleibt, da er in dem zu ihr gehörigen Ausgedehnten schon das Reale zu finden vermeinte, und wie ihm demzufolge die anschauliche Welt das einzige Reale *ausser* uns und das Erkennende (cogitans) das einzige Reale *in* uns ist; — so verlegt er auch andrerseits das alleinige wahrhaft Reale, den Willen, ins Ideale, indem er ihn einen blossen modus cogitandi seyn läßt, ja, ihn mit dem *Urtheil* identifizirt. Man sehe Eth. II. die Beweise der prop. 48 et 49, wo es heißt: per *voluntatem* intelligo affirmandi et negandi facultatem. — und wieder: concipiamus singularem aliquam *volitionem*, nempe modum cogitandi, quo mens affirmat, tres angulos trianguli aequales esse duobus rectis. — Ueberhaupt hat Spinoza den großen Fehler, daß er absichtlich die Worte mißbraucht zur Bezeichnung von Begriffen, welche in der ganzen Welt andere Namen führen, und dagegen ihnen die Bedeutung nimmt, die sie überall

haben: so nennt er „Gott", was überall „die Welt" heißt; „das Recht" was überall „die Gewalt" heißt; und „den Willen", was überall „das Urtheil" heißt. Wir sind ganz berechtigt, hierbei an den Hetmann der Kosaken in Kotzebue's Benjowsky zu erinnern. —

Berkeley, wenn gleich später und schon mit Kenntniß Locke's, ging auf diesem Wege der Cartesianer konsequent weiter und wurde dadurch der Urheber des eigentlichen und wahren Idealismus, d. h. der Erkenntniß, daß das im Raum Ausgedehnte und ihn Erfüllende, also die anschauliche Welt überhaupt, sein Daseyn als ein solches schlechterdings nur in unserer Vorstellung haben kann, und daß es absurd, ja widersprechend ist, ihm als einem solchen noch ein Daseyn außerhalb aller Vorstellung und unabhängig vom erkennenden Subjekt beizulegen und demnach eine an sich selbst existirende Materie anzunehmen. Dies ist eine sehr richtige und tiefe Einsicht: in ihr besteht aber auch seine ganze Philosophie. Das Ideale hatte er getroffen und rein gesondert; aber das Reale wußte er nicht zu finden, bemüht sich auch nur wenig darum und erklärt sich nur gelegentlich, stückweise und unvollständig darüber. Gottes Wille und Allmacht ist ganz unmittelbar Ursache aller Erscheinungen der anschaulichen Welt, d. h. aller unserer Vorstellungen. Wirkliche Existenz kommt nur den erkennenden und wollenden Wesen zu, dergleichen wir selbst sind: diese also machen, neben Gott, das Reale aus. Sie sind Geister, d. h. eben erkennende und wollende Wesen: denn Wollen und Erkennen hält auch er für schlechterdings unzertrennlich. Er hat mit seinen Vorgängern auch Dies gemein, daß er Gott für bekannter, als die vorliegende Welt, und daher eine Zurückführung auf ihn für eine Erklärung hält. Ueberhaupt legte sein geistlicher, sogar bischöflicher Stand ihm zu schwere Fesseln an und beschränkte ihn auf einen beengenden Gedankenkreis, gegen den er nirgends anstossen durfte; daher er denn nicht weiter konnte, sondern, in seinem Kopfe, Wahres und Falsches lernen mußte, sich zu vertragen, so gut es gehn wollte. Dies läßt sich sogar auf die Werke aller dieser Philosophen, mit Ausnahme des Spinoza, ausdehnen: sie alle verdirbt der jeder Prüfung unzugängliche, jeder Untersuchung abgestorbene, mithin wirklich als eine fixe Idee auftretende jü-

Digitized by Google

dische Theismus, der bei jedem Schritte sich der Wahrheit in den Weg stellt; so daß der Schaden, den er hier in Theoretischen anrichtet, als Seitenstück desjenigen auftritt, den er, ein Jahrtausend hindurch, im Praktischen, ich meyne in Religionskriegen, Glaubenstribunalen und Völkerbekehrungen durch das Schwerdt, angerichtet hat.

Die genaueste Verwandschaft zwischen Malebranche, Spinoza und Berkeley ist nicht zu verkennen: auch sehn wir sie sämmtkich ausgehn vom Cartesius, sofern sie das von ihm in der Gestalt des Zweifels an der Existenz der Außenwelt dargelegte Grundproblem festhalten und zu lösen suchen, indem sie die Trennung und Beziehung der idealen, subjektiven, d. h. in unserer Vorstellung allein gegebenen, und der realen, objektiven, unabhängig davon, also an sich bestehenden Welt zu erforschen bemüht sind. Daher ist, wie gesagt, dieses Problem die Axe, um welches die ganze Philosophie neuerer Zeit sich dreht.

Von jenen Philosophen unterscheidet nun Locke sich dadurch, daß er, wahrscheinlich weil er unter Hobbe's und Bako's Einfluß steht, sich so nahe als möglich an die Erfahrung und den gemeinen Verstand anschließt, hyperphysische Hypothesen möglichst vermeidend. Das Reale ist ihm die Materie, und ohne sich an den Leibnitzischen Skrupel über die Unmöglichkeit einer Kausalverbindung zwischen der immateriellen, denkenden, und der materiellen, ausgedehnten Substanz zu kehren, nimmt er zwischen der Materie und dem erkennenden Subjekt geradezu physischen Einfluß an. Hierbei aber geht er, mit seltener Besonnenheit und Redlichkeit, so weit, zu bekennen, daß möglicherweise das Erkennende und Denkende selbst auch Materie seyn könne (on hum. underst. L. IV. c. 3. §. 6); was ihm später das wiederholte Lob des großen Voltaire, zu seiner Zeit hingegen die boshaften Angriffe eines verschmitzten anglikanischen Pfaffen, des Bischofs v. Worcester, zugezogen hat.*) Bei ihm nun erzeugt

*) Es giebt keine lichtscheuere Kirche, als die englische; weil eben keine andere so große pekuniäre Interessen auf dem Spiel hat, wie sie, deren Einkünfte 5 Millionen Pfund Sterling betragen, welches 40000 Pfd. St. mehr seyn soll, als die des gesammten übrigen Christlichen Klerus beider Hemisphärien zusammen genommen. Andererseits giebt es keine Nation, welche es so schmerzlich ist, durch den degradirendesten Köhlerglauben methodisch verdummt

Digitized by Google

das Reale, d. i. die Materie, im Erkennenden, durch „Impuls", d. i. Stoß, Vorstellungen, oder das Ideale (ibid. L. I. c. 8, §. 11). Wir haben also hier einen recht massiven Realismus, der, eben durch seine Exorbitanz den Widerspruch hervorrufend, den Berkeley'schen Idealismus veranlaßte, dessen spezieller Entstehungspunkt vielleicht Das ist, was Locke, am Ende des 2. § des 21. Kap. des 2. Buchs, mit so auffallend geringer Besonnenheit vorbringt und unter Anderm sagt: solidity, extention, figure, motion and rest, would be really in the world, as they are, whether there were any sensible being to perceive them, or not. (Undurchdringlichkeit, Ausdehnung, Gestalt, Bewegung und Ruhe würden, wie sie sind, wirklich in der Welt seyn, gleichviel ob es irgend ein empfindendes Wesen, sie wahrzunehmen, gäbe, oder nicht.) Sobald man nämlich sich hierüber besinnt, muß man es als falsch erkennen: dann aber steht der Berkeley'sche Idealismus da und ist unleugbar. Inzwischen übersieht auch Locke nicht jenes Grundproblem, die Kluft zwischen den Vorstellungen in uns und den unabhängig von uns existirenden Dingen, also den Unterschied des Idealen und Realen: in der Hauptsache fertigt er es jedoch ab durch Argumente des gesunden, aber rohen Verstandes und durch Berufung auf das Zureichende unserer Erkenntniß von den Dingen für praktische Zwecke (ibid. L. IV. c. 4 et 9); was offenbar nicht zur Sache ist und nur zeigt, wie tief hier der Empirismus unter dem Problem bleibt. Nun aber führt eben sein Realismus ihn dahin, das in unserer Erkenntniß dem Realen Ent-

---

zu sehn, wie die an Intelligenz alle übrigen übertreffende englische. Die Wurzel des Uebels ist, daß es in England kein Ministerium des öffentlichen Unterrichts giebt, daher dieser bisher ganz in den Händen der Pfaffenschaft geblieben ist, welche dafür gesorgt hat, daß ⅔ der Nation nicht lesen und schreiben können, ja sogar sich gelegentlich erfrecht, mit der lächerlichsten Vermessenheit gegen die Naturwissenschaften zu belfern. Es ist daher Menschenpflicht, Licht, Aufklärung und Wissenschaft durch alle nur ersinnliche Kanäle nach England einzuschwärzen, damit jenen wohlgemästetesten aller Pfaffen ihr Handwerk endlich gelegt werde. Engländern von Bildung auf dem Festlande soll man, wenn sie ihren jüdischen Sabbatsaberglauben und sonstige stupide Bigoterie zur Schau tragen, mit unverhohlenem Spotte begegnen, — until they be shamed into common sense. Denn Dergleichen ist ein Skandal für Europa und darf nicht länger geduldet werden.

Digitized by Google

sprechende zu beschränken auf die den Dingen, wie sie an sich selbst sind, inhärirenden Eigenschaften und diese zu unterscheiden von den bloß unsrer Erkenntniß derselben, also allein dem Idealen, angehörenden: demgemäß nennt er nun diese die sekundären, jene ersteren aber die primären Eigenschaften. Dieses ist der Ursprung des später, in der Kantischen Philosophie, so höchst wichtig werdenden Unterschiedes zwischen Ding an sich und Erscheinung. Hier also ist der wahre genetische Anknüpfungspunkt der Kantischen Lehre an die frühere Philosophie, nämlich an Locke. Befördert und näher veranlaßt wurde jene durch Hume's skeptische Einwürfe gegen Locke's Lehre: hingegen hat sie zur Leibnitz-Wolfischen Philosophie nur ein polemisches Verhältniß.

Als jene primären Eigenschaften nun, welche ausschließlich Bestimmungen der Dinge an sich selbst seyn, mithin ihnen auch außerhalb unsrer Vorstellung und unabhängig von dieser zukommen sollen, ergeben sich lauter solche, welche man an ihnen nicht wegdenken kann: nämlich Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Gestalt, Bewegung, oder Ruhe, und Zahl. Alle übrigen werden als sekundär erkannt, nämlich als Erzeugnisse der Einwirkung jener primären Eigenschaften auf unsere Sinnesorgane, folglich als bloße Empfindungen in diesen: dergleichen sind Farbe, Ton, Geschmack, Geruch, Härte, Weiche, Glätte, Rauhigkeit u. s. w. Diese haben demnach mit der sie erregenden Beschaffenheit in den Dingen an sich nicht die mindeste Aehnlichkeit, sondern sind zurückzuführen auf jene primären Eigenschaften als ihre Ursachen, und diese allein sind rein objektiv und wirklich in den Dingen vorhanden. (ibid. L. I. c. 8. §. 7, seqq.) Von diesen sind daher unsere Vorstellungen derselben wirklich getreue Kopien, welche genau die Eigenschaften wiedergeben, die in den Dingen an sich selbst vorhanden sind (l. c. §. 15. Ich wünsche dem Leser Glück, welcher hier das Possirlichwerden des Realismus wirklich empfindet). Wir seyn also, daß Locke von der Beschaffenheit der Dinge an sich, deren Vorstellungen wir von aussen empfangen, in Abrechnung bringt, was Aktion der Nerven der Sinnesorgane ist: eine leichte, faßliche, unbestreitbare Betrachtung. Auf diesem Wege aber that später Kant den unermeßlich größern Schritt, auch in Abrechnung zu bringen was

Digitized by Google

Aktion unsers Gehirns (dieser ungleich größern Nervenmasse) ist; wodurch alsdann alle jene angeblich primären Eigenschaften zu sekundären und die vermeintlichen Dinge an sich zu bloßen Erscheinungen herabsinken, das wirkliche Ding an sich aber, jetzt auch von jenen Eigenschaften entblößt, als eine ganz unbekannte Größe, ein bloßes x, übrig bleibt. Dies erforderte nun freilich eine schwierige, tiefe, gegen Anfechtungen des Mißverstandes und Unverstandes lange zu vertheidigende Analyse.

Locke deducirt seine primären Eigenschaften der Dinge nicht, giebt auch weiter keinen Grund an, warum gerade diese und keine andern rein objektiv seien, als nur den, daß sie unvertilgbar sind. Forschen wir nun selbst, warum er diejenigen Eigenschaften der Dinge, welche ganz unmittelbar auf die Empfindung wirken, folglich geradezu von aussen kommen, für nicht objektiv vorhanden erklärt, hingegen Dies denen zugesteht, welche (wie seitdem erkannt worden) aus den selbsteigenen Funktionen unsers Intellekts entspringen; so ist der Grund hiervon dieser, daß das objektiv anschauende Bewußtseyn (das Bewußtseyn anderer Dinge) nothwendig eines komplicirten Apparats bedarf, als dessen Funktion es auftritt, folglich seine wesentlichsten Grundbestimmungen schon von innen festgestellt sind, weshalb die allgemeine Form, d. i. Art und Weise, der Anschauung, aus der allein das a priori Erkennbare hervorgehn kann, sich darstellt als das Grundgewebe der angeschauten Welt und demnach auftritt als das schlechthin Nothwendige, Ausnahmslose und auf keine Weise je Wegzubringende, so daß es als Bedingung alles Uebrigen und seiner mannigfaltigen Verschiedenheit schon zum voraus feststeht. Bekanntlich ist Dies zunächst Zeit und Raum und was aus ihnen folgt und nur durch sie möglich ist. An sich selbst sind Zeit und Raum leer: soll nun etwas hineinkommen; so muß es auftreten als Materie, d. h. aber als ein Wirkendes, mithin als Kausalität: denn die Materie ist durch und durch lautere Kausalität: ihr Seyn besteht in ihrem Wirken, und umgekehrt: sie ist eben nur die objektiv aufgefaßte Verstandesform der Kausalität selbst. (Ueb. d. vierf. Wurzel d. Satzes v. Grund, 2. Aufl., S. 77; wie auch Welt als W. und V. Bd. 1 S. 9 und Bd. 2, S. 48 und 49). Daher also kommt es, daß Locke's primäre Eigenschaften lauter solche sind, die sich nicht wegdenken lassen,

Digitized by Google

— welches eben deutlich genug ihren subjektiven Ursprung anzeigt, indem sie unmittelbar aus der Beschaffenheit des Anschauungsapparats selbst hervorgehn, — daß er mithin gerade Das, was, als Gehirnfunktion, noch viel subjektiver ist, als die direkt von außen veranlaßte, oder doch wenigstens näher bestimmte Sinnesempfindung, für schlechthin objektiv hält.

Inzwischen ist es schön zu sehn, wie, durch alle diese verschiedenen Auffassungen und Erklärungen, das von Cartesius aufgeworfene Problem des Verhältnisses zwischen dem Idealen und dem Realen immer mehr entwickelt und aufgehellt, also die Wahrheit gefördert wird. Freilich geschah Dies unter Begünstigung der Zeitumstände, oder richtiger der Natur, als welche in dem kurzen Zeitraum zweier Jahrhunderte über ein halbes Dutzend denkender Köpfe in Europa geboren werden und zur Reife gedeihen ließ; wozu, als Angebinde des Schicksals, noch kam, daß diese, mitten in einer nur dem Nutzen und Vergnügen fröhnenden, also niedrig gesinnten Welt, ihrem erhabenen Berufe folgen durften, unbekümmert um das Belfern der Pfaffen und das Faseln, oder absichtsvolle Treiben, der jedesmaligen Philosophieprofessoren.

Da nun Locke, seinem strengen Empirismus gemäß, auch das Kausalitätsverhältniß uns erst durch die Erfahrung bekannt werden ließ, bestritt Hume nicht, wie Recht gewesen wäre, diese falsche Annahme; sondern, indem er sofort das Ziel überschoß, die Realität des Kausalitätsverhältnisses selbst, und zwar durch die an sich richtige Bemerkung, daß die Erfahrung doch nie mehr, als ein bloßes Folgen der Dinge auf einander, nicht aber ein eigentliches Erfolgen und Bewirken, einen nothwendigen Zusammenhang, sinnlich und unmittelbar, geben könne. Es ist allbekannt, wie dieser skeptische Einwurf Hume's der Anlaß wurde zu Kant's ungleich tieferen Untersuchungen der Sache, welche ihn zu dem Resultat geführt haben, daß die Kausalität, und dazu auch noch Raum und Zeit, a priori von uns erkannt werden, d. h. vor aller Erfahrung in uns liegen, und daher zum subjektiven Antheil der Erkenntniß gehören; woraus dann weiter folgt, daß alle jene primären, d. i. absoluten Eigenschaften der Dinge, welche Locke festgestellt hatte, da sie sämmtlich aus reinen Bestimmungen der Zeit, des Raums und der Kausalität zu-

Digitized by Google

des Willens geblieben war: da kann er zwar für diesen und dessen Zwecke außerordentlich viel leisten, für die Philosophie hingegen, wie für die Kunst, nichts. Denn diese machen gerade zur ersten Bedingung, daß der Intellekt bloß aus eigenem Antriebe thätig sei und, für die Zeit dieser Thätigkeit, aufhöre, dem Willen dienstbar zu seyn, d. h. die Zwecke der eigenen Person im Auge zu haben. Er selbst aber, wenn allein aus eigenem Triebe thätig, kennt, seiner Natur nach, keinen andern Zweck, als eben nur die Wahrheit. Daher reicht es, um ein Philosoph, d. h. ein Liebhaber der Weisheit (die keine andere als die Wahrheit ist) zu seyn, nicht hin, daß man die Wahrheit liebe, soweit sie mit dem eigenen Interesse, oder dem Willen der Vorgesetzten, oder den Satzungen der Kirche, oder den Vorurtheilen und dem Geschmack der Zeitgenossen, vereinbar ist: so lange man es dabei bewenden läßt, ist man nur ein *φιλαντος*, kein *φιλοσοφος*. Denn dieser Ehrentitel ist eben dadurch schön und weise ersonnen, daß er besagt, man liebe die Wahrheit ernstlich und von ganzem Herzen, also unbedingt, ohne Vorbehalt, über Alles, ja, nöthigenfalls, Allem zum Trotz. Hiervon nun aber ist der Grund eben der oben angegebene, daß der Intellekt frei geworden ist, in welchem Zustande er gar kein anderes Interesse auch nur kennt und versteht, als das der Wahrheit: die Folge aber ist, daß man alsdann gegen allen Lug und Trug, welches Kleid er auch trage, einen unversöhnlichen Haß faßt. Damit wird man freilich es in der Welt nicht weit bringen; wohl aber in der Philosophie. — Hingegen ist es, für diese, ein schlimmes Auspicium, wenn man, angeblich auf die Erforschung der Wahrheit ausgehend, damit anfängt, aller Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Lauterkeit, Lebewohl zu sagen, und nur darauf bedacht ist, sich für Das geltend zu machen, was man nicht ist. Dann nimmt man, eben wie jene drei Sophisten, bald ein falsches Pathos, bald einen erkünstelten hohen Ernst, bald die Miene unendlicher Ueberlegenheit an, um zu imponiren, wo man überzeugen zu können verzweifelt, schreibt unüberlegt, weil man, nur um zu schreiben denkend, das Denken bis zum Schreiben aufgespart hatte, sucht jetzt palpable Sophismen als Beweise einzuschwärzen, hohlen und sinnleeren Wortkram für tiefe Gedanken auszugeben, beruft sich auf intellektuelle Anschauung, oder auf absolu-

tes Denken und Selbstbewegung der Begriffe, perhorrescirt ausdrücklich den Standpunkt der „Reflexion", d. h. der vernünftigen Besinnung, unbefangenen Ueberlegung und redlichen Darstellung, also überhaupt den eigentlichen, normalen Gebrauch der Vernunft, deklarirt demgemäß eine unendliche Verachtung gegen die „Reflexionsphilosophie", mit welchem Namen man jeden zusammenhängenden, Folgen aus Gründen ableitenden Gedankengang, wie er alles frühere Philosophiren ausmacht, bezeichnet, und wird demnach, wenn man dazu mit genugsamer und durch die Erbärmlichkeit des Zeitalters ermuthigter Frechheit ausgestattet ist, sich etwan so darüber auslassen: „es ist nicht schwer einzusehn, „daß die Manier, einen Satz aufzustellen, Gründe für ihn an„zuführen, und den entgegengesetzten durch Gründe eben so zu „widerlegen, nicht die Form ist, in der die Wahrheit auftreten „kann. Die Wahrheit ist die Bewegung ihrer an sich selbst" u. s. w. (Hegel, Vorrede zur Phänomenologie des Geistes, S. LVII, in der Gesammtausgabe S. 36). Ich denke, es ist nicht schwer einzusehn, daß wer Dergleichen voranschickt, ein unverschämter Scharlatan ist, der die Gimpel bethören will und merkt, daß er an den Deutschen des 19. Jahrhunderts seine Leute gefunden hat.

Wenn man also demgemäß, angeblich dem Tempel der Wahrheit zueilend, die Zügel dem Interesse der eigenen Person übergiebt, welches seitabwärts und nach ganz andern Leitsternen blickt, etwan nach dem Geschmack und den Schwächen der Zeitgenossen, nach der Religion des Landes, besonders aber nach den Absichten und Winken der Regierenden, — o wie sollte man da den auf hohen, abschüssigen, kahlen Felsen gelegenen Tempel der Wahrheit erreichen! — Wohl mag man dann, durch das sichere Band des Interesses, eine Schaar recht eigentlich hoffnungsvoller, nämlich Protektion und Anstellungen hoffender Schüler an sich knüpfen, die zum Schein eine Sekte, in der That eine Faktion bilden, von deren vereinigten Stentorstimmen man nunmehr als ein Weiser ohne Gleichen in alle vier Winde ausgeschrien wird: das Interesse der Person wird befriedigt, das der Wahrheit ist verrathen.

Aus diesem Allen erklärt sich die peinliche Empfindung, von der man ergriffen wird, wenn man, nach dem Studio der

Digitized by Google

im Obigen durchmusterten wirklichen Denker, an die Schriften Fichtes und Schellings, oder gar an den, mit gränzenlosem, aber gerechtem Vertrauen zur deutschen Niaiserie, frech hingeschmierten Unsinn Hegels geht.*) Bei Jenen hatte man überall ein redliches Forschen nach Wahrheit und ein eben so redliches Bemühen, ihre Gedanken Andern mitzutheilen, gefunden. Daher fühlt wer im Kant, Locke, Hume, Malebranche, Spinoza, Carteſius lieſt ſich erhoben und von Freude durchdrungen: dies wirkt die Gemeinſchaft mit einem edlen Geiſte, welcher denkt und zu denken giebt. Das Umgekehrte von dieſem Allen findet Statt, beim Leſen der oben genannten drei deutſchen Sophiſten. Ein Unbefangener, der ein Buch von ihnen aufmacht und dann ſich frägt, ob Dies der Ton eines Denkers, der belehren, oder der eines Scharlatans, der täuſchen will, ſei, kann nicht fünf Minuten darüber in Zweifel bleiben: ſo ſehr athmet hier Alles Unredlichkeit. Der Ton ruhiger Unterſuchung, der alle bisherige Philoſophie charakteriſirt hatte, iſt vertauſcht gegen den der unerſchütterlichen Gewißheit, wie er der Scharlatanerie in jeder Art und jeder Zeit eigen iſt, die aber hier beruhen ſoll auf vorgeblich unmittelbarer, intellektualer Anſchauung, oder abſolutem, d. h. vom Subjekt, alſo auch ſeiner Fehlbarkeit, unabhängigem Denken. Aus jeder Seite, jeder Zeile ſpricht das Bemühen, den Leſer zu berücken, zu betrügen, bald ihn durch Imponiren zu verdutzen, bald ihn durch unverſtändliche Phraſen, ja durch baaren Unſinn, zu betäuben, bald ihn durch die Frechheit im Behaupten

*) Die Hegel'ſche Afterweisheit iſt recht eigentlich jener Mühlſtein im Kopfe des Schülers im Fauſt. Wenn man einen Jüngling abſichtlich verdummen und zu allem Denken völlig unfähig machen will; ſo giebt es kein probateres Mittel, als das fleißige Studium Hegelſcher Originalwerke: denn dieſe monſtroſen Zuſammenfügungen von Worten, die ſich aufheben und widerſprechen, ſo daß der Geiſt irgend etwas dabei zu denken vergeblich ſich abmartert, bis er endlich ermattet zuſammenſinkt, vernichten in ihm allmälig die Fähigkeit zum Denken ſo gänzlich, daß, vom Dem an, hohle, leere Floskeln ihm für Gedanken gelten. Dazu nun noch die durch Wort und Beiſpiel aller Reſpektsperſonen dem Jünglinge beglaubigte Einbildung, jener Wortkram ſei die wahre, hohe Weisheit! — Wenn ein Mal ein Vormund beſorgen ſollte, ſeine Mündel könnte für ſeine Pläne zu klug werden; ſo ließe ſich durch ein fleißiges Studium der Hegel'ſchen Philoſophie dieſem Unglück vorbeugen.

Digitized by Google

zu verblüffen, kurz, ihm Staub in die Augen zu ſtreuen und ihn nach Möglichkeit zu myſtifiziren. Daher kann die Empfindung, welche man bei dem in Rede ſtehenden Uebergange, in Hinſicht auf das Theoretiſche ſpürt, derjenigen verglichen werden, welche, in Hinſicht auf das Praktiſche, Einer haben mag, der, aus einer Geſellſchaft von Ehrenmännern kommend, in eine Gaunerherberge gerathen wäre. Welch ein würdiger Mann iſt doch der von eben jenen drei Sophiſten ſo gering geſchätzte und verſpottete Chriſtian Wolf, in Vergleich mit ihnen! Er hatte und gab doch wirkliche Gedanken: ſie aber bloße Wortgebilde, Phraſen, in der Abſicht zu täuſchen. Demnach iſt der wahre, unterſcheidende Charakter der Philoſophie dieſer ganzen, ſogenannten Nachkantiſchen Schule Unredlichkeit, ihr Element blauer Dunſt und perſönliche Zwecke ihr Ziel. Ihre Koryphäen waren bemüht, zu ſcheinen, nicht zu ſeyn: ſie ſind daher Sophiſten, nicht Philoſophen. Spott der Nachwelt, der ſich auf ihre Verehrer erſtreckt, und dann Vergeſſenheit warten ihrer. Mit der angegebenen Tendenz dieſer Leute hängt, beiläufig geſagt, auch der zankende, ſcheltende Ton zuſammen, der, als obligate Begleitung, überall Schellings Schriften durchzieht. — Wäre nun dieſem Allen nicht ſo, wäre mit Redlichkeit, ſtatt mit Imponiren und Windbeuteln zu Werke gegangen worden; ſo könnte Schelling, als welcher entſchieden der Begabteſte unter den Dreien iſt, in der Philoſophie doch den untergeordneten Rang eines vor der Hand nützlichen Eklektikers einnehmen; ſofern er aus den Lehren des Plotinos, des Spinoza, Jakob Böhms, Kants und der Naturwiſſenſchaft neuerer Zeit ein Amalgam bereitet hat, das die große Leere, welche die negativen Reſultate der Kantiſchen Philoſophie herbeigeführt hatten, einſtweilen ausfüllen konnte, bis ein Mal eine wirklich neue Philoſophie herankäme und die durch jene geforderte Befriedigung eigentlich gewährte.

Wie Kinder mit den zu ernſten Zwecken beſtimmten Waffen, oder ſonſtigem Geräthe der Erwachſenen ſpielen, ſo haben die hier in Betracht genommenen drei Sophiſten es mit dem Gegenſtande, über deſſen Behandlung ich hier referire, gemacht, indem ſie zu den mühſäligen, zweihundertjährigen Unterſuchungen grübelnder Philoſophen das komiſche Widerſpiel lieferten. Nachdem nämlich Kant das große Problem des Verhältniſſes zwi-

Digitized by Google

schen dem an sich Existirenden und unsern Vorstellungen mehr als je auf die Spitze gestellt und dadurch es der Lösung um ein Vieles näher gebracht hatte, tritt Fichte auf mit der Behauptung, daß hinter den Vorstellungen weiter nichts stäke; sie wären eben nur Produkte des erkennenden Subjekts, des Ich. Während er hiedurch Kanten zu überbieten suchte, brachte er bloß eine Karikatur der Philosophie desselben zu Tage, indem er, unter beständiger Anwendung der jenen drei Pseudophilosophen bereits nachgerühmten Methode, das Reale ganz aufhob und nichts als das Ideale übrig ließ. Dann kam Schelling, der, in seinem System der absoluten Identität des Realen und Idealen, jenen ganzen Unterschied für nichtig erklärte, und behauptete, das Ideale sei auch das Reale, es sei eben Alles Eins; wodurch er das so mühsam, mittelst der allmälig und schrittweise sich entwickelnden Besonnenheit, Gesonderte wieder wild durch einander zu werfen und Alles zu vermischen trachtete (Schelling, vom Verhältniß der Naturphil. zur Fichte'schen, S. 14 — 21). Der Unterschied des Idealen und Realen wird eben dreist weggeläugnet, unter Nachahmung der oben gerügten Fehler Spinoza's. Dabei werden sogar Leibnitzen's Monaden, diese monstrose Identifikation zweier Undinge, nämlich der Atome und der untheilbaren, ursprünglich und wesentlich erkennenden Individuen, genannt Seelen, wieder hervorgeholt, feierlich apotheosirt und zu Hülfe genommen (Schelling, Ideen z. Naturphil. 2. Aufl. S. 38 u. 82). Den Namen der Identitätsphilosophie führt die Schelling'sche Naturphilosophie, weil sie, in Spinoza's Fußstapfen tretend, drei Unterschiede, die dieser aufgehoben hatte, ebenfalls aufhebt, nämlich den zwischen Gott und Welt, den zwischen Leib und Seele, und endlich auch den zwischen dem Idealen und Realen in der angeschauten Welt. Dieser letztere Unterschied aber hängt, wie oben, bei Betrachtung Spinoza's, gezeigt worden, keineswegs von jenen beiden andern ab; so wenig, daß, je mehr man ihn hervorgehoben hat, desto mehr jene beiden andern dem Zweifel unterlegen sind: denn sie sind auf dogmatische Beweise (die Kant umgestoßen hat) gegründet, er hingegen auf einen einfachen Akt der Besinnung. Dem Allen entsprechend wurde von Schelling auch die Metaphysik mit der Physik identifizirt, und demgemäß auf eine bloß physikalisch-chemische Diatribe der hohe Titel „von

Digitized by Google

der Weltſeele" geſetzt. Alle eigentlich metaphyſiſchen Probleme, wie ſie dem menſchlichen Bewußtſeyn ſich unermüdlich aufdringen, ſollten durch ein dreiſtes Wegläugnen, mittelſt Machtſprüchen, beſchwichtigt werden. Hier iſt die Natur eben weil ſie iſt, aus ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt, wir ertheilen ihr den Titel Gott, damit iſt ſie abgefunden und wer mehr verlangt iſt ein Narr: der Unterſchied zwiſchen Subjektivem und Objektivem iſt eine bloße Schulfaſſe, ſo auch die ganze Kantiſche Philoſophie, deren Unterſcheidung von a priori und a posteriori nichtig iſt: unſere empiriſche Anſchauung liefert ganz eigentlich die Dinge an ſich u. ſ. w. Man ſehe „Ueber das Verhältniß der Naturphiloſophie zur Fichte'ſchen S. 51 und 67," woſelbſt auch S. 61. ausdrücklich geſpottet wird über Die, „welche recht eigentlich darüber erſtaunen, daß nicht nichts iſt, und ſich nicht ſatt darüber wundern können, daß wirklich etwas exiſtirt." So ſehr alſo ſcheint dem Herrn von Schelling ſich Alles von ſelbſt zu verſtehn. Im Grunde aber iſt ein dergleichen Gerede eine in vornehme Phraſen gehüllte Appellation an den ſogenannten geſunden, d. h. rohen Verſtand. Uebrigens erinnere ich hier an das im 2. Bande meines Hauptwerks, Kap. 17 gleich Anfangs, Geſagte. Für unſern Gegenſtand bezeichnend und gar naiv iſt im angeführten Buche Schellings noch die Stelle S. 69: „hätte die Empirie ihren Zweck vollkommen erreicht; ſo „würde ihr Gegenſatz mit der Philoſophie und mit dieſem die „Philoſophie ſelbſt, als eigene Sphäre oder Art der Wiſſenſchaft, „verſchwinden: alle Abſtraktionen löſten ſich auf in die unmittelbare „freundliche" Anſchauung: das Höchſte wäre ein Spiel der „Luſt und der Einfalt, das Schwerſte leicht, das Unſinnlichſte „ſinnlich, und der Menſch dürfte froh und frei im Buche der „Natur leſen." — Das wäre freilich allerliebſt! Aber ſo ſteht es nicht mit uns: dem Denken läßt ſich nicht ſo die Thüre weiſen. Die ernſte, alte Sphinx mit ihrem Räthſel liegt unbeweglich da und ſtürzt ſich darum, daß ihr ſie für ein Geſpenſt erklärt, nicht vom Felſen. Als, eben deshalb, Schelling ſpäter ſelbſt merkte, daß die metaphyſiſchen Probleme ſich nicht durch Machtſprüche abweiſen laſſen, lieferte er einen eigentlich metaphyſiſchen Verſuch, in ſeiner Abhandlung über die Freiheit, welche jedoch eine bloße metaphyſiſche Phantaſie, ein conte bleu,

Digitized by Google

iſt, daher es eben kommt, daß der Vortrag, ſo oft er den demonſtrirenden Ton annimmt (z. B. S. 453, ff.), eine entſchieden komiſche Wirkung hat.

Durch ſeine Lehre von der Identität des Realen und Idealen hatte demnach Schelling das Problem, welches, ſeit Carteſius es auf die Bahn gebracht, von allen großen Denkern behandelt und endlich von Kant auf die äußerſte Spitze getrieben war, dadurch zu löſen geſucht, daß er den Knoten zerhaute, indem er den Gegenſatz zwiſchen Beiden ableugnete. Mit Kanten, von dem er auszugehen vorgab, trat er dadurch eigentlich in geraden Widerſpruch. Inzwiſchen hatte er wenigſtens den urſprünglichen und eigentlichen Sinn des Problems feſtgehalten, als welcher das Verhältniß zwiſchen unſerer Anſchauung und dem Seyn und Weſen, an ſich ſelbſt, der in dieſer ſich darſtellenden Dinge betrifft: allein, weil er ſeine Lehre hauptſächlich aus dem Spinoza ſchöpfte, nahm er bald von Dieſem die Ausdrücke Denken und Seyn auf, welche das in Rede ſtehende Problem ſehr ſchlecht bezeichnen und ſpäter Anlaß zu den tollſten Monſtroſitäten wurden. Spinoza hatte mit ſeiner Lehre, daß substantia cogitans et substantia extensa una eademque est substantia, quae jam sub hoc jam sub illo attributo comprehenditur (II., 7. sch.); oder scilicet mens et corpus una eademque est res, quae jam sub cogitationis, jam sub extensionis attributo concipitur (III, 2. sch.), zunächſt den Carteſianiſchen Gegenſatz von Leib und Seele aufheben wollen: auch mag er erkannt haben, daß das empiriſche Objekt von unſerer Vorſtellung davon nicht verſchieden iſt. Schelling nahm nun von ihm die Ausdrücke Denken und Seyn an, welche er allmälig denen von Anſchauen, oder vielmehr Angeſchautem, und Ding an ſich ſubſtituirte. (Neue Zeitſchrift für ſpekul. Phyſik, erſten Bandes erſtes Stück: „Fernere Darſtellungen" u. ſ. w.) Denn das Verhältniß unſerer Anſchauung der Dinge zum Seyn und Weſen an ſich derſelben iſt das große Problem, deſſen Geſchichte ich hier ſkizire; nicht aber das unſerer Gedanken, d. h. Begriffe; da dieſe ganz offenbar und unleugbar bloße Abſtraktionen aus dem anſchaulich Erkannten ſind, entſtanden durch beliebiges Wegdenken, oder Fallenlaſſen, einiger Eigenſchaften und Beibehalten anderer; woran zu zweifeln

Digitized by Google

keinem vernünftigen Menschen einfallen kann.*) Diese Begriffe und Gedanken, welche die Klasse der nichtanschaulichen Vorstellungen ausmachen, haben daher zum Wesen und Seyn an sich der Dinge nie ein unmittelbares Verhältniß, sondern allemal nur ein mittelbares, nämlich unter Vermittelung der Anschauung: diese ist es, welche einerseits ihnen den Stoff liefert, und andererseits in Beziehung zu den Dingen an sich, d. h. zu dem unbekannten, in der Anschauung sich objektivirenden, selbsteigenen Wesen der Dinge steht.

Der von Schelling dem Spinoza entnommene, ungenaue Ausdruck gab nun später dem geist- und geschmacklosen Scharlatan Hegel, welcher in dieser Hinsicht als der Hanswurst Schellings auftritt, Anlaß, die Sache dahin zu verdrehen, daß das Denken selbst und im eigentlichen Sinn, also die Begriffe, identisch seyn sollten mit dem Wesen an sich der Dinge: also das in abstracto Gedachte als solches und unmittelbar sollte Eins seyn mit dem objektiv Vorhandenen an sich selbst, und demgemäß sollte denn auch die Logik zugleich die wahre Metaphysik seyn: demnach brauchten wir nur zu denken, oder die Begriffe walten zu lassen, um zu wissen, wie die Welt da draußen absolut beschaffen sei. Danach wäre Alles, was in einem Hirnkasten spukt, sofort wahr und real. Weil nun ferner „je toller je besser" der Wahlspruch der Philosophaster dieser Periode war; so wurde diese Absurdität durch die zweite gestützt, daß nicht wir dächten, sondern die Begriffe allein und ohne unser Zuthun den Gedankenprozeß vollzögen, welcher daher die dialektische Selbstbewegung des Begriffs genannt wurde und nun eine Offenbarung aller Dinge in et extra naturam seyn sollte. Dieser Fratze lag nun aber eigentlich noch eine andere zum Grunde, welche ebenfalls auf Misbrauch der Wörter beruhte und zwar nie deutlich ausgesprochen wurde, jedoch unzweifelhaft dahinter steckt. Schelling hatte, nach Spinoza's Vorgang, die Welt Gott betitelt. Hegel nahm Dies nach dem Wortsinn. Da nun das Wort eigentlich ein persönliches Wesen, welches, unter andern mit der Welt durchaus inkompatibeln Eigenschaften, auch die der Allwissenheit hat, bedeutet; so wurde von ihm nun auch diese

*) Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom Grund, 2. Aufl. §. 26.

Digitized by Google

auf die Welt übertragen, woselbst sie natürlich keine andere Stelle erhalten konnte, als unter der albernen Stirn des Menschen; wonach denn dieser nur seinen Gedanken freien Lauf (dialektische Selbstbewegung) zu lassen brauchte, um alle Mysterien Himmels und der Erde zu offenbaren, nämlich in dem absoluten Gallimathias der Hegel'schen Dialektik. Eine Kunst hat dieser Hegel wirklich verstanden, nämlich die, die Deutschen bei der Nase zu führen. Das ist aber keine große. Wir sehn ja, mit welchen Possen er die deutsche Gelehrtenwelt 30 Jahre lang in Respekt halten konnte. Doch genug von ihnen und ihrem Urheber, dessen Verehrung wir der Dänischen Akademie der Wissenschaften überlassen wollen, als welche in ihm einen summus philosophus nach ihrem Sinn erkannt hat und daher Respekt vor ihm fordert, in ihrem, meiner Preisschrift über das Fundament der Moral, zu bleibendem Andenken, beigedrucktem Urtheile, welches eben so sehr wegen seines Scharfsinns, als wegen seiner denkwürdigen Redlichkeit, der Vergessenheit entzogen zu werden verdiente, wie auch, weil es einen lukulenten Beleg liefert zu Labruyere's gar schönem Ausspruch: **du même fonds, dont on néglige un homme de mérite, l'on sait encore admirer un sot.**

Digitized by Google

Fragmente

zur

Geſchichte der Philoſophie.

Digitized by Google

Fragmente

zur

Geschichte der Philosophie.

§. 1.

Ueber dieselbe.

Statt der selbsteigenen Werke der Philosophen allerlei Darlegungen ihrer Lehren, oder überhaupt Geschichte der Philosophie zu lesen, ist wie wenn man sich sein Essen von einem Andern kauen lassen wollte. Würde man wohl Weltgeschichte lesen, wenn es Jedem freistände, die ihn interessirenden Begebenheiten der Vorzeit mit eigenen Augen zu schauen? Hinsichtlich der Geschichte der Philosophie nun aber ist ihm eine solche Autopsie ihres Gegenstandes wirklich zugänglich, nämlich in den selbsteigenen Schriften der Philosophen; woselbst er dann immerhin, der Kürze halber, sich auf wohlgewählte Hauptkapitel beschränken mag; um so mehr, als sie alle von Wiederholungen strotzen, die man sich ersparen kann. Auf diese Weise also wird er das Wesentliche ihrer Lehren authentisch und unverfälscht kennen lernen, während er aus den, jetzt jährlich zu halben Dutzenden erscheinenden Geschichten der Philosophie bloß empfängt, was davon in den Kopf eines Philosophieprofessors gegangen ist und zwar so, wie es sich daselbst ausnimmt; wobei es sich von selbst versteht, daß die Gedanken eines großen Geistes bedeutend einschrumpfen müssen, um im drei-pfund-Gehirn so eines Parasiten der Philosophie Platz zu finden, aus welchem sie nun wieder, in den jedesmaligen Jargon des Tages gekleidet, hervorkommen sollen, begleitet von seiner altklugen Beurtheilung. — Ueberdies läßt sich berechnen, daß so ein geldverdienender Geschichtschreiber der Philosophie kaum den zehnten Theil der Schriften, darüber er Bericht erstattet, auch nur gelesen haben kann: ihr wirkliches Studium

Digitized by Google

erfordert ein ganzes, langes und arbeitſames Leben, wie es ehemals, in den alten, fleißigen Zeiten, der wackere Brucker daran geſetzt hat. Was hingegen können wohl ſolche Leutchen, die, abgehalten durch beſtändige Vorleſungen, Amtsgeſchäfte, Ferienreiſen und Zerſtreuungen, meiſtens ſchon in ihren früheren Jahren mit Geſchichten der Philoſophie auftreten, Gründliches erforſcht haben? Dazu aber wollen ſie auch noch pragmatiſch ſeyn, die Nothwendigkeit des Entſtehens und der Folge der Syſteme ergründet haben und darthun, und nun gar noch jene ernſten, ächten Philoſophen der Vorzeit beurtheilen, zurechtweiſen und meiſtern. Wie kann es anders kommen, als daß ſie die älteren, und Einer den Andern, ausſchreiben, dann aber, um Dies zu verbergen, die Sachen mehr und mehr verderben, indem ſie ihnen die moderne Tournüre des laufenden Quinquenniums zu geben beſtrebt ſind, wie ſie denn auch nach dem Geiſte deſſelben ſolche beurtheilen. — Sehr zweckmäßig dagegen würde eine von redlichen und einſichtigen Gelehrten gemeinſchaftlich und gewiſſenhaft gemachte Sammlung der wichtigen Stellen und weſentlichen Kapitel ſämmtlicher Hauptphiloſophen ſeyn, in chronologiſch-pragmatiſcher Ordnung zuſammengeſtellt, ungefähr in der Art, wie zuerſt Gedicke, und ſpäter Ritter und Preller es mit der Philoſophie des Alterthums gemacht haben; jedoch viel ausführlicher: alſo eine mit Sorgfalt und Sachkenntniß verfertigte große und allgemeine Chreſtomathie.

Die Fragmente, welche nun ich hier gebe, ſind wenigſtens nicht traditionell, d. h. abgeſchrieben; vielmehr ſind es Gedanken, veranlaßt durch das eigene Studium der Originalwerke.

§. 2.

Vorſokratiſche Philoſophie.

Die Eleatiſchen Philoſophen ſind wohl die erſten, welche des Gegenſatzes inne geworden ſind, zwiſchen dem Angeſchauten und dem Gedachten, *φαινομενα* und *νοουμενα*. Das Letztere allein war ihnen das wahrhaft Seiende, das *οντως ον*. — Von dieſem behaupteten ſie ſodann, daß es Eines, unveränderlich und unbeweglich ſei; nicht aber eben ſo von den *φαινομενοις*, d. i. dem Angeſchauten, Erſcheinenden, empiriſch Gegebenen, als von welchem ſo etwas zu behaupten geradezu

lächerlich gewesen wäre; daher denn einst der so mißverstandene Satz, auf die bekannte Art, vom Diogenes widerlegt wurde. Sie unterschieden also eigentlich schon zwischen Erscheinung, φαινομενον, und Ding an sich, οντως ον. Letzteres konnte nicht sinnlich angeschaut, sondern nur denkend erfaßt werden, war demnach νοουμενον. (Arist. metaph. I, 5. p. 986 et Scholia edit. Berol. p. p. 429, 430, et 509.) In den Scholien zum Aristoteles (p. 460, 536, 544 et 798) wird des Parmenides Schrift τα κατα δοξαν erwähnt: das wäre also die Lehre von der Erscheinung, die Physik, gewesen: ihr wird ohne Zweifel ein anderes Werk, τα κατ' αληθειαν, die Lehre vom Ding an sich, also die Metaphysik, entsprochen haben. Von Melissos sagt ein Scholion des Philoponos geradezu: εν τοις προς αληθειαν εν ειναι λεγων το ον, εν τοις προς δοξαν δυο (müßte heißen πολλα) φησιν ειναι. — Der Gegensatz der Eleaten, und wahrscheinlich auch durch sie hervorgerufen, ist Herakleitos, sofern er unaufhörliche Bewegung aller Dinge lehrte, wie sie die absolute Unbeweglichkeit: er blieb demnach beim φαινομενον stehn. (Arist. de coelo, III, 1. p. 298. edit. Berol.) Dadurch nun wieder rief er, als seinen Gegensatz, die Ideenlehre Plato's hervor; wie dies aus der Darstellung des Aristoteles (Metaph. p. 1078) sich ergiebt.

Es ist bemerkenswerth, daß wir die sehr wenigen Hauptlehrsätze der vorsokratischen Philosophen, welche sich erhalten haben, in den Schriften der Alten unzählige Mal wiederholt finden; darüber hinaus jedoch sehr wenig: so z. B. die Lehren des Anaxagoras vom νους und den ὁμοιομεριαι, — die des Empedokles von φιλια και νεικος und den vier Elementen, — die des Demokritos und Leukippos von den Atomen und den ειδωλοις, — die des Herakleitos vom beständigen Fluß der Dinge, — die der Eleaten, wie oben auseinandergesetzt, — die der Pythagoreer von den Zahlen, der Metempsychose u. s. f.

Die erwähnten beiden Dogmen des Anaxagoras stehn übrigens in genauer Verbindung. — Nämlich παντα εν πασιν ist seine symbolische Bezeichnung des Homoiomeriendogma's. In der chaotischen Urmasse staken demnach, ganz fertig vorhanden, die partes similares (im physiologischen Sinne) aller Dinge.

Digitized by Google

Um ſie auszuſcheiden und zu ſpecifiſch verſchiedenen Dingen (partes dissimilares) zuſammenzuſetzen, zu ordnen und zu formen, bedurfte es eines νους, der, durch Ausleſen der Beſtandtheile, die Konfuſion in Ordnung brächte; da ja das Chaos die vollſtändigſte Miſchung aller Subſtanzen enthielt (Scholia in Aristot. p. 337.). Jedoch hatte der νους dieſe erſte Scheidung nicht vollkommen zu Stande gebracht; daher in jedem Dinge noch immer die Beſtandtheile aller übrigen, wenn gleich in geringerem Maaße, anzutreffen waren: παλιν γαρ παν εν παντι μεμιχται (ibid.) —

Empedokles hingegen hatte, ſtatt zahlloſer Homoiomerien, nur vier Elemente, — aus welchen nunmehr die Dinge als Produkte, nicht, wie beim Anaragoras, als Edukte hervorgehn ſollten. Die vereinende und ſcheidende, alſo ordnende Rolle des νους aber ſpielen bei ihm φιλια και νεικος, Liebe und Haß. Das iſt Beides gar ſehr viel geſcheuter. Nicht dem Intellekt (νους) nämlich, ſondern dem Willen (φιλια και νεικος) überträgt er die Anordnung der Dinge, und die verſchiedenartigen Subſtanzen ſind nicht, wie beim Anaragoras, bloße Edukte; ſondern wirkliche Produkte. Ließ Anaragoras ſie durch einen ſondernden Verſtand, ſo läßt ſie hingegen Empedokles durch blinden Trieb, d. i. erkenntnißloſen Willen, zu Stande gebracht werden.

Ueberhaupt iſt Empedokles ein ganzer Mann, und ſeinem φιλια και νεικος liegt ein tiefes und wahres apperçu zum Grunde. Schon in der unorganiſchen Natur ſehn wir die Stoffe, nach den Geſetzen der Wahlverwandſchaft, einander ſuchen oder fliehen, ſich verbinden und trennen. Die aber, welche ſich chemiſch zu verbinden die ſtärkſte Neigung zeigen, die jedoch nur im Zuſtande der Flüſſigkeit befriedigt werden kann, treten in den entſchiedenſten elektriſchen Gegenſatz, wenn ſie im feſten Zuſtande in Berührung miteinander kommen: ſie gehn jetzt in entgegengeſetzte Polaritäten feindlich auseinander, um ſich ſodann wieder zu ſuchen und zu umarmen. Und was iſt denn überhaupt der in der ganzen Natur unter den verſchiedenſten Formen durchgängig auftretende polare Gegenſatz Anderes, als eine ſtets erneuerte Entzweiung, auf welche die inbrünſtig begehrte Verſöhnung folgt! So iſt denn wirklich φιλια και νεικος überall vorhanden und nur nach Maaßgabe der Umſtände wird jedesmal das Eine, oder

Digitized by Google

das Andere hervortreten. Demgemäß können auch wir ſelbſt mit jedem Menſchen, der uns nahe kommt, augenblicklich befreundet, oder verfeindet ſeyn: die Anlage zu Beidem iſt da und wartet auf die Umſtände. Bloß die Klugheit heißt uns, auf dem Indifferenzpunkt der Gleichgültigkeit verharren; wiewohl er zugleich der Gefrierpunkt iſt. Eben ſo iſt auch der fremde Hund, dem wir uns nähern, augenblicklich bereit, das freundliche, oder das feindliche Regiſter zu ziehn und ſpringt leicht vom Bellen und Knurren zum Wedeln über; wie auch umgekehrt. Was dieſem durchgängigen Phänomene des φιλια και νεικος zum Grunde liegt iſt allerdings zuletzt der große Urgegenſatz zwiſchen der Einheit aller Weſen, nach ihrem Seyn an ſich, und ihrer gänzlichen Verſchiedenheit in der Erſcheinung, als welche das principium individuationis zur Form hat.

Vor Allem aber iſt, unter den Lehren des Empedokles, ſein entſchiedener Peſſimismus beachtenswerth. Er hat das Elend unſeres Daſeyns vollkommen erkannt und die Welt iſt ihm, ſo gut wie den wahren Chriſten, ein Jammerthal, — Ατης λειμων. Schon er vergleicht ſie, wie ſpäter Plato, mit einer finſtern Höhle, in der wir eingeſperrt wären. In unſerm irdiſchen Daſeyn ſieht er einen Zuſtand der Verbannung und des Elends, und der Leib iſt der Kerker der Seele. Dieſe Seelen haben einſt ſich in einem unendlich glücklichen Zuſtande befunden und ſind durch eigene Schuld und Sünde in das gegenwärtige Verderben gerathen, in welches ſie, durch ſündigen Wandel, ſich immer mehr verſtricken und in den Kreislauf der Metempſychoſe gerathen, hingegen durch Tugend und Sittenreinheit, zu welcher auch die Enthaltung von thieriſcher Nahrung gehört, und durch Abwendung von den irdiſchen Genüſſen und Wünſchen wieder in den ehemaligen Zuſtand zurückgelangen können. — Alſo die ſelbe Urweisheit, die den Grundgedanken des Brahmanismus und Buddhaismus, ja, auch des wahren Chriſtenthums (darunter nicht der optimiſtiſche, jüdiſch-proteſtantiſche Rationalismus zu verſtehn iſt) ausmacht, hat auch dieſer uralte Grieche ſich zum Bewußtſeyn gebracht; wodurch der consensus gentium darüber ſich vervollſtändigt. Daß Empedokles, den die Alten durchgängig als einen Pythagoreer bezeichnen, dieſe Anſicht vom Pythagoras überkommen habe, iſt wahrſcheinlich; zumal, da im Grunde auch

Plato sie theilt, der ebenfalls noch unter dem Einflusse des Pythagoras steht. Zur Lehre von der Metempsychose, die mit dieser Weltansicht zusammenhängt, bekennt Empedokles sich auf das Entschiedenste. — Die Stellen der Alten, welche, nebst seinen eigenen Versen, von jener Weltauffassung des Empedokles Zeugniß ablegen, findet man mit großem Fleiße zusammengestellt in Sturzii Empedocles Agrigentinus, S. S. 448 — 458.

Auch in den übrigen Lehrmeinungen dieser vorsokratischen Philosophen läßt sich viel Wahres nachweisen, davon ich einige Beispiele geben will.

Nach Kant's und Laplace's Kosmogonie, welche durch Herschels Beobachtungen noch eine faktische Bestätigung a posteriori erhalten hat, die nun wieder wankend zu machen, Lord Rosse mit seinem Riesenreflektor, zum Trost des Englischen Klerus, bemüht ist, — gestalten sich aus langsam gerinnenden und dann kreisenden, leuchtenden Nebeln, durch Kondensation, die Planetensysteme: da behält, nach Jahrtausenden, wieder Anaximenes Recht, welcher Luft und Dunst für den Grundstoff aller Dinge erklärte (Schol. in Arist. p. 514.). Zugleich aber auch erhalten Empedokles und Demokritos Bestätigung; da schon sie, eben wie Laplace, Ursprung und Bestand der Welt aus einem Wirbel, *δινη*, erklärten (Arist. op. ed. Berol. p. 295, et Scholia p. 351.), worüber, als eine Gottlosigkeit, auch schon Aristophanes (Nubes, v. 820.) spottet; eben wie heut zu Tage über die Laplace'sche Theorie die englischen Pfaffen, denen dabei, wie bei jeder zu Tage kommenden Wahrheit, unwohl zu Muthe, nämlich um ihre Pfründen Angst wird. — Ja, sogar führt gewissermaaßen unsere chemische Stöchiometrie auf die Pythagorische Zahlenphilosophie zurück: *τα γαρ παθη και αἱ ἑξεις των αριθμων των εν τοις ουσι παθων τε και ἑξεων αιτια, οἱον το διπλασιον, το επιτριτον, και ἡμιολιον* (Schol. in Arist. p. 543 et 829.). — Daß das Kopernikanische System von den Pythagoreern anticipirt worden war ist bekannt; ja, es war dem Kopernikus bekannt. Aber selbst Fourier's und Cordier's Entdeckungen über die Wärme im Innern der Erde sind Bestätigungen der Lehre Jener: *ελεγον δε Πυθαγορειοι πυρ ειναι δημιουργικον περι το μεσον και κεντρον της γης, το αναθαλπουν την γην και ζωοποιουν.* Schol. in Arist. p. 504. Und wenn,

Digitized by Google

in Folge eben jener Entdeckungen, die Erdrinde heut zu Tage angeſehn wird als eine dünne Schichte zwiſchen zwei Medien (Atmoſphäre und heiße, flüſſige Metalle und Metalloide), deren Berührung einen Brand verurſachen muß, der jene Rinde vernichtet; ſo beſtätigt Dies die Meinung, daß die Welt zuletzt durch Feuer verzehrt werden wird; in welcher alle alten Philoſophen übereinſtimmen und welche auch die Hindu theilen (lettres édifiantes édit. de 1819. Vol. 7. p. 114.). — Bemerkt zu werden verdient auch noch, daß, wie aus Ariſtoteles (Metaph. I, 5. p. 986) zu erſehn, die Pythagoreer, unter dem Namen der δεκα αρχαι, gerade das Yn und Yang der Chineſen aufgefaßt hatten.

Daß die Metaphyſik der Muſik, wie ich ſolche in meinem Hauptwerke (Bd. 1. §. 52 und Bd. 2 Kap. 39) dargelegt habe, als eine Auslegung der Pythagoriſchen Zahlenphiloſophie angeſehn werden kann, habe ich ſchon dort kurz angedeutet und will es hier noch etwas näher erläutern; wobei ich nun aber die eben angeführten Stellen als dem Leſer gegenwärtig vorausſetze. — Demzufolge alſo drückt die Melodie alle Bewegungen des Willens, wie er ſich im menſchlichen Selbſtbewußtſeyn kund giebt, d. h. alle Affekte, Gefühle u. ſ. w. aus; die Harmonie hingegen bezeichnet die Stufenleiter der Objektivation des Willens in der übrigen Natur. Die Muſik iſt, in dieſem Sinn, eine zweite Wirklichkeit, welche der erſten völlig parallel geht, übrigens aber ganz anderer Art und Beſchaffenheit iſt; alſo vollkommene Analogie, jedoch gar keine Aehnlichkeit mit ihr hat. Nun aber iſt die Muſik, als ſolche, nur in unſerm Gehörnerven und Gehirn vorhanden: außerhalb, oder an ſich (im Lockiſchen Sinne verſtanden), beſteht ſie aus lauter Zahlenverhältniſſen: nämlich zunächſt, ihrer Quantität nach, hinſichtlich des Takts; und dann, ihrer Qualität nach, hinſichtlich der Stufen der Tonleiter, als welche auf den arithmetiſchen Verhältniſſen der Vibrationen beruhen; oder, mit anderen Worten, wie in ihrem rhythmiſchen, ſo auch in ihrem harmoniſchen Element. Hienach alſo iſt das ganze Weſen der Welt, ſowohl als Mikrokosmos, wie als Makrokosmos, allerdings durch bloße Zahlenverhältniſſe auszudrücken, mithin gewiſſermaaßen auf ſie zurückzuführen: in dieſem Sinne hätte dann Pythagoras Recht, das eigentliche Weſen der Dinge in die Zahlen zu ſetzen. — Was ſind nun aber Zah-

Digitized by Google

len? — Succeſſionsverhältniſſe, deren Möglichkeit auf der Zeit beruht.

Wenn man lieſt was über die Zahlenphiloſophie der Pythagoreer in den Scholien zum Ariſtoteles (p. 829 ed. Berol.) geſagt wird; ſo kann man auf die Vermuthung gerathen, daß der ſo ſeltſame und geheimnißvolle, an das Abſurde ſtreifende Gebrauch des Wortes λογος im Eingang des dem Johannes zugeſchriebenen Evangeliums, wie auch die früheren Analoga deſſelben beim Philo, von der Pythagoriſchen Zahlenphiloſophie abſtammen, nämlich von der Bedeutung des Wortes λογος im arithmetiſchen Sinn, als Zahlenverhältniß, ratio numerica; da ein ſolches Verhältniß, nach den Pythagoreern, die innerſte und unzerſtörbare Eſſenz jedes Weſens ausmacht, alſo deſſen erſtes und urſprüngliches Principium, αρχη, iſt; wonach denn von jedem Dinge gälte εν αρχη ην ὁ λογος. Man berückſichtige dabei, daß Ariſtoteles (de anima I, 1) ſagt: τα παθη λογοι ενυλοι εισι, et mox: ὁ μεν γαρ λογος ειδος του πραγματος. Auch wird man dadurch an den λογος σπερματικος der Stoiker erinnert, auf welchen ich bald zurückkommen werde.

Nach der Biographie des Pythagoras von Jamblichos hat derſelbe ſeine Bildung hauptſächlich in Aegypten, wo er von ſeinem 22. bis zum 56. Jahre geweilt, und zwar von den Prieſtern daſelbſt, erhalten. Im 56. Jahre zurückgekehrt, hatte er wohl eigentlich die Abſicht, eine Art Prieſterſtaat, eine Nachahmung der Aegyptiſchen Tempelhierarchien, wiewohl unter den bei Griechen nothwendigen Modifikationen, zu gründen: dies gelang ihm nicht im Vaterlande Samos, jedoch gewiſſermaaßen in Kroton. Da nun Aegyptiſche Kultur und Religion ohne Zweifel aus Indien ſtammte; ſo erklärt ſich hieraus des Pythagoras Vorſchrift der Enthaltung von thieriſcher Nahrung, namentlich das Verbot Ochſen zu ſchlachten (Jambl. vit. Pyth. c. 28, §. 150), wie auch die anbefohlene Schonung aller Thiere, desgleichen ſeine Lehre von der Metempſychoſe, ſeine weißen Gewänder, ſeine ewige Geheimnißkrämerei, welche die ſymboliſchen Sprüche veranlaßte und ſich ſogar auf mathematiſche Theoreme erſtreckte, ferner die Gründung einer Art Prieſterkaſte, mit ſtrenger Disciplin und vielem Ceremoniell, das Anbeten der Sonne (c. 35, §. 256) und viel Anderes. Ich glaube demnach, daß die aller-

Digitized by Google

dings hoch anzuschlagende Weisheit und Erkenntniß des Pythagoras nicht sowohl in Dem bestanden hat, was er gedacht, als in Dem, was er gelernt hatte; also weniger eigene, als fremde war. Sonst würde er sie auch aufgeschrieben haben, um seine Gedanken vom Untergange zu retten: hingegen das erlernte Fremde blieb an der Quelle gesichert.

§. 3.

Sokrates.

Die Weisheit des Sokrates ist ein philosophischer Glaubensartikel. Daß der Platonische Sokrates eine ideale, also poetische Person sei, die Platonische Gedanken ausspricht, liegt am Tage; am Xenophontischen hingegen ist nicht gerade viel Weisheit zu finden. Nach Lukianos (Philopseudes, 24) hätte Sokrates einen dicken Bauch gehabt; welches eben nicht zu den Abzeichen des Genies gehört. — Eben so zweifelhaft jedoch steht es, hinsichtlich der hohen Geistesfähigkeiten, mit allen Denen, welche nicht geschrieben haben, also auch mit dem Pythagoras. Ein großer Geist muß doch allmälig seinen Beruf und seine Stellung zur Menschheit erkennen, folglich zu dem Bewußtseyn gelangen, daß er nicht zur Heerde, sondern zu den Hirten, ich meyne zu den Erziehern des Menschengeschlechtes, gehört: hieraus aber wird ihm die Verpflichtung klar werden, seine unmittelbare und gesicherte Einwirkung nicht auf die Wenigen, welche der Zufall in seine Nähe bringt, zu beschränken; sondern sie auf die Menschheit auszudehnen, damit sie, in dieser, die Ausnahmen von ihr, die Vorzüglichen, also Seltenen, erreichen könne. Das Organ aber, womit man zur Menschheit redet, ist allein die Schrift: mündlich redet man bloß zu einer Anzahl Individuen; daher was so gesagt wird, im Verhältniß zum Menschengeschlechte, Privatsache bleibt. Denn solche Individuen sind für die edle Saat meistens ein schlechter Boden, in welchem sie entweder gar nicht treibt, oder in ihren Erzeugnissen schnell degenerirt: die Saat selbst also muß bewahrt werden. Dies aber geschieht nicht durch Tradition, als welche bei jedem Schritte verfälscht wird, sondern allein durch die Schrift, dieser einzigen treuen Aufbewahrerin der Gedanken. Zudem hat nothwendig jeder tiefdenkende Geist den Trieb, zu seiner eigenen Befriedigung, seine Gedanken festzuhal-

Digitized by Google

ten und ſie zu möglichſter Deutlichkeit und Beſtimmtheit zu bringen, folglich ſie in Worten zu verkörpern. Dies aber geſchieht vollkommen allererſt durch die Schrift: denn der ſchriftliche Vortrag iſt ein weſentlich anderer, als der mündliche; indem er allein die höchſte Präciſion, Koncision und prägnante Kürze zuläßt, folglich zum reinen Ektypos des Gedankens wird. Dieſem Allen zufolge wäre es in einem Denker ein wunderlicher Uebermuth, die wichtigſte Erfindung des Menſchengeſchlechts unbenutzt laſſen zu wollen. Sonach wird es mir ſchwer, an den eigentlich großen Geiſt Derer zu glauben, die nicht geſchrieben haben: vielmehr bin ich geneigt, ſie für hauptſächlich praktiſche Helden zu halten, die mehr durch ihren Charakter, als durch ihren Kopf wirkten. Die erhabenen Urheber des Upaniſchads der Veden haben geſchrieben: wohl aber mag die Sanhita der Veden, aus bloßen Gebeten beſtehend, ſich Anfangs nur mündlich fortgepflanzt haben.

Zwiſchen Sokrates und Kant laſſen ſich gar manche Aehnlichkeiten nachweiſen. Beide verwerfen allen Dogmatismus: Beide bekennen eine völlige Unwiſſenheit in Sachen der Metaphyſik und ſetzen ihre Eigenthümlichkeit in das deutliche Bewußtſeyn dieſer Unwiſſenheit. Beide behaupten, daß hingegen das Praktiſche, Das, was der Menſch zu thun und zu laſſen habe, völlig gewiß ſei und zwar durch ſich ſelbſt, ohne fernere theoretiſche Begründung. Beide hatten das Schickſal, daß ihre nächſten Nachfolger und deklarirten Schüler dennoch in eben jenen Grundlagen von ihnen abwichen und, die Metaphyſik bearbeitend, völlig dogmatiſche Syſteme aufſtellten; daß ferner dieſe Syſteme höchſt verſchieden ausfielen, jedoch alle darin übereinſtimmten, daß ſie von der Lehre des Sokrates, reſpective Kants, ausgegangen zu ſeyn behaupteten. — Da ich ſelbſt Kantianer bin, will ich hier mein Verhältniß zu ihm mit Einem Worte bezeichnen. Kant lehrt, daß wir über die Erfahrung und ihre Möglichkeit hinaus nichts wiſſen können: ich gebe Dies zu, behaupte jedoch, daß die Erfahrung ſelbſt, in ihrer Geſammtheit, einer Auslegung fähig ſei, und habe dieſe zu geben verſucht, indem ich ſie wie eine Schrift entzifferte, nicht aber wie alle früheren Philoſophen, mittelſt ihrer bloßen Formen über ſie hinauszugehn unternahm, was eben Kant als unſtatthaft nachgewieſen hatte. —

Digitized by Google

Der Vortheil der Sokratiſchen Methode, wie wir ſie aus dem Plato kennen lernen, beſteht darin, daß man ſich die Gründe der Sätze, welche man zu beweiſen beabſichtigt, vom Kollokutor oder Gegner, einzeln zugeben läßt, ehe er die Folgen derſelben überſehn hat; da er hingegen aus einem didaktiſchen Vortrage, in fortlaufender Rede, Folgen und Gründe gleich als ſolche zu erkennen Gelegenheit haben und daher dieſe angreifen würde, wenn ihm jene nicht gefielen. — Inzwiſchen gehört zu den Dingen, die Plato uns aufbinden möchte, auch dieſes, daß, mittelſt Anwendung jener Methode, die Sophiſten und andere Narren ſich ſo in aller Gelaſſenheit hätten vom Sokrates darthun laſſen, daß ſie es ſind. Daran iſt nicht zu denken; ſondern etwan beim letzten Viertel des Wegs, oder überhaupt ſobald ſie merkten wo es hinaus ſollte, hätten ſie, durch Abſpringen, oder Leugnen des vorher Geſagten, oder abſichtliche Mißverſtändniſſe, und was noch ſonſt für Schliche und Schikanen die rechthaberiſche Unredlichkeit inſtinktmäßig anwendet, dem Sokrates ſein künſtlich angelegtes Spiel verdorben und ſein Netz zerriſſen; oder aber ſie wären ſo grob und beleidigend geworden, daß er bei Zeiten ſeine Haut in Sicherheit zu bringen, rathſam gefunden haben würde. Denn, wie ſollte nicht auch den Sophiſten das Mittel bekannt geweſen ſeyn, durch welches Jeder ſich Jedem gleich ſetzen und ſelbſt die größte intellektuelle Ungleichheit augenblicklich ausgleichen kann: es iſt die Beleidigung. Zu dieſer fühlt daher die niedrige Natur eine ſogar inſtinktive Aufforderung, ſobald ſie geiſtige Ueberlegenheit zu ſpüren anfängt. —

§. 4.

Plato.

Schon beim Plato finden wir den Urſprung einer gewiſſen falſchen Dianoiologie, welche in heimlich metaphyſiſcher Abſicht, nämlich zum Zweck einer rationalen Pſychologie und daran hängender Unſterblichkeitslehre, aufgeſtellt wird. Dieſelbe hat ſich nachmals als eine Truglehre vom zäheſten Leben erwieſen; da ſie, durch die ganze alte, mittlere und neue Philoſophie hindurch, ihr Daſeyn friſtete, bis Kant, der Alleszermalmer, ihr endlich auf den Kopf ſchlug. Die hier gemeinte Lehre iſt der Rationalismus der Erkenntnißtheorie, mit metaphyſiſchem Endzweck. Sie

Digitized by Google

läßt sich, in der Kürze, so resumiren. Das Erkennende in uns ist eine, vom Leibe grundverschiedene immaterielle Substanz, genannt Seele: der Leib hingegen ist ein Hinderniß der Erkenntniß. Daher ist alle durch die Sinne vermittelte Erkenntniß trüglich: die allein wahre, richtige und sichere hingegen ist die von aller Sinnlichkeit (also aller Anschauung) freie und entfernte, mithin das reine Denken, d. i. das Operiren mit abstrakten Begriffen ganz allein. Denn dieses verrichtet die Seele ganz aus eigenen Mitteln: folglich wird es am besten nachdem sie sich vom Leibe getrennt hat, also wenn wir todt sind, von Statten gehn. — Dergestalt also spielt hier die Dianoiologie der rationalen Psychologie, zum Behuf ihrer Unsterblichkeitslehre, in die Hände. Diese Lehre, wie ich sie hier resumirt habe, findet man ausführlich und deutlich im Phädo Kap. 10. Etwas anders gefaßt ist sie im Timäus, aus welchem Sextus Empirikus sie sehr präcis und klar mit folgenden Worten referirt: *Παλαια τις παρα τοις φυσικοις κυλιεται δοξα περι του τα ὁμοια των ὁμοιων ειναι γνωριστικα.* Mox: *Πλατων δε, εν τῳ Τιμαιῳ, προς παραστασιν του ασωματον ειναι την ψυχην, τῳ αυτῳ γενει της αποδειξεως κεχρηται. Ει γαρ ἡ μεν ὁρασις, φησι, φωτος αντιλαμβανομενη, ευθυς εστι φωτοειδης, ἡ δε ακοη αερα πεπληγμενον κρινουσα, ὁπερ εστι την φωνην, ευθυς αεροειδης θεωρειται, ἡ δε οσφρησις ατμους γνωριζουσα παντως εστι ατμοειδης, και ἡ γευσις χυλους, χυλοειδης· κατ' αναγκην και ἡ ψυχη τας ασωματους ιδεας λαμβανουσα, καθαπερ τας εν τοις αριθμοις και τας εν τοις περασι των σωματων* (also reine Mathematik) *γινεται τις ασωματος* (adv. Math. VII, 116 et 119). (vetus quaedam, a physicis usque probata, versatur opinio, quod similia similibus cognoscantur. — — Mox: Plato, in Timaeo, ad probandum, animam esse incorpoream, usus est eodem genere demonstrationis: „nam si visio," inquit, „apprehendens lucem statim est luminosa, auditus autem aërem percussum judicans, nempe vocem, protinus cernitur ad aëris accedens speciem, odoratus autem cognoscens vapores, est omnino vaporis aliquam habens formam, et gustus, qui humores, humoris habens speciem; necessario et anima, ideas suscipiens incorpo-

reas, ut quae sunt in numeris et in finibus corporum, est incoporea.“)

Selbst Aristoteles läßt, wenigstens hypothetisch, diese Argumentation gelten, da er im ersten Buch de anima (c. 1.) sagt, daß die gesonderte Existenz der Seele danach auszumachen wäre, ob dieser irgend eine Aeußerung zukäme, an welcher der Leib nicht Theil hätte: eine solche schiene vor Allem das Denken zu seyn. Sollte aber selbst dieses nicht ohne Anschauung und Phantasie möglich seyn; dann könne dasselbe auch nicht ohne den Leib Statt finden. (*εἰ δε εστι και το νοειν φαντασια τις, η μη ἀνευ φαντασιας, οὐκ ἐνδεχοιτ' ἀν οὐδε τουτο ἀνευ σωματος εἰναι.*) Eben jene oben gestellte Bedingung nun aber, also die Prämisse der Argumentation, läßt Aristoteles nicht gelten, sofern er nämlich Das lehrt, was man später in dem Satz nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensibus formulirt hat: man sehe hierüber de anima III, 8. Schon er also sah ein, daß alles rein und abstrakt Gedachte seinen ganzen Stoff und Inhalt doch erst vom Angeschauten erborgt hat. Dies hat auch die Scholastiker beunruhigt. Deshalb bemühte man sich schon im Mittelalter darzuthun, daß es reine Vernunfterkenntnisse gäbe, d. h. Gedanken, die auf keine Bilder Bezug hätten, also ein Denken, welches allen Stoff aus sich selbst nähme. Die Bemühungen und Kontroverse über diesen Punkt findet man im Pomponatius, de immortalitate animi, zusammengestellt, da dieser eben sein Hauptargument daher nimmt. — Dem besagten Erforderniß zu genügen sollten nun die Universalia und die Erkenntnisse a priori, als aeternae veritates aufgefaßt, dienen. Welche Ausführung die Sache sodann durch Cartesius und seine Schule erhalten hat, habe ich bereits dargelegt in der dem §. 6 meiner Preisschrift über die Grundlage der Moral beigefügten ausführlichen Anmerkung, in welcher ich auch die lesenswerthen eigenen Worte des Cartesianers de la Forge beigebracht habe. Denn gerade die falschen Lehren jedes Philosophen findet man, in der Regel, am deutlichsten von seinen Schülern ausgedrückt; weil diese nicht, wie wohl der Meister selbst, bemüht sind, diejenigen Seiten seines Systems, welche die Schwäche desselben verrathen könnten, möglichst dunkel zu halten; da sie noch kein Arg daraus haben.

Spinoza nun aber ſtellte bereits dem ganzen Carteſianiſchen Dualismus ſeine Lehre Substantia cogitans et substantia extensa una eademque est substantia, quae jam sub hoc, jam sub illo attributo comprehenditur entgegen, und zeigte dadurch ſeine große Ueberlegenheit. Leibnitz hingegen blieb fein artig auf dem Wege des Carteſius und der Orthodoxie. Dies aber eben rief ſodann das der Philoſophie ſo überaus heilſame Streben des vortrefflichen Locke hervor, als welcher endlich auf Unterſuchung des Urſprungs der Begriffe drang und den Satz no innate ideas (keine angeborne Begriffe), nachdem er ihn ausführlich dargethan, zur Grundlage ſeiner Philoſophie machte. Die Franzoſen, für welche ſeine Philoſophie durch Condillac bearbeitet wurde, giengen, wiewohl aus demſelben Grunde, in der Sache bald zu weit, indem ſie den Satz penser est sentir aufſtellten und ihn urgirten. Schlechthin genommen iſt dieſer Satz falſch: jedoch liegt das Wahre darin, daß jedes Denken theils das Empfinden, als Ingrediens der Anſchauung, die ihm ſeinen Stoff liefert, vorausſetzt, theils ſelbſt, eben ſowohl wie das Empfinden, durch körperliche Organe bedingt iſt; nämlich wie dieſes durch die Sinnennerven, ſo jenes durch das Gehirn, und Beides iſt Nerventhätigkeit. Nun aber hielt auch die franzöſiſche Schule jenen Satz nicht ſeiner ſelbſt wegen ſo feſt, ſondern ebenfalls in metaphyſiſcher und zwar materialiſtiſcher, Abſicht; eben wie die Platoniſch-Carteſianiſch-Leibnitziſchen Gegner den falſchen Satz, daß die allein richtige Erkenntniß der Dinge im reinen Denken beſtehe, auch nur in metaphyſiſcher Abſicht feſtgehalten hatten, um daraus die Immaterialität der Seele zu beweiſen. — Kant allein führt zur Wahrheit aus dieſen beiden Irrwegen und aus einem Streit, in welchem beide Parteien eigentlich nicht redlich verfahren; da ſie Dianoiologie vorgeben, aber auf Metaphyſik gerichtet ſind und deshalb die Dianoiologie verfälſchen. Kant alſo ſagt: allerdings giebt es reine Vernunfterkenntniß, d. h. Erkenntniſſe a priori, die aller Erfahrung vorhergängig ſind, folglich auch ein Denken, das ſeinen Stoff keiner durch die Sinne vermittelten Erkenntniß verdankt: aber eben dieſe Erkenntniß a priori, obwohl nicht aus der Erfahrung geſchöpft, hat doch nur zum Behuf der Erfahrung Werth und Gültigkeit: denn ſie iſt nichts Anderes als das

Innewerden unſers eigenen Erkenntnißapparats und ſeiner Einrichtung (Gehirnfunktion), oder wie Kant es ausdrückt, die Form des erkennenden Bewußtſeyns ſelbſt, die ihren Stoff allererſt durch die, mittelſt der Sinnesempfindung, hinzukommende empiriſche Erkenntniß erhält, ohne dieſe aber leer und unnütz iſt. Dieſerhalb eben nennt ſich ſeine Philoſophie die Kritik der reinen Vernunft. Hiedurch nun fällt alle jene metaphyſiſche Pſychologie und fällt mit ihr alle reine Seelenthätigkeit des Plato. Denn wir ſehn, daß die Erkenntniß, ohne die Anſchauung, welche der Leib vermittelt, keinen Stoff hat, daß mithin das Erkennende, als ſolches, ohne Vorausſetzung des Leibes, nichts iſt, als eine leere Form; noch zu geſchweigen, daß jedes Denken eine phyſiologiſche Funktion des Gehirns iſt, eben wie das Verdauen eine des Magens.

Wenn nun demnach Plato's Anweiſung, das Erkennen abzuziehn und rein zu halten von aller Gemeinſchaft mit dem Leibe, den Sinnen und der Anſchauung ſich als zweckwidrig, verkehrt, ja unmöglich ergiebt; ſo können wir jedoch als das berichtigte Analogon derſelben meine Lehre betrachten, daß nur das von aller Gemeinſchaft mit dem Willen rein gehaltene, und doch intuitive Erkennen die höchſte Objektivität und deshalb Vollkommenheit erreicht; — worüber ich auf das dritte Buch meines Hauptwerks verweiſe.

§. 5.

Ariſtoteles.

Als Grundcharakter des Ariſtoteles ließe ſich angeben der allergrößte Scharfſinn, verbunden mit Umſicht, Beobachtungsgabe, Vielſeitigkeit und Mangel an Tiefſinn. Seine Weltanſicht iſt flach, wenn auch ſcharfſinnig durchgearbeitet. Der Tiefſinn findet ſeinen Stoff in uns ſelbſt; der Scharfſinn muß ihn von außen erhalten, um Data zu haben. Nun aber waren zu jener Zeit die empiriſchen Data theils ärmlich, theils ſogar falſch. Daher iſt heut zu Tage das Studium des Ariſtoteles nicht ſehr belohnend, während das des Plato es im höchſten Grade bleibt. Der gerügte Mangel an Tiefſinn beim Ariſtoteles wird natürlich am ſichtbarſten in der Metaphyſik, als wo der bloße Scharfſinn nicht, wie wohl anderwärts, ausreicht; daher er dann in dieſer am allerwenigſten befriedigt. Seine Metaphyſik iſt größtentheils

Digitized by Google

ein Hin- und Her-Reden über die Philoſopheme ſeiner Vorgänger, die er von ſeinem Standpunkt aus, meiſtens nach vereinzelten Ausſprüchen derſelben, kritiſirt nnd widerlegt, ohne eigentlich in ihren Sinn einzugehn, vielmehr wie Einer, der von außen die Fenſter einſchlägt. Eigene Dogmen ſtellt er wenige, oder keine, wenigſtens nicht im Zuſammenhange, auf. Daß wir ſeiner Polemik einen großen Theil unſrer Kenntniß der älteren Philoſopheme verdanken iſt ein zufälliges Verdienſt. Den Plato feindet er am meiſten gerade hier an, wo dieſer ſo ganz an ſeinem Platz iſt. Die „Ideen" deſſelben kommen ihm, wie etwas, das er nicht verdauen kann, immer wieder in den Mund: er iſt entſchloſſen, ſie nicht gelten zu laſſen. — Scharfſinn reicht in den Erfahrungswiſſenſchaften aus: daher hat Ariſtoteles eine vorwaltend empiriſche Richtung. Da nun aber, ſeit jener Zeit, die Empirie ſolche Fortſchritte gemacht hat, daß ſie zu ihrem damaligen Zuſtande ſich verhält wie das männliche Alter zu den Kinderjahren; ſo können die Erfahrungswiſſenſchaften heut zu Tage direkte nicht ſehr durch ſein Studium gefördert werden, wohl aber indirekte, durch die Methode und das eigentlich Wiſſenſchaftliche, was ihn charakteriſirt und durch ihn in die Welt geſetzt wurde. In der Zoologie jedoch iſt er auch noch jetzt, wenigſtens im Einzelnen, von direktem Nutzen. Ueberhaupt nun aber giebt ſeine empiriſche Richtung ihm den Hang, ſtets in die Breite zu gehn; wodurch er von dem Gedankenfaden, den er aufgenommen, ſo leicht und ſo oft ſeitwärts abſpringt, daß er faſt unfähig iſt, irgend einen Gedankengang auf die Länge und bis ans Ende zu verfolgen: nun aber beſteht gerade hierin das *tiefe* Denken. Er hingegen jagt überall die Probleme auf, berührt ſie jedoch nur und geht, ohne ſie zu löſen, oder auch nur gründlich zu diskutiren, ſofort zu etwas Anderm über. Daher denkt ſein Leſer ſo oft „jetzt wird's kommen"; aber es kommt nichts: und daher ſcheint, wann er ein Problem angeregt hat und auf eine kurze Strecke es verfolgt, ſo häufig die Wahrheit ihm auf der Zunge zu ſchweben; aber plötzlich iſt er bei etwas Anderm und läßt uns im Zweifel ſtecken. Denn er kann nichts feſthalten, ſondern ſpringt von Dem, was er vorhat, zu etwas Anderm, das ihm eben einfällt, über, wie ein Kind ein Spielzeug fallen läßt, um ein anderes, welches es eben anſichtig wird, zu ergreifen: Dies iſt die ſchwache

Digitized by Google

Seite seines Geistes: es ist die Lebhaftigkeit der Oberflächlichkeit. Hieraus erklärt es sich, daß, obwohl Aristoteles ein höchst systematischer Kopf war, da von ihm die Sonderung und Klassifikation der Wissenschaften ausgegangen ist, es dennoch seinem Vortrage durchgängig an systematischer Anordnung fehlt und wir den methodischen Fortschritt, ja die Trennung des Ungleichartigen und Zusammenstellung des Gleichartigen darin vermissen. Er handelt die Dinge ab, wie sie ihm einfallen, ohne sie vorher durchdacht und sich ein deutliches Schema entworfen zu haben: er denkt mit der Feder in der Hand, was zwar eine große Erleichterung für den Schriftsteller, aber eine große Beschwerde für den Leser ist. Daher das Planlose und Ungenügende seiner Darstellung; daher kommt er hundert Mal auf das Selbe zu reden, weil ihm Fremdartiges dazwischen gelaufen war; daher kann er nicht bei einer Sache bleiben, sondern geht vom Hundertsten ins Tausendste; daher führt er, wie oben beschrieben, den auf die Lösung der angeregten Probleme gespannten Leser bei der Nase herum; daher fängt er, nachdem er einer Sache mehrere Seiten gewidmet hat, seine Untersuchung derselben plötzlich von vorne an mit λαβωμεν ουν αλλην αρχην της σκεψεως, und Das sechs Mal in einer Schrift; daher paßt auf so viele Exordien seiner Bücher und Kapitel das quid feret hic tanto dignum promissor hiatu; daher, mit Einem Wort, ist er so oft konfus und ungenügend. Ausnahmsweise hat er es freilich anders gehalten; wie denn z. B. die drei Bücher Rhetorik durchweg ein Muster wissenschaftlicher Methode sind, ja, eine architektonische Symmetrie zeigen, die das Vorbild der Kantischen gewesen seyn mag.

Der radikale Gegensatz des Aristoteles, wie in der Denkungsart, so auch in der Darstellung, ist Plato. Dieser hält seinen Hauptgedanken fest, wie mit eiserner Hand, verfolgt den Faden desselben, werde er auch noch so dünn, in alle Verzweigungen, durch die Irrgänge der längsten Gespräche, und findet ihn wieder nach allen Episoden. Man sieht daran, daß er seine Sache, ehe er an's Schreiben ging, reiflich und ganz durchdacht, und zu ihrer Darstellung eine künstliche Anordnung entworfen hatte. Daher ist jeder Dialog ein planvolles Kunstwerk, dessen sämmtliche Theile wohlberechneten, oft absichtlich auf eine Weile sich

Digitized by Google

verbergenden Zusammenhang haben und dessen häufige Episoden von selbst und oft unerwartet zurückleiten auf den, durch sie nunmehr aufgehellten Hauptgedanken. Plato wußte stets, im ganzen Sinne des Worts, was er wollte und beabsichtigte; wenn er gleich meistens die Probleme nicht zu einer entschiedenen Lösung führt, sondern es bei der gründlichen Diskussion derselben bewenden läßt. Es darf uns daher nicht so sehr wundern, wenn, wie einige Berichte, besonders im Aelian (var. hist. III, 19. IV, 9 etc.), angeben, zwischen dem Plato und dem Aristoteles sich bedeutende persönliche Disharmonie gezeigt hat, auch wohl Plato hin und wieder etwas geringschätzend vom Aristoteles geredet haben mag, dessen Herumflankiren, Irrlichterliren und Abspringen eben mit seiner Polymathie verwandt, dem Plato aber ganz antipathisch ist. Schillers Gedicht „Breite und Tiefe" kann auch auf den Gegensatz zwischen Aristoteles und Plato angewandt werden.

Trotz dieser empirischen Geistesrichtung war dennoch Aristoteles kein konsequenter und methodischer Empiriker; daher er vom wahren Vater des Empirismus, dem Bako von Verulam, gestürzt und ausgetrieben werden mußte. Wer recht eigentlich verstehn will, in welchem Sinn und warum dieser der Gegner und Ueberwinder des Aristoteles und seiner Methode ist, der lese die Bücher des Aristoteles de generatione et corruptione. Da findet er so recht das Räsonniren a priori über die Natur, welches ihre Vorgänge aus bloßen Begriffen verstehn und erklären will: ein besonders grelles Beispiel liefert L. II, c. 4, als wo eine Chemie a priori konstruirt wird. Dagegen trat Bako auf, mit dem Rath, nicht das Abstrakte, sondern das Anschauliche, die Erfahrung, zur Quelle der Erkenntniß der Natur zu machen. Der glänzende Erfolg desselben ist der gegenwärtige hohe Stand der Naturwissenschaften, von welchem aus wir mitleidig lächelnd auf diese Aristotelischen Quälereien herabsehn. In der besagten Hinsicht ist es sehr merkwürdig, daß die eben erwähnten Bücher des Aristoteles sogar den Ursprung der Scholastik ganz deutlich erkennen lassen, ja, die spitzfindige, wortkramende Methode dieser schon darin anzutreffen ist. — Zu demselben Zweck sind auch die Bücher de coelo sehr brauchbar und daher lesenswerth. Gleich die ersten Kapitel sind ein rechtes Muster der Methode

Digitized by Google

aus bloßen Begriffen das Wesen der Natur erkennen und bestimmen zu wollen, und das Mislingen liegt hier zu Tage. Da wird uns Kap. 8 aus bloßen Begriffen und locis communibus bewiesen, daß es nicht mehrere Welten gebe, und Kap. 12, eben so über den Lauf der Gestirne spekulirt. Es ist ein konsequentes Vernünfteln aus falschen Begriffen, eine ganz eigene Natur-Dialektik, welche es unternimmt, aus gewissen allgemeinen Grundsätzen, die das Vernünftige und Schickliche ausdrücken sollen, a priori zu entscheiden, wie die Natur seyn und verfahren müsse. Indem wir nun einen so großen, ja stupenden Kopf, wie bei dem Allen Aristoteles doch ist, so tief in Irrthümern dieser Art verstrickt sehn, die ihre Gültigkeit bis noch vor ein Paar hundert Jahren behauptet haben, wird uns zuvörderst deutlich, wie sehr viel die Menschheit dem Kopernikus, Kepler, Galiläi, Bako, Robert Hook und Neuton verdankt. Im Kap. 7 u. 8 des zweiten Buchs legt Aristoteles uns seine ganze absurde Anordnung des Himmels dar: die Sterne stecken fest auf der sich drehenden Hohlkugel, Sonne und Planeten auf ähnlichen näheren: die Reibung beim Drehen verursacht Licht und Wärme: die Erde steht ausdrücklich still. Das Alles möchte hingehn, wenn vorher nichts Besseres dagewesen wäre: aber wenn er selbst uns, Kap. 13, die ganz richtigen Ansichten der Pythagoreer über Gestalt, Lage und Bewegung der Erde vorführt, um sie zu verwerfen; so muß dies unsre Indignation erregen. Sie wird steigen, wenn wir aus seiner häufigen Polemik gegen Empedokles, Herakleitos und Demokritos sehn, wie alle diese sehr viel richtigere Einsichten in die Natur gehabt, auch die Erfahrung besser beachtet haben, als der seichte Schwätzer, den wir hier vor uns haben. Empedokles hatte sogar schon eine durch den Umschwung entstehende und der Schwere entgegenwirkende Tangentialkraft gelehrt (II, 1 et 13, dazu die Scholien, p. 491). Weit entfernt dergleichen gehörig schätzen zu können, läßt Aristoteles nicht ein Mal die richtigen Ansichten jener Aelteren über die wahre Bedeutung des Oben und Unten gelten, sondern tritt auch hierin der, dem oberflächlichen Scheine folgenden Meinung des großen Haufens bei (IV, 2.). Nun aber kommt in Betracht, daß diese seine Ansichten Anerkennung und Verbreitung fanden, alles Frühere und Bessere verdrängten und

Digitized by Google

so späterhin die Grundlage des Hipparchus und dann des Ptolemäischen Weltsystems wurden, mit welchem die Menschheit sich bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts hat schleppen müssen, allerdings zum großen Vortheil der jüdisch-christlichen Religionslehren, als welche mit dem Kopernikanischen Weltsysteme im Grunde unverträglich sind; wie denn auch die katholische Kirche dies sofort richtig erkannt und demgemäß jenes System verfolgt hat; worüber daher sich so sehr und mit Zetergeschrei über die Bedrängniß des Galiläi zu verwundern einfältig ist: denn omnis natura vult esse conservatrix sui. Wer weiß, ob nicht irgend eine stille Erkenntniß, oder wenigstens Ahndung dieser Kongenialität des Aristoteles mit der Kirchenlehre, und der durch ihn beseitigten Gefahr, zu seiner übermäßigen Verehrung im Mittelalter beigetragen hat? Wer weiß, ob nicht Mancher, angeregt durch die Berichte desselben über die älteren astronomischen Systeme, im Stillen, lange vor Kopernikus, die Wahrheiten eingesehn hat, die dieser, nach vieljährigem Zaudern und im Begriff aus der Welt zu scheiden, endlich zu proklamiren wagte?

§. 6.

Stoiker.

Ein gar schöner und tiefsinniger Begriff bei den Stoikern ist der des λογος σπερματικος, wiewohl ausführlichere Berichte über ihn, als uns zugekommen, zu wünschen wären (Diog. Laert. VII, 136. — Plut. de plac. phil. I, 7. — Stob. ecl. I, p. 372.). Doch ist soviel klar, daß dadurch Das gedacht wird, was in den successiven Individuen einer Gattung, die identische Form derselben behauptet und erhält, indem es vom Einen auf das Andere übergeht; also gleichsam der im Samen verkörperte Begriff der Gattung. Ihm sehr nahe verwandt ist der Begriff der forma substantialis bei den Scholastikern, als durch welchen das innere Princip des Kompleres sämmtlicher Eigenschaften eines jeden Naturwesens gedacht wird: sein Gegensatz ist die materia prima, die reine Materie, ohne alle Form und Qualität. Die Seele des Menschen ist eben seine forma substantialis. Was beide Begriffe unterscheidet ist, daß der λογος σπερματικος bloß lebenden und sich fortpflanzenden, die forma substantialis aber auch unorganischen Wesen zukommt;

imgleichen, daß dieſe zunächſt das Individuum, jener geradezu die Gattung im Auge hat: inzwiſchen ſind offenbar beide der Platoniſchen Idee verwandt. Erklärungen der forma substantialis findet man im Skotus Erigena de divis. nat. Lib. III, p. 139 der Orforder Ausgabe; im Giordano Bruno, della causa, dial. 3. p. 252 seqq. und ausführlich in den disputationibus metaphysicis des Suarez (Disp. 15, sect. 1.), dieſem ächten Kompendio der ganzen Scholaſtiſchen Weisheit, woſelbſt man ihre Bekanntſchaft zu ſuchen hat, nicht aber in dem breiten Geträtſche geiſtloſer deutſcher Philoſophieprofeſſoren, dieſer Quinteſſenz aller Schaalheit und Langweiligkeit. —

Ueber den wahren Geiſt und die eigentlichen Principien der Stoiſchen Moral wird man aus des Arrian's Diſſertationen zur Epikteteiſchen Philoſophie keine gründliche Aufſchlüſſe erhalten: vielmehr iſt dies Buch in Form und Gehalt unbefriedigend. Erſtlich, die Form anlangend, vermißt man darin jede Spur von Methode, von ſyſtematiſcher Abhandlung, ja auch nur von regelmäßiger Fortſchreitung. In Kapiteln, die ohne Ordnung und Zuſammenhang an einander gereiht ſind, wird unabläſſig wiederholt, daß man alles Das für nichts zu achten habe, was nicht Aeußerung unſers eigenen Willens iſt, daß man mithin Alles, was Menſchen ſonſt bewegt, durchaus antheilslos anſehn ſolle: Dies iſt die Stoiſche ατραξια. Nämlich, was nicht εφ' ἡμιν iſt, das wäre auch nicht προς ἡμας. Dieſes koloſſale Paradoxon wird aber nicht abgeleitet, aus irgend welchen Grundſätzen; ſondern die wunderlichſte Geſinnung von der Welt wird uns zugemuthet, ohne daß zu derſelben ein Grund angegeben würde. Statt deſſen findet man endloſe Deklamationen, in unermüdlich wiederkehrenden Ausdrücken und Wendungen. Denn die Folgeſätze aus jenen wunderlichen Maximen werden auf das Ausführlichſte und Lebhafteſte dargelegt, und wird demnach mannigfaltig geſchildert, wie der Stoiker ſich aus nichts in der Welt etwas mache. Dazwiſchen wird jeder anders Geſinnte beſtändig Sklav nnd Narr geſchimpft. Vergebens aber hofft man auf die Angabe irgend eines deutlichen und triftigen Grundes zur Annahme jener ſeltſamen Denkungsart; da ein ſolcher doch viel mehr wirken würde, als alle Deklamationen und Schimpfwörter des ganzen dicken Buches. So aber iſt dieſes, mit ſei-

Digitized by Google

nen hyperbolischen Schilderungen des Stoischen Gleichmuthes, seinen unermüdlich wiederholten Lobpreisungen der heiligen Schutzpatrone Kleanthes, Chrysippos, Zeno, Krates, Diogenes, Sokrates, und seinem Schimpfen auf alle anders Denkenden eine wahre Kapuzinerpredigt. Einer solchen angemessen ist dann freilich auch das Planlose und Desultorische des ganzen Vortrags. Was die Ueberschrift eines Kapitels angiebt ist nur der Gegenstand des Anfangs desselben: bei erster Gelegenheit wird abgesprungen und nun, nach dem nexus idearum, vom Hundertsten aufs Tausendste übergegangen. Soviel von der Form.

Was nun den Gehalt betrifft, so ist derselbe, auch abgesehn davon, daß das Fundament ganz fehlt, keineswegs ächt und rein stoisch; sondern hat eine starke fremde Beimischung, die nach einer christlich-jüdischen Quelle schmeckt. Der unleugbarste Beweis hiervon ist der Theismus, der auf allen Seiten zu finden und auch Träger der Moral ist: der Kyniker und der Stoiker handeln hier im Auftrage Gottes, dessen Wille ist ihre Richtschnur, sie sind in denselben ergeben, hoffen auf ihn u. dgl. m. Der ächten, ursprünglichen Stoa ist dergleichen ganz fremd: da ist Gott und die Welt Eines, und so einen denkenden, wollenden, befehlenden, vorsorgenden Menschen von einem Gott kennt man gar nicht. Jedoch nicht nur im Arrian, sondern in den meisten heidnischen, philosophischen Schriftstellern der ersten Christlichen Jahrhunderte, sehn wir den jüdischen Theismus, der bald darauf, als Christenthum, Volksglaube werden sollte, bereits durchschimmern, gerade so wie heut zu Tage, in den Schriften der Gelehrten, der in Indien einheimische Pantheismus durchschimmert, der auch erst später in den Volksglauben überzugehn bestimmt ist. Ex oriente lux.

Aus dem angegebenen Grunde nun wieder ist auch die hier vorgetragene Moral selbst nicht rein stoisch: sogar sind manche Vorschriften derselben nicht mit einander zu vereinigen; daher sich freilich keine gemeinsame Grundprincipien derselben aufstellen ließen. Eben so ist auch der Kynismus ganz verfälscht, durch die Lehre, daß der Kyniker es hauptsächlich um Andrer Willen seyn solle, nämlich, um durch sein Beispiel auf sie zu wirken, als ein Bote Gottes, und um, durch Einmischung in ihre Angelegenheiten, sie zu lenken. Daher wird gesagt: „in einer Stadt

von lauter Weisen, würde gar kein Kyniker nöthig seyn;" desgleichen, daß er gesund, stark und reinlich seyn solle, um die Leute nicht abzustoßen. Wie fern liegt doch Dies vom Selbstgenügen der alten ächten Kyniker! Allerdings sind Diogenes und Krates Hausfreunde und Rathgeber vieler Familien gewesen: aber Das war sekundär und accidentell, keineswegs Zweck des Kynismus.

Dem Arrian sind also die eigentlichen Grundgedanken des Kynismus, wie der Stoischen Ethik, ganz abhanden gekommen: sogar scheint er nicht ein Mal das Bedürfniß derselben gefühlt zu haben. Er predigt eben Selbstverläugnung, weil sie ihm gefällt, und sie gefällt ihm vielleicht nur weil sie schwer und der menschlichen Natur entgegen, das Predigen inzwischen leicht ist. Die Gründe zur Selbstverläugnung hat er nicht gesucht: daher glaubt man bald einen Christlichen Asketen, bald wieder einen Stoiker zu hören. Denn die Maximen Beider treffen allerdings oft zusammen; aber die Grundsätze, worauf sie beruhen, sind ganz verschieden. Ich verweise in dieser Hinsicht auf mein Hauptwerk, Bd. 1, §. 16, und Bd. 2, Kap. 16, — woselbst, und wohl zum ersten Male, der wahre Geist des Kynismus und der Stoa, gründlich dargelegt ist.

Die Inkonsequenz des Arrian tritt sogar auf eine lächerliche Art hervor, in diesem Zuge, daß er, bei der unzählige Mal wiederholten Schilderung des vollkommenen Stoikers, auch allemal sagt: „er tadelt Niemanden, klagt weder über Götter noch Menschen, schilt Niemanden," — dabei aber ist sein ganzes Buch größtentheils im scheltenden Ton, der oft ins Schimpfen übergeht, abgefaßt.

Bei dem Allen sind in dem Buche hin und wieder ächt Stoische Gedanken anzutreffen, die Arrian, oder Epiktet, aus den alten Stoikern geschöpft hat: und eben so ist der Kynismus in einzelnen Zügen treffend und lebhaft geschildert. Auch ist stellenweise viel gesunder Verstand darin enthalten, wie auch treffende, aus dem Leben gegriffene Schilderungen der Menschen und ihres Thuns. Der Stil ist leicht und fließend, aber sehr breit.

Daß Epiktets Encheiridion ebenfalls vom Arrian abgefaßt sei, wie F. A. Wolf uns in seinen Vorlesungen versicherte, glaube ich nicht. Dasselbe hat viel mehr Geist in wenigeren Worten,

als die Dissertationen, hat durchgängig gesunden Sinn, keine leere Deklamationen, keine Ostentation, ist bündig und treffend, dabei im Ton eines wohlmeinend rathenden Freundes geschrieben; da hingegen die Dissertationen meistens im scheltenden und vorwerfenden Tone reden. Der Gehalt beider Bücher ist im Ganzen derselbe; nur daß das Encheiridion höchst wenig vom Theismus der Dissertationen hat. — Vielleicht war das Encheiridion das eigene Kompendium des Epiktet, welches er seinen Zuhörern diktirte; die Dissertationen aber, das seinen, jenes kommentirenden, freien Vorträgen vom Arrian nachgeschriebene Heft.

§. 7.

Neuplatoniker.

Die Lektüre der Neuplatoniker erfordert viel Geduld; weil es ihnen sämmtlich an Form und Vortrag gebricht. Bei Weitem besser, als die andern, ist jedoch, in dieser Hinsicht, Porphyrius: er ist der einzige, der deutlich und zusammenhängend schreibt; so daß man ihn ohne Widerwillen liest.

Hingegen ist der schlechteste Jamblichos: voll krassen Aberglaubens und plumper Dämonologie, und dazu eigensinnig. Zwar hat er noch eine andere, gleichsam esoterische Ansicht der Magie und Theurgie: doch sind seine Aufschlüsse über diese nur flach und unbedeutend. Im Ganzen ist er ein höchst elender Skribent: beschränkt, verschroben, grob, abergläubisch und konfus. Man sieht deutlich, daß was er lehrt durchaus nicht aus seinem eigenen Nachdenken entsprungen ist; sondern es sind fremde, kaum halb verstandene, aber desto hartnäckiger behauptete Dogmen: daher auch ist er voll Widersprüche.

Proklus nun wieder ist ein seichter, breiter, fader Schwätzer. Sein Kommentar zu Plato's Alkibiades, einem der schlechtesten Platonischen Dialogen, der auch unächt seyn mag, ist das breiteste, weitschweifigste Gewäsche von der Welt. Da wird über jedes, auch das unbedeutendeste Wort Plato's endlos geschwätzt und ein tiefer Sinn darin gesucht. Das von Plato mythisch und allegorisch Gesagte wird im eigentlichen Sinne und streng dogmatisch genommen, und Alles in's Abergläubische und Theosophische verdreht. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß in der

Digitized by Google

erſten Hälfte jenes Kommentars einige ſehr gute Gedanken anzutreffen ſind, die aber wohl mehr der Schule, als dem Proklus, angehören mögen. Ein höchſt gewichtiger Satz ſogar iſt es, der den fasciculum primum partis primae beſchließt: *αἱ των ψυχων εφεσεις τα μεγιστα συντελουσι προς τους βιους, και ου πλαττομενοις εξωθεν εοικαμεν, αλλ' εφ' ἑαυτων προβαλλομεν τας αἱρεσεις, καθ' ἃς διαζωμεν.* (animorum appetitus [ante hanc vitam concepti] plurimam vim habent in vitas eligendas, nec extrinsecus fictis similes sumus, sed nostra sponte facimus electiones, secundum quas deinde vitas transigimus). Das hat freilich ſeine Wurzel im Plato, kommt aber auch nahe an Kants Lehre vom intelligibeln Charakter und ſteht gar hoch über den glatten und bornirten Lehren von der Freiheit des individuellen Willens, der jedes Mal ſo und auch anders kann, mit welchen unſere Philoſophieprofeſſoren, ſtets den Katechismus vor Augen habend, ſich bis auf den heutigen Tag ſchleppen. Auguſtinus und Luther ihrerſeits hatten ſich mit der Gnadenwahl geholfen. Das war gut für jene gottergebenen Zeiten, da man noch bereit war, wenn es Gott gefiele, in Gottes Namen zum Teufel zu fahren: aber in unſrer Zeit iſt nur bei der Aſeität des Willens Schutz zu finden, und muß erkannt werden, daß, wie Proklus es hat, *ου πλαττομενοις εξωθεν εοικαμεν.*

Plotinos nun endlich, der wichtigſte von Allen, iſt ſich ſelber ſehr ungleich, und die einzelnen Enneaden ſind von höchſt verſchiedenem Werth und Gehalt: die vierte iſt vortrefflich. Darſtellung und Stil ſind jedoch auch bei ihm meiſtentheils ſchlecht: ſeine Gedanken ſind nicht geordnet, nicht vorher überlegt; ſondern er hat eben in den Tag hineingeſchrieben, wie es kam. Von der liederlichen, nachläſſigen Art, mit der er dabei zu Werke gegangen, berichtet, in ſeiner Biographie, Porphyrius. Daher übermannt ſeine breite, langweilige Weitſchweifigkeit und Konfuſion oft alle Geduld, ſo daß man ſich wundert, wie nur dieſer Wuſt hat auf die Nachwelt kommen können. Meiſtens hat er den Stil eines Kanzelredners, und wie dieſer das Evangelium, ſo tritt er Platoniſche Lehren platt: wobei auch er was Plato mythiſch, ja halb metaphoriſch geſagt hat zum ausdrücklichen proſaiſchen Ernſt herabzieht, und Stunden lang am

ſelben Gedanken laut, ohne aus eigenen Mitteln etwas hinzuzuthun. Dabei verfährt er revelirend, nicht demonſtrirend, ſpricht alſo durchgängig ex tripode, erzählt die Sachen, wie er ſie ſich denkt, ohne ſich auf eine Begründung irgend einzulaſſen. Und dennoch ſind bei ihm große, wichtige und tiefſinnige Wahrheiten zu finden, die er auch allerdings ſelbſt verſtanden hat: denn er iſt keineswegs ohne Einſicht; daher er durchaus geleſen zu werden verdient und die hiezu erforderliche Geduld reichlich belohnt.

Den Aufſchluß über dieſe widerſprechenden Eigenſchaften des Plotinos finde ich darin, daß er, und die Neuplatoniker überhaupt, nicht eigentliche Philoſophen, nicht Selbſtdenker ſind; ſondern was ſie vortragen iſt eine fremde, überkommene, jedoch von ihnen meiſtens wohl verdauete und aſſimilirte Lehre. Es iſt nämlich Indo-Aegyptiſche Weisheit, die ſie der Griechiſchen Philoſophie haben einverleiben wollen und als hiezu paſſendes Verbindungsglied, oder Uebergangsmittel, oder menstruum, die Platoniſche Philoſophie, namentlich ihrem in's Myſtiſche hinüberſpielenden Theile nach, gebrauchen. Von dieſem indiſchen, durch Aegypten vermittelten Urſprunge der Neuplatoniſchen Dogmen zeugt zunächſt und unleugbar die ganze All-Eins-Lehre des Plotinos, wie wir ſie vorzüglich in der 4. Enneade dargeſtellt finden. Gleich das erſte Kapitel des erſten Buches derſelben, *περι ουσιας ψυχης*, giebt, in großer Kürze, die Grundlehre ſeiner ganzen Philoſophie, von einer *ψυχη*, die urſprünglich Eine und nur mittelſt der Körperwelt in viele zerſplittert ſei. Beſonders intereſſant iſt das 8. Buch dieſer Enneade, welches darſtellt, wie jene *ψυχη* durch ein ſündliches Streben in dieſen Zuſtand der Vielheit gerathen ſei: ſie trage demnach eine doppelte Schuld, erſtlich, die ihres Herabkommens in dieſe Welt, und zweitens die ihrer ſündhaften Thaten in derſelben: für jene büße ſie durch das zeitliche Daſeyn überhaupt; für dieſe, welches die geringere, durch die Seelenwanderung, (c. 5.). Offenbar der ſelbe Gedanke, wie die Chriſtliche Erbſünde und Partikularſünde. Vor Allem leſenswerth aber iſt das 9. Buch, woſelbſt, im Kap. 3, *οτι πασαι αι ψυχαι μια*, aus der Einheit jener Weltſeele, unter Anderm, die Wunder des animaliſchen Magnetismus erklärt werden, namentlich die auch jetzt vorkommende Erſcheinung, daß die Somnambule ein leiſe geſprochenes Wort in größter Entfernung vernimmt,

Digitized by Google

— was freilich durch eine Kette mit ihr in Rapport ſtehender Perſonen vermittelt werden muß. — Sogar tritt beim Plotinos, wahrſcheinlich zum erſten Male in der occidentaliſchen Philoſophie, der dem Orient ſchon damals längſt geläufige Idealismus auf, indem (Enn. III, L. 7, c. 10.) gelehrt wird, die Seele habe die Welt gemacht, indem ſie aus der Ewigkeit in die Zeit trat; mit der Erläuterung: *ου γαρ τις αυτου τουδε του παντος τοπος, η ψυχη* (neque est alter hujus universi locus, quam anima), ja, die Idealität der Zeit wird ausgeſprochen, in den Worten: *δει δε ουκ εξωθεν της ψυχης λαμβανειν τον χρονον, ωσπερ ουδε τον αιωνα εχει εξω του οντος,* (oportet autem nequaquam extra animam tempus accipere.) Jenes *εκει* (jenſeits) iſt der Gegenſatz des *ενθαδε* (dieſſeits) und ein ihm ſehr geläufiger Begriff, den er näher erklärt durch *κοσμος νοητος* und *κοσμος αισθητος*, mundus intelligibilis et sensibilis, auch durch *τα ανω, και τα κατω*. Die Idealität der Zeit erhält noch, in Kap. 11 und 12, ſehr gute Erläuterungen. Daran knüpft ſich die ſchöne Erklärung, daß wir in unſerm zeitlichen Zuſtande nicht ſind, was wir ſeyn ſollen und möchten, daher wir von der Zukunft ſtets das Beſſere erwarten und der Erfüllung unſers Mangels entgegenſehn, woraus denn die Zukunft und ihre Bedingung, die Zeit, entſteht (c. 2 et 3.). Einen ferneren Beleg des indiſchen Urſprungs giebt uns die vom Jamblichos (de mysteriis, Sect. 4, c. 4 et 5.), vorgetragene Metempſychoſenlehre, wie auch ebendaſelbſt (Sect. 5, c. 6.) die Lehre von der endlichen Befreiung und Erlöſung aus den Banden des Geborenwerdens und Sterbens, *ψυχης καθαρσις, και τελειωσις, και ἡ απο της γενεσεως απαλλαγη*, und (c. 12.) *το εν ταις θυσιαις πυρ ἡμας απολυει των της γενεσεως δεσμων*, alſo eben jene, in allen indiſchen Religionsbüchern vorgetragene Verheißung, welche Engliſch durch final emancipation, als Erlöſung, bezeichnet wird. Hiezu kommt endlich noch (a. a. O. Sect. 7, c. 2.) der Bericht von einem Aegyptiſchen Symbol, welches einen ſchaffenden Gott, der auf dem Lotus ſitzt, darſtellt: offenbar der weltſchaffende Brahma, ſitzend auf der Lotusblume, die dem Nabel des Wiſchnu entſprießt, wie er häufig abgebildet iſt, z. B. in Langlès, monuments de l'Hindoustan, Vol. 1. ad p. 175; in Coleman's Mythology of the Hindus, Tab.

Digitized by Google

5, u. a. m. Dies Symbol ist, als sicherer Beweis des Hindostanischen Ursprungs der Aegyptischen Religion, höchst wichtig, wie, in derselben Hinsicht, auch die vom Porphyrius, de abstinentia Lib. II, gegebene Nachricht, daß in Aegypten die Kuh heilig war und nicht geschlachtet werden durfte. — Sogar der, von Porphyrius, in seinem Leben des Plotinos, erzählte Umstand, daß dieser, nachdem er mehrere Jahre Schüler des Ammonius Sackas gewesen, mit dem Heere Gordians nach Persien und Indien hat gehn wollen, was durch Gordians Niederlage und Tod vereitelt wurde, deutet darauf hin, daß die Lehre des Ammonius Indischen Ursprungs war und Plotinos sie jetzt aus der Quelle reiner zu schöpfen beabsichtigte.

§. 8.

Gnostiker.

Die Kabbalistische und die Gnostische Philosophie, bei deren Urhebern, als Juden und Christen, der Monotheismus vorweg feststand, sind Versuche, den schreienden Widerspruch zwischen der Hervorbringung der Welt durch ein allmächtiges, allgütiges und allweises Wesen, und der traurigen, mangelhaften Beschaffenheit eben dieser Welt aufzuheben. Sie führen daher, zwischen die Welt und jene Weltursache, eine Reihe Mittelwesen ein, durch deren Schuld ein Abfall und durch diesen erst die Welt entstanden sei. Sie wälzen also gleichsam die Schuld vom Souverän auf die Minister. Angedeutet war dies Verfahren freilich schon durch den Mythos vom Sündenfall, der überhaupt der Glanzpunkt des Judenthums ist. Jene Wesen nun also sind, bei den Gnostikern, das πληρωμα, die Aeonen, die ὑλη, der Demiurgos u. s. w. Die Reihe wurde von jedem Gnostiker beliebig verlängert.

Das ganze Verfahren ist dem analog, daß, um den Widerspruch, den die angenommene Verbindung und wechselseitige Einwirkung einer materiellen und immateriellen Substanz im Menschen mit sich führt, zu mildern, physiologische Philosophen Mittelwesen einzuschieben suchten, wie Nervenflüssigkeit, Nervenäther, Lebensgeister und dergl. Beides verdeckt was es nicht aufzuheben vermag.

Digitized by Google

§. 9.

Skotus Erigena.

Dieſer bewundernswürdige Mann gewährt uns den intereſſanten Anblick des Kampfes zwiſchen ſelbſterkannter, ſelbſtgeſchaueter Wahrheit und lokalen, durch frühe Einimpfung fixirten, allem Zweifel, wenigſtens allem direkten Angriff, entwachſenen Dogmen, nebſt dem daraus hervorgehenden Streben einer edlen Natur, die ſo entſtandene Diſſonanz irgendwie zum Einklang zurückzuführen. Dies kann dann aber freilich nur dadurch geſchehn, daß die Dogmen gewendet, gedreht und nöthigenfalls verdreht werden, bis ſie ſich der ſelbſterkannten Wahrheit nolentes volentes anſchmiegen, als welche das dominirende Princip bleibt, jedoch genöthigt wird, in einem ſeltſamen und ſogar beſchwerlichen Gewande einherzugehn. Dieſe Methode weiß Erigena, in ſeinem großen Werke de divisione naturae, überall mit Glück durchzuführen, bis er endlich auch an den Urſprung des Uebels und der Sünde, nebſt den angedrohten Quaalen der Hölle, ſich damit machen will: hier ſcheitert ſie, und zwar am Optimismus, der eine Folge des jüdiſchen Monotheismus iſt. Er lehrt, im 5. Buch, die Rückkehr aller Dinge in Gott und die metaphyſiſche Einheit und Untheilbarkeit der ganzen Menſchheit, ja, der ganzen Natur. Nun frägt ſich: wo bleibt die Sünde? ſie kann nicht mit in den Gott; — wo iſt die Hölle, mit ihrer endloſen Quaal, wie ſie verheißen worden? — wer ſoll hinein? die Menſchheit iſt ja erlöſt, und zwar ganz. — Hier bleibt das Dogma unüberwindlich. Erigena windet ſich kläglich, durch weitläuftige Sophismen, die auf Worte hinauslaufen, wird endlich zu Widerſprüchen und Abſurditäten genöthigt, zumal da die Frage nach dem Urſprung der Sünde unvermeidlicherweiſe mit hineingekommen, dieſer nun aber weder in Gott, noch auch in dem von ihm geſchaffenen Willen liegen kann; weil ſonſt Gott der Urheber der Sünde wäre; welches Letztere er vortrefflich einſieht, S. 287 der Orforder editio princeps von 1681. Nun wird er zu Abſurditäten getrieben: da ſoll die Sünde weder eine Urſache noch ein Subjekt haben: malum incausale est, ... penitus incausale et insubstantiale est: ibid. — Der tiefere Grund dieſer Uebelſtände iſt, daß die Lehre von der Erlöſung der Menſchheit und der Welt, welche offenbar indiſchen Urſprungs

Digitized by Google

iſt, eben auch die indiſche Lehre vorausſetzt, nach welcher der Urſprung der Welt (dieſes Sanſara des Buddhaiſten) ſelbſt ſchon vom Uebel, nämlich eine ſündliche That des Brahma iſt, welcher Brahma nun wieder wir eigentlich ſelbſt ſind: denn die indiſche Mythologie iſt überall durchſichtig. Hingegen im Chriſtenthum hat jene Lehre von der Erlöſung der Welt gepfropft werden müſſen auf den jüdiſchen Theismus, wo der Herr die Welt nicht nur gemacht, ſondern auch nachher ſie vortrefflich gefunden hat: *παντα καλα λιαν*. Hinc illae lacrimae: hieraus erwachſen jene Schwierigkeiten, die Erigena vollkommen erkannte, wiewohl er, in ſeinem Zeitalter, nicht wagen durfte, das Uebel an der Wurzel anzugreifen. Inzwiſchen iſt er von Hindoſtaniſcher Milde: er verwirft die vom Chriſtenthum geſetzte ewige Verdammniß und Strafe: alle Kreatur, vernünftige, thieriſche, vegetabiliſche und lebloſe, muß, ihrer innern Eſſenz nach, ſelbſt durch den nothwendigen Lauf der Natur, zur ewigen Seeligkeit gelangen: denn ſie iſt von der ewigen Güte ausgegangen. Aber den Heiligen und Gerechten allein wird die gänzliche Einheit mit Gott, Deificatio. Uebrigens iſt Erigena ſo redlich, die große Verlegenheit, in welche ihn der Urſprung der Uebels verſetzt, nicht zu verbergen: er legt ſie, in der angeführten Stelle des 5. Buches, deutlich dar. In der That iſt der Urſprung des Uebels die Klippe an welcher, ſo gut wie der Pantheismus, auch der Theismus ſcheitert: denn Beide impliciren Optimismus. Nun aber ſind das Uebel und die Sünde, Beide in ihrer furchtbaren Größe, nicht wegzuleugnen, ja, durch die verheißenen Strafen für die Letztere, wird das Erſtere nur noch vermehrt. Woher nun alles Dieſes, in einer Welt, die entweder ſelbſt ein Gott, oder das wohlgemeinte Werk eines Gottes iſt? Wenn die theiſtiſchen Gegner des Pantheismus dieſem entgegen ſchreien „was? alle die böſen, ſchrecklichen, ſcheußlichen Weſen ſollen Gott ſeyn!“ — ſo können die Pantheiſten erwidern: „wie? alle jene böſen, ſchrecklichen, ſcheußlichen Weſen ſoll ein Gott, de gaieté de coeur, hervorgebracht haben?“ — In derſelben Noth, wie hier, finden wir den Erigena auch noch in dem andern ſeiner auf uns gekommenen Werke, dem Buche de praedestinatione, welches jedoch dem de divisione naturae weit nachſteht; wie er denn in demſelben auch nicht als Philoſoph, ſondern als Theo-

Digitized by Google

log auftritt. Auch hier also quält er sich erbärmlich mit jenen Widersprüchen, welche ihren letzten Grund darin haben, daß das Christenthum auf das Judenthum geimpft ist. Seine Bemühungen stellen solche aber nur in noch helleres Licht. Der Gott soll Alles, Alles und in Allem Alles gemacht haben; das steht fest: — „folglich auch das Böse und das Uebel.“ Diese unausweichbare Konsequenz ist wegzuschaffen und Erigena sieht sich genöthigt, erbärmliche Wortklaubereien vorzubringen. Da sollen das Uebel und das Böse gar nicht seyn, sollen also nichts seyn. — Den Teufel auch! — Oder aber der freie Wille soll an ihnen Schuld seyn: diesen nämlich habe der Gott zwar geschaffen, jedoch frei; daher es ihn nicht angeht, was derselbe nachher vornimmt: denn er war ja eben frei, d. h. konnte so und auch anders, konnte also gut, sowohl wie schlecht seyn. — Bravo! — Die Wahrheit aber ist, daß Freiseyn und Geschaffenseyn zwei einander aufhebende, also sich widersprechende Eigenschaften sind; daher die Behauptung, Gott habe Wesen geschaffen, und ihnen zugleich Freiheit des Willens ertheilt, eigentlich besagt, er habe sie geschaffen und zugleich nicht geschaffen. Denn operari sequitur esse, d. h. die Wirkungen, oder Aktionen, jedes irgend möglichen Dinges können nie etwas anders, als die Folge seiner Beschaffenheit seyn; welche selbst sogar nur an ihnen erkannt wird. Daher müßte ein Wesen, um in dem hier geforderten Sinne frei zu seyn, gar keine Beschaffenheit haben, d. h. aber gar nichts seyn, also seyn und nicht seyn zugleich. Denn was ist muß auch etwas seyn: eine Existenz ohne Essenz läßt sich nicht ein Mal denken. Ist nun ein Wesen geschaffen; so ist es so geschaffen, wie es beschaffen ist: mithin ist es schlecht geschaffen, wenn es schlecht beschaffen ist, und schlecht beschaffen, wenn es schlecht handelt, d. h. wirkt. Demzufolge wälzt die Schuld der Welt, eben wie ihr Uebel, welches so wenig wie jene abzuleugnen ist, sich immer auf ihren Urheber zurück, von welchem es abzuwälzen, wie früher Augustinus, so hier Skotus Erigena sich jämmerlich abmühet.

Soll hingegen ein Wesen moralisch frei seyn; so darf es nicht geschaffen seyn, sondern muß Aseität haben, d. h. ein ursprüngliches, aus eigener Urkraft und Machtvollkommenheit existirendes seyn, und nicht auf ein anderes zurückweisen. Dann ist

sein Daseyn sein eigener Schöpfungsakt, der sich in der Zeit entfaltet und ausbreitet, zwar eine ein für alle Mal entschiedene Beschaffenheit dieses Wesens an den Tag legt, welche jedoch sein eigenes Werk ist, für deren sämmtliche Aeußerungen die Verantwortlichkeit also auf ihm selbst haftet. — Soll nun ferner ein Wesen für sein Thun verantwortlich, also soll es zurechnungsfähig seyn; so muß es frei seyn. Also aus der Verantwortlichkeit und Imputabilität, die unser Gewissen aussagt, folgt sehr sicher, daß der Wille frei sei; hieraus aber wieder, daß er das Ursprüngliche selbst, mithin nicht bloß das Handeln, sondern schon das Daseyn und Wesen des Menschen sein eigenes Werk sei. Ueber alles Dieses verweise ich auf meine Abhandlung über die Freiheit des Willens, wo man es ausführlich und unwiderleglich auseinandergesetzt findet; daher eben die Philosophieprofessoren diese gekrönte Preisschrift durch das unverbrüchlichste Schweigen zu sekretiren gesucht haben. — Die Schuld der Sünde und des Uebels fällt allemal von der Natur auf ihren Urheber zurück. Ist nun dieser der in allen ihren Erscheinungen sich darstellende Wille selbst; so ist jene an den rechten Mann gekommen: soll es hingegen ein Gott seyn; so widerspricht die Urheberschaft der Sünde und des Uebels seiner Göttlichkeit. —

Beim Lesen des Dionysius Areopagita, auf den Erigena sich so häufig beruft, habe ich gefunden, daß derselbe ganz und gar sein Vorbild gewesen ist. Sowohl der Pantheismus Erigena's, als seine Theorie des Bösen und des Uebels, findet sich, den Grundzügen nach, schon beim Dionysius: freilich aber ist bei Diesem nur angedeutet was Erigena entwickelt, mit Kühnheit ausgesprochen und mit Feuer dargestellt hat. Erigena hat unendlich mehr Geist, als Dionysius: allein den Stoff und die Richtung der Betrachtungen hat ihm Dionysius gegeben und ihm also mächtig vorgearbeitet. Daß Dionysius unächt sei, thut nichts zur Sache: es ist gleichviel, wie der Verfasser des Buches de divinis nominibus geheißen hat. Da er indessen wahrscheinlich in Alexandrien lebte, so glaube ich, daß er, auf eine anderweitige, uns unbekannte Art, auch der Kanal gewesen ist, durch welchen ein Tröpfchen indischer Weisheit bis zum Erigena gelangt seyn mag; da, wie Colebrooke in seiner Abhandlung

Digitized by Google

über die Philoſophie der Hindu (in Colebrooke's miscellaneous essays Vol. I, p. 244.) bemerkt hat, der Lehrſatz III. der Karika des Kapila ſich beim Erigena findet.

§. 10.

Die Scholaſtik.

Den eigentlich bezeichnenden Charakter der Scholaſtik möchte ich darin ſetzen, daß ihr das oberſte Kriterium der Wahrheit die heilige Schrift iſt, an welche man demnach von jedem Vernunftſchluß immer noch appelliren kann. — Zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört, daß ihr Vortrag durchgängig einen polemiſchen Charakter hat: jede Unterſuchung wird bald in eine Kontroverſe verwandelt, deren pro et contra neues pro et contra erzeugt und ihr dadurch den Stoff giebt, der ihr außerdem bald ausgehn würde. Die verborgene, letzte Wurzel dieſer Eigenthümlichkeit liegt aber in dem Widerſtreit zwiſchen Vernunft und Offenbarung. —

Die gegenſeitige Berechtigung des Realismus und Nominalismus und dadurch die Möglichkeit des ſo lange und hartnäckig geführten Streites darüber läßt ſich folgendermaaßen recht faßlich machen.

Die verſchiedenartigſten Dinge nenne ich roth, wenn ſie dieſe Farbe haben. Offenbar iſt roth ein bloßer Name, durch den ich dieſe Erſcheinung bezeichne, gleichviel, woran ſie vorkomme. Eben ſo nun ſind alle Gemeinbegriffe bloße Namen, Eigenſchaften zu bezeichnen, die an verſchiedenen Dingen vorkommen: dieſe Dinge hingegen ſind das Wirkliche und Reale. So hat der Nominalismus offenbar Recht.

Hingegen wenn wir beachten, daß alle jene wirklichen Dinge, welchen allein die Realität ſoeben zugeſprochen wurde, zeitlich ſind, folglich bald untergehn; während die Eigenſchaften, wie Roth, Hart, Weich, Lebendig, Pflanze, Pferd, Menſch, welche es ſind, die jene Namen bezeichnen, davon unangefochten fortbeſtehn und demzufolge allezeit daſind; ſo finden wir, daß dieſe Eigenſchaften, welche eben durch Gemeinbegriffe, deren Bezeichnung jene Namen ſind, gedacht werden, kraft ihrer unvertilgbaren Exiſtenz, viel mehr Realität haben; daß mithin dieſe den

Begriffen, nicht den Einzelwesen, beizulegen sei: demnach hat der Realismus Recht.

Der Nominalismus führt eigentlich zum Materialismus: denn, nach Aufhebung sämmtlicher Eigenschaften, bleibt am Ende nur die Materie übrig. Sind nun die Begriffe blosse Namen, die Einzeldinge aber das Reale; ihre Eigenschaften, als einzelne an ihnen, vergänglich; so bleibt als das Fortbestehende, mithin Reale, allein die Materie.

Genau genommen nun aber kommt die oben dargelegte Berechtigung des Realismus eigentlich nicht ihm, sondern der Platonischen Ideenlehre zu, deren Erweiterung er ist. Die ewigen Formen und Eigenschaften der natürlichen Dinge, εἰδη, sind es, welche unter allem Wechsel fortbestehn und denen daher eine Realität höherer Art beizulegen ist, als den Individuen, in denen sie sich darstellen. Hingegen den bloßen, nicht anschaulich zu belegenden Abstraktis ist Das nicht nachzurühmen: was ist z. B. Reales an solchen Begriffen wie „Verhältniß, Unterschied, Sonderung, Nachtheil, Unbestimmtheit" u. dgl. m.?

Eine gewisse Verwandschaft, oder wenigstens ein Parallelismus der Gegensätze, wird augenfällig, wenn man den Plato dem Aristoteles, den Augustinus dem Pelagius, die Realisten den Nominalisten gegenüberstellt. Man könnte behaupten, daß gewissermaaßen ein polares Auseinandertreten der menschlichen Denkweise hierin sich kund gäbe, — welches, höchst merkwürdigerweise, zum ersten Male und am entschiedensten sich in zwei sehr großen Männern ausgesprochen hat, die zugleich und neben einander lebten.

§. 11.

Bako von Verulam.

In einem anderen und specieller bestimmten Sinn, als der eben bezeichnete, war der ausdrückliche und absichtliche Gegensatz zum Aristoteles Bako von Verulam. Jener nämlich hatte zuvörderst die richtige Methode, um von allgemeinen Wahrheiten zu besondern zu gelangen, also den Weg abwärts, gründlich darlegt: das ist die Syllogistik, das Organum Aristotelis. Dagegen zeigte Bako den Weg aufwärts, indem er die Methode, von besondern Wahrheiten zu allgemeinen zu gelangen,

Digitized by Google

darlegte: dies iſt die Induktion, im Gegenſatz der Deduktion, und ihre Darſtellung iſt das novum organum, welcher Ausdruck im Gegenſatz zum Ariſtoteles gewählt, beſagen ſoll: „eine ganz andre Manier es anzugreifen.“ — Des Ariſtoteles, aber noch viel mehr der Ariſtoteliker Irrthum lag in der Vorausſetzung, daß ſie eigentlich ſchon alle Wahrheit beſäßen, daß dieſe nämlich enthalten ſei in ihren Axiomen, alſo in gewiſſen Sätzen a priori, oder die für ſolche gelten, und daß es, um die beſonderen Wahrheiten zu gewinnen, bloß der Ableitung aus jenen bedürfe. Ein Ariſtoteliſches Beiſpiel hievon gaben ſeine Bücher de coelo. Dagegen nun zeigte Bako, mit Recht, daß jene Axiome ſolchen Gehalt gar nicht hätten, daß die Wahrheit noch gar nicht in dem damaligen Syſtem des menſchlichen Wiſſens läge, vielmehr außerhalb, alſo nicht daraus zu entwickeln, ſondern erſt hineinzubringen wäre, und daß folglich erſt durch Induktion allgemeine und wahre Sätze, von großem und reichem Inhalt, gewonnen werden müßten.

Die Scholaſtiker, an der Hand des Ariſtoteles, dachten: wir wollen zuvörderſt das Allgemeine feſtſtellen: das Beſondere wird daraus fließen, oder mag überhaupt nachher darunter Platz finden, wie es kann. Wir wollen demnach zuvörderſt ausmachen, was dem ens, dem Dinge überhaupt zukomme: das den einzelnen Dingen Eigenthümliche mag nachher allmälig, allenfalls auch durch die Erfahrung, herangebracht werden: am Allgemeinen kann Das nie etwas ändern. — Bako dagegen ſagte: wir wollen zuvörderſt die einzelnen Dinge ſo vollſtändig, wie nur immer möglich, kennen lernen: dann werden wir zuletzt erkennen, was das Ding überhaupt ſei.

Inzwiſchen ſteht Bako dem Ariſtoteles darin nach, daß ſeine Methode zum Wege aufwärts keineswegs ſo regelrecht, ſicher und unfehlbar iſt, wie die des Ariſtoteles zum Wege abwärts. Ja, Bako ſelbſt hat, bei ſeinen phyſikaliſchen Unterſuchungen, die im neuen Organon gegebenen Regeln ſeiner Methode bei Seite geſetzt.

Bako war hauptſächlich auf Phyſik gerichtet. Was er für dieſe that, nämlich von vorne anfangen, das that, gleich darauf, für Metaphyſik Carteſius.

Digitized by Google

§. 12.

Die Philosophie der Neueren.

In den Rechenbüchern pflegt die Richtigkeit der Lösung eines Exempels sich durch das Aufgehen desselben, d. h. dadurch, daß kein Rest bleibt, kund zu geben. Mit der Lösung des Räthsels der Welt hat es ein ähnliches Bewandniß. Sämmtliche Systeme sind Rechnungen, die nicht aufgehn: sie lassen einen Rest, oder auch, wenn man ein chemisches Gleichniß vorzieht, einen unauflöslichen Niederschlag. Dieser besteht darin, daß, wenn man aus ihren Sätzen folgerecht weiter schließt, die Ergebnisse nicht zu der vorliegenden realen Welt passen, nicht mit ihr stimmen, vielmehr manche Seiten derselben dabei ganz unerklärlich bleiben. So z. B. stimmt zu den materialistischen Systemen, welche aus der mit bloß mechanischen Eigenschaften ausgestatteten Materie, und gemäß den Gesetzen derselben, die Welt entstehn lassen, nicht die durchgängige bewundrungswürdige Zweckmäßigkeit der Natur, noch das Daseyn der Erkenntniß, in welcher doch sogar jene Materie allererst sich darstellt. Dies also ist ihr Rest. — Mit den theistischen Systemen wiederum, nicht minder jedoch mit den pantheistischen, sind die überwiegenden physischen Uebel und die moralische Verderbniß der Welt nicht in Uebereinstimmung zu bringen: diese also bleiben als Rest stehn, oder als unauflöslicher Niederschlag liegen. — Zwar ermangelt man in solchen Fällen nicht, dergleichen Reste mit Sophismen, nöthigenfalls auch mit bloßen Worten und Phrasen zuzudrecken: allein auf die Länge hält das nicht Stich. Da wird dann wohl, weil doch das Exempel nicht aufgeht, nach einzelnen Rechnungsfehlern gesucht, bis man endlich sich gestehn muß, der Ansatz selbst sei falsch gewesen. Wenn hingegen die durchgängige Konsequenz und Zusammenstimmung aller Sätze eines Systems bei jedem Schritte begleitet ist von einer eben so durchgängigen Uebereinstimmung mit der Erfahrungswelt, ohne daß zwischen Beiden ein Mißklang je hörbar würde; — so ist Dies das Kriterium der Wahrheit desselben, das verlangte Aufgehn des Rechnungsexempels. Imgleichen, daß schon der Ansatz falsch gewesen sei, will sagen, daß man die Sache schon Anfangs nicht am rechten Ende angegriffen hatte, wodurch man nachher von Irrthum zu Irrthum geführt wurde. Denn es ist mit der Philosophie wie mit gar vielen

Digitized by Google

Dingen: Alles kommt darauf an, daß man ſie am rechten Ende angreife. Das zu erklärende Phänomen der Welt bietet nun aber unzählige Enden dar, von denen nur Eines das rechte ſeyn kann: es gleicht einem verſchlungenen Fadengewirre, mit vielen daran hängenden, falſchen Endfäden: nur wer den wirklichen herausfindet kann das Ganze entwirren. Dann aber entwickelt ſich leicht Eines aus dem Andern, und daran wird kenntlich, daß es das rechte Ende geweſen ſei. Auch einem Labyrinth kann man es vergleichen, welches hundert Eingänge darbietet, die in Korridore öffnen, welche alle, nach langen und vielfach verſchlungenen Windungen, am Ende wieder hinausführen; mit Ausnahme eines einzigen, deſſen Windungen wirklich zum Mittelpunkte leiten, woſelbſt das Idol ſteht. Hat man dieſen Eingang getroffen, ſo wird man den Weg nicht verfehlen: durch keinen andern aber kann man ſe zum Ziele gelangen. — Ich verhehle nicht, der Meinung zu ſeyn, daß nur der Wille in uns das rechte Ende des Fadengewirres, der wahre Eingang des Labyrinthes, ſei.

Carteſius hingegen gieng, nach dem Vorgang der Metaphyſik des Ariſtoteles, vom Begriff der Subſtanz aus, und mit dieſem ſehn wir auch noch alle ſeine Nachfolger ſich ſchleppen. Er nahm jedoch zwei Arten von Subſtanz an: die denkende und die ausgedehnte. Dieſe ſollten nun durch influxus physicus auf einander wirken; welcher ſich aber bald als ſein Reſt auswies. Derſelbe hatte nämlich Statt, nicht bloß von außen nach innen, beim Vorſtellen der Körperwelt, ſondern auch von innen nach außen, zwiſchen dem Willen (der unbedenklich dem Denken zugezählt wurde) und den Leibesaktionen. Das nähere Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Arten der Subſtanz ward nun das Hauptproblem, wobei ſo große Schwierigkeiten entſtanden, daß man in Folge derſelben zum Syſtem der causes occasionelles und der harmonia praestabilita getrieben wurde. Malebranche nämlich hielt den influxus physicus für undenkbar; wobei er jedoch nicht in Erwägung zog, daß derſelbe bei der Schöpfung und Leitung der Körperwelt durch einen Gott, der ein Geiſt iſt, ohne Bedenken angenommen wird. Er ſetzte alſo an deſſen Stelle die causes occasionelles und nous voyons tout en Dieu: hier liegt ſein Reſt. — Auch Spinoza, in ſeines Lehrers Fußſtapfen tretend, ging noch von jenem Be-

Digitized by Google

griffe der Subſtanz aus; gleich als ob derſelbe ein Gegebenes wäre. Jedoch erklärte er beide Arten der Subſtanz, die denkende und die ausgedehnte, für Eine und dieſelbe; wodurch denn die obige Schwierigkeit vermieden war. Dadurch nun aber wurde ſeine Philoſophie hauptſächlich negativ, lief nämlich auf ein bloßes Negiren der zwei großen Carteſiſchen Gegenſätze hinaus; indem er ſein Identificiren auch auf den andern von Carteſius aufgeſtellten Gegenſatz, Gott und Welt, ausdehnte. Die hiedurch entſtehende Deifikation der Welt ließ nun aber keine wahre Ethik zu und war zudem in ſchreiendem Widerſpruch mit den phyſiſchen Uebeln und der moraliſchen Ruchloſigkeit dieſer Welt. Hier alſo iſt ſein Reſt.

Den Begriff der Subſtanz, von welchem dabei auch Spinoza ausgeht, nimmt er, wie geſagt, als ein Gegebenes. Zwar definirt er ihn, ſeinen Zwecken gemäß: allein er kümmert ſich nicht um deſſen Urſprung. Denn erſt Locke war es, der, bald nach ihm, die große Lehre aufſtellte, daß ein Philoſoph, der irgend etwas aus Begriffen ableiten oder beweiſen will, zuvörderſt den Urſprung jedes ſolchen Begriffs zu unterſuchen habe; da der Inhalt deſſelben, und was aus dieſem folgen mag, gänzlich durch ſeinen Urſprung, als die Quelle aller mittelſt deſſelben erreichbaren Erkenntniß, beſtimmt wird. Hätte aber Spinoza nach dem Urſprung jenes Begriffes der Subſtanz geforſcht; ſo hätte er zuletzt finden müſſen, daß dieſer ganz allein die Materie iſt und daher der wahre Inhalt des Begriffs kein anderer, als eben die weſentlichen und a priori angebbaren Eigenſchaften dieſer. In der That findet Alles, was Spinoza ſeiner Subſtanz nachrühmt, ſeinen Beleg an der Materie, und nur da: ſie iſt unentſtanden, alſo urſachslos, ewig, eine einzige und alleinige, und ihre Modifikationen ſind Ausdehnung und Erkenntniß; Letztere nämlich als ausſchließliche Eigenſchaft des Gehirns, welches materiell iſt. Spinoza iſt demnach ein unbewußter Materialiſt: jedoch iſt die Materie, welche, wenn man es ausführt, ſeinen Begriff realiſirt und empiriſch belegt, nicht die falſch gefaßte und atomiſtiſche des Demokritos und der ſpätern Franzöſiſchen Materialiſten, als welche keine andern, als mechaniſche Eigenſchaften hat; ſondern die richtig gefaßte, mit allen ihren unerklärlichen Qualitäten ausgeſtattete: über dieſen Unterſchied verweiſe ich auf mein Haupt-

Digitized by Google

werk, Bd. 2. Kap. 24, S. 315 ff. — Dieſe Methode, den Begriff der Subſtanz unbeſehen aufzunehmen, um ihn zum Ausgangspunkt zu machen, finden wir aber ſchon bei den Eleaten, wie beſonders aus dem Ariſtoteliſchen Buche de Xenophane etc. zu erſehn. Auch Xenophanes nämlich geht aus vom ον, d. i. der Subſtanz, und die Eigenſchaften derſelben werden demonſtrirt, ohne daß vorher gefragt oder geſagt würde, woher er denn ſeine Kenntniß von einem ſolchen Dinge habe: geſchähe hingegen Dieſes, ſo würde deutlich zu Tage kommen, wovon er eigentlich redet, d. h. welche Anſchauung es zuletzt ſei, die ſeinem Begriff zum Grunde liegt und ihm Realität ertheilt; und da würde am Ende wohl nur die Materie ſich ergeben, als von welcher alles Das gilt, was er ſagt. In den folgenden Kapiteln, über Zeno, erſtreckt nun die Uebereinſtimmung mit Spinoza ſich bis auf die Darſtellung und die Ausdrücke. Man kann daher kaum umhin anzunehmen, daß Spinoza dieſe Schrift gekannt und benutzt habe; da zu ſeiner Zeit Ariſtoteles', wenn auch vom Bako angegriffen, noch immer in hohem Anſehn ſtand, auch gute Ausgaben, mit lateiniſcher Verſion, vorhanden waren. Danach wäre denn Spinoza ein bloßer Erneuerer der Eleaten, wie Gaſſendi des Epikur. Wir aber erfahren abermals, wie über die Maaßen ſelten, in allen Fächern des Denkens und Wiſſens, das wirklich Neue und ganz Urſprüngliche iſt.

Uebrigens, und namentlich in formeller Hinſicht, beruht jenes Ausgehn des Spinoza vom Begriff der Subſtanz auf dem falſchen Grundgedanken, den er von ſeinem Lehrer Carteſius und dieſer vom Anſelmus von Kanterbury überkommen hatte, nämlich auf dieſem, daß jemals aus der essentia die existentia hervorgehn könne, d. h. daß aus einem bloſſen Begriff ein Daſeyn ſich folgern laſſe, welches demgemäß ein nothwendiges ſeyn würde; oder, mit andern Worten, daß, vermöge der Beſchaffenheit, oder Definition, einer bloß gedachten Sache, es nothwendig werde, daß ſie nicht mehr eine bloß gedachte, ſondern eine wirklich vorhandene ſei. Carteſius hatte dieſen falſchen Grundgedanken angewandt auf den Begriff des ens perfectissimum; Spinoza aber nahm den der substantia oder causa sui, (welches Letztere eine contradictio in adjecto ausſpricht): man ſehe ſeine erſte Definition, die ſein πρωτον ψευδος iſt, am Eingang

der Ethik, und dann prop. 7 des erſten Buchs. Der Unterſchied der Grundbegriffe beider Philoſophen beſteht beinahe nur im Ausdruck: dem Gebrauche derſelben aber als Ausgangspunkte, alſo als Gegebener, liegt beim Einen, wie beim Andern, die Verkehrtheit zum Grunde, aus der abſtrakten Vorſtellung die anſchauliche entſpringen zu laſſen; während in Wahrheit alle abſtrakte Vorſtellung aus der anſchaulichen entſteht und daher durch dieſe begründet wird. Wir haben alſo hier ein fundamentales ὕστερον πρότερον.

Eine Schwierigkeit beſonderer Art hat Spinoza ſich dadurch aufgebürdet, daß er ſeine alleinige Subſtanz Deus nannte; da dieſes Wort zur Bezeichnung eines ganz andern Begriffs bereits eingenommen war und er nun fortwährend zu kämpfen hat gegen die Mißverſtändniſſe, welche daraus entſtehen, daß der Leſer, ſtatt des Begriffs, den er nach Spinoza's erſten Erklärungen bezeichnen ſoll, immer noch den damit verbindet, den es ſonſt bezeichnet. Hätte er das Wort nicht gebraucht, ſo wäre er langer und peinlicher Erörterungen im erſten Buche überhoben geweſen. Aber er that es, damit ſeine Lehre weniger Anſtoß fände; welcher Zweck dennoch verfehlt wurde.

Im zweiten Buche legt er die zwei Modi ſeiner alleinigen Subſtanz dar als Ausdehnung und Vorſtellung (extensio et cogitatio), welches eine offenbar falſche Eintheilung iſt, da die Ausdehnung durchaus nur für und in der Vorſtellung da iſt, alſo dieſer nicht entgegenzuſetzen, ſondern unterzuordnen war.

Leibnitz nun wieder ſeinerſeits hatte es ebenfalls mit Subſtanzen zu thun, deren er aber eine Unzahl annahm, jedoch ſolche, die, nach Umſtänden, bald ausgedehnt, bald denkend und auch beides zugleich wären, — genannt Monaden: die Vermittelung zwiſchen den bloßen Gedanken dieſer Subſtanzen und dem wirklich und an ſich ſelbſt Ausgedehnten übernahm eine, von der Centralmonade präſtabilirte Harmonie. — Hier, möchte man ſagen, iſt Alles Reſt. Indeſſen muß man, um Leibnitzen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, an die Betrachtungsweiſe der Materie, die damals Locke und Newton geltend machten, erinnern, in welcher nämlich dieſe, als abſolut todt, rein paſſiv und willenlos, bloß mit mechaniſchen Kräften begabt und nur mathematiſchen Geſetzen unterworfen, daſteht. Dagegen nun erinnerte

Digitized by Google

Leibnitz zuvörderſt an die formas substantiales der Scholaſtiker und gelangte danach zu der Einſicht, daß ſelbſt die bloß mechaniſchen Kräfte der Materie, außer welchen man damals kaum noch andere kannte, oder gelten ließ, etwas Geiſtiges zur Unterlage haben mußten. Dieſes nun aber wußte er ſich nicht anders deutlich zu machen, als durch die höchſt unbeholfene Fiktion, daß die Materie aus lauter Seelchen beſtände, welche zugleich Atome wären und meiſtens im Zuſtande der Betäubung ſich befänden, jedoch ein Analogon der perceptio und des appetitus hätten. Hiebei führte ihn Dies irre, daß er, wie alle Andern, ſammt und ſonders, zur Grundlage und conditio sine qua non alles Geiſtigen die Erkenntniß machte, ſtatt des Willens; welchem ich zuallererſt das ihm gebührende Primat vindicirt habe; wodurch Alles in der Philoſophie umgeſtaltet wird. Indeſſen verdient Leibnitzens Beſtreben, dem Geiſte und der Materie ein und daſſelbe Prinzip zum Grunde zu legen, Anerkennung. Sogar könnte man darin eine Vorahndung meiner Lehre finden, aber quam velut trans nebulam vidit. — Die belobte Grundanſicht Leibnitzens iſt am deutlichſten ausgeſprochen in einigen kleinern Franzöſiſchen Schriften, wie système nouveau de la nature u. a. m., die aus dem Journal des savans und der Ausgabe von Dütens in die Erdmann'ſche Ausgabe aufgenommen ſind. Auch befindet ſich eine wohlgewählte Zuſammenſtellung hieher gehöriger Stellen Leibnitzens S. 335 — 340 ſeiner „kleineren philoſophiſchen Schriften, überſetzt von Köhler und revidirt von Huth." Jena 1740.

Kant wurde von dem Subſtanzen-Problem nicht direkt berührt: er iſt darüber hinaus. Bei ihm iſt der Begriff der Subſtanz eine Kategorie, alſo eine bloße Denkform a priori. Durch dieſe, in ihrer nothwendigen Anwendung auf die ſinnliche Anſchauung, wird nun aber nichts ſo, wie es an ſich ſelbſt iſt, erkannt: daher mag das Weſen, welches ſowohl den Körpern, als den Seelen zum Grunde lieget, an ſich ſelbſt gar wohl Eines und Daſſelbe ſeyn. Dies iſt ſeine Lehre. Sie bahnte mir den Weg zu der Einſicht, daß der eigene Leib eines Jeden nur die in ſeinem Gehirn entſtehende Anſchauung ſeines Willens iſt, welches Verhältniß ſodann auf alle Körper ausgedehnt die Auflöſung der Welt in Wille und Vorſtellung ergab.

Digitized by Google

Jener Begriff der Subſtanz nun aber, welchen Carteſius, dem Ariſtoteles getreu, zum Hauptbegriff der Philoſophie gemacht hatte, und mit deſſen Definition demgemäß, jedoch nach Weiſe der Eleaten, auch Spinoza anhebt, ergiebt ſich, bei genauer und redlicher Unterſuchung, als ein höheres, aber unberechtigtes, Abſtraktum des Begriffs der Materie, welches nämlich, neben dieſer, auch das untergeſchobene Kind immaterielle Subſtanz befaſſen ſollte; wie ich Dies ausführlich dargelegt habe in meiner „Kritik der Kantiſchen Philoſophie" S. 550 ff. der 2. Aufl. Hievon aber auch abgeſehn, taugt der Begriff der Subſtanz ſchon darum nicht zum Ausgangspunkte der Philoſophie, weil er jedenfalls ein objektiver iſt. Alles Objektive nämlich iſt für uns ſtets nur mittelbar; das Subjektive allein iſt das Unmittelbare: dieſes darf daher nicht übergangen, ſondern von ihm muß ſchlechterdings ausgegangen werden. Dies hat nun zwar Carteſius auch gethan, ja, er war der Erſte, der es erkannte und that; weshalb eben mit ihm eine neue Haupt-Epoche der Philoſophie anhebt: allein er thut es bloß präliminariſch, beim allererſten Anlauf, nach welchem er ſogleich die objektive, abſolute Realität der Welt, auf den Kredit der Wahrhaftigkeit Gottes, annimmt und von nun an ganz objektiv weiter philoſophirt. Hiebei läßt er überdies ſich nun eigentlich noch einen bedeutenden circulus vitiosus zu Schulden kommen. Er beweiſt nämlich die objektive Realität der Gegenſtände aller unſrer anſchaulichen Vorſtellungen aus dem Daſeyn Gottes, als ihres Urhebers, deſſen Wahrhaftigkeit nicht zuläßt, daß er uns täuſche: das Daſeyn Gottes ſelbſt aber beweiſt er aus der uns angebornen Vorſtellung, die wir von ihm, als dem allervollkommenſten Weſen, angeblich hätten.

Mit dem ſubjektiven Ausgangspunkt hat alſo zuerſt Berkeley wahren Ernſt gemacht und das unumgänglich Nothwendige deſſelben unumſtößlich dargethan. Er iſt der Vater des Idealismus: dieſer aber iſt die Grundlage aller wahren Philoſophie, iſt auch ſeitdem, wenigſtens als Ausgangspunkt, durchgängig feſtgehalten worden, wenn gleich jeder folgende Philoſoph andere Modulationen und Ausweichungen daran verſucht hat. So nämlich ging auch ſchon Locke vom Subjektiven aus, indem er einen großen Theil der Eigenſchaften der Körper unſrer Sinnesempfindung vindicirte. Jedoch iſt zu bemerken, daß ſeine Zurückführung

Digitized by Google

aller qualitativen Unterſchiede, als ſekundärer Eigenſchaften, auf bloß quantitative, nämlich der Größe, Geſtalt, Lage u. ſ. w., als die allein primären, d. h. objektiven Eigenſchaften, im Grunde noch die Lehre des Demokritos iſt, der eben ſo alle Qualitäten zurückführte auf Geſtalt, Zuſammenſetzung und Lage der Atome; wie Dieſes beſonders deutlich zu erſehn iſt aus des Ariſtoteles Metaphyſik, Buch I, Kap. 4, und aus Theophraſtus de sensu c. 61 — 65. — Locke wäre inſofern ein Erneuerer der Demokritiſchen Philoſophie, wie Spinoza der Eleatiſchen. Auch hat er ja wirklich den Weg zum nachherigen Franzöſiſchen Materialismus angebahnt. Unmittelbar jedoch hat er, durch dieſe vorläufige Unterſcheidung des Subjektiven vom Objektiven der Anſchauung, Kanten vorgearbeitet, der nun, ſeine Richtung und Spur in viel höherem Sinne verfolgend, dahin gelangte, das Subjektive vom Objektiven rein zu ſondern, bei welchem Proceß nun freilich dem Subjektiven ſo Vieles zufiel, daß das Objektive nur noch als ein ganz dunkler Punkt, ein nicht weiter erkennbares Etwas ſtehn blieb, — das Ding an ſich. Dieſes habe nun ich wieder auf das Weſen zurückgeführt, welches wir in unſerm Selbſtbewußtſeyn als den Willen vorfinden, bin alſo auch hier abermals an die ſubjektive Erkenntnißquelle zurückgegangen. Anders konnte es aber auch nicht ausfallen; weil eben, wie geſagt, alles Objektive ſtets nur ein Sekundäres, nämlich eine Vorſtellung iſt. Daher alſo dürfen wir den innerſten Kern der Weſen, das Ding an ſich, durchaus nicht außerhalb, ſondern nur in uns, alſo im Subjektiven ſuchen, als dem allein Unmittelbaren. Hiezu kommt, daß wir beim Objektiven nie zu einem Ruhepunkt, einem Letzten und Urſprünglichen gelangen können, weil wir daſelbſt im Gebiete der Vorſtellungen ſind, dieſe aber ſämmtlich und weſentlich den Satz vom Grunde, in ſeinen vier Geſtalten, zur Form haben, wonach der Forderung deſſelben jedes Objekt ſogleich verfällt und unterliegt: z. B. auf ein angenommenes objektives Abſolutum dringt ſogleich die Frage Woher? und Warum? zerſtörend ein, vor der es weichen und fallen muß. Anders verhält es ſich, wenn wir uns in die ſtille, wiewohl dunkele Tiefe des Subjekts verſenken. Hier aber droht uns freilich die Gefahr, in Myſticismus zu gerathen. Wir dürfen alſo aus dieſer Quelle nur Das ſchöpfen,

Digitized by Google

was als thatsächlich wahr, Allen und Jedem zugänglich, folglich durchaus unleugbar ist.

§. 13.

Noch einige Erläuterungen zur Kantischen Philosophie.

Der eigentliche Geist der Kantischen Philosophie, ihr Grundgedanke und wahrer Sinn, läßt sich auf mancherlei Weise fassen und darstellen: dergleichen verschiedene Wendungen und Ausdrücke der Sache aber werden, der Verschiedenheit der Köpfe gemäß, die eine vor der andern geeignet seyn, Diesem oder Jenem das rechte Verständniß jener sehr tiefen und deshalb schwierigen Lehre zu eröffnen. Folgendes ist ein abermaliger Versuch dieser Art, welcher auf Kants Tiefe meine Klarheit zu werfen unternimmt.*)

Der Mathematik liegen Anschauungen unter, auf welche ihre Beweise sich stützen: weil aber diese Anschauungen nicht empirisch, sondern a priori sind; so sind ihre Lehren apodiktisch. Die Philosophie hingegen hat, als das Gegebene, davon sie ausgeht und welches ihren Beweisen Nothwendigkeit (Apodikticität) ertheilen soll, bloße Begriffe. Denn auf der bloß empirischen Anschauung geradezu fußen, kann sie nicht; weil sie das Allgemeine der Dinge, nicht das Einzelne, zu erklären unternimmt, wobei ihre Absicht ist, über das empirisch Gegebene hinaus zu führen. Da bleiben ihr nun nichts, als die allgemeinen Begriffe, indem diese doch nicht das Anschauliche, rein Empirische, sind. Dergleichen Begriffe müssen also die Grundlage ihrer Lehren und Beweise abgeben, und von ihnen muß, als einem Vorhandenen und Gegebenen, ausgegangen werden. Demnach nun ist die Philosophie eine Wissenschaft aus bloßen Begriffen; während die Mathematik eine aus der Konstruktion (anschaulichen Darstellung) ihrer Begriffe ist. Genau genommen jedoch ist es nur die Beweisführung der Philosophie, welche von bloßen Begriffen ausgeht. Diese nämlich kann nicht, gleich der

*) Ich bemerke hier, ein für allemal, daß die Seitenzahl der ersten Aufl. der Kritik der reinen Vernunft, nach der ich zu citiren pflege, auch der Rosenkranzischen Auflage beigefügt ist.

Digitized by Google

mathematischen von einer Anschauung ausgehn; weil eine solche entweder die reine a priori, oder die empirische seyn müßte: die letztere giebt keine Apodikticität; die erstere liefert nur Mathematik. Will sie daher irgendwie ihre Lehren durch Beweisführung stützen; so muß diese bestehn in der richtigen logischen Folgerung aus den zum Grunde gelegten Begriffen. — Hiermit war es denn auch recht gut von Statten gegangen, die ganze lange Scholastik hindurch und selbst noch in der von Carteſius begründeten neuen Epoche; so daß wir noch den Spinoza und Leibnitzen diese Methode befolgen sehn. Endlich aber war es dem Locke eingefallen, den Ursprung der Begriffe zu untersuchen und da war das Resultat gewesen, daß alle Allgemein-Begriffe, so weit gefaßt sie auch seyn mögen, aus der Erfahrung, d. h. aus der vorliegenden, sinnlich anschaulichen, empirisch realen Welt, oder aber auch aus der innern Erfahrung, wie sie die empirische Selbstbeobachtung einem Jeden liefert, geschöpft sind, mithin ihren ganzen Inhalt nur von diesen Beiden haben, folglich auch nie mehr liefern können, als was äußere, oder innere Erfahrung hineingelegt hat. Hieraus hätte, der Strenge nach, schon geschlossen werden sollen, daß sie nie über die Erfahrung hinaus, d. h. nie zum Ziele führen können: allein Locke gieng, mit den aus der Erfahrung geschöpften Grundsätzen, über die Erfahrung hinaus.

Im weitergeführten Gegensatz zu den früheren und zur Berichtigung der Lockischen Lehre zeigte nun Kant, daß es zwar einige Begriffe gebe, die eine Ausnahme von obiger Regel machen, also nicht aus der Erfahrung stammen; aber zugleich auch, daß eben diese theils aus der reinen, d. i. a priori gegebenen Anschauung des Raumes und der Zeit geschöpft sind, theils die eigenthümlichen Funktionen unsers Verstandes selbst, zum Behuf der, beim Gebrauch, nach ihnen sich richtenden Erfahrung, ausmachen; daß mithin ihre Gültigkeit sich nur auf mögliche, und allemal durch die Sinne zu vermittelnde, Erfahrung erstreckt, indem sie selbst bloß bestimmt sind, diese, mit sammt ihrem gesetzmäßigen Hergange, auf Anregung der Sinnesempfindung, in uns zu erzeugen; daß sie also, an sich selbst gehaltlos, allen Stoff und Gehalt allein von der Sinnlichkeit erwarten, um mit ihr alsdann die Erfahrung hervorzubringen, abgesehn von dieser aber

Digitized by Google

keinen Inhalt, noch Bedeutung haben, indem sie nur unter Voraussetzung der auf Sinnesempfindung beruhenden Anschauung gültig sind und sich wesentlich auf diese beziehn. Hieraus nun folgt, daß sie nicht die Führer abgeben können, uns über alle Möglichkeit der Erfahrung hinaus zu leiten; und hieraus wieder, daß Metaphysik, als Wissenschaft von Dem, was jenseits der Natur, d. h. eben über die Möglichkeit der Erfahrung hinaus, liegt, unmöglich ist.

Weil nun also der eine Bestandtheil der Erfahrung, nämlich der allgemeine, formelle und gesetzmäßige, a priori erkennbar ist, eben deshalb aber auf den wesentlichen und gesetzmäßigen Funktionen unsers eigenen Intellekts beruht; der andere hingegen, nämlich der besondere, materielle und zufällige, aus der Sinnesempfindung entspringt; so sind ja beide subjektiven Ursprungs. Hieraus folgt, daß die gesammte Erfahrung, nebst der in ihr sich darstellenden Welt, eine bloße Erscheinung, d. h. ein zunächst und unmittelbar nur für das es erkennende Subjekt Vorhandenes, ist: jedoch weist diese Erscheinung auf irgend ein ihr zum Grunde liegendes Ding an sich selbst hin, welches jedoch, als solches, schlechthin unerkennbar ist. — Dies sind nun die negativen Resultate der Kantischen Philosophie.

Ich habe dabei zu erinnern, daß Kant thut, als ob wir bloß erkennende Wesen wären und also außer der Vorstellung durchaus kein Datum hätten; während wir doch allerdings noch ein anderes, in dem von jener toto genere verschiedenen Willen in uns, besitzen. Er hat diesen zwar auch in Betrachtung genommen, aber nicht in der theoretischen, sondern bloß in der bei ihm von dieser ganz gesonderten praktischen Philosophie, nämlich einzig und allein um die Thatsache der rein moralischen Bedeutsamkeit unsers Handelns festzustellen und darauf eine moralische Glaubenslehre, als Gegengewicht der theoretischen Unwissenheit, folglich auch Unmöglichkeit aller Theologie, welcher wir, laut Obigem, anheim fallen, zu gründen. —

Kants Philosophie wird auch, zum Unterschiede und sogar im Gegensatz aller andern, als Transscendentalphilosophie, näher, als transscendentaler Idealismus, bezeichnet. Der Ausdruck „transscendent" ist nicht mathematischen,

Digitized by Google

ſondern philoſophiſchen Urſprungs, da er ſchon den Scholaſtikern geläufig war. In die Mathematik wurde er allererſt durch Leibnitz eingeführt, um zu bezeichnen quod Algebrae vires transscendit, alſo alle Operationen, welche zu vollziehn die gemeine Arithmetik und die Algebra nicht ausreichen, wie z. B. zu einer Zahl den Logarithmus, oder umgekehrt, zu finden; oder auch zu einem Bogen, rein arithmetiſch, ſeine trigonometriſchen Funktionen, oder umgekehrt; überhaupt alle Probleme, die nur durch einen ins Unendliche fortgeſetzten Kalkul zu löſen ſind. Die Scholaſtiker aber bezeichneten als transſcendent die alleroberſten Begriffe, nämlich ſolche, welche noch allgemeiner, als die zehn Kategorien des Ariſtoteles wären: noch Spinoza braucht das Wort in dieſem Sinn. Jordanus Brunus (della causa etc. dial. 4.) nennt transſcendent die Prädikate, welche allgemeiner ſind, als der Unterſchied der körperlichen und unkörperlichen Subſtanz, welche alſo der Subſtanz überhaupt zukommen: ſie betreffen, nach ihm, jene gemeinſchaftliche Wurzel, in der das Körperliche mit dem Unkörperlichen Eines ſei, und welche die wahre, urſprüngliche Subſtanz iſt, ja er ſieht eben hierin einen Beweis, daß es eine ſolche geben müſſe. Kant nun endlich verſteht zuvörderſt unter transſcendental die Anerkennung des Aprioriſchen und daher bloß Formalen in unſrer Erkenntniß, als eines ſolchen; d. h. die Einſicht, daß dergleichen Erkenntniß von der Erfahrung unabhängig ſei, ja, dieſer ſelbſt die unwandelbare Regel, nach der ſie ausfallen muß, vorſchreibe; verbunden mit dem Verſtändniß, warum ſolche Erkenntniß dies ſei und vermöge; nämlich weil ſie die Form unſers Intellekts ausmache; alſo in Folge ihres ſubjektiven Urſprungs: demnach iſt eigentlich nur die Kritik der reinen Vernunft transſcendental. Im Gegenſatz hiezu nennt er transſcendent den Gebrauch, oder vielmehr Mißbrauch, jenes rein Formalen in unſrer Erkenntniß über die Möglichkeit der Erfahrung hinaus: Daſſelbe benennt er auch hyperphyſiſch. Demnach heißt, kurz geſagt, transſcendental ſo viel, wie „vor aller Erfahrung;“ transſcendent hingegen „über alle Erfahrung hinaus.“ Demgemäß läßt Kant die Metaphyſik nur als Transſcendentalphiloſophie gelten, d. h. als die Lehre von dem in unſerm erkennenden Bewußtſeyn enthaltenen Formalen, als einem ſolchen, und von der dadurch herbeigeführten Beſchränkung,

Digitized by Google

vermöge welcher die Erkenntniß der Dinge an sich uns unmöglich ist, indem die Erfahrung nichts, als bloße Erscheinungen liefern kann. Das Wort „metaphysisch" ist jedoch bei ihm nicht ganz synonym mit „transscendental:" nämlich alles a priori Gewisse, aber die Erfahrung Betreffende heißt bei ihm metaphysisch; hingegen die Belehrung darüber, daß es eben nur wegen seines subjektiven Ursprungs und als rein Formales a priori gewiß sei, heißt allein transscendental. Darum also ist, wie gesagt, allein die Kritik der reinen Vernunft, und überhaupt die kritische (d. h. Kantische) Philosophie, transscendental: metaphysisch hingegen sind die „Anfangsgründe der Naturwissenschaft," auch die der „Tugendlehre" u. s. w. —

Indessen läßt der Begriff einer Transscendentalphilosophie sich noch in tieferm Sinne fassen, wenn man den innersten Geist der Kantischen Philosophie darin zu koncentriren unternimmt, etwan in folgender Art. Daß die ganze Welt uns nur auf eine sekundäre Weise, als Vorstellung, Bild in unserm Kopfe, Gehirnphänomen, hingegen der eigene Wille uns, im Selbstbewußtseyn, unmittelbar gegeben ist; daß demnach eine Trennung, ja ein Gegensatz, zwischen unserm eigenen Daseyn und dem der Welt Statt findet, — Dies ist eine bloße Folge unsrer individuellen und animalischen Existenz, mit deren Aufhören es daher wegfällt. Bis dahin aber ist es uns unmöglich, jene Grund- und Urform unsers Bewußtseyns, welche Das ist, was man als das Zerfallen in Subjekt und Objekt bezeichnet, in Gedanken aufzuheben; weil alles Denken und Vorstellen sie zur Voraussetzung hat: daher lassen wir sie stets als das Urwesentliche und die Grundbeschaffenheit der Welt stehn und gelten; während sie in der That nur die Form unsers animalischen Bewußtseyns und der durch dasselbe vermittelten Erscheinungen ist. Hieraus nun aber entspringen alle jene Fragen, über Anfang, Ende, Gränzen und Entstehung der Welt, über unsere eigene Fortdauer nach dem Tode u. s. w. Sie beruhen demnach alle auf einer falschen Voraussetzung, welche Das, was nur die Form der Erscheinung, d. h. der durch ein animalisches, cerebrales Bewußtseyn vermittelten Vorstellungen ist, dem Dinge an sich selbst beilegt und demnach für die Ur- und Grundbeschaffenheit der Welt ausgiebt. Dies ist der Sinn des Kantischen Ausdrucks: alle solche Fragen sind

Digitized by Google

transscendent. Sie sind daher, nicht bloß subjective, sondern an und für sich selbst, d. h. objective, gar keiner Antwort fähig. Denn sie sind Probleme, welche mit Aufhebung unsers cerebralen Bewußtseyns und des auf ihm beruhenden Gegensatzes gänzlich wegfallen und doch als wären sie unabhängig davon aufgestellt werden. Wer z. B. frägt, ob er nach seinem Tode fortdauere, hebt, in hypothesi, sein animalisches Gehirnbewußtseyn auf; frägt jedoch nach Etwas, das nur unter Voraussetzung desselben besteht, indem es auf der Form desselben, nämlich Subjekt, Objekt, Raum und Zeit, beruht; nämlich nach seinem individuellen Daseyn. Eine Philosophie nun, welche alle diese Bedingungen und Beschränkungen als solche zum deutlichen Bewußtseyn bringt, ist transscendental und, sofern sie die allgemeinen Grundbestimmungen der objektiven Welt dem Subjekt vindicirt, ist sie transscendentaler Idealismus. — Allmälig wird man einsehn, daß die Probleme der Metaphysik nur insofern unlösbar sind, als in den Fragen selbst schon ein Widerspruch enthalten ist.

Der transscendentale Idealismus macht inzwischen der vorliegenden Welt ihre empirische Realität durchaus nicht streitig, sondern besagt nur, daß diese keine unbedingte sei, indem sie unsere Gehirnfunktionen, aus denen die Formen der Anschauung, also Zeit, Raum und Kausalität entstehn, zur Bedingung hat; daß mithin diese empirische Realität selbst nur die Realität einer Erscheinung sei. Wenn nun in derselben sich uns eine Vielheit von Wesen darstellt, von denen stets das Eine vergeht und ein Anderes entsteht, wir aber wissen, daß nur mittelst der Anschauungsform des Raumes die Vielheit, und mittelst der der Zeit das Vergehn und Entstehn möglich sei; so erkennen wir, daß ein solcher Hergang keine absolute Realität habe, d. h. daß er dem in jener Erscheinung sich darstellenden Wesen an sich selbst nicht zukomme, welches wir vielmehr, wenn man jene Erkenntnißformen, wie das Glas aus dem Kaleidoskop, wegziehn könnte, zu unserer Verwunderung, als ein einziges und bleibendes vor uns haben würden, als unvergänglich, unveränderlich und, unter allem scheinbaren Wechsel, vielleicht sogar bis auf die ganz einzelnen Bestimmungen herab, identisch. In Gemäßheit dieser Ansicht lassen sich folgende drei Sätze aufstellen:

Digitized by Google

1) Die alleinige Form der Realität ist die Gegenwart: in ihr allein ist das Reale unmittelbar anzutreffen und stets ganz und vollständig enthalten.

2) Das wahrhaft Reale ist von der Zeit unabhängig, also in jedem Zeitpunkt Eines und das Selbe.

3) Die Zeit ist die Anschauungsform unsers Intellekts und daher dem Dinge an sich fremd.

Diese drei Sätze sind im Grunde identisch. Wer sowohl ihre Identität, als ihre Wahrheit deutlich einsieht, hat einen großen Fortschritt in der Philosophie gemacht, indem er den Geist des transscendentalen Idealismus begriffen hat.

Ueberhaupt, wie folgenreich ist nicht Kants Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit, welche er so trocken und schmucklos dargelegt hat; — während eben gar nichts sich ergiebt aus dem hochtrabenden, prätensionsvollen und absichtlich unverständlichen Geschwätze der drei bekannten Sophisten, welche die Aufmerksamkeit eines, Kants unwürdigen Publikums von ihm auf sich zogen. Vor Kant, läßt sich sagen, waren wir in der Zeit; jetzt ist die Zeit in uns. Im erstern Falle ist die Zeit real, und wir werden, wie Alles, was in ihr liegt, von ihr verzehrt. Im zweiten Fall ist die Zeit ideal: sie liegt in uns. Da fällt zunächst die Frage hinsichtlich der Zukunft nach dem Tode weg. Denn, bin ich nicht; so ist auch keine Zeit mehr. Es ist nur ein täuschender Schein, der mir eine Zeit zeigt, die fortliefe, ohne mich, nach meinem Tode: alle drei Abschnitte der Zeit, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sind auf gleiche Weise mein Produkt, gehören mir an; nicht aber ich vorzugsweise dem einen, oder dem andern von ihnen. — Wiederum eine andere Folgerung, die sich aus dem Satze, daß die Zeit dem Wesen an sich der Dinge nicht zukommt, ziehn ließe, wäre diese, daß, in irgend einem Sinne, das Vergangene nicht vergangen sei, sondern Alles, was jemals wirklich und wahrhaft gewesen, im Grunde auch noch seyn müsse; indem ja die Zeit nur einem Theaterwasserfall gleicht, der herabzuströmen scheint, während er, als ein bloßes Rad, nicht von der Stelle kommt; — wie ich, Diesem analog, schon längst, in meinem Hauptwerke, den Raum einem in Facetten geschliffenen Glase verglichen habe, welches uns das einfach Vorhandene in zahlloser Vervielfältigung erblicken läßt.

Digitized by Google

Ja, wenn wir auf die Gefahr hin, an Schwärmerei zu ſtreifen, uns noch mehr in die Sache vertiefen; ſo kann es uns vorkommen, als ob wir, bei ſehr lebhafter Vergegenwärtigung unſerer eigenen, weit zurückliegenden Vergangenheit, eine unmittelbare Ueberzeugung davon erhielten, daß die Zeit das eigentliche Weſen der Dinge nicht antaſtet, ſondern nur zwiſchen dieſes und uns eingeſchoben iſt, als ein bloßes Medium der Wahrnehmung, nach deſſen Wegnahme Alles wieder daſeyn würde; wie auch andrerſeits unſer ſo treues und lebendiges Erinnerungsvermögen ſelbſt, in welchem jenes Längſtvergangene ein unverwelkliches Daſeyn behält, Zeugniß davon ablegt, daß ebenfalls in uns etwas iſt, das nicht mit altert, folglich nicht im Bereich der Zeit liegt. —

Die Haupttendenz der Kantiſchen Philoſophie iſt, die gänzliche Diverſität des Realen und Idealen darzuthun, nachdem ſchon Locke hierin die Bahn gebrochen hatte. — Obenhin kann man ſagen: das Ideale iſt die ſich räumlich darſtellende, anſchauliche Geſtalt, mit allen an ihr wahrnehmbaren Eigenſchaften; das Reale hingegen iſt das Ding an, in und für ſich ſelbſt, unabhängig von ſeinem Vorgeſtelltwerden im Kopf eines Andern, oder ſeinem eigenen. Allein die Gränze zwiſchen Beiden zu ziehn iſt ſchwer und doch gerade Das, worauf es ankommt. Locke hatte gezeigt, daß Alles, was an jener Geſtalt, Farbe, Klang, Glätte, Rauhe, Härte, Weiche, Kälte, Wärme u. ſ. w. iſt, (ſekundäre Eigenſchaften) bloß ideal ſei, alſo dem Dinge an ſich ſelbſt nicht zukomme; weil nämlich darin nicht das Seyn und Weſen, ſondern bloß das Wirken des Dinges uns gegeben ſei, und zwar ein ſehr einſeitig beſtimmtes Wirken, nämlich das auf die ganz ſpecifiſch determinirte Empfänglichkeit unſrer fünf Sinneswerkzeuge, vermöge welcher z. B. der Schall nicht auf das Auge, das Licht nicht auf das Ohr wirkt. Ja, das Wirken der Körper auf die Sinneswerkzeuge beſteht bloß darin, daß es dieſe in die ihnen eigenthümliche Thätigkeit verſetzt; faſt ſo, wie wenn ich den Faden ziehe, der die Flötenuhr ins Spiel verſetzt. Als das Reale hingegen, welches dem Dinge an ſich ſelbſt zukäme, ließ Locke noch ſtehn Ausdehnung, Form, Undurchdringlichkeit, Bewegung oder Ruhe, und Zahl, — welche er deshalb primäre Eigenſchaften nannte. Mit unendlich überlegener Beſon-

Digitized by Google

nenheit zeigte nun später Kant, daß auch diese Eigenschaften nicht dem rein objektiven Wesen der Dinge, oder dem Dinge an sich selbst, zukommen, also nicht schlechthin real seyn können; weil sie durch Raum, Zeit und Kausalität bedingt seien, diese aber, und zwar ihrer ganzen Gesetzmäßigkeit und Beschaffenheit nach, uns vor aller Erfahrung gegeben und genau bekannt seien; daher sie präformirt in uns liegen müssen, so gut wie die specifische Art der Empfänglichkeit und Thätigkeit jedes unserer Sinne. Ich habe demgemäß es geradezu ausgesprochen, daß jene Formen der Antheil des Gehirns an der Anschauung sind, wie die specifischen Sinnesempfindungen der der respectiven Sinnesorgane. Schon Kanten zufolge also ist das rein objektive, von unserm Vorstellen und dessen Apparat unabhängige Wesen der Dinge, welches er das Ding an sich nennt, also das eigentlich Reale, im Gegensatz des Idealen, ein von der sich uns anschaulich darstellenden Gestalt ganz und gar Verschiedenes, dem sogar, da es von Raum und Zeit unabhängig seyn soll, eigentlich weder Ausdehnung, noch Dauer beizulegen ist; obwohl es allen Dem was Ausdehnung, und Dauer hat, die Kraft dazu seyn ertheilt.

Das Locke'sche Reale, im Gegensatz des Idealen, ist im Grunde die Materie, zwar entblößt von allen den Eigenschaften, die er, als sekundäre, d. h. durch unsre Sinnesorgane bedingte, beseitigt; aber doch ein, an und für sich, als ein Ausgedehntes u. s. w. Existirendes, dessen bloßer Reflex, oder Abbild, die Vorstellung in uns sei. Hiebei bringe ich nun in Erinnerung, daß ich (über die vierfache Wurzel, 2. Aufl. S. 77, und, weniger ausführlich, in der Welt als W. und V. Bd. 1, S. 9 und Bd. 2, S. 48.) dargethan habe, daß das Wesen der Materie durchaus nur in ihrem Wirken besteht, mithin die Materie durch und durch Kausalität ist, und daß, da bei ihr, als solcher gedacht, von jeder besondern Qualität, also von jeder specifischen Art des Wirkens, abgesehn wird, sie das Wirken, oder die reine, aller nähern Bestimmungen entbehrende Kausalität, die Kausalität in abstracto ist; welches ich, zu gründlicherem Verständniß, a. a. O. nachzusehn bitte. Nun aber hatte Kant schon gelehrt, wiewohl erst ich den richtigen Beweis dafür gegeben habe, daß alle Kausalität nur Form unsers Verstandes,

Digitized by Google

alſo nur für den Verſtand und im Verſtande vorhanden ſei. Hienach ſeyn wir jetzt jenes vermeinte Reale Locke's, die Materie, auf dieſem Wege ganz und gar in das Ideale, und damit in das Subjekt, zurückgehn, d. h. allein in der Vorſtellung und für die Vorſtellung exiſtiren. — Schon Kant hat allerdings, durch ſeine Darſtellung, dem Realen, oder dem Ding an ſich, die Materialität genommen: allein ihm iſt es auch nur als ein völlig unbekanntes x ſtehn geblieben. Ich aber habe zuletzt als das wahrhaft Reale, oder das Ding an ſich, welches allein ein wirkliches, von der Vorſtellung und ihren Formen unabhängiges Daſeyn hat, den Willen in uns nachgewieſen; während man dieſen, bis dahin, unbedenklich dem Idealen beigezählt hatte. Man ſieht hienach, daß Locke, Kant und ich in genauer Verbindung ſtehn, indem wir, im Zeitraum faſt zweier Jahrhunderte, die allmälige Entwickelung eines zuſammenhängenden, ja einheitlichen Gedankenganges darſtellen. Als ein Verbindungsglied in dieſer Kette iſt auch noch David Hume zu betrachten, wiewohl eigentlich nur im Betreff des Geſetzes der Kauſalität. In Hinſicht auf dieſen und ſeinen Einfluß habe ich die obige Darſtellung nun noch durch Folgendes zu ergänzen.

Locke, wie auch der in ſeine Fußſtapfen tretende Condillac und deſſen Schüler, zeigen und führen aus, daß der in einem Sinnesorgan eingetretenen Empfindung eine Urſache derſelben außerhalb unſers Leibes, und ſodann den Verſchiedenheiten ſolcher Wirkung (Sinnesempfindung) auch Verſchiedenheiten der Urſachen entſprechen müſſen, endlich auch, welche dies möglicherweiſe ſeyn können; woraus dann die oben berührte Unterſcheidung zwiſchen primären und ſekundären Eigenſchaften hervorgeht. Damit nun ſind ſie fertig und jetzt ſteht für ſie eine objektive Welt im Raume da, von lauter Dingen an ſich, welche zwar farblos, geruchlos, geräuſchlos, weder warm noch kalt u. ſ. w., jedoch ausgedehnt, geſtaltet, undurchdringlich, beweglich und zählbar ſind. Allein das Axiom ſelbſt, kraft deſſen jener Uebergang vom Innern zum Aeußern und ſonach jene ganze Ableitung und Inſtallirung von Dingen an ſich geſchehn iſt, alſo das Geſetz der Kauſalität, haben ſie, wie alle früheren Philoſophen, als ſich von ſelbſt verſtehend genommen und keiner Prüfung ſeiner Gültigkeit unterworfen. Hierauf richtete nun Hume ſeinen ſkepti-

Digitized by Google

ſchen Angriff, indem er die Gültigkeit jenes Geſetzes in Zweifel ſtellte; weil nämlich die Erfahrung, aus der ja, eben jener Philoſophie zufolge, alle unſere Kenntniſſe ſtammen ſollten, doch niemals den kauſalen Zuſammenhang ſelbſt, ſondern immer nur die bloße Succeſſion der Zuſtände in der Zeit, alſo nie ein Erfolgen, ſondern ein bloßes Folgen liefern könne, welches, eben als ſolches, ſich ſtets nur als ein zufälliges, nie als ein nothwendiges erweiſe. Dies ſchon dem geſunden Verſtande widerſtrebende, jedoch nicht leicht zu widerlegende Argument veranlaßte nun Kanten, dem wahren Urſprung des Begriffs der Kauſalität nachzuforſchen: wo er denn fand, daß dieſer in der weſentlichen und angeborenen Form unſeres Verſtandes ſelbſt, alſo im Subjekt, liege, nicht aber im Objekt, indem er nicht erſt von außen uns beigebracht würde. Hiedurch nun aber war jene ganze objektive Welt Locke's und Condillac's wieder in das Subjekt hineingezogen; da Kant den Leitfaden zu ihr als ſubjektiven Urſprungs nachgewieſen hatte. Denn, ſo ſubjektiv die Sinnesempfindung iſt, ſo ſubjektiv iſt jetzt auch die Regel, welcher zufolge ſie als Wirkung einer Urſache aufzufaſſen iſt; welche Urſache es doch allein iſt, die als objektive Welt angeſchaut wird; indem ja das Subjekt ein draußen befindliches Objekt bloß in Folge der Eigenthümlichkeit ſeines Intellekts, zu jeder Veränderung eine Urſache vorauszuſetzen, annimmt, alſo eigentlich nur es aus ſich herausprojicirt, in einen zu dieſem Zwecke bereiten Raum, welcher ſelbſt ebenfalls ein Produkt ſeiner eigenen und urſprünglichen Beſchaffenheit iſt, ſo gut wie die ſpecifiſche Empfindung in den Sinnesorganen, auf deren Anlaß der ganze Vorgang eintritt. Jene Locke'ſche objektive Welt von Dingen an ſich war demnach durch Kant in eine Welt von bloßen Erſcheinungen in unſerm Erkenntnißapparat verwandelt worden, und dies um ſo vollſtändiger, als, wie der Raum, in dem ſie ſich darſtellen, ſo auch die Zeit, in der ſie vorüberziehn, als unleugbar ſubjektiven Urſprungs von ihm nachgewieſen war.

Bei allem Dieſen aber ließ Kant noch immer, ſo gut wie Locke, das Ding an ſich beſtehn, d. h. etwas, das unabhängig von unſern Vorſtellungen, als welche uns bloße Erſcheinungen liefern, vorhanden wäre und eben dieſen Erſcheinungen zum Grunde läge. So ſehr nun Kant auch hierin, an und für ſich,

Digitized by Google

Recht hatte; ſo war doch aus den von ihm aufgeſtellten Prinzipien die Berechtigung dazu nicht abzuleiten. Hier lag daher die Achillesferſe ſeiner Philoſophie, und dieſe hat, durch die Nachweiſung jener Inkonſequenz, die ſchon erlangte Anerkennung unbedingter Gültigkeit und Wahrheit wieder einbüßen müſſen: allein im letzten Grunde geſchah ihr dabei dennoch Unrecht. Denn ganz gewiß iſt keineswegs die Annahme eines Dinges an ſich hinter den Erſcheinungen, eines realen Kerns unter ſo vielen Hüllen, unwahr; da vielmehr die Ableugnung deſſelben abſurd wäre; ſondern nur die Art, wie Kant ein ſolches Ding an ſich einführte und mit ſeinen Principien zu vereinigen ſuchte, war fehlerhaft. Im Grunde iſt es demnach nur ſeine Darſtellung (dies Wort im umfaſſendeſten Sinne genommen) der Sache, nicht dieſe ſelbſt, welche den Gegnern unterlag, und in dieſem Sinne ließe ſich behaupten, daß die gegen ihn geltend gemachte Argumentation doch eigentlich nur ad hominem, nicht ad rem geweſen ſei. Jedenfalls aber findet hier das Indiſche Sprichwort wieder Anwendung: kein Lotus ohne Stengel. Kanten leitete die ſicher gefühlte Wahrheit, daß hinter jeder Erſcheinung ein an ſich ſelbſt Seiendes, von dem ſie ihren Beſtand erhält, alſo hinter der Vorſtellung ein Vorgeſtelltes liege. Aber er unternahm, dieſes aus der gegebenen Vorſtellung ſelbſt abzuleiten, unter Hinzuziehung ihrer uns a priori bewußten Geſetze, welche jedoch, gerade weil ſie dieſes ſind, nicht auf ein von der Erſcheinung, oder Vorſtellung, Unabhängiges und Verſchiedenes leiten können; weshalb man zu dieſem einen ganz andern Weg einzuſchlagen hat. Die Inkonſequenzen, in welche Kant, durch den fehlerhaften Gang, den er in dieſer Hinſicht genommen, ſich verwickelt hatte, wurden ihm dargethan von G. E. Schultze, der, in ſeiner ſchwerfälligen und weitläuftigen Manier die Sache auseinandergeſetzt hat, zuerſt anonym im „Aeneſidemus“ (beſonders S. 374 — 381), und ſpäter in ſeiner „Kritik der theoretiſchen Philoſophie“ (Bd. 2. S. 205 ff.); wogegen Reinhold Kant's Vertheidigung, jedoch ohne ſonderlichen Erfolg, geführt hat.

Ich will hier das der ganzen Kontroverſe zum Grunde liegende eigentlich Weſentliche der Sache ſelbſt, unabhängig von der Schultzeſchen Auffaſſung derſelben, ein Mal auf meine Weiſe recht deutlich hervorheben. — Eine ſtrenge Ableitung des Dinges an ſich hat

Kant nie gegeben, vielmehr hat er daſſelbe von ſeinen Vorgängern, namentlich Locke, überkommen und als etwas, an deſſen Daſeyn nicht zu zweifeln ſei, indem es ſich eigentlich von ſelbſt verſtehe, beibehalten; ja, er durfte dies gewiſſermaaßen. Nach Kants Entdeckungen nämlich enthält unſre empiriſche Erkenntniß ein Element, welches nachweisbar ſubjektiven Urſprungs iſt, und ein anderes, von dem dieſes nicht gilt: dieſes letztere bleibt alſo objektiv, weil kein Grund iſt, es für ſubjektiv zu halten. Demgemäß leugnet Kants transſcendentaler Idealismus das objektive Weſen der Dinge, oder die von unſerer Auffaſſung unabhängige Realität derſelben, zwar ſoweit, als das Apriori in unſerer Erkenntniß ſich erſtreckt; jedoch nicht weiter; weil eben der Grund zum Ableugnen nicht weiter reicht: was darüber hinausliegt läßt er demnach beſtehn, alſo alle ſolche Eigenſchaften der Dinge, welche ſich nicht a priori konſtruiren laſſen. Denn keineswegs iſt das ganze Weſen der gegebenen Erſcheinungen, d. h. der Körperwelt, von uns a priori beſtimmbar, ſondern bloß die allmeine Form ihrer Erſcheinung iſt es, und dieſe läßt ſich zurückführen auf Raum, Zeit und Kauſalität, nebſt der geſammten Geſetzlichkeit dieſer drei Formen. Hingegen das durch alle jene a priori vorhandenen Formen unbeſtimmt Gelaſſene, alſo das hinſichtlich auf ſie Zufällige, iſt eben die Manifeſtation des Dinges an ſich ſelbſt. Nun kann der empiriſche Gehalt der Erſcheinungen, d. h. jede nähere Beſtimmung derſelben, jede in ihnen auftretende phyſiſche Qualität, nicht anders, als a posteriori erkannt werden: dieſe empiriſchen Eigenſchaften (oder vielmehr die gemeinſame Quelle derſelben) verbleiben ſonach dem Dinge an ſich ſelbſt, als Aeußerungen ſeines ſelbſteigenen Weſens, durch das Medium aller jener aprioriſchen Formen hindurch. Dieſes Aposteriori, welches, bei jeder Erſcheinung, in das Apriori gleichſam eingehüllt, auftritt, aber doch jedem Weſen ſeinen ſpeciellen und individuellen Charakter ertheilt, iſt demnach der Stoff der Erſcheinungswelt, im Gegenſatz ihrer Form. Da nun dieſer Stoff keineswegs aus den von Kant ſo ſorgfältig nachgeſuchten und, durch das Merkmal der Apriorität, ſicher nachgewieſenen, am Subjekt haftenden Formen der Erſcheinung abzuleiten iſt, vielmehr nach Abzug alles aus dieſen Fließenden noch übrig bleibt, alſo ſich als ein zweites völlig diſtinktes Element der empiri-

Digitized by Google

ſchen Erſcheinung und als eine jenen Formen fremde Zuthat vorfindet; dabei aber auch andrerſeits keineswegs von der Willkür des erkennenden Subjekts ausgeht, vielmehr dieſer oft entgegenſteht; ſo nahm Kant keinen Anſtand, dieſen Stoff der Erſcheinung dem Dinge an ſich ſelbſt zu laſſen, mithin als ganz von außen kommend anzuſehn; weil er doch irgend woher kommen, oder, wie Kant ſich ausdrückt, irgend einen Grund haben muß. Da wir nun aber ſolche allein a posteriori erkennbare Eigenſchaften durchaus nicht iſoliren und von den a priori gewiſſen getrennt und gereinigt auffaſſen können, ſondern ſie immer in dieſe gehüllt auftreten; ſo lehrt Kant, daß wir zwar das Daſeyn der Dinge an ſich, aber nichts darüber hinaus erkennen, alſo nur wiſſen, daß ſie ſind, aber nicht was ſie ſind; daher denn das Weſen der Dinge an ſich bei ihm als eine unbekannte Größe, ein x, ſtehn bleibt. Denn die Form der Erſcheinung bekleidet und verbirgt überall das Weſen des Dinges an ſich ſelbſt. Höchſtens läßt ſich noch Dieſes ſagen: da jene aprioriſchen Formen allen Dingen, als Erſcheinungen, ohne Unterſchied zukommen, indem ſie von unſerm Intellekt ausgehn; die Dinge dabei aber doch ſehr bedeutende Unterſchiede aufweiſen; ſo iſt Das, was dieſe Unterſchiede, alſo die ſpecifiſche Verſchiedenheit der Dinge, beſtimmt, das Ding an ſich ſelbſt.

Die Sache ſo angeſehn, ſcheint alſo Kants Annahme und Vorausſetzung der Dinge an ſich, ungeachtet der Subjektivität aller unſerer Erkenntnißformen, ganz wohl befugt und gegründet. Dennoch weiſt ſie ſich als unhaltbar aus, wenn man jenes, ihr alleiniges Argument, nämlich den empiriſchen Gehalt in allen Erſcheinungen, genau prüft und ihn bis zu ſeinem Urſprunge verfolgt. Allerdings nämlich iſt in der empiriſchen Erkenntniß und deren Quelle, der anſchaulichen Vorſtellung, ein von ihrer, uns a priori bewußten Form unabhängiger Stoff vorhanden. Die nächſte Frage iſt, ob dieſer Stoff objektiven, oder ſubjektiven Urſprungs ſei; weil er nur im erſtern Falle das Ding an ſich verbürgen kann. Gehn wir ihm daher bis zu ſeinem Urſprunge nach; ſo finden wir dieſen nirgends anders, als in unſrer Sinnesempfindung: denn eine auf der Netzhaut des Auges, oder im Gehörnerven, oder in den Fingerſpitzen eintretende Veränderung iſt es, welche die anſchauliche Vorſtellung einleitet, d. h.

Digitized by Google

den ganzen Apparat unſrer a priori bereit liegenden Erkenntnißformen zuerſt in dasjenige Spiel verſetzt, deſſen Reſultat die Wahrnehmung eines äußerlichen Objekts iſt. Auf jene empfundene Veränderung im Sinnesorgane nämlich wird zunächſt, mittelſt einer nothwendigen und unausbleiblichen Verſtandesfunktion a priori, das Geſetz der Kauſalität angewandt: dieſes leitet, mit ſeiner aprioriſchen Sicherheit und Gewißheit, auf eine Urſache jener Veränderung, welche, da ſie nicht in der Willkür des Subjekts ſteht, jetzt als ein ihm Aeußerliches ſich darſtellt, eine Eigenſchaft, die ihre Bedeutung erſt erhält mittelſt der Form des Raumes, welche letztere aber ebenfalls der eigene Intellekt zu dieſem Behuf alsbald hinzufügt, wodurch nun alſo jene nothwendig vorauszuſetzende Urſache ſich ſofort anſchaulich darſtellt, als ein Objekt im Raume, welches die von ihr in unſern Sinnesorganen bewirkten Veränderungen als ſeine Eigenſchaften an ſich trägt. Dieſen ganzen Hergang findet man ausführlich und gründlich dargelegt in der 2. Aufl. meiner Abhandlung über den Satz vom Grunde §. 21. Nun aber iſt ja doch die Sinnesempfindung, welche zu dieſem Vorgange den Ausgangspunkt und unſtreitig den ganzen Stoff zur empiriſchen Anſchauung liefert, etwas ganz und gar Subjektives, und da nun ſämmtliche Erkenntniß-Formen, mittelſt welcher aus jenem Stoffe die objektive anſchauliche Vorſtellung entſteht und nach außen projicirt wird, Kants ganz richtiger Nachweiſung zufolge, ebenfalls ſubjektiven Urſprungs ſind; ſo iſt klar, daß ſowohl Stoff als Form der anſchaulichen Vorſtellung aus dem Subjekt entſpringen. Hienach löſt nun unſere ganze empiriſche Erkenntniß ſich in zwei Beſtandtheile auf, welche beide ihren Urſprung in uns ſelbſt haben, nämlich die Sinnesempfindung und die a priori gegebenen, alſo in den Funktionen unſers Intellekts, oder Gehirns, gelegenen Formen, Zeit, Raum und Kauſalität, denen übrigens Kant noch elf andere, von mir als überflüſſig und unſtatthaft nachgewieſene Kategorien des Verſtandes hinzugefügt hatte. Demzufolge liefert die anſchauliche Vorſtellung und unſre, auf ihr beruhende, empiriſche Erkenntniß in Wahrheit keine Data zu Schlüſſen auf Dinge an ſich, und Kant war, nach ſeinen Principien, nicht befugt, ſolche anzunehmen. Wie alle früheren, ſo hatte auch die Locke'ſche Philoſophie das Geſetz

Digitized by Google

der Kauſalität als ein abſolutes genommen und war dadurch berechtigt, von der Sinnesempfindung auf äußere, unabhängig von uns wirklich vorhandene Dinge zu ſchließen. Dieſer Uebergang von der Wirkung zur Urſache iſt jedoch der einzige Weg, um geradezu vom Innern und ſubjektiv Gegebenen zum Aeußern und objektiv Vorhandenen zu gelangen. Nachdem aber Kant das Geſetz der Kauſalität der Erkenntnißform des Subjekts vindicirt hatte, ſtand ihm dieſer Weg nicht mehr offen: auch hat er ſelbſt oft genug davor gewarnt, von der Kategorie der Kauſalität transſcendenten, d. h. über die Erfahrung und ihre Möglichkeit hinausgehenden Gebrauch zu machen.

In der That iſt das Ding an ſich auf dieſem Wege nimmermehr zu erreichen, und überhaupt nicht auf dem der rein objektiven Erkenntniß, als welche immer Vorſtellung bleibt, als ſolche aber im Subjekt wurzelt und nie etwas von der Vorſtellung wirklich Verſchiedenes liefern kann. Sondern nur dadurch kann man zum Dinge an ſich gelangen, daß man ein Mal den Standpunkt verlegt, nämlich ſtatt wie bisher immer nur von Dem auszugehn, was vorſtellt, ein Mal ausgeht von Dem was vorgeſtellt wird. Dies iſt Jedem aber nur bei einem einzigen Dinge möglich, als welches ihm auch von innen zugänglich und dadurch ihm auf zweifache Weiſe gegeben iſt: es iſt ſein eigner Leib, der, in der objektiven Welt, eben auch als Vorſtellung im Raume daſteht, zugleich aber ſich dem eigenen Selbſtbewußtſeyn als Wille kund giebt. Dadurch aber liefert er den Schlüſſel aus, zunächſt zum Verſtändniß aller ſeiner durch äußere Urſachen (hier Motive) hervorgerufenen Aktionen und Bewegungen, als welche, ohne dieſe innere und unmittelbare Einſicht in ihr Weſen, uns eben ſo unverſtändlich und unerklärbar bleiben würden, wie die nach Naturgeſetzen und als Aeußerungen der Naturkräfte eintretenden Veränderungen der uns in objektiver Anſchauung allein gegebenen übrigen Körper; und ſodann zu dem des bleibenden Subſtrats aller dieſer Aktionen, in welchem die Kräfte zu denſelben wurzeln, — alſo dem Leibe ſelbſt. Dieſe unmittelbare Erkenntniß, welche Jeder vom Weſen ſeiner eigenen, ihm außerdem ebenfalls nur in der objektiven Anſchauung, gleich allen andern, gegebenen Erſcheinung hat, muß nachher auf die übrigen, in letzterer Weiſe allein gegebenen Erſcheinungen analogiſch übertragen

Digitized by Google

werden und wird alsdann der Schlüssel zur Erkenntniß des innern Wesens der Dinge, d. h. der Dinge an sich selbst. Zu dieser also kann man nur gelangen auf einem, von der rein objektiven Erkenntniß, welche bloße Vorstellung bleibt, ganz verschiedenen Wege, indem man nämlich das Selbstbewußtseyn des immer nur als animalisches Individuum auftretenden Subjekts der Erkenntniß zu Hülfe nimmt und es zum Ausleger des Bewußtseyns andrer Dinge, d. i. des anschauenden Intellekts macht. Dies ist der Weg, den ich gegangen bin, und es ist der allein rechte, die enge Pforte zur Wahrheit.

Statt nun diesen Weg einzuschlagen, verwechselte man Kants Darstellung mit dem Wesen der Sache, glaubte mit jener auch dieses widerlegt, hielt was im Grunde nur argumenta ad hominem waren für argumenta ad rem, und erklärte demnach, in Folge jener Schultzischen Angriffe, Kants Philosophie für unhaltbar. — Dadurch ward nunmehr das Feld für die Sophisten und Windbeutel frei. Als der erste dieser Art stellte sich Fichte ein, der, da das Ding an sich eben in Mißkredit gekommen war, flugs ein System ohne alles Ding an sich verfertigte, mithin die Annahme von irgend etwas, das nicht durch und durch bloß unsere Vorstellung wäre, verwarf, also das erkennende Subjekt Alles in Allem seyn, oder doch aus eigenen Mitteln Alles hervorbringen ließ. Zu diesem Zweck hob er sogleich das Wesentliche und Verdienstlichste der Kantischen Lehre, die Unterscheidung des Apriori vom Aposteriori, und dadurch der Erscheinung vom Ding an sich, auf, indem er alles für Apriori erklärte, natürlich ohne Beweise für solche monstrose Behauptung: statt derer gab er theils sophistische, ja, sogar aberwitzige Scheindemonstrationen, deren Absurdität sich unter der Larve des Tiefsinns und der angeblich aus diesem entsprungenen Unverständlichkeit verbarg; theils berief er sich, frank und frech, auf intellektuale Anschauung, d. h. eigentlich auf Inspiration. Für ein aller Urtheilskraft ermangelndes, Kant's unwürdiges Publikum, reichte das freilich aus: dieses hielt Ueberbieten für Uebertreffen und erklärte sonach Fichten für einen noch viel größern Philosophen als Kant. Ja, noch bis auf den heutigen Tag fehlt es nicht an philosophischen Schriftstellern, die jenen traditionell gewordenen falschen Ruhm Fichte's auch der neuen Generation aufzubinden bemüht sind

Digitized by Google

und ganz ernsthaft versichern, was Kant bloß versucht habe, das wäre durch den Fichte zu Stande gebracht: er sei eigentlich der Rechte. Diese Herren legen durch ihr Midas-Urtheil in zweiter Instanz, ihre gänzliche Unfähigkeit, Kanten irgend zu verstehn, ja, überhaupt ihren deplorabeln Unverstand so palpabel deutlich an den Tag, daß hoffentlich das heranwachsende, endlich enttäuschte Geschlecht sich hüten wird, mit ihren zahlreichen Geschichten der Philosophie und sonstigen Schreibereien Zeit und Kopf zu verderben. — Bei dieser Gelegenheit will ich eine kleine Schrift ins Andenken zurückrufen, aus der man ersehn kann, welchen Eindruck Fichte's persönliche Erscheinung und Treiben auf unbefangene Zeitgenossen machte: sie heißt „Kabinet Berliner Charaktere" und ist 1808, ohne Druckort, erschienen: sie soll von Buchholz seyn; worüber ich jedoch keine Gewißheit habe.

Bald trat, seines Vorgängers würdig, Schelling in Fichte's Fußstapfen, die er jedoch verließ, um seine eigene Erfindung, die absolute Identität des Subjektiven und Objektiven, oder Idealen und Realen, zu verkündigen, welche darauf hinausläuft, daß Alles, was seltene Geister, wie Locke und Kant, mit unglaublichem Aufwand von Scharfsinn und Nachdenken gesondert hatten, nur wieder zusammenzugießen sei in den Brei jener absoluten Identität. Denn die Lehre dieser beiden Denker läßt sich ganz passend bezeichnen als die von der absoluten Diversität des Idealen und Realen, oder Subjektiven und Objektiven. Jetzt aber ging es weiter von Verirrungen zu Verirrungen. War ein Mal durch Fichten die Unverständlichkeit der Rede eingeführt und der Schein des Tiefsinns an die Stelle des Denkens gesetzt; so war der Saame gestreut, dem eine Korruption nach der andern und endlich die in unsern Tagen aufgegangene, gänzliche Demoralisation der Philosophie, und durch sie der ganzen Litteratur, entsprießen sollte.

Auf Schelling folgte jetzt schon eine philosophische Ministerkreatur, der, in politischer, obendrein mit einem Fehlgriff bedienter Absicht, von oben herunter zum großen Philosophen gestämpelte Hegel, ein platter, geistloser, ekelhaft-widerlicher, unwissender Scharlatan, der, mit beispielloser Frechheit, Aberwitz und Unsinn zusammenschmierte, welche von seinen feilen Anhängern als unsterbliche Weisheit ausposaunt und von Dummköpfen

Digitized by Google

richtig dafür genommen wurde, wodurch ein so vollständiger Chorus der Bewundrung entstand, wie man ihn nie zuvor vernommen hatte.*) Die einem solchen Menschen gewaltsam verschaffte, ausgebreitete geistige Wirksamkeit hat den intellektuellen Verderb einer ganzen gelehrten Generation zur Folge gehabt. Der Bewunderer jener Afterphilosophie wartet der Hohn der Nachwelt, dem jetzt schon der Spott der Nachbarn, lieblich zu hören, präludirt; — oder sollte es meinen Ohren nicht wohlklingen, wenn die Nation, deren gelehrte Kaste meine Leistungen, 30 Jahre hindurch, für nichts und weniger als nichts, für keines Blickes würdig, geachtet hat, — von den Nachbarn den Ruhm erhält, das ganz Schlechte, das Absurde, das Unsinnige und dabei materiellen Absichten Dienende, als höchste und unerhörte Weisheit 30 Jahre lang verehrt, ja vergöttert zu haben? Ich soll wohl auch, als ein guter Patriot, mich im Lobe der Deutschen und des Deutschthums ergehn, und mich freuen, dieser und keiner andern Nation angehört zu haben? Allein es ist, wie das Spanische Sprichwort sagt: cada uno cuenta de la feria, como le va en ella. (Jeder berichtet von der Messe, je nachdem es ihm darauf ergangen.) Geht zu den Demokolaken und laßt euch loben. Tüchtige, plumpe, von Ministern aufgepuffte, brav Unsinn schmierende Scharlatane, ohne Geist und ohne Verdienst, Das ist's, was den Deutschen gehört; nicht Männer wie ich. — Dies ist das Zeugniß welches ich ihnen, beim Abschiede, zu geben habe. Wieland (Briefe an Merk S. 239) nennt es ein Unglück, ein Deutscher geboren zu seyn: Bürger, Mozart, Beethoven u. A. m. würden ihm beigestimmt haben: ich auch. Es beruht darauf, daß *σοφον ειναι δει τον επιγνωσομενον τον σοφον*, oder il n'y a que l'esprit qui sente l'esprit.

Zu den glänzendesten und verdienstlichsten Seiten der Kantischen Philosophie gehört unstreitig die transscendentale Dialektik, durch welche er die spekulative Theologie und Psychologie dermaaßen aus dem Fundament gehoben hat, daß man seitdem, auch mit dem besten Willen, nicht im Stande gewesen ist, sie wieder aufzurichten. Welche Wohlthat für den menschlichen Geist! Oder sehn wir nicht, während der ganzen Periode, seit

*) Man sehe die Vorrede zu meinen „Grundproblemen der Ethik."

dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften bis zu ihm, die Gedanken ſelbſt der größten Männer eine ſchiefe Richtung annehmen, ja, oft ſich völlig verrenken, in Folge jener beiden, den ganzen Geiſt lähmenden, aller Unterſuchung erſt entzogenen und danach ihr abgeſtorbenen, ſchlechterdings unantaſtbaren Vorausſetzungen? Werden uns nicht die erſten und weſentlichſten Grundanſichten unſerer ſelbſt und aller Dinge verſchroben und verfälſcht, wenn wir mit der Vorausſetzung daran gehn, daß das Alles von außen, nach Begriffen und durchdachten Abſichten, durch ein perſönliches, mithin individuelles Weſen hervorgebracht und eingerichtet ſei? imgleichen, daß das Grundweſen des Menſchen ein Denkendes wäre und er aus zwei gänzlich heterogenen Theilen beſtehe, die zuſammengekommen und zuſammengelöthet wären, ohne zu wiſſen, wie, und nun mit einander fertig zu werden hätten, ſo gut es gehn wollte, um bald wieder nolentes volentes ſich auf immer zu trennen? Wie ſtark Kants Kritik dieſer Vorſtellungen und ihrer Gründe auf alle Wiſſenſchaften eingewirkt habe, iſt daraus erſichtlich, daß ſeitdem, wenigſtens in der höhern deutſchen Litteratur, jene Vorausſetzungen allenfalls nur noch in einem figürlichen Sinne vorkommen, aber nicht mehr ernſtlich gemacht werden: ſondern man überläßt ſie den Schriften für das Volk und den Philoſophieprofeſſoren, die damit ihr Brod verdienen. Namentlich halten unſere naturwiſſenſchaftlichen Werke ſich von dergleichen rein, während hingegen die engliſchen, durch dahin zielende Redensarten und Diatriben, oder durch Apologien, ſich in unſern Augen herabſetzen. Noch dicht vor Kant ſtand es in dieſer Hinſicht ganz anders: ſo ſehn wir z. B. ſelbſt den eminenten Lichtenberg, deſſen Jugendbildung noch vorkantiſch war, in ſeinem Aufſatz über Phyſiognomik, ernſthaft und mit Ueberzeugung jenen Gegenſatz von Seele und Leib feſthalten und dadurch ſeine Sache verderben.

Wer dieſen hohen Werth der transſcendentalen Dialektik erwägt, wird es nicht überflüſſig finden, daß ich hier etwas ſpecieller auf dieſelbe eingehe. Zunächſt lege ich daher Kennern und Liebhabern der Vernunftkritik folgenden Verſuch vor, in der Kritik der rationalen Pſychologie, wie ſie allein in der erſten Ausgabe vollſtändig vorliegt, — während ſie in den folgenden kaſtrirt auftritt, — das Argument, welches daſelbſt S. 361

Digitized by Google

ff. unter dem Titel „Paralogismus der Perſonalität" kritiſirt wird, ganz anders zu faſſen und demnach zu kritiſiren. Denn Kants allerdings tiefſinnige Darſtellung deſſelben iſt nicht nur überaus ſubtil und ſchwer verſtändlich, ſondern ihr iſt auch vorzuwerfen, daß ſie den Gegenſtand des Selbſtbewußtſeyns, oder in Kants Sprache, des innern Sinnes, plötzlich und ohne weitere Befugniß, als den Gegenſtand eines fremden Bewußtſeyns, ſogar einer äußern Anſchauung nimmt, um ihn dann nach Geſetzen und Analogien der Körperwelt zu beurtheilen; ja, daß ſie ſich (S. 363) erlaubt, zwei verſchiedene Zeiten, die eine im Bewußtſeyn des beurtheilten, die andere in dem des urtheilenden Subjekts anzunehmen, welche nicht zuſammenſtimmten. — Ich würde alſo dem beſagten Argumente der Perſönlichkeit eine ganz andere Wendung geben und es demnach in folgenden zwei Sätzen darſtellen:

1) Man kann, hinſichtlich aller Bewegung überhaupt, welcher Art ſie auch ſeyn möge, a priori feſtſtellen, daß ſie allererſt wahrnehmbar wird durch den Vergleich mit irgend einem Ruhenden; woraus folgt, daß auch der Lauf der Zeit, mit Allem in ihr, nicht wahrgenommen werden könnte, wenn nicht etwas wäre, das an demſelben keinen Theil hat, und mit deſſen Ruhe wir die Bewegung jenes vergleichen. Wir urtheilen hierin freilich nach Analogie der Bewegung im Raum: aber Raum und Zeit müſſen immer dienen, einander wechſelſeitig zu erläutern, daher wir eben auch die Zeit unter dem Bilde einer geraden Linie uns vorſtellen müſſen, um ſie anſchaulich auffaſſend, a priori zu konſtruiren. Demzufolge alſo können wir uns nicht vorſtellen, daß, wenn Alles in unſerm Bewußtſeyn, zugleich und zuſammen, im Fluſſe der Zeit fortrückte, dieſes Fortrücken dennoch wahrnehmbar ſeyn ſollte; ſondern hiezu müſſen wir ein Feſtſtehendes vorausſetzen, an welchem die Zeit mit ihrem Inhalt vorüberflöſſe. Für die Anſchauung des äußern Sinnes leiſtet dies die Materie, als die bleibende Subſtanz, unter dem Wechſel der Accidenzien; wie dies auch Kant darſtellt, im Beweiſe zur „erſten Analogie der Erfahrung", S. 183 der erſten Ausgabe. An eben dieſer Stelle iſt es jedoch, wo er den ſchon ſonſt von mir gerügten, unerträglichen, ja ſeinen eigenen Lehren widerſprechenden Fehler begeht, zu ſagen, daß nicht die Zeit ſelbſt verflöſſe, ſondern nur

Digitized by Google

die Erſcheinungen in ihr. Daß Dies grundfalſch ſei, beweiſt die uns Allen inwohnende feſte Gewißheit, daß, wenn auch alle Dinge im Himmel und auf Erden plötzlich ſtille ſtänden, doch die Zeit, davon ungeſtört, ihren Lauf fortſetzen würde; ſo daß, wenn ſpäterhin die Natur ein Mal wieder in Gang geriethe, die Frage nach der Länge der dageweſenen Pauſe, an ſich ſelbſt einer ganz genauen Beantwortung fähig ſeyn würde. Wäre Dem anders; ſo müßte mit der Uhr auch die Zeit ſtille ſtehn, oder, wenn jene liefe, mitlaufen. Gerade dies Sachverhältniß aber, nebſt unſerer Gewißheit a priori darüber, beweiſt unwiderſprechlich, daß die Zeit in unſerm Kopfe, nicht aber draußen, ihren Verlauf, und alſo ihr Weſen, hat. — Im Gebiete der äußern Anſchauung, ſagte ich, iſt das Beharrende die Materie: bei unſerm Argument der Perſönlichkeit hingegen iſt die Rede bloß von der Wahrnehmung des innern Sinnes, in welche auch die des äußern erſt wieder aufgenommen wird. Daher alſo ſagte ich, daß wenn unſer Bewußtſeyn mit ſeinem geſammten Inhalt, gleichmäßig im Strome der Zeit ſich fortbewegte, wir dieſer Bewegung nicht inne werden könnten. Alſo muß hiezu im Bewußtſeyn ſelbſt etwas Unbewegliches ſeyn. Dieſes aber kann nichts Anderes ſeyn, als das erkennende Subjekt ſelbſt, als welches dem Laufe der Zeit und dem Wechſel ihres Inhalts unerſchüttert und unverändert zuſchaut. Vor ſeinem Blicke läuft das Leben wie ein Schauſpiel zu Ende. Wie wenig es ſelbſt an dieſem Laufe Theil hat, wird uns ſogar fühlbar, wenn wir, im Alter, die Scenen der Jugend und Kindheit uns lebhaft vergegenwärtigen.

2) Innerlich, im Selbſtbewußtſeyn, oder, mit Kant zu reden, durch den innern Sinn, erkenne ich mich allein in der Zeit. Nun aber kann es, objektiv betrachtet, in der bloßen Zeit allein kein Beharrliches geben; weil ſolches eine Dauer, dieſe aber ein Zugleichſeyn, und dieſes wieder den Raum vorausſetzt, — (die Begründung dieſes Satzes findet man in meiner Abhandlung über den Satz vom Grunde, 2. Aufl. §. 18, ſodann „Welt als W. u. V." Bd. 1, §. 4. S. 10, 11 u. S. 531). **Desungeachtet nun aber finde ich mich thatſächlich als das beharrende, d. h. bei allem Wechſel meiner Vorſtellungen immerdar bleibende Subſtrat derſelben, welches zu dieſen Vorſtellun-**

gen sich eben so verhält, wie die Materie zu ihren wechselnden Accidenzien, folglich, eben so wohl wie diese, den Namen der Substanz verdient und, da es unräumlich, folglich unausgedehnt ist, den der einfachen Substanz. Da nun aber, wie gesagt, in der bloßen Zeit, für sich allein, gar kein Beharrendes vorkommen kann, die in Rede stehende Substanz jedoch andrerseits nicht durch den äußern Sinn, folglich nicht im Raume wahrgenommen wird; so müssen wir, um sie uns dennoch, dem Laufe der Zeit gegenüber, als ein Beharrliches zu denken, sie als außerhalb der Zeit gelegen annehmen und demnach sagen: alles Objekt liegt in der Zeit, hingegen das eigentliche erkennende Subjekt nicht. Da es nun außerhalb der Zeit auch kein Aufhören, oder Ende, giebt; so hätten wir, am erkennenden Subjekt in uns, eine beharrende, jedoch weder räumliche, noch zeitliche, folglich unzerstörbare Substanz.

Um nun dieses so gefaßte Argument der Persönlichkeit als einen Paralogismus nachzuweisen, müßte man sagen, daß der zweite Satz desselben eine empirische Thatsache zur Hülfe nimmt, der sich diese andere entgegenstellen läßt, daß das erkennende Subjekt doch an das Leben und sogar an das Wachen gebunden ist, seine Beharrlichkeit während Beider also keineswegs beweist, daß sie auch außerdem bestehn könne. Denn diese faktische Beharrlichkeit, für die Dauer des bewußten Zustandes, ist noch weit entfernt, ja, toto genere verschieden von der Beharrlichkeit der Materie (diesem Ursprung und alleiniger Realisirung des Begriffs Substanz), welche wir in der Anschauung kennen und nicht bloß ihre faktische Dauer, sondern ihre nothwendige Unzerstörbarkeit und die Unmöglichkeit ihrer Vernichtung a priori einsehn. Aber nach Analogie dieser wahrhaft unzerstörbaren Substanz ist es doch, daß wir eine denkende Substanz in uns annehmen möchten, die alsdann einer endlosen Fortdauer gewiß wäre. Abgesehen nun davon, daß dies Letztere die Analogie mit einer bloßen Erscheinung (der Materie) wäre, so besteht der Fehler, den die dialektische Vernunft in obigem Beweise begeht, darin, daß sie die Beharrlichkeit des Subjekts, beim Wechsel aller seiner Vorstellungen in der Zeit, nun so behandelt, wie die Beharrlichkeit der uns in der Anschauung gegebenen Materie, und demnach Beide unter den Begriff der Substanz zusammenfaßt,

Digitized by Google

um nun Alles, was ſie, wiewohl unter den Bedingungen der Anſchauung, von der Materie a priori ausſagen kann, namentlich Fortdauer durch alle Zeit, nun auch jener angeblichen, immateriellen Subſtanz beizulegen, wenngleich die Beharrlichkeit dieſer vielmehr nur darauf beruht, daß ſie ſelbſt als in gar keiner Zeit, geſchweige in aller, liegend angenommen wird, wodurch die Bedingungen der Anſchauung, in Folge welcher die Unzerſtörbarkeit der Materie a priori ausgeſagt wird, hier ausdrücklich aufgehoben ſind, namentlich die Räumlichkeit. Auf dieſer aber gerade beruht (nach eben den oben angeführten Stellen meiner Schriften) die Beharrlichkeit derſelben.

Inzwiſchen giebt der Paralogismus der Perſönlichkeit, wie ich ihn gefaßt habe, in ſeinem erſten Argument den Beweis a priori, daß in unſerm Bewußtſeyn irgend etwas Beharrliches liegen müſſe, und im zweiten Argument weiſt er daſſelbe a posteriori nach. Im Ganzen genommen, ſcheint hier das Wahre, welches, wie in der Regel jedem Irrthum, ſo auch dem der rationalen Pſychologie zum Grunde liegt, hier ſeine Wurzel zu haben. Dies Wahre iſt, daß ſelbſt in unſerm empiriſchen Bewußtſeyn allerdings ein ewiger Punkt nachgewieſen werden kann, aber auch nur ein Punkt, und auch gerade nur nachgewieſen, ohne daß man Stoff zu fernerer Beweisführung daraus erhielte. Ich weiſe hier auf meine eigene Lehre zurück, nach welcher das erkennende Subjekt Das iſt, was Alles erkennt, aber nicht erkannt wird: dennoch erfaſſen wir es als den feſten Punkt, an welchem die Zeit mit allen Vorſtellungen vorüberläuft, indem ihr Lauf ſelbſt allerdings nur im Gegenſatz zu einem Bleibenden erkannt werden kann. Ich habe dieſes den Berührungspunkt des Objekts mit dem Subjekt genannt. Das Subjekt des Erkennens iſt bei mir, wie der Leib, als deſſen Gehirn-Funktion es ſich objektiv darſtellt, Erſcheinung des Willens, der, als das alleinige Ding an ſich, hier das Subſtrat des Korrelats aller Erſcheinungen, d. i. des Subjekts der Erkenntniß, iſt. —

Wenden wir uns nunmehr zur rationalen Kosmologie; ſo finden wir an ihren Antinomien prägnante Ausdrücke der aus dem Satze vom Grunde entſpringenden Perplexität, die von jeher zum Philoſophiren getrieben hat. Dieſe nun, auf einem etwas andern Wege, deutlicher und unumwundener hervorzuhe-

ben, als dort geschehn, ist die Absicht folgender Darstellung, welche nicht, wie die Kantische, bloß dialektisch, mit abstrakten Begriffen operirt, sondern sich unmittelbar an das anschauende Bewußtseyn wendet.

Die Zeit kann keinen Anfang haben, und keine Ursache kann die erste seyn. Beides ist a priori gewiß, also unbestreitbar: denn aller Anfang ist in der Zeit, setzt sie also voraus; und jede Ursach muß eine frühere hinter sich haben, deren Wirkung sie ist. Wie hätte also jemals ein erster Anfang der Welt und der Dinge eintreten können? (Danach erscheint denn freilich der erste Vers des Pentateuchs als eine petitio principii und zwar im allereigentlichsten Sinne des Worts.) Aber nun andrerseits: wenn ein erster Anfang nicht gewesen wäre; so könnte die jetzige reale Gegenwart nicht erst jetzt seyn, sondern wäre schon längst gewesen: denn zwischen ihr und dem ersten Anfange müssen wir irgend einen, jedoch bestimmten und begränzten Zeitraum annehmen, der nun aber, wenn wir den Anfang läugnen, d. h. ihn ins Unendliche hinaufrücken, mit hinaufrückt. Aber sogar auch wenn wir einen ersten Anfang setzen; so ist uns damit im Grunde doch nicht geholfen: denn, haben wir auch dadurch die Kausalkette beliebig abgeschnitten; so wird alsbald die bloße Zeit sich uns beschwerlich erweisen. Nämlich die immer erneuerte Frage „warum jener erste Anfang nicht schon früher eingetreten?“ wird ihn schrittweise, in der anfangslosen Zeit, immer weiter hinaufschieben, wodurch dann die Kette der zwischen ihm und uns liegenden Ursachen dermaaßen in die Höhe gezogen wird, daß sie nimmer lang genug werden kann, um bis zur jetzigen Gegenwart herab zu reichen, wonach es alsdann zu dieser immer noch nicht gekommen seyn würde. Dem widerstreitet nun aber, daß sie doch jetzt ein Mal wirklich da ist und sogar unser einziges Datum zu der Rechnung ausmacht. Die Berechtigung nun aber zur obigen, so unbequemen Frage entsteht daraus, daß der erste Anfang, eben als solcher, keine ihm vorhergängige Ursache voraussetzt und gerade darum eben so gut hätte Trillionen Jahre früher eintreten können. Bedurfte er nämlich keiner Ursache zum eintreten, so hatte er auch auf keine zu warten, mußte demnach schon unendlich früher eingetreten seyn, weil nichts dawar, ihn zu hemmen. Denn, dem ersten

Digitized by Google

Anfange darf, wie nichts als ſeine Urſach, ſo auch nichts als ſein Hinderniß vorhergehn: er hat alſo ſchlechterdings auf nichts zu warten und kommt nie früh genug. Daher alſo iſt, in welchen Zeitpunkt man ihn auch ſetzen mag, nie einzuſehn, warum er nicht ſchon ſollte viel früher dageweſen ſeyn. Dies alſo ſchiebt ihn immer weiter hinauf: weil nun aber doch die Zeit ſelbſt durchaus keinen Anfang haben kann; ſo iſt allemal bis zum gegenwärtigen Augenblick eine unendliche Zeit, eine Ewigkeit, abgelaufen: daher iſt dann auch das Hinaufſchieben des Weltanfangs ein endloſes, ſo daß von ihm bis zu uns jede Kauſalkette zu kurz ausfällt, in Folge wovon wir dann von demſelben nie bis zur Gegenwart herabgelangen. Dies kommt daher, daß uns ein gegebener und feſter Anknüpfungspunkt (point d'attache) fehlt, daher wir einen ſolchen beliebig irgendwo annehmen, derſelbe aber ſtets vor unſern Händen zurückweicht, die Unendlichkeit hinauf. — So fällt es alſo aus, wenn wir einen erſten Anfang ſetzen und davon ausgehn: wir gelangen nie von ihm zur Gegenwart herab.

Gehn wir hingegen umgekehrt von der doch wirklich gegebenen Gegenwart aus: dann gelangen wir, wie ſchon gemeldet, nie zum erſten Anfang hinauf; da jede Urſache, zu der wir hinauf ſchreiten, immer Wirkung einer frühern geweſen ſeyn muß, welche dann ſich wieder im ſelben Fall befindet, und dies durchaus kein Ende erreichen kann. Jetzt wird uns alſo die Welt anfangslos, wie die unendliche Zeit ſelbſt; wobei unſre Einbildungskraft ermüdet und unſer Verſtand keine Befriedigung erhält.

Dieſe beide entgegengeſetzten Anſichten ſind demnach einem Stocke zu vergleichen, deſſen eines Ende, und zwar welches man will, man bequem faſſen kann, wobei jedoch das andere ſich immer ins Unendliche verlängert. Das Weſentliche der Sache aber läßt ſich in dem Satze reſumiren, daß die Zeit, als ſchlechthin unendlich, immer viel zu groß ausfällt für eine in ihr als endlich angenommene Welt. Im Grunde aber beſtätigt ſich hiebei doch wieder die Wahrheit der „Antitheſe" in der Kantiſchen Antinomie; weil ſich, wenn wir von dem allein Gewiſſen und wirklich Gegebenen, der realen Gegenwart, ausgehn, die Anfangsloſigkeit ergiebt; hingegen der erſte Anfang bloß eine beliebige

Digitized by Google

Annahme ist, die sich aber auch als solche nicht mit dem besagten allein Gewissen und Wirklichen, der Gegenwart, vereinbaren läßt. — Wir haben übrigens diese Betrachtungen als solche anzusehn, welche die Ungereimtheiten aufdecken, die aus der Annahme der absoluten Realität der Zeit hervorgehn; folglich als Bestätigungen der Grundlehre Kants.

Die Frage, ob die Welt dem Raume nach begränzt, oder unbegränzt sei, ist nicht schlechthin transscendent; vielmehr an sich selbst empirisch; da die Sache immer noch im Bereich möglicher Erfahrung liegt, welche wirklich zu machen nur durch unsere eigene physische Beschaffenheit uns benommen bleibt. A priori giebt es hier kein demonstrabel sicheres Argument, weder für die eine, noch die andere Alternative; so daß die Sache wirklich einer Antinomie sehr ähnlich sieht, sofern, bei der einen, wie der andern Annahme, bedeutende Uebelstände sich hervorthun. Nämlich eine begränzte Welt im unendlichen Raume, schwindet, sei sie auch noch so groß, zu einer unendlich kleinen Größe, und man frägt, wozu denn der übrige Raum da sei? Andrerseits wieder kann man nicht fassen, daß kein Firstern der äußerste im Raume seyn sollte. — Beiläufig gesagt, würden die Planeten eines solchen nur während der einen Hälfte ihres Jahres Nachts einen gestirnten Himmel haben, während der andern aber einen ungestirnten, — der auf die Bewohner einen sehr unheimlichen Eindruck machen müßte. Demnach läßt jene Frage sich auch so ausdrücken: giebt es einen Firstern, dessen Planeten in diesem Prädikamente stehn oder nicht? Hier zeigt sie sich als offenbar empirisch.

Ich habe in meiner Kritik der Kantischen Philosophie die ganze Annahme der Antimonien als falsch und illusorisch nachgewiesen. Auch wird, bei gehöriger Ueberlegung, Jeder es zum Voraus als unmöglich erkennen, daß Begriffe, die richtig aus den Erscheinungen und den a priori gewissen Gesetzen derselben abgezogen, sodann aber, denen der Logik gemäß, zu Urtheilen und Schlüssen verknüpft sind, auf Widersprüche führen sollten. Denn alsdann müßten in der anschaulich gegebenen Erscheinung selbst, oder in dem gesetzmäßigen Zusammenhang ihrer Glieder, Widersprüche liegen; welches eine unmögliche Annahme ist. Denn das Anschauliche als solches kennt gar keinen Widerspruch; die-

Digitized by Google

ſer hat, in Beziehung auf daſſelbe keinen Sinn, noch Bedeutung. Denn er exiſtirt bloß in der abſtrakten Erkenntniß der Reflexion: man kann wohl, offen oder verſteckt, etwas zugleich ſetzen und nicht ſetzen, d. h. ſich widerſprechen: aber es kann nicht etwas Wirkliches zugleich ſeyn und nicht ſeyn. Das Gegentheil des Obigen hat freilich Zeno Eleatikus, mit ſeinen bekannten Sophismen, und auch Kant, mit ſeinen Antinomien, darthun wollen. Daher alſo verweiſe ich auf meine Kritik der Letzteren.

Kants Verdienſt um die ſpekulative Theologie iſt ſchon oben im allgemeinen berührt worden. Um daſſelbe noch mehr hervorzuheben, will ich jetzt, in größter Kürze, das Weſentliche der Sache auf meine Weiſe recht faßlich zu machen ſuchen.

In der Chriſtlichen Religion iſt das Daſeyn Gottes eine ausgemachte Sache und über alle Unterſuchung erhaben. So iſt es Recht: denn dahin gehört es und iſt daſelbſt durch Offenbarung begründet. Ich halte es daher für einen Mißgriff der Rationaliſten, wenn ſie, in ihren Dogmatiken, das Daſeyn Gottes anders, als aus der Schrift, zu beweiſen verſuchen: ſie wiſſen, in ihrer Unſchuld, nicht, wie gefährlich dieſe Kurzweil iſt. Die Philoſophie hingegen iſt eine Wiſſenſchaft und hat als ſolche keine Glaubensartikel: demzufolge darf in ihr nichts als daſeiend angenommen werden, als was entweder empiriſch geradezu gegeben, oder aber durch unzweifelhafte Schlüſſe nachgewieſen iſt. Dieſe glaubte man nun freilich längſt zu beſitzen, als Kant die Welt hierüber enttäuſchte und ſogar die Unmöglichkeit ſolcher Beweiſe ſo ſicher darthat, daß ſeitdem kein Philoſoph in Deutſchland wieder verſucht hat, dergleichen aufzuſtellen. Hiezu aber war er durchaus befugt; ja, er that etwas höchſt Verdienſtliches: denn ein theoretiſches Dogma, welches mitunter ſich herausnimmt, Jeden, der es nicht gelten läßt, zum Schurken zu ſtämpeln, verdiente doch wohl, daß man ihm ein Mal ernſtlich auf den Zahn fühlte.

Mit jenen angeblichen Beweiſen verhält es ſich nun folgendermaaßen. Da ein Mal die Wirklichkeit des Daſeyns Gottes nicht, durch empiriſche Ueberführung, gezeigt werden kann; ſo wäre der nächſte Schritt eigentlich geweſen, die Möglichkeit deſſelben auszumachen, wobei man ſchon Schwierigkeiten genug würde angetroffen haben. Statt Deſſen aber unternahm man,

Digitized by Google

ſogar die Nothwendigkeit deſſelben zu beweiſen, alſo Gott als nothwendiges Weſen darzuthun. Nun iſt Nothwendigkeit, wie ich oft genug nachgewieſen habe, überall nichts Anderes, als Abhängigkeit einer Folge von ihrem Grunde, alſo das Eintreten oder Setzen der Folge, weil der Grund gegeben iſt. Hiezu hatte man demnach unter den vier von mir nachgewieſenen Geſtalten des Satzes vom Grunde die Wahl, und fand nur die zwei erſten brauchbar. Demgemäß entſtanden zwei theologiſche Beweiſe, der kosmologiſche und der ontologiſche, der eine nach dem Satz vom Grunde des Werdens (Urſach), der andere nach dem vom Grunde des Erkennens. Der erſte will, nach dem Geſetze der Kauſalität, jene Nothwendigkeit als eine phyſiſche darthun, indem er die Welt als eine Wirkung auffaßt, die eine Urſache haben müſſe. Dieſem kosmologiſchen Beweiſe wird ſodann als Beiſtand und Unterſtützung der phyſikotheologiſche beigegeben. Das kosmologiſche Argument wird am ſtärkſten in der Wolfiſchen Faſſung deſſelben, folglich ſo ausgedrückt: „wenn irgend etwas exiſtirt; ſo exiſtirt auch ein ſchlechthin nothwendiges Weſen," — zu verſtehn, entweder das Gegebene ſelbſt, oder die erſte der Urſachen, durch welche daſſelbe zum Daſeyn gelangt iſt. Letzteres wird dann angenommen. Dieſer Beweis giebt zunächſt die Blöße, ein Schluß von der Folge auf den Grund zu ſeyn, welcher Schlußweiſe ſchon die Logik alle Anſprüche auf Gewißheit abſpricht. Sodann ignorirt er, daß wir, wie ich oft gezeigt habe, etwas als nothwendig nur denken können, inſofern es Folge, nicht inſofern es Grund eines gegebenen Andern iſt. Ferner beweiſt das Geſetz der Kauſalität, in dieſer Weiſe angewandt, zu viel: denn wenn es uns hat von der Welt auf ihre Urſache leiten müſſen, ſo erlaubt es uns auch nicht, bei dieſer ſtehn zu bleiben, ſondern führt uns weiter zu deren Urſach, und ſo immerfort, unbarmherzig weiter, in infinitum. Dies bringt ſein Weſen ſo mit ſich. Uns ergeht es dabei, wie dem Göthe'ſchen Zauberlehrling, deſſen Geſchöpf zwar auf Befehl anfängt, aber nicht wieder aufhört. Hiezu kommt noch, daß die Kraft und Gültigkeit des Geſetzes der Kauſalität ſich allein auf die Form der Dinge, nicht auf ihre Materie erſtreckt. Es iſt der Leitfaden des Wechſels der Formen, weiter nichts: die Materie bleibt von allem Entſtehn und Vergehn derſelben

Digitized by Google

unberührt; welches wir vor aller Erfahrung einſehn und daher gewiß wiſſen. Endlich unterliegt der kosmologiſche Beweis dem transſcendentalen Argument, daß das Geſetz der Kauſalität nachweisbar ſubjektiven Urſprungs, daher bloß auf Erſcheinungen für unſern Intellekt, nicht auf das Weſen der Dinge an ſich ſelbſt anwendbar iſt. — Subſidiariſch wird, wie geſagt, dem kosmologiſchen Beweiſe der phyſikotheologiſche beigegeben, welcher der von jenem eingeführten Annahme zugleich Beleg, Beſtätigung, Plauſibilität, Farbe und Geſtalt ertheilen will. Allein er kann immer nur unter Vorausſetzung jenes erſten Beweiſes, deſſen Erläuterung und Amplifikation er iſt, auftreten. Sein Verfahren beſteht dann darin, daß er jene vorausgeſetzte erſte Urſache der Welt zu einem erkennenden und wollenden Weſen ſteigert, indem er, durch Induktion aus den vielen Folgen, die ſich durch einen ſolchen Grund erklären ließen, dieſen feſtzuſtellen ſucht. Induktion kann aber höchſtens große Wahrſcheinlichkeit, nie Gewißheit geben: überdies iſt, wie geſagt, der ganze Beweis ein durch den erſten bedingter. Wenn man aber näher und ernſtlich auf dieſe ſo beliebte Phyſikotheologie eingeht und nun gar ſie im Lichte meiner Philoſophie prüft; ſo ergiebt ſie ſich als die Ausführung einer falſchen Grundanſicht der Natur, welche die unmittelbare Erſcheinung, oder Objektivation, des Willens zu einer bloß mittelbaren herabſetzt, alſo ſtatt in den Naturweſen das urſprüngliche, urkräftige, erkenntnißloſe und eben deshalb unfehlbar ſichere Wirken des Willens zu erkennen, es auslegt als ein bloß ſekundäres, erſt am Lichte der Erkenntniß und am Leitfaden der Motive vor ſich gegangenes; und ſonach das von innen aus Getriebene auffaßt als von außen gezimmert, gemodelt und geſchnitzt. Denn, wenn der Wille, als das Ding an ſich, welches durchaus nicht Vorſtellung iſt, im Akte ſeiner Objektivation, aus ſeiner Urſprünglichkeit in die Vorſtellung tritt, und man nun an das in ihr ſich Darſtellende mit der Vorausſetzung geht, es ſei ein in der Welt der Vorſtellung ſelbſt, alſo in Folge der Erkenntniß, zu Stande Gebrachtes; dann freilich ſtellt es ſich dar als ein nur mittelſt überſchwänglich vollkommener Erkenntniß, die alle Objekte und ihre Verkettungen auf ein Mal überblickt, Mögliches, d. i. als ein Werk der höchſten Weisheit. Hierüber verweiſe ich auf meine Abhandlung

Digitized by Google

vom Willen in der Natur, besonders S. S. 43 — 62 derselben, unter der Rubrik „vergleichende Anatomie", und auf mein Hauptwerk Bd. 2, Kap. 26 am Anfang.

Der zweite theologische Beweis, der ontologische, nimmt, wie gesagt, nicht das Gesetz der Kausalität, sondern den Satz vom Grunde des Erkennens zum Leitfaden; wodurch denn die Nothwendigkeit des Daseyns Gottes hier eine logische ist. Nämlich durch bloß analytisches Urtheilen, aus dem Begriffe Gott, soll sich hier sein Daseyn ergeben; so daß man diesen Begriff nicht zum Subjekt eines Satzes machen könne, darin ihm das Daseyn abgesprochen würde; weil nämlich Dies dem Subjekt des Satzes widersprechen würde. Dies ist logisch richtig, ist aber auch sehr natürlich und ein leicht zu durchschauender Taschenspielerstreich. Nachdem man nämlich mittelst der Handhabe des Begriffs „Vollkommenheit," oder auch „Realität", den man als terminus medius gebraucht, das Prädikat des Daseyns in das Subjekt hineingelegt hat, kann es nicht fehlen, daß man es nachher daselbst wieder vorfindet und nun es durch ein analytisches Urtheil exponirt. Aber die Berechtigung zur Aufstellung des ganzen Begriffs ist damit keineswegs nachgewiesen: vielmehr war er entweder ganz willkürlich ersonnen, oder aber durch den kosmologischen Beweis eingeführt, bei welchem Alles auf physische Nothwendigkeit zurückläuft. Chr. Wolff scheint Dies wohl eingesehn zu haben; da er in seiner Metaphysik vom kosmologischen Argument allein Gebrauch macht und Dies ausdrücklich bemerkt.

Allerdings stützen beide theologische Beweise sich gegenseitig, können aber darum doch nicht stehn. Der kosmologische hat den Vorzug, daß er Rechenschaft giebt, wie er zum Begriff eines Gottes gekommen ist, und nun durch seinen Adjunkt, den physikotheologischen Beweis, denselben plausibel macht. Der ontologische hingegen kann gar nicht nachweisen, wie er zu seinem Begriff vom allerrealsten Wesen gekommen sei, giebt also entweder vor, derselbe sei angeboren, oder er borgt ihn vom kosmologischen Beweis und sucht ihn dann aufrecht zu halten durch erhaben klingende Sätze vom Wesen, das nicht anders als seiend gedacht werden könne, dessen Daseyn schon in seinem Begriffe läge u. s. w. Inzwischen werden wir der Erfindung des ontologischen Bewei-

Digitized by Google

ses den Ruhm des Scharfsinns und der Subtilität nicht versagen, wenn wir Folgendes erwägen. Um eine gegebene Existenz zu erklären, weisen wir ihre Ursache nach, in Beziehung auf welche sie dann als eine nothwendige sich darstellt; welches als Erklärung gilt. Allein dieser Weg führt, wie genugsam gezeigt, auf einen regressus in infinitum, kann daher nie bei einem Letzten, das einen fundamentalen Erklärungsgrund abgäbe, anlangen. Anders nun würde es sich verhalten, wenn wirklich die Existenz irgend eines Wesens aus seiner Essenz, also seinem bloßen Begriff, oder seiner Definition, sich folgern ließe. Dann nämlich würde es als ein nothwendiges, (welches, hier, wie überall, nur besagt „ein aus seinem Grunde Folgendes") erkannt werden, ohne dabei an etwas Anderes, als an seinen eigenen Begriff gebunden zu seyn, mithin, ohne daß seine Nothwendigkeit eine bloß vorübergehende und momentane, nämlich eine selbst wieder bedingte und danach auf endlose Reihen führende wäre, wie es die kausale Nothwendigkeit allemal ist. Vielmehr würde alsdann der bloße Erkenntnißgrund sich in einen Realgrund, also eine Ursache verwandelt haben und so sich vortrefflich eignen, nunmehr den letzten und dadurch festen Anknüpfungspunkt für alle Kausalreihen abzugeben: man hätte also dann, was man sucht. Daß aber das Alles illusorisch ist haben wir oben gesehn, und es ist wirklich, als habe schon Aristoteles einer solchen Sophistikation vorbeugen wollen, als er sagte: *το δε ειναι ουκ ουσια ουδενι* ad nullius rei essentiam pertinet existentia (Analyt. post. II, 7). Unbekümmert hierum stellte, nachdem Anselmus von Canterbury zu einem dergleichen Gedankengange die Bahn gebrochen hatte, nachmals Cartesius den Begriff Gottes als einen solchen, der das Geforderte leistete, auf, Spinoza aber den der Welt, als der allein existirenden Substanz, welche danach causa sui wäre, i. e. quae per se est et per se concipitur, quamobrem nulla alia re eget ad existendum: dieser so etablirten Welt ertheilt er sodann, honoris causa, den Titel Deus, — um alle Leute zufrieden zu stellen. Es ist aber eben noch immer der selbe tour de passe-passe, der das logisch Nothwendige für ein real Nothwendiges uns in die Hände spielen will, und der, nebst andern ähnlichen Täuschungen, endlich Anlaß gab, zu Locke's großer Untersuchung des Ur-

Digitized by Google

ſprunges der Begriffe. Eine ſpeciellere Darſtellung des Verfahrens jener beiden Dogmatiker enthält meine Abhandlung über den Satz vom Grund, in der 2. Auflage, §§. 7 und 8.

Nachdem nun Kant, durch ſeine Kritik der ſpekulativen Theologie, dieſer den Todesſtoß gegeben hatte, mußte er den Eindruck hievon zu mildern ſuchen, alſo ein Beſänftigungsmittel, als Anodynon, darauf legen; analog dem Verfahren Hume's, der, im letzten ſeiner ſo leſenswerthen, wie unerbittlichen Dialogues on natural religion, uns eröffnet, das Alles wäre nur Spaaß geweſen, ein bloßes exercitium logicum. Dem alſo entſprechend gab Kant, als Surrogat der Beweiſe des Daſeyns Gottes, ſein Poſtulat der praktiſchen Vernunft und die daraus entſtehende Moraltheologie, welche, ohne allen Anſpruch auf objektive Gültigkeit für das Wiſſen, oder die theoretiſche Vernunft, volle Gültigkeit in Beziehung auf das Handeln, oder für die praktiſche Vernunft, haben ſollte, wodurch denn ein Glauben ohne Wiſſen begründet wurde, — damit die Leute doch nur etwas in die Hand kriegten. Seine Darſtellung, wenn wohl verſtanden, beſagt nichts Anderes, als daß die Annahme eines nach dem Tode vergeltenden, gerechten Gottes ein brauchbares und ausreichendes regulatives Schema ſei, zum Behuf der Auslegung der gefühlten, ernſten, ethiſchen Bedeutſamkeit unſers Handelns, wie auch der Leitung dieſes Handelns ſelbſt; alſo gewiſſermaaßen eine Allegorie der Wahrheit, ſo daß, in dieſer Hinſicht, auf welche allein es doch zuletzt ankommt, jene Annahme die Stelle der Wahrheit vertreten könne, wenn ſie auch theoretiſch, oder objektiv, nicht zu rechtfertigen ſei. — Ein analoges Schema, von gleicher Tendenz, aber viel größerm Wahrheitsgehalt, ſtärkerer Plauſibilität und demnach unmittelbarerem Werth, iſt das Dogma des Brahmanismus, von der vergeltenden Metempſychoſe, wonach wir in der Geſtalt eines jeden von uns verletzten Weſens einſt müſſen wiedergeboren werden, um alsdann die ſelbe Verletzung zu erleiden. — Im angegebenen Sinne alſo hat man Kants Moraltheologie zu nehmen, indem man dabei berückſichtigt, daß er ſelbſt nicht ſo unumwunden, wie hier geſchieht, über das eigentliche Sachverhältniß ſich ausdrücken durfte, ſondern, indem er das Monſtrum einer theoretiſchen

Digitized by Google

Lehre von bloß praktiſcher Gültigkeit aufſtellte, bei den Klügeren auf das granum salis gerechnet hat.

Auch ließen nicht ein Mal die Philoſophieprofeſſoren ſich lange daran genügen; obwohl ſie durch Kants Kritik der ſpekulativen Theologie in bedeutende Verlegenheit geſetzt waren. Denn von Alters her hatten ſie ihren ſpeciellen Beruf darin erkannt, das Daſeyn und die Eigenſchaften Gottes darzulegen und ihn zum Hauptgegenſtand ihres Philoſophirens zu machen; daher, wenn die Schrift lehrt, daß Gott die Raben auf dem Felde ernährt, ich hinzuſetzen muß: und die Philoſophieprofeſſoren auf den Kathedern. Ja, ſogar noch heutigen Tages verſichern ſie ganz dreiſt, das Abſolutum, (bekanntlich der neumodiſche Titel für den lieben Gott) und deſſen Verhältniß zur Welt ſei das eigentliche Thema der Philoſophie, und dieſes näher zu beſtimmen, auszumalen und durchzuphantaſiren ſind ſie nach wie vor beſchäftigt. Denn allerdings möchten die Regierungen, welche für ein dergleichen Philoſophiren Geld hergeben, aus den philoſophiſchen Hörſälen auch gute Chriſten und fleißige Kirchengänger hervorgehn ſehn. Wie mußte alſo den Herren von der lukrativen Philoſophie zu Muthe werden, als, durch den Beweis, daß alle Beweiſe der ſpekulativen Theologie unhaltbar und daß alle, ihr auserwähltes Thema betreffenden Erkenntniſſe unſerm Intellekt ſchlechterdings unzugänglich ſeien, Kant ihnen das Koncept ſo ſehr weit verrückt hatte? Sie hatten ſich anfänglich durch ihr bekanntes Hausmittel, das Ignoriren, dann aber durch Beſtreiten zu helfen geſucht: aber das hielt auf die Länge nicht Stich. Da haben ſie denn ſich auf die Behauptung geworfen, das Daſeyn Gottes ſei zwar keines Beweiſes fähig, bedürfe aber auch deſſelben nicht: denn es verſtände ſich von ſelbſt, wäre die ausgemachteſte Sache von der Welt, wir könnten es gar nicht bezweifeln, wir hätten ein „Gottesbewußtſeyn", unſre Vernunft wäre das Organ für unmittelbare Erkenntniſſe von überweltlichen Dingen, die Belehrung über dieſe würde unmittelbar von ihr vernommen, und darum eben heiße ſie Vernunft! (Ich bitte freundlichſt, hier meine Abhandlung über den Satz vom Grund in der 2. Aufl. §. 34, desgleichen meine Grundprobleme der Ethik S. 148 — 154, endlich auch meine Kritik der Kantiſchen Philoſophie S. 574 — 575 nachzuſehn). Nach Andern

Digitized by Google

lieferte sie jedoch bloße Ahndungen; hingegen wieder Andere hatten gar intellektuale Anschauungen! Abermals Andere erfanden das absolute Denken, d. i. ein solches, bei welchem der Mensch sich nicht nach den Dingen umzusehn braucht, sondern, in göttlicher Allwissenheit, bestimmt, wie sie ein für alle Mal seien. Dies ist unstreitig die bequemste unter allen jenen Erfindungen. Sämmtlich aber griffen sie zum Wort „Absolutum", welches eben nichts Anderes ist, als der kosmologische Beweis in nuce, oder vielmehr in einer so starken Zusammenziehung, daß er, mikroskopisch geworden, sich den Augen entzieht, so unerkannt durchschlüpft und nun für etwas sich von selbst Verstehendes ausgegeben wird: denn in seiner wahren Gestalt darf er, seit dem Kantischen examen rigorosum, sich nicht mehr blicken lassen; wie ich dies in der 2. Aufl. meiner Abhandlung über den Satz vom Grunde S. 36 ff. und auch in meiner Kritik der Kantischen Philosophie S. 544 näher ausgeführt habe. Wer zuerst, vor ungefähr 50 Jahren, den Pfiff gebraucht habe, unter diesem alleinigen Wort Absolutum den explodirten und prosktribirten kosmologischen Beweis incognito einzuschwärzen, weiß ich nicht mehr anzugeben: aber der Pfiff war den Fähigkeiten des Publikums richtig angemessen: denn bis auf den heutigen Tag kursirt Absolutum als baare Münze. Kurzum, es hat den Philosophieprofessoren, trotz der Kritik der Vernunft und ihren Beweisen, noch nie an authentischen Nachrichten vom Daseyn Gottes und seinem Verhältniß zur Welt gefehlt, in deren ausführlicher Mittheilung, nach ihnen, das Philosophiren ganz eigentlich bestehen soll. Allein, wie man sagt, „kupfernes Geld kupferne Waare", so ist dieser bei ihnen sich von selbst verstehende Gott eben auch danach: er hat weder Hand, noch Fuß. Darum halten sie mit ihm so hinterm Berge, oder vielmehr hinter einem schallenden Wortgebäude, daß man kaum einen Zipfel von ihm gewahr wird. Wenn man sie nur zwingen könnte, sich deutlich darüber zu erklären, was bei dem Worte Gott so eigentlich zu denken sei; dann würden wir sehn, ob er sich von selbst versteht. Nicht ein Mal eine natura naturans (in die ihr Gott oft überzugehn droht) versteht sich von selbst; da wir den Leukipp, Demokrit, Epikur und Lukrez ohne eine solche die Welt aufbauen sehn: diese Männer aber waren, bei allen ihren Irrthümern, immer noch mehr werth, als eine

Digitized by Google

Legion Wetterfahnen, deren Erwerbs-Philoſophie ſich nach dem Winde dreht. Eine natura naturans wäre aber noch lange kein Gott. Im Begriffe derſelben iſt vielmehr bloß die Einſicht enthalten, daß hinter den ſo ſehr vergänglichen und raſtlos wechſelnden Erſcheinungen der natura naturata eine unvergängliche und unermüdliche Kraft verborgen liegen müſſe, vermöge deren jene ſich ſtets erneuerten, indem vom Untergange derſelben ſie ſelbſt nicht mitgetroffen würde. Wie die natura naturata der Gegenſtand der Phyſik iſt, ſo die natura naturans der der Metaphyſik. Dieſe wird zuletzt uns darauf führen, daß auch wir ſelbſt zur Natur gehören, und folglich ſowohl von natura naturata als von natura naturans nicht nur das nächſte und deutlichſte, ſondern ſogar das einzige uns auch *von innen* zugängliche Specimen an uns ſelbſt beſitzen. Da ſodann die ernſte und genaue Reflexion auf uns ſelbſt uns als den Kern unſres Weſens den *Willen* erkennen läßt; ſo haben wir daran eine unmittelbare Offenbarung der natura naturans, die wir danach auf alle übrigen, uns nur einſeitig bekannten Weſen zu übertragen befugt ſind. So gelangen wir dann zu der großen Wahrheit, daß die natura naturans, oder das Ding an ſich, der Wille in unſerm Herzen; die natura naturata aber, oder die Erſcheinung, die Vorſtellung in unſerm Kopfe iſt. Von dieſem Reſultate jedoch auch abgeſehn, iſt ſo viel offenbar, daß die bloße Unterſcheidung einer natura naturans und naturata noch lange kein Theismus, ja noch nicht ein Mal Pantheismus iſt; da zu dieſem (wenn er nicht bloße Redensart ſeyn ſoll) die Hinzufügung gewiſſer moraliſcher Eigenſchaften erfordert wäre, die der Welt offenbar nicht zukommen, z. B. Güte, Weisheit, Glückſäligkeit u. ſ. w. Ueberdies iſt Pantheismus ein ſich ſelbſt aufhebender Begriff; weil der Begriff eines Gottes eine von ihm verſchiedene Welt, als weſentliches Korrelat deſſelben, vorausſetzt. Soll hingegen die Welt ſelbſt ſeine Rolle übernehmen; ſo bleibt eben eine abſolute Welt, ohne Gott; daher Pantheismus nur eine Euphemie für Atheismus iſt. Dieſer letztere Ausdruck aber enthält ſeinerſeits eine Erſchleichung, indem er vorweg annimmt, der Theismus verſtehe ſich von ſelbſt, wodurch er das affirmanti incumbit probatio ſchlau umgeht; während vielmehr der ſogenannte Atheismus das jus primi occupantis hat und

Digitized by Google

erſt vom Theismus aus dem Felde geſchlagen werden muß. Ich erlaube mir hiezu die Bemerkung, daß die Menſchen unbeſchnitten, folglich nicht als Juden auf die Welt kommen. — Aber ſogar auch die Annahme irgend einer von der Welt verſchiedenen Urſache derſelben iſt noch kein Theismus. Dieſer verlangt nicht nur eine von der Welt verſchiedene, ſondern eine intelligente, d. h. erkennende und wollende, alſo perſönliche, mithin auch individuelle Weltурſache: eine ſolche iſt es ganz allein, die das Wort Gott bezeichnet. Ein unperſönlicher Gott iſt gar kein Gott, ſondern bloß ein mißbrauchtes Wort, ein Unbegriff, eine contradictio in adjecto, ein Schiboleth für Philoſophieprofeſſoren, welche, nachdem ſie die Sache haben aufgeben müſſen, mit dem Worte durchzuſchleichen bemüht ſind. Andrerſeits nun aber iſt die Perſönlichkeit, d. h. die ſelbſtbewußte Individualität, welche erſt erkennt und dann dem Erkannten gemäß will, ein Phänomen, welches uns ganz allein aus der, auf unſerm kleinen Planeten vorhandenen, animaliſchen Natur bekannt und mit dieſer ſo innig verknüpft iſt, daß es von ihr getrennt und unabhängig zu denken, wir nicht nur nicht befugt, ſondern auch nicht ein Mal fähig ſind. Ein Weſen ſolcher Art nun aber als den Urſprung der Natur ſelbſt, ja, alles Daſeyns überhaupt anzunehmen, iſt ein koloſſaler und überaus kühner Gedanke, über den wir erſtaunen würden, wenn wir ihn zum erſten Male vernähmen und er nicht, durch die frühzeitigſte Einprägung und beſtändige Wiederholung, uns geläufig, ja, zur zweiten Natur, faſt möchte ich ſagen, zur fixen Idee geworden wäre. Daher ſei es beiläufig erwähnt, daß nichts mir die Aechtheit des Kaspar Hauſer ſo ſehr beglaubigt hat, als die Angabe, daß die ihm vorgetragene, ſogenannte natürliche Theologie ihm nicht ſonderlich hat einleuchten wollen, wie man es doch erwartet hatte; wozu noch kommt, daß er (nach dem „Briefe des Grafen Stanhope an den Schullehrer Meyer") eine ſonderbare Ehrfurcht vor der Sonne bezeugte. — Nun aber in der Philoſophie zu lehren, jener theologiſche Grundgedanke verſtände ſich von ſelbſt und die Vernunft wäre eben nur die Fähigkeit, denſelben unmittelbar zu faſſen und als wahr zu erkennen, iſt ein unverſchämtes Vorgeben. Nicht nur darf in der Philoſophie ein ſolcher Gedanke nicht ohne den vollgültigſten Beweis angenommen werden, ſon-

Digitized by Google

dern sogar der Religion ist er durchaus nicht wesentlich: Dies bezeugt die auf Erden am zahlreichsten vertretene Religion, der uralte, jetzt 300 Millionen Anhänger zählende, höchst moralische, ja asketische, sogar auch den zahlreichsten Klerus ernährende Buddhaismus, indem er einen solchen Gedanken durchaus nicht zuläßt, vielmehr ihn ausdrücklich perhorrescirt, und recht ex professo, nach unserm Ausdruck, atheistisch ist. *)

Dem Obigen zufolge ist der Anthropomorphismus eine dem Theismus durchaus wesentliche Eigenschaft, und zwar besteht derselbe nicht etwan bloß in der menschlichen Gestalt, selbst nicht allein in den menschlichen Affekten und Leidenschaften; sondern in dem Grundphänomen selbst, nämlich in dem eines, zu seiner Leitung, mit einem Intellekt ausgerüsteten Willens, welches Phänomen uns, wie gesagt, bloß aus der animalischen Natur,

*) „Der Zarabobura, Ober-Rahan, (Oberpriester) der Buddhaisten in Ava zählt in einem Aufsatz über seine Religion, den er einem katholischen Bischofe gab, zu den sechs verdammlichen Ketzereien auch die Lehre, daß ein Wesen dasei, welches die Welt und alle Dinge in der Welt geschaffen habe, und das allein würdig sei angebetet zu werden; Francis Buchanan, on the religion of the Burmas, in the Asiatic Researches Vol. 6, p. 268. Auch verdient hier angeführt zu werden, was in derselben Sammlung, Bd. 15, S. 148, erwähnt wird, daß nämlich die Buddhaisten vor keinem Götterbilde ihr Haupt beugen, als Grund angebend, daß das Urwesen die ganze Natur durchdringe, folglich auch in ihren Köpfen sei. Desgleichen, daß der grundgelehrte Orientalist und Petersburger Akademiker J. J. Schmidt, in seinen „Forschungen im Gebiete der älteren Bildungsgeschichte Mittelasiens", Petersburg 1824, S. 180 sagt: „Das System des Buddhaismus kennt kein ewiges, „unerschaffenes, einiges göttliches Wesen, das vor allen Zeiten war und alles „Sichtbare und Unsichtbare erschaffen hat. Diese Idee ist ihm ganz fremd, „und man findet in den buddhaistischen Büchern nicht die geringste Spur „davon. Eben so wenig giebt es eine Schöpfung" u. s. w. — Wo bleibt nun da das „Gottesbewußtseyn" der von Kant und der Wahrheit bedrängten Philosophieprofessoren? Wie ist dasselbe auch nur damit zu vereinigen, daß die Sprache der Chinesen, welche doch ungefähr ⅓ des ganzen Menschengeschlechts ausmachen, für Gott und Schaffen gar keine Ausdrücke hat? daher schon der erste Vers des Pentateuchs sich in dieselbe nicht übersetzen läßt, zur großen Perplexität der Missionarien, welcher Sir George Staunton durch ein eigenes Buch hat zur Hülfe kommen wollen; es heißt: an inquiry into the proper mode of rendering the word God in translating the Sacred Scriptures into the Chinese language, Lond. 1848. (Untersuchung über die passende Art, beim Uebersetzen der heiligen Schrift ins Chinesische, das Wort Gott auszudrücken.)

Digitized by Google

am vollkommensten aus der menschlichen, bekannt ist und sich allein als Individualität, die, wenn sie eine vernünftige ist, Persönlichkeit heißt, denken läßt. Sogar gehört eben deshalb zu einem Gotte auch ein Himmel, darin er thront und regiert. Viel mehr dieserhalb, als wegen der Redensart im Buche Josua, wurde das Kopernikanische Weltsystem von der Kirche sogleich mit Ingrimm empfangen, und wir finden, dem entsprechend, 100 Jahre später den Jordanus Brunus als Verfechter jenes Systems und des Pantheismus zugleich. Die Versuche, den Theismus vom Anthropomorphismus zu reinigen, greifen, indem sie nur an der Schaale zu arbeiten wähnen, geradezu sein innerstes Wesen an: durch ihr Bemühen, seinen Gegenstand abstrakt zu fassen, sublimiren sie ihn zu einer undeutlichen Nebelgestalt, deren Umriss, unter dem Streben die menschliche Figur zu vermeiden, allmälig ganz verfließt; wodurch denn der kindliche Grundgedanke selbst endlich zu nichts verflüchtigt wird. Den rationalistischen Theologen aber, denen dergleichen Versuche eigenthümlich sind, kann man überdies vorwerfen, daß sie geradezu mit der heiligen Urkunde in Widerspruch treten, welche sagt: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde: zum Bilde Gottes schuf er ihn."

In einem gewissen Sinne könnte man allerdings, mit Kant, den Theismus ein praktisches Postulat nennen, jedoch in einem ganz andern, als den er gemeint hat. Der Theismus nämlich ist in der That kein Erzeugniß der Erkenntniß, sondern des Willens. Wenn er ursprünglich theoretisch wäre, wie könnten denn alle seine Beweise so unhaltbar seyn? Aus dem Willen aber entspringt er folgendermaaßen. Die beständige Noth, welche das Herz (Willen) des Menschen bald schwer beängstigt, bald heftig bewegt und ihn fortwährend im Zustande des Fürchtens und Hoffens erhält, während die Dinge, von denen er hofft und fürchtet, nicht in seiner Gewalt stehn, ja, der Zusammenhang der Kausalketten, an denen solche herbeigeführt werden, nur eine kurze Spanne weit von seiner Erkenntniß erreicht werden kann; — diese Noth, dies stete Fürchten und Hoffen, bringt ihn dahin, daß er die Hypostase persönlicher Wesen macht, von denen Alles abhienge. Von solchen nun läßt sich voraussetzen, daß sie, gleich andern Personen, für Bitte und Schmei-

Digitized by Google

chelei, Dienst und Gabe, empfänglich, also traktabler seyn werden, als die starre Nothwendigkeit, die unerbittlichen, gefühllosen Naturkräfte nnd die dunkeln Mächte des Weltlaufs. Sind nun Anfangs, wie es natürlich ist, dieser Götter, nach Verschiedenheit der Angelegenheiten, mehrere; so werden sie später, durch das Bedürfniß, Konsequenz, Ordnung und Einheit in die Erkenntniß zu bringen, Einem unterworfen oder gar auf Einen reducirt werden, — der nun freilich, wie mir Göthe ein Mal bemerkt hat, sehr undramatisch ist; weil mit Einer Person sich nichts anfangen läßt. Das Wesentliche jedoch ist der Drang des geängsteten Menschen, sich niederzuwerfen und Hülfe anzuflehen, in seiner häufigen, kläglichen und großen Noth. Damit also sein Herz (Wille) die Erleichterung des Betens und den Trost des Hoffens habe, muß sein Intellekt ihm einen Gott schaffen; nicht aber umgekehrt, weil sein Intellekt auf einen Gott logisch richtig geschlossen hat, betet er. Laßt ihn ohne Noth, Wünsche und Bedürfnisse seyn, etwan ein bloß intellektuelles, willenloses Wesen; so braucht er keinen Gott und macht auch keinen. Das Herz, d. i. der Wille, hat in seiner schweren Bedrängniß das Bedürfniß, allmächtigen, folglich übernatürlichen Beistand anzurufen: weil also gebetet werden soll, wird ein Gott hypostasirt; nicht umgekehrt. Daher ist das Theoretische der Theologie aller Völker sehr verschieden, an Zahl und Beschaffenheit der Götter: aber daß sie helfen können und es thun, wenn man ihnen dient und sie anbetet, — Dies haben sie alle gemein; weil es der Punkt ist, darauf es ankommt. Zugleich aber ist Dieses das Muttermal, woran man die Abkunft aller Theologie erkennt, nämlich, daß sie aus dem Willen, aus dem Herzen entsprungen sei, nicht aus dem Kopf, oder der Erkenntniß; wie vorgegeben wird. Einige wenige Völker giebt es, welche, gleichsam das Moll dem Dur vorziehend, statt der Götter, bloß böse Geister haben, von denen durch Opfer und Gebete erlangt wird, daß sie nicht schaden. Im Resultat ist, der Hauptsache nach, kein großer Unterschied. Dergleichen Völker scheinen auch die Urbewohner der Indischen Halbinseln und Ceylons, vor Einführung des Brahmanismus und Buddhaismus, gewesen zu seyn, und deren Abkömmlinge sollen zum Theil noch eine solche kakodämonologische Religion haben; wie auch manche wilde Völker. Da-

Digitized by Google

her ſtammt auch der dem Cingaleſiſchen Buddhaismus beigemiſchte Kappuismus. — Imgleichen gehören hierher die von Layard beſuchten Teufelsanbeter in Meſopotamien.

Kant hat, um das Anſtößige ſeiner Kritik aller ſpekulativen Theologie zu mildern, derſelben nicht nur die Moraltheologie, ſondern auch die Verſicherung beigefügt, daß, wenn gleich das Daſeyn Gottes unbewieſen bleiben müßte, es doch auch eben ſo unmöglich ſei, das Gegentheil davon zu beweiſen; wobei ſich Viele beruhigt haben, indem ſie nicht merkten, daß er, mit verſtellter Einfalt, das affirmanti incumbit probatio ignorirte, wie auch, daß die Zahl der Dinge, deren Nichtdaſeyn ſich nicht beweiſen läßt, unendlich iſt. Noch mehr hat er natürlich ſich gehütet, die Argumente nachzuweiſen, deren man zu einem apagogiſchen Gegenbeweiſe ſich wirklich bedienen könnte, wenn man etwan nicht mehr ſich bloß defenſiv verhalten, ſondern ein Mal aggreſſiv verfahren wollte. Dieſer Art wären etwan folgende:

1) Zuvörderſt iſt die traurige Beſchaffenheit einer Welt, deren lebende Weſen dadurch beſtehn, daß ſie einander auffreſſen, die hieraus hervorgehende Noth und Angſt alles Lebenden, die Menge und koloſſale Größe der Uebel, die Mannigfaltigkeit und Unvermeidlichkeit der oft zum Entſetzlichen anwachſenden Leiden, die Laſt des Lebens ſelbſt und ſein Hineilen zum bittern Tode, ehrlicherweiſe nicht damit zu vereinigen, daß ſie das Werk vereinter Allgüte, Allweisheit und Allmacht ſeyn ſollte. Hiegegen ein Geſchrei zu erheben, iſt eben ſo leicht, wie es ſchwer iſt, der Sache mit triftigen Gründen zu begegnen.

2) Zwei Punkte ſind es, die nicht nur jeden denkenden Menſchen beſchäftigen, ſondern auch den Anhängern jeder Religionen zumeiſt am Herzen liegen, daher Kraft und Beſtand der Religion auf ihnen beruht: erſtlich die transſcendente moraliſche Bedeutſamkeit unſers Handelns, und zweitens unſre Fortdauer nach dem Tode. Wenn eine Religion für dieſe beiden Punkte gut geſorgt hat; ſo iſt alles Uebrige Nebenſache. Ich werde daher hier den Theismus in Beziehung auf den erſten, unter der folgenden Nummer aber in Beziehung auf den zweiten Punkt prüfen.

Mit der Moralität unſers Handelns alſo hat der Theismus einen zwiefachen Zuſammenhang, nämlich einen a parte

ante und einen a parte post, d. h. hinsichtlich der Gründe und hinsichtlich der Folgen unsers Thuns. Den letztern Punkt zuerst zu nehmen; so giebt der Theismus zwar der Moral eine Stütze, jedoch eine von der rohesten Art, ja, eine, durch welche die wahre und reine Moralität des Handelns im Grunde aufgehoben wird. Der Gott nämlich, welcher Anfangs der Schöpfer war, tritt zuletzt als Rächer und Vergelter auf. Rücksicht auf einen solchen kann allerdings tugendhafte Handlungen hervorrufen: allein diese werden, da Furcht vor Strafe, oder Hoffnung auf Lohn ihr Motiv ist, nicht rein moralisch seyn; vielmehr wird das Innere einer solchen Tugend auf klugen und wohl überlegenden Egoismus zurücklaufen. In letzter Instanz kommt es dabei allein auf die Festigkeit des Glaubens an unerweisliche Dinge an: ist diese vorhanden; so wird man allerdings nicht anstehen, eine kurze Frist Leiden für eine Ewigkeit Freuden zu übernehmen, und der eigentlich leitende Grundsatz der Moral wird seyn: „warten können." Allein Jeder, der einen Lohn seiner Thaten sucht, sei es in dieser Welt, oder in einer künftigen, ist ein Egoist: entgeht ihm der gehoffte Lohn; so ist es gleichviel, ob Dies durch den Zufall geschehe, der diese Welt beherrscht, oder durch die Leerheit des Wahns, der ihm die künftige erbaute. Dieserwegen untergräbt auch Kants Moraltheologie eigentlich die Moral.

A parte ante nun wieder ist der Theismus ebenfalls mit der Moral im Widerstreit; weil er Freiheit und Zurechnungsfähigkeit aufhebt. Denn an einem Wesen, welches, seiner existentia und essentia nach, das Werk eines andern ist, läßt sich weder Schuld noch Verdienst denken. Kann es doch, gleich jedem andern, nur irgend denkbaren Wesen, nicht anders, als seiner Beschaffenheit gemäß wirken und dadurch diese kund geben: wie es aber beschaffen ist, so ist es hier geschaffen. Handelt es nun schlecht; so kommt dies daher, daß es schlecht ist, und dann ist die Schuld nicht seine, sondern Dessen, der es gemacht hat. Unvermeidlich ist der Urheber seines Daseyns und seiner Beschaffenheit, dazu auch noch der Umstände, in die es gesetzt worden, auch der Urheber seines Wirkens und seiner Thaten, als welche durch dies Alles so sicher bestimmt sind, wie durch zwei Winkel und eine Linie der Triangel. Die Richtigkeit dieser Argumentation haben, während die Andern sie verschmitzt und

Digitized by Google

feigherzig ignorirten, S. Augustinus, Hume und Kant sehr wohl eingesehn und eingestanden; worüber ich ausführlich berichtet habe in meiner Preisschrift über die Freiheit des Willens, S. 67 ff. Eben um diese furchtbare und exterminirende Schwierigkeit zu eludiren, hat man die Freiheit des Willens, das liberum arbitrium indifferentiae, erfunden, welches eine ganz monstrose Fiktion enthält und daher von allen denkenden Köpfen stets bestritten und schon längst verworfen, vielleicht aber nirgends so systematisch und gründlich widerlegt ist, wie in der soeben angeführten Schrift. Mag immerhin der Pöbel sich noch ferner mit der Willensfreiheit schleppen, auch der litterarische, auch der philosophirende Pöbel: was kümmert das uns? Die Behauptung, daß ein gegebenes Wesen frei sei, d. h. unter gegebenen Umständen so und auch anders handeln könne, besagt, daß es eine existentia ohne alle essentia habe, d. h. daß es bloß sei, ohne irgend etwas zu seyn; also daß es nichts sei, dabei aber doch sei; mithin, daß es zugleich sei und nicht sei. Also ist Dies der Gipfel der Absurdität, aber nichtsdestoweniger gut für Leute, welche nicht die Wahrheit, sondern ihr Futter suchen und daher nie etwas gelten lassen werden, was nicht in ihren Kram, in die fable convenue, von der sie leben, paßt: statt des Widerlegens dient ihrer Ohnmacht das Ignoriren. Und auf die Meinungen solcher *βοσκηματα*, in terram prona et ventri obedientia sollte man ein Gewicht legen?! — Alles was ist, das ist auch etwas, hat ein Wesen, eine Beschaffenheit, einen Charakter: diesem gemäß muß es wirken, muß es handeln (welches heißt nach Motiven wirken), wann die äußern Anläße kommen, welche die einzelnen Aeußerungen desselben hervorlocken. Wo nun dasselbe das Daseyn, die existentia, her hat, da hat es auch das Was, die Beschaffenheit, die essentia, her; weil beide zwar im Begriffe verschieden, jedoch nicht in der Wirklichkeit trennbar sind. Was aber eine essentia, d. h. eine Natur, einen Charakter, eine Beschaffenheit, hat, kann stets nur dieser gemäß und nie anders wirken: bloß die Zeit und die nähere Gestalt und Beschaffenheit der einzelnen Handlungen wird dabei jedes Mal durch die eintretenden Motive bestimmt. Daß der Schöpfer den Menschen frei geschaffen habe, besagt eine Unmöglichkeit, nämlich daß er ihm eine existentia ohne

Digitized by Google

essentia verliehen, alſo ihm das Daſeyn bloß in abstracto gegeben habe, indem er ihm überließ, als was er daſeyn wolle. Hierüber bitte ich den §. 20 meiner Abhandlung über das Fundament der Moral nachzuleſen. — Moraliſche Freiheit und Verantwortlichkeit, oder Zurechnungsfähigkeit, ſetzen ſchlechterdings Aſeität voraus. Die Handlungen werden ſtets aus dem Charakter, d. i. aus der eigenthümlichen und daher unveränderlichen Beſchaffenheit eines Weſens, unter Einwirkung und nach Maaßgabe der Motive mit Nothwendigkeit hervorgehn: alſo muß daſſelbe, ſoll es verantwortlich ſeyn, urſprünglich und aus eigener Machtvollkommenheit exiſtiren; es muß, ſeiner existentia und essentia nach, ſelbſt ſein eigenes Werk und der Urheber ſeiner ſelbſt ſeyn, wenn es der wahre Urheber ſeiner Thaten ſeyn ſoll. Oder, wie ich es in meinen beiden Preisſchriften ausgedrückt habe, die Freiheit kann nicht im operari, muß alſo im esse liegen: denn vorhanden iſt ſie allerdings.

Da dieſes Alles nicht nur a priori demonſtrabel iſt, ſondern ſogar die tägliche Erfahrung uns deutlich lehrt, daß Jeder ſeinen moraliſchen Charakter ſchon fertig mit auf die Welt bringt und ihm bis ans Ende unwandelbar treu bleibt, und da ferner dieſe Wahrheit im realen, praktiſchen Leben ſtillſchweigend, aber ſicher, vorausgeſetzt wird, indem Jeder ſein Zutrauen, oder Mißtrauen, zu einem Andern den ein Mal an den Tag gelegten Charakterzügen deſſelben gemäß auf immer feſtſtellt; ſo könnte man ſich wundern, wie doch nur, ſeit beiläufig 1600 Jahren, das Gegentheil theoretiſch behauptet und demnach gelehrt wird, alle Menſchen ſeien, in moraliſcher Hinſicht, urſprünglich ganz gleich, und die große Verſchiedenheit ihres Handelns entſpringe nicht aus urſprünglicher, angeborner Verſchiedenheit der Anlage und des Charakters, eben ſo wenig aber aus den eintretenden Umſtänden und Anläſſen; ſondern eigentlich aus gar nichts, welches Garnichts ſodann den Namen „freier Wille" erhält. — Allein dieſe abſurde Lehre wird nothwendig gemacht durch eine andere, ebenfalls rein theoretiſche Annahme, mit der ſie genau zuſammenhängt, nämlich durch dieſe, daß die Geburt des Menſchen der abſolute Anfang ſeines Daſeyns ſei, indem derſelbe aus nichts geſchaffen (ein terminus ad hoc) werde. Wenn nun, unter dieſer Vorausſetzung, das Leben noch eine moraliſche Bedeutung und Tendenz

Digitized by Google

behalten soll; so muß diese freilich erst im Laufe desselben ihren Ursprung finden, und zwar aus nichts, wie dieser ganze so gedachte Mensch aus nichts ist: denn jede Beziehung auf eine vorhergängige Bedingung, ein früheres Daseyn, oder eine außerzeitliche That, auf dergleichen doch die unermeßliche, ursprüngliche und angeborene Verschiedenheit der moralischen Charaktere deutlich zurückweist, bleibt hier, ein für alle Mal, ausgeschlossen. Daher also die absurde Fiktion eines freien Willens. — Die Wahrheiten stehn bekanntlich alle im Zusammenhange; aber auch die Irrthümer machen einander nöthig, — wie eine Lüge eine zweite erfordert, oder wie zwei Karten, gegen einander gestemmt, sich wechselseitig stützen, — so lange nichts sie beide umstößt.

3) Nicht viel besser, als mit der Willensfreiheit, steht es, unter Annahme des Theismus, mit unsrer Fortdauer nach dem Tode. Was von einem Andern geschaffen ist hat einen Anfang seines Daseyns gehabt. Daß nun dasselbe, nachdem es doch eine unendliche Zeit gar nicht gewesen, von nun an in alle Ewigkeit fortdauern solle, ist eine über die Maaßen kühne Annahme. Bin ich allererst bei meiner Geburt aus Nichts geworden und geschaffen; so ist die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ich im Tode wieder zu nichts werde. Unendliche Dauer a parte post und Nichts a parte ante geht nicht zusammen. Nur was selbst ursprünglich, ewig, ungeschaffen ist, kann unzerstörbar seyn. Allenfalls können daher die im Tode verzagen, welche glauben, vor 30 oder 60 Jahren ein reines Nichts gewesen und aus diesem sodann als das Werk eines Andern, hervorgegangen zu seyn; da sie jetzt die schwere Aufgabe haben, anzunehmen, daß ein so entstandenes Daseyn, seines späten, erst nach Ablauf einer unendlichen Zeit eingetretenen Anfangs ungeachtet, doch von endloser Dauer seyn werde. Hingegen, wie sollte der den Tod fürchten, der sich als das ursprüngliche und ewige Wesen, die Quelle alles Daseyns selbst, erkennt, und weiß, daß außer ihm eigentlich nichts existirt; der mit dem Spruche des heiligen Upanischads **hae omnes creaturae in totum ego sum, et praeter me aliud ens non est** im Munde, oder doch im Herzen, sein individuelles Daseyn endigt. Also nur er kann, bei konsequentem Denken, ruhig sterben. Denn, wie gesagt, Aseität ist die Bedingung, wie der Zurechnungsfähigkeit, so auch der Un-

Digitized by Google

ſterblichkeit. Dieſem entſprechend iſt in Indien die Verachtung des Todes und die vollkommenſte Gelaſſenheit, ſelbſt Freudigkeit im Sterben recht eigentlich zu Hauſe. Das Judenthum hingegen, welches urſprünglich die alleinige rein monotheiſtiſche, einen wirklichen Gott-Schöpfer Himmels und der Erden lehrende Religion iſt, hat, mit vollkommener Konſequenz, keine Unſterblichkeitslehre, alſo auch keine Vergeltung nach dem Tode, ſondern bloß zeitliche Strafen und Belohnungen; wodurch es ſich ebenfalls von allen andern Religionen unterſcheidet. Die dem Judenthum entſproſſenen zwei Religionen ſind, indem ſie, aus beſſeren, ihnen anderweitig bekannt gewordenen Glaubenslehren, die Unſterblichkeit hinzunahmen, hierin eigentlich inkonſequent geworden.

Daß, wie eben geſagt, das Judenthum die alleinige rein monotheiſtiſche, d. h. einen Gott-Schöpfer als Urſprung aller Dinge lehrende Religion ſei, iſt ein Verdienſt, welches man, unbegreiflicher Weiſe, zu verbergen bemüht geweſen iſt, indem man ſtets behauptet und gelehrt hat, alle Völker verehrten den wahren Gott, wenn auch unter andern Namen. Hieran fehlt jedoch nicht nur viel, ſondern Alles. Daß der Buddhaismus, alſo die Religion, welche durch die überwiegende Anzahl ihrer Bekenner die vornehmſte auf Erden iſt, durchaus und ausdrücklich atheiſtiſch ſei, iſt durch die Uebereinſtimmung aller unverfälſchten Zeugniſſe und Urſchriften außer Zweifel geſetzt. Auch die Veden lehren keinen Gott-Schöpfer, ſondern eine Weltſeele, genannt das Brahm (im neutro), wovon der, dem Nabel des Wiſchnu entſproſſene Brahma, mit den vier Geſichtern und als Theil des Trimurti, bloß eine populäre Perſonifikation, in der ſo höchſt durchſichtigen Indiſchen Mythologie iſt. Auch iſt ſein Hervorbringen der Welt ein ſündlicher Akt, eben wie die Weltinkarnation des Brahm. Sodann dem Ormuzd der Zendaveſta iſt, wie wir wiſſen, Ahriman ebenbürtig, und beide ſind aus der ungemeſſenen Zeit, Zervane Akerene (wenn es damit ſeine Richtigkeit hat), hervorgegangen. In der Mythologie der Griechen und Römer finden wir zwar Götter, als Väter von Göttern und beiläufig von Menſchen (obwohl dieſe urſprünglich die Töpferarbeit des Prometheus ſind), jedoch keinen Gott-Schöpfer. Denn daß ſpäterhin ein Paar mit dem Judenthum bekannt gewordene

Philosophen den Vater Zeus zu einem solchen haben umdeuten wollen, kümmert diesen nicht; so wenig, wie daß ihn, ohne seine Erlaubniß dazu eingeholt zu haben, Dante, in seiner Hölle, mit dem Domeneddio, dessen unerhörte Rachsucht und Grausamkeit daselbst celebrirt und ausgemalt wird, ohne Umstände identificiren will; z. B. C. 14, 70. C. 31, 92. Endlich ist auch die unzählige Mal wiederholte Nachricht, daß die nordamerikanischen Wilden unter dem Namen des großen Geistes Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, verehrten, mithin reine Theisten wären, ganz unrichtig. Dieser Irrthum ist neuerlich widerlegt worden, durch eine Abhandlung über die nordamerikanischen Wilden, welche John Scouler in einer 1846 gehaltenen Sitzung der Londoner ethnographischen Gesellschaft vorgelesen hat und von welcher l'institut, journal des sociétés savantes, Sect. 2, Juliet 1847, einen Auszug giebt. Er sagt: „Wenn man uns, in den Berichten über die Superstitionen der Indianer, vom großen Geiste spricht, sind wir geneigt, anzunehmen, daß dieser Ausdruck eine Vorstellung bezeichne, die mit der, welche wir daran knüpfen, übereinstimmt und daß ihr Glaube ein einfacher, natürlicher Theismus sei. Allein diese Auslegung ist von der richtigen sehr weit entfernt. Die Religion dieser Indianer ist vielmehr ein reiner Fetischismus, der in Zaubermitteln und Zaubereien besteht. In dem Berichte Tanner's, der von Kindheit an unter ihnen gelebt hat, sind die Details getreu und merkwürdig, hingegen weit verschieden von den Erfindungen gewisser Schriftsteller: man ersieht nämlich daraus, daß die Religion dieser Indianer wirklich nur ein Fetischismus ist, dem ähnlich, welcher ehemals bei den Finnen und noch jetzt bei den sibirischen Völkern angetroffen wird. Bei den östlich vom Gebirge wohnenden Indianern besteht der Fetisch bloß in erstwelchem Gegenstande, dem man geheimnißvolle Eigenschaften beilegt" u. s. w.

Diesem Allen zufolge hat die hier in Rede stehende Meinung vielmehr ihrem Gegentheile Platz zu machen, daß nämlich nur ein einziges, zwar sehr kleines, unbedeutendes und geringgeschätztes, aber nun ein Mal dazu auserwähltes Volk reinen Monotheismus, oder die Erkenntniß des wahren Gottes, gehabt habe; und auch dieses nicht durch Philosophie, sondern allein durch Of-

Digitized by Google

ſenbarung; wie es auch dieſer angemeſſen iſt: denn welchen Werth hätte eine Offenbarung, die nur Das lehrte, was man auch ohne ſie wüßte? — Daß kein anderes Volk einen ſolchen Gedanken jemals gefaßt hat, muß demnach zur Werthſchätzung der Offenbarung beitragen.

§. 14.

Einige Bemerkungen über meine eigene Philoſophie.

Wohl kaum iſt irgend ein philoſophiſches Syſtem ſo einfach und aus ſo wenigen Elementen zuſammengeſetzt, wie das meinige; daher ſich daſſelbe mit Einem Blick leicht überſchauen und zuſammenfaſſen läßt. Dies beruht zuletzt auf der völligen Einheit und Uebereinſtimmung ſeiner Grundgedanken, und iſt überhaupt ein günſtiges Zeichen für ſeine Wahrheit, die ja der Einfachheit verwandt iſt: ἁπλους ὁ της αληθειας λογος εφυ· simplex sigillum veri. Man könnte mein Syſtem bezeichnen als immanenten Dogmatismus: denn ſeine Lehrſätze ſind zwar dogmatiſch, gehn jedoch nicht über die in der Erfahrung gegebene Welt hinaus; ſondern erklären bloß was dieſe ſei, indem ſie dieſelbe in ihre letzten Beſtandtheile zerlegen. Nämlich der alte, von Kant umgeſtoßene Dogmatismus (nicht weniger die Windbeuteleien der drei modernen Univerſitäts-Sophiſten) iſt transſcendent; indem er über die Welt hinausgeht, um ſie aus etwas Anderem zu erklären: er macht ſie zur Folge eines Grundes, auf welchen er aus ihr ſchließt. Meine Philoſophie hingegen hub mit dem Satz an, daß es allein in der Welt und unter Vorausſetzung derſelben Gründe und Folgen gebe; indem der Satz vom Grunde, in ſeinen vier Geſtalten, bloß die allgemeinſte Form des Intellekts ſei, in dieſem aber allein, als dem wahren locus mundi, die objektive Welt daſtehe. —

In andern philoſophiſchen Syſtemen iſt die Konſequenz dadurch zu Wege gebracht, daß Satz aus Satz gefolgert wird. Hiezu aber muß nothwendigerweiſe der eigentliche Gehalt des Syſtems ſchon in den alleroberſten Sätzen vorhanden ſeyn; wodurch denn das Uebrige, als daraus abgeleitet, ſchwerlich anders, als monoton, arm, leer und langweilig ausfallen kann, weil es eben nur entwickelt und wiederholt, was in den Grundſätzen

Digitized by Google

ſchon ausgeſagt war. Dieſe traurige Folge der demonſtrativen Ableitung wird am fühlbarſten bei Chr. Wolff: aber ſogar Spinoza, der jene Methode ſtreng befolgte, hat dieſem Nachtheil derſelben nicht ganz entgehn können; wiewohl er, durch ſeinen Geiſt, dafür zu kompenſiren gewußt hat. — Meine Sätze hingegen beruhen meiſtens nicht auf Schlußketten, ſondern unmittelbar auf der anſchaulichen Welt ſelbſt, und die, in meinem Syſteme, ſo ſehr wie in irgend einem, vorhandene ſtrenge Konſequenz iſt in der Regel nicht eine auf bloß logiſchem Wege gewonnene; vielmehr iſt es diejenige natürliche Uebereinſtimmung der Sätze, welche unausbleiblich dadurch eintritt, daß ihnen ſämmtlich dieſelbe intuitive Erkenntniß, nämlich die anſchauliche Auffaſſung des ſelben, nur ſucceſſive von verſchiedenen Seiten betrachteten Objekts, alſo der realen Welt, in allen ihren Phänomenen, unter Berückſichtigung des Bewußtſeyns, darin ſie ſich darſtellt, zum Grunde liegt. Deshalb auch habe ich über die Zuſammenſtimmung meiner Sätze ſtets außer Sorgen ſeyn können; ſogar noch dann, wann einzelne derſelben mir, wie bisweilen eine Zeit lang der Fall geweſen, unvereinbar ſchienen: denn die Uebereinſtimmung fand ſich nachher richtig von ſelbſt ein, in dem Maaße, wie die Sätze vollzählig zuſammenkamen; weil ſie bei mir eben nichts Anderes iſt, als die Uebereinſtimmung der Realität mit ſich ſelbſt, die ja niemals fehlen kann. Dies iſt Dem analog, daß wir bisweilen, wenn wir ein Gebäude zum erſten Mal und nur von Einer Seite erblicken, den Zuſammenhang ſeiner Theile noch nicht verſtehn, jedoch gewiß ſind, daß er nicht fehlt und ſich zeigen wird, ſobald wir ganz herumgekommen. Dieſe Art der Zuſammenſtimmung aber iſt, vermöge ihrer Urſprünglichkeit und weil ſie unter beſtändiger Kontrole der Erfahrung ſteht, eine vollkommen ſichere: hingegen jene abgeleitete, die der Syllogismus allein zu Wege bringt, kann leicht ein Mal falſch befunden werden; ſobald nämlich irgend ein Glied der langen Kette unächt, locker befeſtigt, oder ſonſt fehlerhaft beſchaffen iſt. Dem entſprechend hat meine Philoſophie einen breiten Boden, auf welchem Alles unmittelbar und daher ſicher ſteht; während die andern Syſteme hoch aufgeführten Thürmen gleichen: bricht hier *eine* Stütze, ſo ſtürzt Alles ein. — Alles hier Geſagte läßt ſich in den Satz zuſammenfaſſen, daß meine Phi-

Digitized by Google

losophie auf dem analytischen, nicht auf dem synthetischen Wege entstanden und dargestellt ist.

Als den eigenthümlichen Charakter meines Philosophirens darf ich anführen, daß ich überall den Dingen auf den Grund zu kommen suche, indem ich nicht ablasse, sie bis auf das letzte, real Gegebene zu verfolgen. Dies geschieht vermöge eines natürlichen Hanges, der es mir fast unmöglich macht, mich bei irgend noch allgemeiner und abstrakter, daher noch unbestimmter Erkenntniß, bei bloßen Begriffen, geschweige bei Worten zu beruhigen; sondern mich weiter treibt, bis ich die letzte Grundlage aller Begriffe und Sätze, die allemal anschaulich ist, nackt vor mir habe, welche ich dann entweder als Urphänomen stehn lassen muß, wo möglich aber sie noch in ihre Elemente auflöse, jedenfalls das Wesen der Sache bis aufs Aeußerste verfolgend. Dieserwegen wird man einst (natürlich nicht, so lange ich lebe) erkennen, daß die Behandlung des selben Gegenstandes von irgend einem früheren Philosophen, gegen die meinige gehalten, flach erscheint. Daher hat die Menschheit Manches, was sie nie vergessen wird, von mir gelernt, und werden meine Schriften nicht untergehn. —

Von einem Willen läßt auch der Theismus die Welt ausgehn, von einem Willen die Planeten in ihren Bahnen geleitet und eine Natur auf ihrer Oberfläche hervorgerufen werden; nur daß er, kindischer Weise, diesen Willen nach außen verlegt und ihn erst mittelbar, nämlich unter Dazwischentretung der Erkenntniß und der Materie, nach menschlicher Art, auf die Dinge einwirken läßt; während bei mir der Wille nicht sowohl auf die Dinge, als in ihnen wirkt; ja, sie selbst gar nichts anderes, als eben seine Sichtbarkeit sind. Man sieht jedoch an dieser Uebereinstimmung, daß wir Alle das Ursprüngliche nicht anders, denn als einen Willen zu denken vermögen. Der Pantheismus nennt den in den Dingen wirkenden Willen einen Gott; wovon ich die Absurdität oft und stark genug gerügt habe: ich nenne ihn den Willen zum Leben; weil dies das letzte Erkennbare an ihm ausspricht. — Dies nämliche Verhältniß der Mittelbarkeit zur Unmittelbarkeit tritt abermals in der Moral ein. Die Theisten wollen eine Ausgleichung zwischen Dem, was Einer thut, und Dem, was er leidet: ich auch. Sie aber nehmen

solche erst mittelst der Zeit und eines Richters und Vergelters an; ich hingegen unmittelbar; indem ich im Thäter und im Dulder das selbe Wesen nachweise. Die Pantheisten können keine ernstlich gemeinte Moral haben; — da bei ihnen Alles göttlich und vortrefflich ist. —

Ich habe viel Tadel darüber erfahren, daß ich, philosophirend, mithin theoretisch, das Leben als jammervoll und keineswegs wünschenswerth dargestellt habe: doch aber wird wer praktisch die entschiedenste Geringschätzung desselben an den Tag legt gelobt, ja bewundert; und wer um Erhaltung desselben sorgsam bemüht ist wird verachtet. —

Kaum hatten meine Schriften auch nur die Aufmerksamkeit Einzelner erregt; so ließ sich schon, hinsichtlich meines Grundgedankens, die Prioritätsklage vernehmen, und wurde angeführt, daß Schelling ein Mal gesagt hätte „Wollen ist Urseyn" und was man sonst in der Art irgend aufzubringen vermochte. — Hierüber ist, in Betreff der Sache selbst zu sagen, daß die Wurzel meiner Philosophie schon in der Kantischen liegt, besonders in der Lehre vom empirischen und intelligibeln Charakter, überhaupt aber darin, daß, so oft Kant ein Mal mit dem Ding an sich etwas näher ans Licht tritt, es allemal als Wille durch seinen Schleier hervorsieht; worauf ich in meiner Kritik der Kantischen Philosophie ausdrücklich aufmerksam gemacht und demzufolge gesagt habe, daß meine Philosophie nur das zu-Ende-denken der seinigen sei. Daher darf man sich nicht wundern, wenn in den ebenfalls von Kant ausgehenden Philosophemen Fichte's und Schelling's sich Spuren des selben Grundgedankens finden lassen; wiewohl sie dort ohne Folge, Zusammenhang und Durchführung auftreten, und demnach als ein bloßer Vorspuk meiner Lehre anzusehen sind. Im Allgemeinen aber ist über diesen Punkt zu sagen, daß von jeder großen Wahrheit sich, ehe sie gefunden worden, ein Vorgefühl kund giebt, eine Ahndung, ein undeutliches Bild, wie im Nebel, und ein vergebliches Haschen, sie zu ergreifen; weil eben die Fortschritte der Zeit sie vorbereitet haben. Demgemäß präludiren dann vereinzelte Aussprüche. Allein nur wer eine Wahrheit aus ihren Gründen erkannt und in ihren Folgen durchdacht, ihren ganzen Inhalt entwickelt, den Umfang ihres Bereichs übersehn und sie sonach, mit vollem Bewußtseyn ihres Werthes

Digitized by Google

und ihrer Geltung, deutlich und zuſammenhängend dargelegt hat, der iſt ihr Urheber. Daß ſie hingegen, in alter oder neuer Zeit, irgend ein Mal mit halbem Bewußtſeyn und faſt wie ein Reden im Schlaf, ausgeſprochen worden und demnach ſich daſelbſt finden läßt, wenn man hinterher danach ſucht, bedeutet, wenn ſie auch totidem verbis daſteht, nicht viel mehr, als wäre es totidem litteris; gleichwie der Finder einer Sache nur Der iſt, welcher ſie, ihren Werth erkennend, aufhob und bewahrte; nicht aber Der, welcher ſie zufällig ein Mal in die Hand nahm und wieder fallen ließ; oder, wie Kolumbus der Entdecker Amerika's iſt, nicht aber der erſte Schiffbrüchige, den die Wellen ein Mal dort abwarfen. Dies eben iſt der Sinn des Donatiſchen pereant qui ante nos nostra dixerunt. Endlich ſei es mir noch erlaubt, über dieſen Punkt eine Stelle des Helvetius in Erinnerung zu bringen, deren Anführung ich jedoch bitte, mir nicht als Eitelkeit und Uebermuth auszulegen, ſondern allein die Richtigkeit des darin ausgedrückten Gedankens im Auge zu behalten, es dahin ſtehn laſſend, ob irgend etwas davon auf mich Anwendung finden könne, oder nicht. Quiconque se plait à considérer l'esprit humain voit, dans chaque siècle, cinq ou six hommes d'esprit tourner autour de la découverte que fait l'homme de génie. Si l'honneur en reste à ce dernier, c'est que cette découverte est, entre se mains, plus féconde que dans les mains de tout autre; c'est qu' il rend ses idées avec plus de force et de netteté; et qu' enfin on voit toujours à la manière différente, dont les hommes tirent parti d'un principe ou d'une découverte, à qui ce principe ou cette découverte appartient (De l'esprit. IV, 1.). —

In Folge des alten, unverſöhnlichen Krieges, den überall und immerdar Unfähigkeit und Dummheit gegen Geiſt und Verſtand führt, — ſie durch Legionen, er durch Einzelne vertreten, — hat Jeder, der das Werthvolle und Aechte bringt, einen ſchweren Kampf zu beſtehn, gegen Unverſtand, Stumpfheit, verdorbenen Geſchmack, Privatintereſſen und Neid, alle in würdiger Allianz, nämlich in der, von welcher Chamfort ſagt: en examinant la ligue des sots contre les gens d'esprit, on croirait voir une conjuration de valets pour écarter les maîtres. Mir

aber war außerdem noch ein ungewöhnlicher Feind hinzugegeben: ein großer Theil Derer, welche in meinem Fache das Urtheil des Publikums zu leiten Beruf und Gelegenheit hatten, war angestellt und besoldet, das Allerschlechteste, die Hegelei, zu verbreiten, zu loben, ja in den Himmel zu erheben. Dies kann aber nicht gelingen, wenn man zugleich das Gute, auch nur einigermaaßen, will gelten lassen. Hieraus erkläre sich der spätere Leser die ihm sonst räthselhafte Thatsache, daß ich meinen eigentlichen Zeitgenossen so fremd geblieben bin, wie der Mann im Monde. Jedoch hat ein Gedankensystem, welches, auch beim Ausbleiben aller Theilnahme Anderer, seinen Urheber ein langes Leben hindurch unablässig und lebhaft zu beschäftigen und zu anhaltender, unbelohnter Arbeit anzuspornen vermag, eben hieran ein Zeugniß für seinen Werth und seine Wahrheit. Ohne alle Aufmunterung von außen hat die Liebe zu meiner Sache ganz allein, meine vielen Tage hindurch, mein Streben aufrecht gehalten und mich nicht ermüden lassen: mit Verachtung blickte ich dabei auf den lauten Ruhm des Schlechten. Denn beim Eintritt ins Leben hatte mein Genius mir die Wahl gestellt, entweder die Wahrheit zu erkennen, aber mit ihr Niemanden zu gefallen; oder aber, mit den Andern das Falsche zu lehren, unter Anhang und Beifall: mir war sie nicht schwer geworden. Demgemäß nun aber wurde das Schicksal meiner Philosophie das Widerspiel dessen, welches die Hegelei hatte, so ganz und gar, daß man beide als die Kehrseiten des selben Blattes ansehn kann, der Beschaffenheit beider Philosophien gemäß. Die Hegelei, ohne Wahrheit, ohne Klarheit, ohne Geist, ja ohne Menschenverstand, dazu noch im Gewand des ekelhaftesten Gallimathias, den man je gehört, auftretend, wurde eine oktroyirte nnd priviligirte Kathederphilosophie, folglich ein Unsinn, der seinen Mann nährte. Meine, zur selben Zeit mit ihr auftretende Philosophie hatte zwar alle Eigenschaften, welche jener abgiengen: allein sie war keinen höhern Zwecken gemäß zugeschnitten, bei den damaligen Zeitläuften für das Katheder gar nicht geeignet und also, wie man spricht, nichts damit zu machen. Da folgte es, wie Tag auf Nacht, daß die Hegelei die Fahne wurde, der Alles zulief, meine Philosophie hingegen weder Beifall, noch Anhänger fand, vielmehr mit übereinstimmender Absichtlichkeit, gänzlich ignorirt,

vertuſcht, wo möglich erſtickt wurde; weil durch ihre Gegenwart jenes ſo erſteckliche Spiel geſtört worden wäre, wie Schattenſpiel an der Wand durch hereinfallendes Tageslicht. Demgemäß nun alſo wurde ich die eiſerne Maske, oder, wie der edele Dorguth ſagt, der Kaspar Hauſer, der Philoſophieprofeſſoren: abgeſperrt von Luft und Licht, damit mich Keiner ſähe und meine angeborenen Anſprüche nicht zur Geltung gelangen könnten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber

die Universitäts=Philosophie.

Ἡ ἀτιμία φιλοσοφίᾳ διὰ ταῦτα προσπέπτωκεν, ὅτι οὐ κατ' ἀξίαν αὐτῆς ἅπτονται· οὐ γὰρ νόθους ἔδει ἅπτεσθαι, ἀλλὰ γνησίους.

Plato, de rep. VII.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber

die Universitäts-Philosophie.

Daß die Philosophie auf Universitäten gelehrt wird, ist ihr allerdings auf mancherlei Weise ersprießlich. Sie erhält damit eine öffentliche Existenz und ihre Standarte ist aufgepflanzt vor den Augen der Menschen; wodurch stets von Neuem ihr Daseyn in Erinnerung gebracht und bemerklich wird. Der Hauptgewinn hieraus wird aber seyn, daß mancher junge und fähige Kopf mit ihr bekannt gemacht und zu ihrem Studio auferweckt wird. Inzwischen muß man zugeben, daß der zu ihr Befähigte und eben daher ihrer Bedürftige sie auch wohl auf andern Wegen antreffen und kennen lernen würde. Denn was sich liebt und für einander geboren ist findet sich leicht zusammen: verwandte Seelen grüßen sich schon aus der Ferne. Einen Solchen nämlich wird jedes Buch irgend eines ächten Philosophen, das ihm in die Hände fällt, mächtiger und wirksamer anregen, als der Vortrag eines Katheder-philosophen, wie ihn der Tag giebt, es vermag. Auch sollte auf den Gymnasien der Plato fleißig gelesen werden, als welcher das wirksamste Erregungsmittel des philosophischen Geistes ist. Ueberhaupt aber bin ich allmälig der Meinung geworden, daß der erwähnte Nutzen der Katheder-philosophie von dem Nachtheil überwogen werde, den die Philosophie als Profession der Philosophie als freier Wahrheitsforschung, oder die Philosophie im Auftrage der Regierung der Philosophie im Auftrage der Natur und der Menschheit bringt.

Zuvörderst nämlich wird eine Regierung nicht Leute besolden, um Dem, was sie durch tausend von ihr angestellte Priester, oder Religionslehrer, von allen Kanzeln verkünden läßt, direkt, oder auch nur indirekt, zu widersprechen; da Dergleichen, in dem Maaße, als es wirkte, jene erstere Veranstaltung un-

Digitized by Google

wirksam machen müßte. Denn bekanntlich heben Urtheile einander nicht allein durch den kontradiktorischen, sondern auch durch den bloß konträren Gegensatz auf: z. B. dem Urtheil „die Rose ist roth" widerspricht nicht allein dieses „sie ist nicht roth"; sondern auch schon dieses „sie ist gelb", als welches hierin eben so viel, ja, mehr leistet. Daher der Grundsatz improbant secus docentes. Durch diesen Umstand gerathen aber die Universitätsphilosophen in eine ganz eigenthümliche Lage, deren öffentliches Geheimniß hier ein Mal Worte finden mag. In allen andern Wissenschaften nämlich haben die Professoren derselben bloß die Verpflichtung, nach Kräften und Möglichkeit, zu lehren was wahr und richtig ist. Ganz allein bei den Professoren der Philosophie ist die Sache cum grano salis zu verstehn. Hier nämlich hat es mit derselben ein eigenes Bewandniß, welches darauf beruht, daß das Problem ihrer Wissenschaft dasselbe ist, worüber auch die Religion, in ihrer Weise, Aufschluß ertheilt; deshalb ich diese als die Metaphysik des Volkes bezeichnet habe. Demnach nun sollen zwar auch die Professoren der Philosophie allerdings lehren was wahr und richtig ist: aber eben dieses muß im Grunde und im Wesentlichen das Selbe seyn, was die Landesreligion auch lehrt, als welche ja ebenfalls wahr und richtig ist. Hieraus entsprang jener naive, schon in meiner Kritik der Kantischen Philosophie angezogene Ausspruch eines ganz reputirlichen Philosophieprofessors, im Jahr 1840: „leugnet eine Philosophie die Grundideen des Christenthums; so „ist sie entweder falsch, oder, wenn auch wahr, doch unbrauchbar." Man sieht daraus, daß in der Universitätsphilosophie die Wahrheit nur eine sekundäre Stelle einnimmt und, wenn es gefordert wird, aufstehn muß, einer andern Eigenschaft Platz zu machen. — Dies also unterscheidet auf den Universitäten die Philosophie von allen andern daselbst katheder-sässigen Wissenschaften.

In Folge hievon wird, so lange die Kirche besteht, auf den Universitäten stets nur eine solche Philosophie gelehrt werden dürfen, welche, mit durchgängiger Rücksicht auf die Landesreligion abgefaßt, dieser im Wesentlichen parallel läuft und daher stets, — allenfalls kraus figurirt, seltsam verbrämt und dadurch schwer verständlich gemacht, — doch im Grunde und in

Digitized by Google

der Hauptsache nichts Anderes, als eine Paraphrase und Apologie der Landesreligion ist. Den unter diesen Beschränkungen Lehrenden bleibt sonach nichts Anderes übrig, als nach neuen Wendungen und Formen zu suchen, unter welchen sie den in abstrakte Ausdrücke verkleideten und dadurch fade gemachten Inhalt der Landesreligion aufstellen, der alsdann Philosophie heißt. Will jedoch Einer oder der Andre außerdem noch etwas thun; so wird er entweder in benachbarte Fächer divagiren, oder seine Zuflucht zu allerlei unschuldigen Pößchen nehmen, wie etwan schwere analytische Rechnungen über das Aequilibrium der Vorstellungen im menschlichen Kopfe auszuführen, und ähnliche Späße. Inzwischen bleiben die solchermaaßen beschränkten Universitätsphilosophen bei der Sache ganz wohlgemuth; weil ihr eigentlicher Ernst darin liegt, mit Ehren ein redliches Auskommen für sich, nebst Weib und Kind, zu erwerben, auch ein gewisses Ansehn vor den Leuten zu genießen; hingegen das tiefbewegte Gemüth eines wirklichen Philosophen, dessen ganzer und großer Ernst im Aufsuchen eines Schlüssels zu unserm, so räthselhaften wie mißlichen Daseyn liegt, von ihnen zu den mythologischen Wesen gezählt wird; wenn nicht etwan gar der damit Behaftete, sollte er ihnen je vorkommen, ihnen als von Monomanie besessen erscheint. Denn daß es mit der Philosophie so recht eigentlicher, bitterer Ernst seyn könne, läßt wohl, in der Regel, kein Mensch sich weniger träumen, als ein Docent derselben; gleichwie der ungläubigste Christ der Papst zu seyn pflegt. Daher gehört es denn auch zu den seltensten Fällen, daß ein wirklicher Philosoph zugleich ein Docent der Philosophie gewesen wäre. Daß gerade Kant diesen Ausnahmsfall darstellt, habe ich, nebst den Gründen und Folgen der Sache, im zweiten Bande meines Hauptwerkes, K. 17, S. 162, bereits erörtert. Uebrigens liefert zu der oben aufgedeckten konditionellen Existenz aller Universitätsphilosophie einen Beleg das bekannte Schicksal Fichte's; wenn auch dieser im Grunde ein bloßer Sophist, kein wirklicher Philosoph, war. Er hatte es nämlich gewagt, in seinem Philosophiren die Lehren der Landesreligion außer Acht zu lassen; wovon die Folge seine Kassation war und zudem noch, daß der Pöbel ihn insultirte. Auch hat die Strafe bei ihm angeschlagen, indem, nach seiner spätern Anstellung in Berlin, das absolute

Digitized by Google

Ich sich ganz gehorsamst in den lieben Gott verwandelt hat und die ganze Lehre überhaupt einen überaus christlichen Anstrich erhielt; wovon besonders die „Anweisung zum seligen Leben" zeugt. Bemerkenswerth ist bei seinem Falle noch der Umstand, daß man ihm zum Hauptvergehn den Satz, Gott sei nichts Anderes, als eben die moralische Weltordnung selbst, anrechnete; während solcher doch nur wenig verschieden ist vom Ausspruch des Evangelisten Johannes: Gott ist die Liebe.

Es ist demnach leicht abzusehn, daß, unter solchen Umständen, die Katheder-Philosophie nicht wohl umhin kann, es zu machen

„Wie eine der langbeinigen Cikaden,
Die immer fliegt und fliegend springt —
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt."

Das Bedenkliche bei der Sache ist auch bloß die doch einzuräumende Möglichkeit, daß die letzte dem Menschen erreichbare Einsicht in die Natur der Dinge, in sein eigenes Wesen und das der Welt nicht gerade zusammenträfe mit den Lehren, welche theils dem ehemaligen Völkchen der Juden eröffnet worden, theils vor 1800 Jahren in Jerusalem aufgetreten sind. Dieses Bedenken auf Ein Mal niederzuschlagen, erfand der Philosophieprofessor Hegel den Ausdruck „absolute Religion", mit dem er denn auch seinen Zweck erreichte; da er sein Publikum gekannt hat: auch ist sie für die Katheder-Philosophie wirklich und recht eigentlich absolut, d. h. eine solche, die absolut und schlechterdings wahr seyn soll und muß, sonst — — — — —! — Andere wieder, von diesen Wahrheitsforschern, schmelzen Philosophie und Religion zu einem Kentauren zusammen, den sie Religionsphilosophie nennen; pflegen auch zu lehren, Religion und Philosophie seien eigentlich das Selbe; — welcher Satz jedoch nur in dem Sinne wahr zu seyn scheint, in welchem Franz I., in Beziehung auf Karl V., sehr versöhnlich gesagt haben soll: „was mein Bruder Karl will, das will ich auch," — nämlich Mailand. Wieder andere machen nicht so viele Umstände, sondern reden geradezu von einer Christlichen Philosophie; — welches ungefähr so herauskommt, wie wenn man von einer Christlichen Arithmetik reden wollte, die fünf gerade seyn ließe. Dergleichen von Glaubenslehren entnommene Epitheta sind zudem der Philosophie

Digitized by Google

offenbar unanständig, da sie sich für den Versuch der Vernunft giebt, aus eigenen Mitteln und unabhängig von aller Auktorität das Problem des Daseyns zu lösen. Als eine Wissenschaft hat sie es durchaus nicht damit zu thun, was *geglaubt* werden darf, oder soll, oder muß; sondern bloß damit, was sich *wissen* läßt. Sollte Dieses nun auch als etwas ganz Anderes sich ergeben, als was man zu glauben hat; so würde selbst dadurch der Glaube nicht beeinträchtigt seyn: denn dafür ist er Glaube, daß er enthält was man *nicht* wissen kann. Könnte man dasselbe auch wissen; so würde der Glaube als ganz unnütz und selbst lächerlich dastehn; etwan wie wenn über Gegenstände der Mathematik noch eine Glaubenslehre aufgestellt würde. Ist man aber etwan überzeugt, daß die ganze und volle Wahrheit in der Landesreligion enthalten und ausgesprochen sei; nun, so halte man sich daran und begebe sich alles Philosophirens. Aber man wolle nicht scheinen was man nicht ist. Das Vorgeben unbefangener Wahrheitsforschung, mit dem Entschluß, die Landesreligion zum Resultat, ja zum Maaßstabe und zur Kontrole derselben zu machen, ist unerträglich, und eine solche, an die Landesreligion, wie der Kettenhund an die Mauer, gebundene Philosophie ist nur das ärgerliche Zerrbild der höchsten und edelsten Bestrebung der Menschheit. Inzwischen ist gerade ein Hauptabsatzartikel der Universitätsphilosophen eben jene, oben als Kentaur bezeichnete Religionsphilosophie, die eigentlich auf eine Art Gnosis hinausläuft. Auch Programmentitel, wie de verae philosophiae erga religionem pietate, eine passende Inschrift auf so einen philosophischen Schaafstall, bezeichnen recht deutlich die Tendenz und die Motive der Katheder-philosophie. Zwar nehmen diese zahmen Philosophen bisweilen einen Anlauf, der gefährlich aussieht: allein man kann die Sache mit Ruhe abwarten, überzeugt, daß sie doch bei dem Ein für alle Mal gesteckten Ziele anlangen werden. Ja, bisweilen fühlt man sich versucht zu glauben, daß sie ihre ernstlich gemeinten philosophischen Forschungen schon vor ihrem zwölften Jahre abgethan und bereits damals ihre Ansicht vom Wesen der Welt, und was dem anhängt, für immer festgestellt hätten; weil sie, nach allen philosophischen Diskussionen und halsbrechenden Abwegen, unter verwegenen Führern, doch immer wieder bei Dem anlangen, was

Digitized by Google

uns in jenem Alter plausibel gemacht zu werden pflegt, und es sogar als Kriterium der Wahrheit zu nehmen scheinen. Alle die heterodoxen philosophischen Lehren, mit welchen sie dazwischen, im Laufe ihres Lebens, sich haben beschäftigen müssen, scheinen ihnen nur dazuseyn, um widerlegt zu werden und dadurch jene ersteren desto fester zu etabliren. Man muß sogar es bewundern, wie sie, mit so vielen argen Ketzereien ihr Leben zubringend, doch ihre innere philosophische Unschuld so rein zu bewahren gewußt haben.

Wem, nach diesem Allen, noch ein Zweifel über Geist und Zweck der Universitätsphilosophie bliebe, der betrachte das Schicksal der Hegelschen Afterweisheit. Hat es ihr etwan geschadet, daß ihr Grundgedanken der absurdeste Einfall, daß er eine auf den Kopf gestellte Welt, eine philosophische Hanswurstiade*) war und ihr Inhalt der hohlste, sinnleerste Wortkram, an welchem jemals Strohköpfe ihr Genüge gehabt, und daß ihr Vortrag, in den Werken des Urhebers selbst, der widerwärtigste und unsinnigste Gallimathias ist, ja, an die Deliramente der Tollhäusler erinnert? O nein, nicht im Mindesten! Vielmehr hat sie dabei, 20 Jahre hindurch, als die glänzendeste Katheder-philosophie, die je Gehalt und Honorar einbrachte, florirt und ist fett geworden, ist nämlich in ganz Deutschland, durch Hunderte von Büchern, als der endlich erreichte Gipfel menschlicher Weisheit und als die Philosophie der Philosophien verkündet, ja, in den Himmel erhoben worden: Studenten wurden darauf examinirt und Professoren darauf angestellt; wer nicht mitwollte, wurde von dem dreist gemachten Repetenten ihres so lenksamen, wie geistlosen Urhebers für einen „Narrn auf eigene Hand" erklärt, und sogar die Wenigen, welche eine schwache Opposition gegen diesen Unfug wagten, traten mit derselben nur schüchtern, unter Anerkennung des „großen Geistes und überschwänglichen Genies" — jenes abgeschmackten Philosophasters auf. Den Beleg zu dem hier Gesagten giebt die gesammte Litteratur des saubern Treibens, welche, als nunmehr geschlossene Akten, hingeht, durch den Vorhof höhnisch lachender Nachbarn, zu jenem Richterstuhle, wo wir uns wiedersehn, zum Tribunal der Nachwelt, welches, unter andern Implementen,

*) Siehe meine Kritik der Kantischen Philosophie 2. Aufl. S. 572.

Digitized by Google

auch eine Schandglocke führt, die sogar über ganze Zeitalter geläutet werden kann. — Was nun aber ist es denn endlich gewesen, das jener Gloria ein so plötzliches Ende gemacht, den Sturz der bestia triunfante herbei gezogen und die ganze große Armee ihrer Söldner und Gimpel zerstreut hat, bis auf einige Ueberbleibsel, die noch als Nachzügler und Marodeurs, unter der Fahne der „Halle'schen Jahrbücher" zusammengerottet, ein Weilchen ihr Unwesen, zum öffentlichen Skandal, treiben durften, und ein Paar armsälige Pinsel, die was man ihnen in den Jünglingsjahren aufgebunden noch heute glauben und damit hausiren gehn? — Nichts Anderes, als daß Einer den boshaften Einfall gehabt hat, nachzuweisen, daß das eine Universitätsphilosophie sei, die bloß scheinbar und nur den Worten nach, nicht aber wirklich und im eigentlichen Sinne mit der Landesreligion übereinstimme: hier also lag die Achillesferse. Wir sehn daraus,

„welch eine Qualität
Den Ausschlag giebt, den Mann erhöht,"

oder was das eigentliche Kriterium der Wahrheit und Geltungsfähigkeit einer Philosophie auf deutschen Universitäten sei und worauf es dabei ankomme; außerdem ja ein derartiger Angriff, auch abgesehn von der Verächtlichkeit jeder Verketzerung, hätte ganz kurz mit *ουδεν προς Διονυσον* abgefertigt werden müssen.

Wer zu derselben Einsicht noch fernerer Belege bedarf, betrachte das Nachspiel zu der großen Hegel-Farce, nämlich die gleich darauf folgende, so überaus zeitgemäße Konversion des Herrn v. Schelling vom Spinozismus zum Bigotismus und seine darauf folgende Versetzung von München nach Berlin, unter Trompetenstößen aller Zeitungen, nach deren Andeutungen man hätte glauben können, er bringe dahin den persönlichen Gott, nach welchem so großes Begehr war, in der Tasche mit; worauf denn der Zudrang der Studenten so groß wurde, daß sie sogar durch die Fenster in den Hörsaal stiegen; dann, am Ende des Kursus, das Groß-Mannsdiplom, welches eine Anzahl Professoren der Universität, die seine Zuhörer gewesen, ihm unterthänigst überbrachten, und überhaupt die ganze, höchst glänzende und nicht weniger lukrative Rolle desselben in Berlin, die er ohne Erröthen durchgespielt hat; und das im hohen Alter, wo die Sorge um das Andenken, das man hinterläßt, in edleren Naturen jede an-

Digitized by Google

dere überwiegt. Man könnte bei so etwas ordentlich wehmüthig werden; ja man könnte beinahe meynen, die Philosophieprofessoren selbst müßten dabei erröthen: doch das ist Schwärmerei. Wem nun aber nach Betrachtung einer solchen Konsummation nicht die Augen aufgehn über die Katheberphilosophie und ihre Helden, Dem ist nicht zu helfen.

Inzwischen verlangt die Billigkeit, daß man die Universitätsphilosophie nicht bloß, wie hier geschehn, aus dem Standpunkte des angeblichen, sondern auch aus dem des wahren und eigentlichen Zweckes derselben beurtheile. Dieser nämlich läuft darauf hinaus, daß die künftigen Referendarien, Advokaten, Aerzte, Kandidaten nnd Schulmänner auch im Innersten ihrer Ueberzeugungen diejenige Richtung erhalten, welche den Absichten, die der Staat und seine Regierung mit ihnen haben, angemessen ist. Dagegen habe ich nichts einzuwenden, bescheide mich also in dieser Hinsicht. Denn über die Nothwendigkeit, oder Entbehrlichkeit eines solchen Staatsmittels zu urtheilen, halte ich mich nicht für kompetent; sondern stelle es denen anheim, welche die schwere Aufgabe haben, Menschen zu regieren, d. h. unter vielen Millionen eines, der großen Mehrzahl nach, gränzenlos egoistischen, ungerechten, unbilligen, unredlichen, neidischen, boshaften und dabei sehr beschränkten und queerköpfigen Geschlechtes, Gesetz, Ordnung, Ruhe und Friede aufrecht zu erhalten und die Wenigen, denen irgend ein Besitz zu Theil geworden, zu schützen gegen die Unzahl Derer, welche nichts, als ihre Körperkräfte haben. Die Aufgabe ist so schwer, daß ich mich wahrlich nicht vermesse, über die dabei anzuwendenden Mittel mit ihnen zu rechten. Denn „ich danke Gott an jedem Morgen, daß ich nicht brauch' für's Röm'sche Reich zu sorgen," — ist stets mein Wahlspruch gewesen.

Aber ein Anderes bleibt das Verhältniß einer solchen Universitätsphilosophie zum Staat, und ein Anderes ihr Verhältniß zur Philosophie selbst und an sich, welche, in dieser Beziehung, als die reine Philosophie, von jener, als der angewandten, unterschieden werden könnte. Diese nämlich kennt keinen andern Zweck als die Wahrheit, und da möchte sich ergeben, daß jeder andere, mittelst ihrer angestrebte, diesem verderblich wird. Ihr hohes Ziel ist die Befriedigung jenes edelen Bedürfnisses, von

mir das metaphysische genannt, welches der Menschheit, zu allen Zeiten, sich innig und lebhaft fühlbar macht, am stärksten aber, wann, wie eben jetzt, das Ansehn der Glaubenslehre mehr und mehr gesunken ist. Diese nämlich, als auf die große Masse des Menschengeschlechts berechnet und derselben angemessen, kann bloß allegorische Wahrheit enthalten, welche sie jedoch als sensu proprio wahr geltend zu machen hat. Dadurch nun aber wird, bei immer weiterer Verbreitung jeder Art historischer, physikalischer, und sogar philosophischer Kenntnisse, die Anzahl der Menschen, denen sie nicht mehr genügen kann, immer größer, und diese wird mehr und mehr auf Wahrheit sensu proprio dringen. Was aber kann alsdann, dieser Anforderung gegenüber, eine solche nervis alienis mobile Kathederpuppe leisten? Wie weit wird man da noch reichen mit der oktroyirten Rockenphilosophie, oder mit hohlen Wortgebäuden, mit nichtssagenden, oder selbst die gemeinsten und faßlichsten Wahrheiten durch Wortschwall verundeutlichenden Floskeln, oder gar mit hegelischem absoluten Nonsens? — Und nun noch andrerseits, wenn dann auch wirklich der redliche Johannes aus der Wüste käme, der, in Felle gekleidet und von Heuschrecken genährt, von all dem Unwesen unberührt geblieben, unterweilen, mit reinem Herzen und ganzem Ernst, der Forschung nach Wahrheit obgelegen hätte und deren Früchte jetzt anböte; welchen Empfang hätte er zu gewärtigen von jenen zu Staatszwecken gedungenen Geschäftsmännern der Katheder, die mit Weib und Kind von der Philosophie zu leben haben, deren Losung daher ist primum vivere, deinde philosophari, die demgemäß den Markt in Besitz genommen und schon dafür gesorgt haben, daß hier nichts gelte, als was sie gelten lassen, mithin Verdienste nur existiren, sofern es ihnen und ihrer Mittelmäßigkeit beliebt, sie anzuerkennen. Sie haben nämlich die Aufmerksamkeit des ohnehin kleinen, sich mit Philosophie befassenden Publikums am Leitseil; da dasselbe auf Sachen, die nicht, wie die poetischen Produktionen, Ergötzung, sondern Belehrung, und zwar pekuniär unfruchtbare Belehrung, verheißen, seine Zeit, Mühe und Anstrengung wahrlich nicht verwenden wird, ohne vorher volle Versicherung darüber zu haben, daß solche auch reichlich belohnt werden. Diese nun erwartet es, seinem angeerbten Glauben, daß wer von einer Sache lebt, es

Digitized by Google

auch sei, der sie versteht, zufolge, von den Männern des Fachs, welche denn auch, auf Kathedern und in Kompendien, Journalen und Litteraturzeitungen sich mit Zuversicht als die eigentlichen Meister der Sache geriren: von diesen demnach läßt es sich das Beachtenswerthe und sein Gegentheil vorschmecken und aussuchen. — O, wie wird es dir da ergehn, mein armer Johannes aus der Wüste, wenn, wie zu erwarten steht, was Du bringst nicht der stillschweigenden Konvention der Herren von der lukrativen Philosophie gemäß abgefaßt ist! Sie werden dich ansehn als Einen, der den Geist des Spieles nicht gefaßt hat und dadurch es ihnen Allen zu verderben droht; mithin als ihren gemeinsamen Feind und Widersacher. Wäre was du bringst nun auch das größte Meisterstück des menschlichen Geistes; vor ihren Augen könnte es doch nimmermehr Gnade finden. Denn es wäre ja nicht ad normam conventionis abgefaßt, folglich nicht der Art, daß sie es zum Gegenstand ihres Kathedervortrags machen könnten, um nun auch davon zu leben. Wenn es aber dennoch durchdränge, wenn es, als belehrend und Aufschlüsse enthaltend, die Aufmerksamkeit des Publikums erregte und von diesem des Studiums werth befunden würde; so müsste es ja in demselben Maaße die katheder fähige Philosophie um eben jene Aufmerksamkeit, ja, um ihren Kredit und, was noch schlimmer ist, um ihren Absatz bringen. Di meliora! Daher darf dergleichen nicht aufkommen, und müssen hiegegen Alle für Einen Mann stehn. Die Methode und Taktik hiezu giebt ein glücklicher Instinkt, wie er jedem Wesen zu seiner Selbsterhaltung verliehen ist, bald an die Hand. Nämlich das Bestreiten und Widerlegen einer, der norma conventionis zuwiderlaufenden Philosophie ist oft, zumal wo man wohl gar Verdienste und gewisse, nicht durch das Professordiplom ertheilbare Eigenschaften wittert, eine bedenkliche Sache, an die man, in letzterem Falle, sich gar nicht wagen darf, indem dadurch die Werke, deren Unterdrückung indicirt ist, Notorietät erhalten und die Neugierigen hinzulaufen würden, alsdann aber höchst unangenehme Vergleichungen angestellt werden könnten und der Ausgang mißlich seyn dürfte. Hingegen einhellig, als Brüder gleichen Sinnes, wie gleichen Vermögens, eine solche ungelegene Leistung als non avenue betrachten; mit der unbefangensten Miene das Bedeutendeste als ganz unbedeutend, das tief Durch-

Digitized by Google

dachte und für die Jahrhunderte Vorhandene als nicht der Rede werth aufnehmen, um so es zu ersticken; hämisch die Lippen zusammenbeißen und dazu schweigen, schweigen mit jenem schon vom alten Seneka denunzirten silentium, quod livor indixerit (ep. 79); und unterweilen nur desto lauter über die abortiven Geisteskinder und Mißgeburten der Genossenschaft krähen, in dem beruhigenden Bewußtseyn, daß ja Das, wovon Keiner weiß, so gut wie nicht vorhanden ist, und daß die Sachen in der Welt für Das gelten, was sie scheinen und heißen, nicht für Das, was sie sind; — Dies ist die sicherste und gefahrloseste Methode gegen Verdienste, welche ich demnach allen Flachköpfen, die ihren Unterhalt durch Dinge suchen, zu denen höhere Begabtheit gehört, bestens empfohlen haben wollte.

Jedoch sollen hier keineswegs, als über ein inauditum nefas, die Götter angerufen werden: ist doch dies Alles nur eine Scene des Schauspiels, welches wir zu allen Zeiten, in allen Künsten und Wissenschaften, vor Augen haben, nämlich den alten Kampf Derer, die für die Sache leben, mit Denen, die von ihr leben, oder Derer, die es sind, mit Denen, die es vorstellen. Den Einen ist sie der Zweck, zu welchem ihr Leben das bloße Mittel ist; den Andern das Mittel, ja die lästige Bedingung zum Leben, zum Wohlseyn, zum Genuß, zum Familienglück, als in welchen allein ihr wahrer Ernst liegt; weil hier die Gränze ihrer Wirkungssphäre von der Natur gezogen ist. Wer dies exemplificirt sehn nnd näher kennen lernen will, studire Litterargeschichte und lese die Biographien großer Meister in jeder Art und Kunst. Da wird er sehn, daß es zu allen Zeiten so gewesen ist, und begreifen, daß es auch so bleiben wird. In der Vergangenheit erkennt es Jeder; fast Keiner in der Gegenwart. Die glänzenden Blätter der Litterargeschichte sind, beinahe durchgängig, zugleich die tragischen. In allen Fächern bringen sie uns vor Augen, wie, in der Regel, das Verdienst hat warten müssen, bis die Narren ausgenarrt hatten, das Gelag zu Ende und Alles zu Bette gegangen war: dann erhob es sich, wie ein Gespenst aus tiefer Nacht, um seinen, ihm vorenthaltenen Ehrenplatz doch endlich noch als Schatten einzunehmen.

Wir inzwischen haben es hier allein mit der Philosophie

Digitized by Google

und ihren Vertretern zu thun. Da finden wir nun zunächst, daß von jeher sehr wenige Philosophen Professoren der Philosophie gewesen sind, und verhältnißmäßig noch wenigere Professoren der Philosophie Philosophen; daher man sagen könnte, daß, wie die idioelektrischen Körper keine Leiter der Elektricität sind, so die Philosophen keine Professoren der Philosophie. In der That steht dem Selbstdenker diese Bestellung beinahe mehr im Wege, als jede andere. Denn das philosophische Katheder ist gewissermaaßen ein öffentlicher Beichtstuhl, wo man coram populo sein Glaubensbekenntniß ablegt. Sodann ist der wirklichen Erlangung gründlicher, oder gar tiefer Einsichten, also dem wahren Weisewerden, fast nichts so hinderlich, wie der beständige Zwang, weise zu scheinen, das Auskramen vorgeblicher Erkenntnisse, vor den lernbegierigen Schülern, und das Antworten-bereit-haben auf alle ersinnliche Fragen. Das Schlimmste aber ist, daß einen Mann in solcher Lage, bei jedem Gedanken, der etwan noch in ihm aufsteigt, schon die Sorge beschleicht, wie solcher zu den Absichten hoher Vorgesetzter passen würde: Dies paralysirt sein Denken so sehr, daß schon die Gedanken selbst nicht mehr aufzusteigen wagen. Der Wahrheit ist die Atmosphäre der Freiheit unentbehrlich. Ueber die exceptio, quae firmat regulam, daß Kant ein Professor gewesen, habe ich schon oben das Nöthige erwähnt, und füge nur hinzu, daß auch Kants Philosophie eine großartigere, entschiedenere, reinere und schönere geworden seyn würde, wenn er nicht jene Professur bekleidet hätte; obwohl er, sehr weise, den Philosophen möglichst vom Professor gesondert hielt, indem er seine eigene Lehre nicht auf dem Katheder vortrug. (Siehe Rosenkranz, Geschichte der Kantischen Philosophie S. 148.)

Sehe ich nun aber auf die, in dem halben Jahrhundert, welches seit Kants Wirksamkeit verstrichen ist, auftretenden, angeblichen Philosophen zurück; so erblicke ich leider keinen, dem ich nachrühmen könnte, sein wahrer und ganzer Ernst sei die Erforschung der Wahrheit gewesen: vielmehr finde ich sie alle, wenn auch nicht immer mit deutlichem Bewußtseyn, auf den bloßen Schein der Sache, auf Effektmachen, Imponiren, ja, Mystificiren bedacht und eifrig bemüht, den Beifall der Vorgesetzten und nächstdem der Studenten zu erlangen; wobei der

Digitized by Google

letzte Zweck immer bleibt, den Ertrag der Sache, mit Weib und Kind, behaglich zu verschmausen. So ist es aber auch eigentlich der menschlichen Natur gemäß, welche, wie jede thierische Natur, als unmittelbare Zwecke nur Essen, Trinken und Pflege der Brut kennt, dazu aber, als ihre besondere Apanage, nur noch die Sucht zu glänzen und zu scheinen erhalten hat. Hingegen ist zu wirklichen und ächten Leistungen in der Philosophie, wie in der Poesie und den schönen Künsten, die erste Bedingung ein ganz abnormer Hang, der, gegen die Regel der menschlichen Natur, an die Stelle des subjektiven Strebens nach dem Wohl der eigenen Person, ein völlig objektives, auf eine der Person fremde Leistung gerichtetes Streben setzt und eben dieserhalb sehr treffend excentrisch genannt, mitunter wohl auch als Donquichottisch verspottet wird. Aber schon Aristoteles hat es gesagt: *ου χρη δε, κατα τους παραινουντας, ανθρωπινα φρονειν ανθρωπον οντα, ουδε θνητα τον θνητον, αλλ', εφ' ὅσον ενδεχεται, αθανατιζειν, και παντα ποιειν προς το ζην κατα το κρατιστον των εν αὐτῳ.* (neque vero nos oportet humana sapere ac sentire, ut quidam monent, quum simus homines; neque mortalia, quum mortales; sed nos ipsos, quoad ejus fieri potest, a mortalitate vindicare, atque omnia facere, ut ei nostri parti, quae in nobis est optima, convenienter vivamus, (Eth. Nic. X. 7). Eine solche Geistesrichtung ist allerdings eine höchst seltene Anomalie, deren Früchte jedoch, eben deswegen, im Laufe der Zeit, der ganzen Menschheit zu Gute kommen; da sie glücklicherweise von der Gattung sind, die sich aufbewahren läßt. Näher: man kann die Denker eintheilen in solche, die für sich selbst, und solche, die für Andere denken: diese sind die Regel, jene die Ausnahme. Erstere sind demnach Selbstdenker im zwiefachen, und Egoisten im edelsten Sinne des Worts: sie allein sind es, von denen die Welt Belehrung empfängt. Denn nur das Licht, welches Einer sich selber angezündet hat, leuchtet nachmals auch Andern; so daß von Dem, was Seneka in moralischer Hinsicht behauptet, alteri vivas oportet, si vis tibi vivere (ep. 48), in intellektualer das Umgekehrte gilt: tibi cogites oportet, si omnibus cogitasse volueris. Dies aber ist gerade die seltene, durch keinen Vorsatz und guten Willen zu erzwingende Anomalie, ohne

welche jedoch, in der Philosophie, kein wirklicher Fortschritt möglich ist. Denn für Andere, oder überhaupt für mittelbare Zwecke, geräth nimmermehr ein Kopf in die höchste, dazu eben erforderte, Anspannung, als welche gerade das Vergessen seiner selbst und aller Zwecke verlangt; sondern da bleibt es beim Schein und Vorgeben der Sache. Da werden zwar allenfalls einige vorgefundene Begriffe auf mancherlei Weise kombinirt und so gleichsam ein Kartenhäuserbau damit vorgenommen: aber nichts Neues und Aechtes kommt dadurch in die Welt. Nun nehme man noch hinzu, daß Leute, denen das eigene Wohl der wahre Zweck, das Denken nur Mittel dazu ist, stets die temporären Bedürfnisse und Neigungen der Zeitgenossen, die Absichten der Befehlenden u. dgl. m. im Auge behalten müssen. Dabei läßt sich nicht nach der Wahrheit zielen, die, selbst bei redlich auf sie gerichtetem Blicke, unendlich schwer zu treffen ist.

Ueberhaupt aber, wie sollte der, welcher für sich, nebst Weib und Kind, ein redliches Auskommen sucht, zugleich sich der Wahrheit weihen? der Wahrheit, die zu allen Zeiten ein gefährlicher Begleiter, ein überall unwillkommener Gast gewesen ist, — die vermuthlich auch deshalb nackt dargestellt wird, weil sie nichts mitbringt, nichts auszutheilen hat, sondern nur ihrer selbst wegen gesucht seyn will. Zwei so verschiedenen Herren, wie der Welt und der Wahrheit, die nichts, als den Anfangsbuchstaben, gemein haben, läßt sich zugleich nicht dienen: das Unternehmen führt zur Heuchelei, zur Augendienerei, zur Achselträgerei. Da kann es geschehn, daß aus einem Priester der Wahrheit ein Verfechter des Truges wird, der eifrig lehrt was er selbst nicht glaubt, dabei der vertrauensvollen Jugend die Zeit und den Kopf verdirbt, auch wohl gar, mit Verleugnung alles litterarischen Gewissens, zum Präkonen einflußreicher Pfuscher, z. B. frömmelnder Strohköpfe, sich hergiebt; oder auch, daß er, weil vom Staat und zu Staatszwecken besoldet, nun den Staat zu apotheosiren, ihn zum Gipfelpunkt alles menschlichen Strebens und aller Dinge zu machen, sich angelegen seyn läßt, und dadurch nicht nur den philosophischen Hörsal in eine Schule der plattesten Philisterei umschafft, sondern am Ende, wie z. B. Hegel, zu der empörenden Lehre gelangt, daß die Bestimmung des Menschen im Staat aufgehe, — etwan wie die der Biene im

Digitized by Google

Bienenkorb; wodurch das hohe Ziel unſres Daſeyns den Augen ganz entrückt wird.

Daß die Philoſophie ſich nicht zum Brodgewerbe eigne, hat ſchon Plato in ſeinen Schilderungen der Sophiſten, die er dem Sokrates gegenüberſtellt, dargethan, am allerergötzlichſten aber im Eingang des Protagoras das Treiben und den Succeß dieſer Leute mit unübertrefflicher Komik geſchildert. Das Geldverdienen mit der Philoſophie war uud blieb, bei den Alten, das Merkmal, welches den Sophiſten vom Philoſophen unterſchied. Daß aus dieſem Grunde Sokrates den Ariſtipp unter die Sophiſten verwies und auch Ariſtoteles ihn dahin zählt, habe ich bereits in meinem Hauptwerk, Bd. 2. K. 17. S. 162, nachgewieſen. Die Meinung war in dieſem Punkt ſo unerſchütterlich, daß wir ſie ſelbſt noch unter den ſpätern Kaiſern in voller Geltung finden; indem ſogar noch beim Philoſtratus (Lib. I. c. 13) Apollonius von Tyana ſeinem Gegner Euphrates das *την σοφιαν καπηλευειν* (sapientiam cauponari) zum Hauptvorwurf macht, auch in ſeiner 51ſten Epiſtel eben dieſem ſchreibt: *επιτιμωσι σοι τινες, ὡς ειληφοτι χρηματα παρα του βασιλεως· ὁπερ ουκ ατοπον, ει μη φαινοιο φιλοσοφιας ειληφεναι μισθον, και τοσαυτακις, και επι τοσουτον, και παρα του πεπιστευκοτος ειναι σε φιλοσοφον.* (Reprehendunt te quidam, quod pecuniam ab imperatore acceperis: quod absonum non esset, nisi videreris philosophiae mercedem accepisse, et toties, et tam magnam, et ab illo, qui te philosophum esse putabat). In Uebereinſtimmung hiemit ſagt er, in der 42ſten Epiſtel, von ſich ſelbſt, daß er nöthigenfalls ein Almoſen, aber nie, ſelbſt nicht im Fall der Bedürftigkeit, einen Lohn für ſeine Philoſophie annehmen würde: *Εαν τις Απολλωνιῳ χρηματα διδω, και ὁ διδους αξιος νομιζηται, ληψεται δεομενος· φιλοσοφιας δε μισθον ου ληψεται, κ'αν δεηται.* (Si quis Apollonio pecunias dederit et qui dat dignus judicatus fuerit ab eo; si opus habuerit, accipiet. Philosophiae vero mercedem, ne si indigeat quidem, accipiet). Dieſe uralte Anſicht hat ihren guten Grund und beruht darauf, daß die Philoſophie gar viele Berührungspunkte mit dem menſchlichen Leben, dem öffentlichen, wie dem der Einzelnen, hat; weshalb, wenn Erwerb damit getrieben wird, alsbald die Abſicht das Uebergewicht über die Ein-

Digitized

sicht erhält und aus angeblichen Philosophen bloße Parasiten der Philosophie werden: solche aber werden dem Wirken der ächten Philosophen hemmend und feindlich entgegentreten, ja, sich gegen sie verschwören, um nur was ihre Sache fördert zur Geltung zu bringen. Denn sobald es Erwerb gilt, kann es leicht dahin kommen, daß, wo der Vortheil es heischt, allerlei niedrige Mittel, Einverständnisse, Koalitionen u. s. w. angewandt werden, um, zu materiellen Zwecken, dem Falschen und Schlechten Eingang und Geltung zu verschaffen; wobei es nothwendig wird, das entgegenstehende Wahre, Aechte und Werthvolle zu unterdrücken. Solchen Künsten aber ist kein Mensch weniger gewachsen, als ein wirklicher Philosoph, der etwan mit seiner Sache unter das Treiben dieser Gewerbsleute gerathen wäre. — Den schönen Künsten, selbst der Poesie, schadet es wenig, daß sie auch zum Erwerbe dienen: denn jedes ihrer Werke hat eine gesonderte Existenz für sich, und das Schlechte kann das Gute so wenig verdrängen, wie verdunkeln. Aber die Philosophie ist ein Ganzes, also eine Einheit, und ist auf Wahrheit, nicht auf Schönheit gerichtet: es giebt vielerlei Schönheit, aber nur eine Wahrheit; wie viele Musen, aber nur eine Minerva. Eben deshalb darf der Dichter getrost verschmähen, das Schlechte zu geisseln; aber der Philosoph kann in den Fall kommen, dies thun zu müssen. Denn das zur Geltung gelangte Schlechte stellt hier sich dem Guten geradezu feindlich entgegen, und das wuchernde Unkraut verdrängt die brauchbare Pflanze. Die Philosophie ist, ihrer Natur nach, exklusiv: sie begründet ja die Denkungsart des Zeitalters: daher duldet das herrschende System, wie die Söhne der Sultane, kein anderes neben sich. Dazu kommt, daß hier das Urtheil höchst schwierig, ja, schon die Erlangung der Data zu demselben mühevoll ist. Wird hier, durch Kunstgriffe, das Falsche in Cours gebracht und überall, als das Wahre und Aechte, von belohnten Stentorstimmen ausgeschrien; so wird der Geist der Zeit vergiftet, das Verderben ergreift alle Zweige der Litteratur, aller höhere Geistesaufschwung stockt, und dem wirklich Guten und Aechten in jeder Art ist ein Bollwerk entgegengesetzt, das lange vorhält. Dies sind die Früchte der φιλοσοφιας μισθοφορος. Man sehe, zur Erläuterung, den Unfug, der seit Kant mit der Philosophie getrieben und was dabei aus ihr ge-

Digitized by Google

worden ist. Aber erst die wahre Geschichte der Hegelschen Scharlatanerie und der Wege ihrer Verbreitung wird einst die rechte Illustration zu dem Gesagten liefern.

Diesem Allem zufolge wird Der, dem es nicht um Staatsphilosophie und Spaaßphilosophie, sondern um Erkenntniß und daher um ernstlich gemeinte, folglich rücksichtslose Wahrheitsforschung zu thun ist, sie überall eher zu suchen haben, als auf den Universitäten, als wo ihre Schwester, die Philosophie ad normam conventionis, das Regiment führt und den Küchenzettel schreibt. Ja, ich neige mich mehr und mehr zu der Meinung, daß es für die Philosophie heilsamer wäre, wenn sie aufhörte, ein Gewerbe zu seyn, und nicht mehr im bürgerlichen Leben, durch Professoren repräsentirt, aufträte. Sie ist eine Pflanze, die wie die Alpenrose und die Fluenblume, nur in freier Bergluft gedeiht, hingegen bei künstlicher Pflege ausartet. Jene Repräsentanten der Philosophie im bürgerlichen Leben repräsentiren sie meistens doch nur so, wie der Schauspieler den König. Waren etwan die Sophisten, welche Sokrates so unermüdlich befehdete und die Plato zum Thema seines Spottes macht, etwas Anderes, als Professoren der Philosophie und Rhetorik? Ja, ist es nicht eigentlich jene uralte Fehde, welche, seitdem nie ganz erloschen, noch heute von mir fortgeführt wird? Die höchsten Bestrebungen des menschlichen Geistes vertragen sich nun ein Mal nicht mit dem Erwerb: ihre edele Natur kann sich damit nicht amalgamiren. — Allenfalls möchte es mit der Universitätsphilosophie noch hingehn, wenn die angestellten Lehrer derselben ihrem Beruf dadurch zu genügen dächten, daß sie, nach Weise der anderen Professoren, das vorhandene, einstweilen als wahr geltende Wissen ihres Faches an die heranwachsende Generation weiter gäben, also das System des zuletzt dagewesenen wirklichen Philosophen ihren Zuhörern treu und genau auseinandersetzten und ihnen die Sachen klein kauten: — Das gienge, sage ich, allenfalls, wenn sie dazu nur soviel Urtheil, oder wenigstens Takt, mitbrächten, nicht bloße Sophisten, wie z. B. einen Fichte, einen Schelling, geschweige einen Hegel, auch für Philosophen zu halten. Allein nicht nur fehlt es in der Regel ihnen an besagten Eigenschaften, sondern sie sind in dem unglücklichen Wahne befangen, es gehöre zu ihrem Amte, daß auch sie selbst die Philo-

Digitized by Google

sophen spielten und die Welt mit den Früchten ihres Tiefsinns beschenkten. Aus diesem Wahne gehen nun jene so kläglichen, wie zahlreichen Produktionen hervor, in welchen Alltagsköpfe, ja mitunter solche, die nicht ein Mal Alltagsköpfe sind, die Probleme behandeln, auf deren Lösung seit Jahrtausenden die äußersten Anstrengungen der seltensten, mit den außerordentlichsten Fähigkeiten ausgerüsteten, ihre eigene Person über die Liebe zur Wahrheit vergessenden und von der Leidenschaft des Strebens nach Licht mitunter bis in den Kerker, ja, auf's Schafott getriebenen Köpfe gerichtet gewesen sind; Köpfe, deren Seltenheit so groß ist, daß die Geschichte der Philosophie, welche, seit drittehalbtausend Jahren neben der Geschichte der Staaten, als ihr Grundbaß, hergeht, kaum $\frac{1}{100}$ so viele namhafte Philosophen aufzuweisen hat, als die Staatengeschichte namhafte Monarchen: denn es sind keine andern, als die ganz vereinzelten Köpfe, in welchen die Natur zu einem deutlicheren Bewußtseyn ihrer selbst gekommen war, als in andern. Eben diese aber stehn der Gewöhnlichkeit und der Menge so fern, daß den meisten erst nach ihrem Tode, oder höchstens im späten Alter, eine gerechte Anerkennung geworden ist. Hat doch z. B. sogar der eigentliche, hohe Ruhm des Aristoteles, der später sich weiter, als irgend einer, verbreitete, allem Anschein nach, erst 200 Jahre nach seinem Tode begonnen. Epikuros, dessen Name, noch heut zu Tage, sogar dem großen Haufen bekannt ist, hat in Athen, bis zu seinem Tode, völlig ungekannt gelebt. (Sen. ep. 79) Bruno und Spinoza kamen erst im zweiten Jahrhundert nach ihrem Tode zur Geltung und Ehre. Selbst der so klar und populär schreibende David Hume war, obwohl er seine Werke längst geliefert hatte, 50 Jahre alt, als man anfieng ihn zu beachten. Kant wurde erst nach seinem 60. Jahre berühmt. Mit den Katheder-philosophen unserer Tage freilich gehn die Sachen schneller; da sie keine Zeit zu verlieren haben: nämlich der eine Professor verkündet die Lehre seines auf der benachbarten Universität florirenden Kollegen, als den endlich erreichten Gipfel menschlicher Weisheit; und sofort ist dieser ein großer Philosoph, der unverzüglich seinen Platz in der Geschichte der Philosophie einnimmt, nämlich in derjenigen, welche ein dritter Kollege zur nächsten Messe in Arbeit hat, der nun ganz unbefangen den un-

Digitized by Google

sterblichen Namen der Märtyrer der Wahrheit, aus allen Jahrhunderten, die werthen Namen seiner eben jetzt florirenden wohlbestallten Kollegen anreiht, als eben so viele Philosophen, die auch in Reihe und Glied treten können, da sie sehr viel Papier gefüllt und allgemeine kollegialische Beachtung gefunden haben. Da heißt es dann z. B. „Aristoteles und Herbart," oder „Spinoza und Hegel," „Plato und Schleiermacher," und die erstaunte Welt muß sehn, daß die Philosophen, welche die karge Natur ehemals im Laufe der Jahrhunderte nur vereinzelt hervorzubringen vermochte, während dieser letzten Decennien, unter den bekanntlich so hoch begabten Deutschen, überall wie die Pilze aufgeschossen sind. Natürlich wird dieser Glorie des Zeitalters auf alle Weise nachgeholfen; daher, sei es in gelehrten Zeitschriften, oder auch in seinen eigenen Werken, der eine Philosophieprofessor nicht ermangeln wird, die verkehrten Einfälle des andern mit wichtiger Miene und amtlichem Ernst in genaue Erwägung zu ziehn; so daß es ganz aussieht, als handelte es sich hier um wirkliche Fortschritte der menschlichen Erkenntniß. Dafür wiederfährt seinem Abortus nächstens die selbe Ehre, und wir wissen ja, daß nihil officiosius, quam cum mutuum muli scabunt. So viele gewöhnliche Köpfe, die sich von Amts und Berufs wegen verpflichtet glauben, Das vorzustellen, was die Natur mit ihnen am allerwenigsten beabsichtigt hatte, und die Lasten zu wälzen, welche die Schultern geistiger Riesen erfordern, bieten aber im Ernst ein gar klägliches Schauspiel dar. Denn den Heisern singen zu hören, den Lahmen tanzen zu sehn, ist peinlich; aber den beschränkten Kopf philosophirend zu vernehmen ist unerträglich. Um nun den Mangel an wirklichen Gedanken zu verbergen, machen Manche sich einen imponirenden Apparat von langen, zusammengesetzten Worten, intrikaten Floskeln, unabsehbaren Perioden, neuen und unerhörten Ausdrücken, welches Alles zusammen dann einen möglichst schwierigen und gelehrt klingenden Jargon abgiebt. Jedoch sagen sie, mit dem Allen, — nichts: man empfängt keine Gedanken, fühlt seine Einsicht nicht vermehrt, sondern muß aufseufzen: „das Klappern der Mühle höre ich wohl, aber das Mehl sehe ich nicht;" oder auch, man sieht nur zu deutlich, welche dürftige, gemeine, platte und rohe Ansichten hinter dem hochtrabenden Bombast stecken. O! daß man solchen

Spaaßphilosophen einen Begriff beibringen könnte von dem wahren und furchtbaren Ernst, mit welchem das Problem des Daseyns den Denker ergreift und sein Innerstes erschüttert! Da würden sie keine Spaaßphilosophen mehr seyn können, nicht mehr, mit Gelassenheit, müßige Flausen ausbecken, vom absoluten Gedanken, oder vom Widerspruch, der in allen Grundbegriffen stekken soll, noch mit beneidenswerthem Genügen sich an hohlen Nüssen letzen, wie „die Welt ist das Daseyn des Unendlichen im Endlichen," und „der Geist ist der Reflex des Unendlichen im Endlichen," u. s. w. Es wäre schlimm für sie: denn sie wollen nun ein Mal Philosophen seyn und ganz originelle Denker. Nun aber ist, daß ein gewöhnlicher Kopf ungewöhnliche Gedanken haben sollte, gerade so wahrscheinlich, wie daß eine Eiche Aprikosen trüge. Die gewöhnlichen Gedanken hingegen hat Jeder schon selbst und braucht sie nicht zu lesen: folglich kann, da es in der Philosophie bloß auf Gedanken, nicht auf Erfahrungen und Thatsachen ankommt, durch gewöhnliche Köpfe hier nie etwas geleistet werden. Einige, des Uebelstandes sich bewußt, haben sich einen Vorrath fremder, meist unvollkommen, stets flach aufgefaßter Gedanken aufgespeichert, die freilich in ihren Köpfen immer noch in Gefahr sind, sich in bloße Phrasen und Worte zu verflüchtigen. Mit diesen schieben sie dann hin und her, und suchen allenfalls, sie, wie Dominosteine, an einander zu passen: sie vergleichen nämlich was Dieser gesagt hat, und was Jener, und was wieder ein Andrer, und noch Einer, und suchen daraus klug zu werden. Vergeblich würde man bei solchen Leuten irgend eine feste, auf anschaulicher Basis ruhende und daher durchweg zusammenhängende Grundansicht von den Dingen und der Welt suchen: eben deshalb haben sie über nichts eine ganz entschiedene Meinung, oder bestimmtes, festes Urtheil; sondern sie tappen mit ihren erlernten Gedanken, Ansichten und Erceptionen wie im Nebel umher. Sie haben eigentlich auch nur auf Wissen und Gelehrsamkeit zum Weiterlehren hingearbeitet. Das möchte seyn: aber dann sollen sie nicht die Philosophen spielen, hingegen den Hafer von der Spreu zu unterscheiden verstehn.

Die wirklichen Denker haben auf Einsicht, und zwar ihrer selbst wegen, hingearbeitet; weil sie die Welt, in der sie sich befanden, doch irgend wie sich verständlich zu machen inbrünstig-

Digitized by Google

lich begehrten; nicht aber um zu lehren und zu schwätzen. Daher erwächst in ihnen langsam und allmälig, in Folge anhaltender Meditation, eine feste, zusammenhängende Grundansicht, die zu ihrer Basis allemal die anschauliche Auffassung der Welt hat, und von der Wege ausgehn zu allen speciellen Wahrheiten, welche selbst wieder Licht zurückwerfen auf jene Grundansicht. Daraus folgt denn auch, daß sie über jedes Problem des Lebens und der Welt wenigstens eine entschiedene, wohl verstandene und mit dem Ganzen zusammenhängende Meinung haben, und daher niemanden mit leeren Phrasen abzufinden brauchen, wie hingegen jene Ersteren thun, die man stets mit dem Vergleichen und Abwägen fremder Meinungen, statt mit den Dingen selbst, beschäftigt findet, wonach man glauben könnte, es sei die Rede von entfernten Ländern, über welche man die Berichte der wenigen, dort hingelangten Reisenden kritisch zu vergleichen hätte, nicht aber von der, auch vor ihnen ausgebreitet und klar daliegenden, wirklichen Welt. Jedoch bei ihnen heißt es:

Pour nous, Messieurs, nous avons l'habitude
De rédiger au long, de point en point,
Ce qu'on pensa, mais nous ne pensons point.
Voltaire.

Das Schlimmste bei dem ganzen Treiben, das sonst immerhin, für den kurioſen Liebhaber, seinen Fortgang haben möchte, ist jedoch Dieses: es liegt in ihrem Interesse, daß das Flache und Geistlose für etwas gelte. Das kann es aber nicht, wenn dem etwan auftretenden Aechten, Großen, Tiefgedachten sofort sein Recht widerfährt. Um daher dieses zu ersticken und das Schlechte ungehindert in Cours zu bringen, ballen sie, nach Art aller Schwachen, sich zusammen, bilden Kliquen und Partheien, bemächtigen sich der Litteraturzeitungen, in welchen sie, wie auch in eigenen Büchern, mit tiefer Ehrfurcht und wichtiger Miene von ihren respectiven Meisterwerken reden und auf solche Art das kurzsichtige Publikum bei der Nase herumführen. Ihr Verhältniß zu den wirklichen Philosophen ist ungefähr das der ehemaligen Meistersänger zu den Dichtern. Zur Erläuterung des Gesagten sehe man die messentlich erscheinenden Schreibereien der Katheder-philosophen, nebst den dazu aufspielenden Litteraturzeitungen: wer sich darauf versteht betrachte die Verschmitztheit,

Digitized by Google

mit der diese letzteren, vorkommenden Falls, bemüht sind, das Bedeutende als unbedeutend zu vertuschen und die Kniffe, die sie gebrauchen, es der Aufmerksamkeit des Publikums zu entziehn. Nun aber gehe man auf diesem Wege und mit diesen Betrachtungen immer weiter zurück, bis zum Anfange dieses Jahrhunderts, sehe, was früher die Schellingianer, dann aber noch viel ärger die Hegelianer in den Tag hineingesündigt haben: man überwinde sich, man durchblättere den ekelhaften Wust! denn ihn zu lesen ist keinem Menschen zuzumuthen. Dann überlege und berechne man die unschätzbare Zeit, nebst dem Papier und Gelde, welches das Publikum, ein halbes Jahrhundert hindurch, an diesen Pfuschereien hat verlieren müssen. Freilich ist auch die Geduld des Publikums unbegreiflich, welches das, Jahr aus, Jahr ein, fortgesetzte Geträtsche geistloser Philosophaster liest, ungeachtet der marternden Langweiligkeit, die wie ein dicker Nebel darauf brütet, eben weil man liest und liest, ohne je eines Gedankens habhaft zu werden, indem der Schreiber, dem selbst nichts Deutliches und Bestimmtes vorschwebte, Worte auf Worte, Phrasen auf Phrasen häuft und doch nichts sagt, weil er nichts zu sagen hat, nichts weiß, nichts denkt, dennoch reden will und daher seine Worte wählt, nicht je nachdem sie seine Gedanken und Einsichten treffender ausdrücken, sondern je nachdem sie seinen Mangel daran geschickter verbergen. Dergleichen jedoch wird gedruckt, gekauft und gelesen: und so geht es nun schon ein halbes Jahrhundert hindurch, ohne daß die Leser dabei inne würden, daß sie, wie man im Spanischen sagt, papan viento, d. h. bloße Luft schlucken. Inzwischen muß ich, um gerecht zu seyn, erwähnen, daß, um diese Klappermühle im Gange zu erhalten, oft noch ein ganz eigener Kunstgriff angewandt wird, dessen Erfindung auf die Herren Fichte und Schelling zurückzuführen ist. Ich meine den verschmitzten Kniff, dunkel, d. h. unverständlich, zu schreiben; wobei die eigentliche Finesse ist, seinen Gallimathias so einzurichten, daß der Leser glauben muß, es liege an ihm, wenn er denselben nicht versteht; während der Schreiber sehr wohl weiß, daß es an ihm selbst liegt, indem er eben nichts eigentlich Verstehbares, d. h. klar Gedachtes, mitzutheilen hat. Ohne diesen Kunstgriff hätten die Herren Fichte und Schelling ihren Pseudo-Ruhm nicht auf die Beine bringen können.

Digitized by Google

Aber bekanntlich hat denselben Kunstgriff Keiner so dreist und in so hohem Grade ausgeübt, wie Hegel. Hätte Dieser gleich Anfangs den absurden Grundgedanken seiner Afterphilosophie, — nämlich diesen, den wahren und natürlichen Hergang der Sache gerade auf den Kopf zu stellen und demnach die Allgemein-Begriffe, welche wir aus der empirischen Anschauung abstrahiren, die mithin durch Wegdenken von Bestimmungen entstehn, folglich je allgemeiner desto leerer sind, zum Ersten, zum Ursprünglichen, zum wahrhaft Realen (zum Ding an sich, in Kantischer Sprache) zu machen, in Folge Dessen die empirisch-reale Welt allererst ihr Daseyn habe, — hätte er, sage ich, dieses monstrose ὑστερον προτερον, ja diesen ganz eigentlich aberwitzigen Einfall, nebst dem Beisatz, daß solche Begriffe, ohne unser Zuthun, sich selber dächten und bewegten, gleich Anfangs in klaren, verständlichen Worten deutlich dargelegt; so würde Jeder ihm ins Gesicht gelacht, oder die Achseln gezuckt und die Posse keiner Beachtung werth gehalten haben. Dann aber hätte selbst Feilheit und Niederträchtigkeit vergebens in die Posaune stoßen können, um der Welt das Absurdeste, welches sie je gesehn, als die höchste Weisheit aufzulügen und die deutsche Gelehrtenwelt, mit ihrer Urtheilskraft, auf immer zu kompromittiren. Hingegen unter der Hülle des unverständlichen Gallimathias, da gieng es, da machte der Aberwitz Glück:

> Omnia enim stolidi magis admirantur amantque,
> Inversis quae sub verbis latitantia cernunt.
>
> Lucr. I, 642.

Durch solche Beispiele ermuthigt suchte seitdem fast jeder armsäligste Skribler etwas darin, mit pretiöser Dunkelheit zu schreiben, damit es aussähe, als vermöchten keine Worte seine hohen, oder tiefen Gedanken auszudrücken. Statt auf jede Weise bemüht zu seyn, seinem Leser deutlich zu werden, scheint er ihm oft neckend zuzurufen: „Gelt, du kannst nicht rathen was ich mir dabei denke!“ Wenn nun Jener, statt zu antworten, „darum werd' ich mich den Teufel scheeren,“ und das Buch wegzuwerfen, sich vergeblich daran abmüht; so denkt er am Ende, es müsse doch etwas höchst Gescheutes, nämlich sogar seine Fassungskraft Uebersteigendes seyn, und nennt nun, mit hohen Augenbrauen, seinen Autor einen tiefsinnigen Denker. Eine Folge

dieser ganzen saubern Methode ist, unter andern, daß, wenn man in England etwas als sehr dunkel, ja, ganz unverständlich bezeichnen will, man sagt it is like german metaphysics; ungefähr wie man in Frankreich sagt c'est clair comme la bouteille à l'encre.

Es ist wohl überflüssig, hier zu erwähnen, doch kann es nicht zu oft gesagt werden, daß, im Gegentheil, gute Schriftsteller stets eifrig bemüht sind, ihren Leser zu nöthigen, genau eben Das zu denken, was sie selbst gedacht haben: denn wer etwas Rechtes mitzutheilen hat, wird sehr darauf bedacht seyn, daß es nicht verloren gehe. Deshalb beruht der gute Stil hauptsächlich darauf, daß man wirklich etwas zu sagen habe: bloß diese Kleinigkeit ist es, die den meisten Schriftstellern unsrer Tage abgeht und dadurch Schuld ist an ihrem so schlechten Vortrage. Besonders aber ist der generische Charakter der philosophischen Schriften dieses Jahrhunderts das Schreiben, ohne eigentlich etwas zu sagen zu haben: er ist ihnen allen gemeinsam und kann daher auf gleiche Weise am Salat, wie am Hegel, am Herbart, wie am Schleiermacher studirt werden. Da wird, nach homoiopathischer Methode, das schwache Minimum eines Gedankens mit 50 Seiten Wortschwall diluirt und nun, mit gränzenlosem Zutrauen zur wahrhaft deutschen Geduld des Lesers, ganz gelassen, Seite nach Seite, so fortgeträtscht. Vergebens hofft der zu dieser Lektüre verurtheilte Kopf auf eigentliche, solide und substantielle Gedanken: er verschmachtet, wie der Reisende in der arabischen Wüste. Nun nehme man dagegen irgend einen wirklichen Philosophen zur Hand, gleichviel aus welcher Zeit, aus welchem Lande, sei es Plato oder Aristoteles, Kartesius, oder Hume, Malebranche, oder Locke, Spinoza, oder Kant: immer begegnet man einem schönen und gedankenreichen Geiste, der Erkenntniß hat und Erkenntniß wirkt, besonders aber stets redlich bemüht ist, sich mitzutheilen daher er dem empfänglichen Leser, bei jeder Zeile, die Mühe des Lesens unmittelbar vergilt. Was nun die Schreiberei unserer Philosophaster so überaus gedankenarm und dadurch langweilig macht ist zwar, im letzten Grunde, die Armuth ihres Geistes, zunächst aber Dieses, daß ihr Vortrag sich durchgängig in höchst abstrakten, allgemeinen und überaus weiten Begriffen bewegt, daher auch meistens nur in unbestimmten, schwan-

Digitized by Google

lenden, verblasenen Ausdrücken einherschreitet. Zu diesem aerobatischen Gange sind sie aber genöthigt; weil sie sich hüten müssen, die Erde zu berühren, als wo sie, auf das Reale, Bestimmte, Einzelne und Klare stoßend, lauter gefährliche Klippen antreffen würden, an denen ihre Wort-Dreimaster scheitern könnten. Denn statt Sinne und Verstand fest und unverwandt zu richten auf die anschaulich vorliegende Welt, als auf das eigentlich und wahrhaft Gegebene, das Unverfälschte und an sich selbst dem Irrthum nicht Ausgesetzte, durch welches hindurch wir daher in das Wesen der Dinge einzudringen haben, — kennen sie nichts, als nur die höchsten Abstraktionen, wie Seyn, Wesen, Werden, Absolutes, Unendliches, u. s. f., gehen schon von diesen aus und bauen daraus Systeme, deren Gehalt zuletzt auf bloße Worte hinausläuft, die also eigentlich nur Seifenblasen sind, eine Weile damit zu spielen, jedoch den Boden der Realität nicht berühren können, ohne zu platzen.

Wenn, bei allen Dem, der Nachtheil, welchen die Unberufenen und Unbefähigten den Wissenschaften bringen, bloß dieser wäre, daß sie darin nichts leisten; wie es in den schönen Künsten hiebei sein Bewenden hat; so könnte man sich darüber trösten und hinwegsetzen. Allein hier bringen sie positiven Schaden, zunächst dadurch, daß sie, um das Schlechte in Ansehn zu erhalten, Alle im natürlichen Bunde gegen das Gute stehn und aus allen Kräften bemüht sind, es nicht aufkommen zu lassen. Denn darüber täusche man sich nicht, daß, zu allen Zeiten, auf dem ganzen Erdenrunde und in allen Verhältnissen, eine von der Natur selbst angezettelte Verschwörung aller mittelmäßigen, schlechten und dummen Köpfe gegen Geist und Verstand existirt. Gegen diese sind sie sämmtlich getreue und zahlreiche Bundesgenossen. Oder ist man etwan so treuherzig, zu glauben, daß sie vielmehr nur auf die Ueberlegenheit warten, um solche anzuerkennen, zu verehren und zu verkündigen, um danach sich selbst so recht zu nichts herabgesetzt zu sehn? — Gehorsamer Diener! Sondern: tantum quisque laudat, quantum se posse sperat imitari. „Stümper, und nichts als Stümper, soll es geben auf der Welt; damit wir auch etwas seien!" Dies ist ihre eigentliche Losung, und die Befähigten nicht aufkommen zu lassen ein ihnen so natürlicher Instinkt, wie der der Katze ist, Mäuse zu fangen. Man erinnere sich auch

hier der am Schlusse der vorhergegangenen Abhandlung beigebrachten schönen Stelle Chamfort's. Sei doch ein Mal das öffentliche Geheimniß ausgesprochen; sei das Mondkalb an's Tageslicht gezogen; so seltsam auch es sich in demselben ausnimmt: allezeit und überall, in allen Lagen und Verhältnissen, haßt Beschränktheit und Dummheit nichts auf der Welt so inniglich und ingrimmiglich, wie den Verstand, den Geist, das Talent. Daß sie hierin sich stets treu bleibt, zeigt sie in allen Sphären, Angelegenheiten und Beziehungen des Lebens, indem sie überall jene zu unterdrücken, ja auszurotten und zu vertilgen bemüht ist, um nur allein dazuseyn. Keine Güte, keine Milde kann sie mit der Ueberlegenheit der Geisteskraft aussöhnen. So ist es, steht nicht zu ändern, wird auch immer so bleiben. Und welche furchtbare Majorität hat sie dabei auf ihrer Seite! Dies ist ein Haupthinderniß der Fortschritte der Menschheit in jeder Art. Wie nun aber kann es, unter solchen Umständen, hergehn auf dem Gebiete, wo nicht ein Mal, wie in andern Wissenschaften, der gute Kopf, nebst Fleiß und Ausdauer, ausreicht, sondern ganz eigenthümliche, sogar nur auf Kosten des persönlichen Glückes vorhandene Anlagen erfordert werden? Denn wahrlich, die uneigennützigste Aufrichtigkeit des Strebens, der unwiderstehliche Drang nach Enträthselung des Daseyns, der Ernst des Tiefsinns, der in das Innerste der Wesen einzudringen sich anstrengt, und die ächte Begeisterung für die Wahrheit, — dies sind die ersten und unerläßlichen Bedingungen zu dem Wagestücke, von Neuem hinzutreten vor die uralte Sphinx, mit einem abermaligen Versuch, ihr ewiges Räthsel zu lösen, auf die Gefahr, hinabzustürzen, zu so vielen Vorangegangenen, in den finstern Abgrund der Vergessenheit.

Ein fernerer Nachtheil, den, in allen Wissenschaften, das Treiben der Unberufenen bringt, ist, daß es den Tempel des Irrthums aufbaut, an dessen nachheriger Niederreißung gute Köpfe und redliche Gemüther bisweilen ihre Lebenszeit hindurch sich abzuarbeiten haben. Und nun gar in der Philosophie, im allgemeinsten, wichtigsten und schwierigsten Wissen! Will man hiezu specielle Belege, so bringe man sich das scheußliche Beispiel der Hegelei vor Augen, jener frechen Afterweisheit, welche, an die Stelle des eigenen, besonnenen und redlichen Denkens

Digitized by Google

und Forschens, als philosophische Methode die dialektische Selbstbewegung der Begriffe setzte, also ein objektives Gedankenautomaton, welches frei in der Luft, oder im Empyreum, seine Gambolen auf eigene Hand mache, deren Spuren, Fährten, oder Ichnolithen die Hegel'schen und Hegelianischen Skripturen wären, welche doch vielmehr nur etwas unter sehr flachen und dickschaligen Stirnen Ausgeheckтes und, weit entfernt ein absolut Objektives zu seyn, etwas höchst Subjektives, noch dazu von sehr mittelmäßigen Subjekten Erdachtes sind. Danach aber betrachte man die Höhe und Dauer dieses Babelbaues und erwäge den unberechenbaren Schaden, den eine solche, durch äußere, fremdartige Mittel der studirenden Jugend aufgezwungene, absolute Unsinnsphilosophie dem an ihr herangewachsenen Geschlechte und dadurch dem ganzen Zeitalter hat bringen müssen. Sind nicht unzählige Köpfe der gegenwärtigen Gelehrtengeneration dadurch von Grund aus verschroben und verdorben? Stecken sie nicht voll korrupter Ansichten und lassen, wo man Gedanken erwartet, hohle Phrasen, nichtssagendes Wischiwaschi, ekelhaften Hegeljargon vernehmen? Ist ihnen nicht die ganze Lebensansicht verrückt und die platteste, philisterhafteste, ja, niedrigste Gesinnung an die Stelle der edlen und hohen Gedanken, welche noch ihre nächsten Vorfahren beseelten, getreten? Mit Einem Worte, steht nicht die am Brütofen der Hegelei herangereifte Jugend da, als am Geiste kastrirte Männer, unfähig zu denken und voll der lächerlichsten Präsumtion? wahrlich, am Geiste so beschaffen, wie am Leibe gewisse Thronerben, welche man weiland durch Ausschweifungen, oder Pharmaka, zur Regierung, oder doch zur Fortführung ihres Stammes, unfähig zu machen suchte; geistig entnervt, des regelrechten Gebrauchs ihrer Vernunft beraubt, ein Gegenstand des Mitleids, ein bleibendes Thema der Vaterthränen. — Nun aber höre man noch von der andern Seite, welche anstößigen Urtheile über die Philosophie selbst und überhaupt, welche ungegründete Vorwürfe gegen sie laut werden. Bei näherer Untersuchung findet sich dann, daß diese Schmäher unter Philosophie eben nichts anderes, als das geistlose und absichtsvolle Gewäsche jenes elenden Scharlatans und das Echo desselben in den hohlen Köpfen seiner abgeschmackten Verehrer verstehn: Das meynen sie wirklich, sei Philosophie! Sie kennen eben keine andere. Freilich ist beinahe

Digitized by Google

die ganze jüngere Zeitgenossenschaft von der Hegelei, gleich wie von der Franzosenkrankheit, inficirt worden; und wie dieses Uebel alle Säfte vergiftet, so hat jene alle ihre Geisteskräfte verdorben; daher die jüngeren Gelehrten heut zu Tage meistens keines gesunden Gedankens, auch keines natürlichen Ausdrucks mehr fähig sind. In ihren Köpfen ist nicht bloß kein einziger richtiger, sondern auch nicht ein Mal ein einziger deutlicher und bestimmter Begriff von irgend etwas vorhanden: der wüste, leere Wortkram hat ihre Denkkraft aufgelöst und verschwemmt. Dazu kommt noch, daß das Uebel der Hegelei nicht minder schwer auszutreiben ist, als die soeben damit verglichene Krankheit, wenn es ein Mal recht eingedrungen ist in succum et sanguinem. Hingegen es in die Welt zu setzen und zu verbreiten war ziemlich leicht; da ja die Einsichten bald genug aus dem Felde geschlagen sind, wenn man Absichten gegen sie aufmarschiren läßt, d. h. zur Verbreitung von Meinungen und Feststellung von Urtheilen sich materieller Mittel und Wege bedient. Die arglose Jugend geht auf die Universität voll kindlichen Vertrauens und blickt mit Ehrfurcht auf die angeblichen Inhaber alles Wissens, und nun gar auf den präsumtiven Ergründer unsers Daseyns, auf den Mann, dessen Ruhm sie von tausend Zungen enthusiastisch verkündigen hört und auf dessen Lehrvortrag sie bejahrte Staatsmänner lauschen sieht. Sie geht also hin, bereit zu lernen, zu glauben und zu verehren. Wenn ihr nun da, unter dem Namen der Philosophie, ein völlig auf den Kopf gestellter Gedankenwust, eine Lehre von der Identität des Seyns und des Nichts, eine Zusammenstellung von Worten, dabei dem gesunden Kopfe alles Denken ausgeht, ein Wischiwaschi, das an's Tollhaus erinnert, dargereicht wird, dazu noch ausstaffirt mit Zügen krasser Ignoranz und kolossalen Unverstandes, wie ich solche dem Hegel aus seinem Studentenkompendio unwidersprechlich und unwidersprochen nachgewiesen habe, in der Vorrede zu meiner Ethik, um nämlich daselbst der Dänischen Akademie, dieser glücklich inokulirten Lobrednerin der Pfuscher und Schutzmatrone philosophischer Scharlatane, ihren summus philosophus so recht unter die Nase zu reiben; — nun, da wird die arg- und urtheilslose Jugend auch solches Zeug verehren, wird eben denken, in solchem Abrakadabra müsse ja wohl die Philosophie bestehn, und wird

Digitized by Google

davongehn mit einem gelähmten Kopf, in welchem fortan bloße Worte für Gedanken gelten, mithin auf immer unfähig, wirkliche Gedanken hervorzubringen, also kastrirt am Geiste. Daraus erwächst denn so eine Generation impotenter, verschrobener, aber überaus anspruchsvoller Köpfe, strotzend von Absichten, blutarm an Einsichten, wie wir sie jetzt vor uns haben. Das ist die Geistesgeschichte Tausender, deren Jugend und schönste Kraft durch jene Afterweisheit verpestet worden ist; während auch sie hätten der Wohlthat theilhaft werden sollen, welche die Natur, als ihr ein Kopf wie Kant gelang, vielen Generationen bereitete. — Mit der wirklichen, von freien Leuten, bloß ihrer selbst wegen getriebenen und keine andere Stütze als die ihrer Argumente habenden Philosophie, hätte dergleichen Mißbrauch nie getrieben werden können; sondern nur mit der Universitätsphilosophie, als welche schon von Hause aus ein Staatsmittel ist, weshalb wir denn auch sehn, daß, zu allen Zeiten, der Staat sich in die philosophischen Streitigkeiten der Universitäten gemischt und Partei ergriffen hat, mochte es sich um Realisten und Nominalisten, oder Aristoteliker und Ramisten, oder Kartesianer und Aristoteliker, um Christian Wolff, oder Kant, oder Fichte, oder Hegel, oder was sonst handeln.

Zu den Nachtheilen, welche die Universitätsphilosophie der wirklichen und ernstlich gemeinten gebracht hat, gehört ganz besonders das soeben berührte Verdrängtwerden der Kantischen Philosophie durch die Windbeuteleien der drei ausposaunten Sophisten. Nämlich erst Fichte und dann Schelling, die Beide doch nicht ohne Talent waren, endlich aber gar der plumpe und ekelhafte Scharlatan Hegel, dieser pernicioſe Mensch, der einer ganzen Generation die Köpfe völlig desorganisirt und verdorben hat, wurden ausgeschrien als die Männer, welche Kants Philosophie weiter geführt hätten, darüber hinausgelangt wären und so, eigentlich auf seinen Nacken tretend, eine ungleich höhere Stufe der Erkenntniß und Einsicht erreicht hätten, von welcher aus sie nun fast mitleidig auf Kants mühsälige Vorarbeit zu ihrer Herrlichkeit herabsähen: sie also wären erst die eigentlich großen Philosophen. Was Wunder, daß die jungen Leute, — ohne eigenes Urtheil und ohne jenes, oft so heilsame Mißtrauen gegen die Lehrer, welches nur der exceptionelle, d. h. mit Urtheilskraft und

Digitized by Google

folglich auch mit dem Gefühl derſelben, ausgeſtattete Kopf ſchon auf die Univerſität mitbringt, — eben glaubten, was ſie vernahmen, und folglich vermeinten, ſich mit den ſchwerfälligen Vorarbeiten zu der neuen hohen Weisheit, alſo mit dem alten, ſteifen Kant, nicht lange aufhalten zu dürfen; ſondern mit raſchen Schritten dem neuen Weisheitstempel zueilten, in welchem demgemäß, unter dem Lobgeſang ſtultifizirter Adepten, jetzt jene drei Windbeutel ſucceſſiv auf dem Altar geſeſſen haben. Nun iſt aber leider von dieſen drei Götzen der Univerſitätsphiloſophie nichts zu lernen: ihre Schriften ſind Zeitverderb, ja, Kopfverderb, am meiſten freilich die Hegelſchen. Die Folge dieſes Ganges der Dinge iſt geweſen, daß allmälig die eigentlichen Kenner der Kantiſchen Philoſophie ausgeſtorben ſind, alſo, zur Schande des Zeitalters, dieſe wichtigſte aller je aufgeſtellten philoſophiſchen Lehren ihr Daſeyn nicht als ein lebendiges, in den Köpfen ſich erhaltendes, hat fortſetzen können; ſondern nur noch im todten Buchſtaben, in den Werken ihres Urhebers, vorhanden iſt, um auf ein weiſeres, oder vielmehr nicht bethörtes und myſtifizirtes Geſchlecht zu warten. Demgemäß wird man kaum noch bei einigen wenigen, älteren Gelehrten ein gründliches Verſtändniß der Kantiſchen Philoſophie finden. Hingegen haben die philoſophiſchen Schriftſteller unſerer Tage die ſkandalöſeſte Unkenntniß derſelben an den Tag gelegt, welche am anſtößigſten in ihren Darſtellungen dieſer Lehre erſcheint, aber auch ſonſt, ſobald ſie auf die Kantiſche Philoſophie zu ſprechen kommen und etwas davon zu wiſſen affektiren, deutlich hervortritt: da wird man denn entrüſtet, zu ſehn, daß Leute, die von der Philoſophie leben, die wichtigſte Lehre, welche ſeit 2000 Jahren aufgeſtellt worden und mit ihnen faſt gleichzeitig iſt, nicht eigentlich und wirklich kennen. Ja, es geht ſo weit, daß ſie die Titel Kantiſcher Schriften falſch citiren, auch gelegentlich Kanten das gerade Gegentheil von dem ſagen laſſen, was er geſagt hat, ſeine termini technici bis zur Sinnloſigkeit verſtümmeln und ohne alle Ahndung des von ihm damit Bezeichneten gebrauchen. Denn freilich, mittelſt eines flüchtigen Durchblätterns der Kantiſchen Werke, wie es ſolchen Vielſchreibern und philoſophiſchen Geſchäftsleuten, welche zudem vermeinen, das Alles längſt „hinter ſich“ zu haben, allein zuſteht, die Lehre jenes tiefen Geiſtes kennen zu lernen, geht nicht

Digitized by Google

an, ja, ist ein lächerliches Vermessen; sagte doch Reinhold, Kants erster Apostel, daß er erst nach fünfmaligem, angestrengtem Durchstudiren der Kritik der reinen Vernunft in den eigentlichen Sinn derselben eingedrungen wäre. Aus den Darstellungen, die solche Leute liefern, vermeint dann wieder ein bequemes und nasegeführtes Publikum in kürzester Zeit und ohne alle Mühe Kants Philosophie sich aneignen zu können! Dies aber ist durchaus unmöglich. Nie wird man ohne eigenes, eifriges und oft wiederholtes Studium der Kantischen Hauptwerke auch nur einen Begriff von dieser wichtigsten aller je dagewesenen philosophischen Erscheinungen erhalten. Denn Kant ist vielleicht der originellste Kopf, den jemals die Natur hervorgebracht hat. Mit ihm und in seiner Weise zu denken, ist etwas, das mit gar nichts Anderm irgend verglichen werden kann: denn er besaß einen Grad von klarer, ganz eigenthümlicher Besonnenheit, wie solche niemals irgend einem andern Sterblichen zu Theil geworden ist. Man gelangt zum Mitgenuß derselben, wenn man, durch fleißiges und ernstliches Studium eingeweiht, es dahin bringt, daß man, beim Lesen der eigentlich tiefsinnigen Kapitel der Kritik der reinen Vernunft, der Sache sich ganz hingebend, nunmehr wirklich mit Kants Kopfe denkt, wodurch man hoch über sich selbst hinausgehoben wird. So z. B., wenn man ein Mal wieder die „Grundsätze des reinen Verstandes" durchnimmt, zumal die „Analogien der Erfahrung" betrachtet und nun in den tiefen Gedanken der synthetischen Einheit der Apperception eindringt. Man fühlt sich alsdann dem ganzen traumartigen Daseyn, in welches wir versenkt sind, auf wundersame Weise, entrückt und entfremdet, indem man die Urelemente desselben jedes für sich in die Hand erhält und nun sieht, wie Zeit, Raum, Kausalität, durch die synthetische Einheit der Apperception aller Erscheinungen verknüpft, diesen erfahrungsmäßigen Kompler des Ganzen und seinen Verlauf möglich machen, worin unsere, durch den Intellekt so sehr bedingte Welt besteht, die eben deshalb bloße Erscheinung ist. Die synthetische Einheit der Apperception ist nämlich derjenige Zusammenhang der Welt als eines Ganzen, welcher auf den Gesetzen unsers Intellekts beruht und daher unverbrüchlich ist. In der Darstellung derselben weist Kant die Urgrundgesetze der Welt nach, da, wo sie mit denen unsers In-

Digitized by Google

tellekts in Eins zusammenlaufen, und hält sie uns, auf Einen Faden gereiht, vor. Diese Betrachtungsweise, welche Kanten ausschließlich eigen ist, läßt sich beschreiben als der entfremdeteste Blick, der jemals auf die Welt geworfen worden, und als der höchste Grad von Objektivität. Ihr zu folgen gewährt einen geistigen Genuß, dem vielleicht kein anderer gleich kommt. Denn er ist höherer Art, als der, den Poeten gewähren, welche freilich Jedem zugänglich sind, während dem hier geschilderten Genusse Mühe und Anstrengung vorhergegangen seyn müssen. Was aber wissen von demselben unsere heutigen Professionsphilosophen! Wahrhaftig nichts. Kürzlich las ich eine psychologische Diatribe von einem derselben, in der viel von Kants „synthetischer Apperception" (sic) die Rede ist: denn Kants Kunstausdrücke gebrauchen sie gar zu gern, wenn auch nur, wie hier, halb aufgeschnappt nnd dadurch sinnlos geworden. Dieser nun meynte, darunter wäre wohl die angestrengte Aufmerksamkeit zu verstehn! Diese nämlich, nebst ähnlichen Sächelchen, machen so die Favoritthemata ihrer Kinderschulenphilosophie aus. In der That haben die Herren gar keine Zeit, noch Lust, noch Trieb den Kant zu studiren: — er ist ihnen so gleichgültig, wie ich es bin. Für ihren verfeinerten Geschmack gehören ganz andere Leute. Nämlich was der scharfsinnige Herbart und der große Schleiermacher, oder gar „Hegel selbst" gesagt hat, — das ist Stoff für ihre Meditation und ihnen angemessen. Zudem seyn sie herzlich gern den „Alleszermalmer Kant" in Vergessenheit gerathen, und beeilen sich, ihn zur todten, historischen Erscheinung zu machen, zur Leiche, zur Mumie, der sie dann ohne Furcht ins Angesicht seyn können. Denn er hat im allergrößten Ernst dem jüdischen Theismus in der Philosophie ein Ende gemacht; — welches sie gern vertuschen, verhehlen und ignoriren; weil sie ohne denselben nicht leben, — ich meyne nicht essen und trinken, — können.

Nach einem solchen Rückschritt vom größten Fortschritt, den jemals die Philosophie gemacht, darf es uns nicht wundern, daß das angebliche Philosophiren dieser Zeit einem völlig unkritischen Verfahren, einer unglaublichen, sich unter hochtrabenden Phrasen versteckenden Rohheit und einem naturalistischen Tappen, viel ärger, als es je vor Kant gewesen, anheim gefallen ist. Da wird denn z. B. mit der Unverschämtheit, welche rohe Un-

Digitized by Google

wissenheit verleiht, überall und ohne Umstände von der moralischen Freiheit, als einer ausgemachten, ja, unmittelbar gewissen Sache, desgleichen von Gottes Daseyn und Wesen, als sich von selbst verstehenden Dingen, wie auch von der „Seele" als einer allbekannten Person geredet; ja sogar der Ausdruck „angeborene Ideen," der seit Locke's Zeit sich hatte verkriechen müssen, wagt sich wieder hervor. Hieher gehört auch die plumpe Unverschämtheit, mit der die Hegelianer, in allen ihren Schriften, ohne Umstände und Einführung, ein Langes und Breites über den sogenannten „Geist" reden, sich darauf verlassend, daß man durch ihren Gallimathias viel zu sehr verblüfft sei, als daß, wie es Recht wäre, Einer dem Herrn Professor zu Leibe ginge mit der Frage: „Geist? wer ist denn der Bursche? und woher kennt ihr ihn? ist er nicht etwan bloß eine beliebige und bequeme Hypostase, die ihr nicht ein Mal definirt, geschweige deducirt, oder beweist? Glaubt ihr ein Publikum von alten Weibern vor euch zu haben?" — Das wäre die geeignete Sprache gegen einen solchen Philosophaster.

Als einen belustigenden Charakterzug des Philosophirens dieser Gewerbsleute, habe ich schon oben, bei Gelegenheit der „synthetischen Apperception," gezeigt, daß, obwohl sie Kants Philosophie, als ihnen sehr unbequem, zudem viel zu ernsthaft, nicht gebrauchen, auch solche nicht mehr recht verstehen können, sie dennoch gern, um ihrem Geschwätze einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben, mit Ausdrücken aus derselben um sich werfen, ungefähr wie die Kinder mit des Papa's Hut, Stock und Degen spielen. So machen es z. B. die Hegelianer mit dem Worte „Kategorien", womit sie eben allerlei weite allgemeine Begriffe bezeichnen; unbekümmert um Aristoteles und Kant, in glücklicher Unschuld. Ferner ist in der Kantischen Philosophie stark die Rede vom immanenten und transscendenten Gebrauch, nebst Gültigkeit, unsrer Erkenntnisse: auf dergleichen gefährliche Unterscheidungen sich einzulassen, wäre freilich für unsere Spaaßphilosophen nicht gerathen. Aber die Ausdrücke hätten sie doch gar zu gern; weil sie so gelehrt klingen. Da bringen sie diese denn so an, daß, weil ja doch ihre Philosophie zum Hauptgegenstande immer nur den lieben Gott hat, welcher daher auch als ein guter alter Bekannter, der keiner Einführung bedarf, darin

auftritt, sie nun disputiren, ob er in der Welt drinne stecke, oder aber draußen bleibe, d. h. also in einem Raume, wo keine Welt ist, sich aufhalte: im ersten Falle nun tituliren sie ihn immanent, und im andern transscendent, thun dabei natürlich höchst ernsthaft und gelehrt, reden Hegeljargon dazu, und es ist ein allerliebster Spaaß, — der nur uns älteren Leute an den Kupferstich in Falk's satirischem Almanach erinnert, welcher Kanten darstellt, im Luftballon gen Himmel fahrend und seine sämmtlichen Garderobenstücke, nebst Hut und Perücke, herabwerfend auf die Erde, woselbst Affen sie auflesen und sich damit schmücken.

Daß nun aber das Verdrängtwerden der ernsten, tiefsinnigen und redlichen Philosophie Kants, durch die Windbeuteleien bloßer, von persönlichen Zwecken geleiteter Sophisten, den nachtheiligsten Einfluß auf die Bildung des Zeitalters gehabt habe, ist nicht zu bezweifeln. Zumal ist die Anpreisung eines so völlig werthlosen, ja, durchaus verderblichen Kopfes, wie Hegel, als des ersten Philosophen dieser und jeder Zeit, zuverlässig die Ursache der ganzen Degradation der Philosophie und, in Folge davon, des Verfalls der höhern Litteratur überhaupt, während der letzten 30 Jahre gewesen. Wehe der Zeit, wo, in der Philosophie, Frechheit und Unsinn Einsicht und Verstand verdrängt haben! Denn die Früchte nehmen den Geschmack des Bodens an, auf welchem sie gewachsen sind. Was laut, öffentlich, allseitig angepriesen wird, das wird gelesen, ist also die Geistesnahrung des sich ausbildenden Geschlechts: diese aber hat auf dessen Säfte und nachher auf dessen Erzeugnisse den entschiedensten Einfluß. Daher bestimmt die herrschende Philosophie einer Zeit ihren Geist. Herrscht nun also die Philosophie des absoluten Unsinns, gelten aus der Luft gegriffene und unter Tollhäuslergeschwätz vorgebrachte Absurditäten für große Gedanken, — nun da entsteht, nach solcher Aussaat, das saubere Geschlecht, ohne Geist, ohne Wahrheitsliebe, ohne Redlichkeit, ohne Geschmack, ohne Aufschwung zu irgend etwas Edlem, zu irgend etwas über die materiellen Interessen, zu denen auch die politischen gehören, Hinausliegendem, — wie wir es da vor uns sehn. Hieraus ist es zu erklären, wie auf das Zeitalter, da Kant philosophirte, Göthe dichtete, Mozart komponirte, das jetzige hat folgen können, das der politischen Dichter, der noch politischeren Philosophen, der hungrigen, vom

Digitized by Google

Lug und Trug der Litteratur ihr Leben fristenden Litteraten und der die Sprache muthwillig verhunzenden Tintenklexer jeder Art. — Es nennt sich, mit einem seiner selbstgemachten Worte, so charakteristisch, wie euphonisch, die „Jetztzeit": ja wohl Jetztzeit, d. h. da man nur an das Jetzt denkt und keinen Blick auf die kommende und richtende Zeit zu werfen wagt. Ich wünsche ich könnte dieser „Jetztzeit" in einem Zauberspiegel zeigen, wie sie in den Augen der Nachwelt sich ausnehmen wird. Sie nennt inzwischen jene so eben belobte Vergangenheit die „Zopfzeit". Aber an jenen Zöpfen saßen Köpfe; jetzt hingegen scheint mit dem Stengel auch die Frucht verschwunden zu seyn.

Die Anhänger Hegels haben demnach ganz Recht, wenn sie behaupten, daß der Einfluß ihres Meisters auf seine Zeitgenossen unermeßlich gewesen sei. Eine ganze Gelehrten-Generation am Geiste völlig paralysirt, zu allem Denken unfähig gemacht, ja, so weit gebracht zu haben, daß sie nicht mehr weiß, was Denken sei, sondern das muthwilligste und zugleich abgeschmackteste Spielen mit Worten und Begriffen, oder das gedankenloseste Saalbadern über die hergebrachten Themata der Philosophie, mit aus der Luft gegriffenen Behauptungen, oder völlig sinnleeren, oder gar aus Widersprüchen bestehenden Sätzen für philosophisches Denken hält, — das ist der gerühmte Einfluß des Hegels gewesen. Man vergleiche nur ein Mal die Lehrbücher der Hegelianer, wie sie noch heut zu Tage zu erscheinen sich erdreisten, mit denen einer geringgeschätzten, besonders aber von ihnen und allen Nachkantischen Philosophen mit unendlicher Verachtung angesehenen Zeit, der sogenannten eklektischen Periode, dicht vor Kant; und man wird finden, daß die letzteren zu jenen sich immer noch verhalten wie Gold, — nicht zu Kupfer, sondern zu Mist. Denn in jenen Büchern von Feder, Plattner u. A. m. findet man doch immer noch einen reichen Vorrath wirklicher und zum Theil wahrer, selbst werthvoller Gedanken und treffender Bemerkungen, ein redliches Ventiliren philosophischer Probleme, eine Anregung zum eigenen Nachdenken, eine Anleitung zum Philosophiren, zumal aber durchweg ein ehrliches Verfahren. In so einem Produkte der Hegelschen Schule hingegen sucht man vergeblich nach irgend einem wirklichen Gedanken, — es enthält keinen einzigen, — nach irgend einer Spur ernstlichen und aufrichtigen Nachdenkens, — das ist der Sache fremd: nichts fin-

Digitized by Google

det man, als verwegene Zusammenstellungen von Worten, die einen Sinn, ja, einen tiefen Sinn zu haben scheinen sollen, aber bei einiger Prüfung sich entlarven als ganz hohle, völlig sinn- und gedankenleere Floskeln und Wortgehäuse, mit denen der Schreiber seinen Leser keineswegs zu belehren, sondern bloß zu täuschen sucht, damit dieser glaube, einen Denker vor sich zu haben, während es ein Mensch ist, der gar nicht weiß, was denken ist, ein Sünder ohne alle Einsicht und noch dazu ohne Kenntnisse. Dies ist die Folge davon, daß, während andere Sophisten, Scharlatane und Obskuranten doch nur die Erkenntniß verfälschten und verdarben, Hegel sogar das Organ der Erkenntniß, den Verstand selbst verdorben hat. Indem er nämlich die Verleiteten nöthigte, einen aus dem gröbsten Unsinn bestehenden Gallimathias, ein Gewebe aus contradictionibus in adjecto, ein Gewäsche wie aus dem Tollhause, als Vernunfterkenntniß in ihren Kopf hineinzuzwängen, wurde das Gehirn der armen jungen Leute, die so etwas mit gläubiger Hingebung lasen und als die höchste Weisheit sich anzueignen suchten, so aus den Fugen gerenkt, daß es zum wirklichen Denken auf immer unfähig geblieben ist. Demzufolge sieht man sie noch bis auf den heutigen Tag herumgehn, im ekelhaften Hegeljargon reden, den Meister preisen und ganz ernstlich vermeinen, Sätze, wie „die Natur ist die Idee in ihrem Andersseyn" sagten etwas. Junges frisches Gehirn auf solche Art zu desorganisiren ist wahrlich eine Sünde, die weder Verzeihung noch Schonung verdient. Dies also ist der gerühmte Einfluß Hegel's auf seine Zeitgenossen gewesen und leider hat er wirklich sich weit erstreckt und verbreitet. Denn die Folge war auch hier der Ursache angemessen. — Wie nämlich das Schlimmste, was einem Staate wiederfahren kann, ist, daß die verworfenste Klasse, der Hefen der Gesellschaft an's Ruder kommt; so kann der Philosophie und allem von ihr Abhängigen, also dem ganzen Wissen und Geistesleben der Menschheit, nichts Schlimmeres begegnen, als daß ein Alltagskopf, der sich bloß einerseits durch seine Obsequiosität, und andrerseits durch seine Frechheit im Unsinnschreiben auszeichnet, mithin so ein Hegel, als das größte Genie und als der Mann, in welchem die Philosophie ihr lang verfolgtes Ziel endlich und für immer erreicht hat, mit größtem, ja beispiellosem Nachdruck proklamirt wird. Denn die Folge eines solchen Hochverraths am Edelsten der

Digitized by Google

Menschheit ist nachher ein Zustand, wie jetzt der philosophische, und dadurch der litterarische überhaupt, in Deutschland: Unwissenheit mit Unverschämtheit verbrüdert an der Spitze, Kamaraderie an der Stelle der Verdienste, völlige Verworrenheit aller Grundbegriffe, gänzliche Desorientation und Desorganisation der Philosophie, Plattköpfe als Reformatoren der Religion, freches Auftreten des Materialismus und Bestialismus, Unkenntniß der alten Sprachen und Verhunzen der eigenen durch hirnlose Wortbeschneiderei und niederträchtige Buchstabenzählerei, nach selbsteigenem Ermessen der Ignoranten und Dummköpfe, u. s. f. u. s. f. — seht nur um euch! Sogar als äußerliches Symptom der überhand nehmenden Rohheit erblickt ihr den konstanten Begleiter derselben, — den langen Bart, dieses Geschlechtsabzeichen, mitten im Gesicht, welches besagt, daß man die Maskulinität, die man mit den Thieren gemein hat, der Humanität vorzieht, indem man vor Allem ein Mann, mas, und erst nächstdem ein Mensch seyn will. Das Abscheeren der Bärte, in allen hochgebildeten Zeitaltern und Ländern, ist aus dem richtigen Gefühl des Gegentheils entstanden, vermöge dessen man vor Allem ein Mensch, gewissermaaßen ein Mensch in abstracto, mit Hintansetzung des thierischen Geschlechtsunterschiedes, seyn möchte. Hingegen hat die Bartlänge stets mit der Barbarei, an die schon ihr Name erinnert, gleichen Schritt gehalten. — Die fernere und sekundäre Folge des in Rede stehenden Verrathes an der Philosophie kann denn auch nicht ausbleiben: sie ist Verachtung der Nation bei den Nachbarn, und des Zeitalters bei der Nachwelt. Denn wie man's treibt, so gehts, und da wird nichts geschenkt.

Oben habe ich von dem mächtigen Einfluß der Geistesnahrung auf das Zeitalter geredet. Dieser nun beruht darauf, daß sie sowohl den Stoff, wie die Form des Denkens bestimmt. Daher kommt gar viel darauf an, was gelobt und demnach gelesen wird. Denn das Denken mit einem wahrhaft großen Geiste stärkt den eigenen, ertheilt ihm eine regelrechte Bewegung, versetzt ihn in den richtigen Schwung: es wirkt analog der Hand des Schreibmeisters, welche die des Kindes führt. Hingegen das Denken mit Leuten, die es eigentlich auf bloßen Schein, mithin auf Täuschung des Lesers abgesehn haben, wie Fichte, Schelling und Hegel, verdirbt den Kopf in eben dem Maaße; nicht weniger das Denken mit Queerköpfen, oder mit solchen, die sich ihren Verstand

Digitized by Google

verkehrt angezogen haben, von denen Herbart ein Beiſpiel iſt. Ueberhaupt aber iſt das Leſen der Schriften ſelbſt auch nur gewöhnlicher Köpfe, in Fächern, wo es ſich nicht um Thatſachen, oder deren Ermittelung, handelt, ſondern bloß eigene Gedanken den Stoff ausmachen, eine heilloſe Verſchwendung der eigenen Zeit und Kraft. Denn was dergleichen Leute denken kann jeder Andere auch denken: daß ſie ſich zum Denken förmlich zurechtgeſetzt und es darauf angelegt haben, beſſert die Sache durchaus nicht; da es ihre Kräfte nicht erhöht und man meiſtens dann am wenigſten denkt, wann man förmlich ſich dazu zurechtgeſetzt hat. Dazu kommt noch, daß ihr Intellekt ſeiner natürlichen Beſtimmung, im Dienſte des Willens zu arbeiten, getreu bleibt; wie dies eben normal iſt. Darum aber liegt ihrem Treiben und Denken ſtets eine Abſicht zum Grunde: ſie haben allezeit Zwecke und erkennen nur in Bezug auf dieſe, mithin nur Das, was dieſen entſpricht. Die willensfreie Aktivität des Intellekts, welche die Bedingung der reinen Objektivität und dadurch aller großen Leiſtungen iſt, bleibt ihnen ewig fremd, iſt ihrem Herzen eine Fabel. Für ſie haben nur Zwecke Intereſſe, nur Zwecke Realität: denn in ihnen bleibt das Wollen vorwaltend. Daher alſo iſt es doppelt thöricht, an ihren Produktionen ſeine Zeit zu verſchwenden. Allein was das Publikum nie erkennt und begreift, weil es gute Gründe hat, es nicht erkennen zu wollen, iſt die Ariſtokratie der Natur. Daher legt es ſo bald die Seltenen und Wenigen, welchen, im Laufe der Jahrhunderte, die Natur den hohen Beruf des Nachdenkens über ſie, oder auch der Darſtellung des Geiſtes ihrer Werke, ertheilt hatte, aus den Händen, um ſich mit den Produktionen des neueſten Stümpers bekannt zu machen. Iſt einmal ein Heros dageweſen; ſo ſtellt es bald einen Schächer daneben, — als ungefähr auch ſo Einen. Hat ein Mal die Natur in günſtigſter Laune das ſeltenſte ihrer Erzeugniſſe, einen wirklich über das gewöhnliche Maaß hinaus begabten Geiſt, aus ihren Händen hervorgehn laſſen, hat das Schickſal, in milder Stimmung, ſeine Ausbildung geſtattet, ja, haben ſeine Werke endlich „den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt“ und ſind als Muſter anerkannt und anempfohlen, — da dauert es nicht lange ſo kommen die Leute mit einem Erdenkloß ihres Gelichters herangeſchleppt, um ihn daneben auf den Altar zu ſtellen; eben weil ſie nicht begreifen, nicht ahnden, wie

aristokratisch die Natur ist: sie ist es so sehr, daß auf 300 Millionen ihrer Fabrikwaare noch nicht Ein wahrhaft großer Geist kommt; daher man alsdann Diesen gründlich kennen lernen, seine Werke als eine Art Offenbarung betrachten, sie unermüdlich lesen und diurna nocturnaque manu abnutzen, dagegen aber sämmtliche Alltagsköpfe liegen lassen soll, als Das, was sie sind, nämlich als etwas so Gemeines und Alltägliches, wie die Fliegen an der Wand.

In der Philosophie ist der oben geschilderte Hergang auf das Trostloseste eingetreten: neben Kant wird durchgängig und überall, nämlich als eben noch so Einer, Fichte genannt: „Kant und Fichte" ist zur stehenden Phrase geworden. „Seht, wie wir Aepfel schwimmen!" sagte der — — — Gleiche Ehre widerfährt dem Schelling, ja, — proh pudor! — sogar dem Unsinnsschmierer und Kopfverderber Hegel! Der Gipfel dieses Parnassus wurde nämlich immer breiter getreten. — „Habt ihr Augen? habt ihr Augen?" möchte man, wie Hamlet seiner nichtswürdigen Mutter, einem solchen Publiko zurufen. Ach, sie haben keine! es sind ja noch immer die Selben, welche überall und jederzeit das ächte Verdienst haben verkümmern lassen, um ihre Huldigung Nachäffern und Manieristen, in jeder Gattung, darzubringen. So wähnen sie denn auch, Philosophie zu studiren, wenn sie die allmessentlichen Ausgeburten von Köpfen lesen, in deren dumpfen Bewußtseyn sogar die bloßen Probleme der Philosophie so wenig anklingen, wie die Glocke im luftleeren Recipienten; ja, von Köpfen, welche, streng genommen, von der Natur zu nichts Anderem gemacht und ausgerüstet wurden, als, eben wie die Uebrigen, ein ehrliches Gewerbe in der Stille zu treiben, oder das Feld zu bauen, und die Vermehrung des Menschengeschlechts zu besorgen, jedoch vermeinen, von Amts und Pflicht wegen, „schellenlaute Thoren" seyn zu müssen. Ihr beständiges Dareinreden und Mitredenwollen gleicht dem der Tauben, die sich in die Konversation mischen, wirkt daher auf die zu allen Zeiten nur ganz vereinzelt Erscheinenden, welche von Natur den Beruf und daher den wirklichen Trieb haben, der Erforschung der höchsten Wahrheiten obzuliegen, nur als ein störendes und verwirrendes Geräusch; wenn es nicht gar, wie sehr oft der Fall ist, ihre Stimme absichtlich erstickt, weil was sie vorbringen nicht in den Kram jener Leute paßt, denen es mit nichts,

Digitized by Google

als mit Abſichten und materiellen Zwecken Ernſt ſeyn kann, und die, vermöge ihrer beträchtlichen Anzahl, bald ein Geſchrei zu Wege bringen, bei dem Keiner mehr ſein eigenes Wort vernimmt. Heut zu Tage haben ſie ſich die Aufgabe geſtellt, der Kantiſchen Philoſophie, wie der Wahrheit, zum Trotz, ſpekulative Theologie, rationale Pſychologie, Freiheit des Willens, totale und abſolute Verſchiedenheit des Menſchen von den Thieren, mittelſt Ignoriren der allmäligen Abſtufungen des Intellekts in der Thierreihe, zu lehren, wodurch ſie nur als remora der redlichen Wahrheitsforſchung wirken. Spricht ein Mann, wie ich, ſo ſtellen ſie ſich als hörten ſie nichts. Der Pfiff iſt gut, wenn auch nicht neu. Ich will aber doch ein Mal ſehn, ob man nicht einen Dachs aus ſeinem Loche herauszerren kann.

Die Univerſitäten nun aber ſind offenbar der Heerd alles jenes Spiels, welches die Abſicht mit der Philoſophie treibt. Nur mittelſt ihrer konnten Kants, eine Weltepoche in der Philoſophie begründende Leiſtungen verdrängt werden durch die Windbeuteleien eines Fichte, die wieder bald darauf ihm ähnliche Geſellen verdrängten. Dies hätte nimmermehr geſchehn können vor einem eigentlich philoſophiſchen Publiko, d. h. einem ſolchen, welches die Philoſophie, ohne andere Abſicht, bloß ihrer ſelbſt wegen ſucht, alſo vor dem freilich zu allen Zeiten äußerſt kleinen Publiko wirklich denkender und ernſtlich von der räthſelhaften Beſchaffenheit unſers Daſeyns ergriffener Köpfe. Nur mittelſt der Univerſitäten, vor einem Publiko aus Studenten, die Alles, was dem Herrn Profeſſor zu ſagen beliebt, gläubig annehmen, iſt der ganze philoſophiſche Skandal dieſer letzten 50 Jahre möglich geweſen. Der Grundirrthum hiebei liegt nämlich darin, daß die Univerſitäten auch in Sachen der Philoſophie das große Wort und die entſcheidende Stimme ſich anmaaßen, welche allenfalls den drei obern Fakultäten, jeder in ihrem Bereiche, zukommt. Daß jedoch in der Philoſophie, als einer Wiſſenſchaft, die erſt gefunden werden ſoll, die Sache ſich anders verhält, wird überſehn; wie auch, daß bei Beſetzung philoſophiſcher Lehrſtühle, nicht, wie bei andern, allein die Fähigkeiten, ſondern noch mehr die Geſinnungen des Kandidaten in Betracht kommen. Demgemäß nun aber denkt der Student, daß, wie der Profeſſor der Theologie ſeine Dogmatik, der juriſtiſche Profeſſor ſeine Pandek-

Digitized by Google

ten, der medicinische seine Pathologie inne hat und besitzt; so müßte auch der allerhöchsten Orts angestellte Professor der Metaphysik diese inne haben und besitzen. Er geht demnach mit kindlichem Vertrauen in dessen Kollegia, und da er daselbst einen Mann findet, der, mit der Miene wohlbewußter Ueberlegenheit, alle je dagewesenen Philosophen von oben herab kritisirt; so zweifelt er nicht, daß er vor die rechte Schmiede gekommen sei, und prägt sich alle hier sprudelnde Weisheit so gläubig ein, als säße er vor dem Dreifuß der Pythia. Natürlich giebt es, von Dem an, für ihn keine andere Philosophie, als die seines Professors. Die wirklichen Philosophen, die Lehrer der Jahrhunderte, ja Jahrtausende, die aber in den Bücherschränken schweigend und ernst auf Die warten, welche ihrer begehren, läßt er, als veraltet und widerlegt, ungelesen: er hat sie, wie sein Professor, „hinter sich." Dagegen kauft er sich die messentlich erscheinenden Geisteskinder seines Professors, deren meistens oft wiederholte Auflagen allein aus solchem Hergang der Sache zu erklären sind. Denn auch nach den Universitätsjahren behält, in der Regel, Jeder eine gläubige Anhänglichkeit an seinen Professor, dessen Geistesrichtung er früh angenommen und mit dessen Manier er sich befreundet hat. Dadurch erhalten denn dergleichen philosophische Mißgeburten eine ihnen sonst unmögliche Verbreitung, ihre Urheber aber eine einträgliche Celebrität. Wie hätte es außerdem geschehn können, daß z. B. ein solcher Kompler von Verkehrtheiten, wie die „Einleitung in die Philosophie" von Herbart, fünf Auflagen erlebte? Daher schreibt sich denn wieder der Narrenübermuth, mit welchem (z. B. S. 234, 35, der vierten Auflage) dieser entschiedene Queerkopf vornehm auf Kant herabsieht und ihn mit Nachsicht zurechtweist. —

Betrachtungen dieser Art und namentlich der Rückblick auf das ganze Treiben mit der Philosophie auf Universitäten, seit Kants Abgange, stellen in mir mehr und mehr die Meinung fest, daß, wenn es überhaupt eine Philosophie geben soll, d. h. wenn es dem menschlichen Geiste vergönnt seyn soll, seine höchsten und edelsten Kräfte dem, ohne allen Vergleich, wichtigsten aller Probleme zuwenden zu dürfen, Dies nur dann mit Erfolg geschehn kann, wann die Philosophie allem Einflusse des Staates entzogen bleibt, und daß demnach dieser schon ein Großes

Digitized by Google

für sie thut und ihr seine Humanität und seinen Edelmuth genugsam beweist, wenn er sie nicht verfolgt, sondern sie gewähren läßt und ihr Bestand vergönnt, als einer freien Kunst, die übrigens ihr eigener Lohn seyn muß; wogegen er des Aufwandes für Professuren derselben sich überhoben achten kann; weil die Leute, die von der Philosophie leben wollen, höchst selten eben Die seyn werden, welche eigentlich für sie leben, bisweilen aber sogar Die seyn können, welche versteckterweise gegen sie machiniren.

Oeffentliche Lehrstühle gebüren allein den bereits geschaffenen, wirklich vorhandenen Wissenschaften, welche man daher eben nur gelernt zu haben braucht, um sie lehren zu können, die also im Ganzen bloß weiter zu geben sind, wie das auf dem schwarzen Brette gebräuchliche tradere besagt; wobei es jedoch den fähigeren Köpfen unbenommen bleibt, sie zu bereichern, zu berichtigen, und zu vervollkommnen. Aber eine Wissenschaft, die noch gar nicht existirt, die ihr Ziel noch nicht erreicht hat, nicht ein Mal ihren Weg sicher kennt, ja deren Möglichkeit noch bestritten wird, eine solche Wissenschaft durch Professoren lehren zu lassen ist eigentlich absurd. Die natürliche Folge davon ist, daß Jeder von Diesen glaubt, sein Beruf sei, die noch fehlende Wissenschaft zu schaffen; nicht bedenkend, daß einen solchen Beruf nur die Natur, nicht aber das Ministerium des öffentlichen Unterrichts ertheilen kann. Er versucht es daher, so gut es gehn will, setzt baldigst seine Mißgeburt in die Welt und giebt sie für die lang ersehnte Sophia aus, wobei es an einem dienstwilligen Kollegen, der bei ihrer Taufe als solcher zu Gevatter steht, gewiß nicht fehlen wird. Danach werden dann die Herren, weil sie ja von der Philosophie leben, so dreist, daß sie sich Philosophen nennen, und demnach auch vermeinen, ihnen gebüre das große Wort und die Entscheidung in Sachen der Philosophie, ja, daß sie am Ende gar noch Philosophenversammlungen (eine contradictio in adjecto, da Philosophen selten im Dual und fast nie im Plural zugleich auf der Welt sind) ansagen und dann schaarenweise zusammenlaufen, das Wohl der Philosophie zu berathen!

Vor Allem jedoch werden solche Universitätsphilosophen bestrebt seyn, der Philosophie diejenige Richtung zu geben, welche den ihnen am Herzen liegenden, oder vielmehr gelegten Zwecken

Digitized by Google

entspricht, und hiezu, erforderlichen Falls sogar die Lehren der ächten frühern Philosophen modeln und verdrehen, zur Noth sogar verfälschen, nur damit herauskomme was sie brauchen. Da nun das Publikum so kindisch ist, stets nach dem Neuesten zu greifen, ihre Schriften aber doch den Titel Philosophie führen; so ist die Folge, daß, durch die Abgeschmacktheit, oder Verkehrtheit, oder Unsinnigkeit, oder wenigstens marternde Langweiligkeit derselben, gute Köpfe, welche Neigung zur Philosophie spüren, von ihr wieder zurückgeschreckt werden, wodurch sie selbst allmälig in Miskredit geräth, wie Dies bereits der Fall ist.

Aber nicht nur steht es mit den eigenen Schöpfungen der Herren schlecht, sondern die Periode seit Kant beweist auch, daß sie nicht ein Mal im Stande sind, das von großen Köpfen Geleistete, als solches Anerkannte und demnach ihrer Obhut Uebergebene fest zu halten und zu bewahren. Haben sie sich nicht die Kantische Philosophie aus den Händen spielen lassen, durch Fichte und Schelling? Nennen sie nicht noch, durchgängig und höchst skandalöser und ehrenrühriger Weise, den Windbeutel Fichte stets neben Kant, als ungefähr seines Gleichen? Trat nicht, nachdem die oben genannten zwei Philosophaster Kants Lehre verdrängt und antiquirt hatten, an die Stelle der strengen, von Kant aller Metaphysik gesetzten Kontrole die zügelloseste Phantasterei? Haben sie diese nicht theils brav mitgemacht, theils unterlassen, ihr, mit der Kritik der Vernunft in der Hand, sich fest entgegenzustellen? weil sie nämlich es gerathener fanden, die eingetretene lare Observanz zu benutzen, um entweder ihre selbstausgeheckten Sächelchen, z. B. Herbartische Possen und Friese'sches Altweibergeschwätz, und überhaupt Jeder seine eigene Marotte, zu Markte zu bringen, oder auch um Lehren der Landesreligion als philosophische Ergebnisse einschwärzen zu können. Hat dies Alles nicht den Weg gebahnt zur skandalösesten philosophischen Scharlatanerie, deren je die Welt sich zu schämen gehabt hat, zum Treiben des Hegels und seiner erbärmlichen Gesellen? Haben nicht selbst Die, welche dem Unwesen sich widersetzten, dabei stets, unter tiefen Bücklingen, vom großen Genie und gewaltigen Geiste jenes Scharlatans und Unsinnsschmierers geredet und dadurch bewiesen, daß sie Pinsel sind? Sind nicht hievon (der Wahrheit zur Steuer sei es gesagt) Krug und Fries

allein auszunehmen, welche gegen den Kopfverderber geradezu auftretend, ihm bloß die Schonung erwiesen haben, die nun ein Mal jeder Philosophieprofessor unwiderruflich gegen den andern ausübt! Hat nicht der Lerm und das Geschrei, welches die deutschen Universitätsphilosophen, in Bewunderung jener drei Sophisten, erhoben, endlich auch in England und Frankreich allgemeine Aufmerksamkeit erregt, welche jedoch, nach näherer Untersuchung der Sache, sich in Gelächter auflöste? — Besonders aber zeigen sie sich als treulose Wächter und Bewahrer der im Laufe der Jahrhunderte schwer errungenen und endlich ihrer Obhut anvertrauten Wahrheiten, sobald es solche sind, die nicht in ihren Kram passen, d. h. nicht zu den Resultaten einer platten, rationalistischen, optimistischen, eigentlich bloß Jüdischen Theologie stimmen, als welche der im Stillen vorherbeschlossene Zielpunkt ihres ganzen Philosophirens und seiner hohen Redensarten ist. Dergleichen Lehren also, welche die ernstlich gemeinte Philosophie nicht ohne große Anstrengung zu Tage gefördert hat, werden sie zu obliteriren, zu vertuschen, zu verdrehen und herabzuziehn suchen zu Dem, was in ihren Studentenerziehungsplan und besagte Rockenphilosophie paßt. Ein empörendes Beispiel dieser Art giebt die Lehre von der Freiheit des Willens. Nachdem die strenge Nothwendigkeit aller menschlichen Willensakte durch die vereinten und successiven Anstrengungen großer Köpfe, wie Hobbes, Spinoza, Priestley und Hume unwiderleglich dargethan worden, auch Kant die Sache als bereits vollkommen ausgemacht genommen hatte;*) thun sie mit Einem Male, als wäre nichts geschehn, verlassen sich auf die Unwissenheit ihres Publikums und nehmen in Gottes Namen, noch am heutigen Tage, in fast allen ihren Lehrbüchern die Freiheit des Willens als eine ausgemachte und sogar unmittelbar gewisse Sache. Wie verdient ein solches Verfahren benannt zu werden? Wenn eine solche, von allen den eben genannten Philosophen so fest als irgend eine, begründete Lehre dennoch von ihnen verhehlt, oder verläugnet wird, um statt ihrer die entschiedene Absurdität vom freien Willen, weil sie ein

*) Sein auf den kategorischen Imperativ gegründetes Postulat der Freiheit ist bei ihm bloß von praktischer, nicht von theoretischer Gültigkeit. Man sehe meine „Grundprobleme der Ethik." S. 80 u. 146.

Digitized by Google

nothwendiges Bestandstück ihrer Rockenphilosophie ist, den Studenten aufzubinden; sind da die Herren nicht eigentlich die Feinde der Philosophie? Und weil nun (denn conditio optima est ultimi. Sen. ep. 79.) die Lehre von der strengen Necessitation aller Willensakte nirgends so gründlich, klar, zusammenhängend und vollständig dargethan ist, als in meiner von der Norwegischen Societät der Wissenschaften redlich gekrönten Preisschrift; so findet man, ihrer alten Politik, mir überall mit dem passiven Widerstande zu begegnen, gemäß, diese Schrift weder in ihren Büchern, noch in ihren gelehrten Journalen und Litteraturzeitungen irgend erwähnt: sie ist aufs strengste sekretirt und wird comme non avenue angesehn, wie Alles, was nicht in ihren erbärmlichen Kram paßt, wie meine Ethik überhaupt, ja, wie alle meine Werke. Meine Philosophie interessirt eben die Herren nicht: das kommt aber daher, daß die Ergründung der Wahrheit sie nicht interessirt. Was sie hingegen interessirt, das sind ihre Gehalte, ihre Honorarlouisd'ors und ihre Hofrathstitel. Zwar interessirt sie auch die Philosophie: insofern nämlich, als sie ihr Brod von derselben haben: insofern interessirt sie die Philosophie. Was also soll ihnen meine Preisschrift über die Freiheit des Willens, und wäre sie von zehn Akademien gekrönt? Dagegen aber wird was Plattköpfe aus ihrer Schaar über den Gegenstand seitdem gefaselt haben, wichtig gemacht und anempfohlen. Brauch' ich ein solches Benehmen zu qualifiziren? Sind Das Leute, welche die Philosophie, die Rechte der Vernunft, die Freiheit des Denkens vertreten? — Ein anderes Beispiel der Art liefert die spekulative Theologie. Nachdem Kant alle Beweise, die ihre Stützen ausmachten, unter ihr weggezogen und sie dadurch radikal umgestoßen hat, hält Das meine Herren von der lukrativen Philosophie keineswegs ab, noch 60 Jahre hinterher die spekulative Theologie für den ganz eigentlichen und wesentlichen Gegenstand der Philosophie auszugeben und, weil sie jene explodirten Beweise wieder aufzunehmen sich doch nicht unterstehn, jetzt ohne Umstände, nur immerfort vom Absolutum zu reden, welches Wort gar nichts Anderes ist, als ein Enthymem, ein Schluß mit nicht ausgesprochenen Prämissen, Behufs der feigen Verlarvung und hinterlistigen Erschleichung des kosmologischen Beweises, als welcher in eigener Gestalt sich, seit

Digitized by Google

Kant nicht mehr seyn lassen darf und daher in dieser Verkleidung eingeschwärzt werden muß. Als hätte Kant von diesem letzteren Kniff eine Vorahndung gehabt, sagt er ausdrücklich: „Man hat zu allen Zeiten von dem absolut-nothwendigen „Wesen geredet und sich nicht sowohl Mühe gegeben, zu verstehn, „ob und wie man sich ein Ding von dieser Art auch nur den„ken könne, als vielmehr dessen Daseyn zu beweisen. — — — „Denn alle Bedingungen, die der Verstand jederzeit bedarf, um „etwas als nothwendig anzusehn, vermittelst des Wortes Un„bedingt, wegwerfen, macht mir noch lange nicht verständlich, „ob ich alsdann durch einen Begriff eines Unbedingtnothwendigen „noch etwas, oder vielleicht gar nichts denke." (Kritik der reinen Vernunft, 1. Aufl. S. 592; 5. Aufl. S. 620). Ich erinnere hier nochmals an meine Lehre, daß Nothwendigseyn durchaus und überall nichts Anderes besagt, als aus einem vorhandenen und gegebenen Grunde folgen: ein solcher Grund ist also gerade die Bedingung aller Nothwendigkeit: demnach ist das Unbedingt-nothwendige eine contradictio in adjecto, also gar kein Gedanke, sondern ein hohles Wort, — freilich ein im Bau der Professorenphilosophie gar häufig angewendetes Material. — Hieher gehört ferner, daß, Locke's großer, Epoche machender Grundlehre vom Nichtvorhandenseyn angeborener Ideen, und allen seitdem und auf dem Grunde derselben, namentlich durch Kant gemachten Fortschritten in der Philosophie zum Trotz, die Herren von der φιλοσοφια μισθοφορος ganz ungenirt, ihren Studenten ein „Gottesbewußtseyn", überhaupt ein unmittelbares Erkennen, oder Vernehmen, metaphysischer Gegenstände durch die Vernunft aufbinden. Es hilft nichts, daß Kant, mit dem Aufwande des seltensten Scharfsinns und Tiefsinns, dargethan hat, die theoretische Vernunft könne zu Gegenständen, die über die Möglichkeit aller Erfahrung hinaus liegen, nimmermehr gelangen: die Herren kehren sich an so etwas nicht; sondern ohne Umstände lehren sie, seit 50 Jahren, die Vernunft habe ganz unmittelbare, absolute Erkenntnisse, sei eigentlich ein von Hause aus auf Metaphysik angelegtes Vermögen, welches, über alle Möglichkeit der Erfahrung hinaus, das sogenannte Uebersinnliche, das Absolutum, den lieben Gott und was dergleichen noch weiter seyn soll, unmittelbar erkenne und sicher erfasse. Daß aber unsere Vernunft

Digitized by Google

ein solches, die gesuchten Gegenstände der Metaphysik, nicht mittelst Schlüsse, sondern unmittelbar erkennendes Vermögen sei, ist offenbar eine Fabel, oder gerade heraus gesagt, eine palpable Lüge; da es nur einer redlichen, sonst aber nicht schwierigen Selbstprüfung bedarf, um sich von der Grundlosigkeit eines solchen Vorgebens zu überzeugen: zudem es sonst auch ganz anders mit der Metaphysik stehn müßte. Daß dennoch eine solche, alles Grundes, außer der Verlegenheit und den schlauen Absichten ihrer Verbreiter, entbehrende, für die Philosophie grundverderbliche Lüge, seit einem halben Jahrhundert, zum stehenden, tausend und aber tausend Mal wiederholten Katheder-Dogma geworden, und, dem Zeugniß der größten Denker zum Trotz, der studirenden Jugend aufgebunden wird, gehört zu den schlimmsten Früchten der Universitätsphilosophie.

Solcher Vorbereitung jedoch entsprechend, ist bei den Katheder-philosophen das eigentliche und wesentliche Thema der Metaphysik die Auseinandersetzung des Verhältnisses Gottes zur Welt: die weitläuftigsten Erörterungen desselben füllen ihre Lehrbücher. Diesen Punkt ins Reine zu bringen, glauben sie sich vor Allem berufen und bezahlt; und da ist es nun ergötzlich zu sehn, wie altklug und gelehrt sie vom Absolutum, oder Gott, reden, sich ganz ernsthaft gebärdend, als wüßten sie wirklich irgend etwas davon: es erinnert an den Ernst, mit welchem die Kinder ihr Spiel betreiben. Da erscheint denn jede Messe eine neue Metaphysik, welche aus einem weitläuftigen Bericht über den lieben Gott besteht, auseinandersetzt, wie es eigentlich mit ihm stehe und wie er dazu gekommen sei, die Welt gemacht oder geboren, oder sonst wie hervorgebracht zu haben, so daß es scheint, sie erhielten halbjährlich über ihn die neuesten Berichte. Manche gerathen nun aber dabei in eine gewisse Verlegenheit, deren Wirkung hochkomisch ausfällt. Sie haben nämlich einen ordentlichen, persönlichen Gott, wie er im A. T. steht, zu lehren: das wissen sie. Andrerseits jedoch ist, seit ungefähr 40 Jahren, der Spinozistische Pantheismus, nach welchem das Wort Gott ein Synonym von Welt ist, unter den Gelehrten und sogar den bloß Gebildeten, durchaus vorherrschend und allgemeine Mode: das möchten sie doch auch nicht so ganz fahren lassen; dürfen jedoch nach dieser verbotenen Schüssel eigentlich die Hand nicht ausstrecken. Nun suchen sie sich durch

Digitized by Google

ihr gewöhnliches Mittel, dunkele, verworrene, konfuse Phrasen und hohlen Wortkram, zu helfen, wobei sie sich jämmerlich drehen und winden: da sieht man denn Einige in Einem Athem versichern, der Gott sei von der Welt total, unendlich und himmelweit, ganz eigentlich himmelweit, verschieden, zugleich aber ganz und gar mit ihr verbunden und Eins, ja, stecke bis über die Ohren drinne; wodurch sie mich dann jedes Mal an den Weber Bottom im Johannisnachtstraum erinnern, welcher verspricht, zu brüllen, wie ein entsetzlicher Löwe, zugleich aber doch so sanft, wie nur irgend eine Nachtigal flöten kann.

Hingegen die Kritik der reinen Vernunft, mit ihren Beweisen a priori der Unmöglichkeit aller Gotteserkenntniß, ist ihnen Schnickschnack, durch den sie sich nicht irre machen lassen: sie wissen wozu sie dasind. Ihnen einzuwenden, daß sich nichts Unphilosophischeres denken läßt, als immerfort von etwas zu reden, von dessen Daseyn man erwiesenstermaaßen keine Kenntniß und von dessen Wesen man gar keinen Begriff hat, — ist naseweises Einreden: sie wissen wozu sie dasind. — Ich bin ihnen bekanntlich Einer, der tief unter ihrer Notiz und Aufmerksamkeit steht, und durch die gänzliche Nichtbeachtung meiner Werke haben sie an den Tag zu legen vermeint, was ich sei (wiewohl sie gerade dadurch an den Tag gelegt haben was sie sind): daher wird es, wie Alles, was ich seit 35 Jahren vorgebracht habe, in den Wind geredet seyn, wenn ich ihnen sage, daß Kant nicht gescherzt hat, daß wirklich und im vollsten Ernst, die Philosophie keine Theologie ist, noch jemals seyn kann; daß sie vielmehr etwas ganz Anderes, von jener völlig Verschiedenes ist. Ja, wie bekanntlich jede andere Wissenschaft durch Einmischung von Theologie verdorben wird, so auch die Philosophie, und zwar am allermeisten; wie Solches die Geschichte derselben bezeugt: daß Dies sogar auch von der Moral gelte, habe ich in meiner Abhandlung über das Fundament derselben sehr deutlich dargethan; daher die Herren auch über diese mäuschenstill gewesen sind; getreu ihrer Taktik des passiven Widerstandes. Die Theologie nämlich deckt mit ihrem Schleier alle Probleme der Philosophie zu und macht daher nicht nur die Lösung, sondern sogar die Auffassung derselben unmöglich. Also, wie gesagt, die Kritik der reinen Vernunft ist ganz ernstlich der Kündigungsbrief der bis-

Digitized by Google

herigen ancilla theologiae gewesen, welche darin, Ein für alle Mal, ihrer gestrengen Gebieterin den Dienst aufgesagt hat. Seitdem hat nun diese sich mit einem Mietling begnügt, der die zurückgelassene Livree des ehemaligen Dieners, bloß zum Schein, gelegentlich anzieht; wie in Italien, wo dergleichen Substitute zumal am Sonntage häufig zu seyn und daher unter dem Namen der Domenichini bekannt sind.

Allein an der Universitätsphilosophie haben Kants Kritiken und Argumente freilich scheitern müssen. Denn da heißt es: sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas: die Philosophie soll Theologie seyn, und wenn die Unmöglichkeit der Sache von zwanzig Kanten bewiesen wäre: wir wissen, wozu wir dasind: in majorem Dei gloriam sind wir da. Nachdem also Kant allen möglichen Beweisen der spekulativen Theologie den Nerv so rein durchschnitten hatte, daß seitdem sich Niemand mehr mit ihnen hat befassen mögen; da besteht denn das philosophische Bestreben, seit fast funfzig Jahren, in allerlei Versuchen, die Theologie fein leise zu erschleichen, uud die philosophischen Schriften sind meistens nichts Anderes, als fruchtlose Belebungsversuche an einem entseelten Leichnam. So haben denn z. B. die Herren von der lukrativen Philosophie im Menschen ein Gottesbewußtseyn entdeckt, welches bis dahin aller Welt entgangen war, und werfen damit, durch die wechselseitige Einstimmung und die Unschuld ihres nächsten Publikums dreist gemacht, keck und kühn um sich, wodurch sie am Ende gar die ehrlichen Holländer der Universität Leyden verführt haben; so daß diese, die Winkelzüge der Philosophieprofessoren richtig für Fortschritte der Wissenschaft ansehend, ganz treuherzig, am 15. Februar 1844, die Preisfrage gestellt haben: quid statuendum de Sensu Dei, qui dicitur, menti humanae indito, u. s. w. Vermöge eines solchen „Gottesbewußtseyns" wäre denn Das, was mühsam zu beweisen alle Philosophen, bis auf Kant, sich abarbeiteten, etwas unmittelbar Bewußtes. Welche Pinsel müßten aber dann alle jene früheren Philosophen gewesen seyn, die sich ihr Leben lang abgemüht haben, Beweise für eine Sache aufzustellen, deren wir uns geradezu bewußt sind, welches besagt, daß wir sie noch unmittelbarer erkennen, als daß 2 Mal 2 vier ist, als wozu doch schon Ueberlegung gehört. Eine solche Sache bewei-

sen zu wollen, müßte ja seyn, wie wenn man beweisen wollte, daß die Augen sehn, die Ohren hören und die Nase rieche. Und welch unvernünftiges Vieh müßten doch die Anhänger der, nach der Zahl ihrer Bekenner, vornehmsten Religion auf Erden, die Buddhaisten, seyn, deren Religionseifer so groß ist, daß in Tibet beinahe der sechste Mensch dem geistlichen Stande angehört und damit dem Cölibat verfallen ist, deren Glaubenslehre jedoch zwar eine höchst lautere, erhabene, liebevolle, ja streng asketische Moral (die nicht, wie die Christliche, die Thiere vergessen hat) trägt und stützt, allein nicht nur entschieden atheistisch ist, sondern sogar ausdrücklich den Theismus perhorrescirt. Die Persönlichkeit ist nämlich ein Phänomen, das uns nur aus unserer animalischen Natur bekannt und daher, von dieser gesondert, nicht mehr deutlich denkbar ist: ein solches nun zum Ursprung und Prinzip der Welt zu machen, ist immer ein Satz, der nicht sogleich Jedem in den Kopf will; geschweige daß er schon von Hause aus darin wurzelte und lebte. Ein unpersönlicher Gott hingegen ist eine bloße Philosophieprofessorenflause, eine contradictio in adjecto, ein leeres Wort, die Gedankenlosen abzufinden, oder die Vigilanten zu beschwichtigen.

Zwar athmen also die Schriften unserer Universitäts-Philosophen den lebendigsten Eifer für die Theologie; dagegen aber sehr geringen für die Wahrheit. Denn ohne Scheu vor dieser werden Sophismen, Erschleichungen, Verdrehungen, falsche Assertionen, mit unerhörter Dreistigkeit, angewandt, ja angehäuft, werden sogar, wie oben ausgeführt, der Vernunft unmittelbare, übersinnliche Erkenntnisse, — also angeborene Ideen, — angedichtet, oder richtiger angelogen; Alles einzig und allein um Theologie herauszubringen: nur Theologie! nur Theologie! um jeden Preis, Theologie! — Ich möchte den Herren unmaaßgeblich zu bedenken geben, daß immerhin Theologie viel werth seyn mag; ich aber doch etwas kenne, das jedenfalls noch mehr werth ist, nämlich die Redlichkeit; Redlichkeit, wie im Handel und Wandel, so auch im Denken und Lehren: die sollte mir um keine Theologie feil seyn.

Wie nun aber die Sachen stehn, muß, wer es mit der Kritik der reinen Vernunft ernstlich genommen, überhaupt es ehrlich gemeint und demnach keine Theologie zu Markte zu bringen

Digitized by Google

hat, jenen Herren gegenüber, freilich zu kurz kommen. Brächte er auch das Vortrefflichste, das je die Welt gesehen, und tischte er alle Weisheit Himmels und der Erden auf; sie werden dennoch Augen und Ohren abwenden, wenn es keine Theologie ist; ja, je mehr Verdienst seine Sache hat, desto mehr wird sie, nicht ihre Bewunderung, sondern ihren Groll erregen; desto determinirteren passiven Widerstand werden sie ihr entgegenstellen, also mit desto hämischerem Schweigen sie zu ersticken suchen, zugleich aber desto lautere Enkomien über die lieblichen Geisteskinder der gedankenreichen Genossenschaft anstimmen, damit nur die ihnen verhaßte Stimme der Einsicht und Aufrichtigkeit nicht durchdringe. So nämlich verlangt es, in diesem Zeitalter skeptischer Theologen und rechtgläubiger Philosophen, die Politik der Herren, welche sich mit Weib und Kind von der Wissenschaft ernähren, welcher meiner Eins, ein langes Leben hindurch, alle seine Kräfte opfert. Denn ihnen kommt es, den Winken hoher Vorgesetzten gemäß, nur auf Theologie an: alles Andere ist Nebensache. Definiren sie doch schon von vorne herein, Jeder in seiner Sprache, Wendung und Verschleierung, die Philosophie als spekulative Theologie und geben das Jagdmachen auf Theologie ganz naiv als den wesentlichen Zweck der Philosophie an. Sie wissen nichts davon, daß man frei und unbefangen an das Problem des Daseyns gehn und die Welt, nebst dem Bewußtseyn, darin sie sich darstellt, als das allein Gegebene, das Problem, das Räthsel der alten Sphinx, vor die man hier kühn getreten ist, betrachten soll. Sie ignoriren klüglich, daß Theologie, wenn sie Eingang in die Philosophie verlangt, gleich allen andern Lehren, erst ihr Kreditiv vorzuweisen hat, das dann geprüft wird auf dem Büreau der Kritik der reinen Vernunft, als welche bei allen Denkenden noch in vollstem Ansehn steht, und an demselben, durch die komischen Grimassen, welche die Katheder-Philosophen des Tages gegen sie zu schneiden bemüht sind, wahrlich nicht das Geringste eingebüßt hat. Ohne ein vor ihr bestehendes Kreditiv also findet die Theologie keinen Eintritt und soll ihn weder ertrotzen, noch erschleichen, noch auch erbetteln, mit Berufung darauf, daß Katheder-Philosophen nun ein Mal nichts Anderes feil haben dürfen: — mögen sie doch die Boutique schließen. Denn die Philosophie ist keine Kirche und keine Re-

Digitized by Google

ligion. Sie ist das kleine, nur äußerst Wenigen zugängliche Fleckchen auf der Welt, wo die stets und überall gehaßte und verfolgte Wahrheit ein Mal alles Druckes und Zwanges ledig seyn, gleichsam ihre Saturnalien, die ja auch dem Sklaven freie Rede gestatten, feiern, ja sogar die Prärogative und das große Wort haben, absolut allein herrschen und kein Anderes neben sich gelten lassen soll. Die ganze Welt nämlich, und Alles in ihr, ist voller Absicht und meistens niedriger, gemeiner und schlechter Absicht: nur Ein Fleckchen soll, ausgemachterweise, von dieser frei bleiben und ganz allein der Einsicht offen stehn, und zwar der Einsicht in die wichtigsten, Allen angelegensten Verhältnisse: — Das ist die Philosophie. Oder versteht man es etwan anders? nun, dann ist Alles Spaaß und Komödie, — „wie Das denn wohl zu Zeiten kommen mag." — Freilich nach den Kompendien der Katheder-philosophen zu urtheilen, sollte man eher denken, die Philosophie wäre eine Anleitung zur Frömmigkeit, ein Institut Kirchengänger zu bilden; da ja die spekulative Theologie meistens gleich unverholen als der wesentliche Zweck und Ziel der Sache vorausgesetzt und mit allen Segeln und Rudern nur darauf hingesteuert wird. Gewiß aber ist, daß alle und jede Glaubensartikel, sie mögen nun offen und unverholen in die Philosophie hineingetragen seyn, wie Dies in der Scholastik geschah, oder durch petitiones principii, falsche Axiome, erlogene innere Erkenntnißquellen, Gottesbewußtseyne, Scheinbeweise, hochtrabende Phrasen und Gallimathias eingeschwärzt werden, wie es heut zu Tage Brauch ist, der Philosophie zum entschiedenen Verderb gereichen; weil all Dergleichen die klare, unbefangene, rein objektive Auffassung der Welt und unsers Daseyns, diese erste Bedingung alles Forschens nach Wahrheit, unmöglich macht.

Unter der Benennung und Firma der Philosophie und in fremdartigem Gewande die Grunddogmen der Landesreligion, welche man alsdann, mit einem Hegel's würdigen Ausdruck, „die absolute Religion" titulirt, vortragen, mag eine recht nützliche Sache seyn; sofern es dient, die Studenten den Zwecken des Staates besser anzupassen, imgleichen auch das lesende Publikum im Glauben zu befestigen: aber Dergleichen für Philosophie ausgeben heißt denn doch eine Sache für Das verkaufen, was

Digitized by Google

sie nicht ist. Wenn Dies und alles Obige seinen ungestörten Fortgang behält, muß mehr und mehr die Universitätsphilosophie zu einer remora der Wahrheit werden. Denn es ist um alle Philosophie geschehn, wenn zum Maaßstab ihrer Beurtheilung, oder gar zur Richtschnur ihrer Sätze, etwas Anderes genommen wird, als ganz allein die Wahrheit, die, selbst bei aller Redlichkeit des Forschens und aller Anstrengung der überlegensten Geisteskraft, so schwer zu erreichende Wahrheit: es führt dahin, daß sie zu einer bloßen fable convenue wird, wie Fontenelle die Geschichte nennt. Nie wird man in der Lösung der Probleme, welche unser so unendlich räthselhaftes Daseyn uns von allen Seiten entgegenhält, auch nur einen Schritt weiter kommen, wenn man nach einem vorgesteckten Ziele philosophirt. Daß aber Dies der generische Charakter der verschiedenen Species jetziger Universitätsphilosophie sei, wird wohl Niemand leugnen: denn nur zu sichtbar kollimiren alle ihre Systeme und Sätze nach Einem Zielpunkt. Dieser ist zudem nicht ein Mal das eigentliche, das neutestamentliche Christenthum, oder der Geist desselben, als welcher ihnen zu hoch, zu ätherisch, zu excentrisch, zu sehr nicht von dieser Welt, daher zu pessimistisch und hiedurch zur Apotheose des „Staats" ganz ungeeignet ist; sondern es ist bloß das Judenthum, die Lehre, daß die Welt ihr Daseyn von einem höchst vortrefflichen, persönlichen Wesen habe, daher auch ein allerliebstes Ding und *παντα καλα λιαν* sei. Dies ist ihnen aller Weisheit Kern, und dahin soll die Philosophie führen, oder, sträubt sie sich, geführt werden. Daher denn auch der Krieg, den, seit dem Sturz der Hegelei, alle Professoren gegen den sogenannten Pantheismus führen, in dessen Perhorrescirung sie wetteifern, einmüthig den Stab über ihn brechend. Ist etwan dieser Eifer aus der Entdeckung triftiger und schlagender Gründe gegen denselben entsprungen? Oder sieht man nicht vielmehr, mit welcher Rathlosigkeit und Angst sie nach Gründen gegen jenen in ursprünglicher Kraft ruhig dastehenden und sie belächelnden Gegner suchen? kann man daher noch bezweifeln, daß bloß die Inkompatibilität jener Lehre mit der „absoluten Religion" es ist, warum sie nicht wahr seyn soll, nicht soll, und wenn die ganze Natur sie mit tausend und aber tausend Kehlen verkündigte. Die Natur soll schweigen, damit das Judenthum spreche.

Digitized by Google

Wenn nun ferner, neben der „absoluten Religion," noch irgend etwas bei ihnen Berücksichtigung findet; so versteht es sich, daß es die sonstigen Wünsche eines hohen Ministeriums, bei dem die Macht Professuren zu geben und zu nehmen ist, seyn werden. Ist doch dasselbe die Muse, welche sie begeistert und ihren Lukubrationen vorsteht, daher wohl auch am Eingange, in Form einer Dedikation, ordentlich angerufen wird. Das sind mir die Leute, die Wahrheit aus dem Brunnen zu ziehn, den Schleier des Truges zu zerreißen und aller Verfinsterung Hohn zu sprechen.

Zu keinem Lehrfache wären, der Natur der Sache nach, so entschieden Leute von überwiegenden Fähigkeiten und durchdrungen von Liebe zur Wissenschaft und Eifer für die Wahrheit erfordert, als da, wo die Resultate der höchsten Anstrengungen des menschlichen Geistes, in der wichtigsten aller Angelegenheiten, der Blüthe einer neuen Generation, im lebendigen Worte, übergeben, ja, der Geist der Forschung in ihr erweckt werden soll. Andrerseits aber wieder halten die Ministerien dafür, daß kein Lehrfach auf die innerste Gesinnung der künftigen gelehrten, also den Staat und die Gesellschaft eigentlich lenkenden Klasse so viel Einfluß hat, wie gerade dieses; daher es nur mit den allerdevotesten, ihre Lehre gänzlich nach dem Willen und jedesmaligen Ansichten des Ministeriums zuschneidenden Männern besetzt werden darf. Natürlich ist es dann die erstere dieser beiden Anforderungen, welche zurückstehn muß. Wer nun aber mit diesem Stande der Dinge nicht bekannt ist, dem kann es zu Zeiten vorkommen, als ob seltsamerweise gerade die entschiedensten Schaafsköpfe sich der Wissenschaft des Plato und Aristoteles gewidmet hätten.

Ich kann hier nicht die beiläufige Bemerkung unterdrücken, daß eine sehr nachtheilige Vorschule zur Professur der Philosophie die Hauslehrerstellen sind, welche beinahe Alle, die jemals jene bekleideten, nach ihren Universitätsstudien, mehrere Jahre hindurch versehn haben. Denn solche Stellen sind eine rechte Schule der Unterwürfigkeit und Fügsamkeit. Besonders wird man darin gewohnt, seine Lehren ganz und gar dem Willen des Brodherrn zu unterwerfen und keine anderen als dessen Zwecke zu kennen. Diese, früh angenommene Gewohnheit wurzelt ein und wird zur zweiten Natur; so daß man nachher, als Philosophieprofessor, nichts natürlicher findet, als auch die Philo-

Digitized by Google

sophie eben so den Wünschen des die Professuren besetzenden Ministeriums gemäß zuzuschneiden und zu modeln; woraus denn am Ende philosophische Ansichten, oder gar Systeme, wie auf Bestellung gemacht, hervorgehn. Da hat die Wahrheit schönes Spiel! — Hier stellt sich freilich heraus, daß um dieser unbedingt zu huldigen, um wirklich zu philosophiren, zu so vielen Bedingungen fast unumgänglich auch noch diese kommt, daß man auf eigenen Beinen stehe und keinen Herrn kenne, wonach denn das δος μοι που στω in gewissem Sinne auch hier gälte. Wenigstens haben die allermeisten von Denen, die je etwas Großes in der Philosophie leisteten, sich in diesem Falle befunden. Spinoza war sich der Sache so deutlich bewußt, daß er die ihm angetragene Professur gerade deshalb ausschlug.

Ἡμισυ γαρ τ' αρετης αποαινυται ευρυοπα Ζευς
Ανερος, ευτ' αν μιν κατα δουλιον ἡμαρ ἑλησιν.

Das wirkliche Philosophiren verlangt Unabhängigkeit:

Πως γαρ ανηρ πενιῃ δεδμημενος ουτι τι εἰπειν,
Ουθ' ἑξαι δυναται, γλωσσα δε οἱ δεδεται.
Theogn.

Dafür jedoch ist der ächte Philosoph, seiner Natur nach, ein genügsames Wesen und bedarf nicht viel, um unabhängig zu leben: denn allemal wird sein Wahlspruch Sheustone's Satz seyn: liberty is a more invigorating cordial than Tokay. (Freiheit ist eine kräftigere Herzstärkung, als Tokayer.)

Wenn nun also es sich bei der Sache um nichts Anderes handelte, als um die Förderung der Philosophie und das Vorbringen auf dem Wege zur Wahrheit; so würde ich als das Beste empfehlen, daß man die Spiegelfechterei, welche damit auf den Universitäten getrieben wird, einstellte. Denn diese sind wahrlich nicht der Ort für ernstlich und redlich gemeinte Philosophie, deren Stelle dort nur zu oft eine in ihre Kleider gesteckte und aufgeputzte Drahtpuppe einnehmen und als ein nervis alienis mobile lignum paradiren und gestikuliren muß. Wenn nun aber gar eine solche Katheder-philosophie noch durch unverständliche, gehirnbetäubende Phrasen, neugeschaffene Worte und unerhörte Einfälle, deren Absurdes spekulativ und transscendental genannt wird, die Stelle wirklicher Gedanken ersetzen will;

Digitized by Google

so wird sie zu einer Parodie der Philosophie, die diese in Miskredit bringt; welches in unsern Tagen der Fall gewesen ist. Wie kann denn auch, unter allem solchen Treiben, selbst nur die Möglichkeit jenes tiefen Ernstes, der neben der Wahrheit Alles geringschätzt und die erste Bedingung zur Philosophie ist, bestehen? — Der Weg zur Wahrheit ist steil und lang: mit einem Block am Fuße wird ihn Keiner zurücklegen; vielmehr thäten Flügel Noth. Demnach also wäre ich dafür, daß die Philosophie aufhörte, ein Gewerbe zu seyn: die Erhabenheit ihres Strebens verträgt sich nicht damit; wie ja Dieses schon die Alten erkannt haben. Auch Voltaire sagt ganz richtig: les gens de lettres, qui ont rendu le plus de services au petit nombre d'êtres pensans répandus dans le monde, sont les lettrés isolés, les vrais savans, renfermés dans leur cabinet, qui n'ont ni argumenté sur les bancs de l'université, ni dit les choses à moitié dans les académies: et ceux-là ont presque toujours été persécutés. — Alle der Philosophie von außen gebotene Hülfe ist, ihrer Natur nach, verdächtig: denn das Interesse jener ist zu hoher Art, als daß es mit dem Treiben dieser niedrig gesinnten Welt eine aufrichtige Verbindung eingehn könnte. Dagegen hat sie ihren eigenen Leitstern, der nie untergeht. Darum lasse man sie gewähren, ohne Beihülfe, aber auch ohne Hindernisse, und gebe nicht dem ernsten, von der Natur geweihten und ausgerüsteten Pilger zum hochgelegenen Tempel der Wahrheit den Gesellen bei, dem es eigentlich nur um ein gutes Nachtlager und eine Abendmahlzeit zu thun ist: denn es ist zu besorgen, daß er, um nach diesen einlenken zu dürfen, Jenem ein Hinderniß in den Weg wälzen werde.

Diesem Allen zufolge halte ich, von den Staatszwecken, wie gesagt, absehend und bloß das Interesse der Philosophie betrachtend, für wünschenswerth, daß aller Unterricht in derselben auf Universitäten streng beschränkt werde auf den Vortrag der Logik, als einer abgeschlossenen und streng beweisbaren Wissenschaft, und auf eine ganz succincte vorzutragende und durchaus in Einem Semester von Thales bis Kant zu absolvirende Geschichte der Philosophie, damit sie, in Folge ihrer Kürze und Uebersichtlichkeit, den eigenen Ansichten des Herrn Professors möglichst wenig Spielraum gestatte. Denn die eigentliche Bekanntschaft mit den Philosophen

Digitized by Google

läßt sich durchaus nur in ihren eigenen Werken machen und keineswegs durch Relationen aus zweiter Hand; — wovon ich die Gründe bereits in der Vorrede zur zweiten Ausgabe meines Hauptwerkes dargelegt habe. Daher also möchte ich den Katheder-vortrag beschränken auf den Zweck einer allgemeinen Orientirung auf dem Felde der bisherigen philosophischen Leistungen, mit Beseitigung aller Ausführungen, wie auch aller Pragmaticität der Darstellung, die weiter gehn wollte, als bis zur Nachweisung der unverkennbaren Anknüpfungspunkte der successiv auftretenden Systeme an früher dagewesene; also ganz im Gegensatz der Anmaaßung Hegelianischer Geschichtschreiber der Philosophie, welche jedes System als nothwendig eintretend darthun, und sonach, die Geschichte der Philosophie a priori konstruirend, uns beweisen, daß jeder Philosoph gerade Das, was er gedacht hat, und nichts Anderes, habe denken müssen; wobei denn der Herr Professor so recht bequem sie Alle von oben herab übersieht, wo nicht gar belächelt. Der Sünder! als ob nicht Alles das Werk einzelner und einziger Köpfe gewesen wäre, die sich in der schlechten Gesellschaft dieser Welt eine Weile haben herumstoßen müssen, damit solche gerettet und erlöst werde aus den Banden der Rohheit und Verdummung; Köpfe, die eben so individuell, wie selten sind, daher von jedem derselben das Ariostische natura il fece, e poi ruppe lo stampo in vollem Maaße gilt; — und als ob, wenn Kant an den Blattern gestorben wäre, auch ein Andrer die Kritik der reinen Vernunft würde geschrieben haben, — wohl einer von Jenen, aus der Fabrikwaare der Natur und mit ihrem Fabrikzeichen auf der Stirn, so Einer mit der normalen Ration von drei Pfund groben Gehirns, hübsch fester Textur, in zolldicker Hirnschaale wohl verwahrt, beim Gesichtswinkel von 70°, dem matten Herzschlag, den trüben, spähenden Augen, den stark entwickelten Freßwerkzeugen, der stockenden Rede und dem schwerfälligen, schleppenden Gange, als welcher Takt hält mit der Krötenagilität seiner Gedanken: — ja, ja, wartet nur, die werden euch Kritiken der reinen Vernunft und auch Systeme machen, sobald nur der vom Professor berechnete Zeitpunkt da und die Reihe an sie gekommen ist, — dann, wann die Eichen Aprikosen tragen. — Die Herren haben freilich gute Gründe, möglichst viel der Erziehung und Bildung zuzuschreiben,

Digitized by Google

ſogar, wie wirklich Einige thun, die angeborenen Talente ganz zu leugnen und auf alle Weiſe ſich gegen die Wahrheit zu verſchanzen, daß Alles darauf ankommt, wie Einer aus den Händen der Natur hervorgegangen ſei, welcher Vater ihn gezeugt und welche Mutter ihn empfangen habe, ja, auch noch zu welcher Stunde; daher man keine Iliaden ſchreiben wird, wenn man zur Mutter eine Gans und zum Vater eine Schlafmütze gehabt hat; auch nicht, wenn man auf ſechs Univerſitäten ſtudirt. Es iſt nun aber doch nicht anders: ariſtokratiſch iſt die Natur, ariſtokratiſcher, als irgend ein Feudal- und Kaſtenweſen. Demgemäß läuft ihre Pyramide von einer ſehr breiten Baſis in einen gar ſpitzen Gipfel aus. Und wenn es dem Pöbel und Geſindel, welches nichts über ſich dulden will, auch gelänge, alle andern Ariſtokratien umzuſtoßen; ſo müßte es dieſe doch beſtehn laſſen, — und ſoll keinen Dank dafür haben: denn die iſt ſo ganz eigentlich „von Gottes Gnaden."

Digitized by Google

Transſcendente Spekulation

über die

anſcheinende Abſichtlichkeit

im

Schickſale des Einzelnen.

Το εἰκῆ οὐκ ἐστι ἐν τῇ ζωῇ, ἀλλὰ μία ἁρμονία καὶ τάξις.
Plotin. Enn. IV, L. 4, c. 35.

Digitized by Google

Ueber

die anscheinende Absichtlichkeit

im

Schicksale des Einzelnen.

Obgleich die hier mitzutheilenden Gedanken zu keinem festen Resultate führen, ja, vielleicht eine bloße metaphysische Phantasie genannt werden könnten; so habe ich mich doch nicht entschließen können, sie der Vergessenheit zu übergeben; weil sie Manchem, wenigstens zum Vergleich mit seinen eigenen, über denselben Gegenstand gehegten, willkommen seyn werden. Auch ein Solcher jedoch ist zu erinnern, daß an ihnen Alles zweifelhaft ist, nicht nur die Lösung, sondern sogar das Problem. Demnach hat man hier nichts weniger, als entschiedene Aufschlüsse zu erwarten, vielmehr die bloße Ventilation eines sehr dunkeln Sachverhältnisses, welches jedoch vielleicht Jedem, im Verlaufe seines eigenen Lebens, oder beim Rückblick auf dasselbe, sich öfter aufgedrungen hat. Sogar mögen unsere Betrachtungen darüber vielleicht nicht viel mehr seyn, als ein Tappen und Tasten im Dunkeln, wo man merkt, daß wohl etwas dasei, jedoch nicht recht weiß, wo, noch was. Wenn ich dabei dennoch bisweilen in den positiven, oder gar dogmatischen Ton gerathen sollte; so sei hier ein für alle Mal gesagt, daß dies bloß geschieht, um nicht durch stete Wiederholung der Formeln des Zweifels und der Muthmaaßung weitschweifig und matt zu werden; daß es mithin nicht ernstlich zu nehmen ist.

Der Glaube an eine specielle Vorsehung, oder sonst eine übernatürliche Lenkung der Begebenheiten im individuellen Lebenslauf, ist zu allen Zeiten allgemein beliebt gewesen, und sogar in denkenden, aller Superstition abgeneigten Köpfen findet er sich bisweilen unerschütterlich fest, ja, wohl gar außer allem

Digitized by Google

Zusammenhange mit irgend welchen bestimmten Dogmen. — Zuvörderst läßt sich ihm entgegensetzen, daß er, nach Art alles Götterglaubens, nicht eigentlich aus der Erkenntniß, sondern aus dem Willen entsprungen, nämlich zunächst das Kind unsrer Bedürftigkeit sei. Denn die Data, welche bloß die Erkenntniß dazu geliefert hätte, ließen sich vielleicht darauf zurückführen, daß der Zufall, welcher uns hundert arge, und wie durchdacht tückische Streiche spielt, dann und wann ein Mal auserlesen günstig ausfällt, oder auch mittelbar sehr gut für uns sorgt. In allen solchen Fällen erkennen wir in ihm die Hand der Vorsehung, und zwar am deutlichsten dann, wann er, unsrer eigenen Einsicht z wider, ja, auf von uns verabscheuten Wegen, uns zu einem beglückenden Ziele hingeführt hat; wo wir alsdann sagen tune bene navigavi, cum naufragium feci, und der Gegensatz zwischen Wahl und Führung ganz unverkennbar, zugleich aber zum Vortheil der letzteren, fühlbar wird. Eben dieserhalb trösten wir, bei widrigen Zufällen, uns auch wohl mit dem oft bewährten Sprüchlein „wer weiß wozu es gut ist," — welches eigentlich aus der Einsicht entsprungen ist, daß, obwohl der Zufall die Welt beherrscht, er doch den Irrthum zum Mitregenten hat und, weil wir Diesem, eben so sehr als Jenem, unterworfen sind, vielleicht eben Das ein Glück ist, was uns jetzt als ein Unglück erscheint. So fliehen wir dann von den Streichen des einen Welttyrannen zum andern, indem wir vom Zufall an den Irrthum appelliren.

Hievon jedoch abgesehn, ist, dem bloßen, reinen, offenbaren Zufall eine Absicht unterzulegen, ein Gedanke, der an Verwegenheit seines Gleichen sucht. Dennoch glaube ich, daß Jeder, wenigstens Ein Mal in seinem Leben, ihn lebhaft gefaßt hat. Auch findet man ihn bei allen Völkern und neben allen Glaubenslehren; wiewohl am entschiedensten bei den Mohammedanern. Es ist ein Gedanke, der, je nachdem man ihn versteht, der absurdeste, oder der tiefsinnigste seyn kann. Gegen die Beispiele inzwischen, wodurch man ihn belegen möchte, bleibt, so frappant sie auch bieweilen seyn mögen, die stehende Einrede diese, daß es das größte Wunder wäre, wenn niemals ein Zufall unsere Angelegenheiten gut, ja, selbst besser besorgte, als unser Verstand und unsere Einsicht es vermocht hätten.

Digitized by Google

Daß Alles, ohne Ausnahme, was geſchieht, mit ſtrenger Nothwendigkeit eintritt, iſt eine a priori einzuſehende, folglich unumſtößliche Wahrheit: ich will ſie hier den demonſtrablen Fatalismus nennen. In meiner Preisſchrift über die Freiheit des Willens ergiebt ſie ſich (S. 62) als das Reſultat aller vorhergegangenen Unterſuchungen. Sie wird empiriſch und a posteriori beſtätigt, durch die nicht mehr zweifelhafte Thatſache, daß magnetiſche Somnambule, daß mit dem zweiten Geſichte begabte Menſchen, ja, daß bisweilen die Träume des gewöhnlichen Schlafs, das Zukünftige geradezu und genau vorher verkünden. Am auffallendſten iſt dieſe empiriſche Beſtätigung meiner Theorie der ſtrengen Nothwendigkeit alles Geſchehenden beim zweiten Geſicht. Denn das vermöge deſſelben, oft lange vorher Verkündete ſehn wir nachmals, ganz genau und mit allen Nebenumſtänden, wie ſie angegeben waren, eintreten, ſogar dann, wann man ſich abſichtlich und auf alle Weiſe bemüht hatte, es zu hintertreiben, oder die eintreffende Begebenheit, wenigſtens in irgend einem Nebenumſtande, von der mitgetheilten Viſion abweichen zu machen; welches ſtets vergeblich geweſen iſt; indem dann gerade Das, welches das vorher Verkündete vereiteln ſollte, allemal es herbeizuführen gedient hat. Fälle dieſer letztern Art findet man, von dem grundehrlichen Bende Bendſen mitgetheilt, im 3ten Hefte des achten Bandes des Archivs für thieriſchen Magnetismus von Kieſer (beſonders Beiſp. 4, 12, 14, 16); wie einen in Jung Stillings Theorie der Geiſterkunde §. 155. Wäre nun die Gabe des zweiten Geſichts ſo häufig, wie ſie ſelten iſt; ſo würden unzählige Vorfälle, vorherverkündet, genau eintreffen und der unleugbare faktiſche Beweis der ſtrengen Nothwendigkeit alles und jedes Geſchehenden, Jedem zugänglich, allgemein vorliegen. Dann würde kein Zweifel mehr darüber bleiben, daß, ſo ſehr auch der Lauf der Dinge ſich als rein zufällig darſtellt, er es im Grunde doch nicht iſt, vielmehr alle dieſe Zufälle ſelbſt, *τα εικη φερομενα*, von einer, tief verborgenen Nothwendigkeit, *ειμαρμενη*, umfaßt werden deren bloßes Werkzeug der Zufall ſelbſt iſt. In dieſe einen Blick zu thun, iſt von jeher das Beſtreben aller Mantik geweſen. Aus der in Erinnerung gebrachten, thatſächlichen Mantik nun aber folgt eigentlich nicht bloß, daß alle Begebenheiten

Digitized by Google

mit vollständiger Nothwendigkeit eintreten; sondern auch, daß sie irgendwie schon zum Voraus bestimmt und objektiv festgestellt sind, indem sie ja dem Seherauge als ein Gegenwärtiges sich darstellen: indessen ließe sich dieses allenfalls noch auf die bloße Nothwendigkeit ihres Eintritts in Folge des Verlaufs der Kausalkette zurückführen. Jedenfalls aber ist die Einsicht, oder vielmehr die Ansicht, daß jene Nothwendigkeit alles Geschehenden keine blinde sei, also der Glaube an einen eben so planmäßigen, wie nothwendigen Hergang in unserm Lebenslauf, ein Fatalismus höherer Art, der jedoch nicht, wie der einfache, sich demonstriren läßt, auf welchen aber dennoch vielleicht Jeder, früher oder später, ein Mal geräth und ihn, nach Maaßgabe seiner Denkungsart, eine Zeit lang, oder auf immer festhält. Wir können denselben, zum Unterschiede von dem gewöhnlichen und demonstrabeln, den transscendenten Fatalismus nennen. Er stammt nicht, wie jener, aus einer eigentlich theoretischen Erkenntniß, noch aus der zu dieser nöthigen Untersuchung, als zu welcher Wenige befähigt seyn würden; sondern er setzt sich aus den Erfahrungen des eigenen Lebenslaufs allmälig ab. Unter diesen nämlich machen sich Jedem gewisse Vorgänge bemerklich, welche einerseits, vermöge ihrer besondern und großen Zweckmäßigkeit für ihn, den Stämpel einer moralischen, oder innern Nothwendigkeit, andrerseits jedoch den der äußern, gänzlichen Zufälligkeit deutlich ausgeprägt an sich tragen. Das öftere Vorkommen derselben führt allmälig zu der Ansicht, die oft zur Ueberzeugung wird, daß der Lebenslauf des Einzelnen, so verworren er auch scheinen mag, ein in sich übereinstimmendes, bestimmte Tendenz und belehrenden Sinn habendes Ganzes sei, so gut wie das durchdachteste Epos. Die durch denselben ihm ertheilte Belehrung nun aber bezöge sich allein auf seinen individuellen Willen, — welcher, im letzten Grunde, sein individueller Irrthum ist. Denn nicht in der Weltgeschichte, wie die Professorenphilosophie es wähnt, ist Plan und Ganzheit, sondern im Leben des Einzelnen. Die Völker existiren ja bloß in abstracto: die Einzelnen sind das Reale. Daher ist die Weltgeschichte ohne direkte metaphysische Bedeutung: sie ist eigentlich bloß eine zufällige Konfiguration: ich erinnere hier an Das was ich, „Welt als W. und V." Bd. 1. §. 35, darüber gesagt habe. — Also in Hinsicht auf

das eigene individuelle Schickſal erwächſt in Vielen jener **transſcendente Fatalismus**, zu welchem die aufmerkſame Betrachtung des eigenen Lebens, nachdem ſein Faden zu einer beträchtlichen Länge ausgeſponnen worden, vielleicht Jedem ein Mal Anlaß giebt, und der nicht nur viel Troſtreiches, ſondern vielleicht auch viel Wahres hat; daher er zu allen Zeiten, ſogar als Dogma, behauptet worden. Als völlig unbefangen verdient das Zeugniß eines erfahrenen Welt- und Hofmannes und dazu in einem Neſtoriſchen Alter abgelegt, hier angeführt zu werden, nämlich das des neunzigjährigen **Knebel**, der in einem Briefe ſagt: „Man wird, bei genauer Beobachtung finden, daß in dem „Leben der meiſten Menſchen ſich ein gewiſſer Plan findet, der, „durch die eigene Natur, oder durch die Umſtände, die ſie führen, „ihnen gleichſam vorgezeichnet iſt. Die Zuſtände ihres Lebens „mögen noch ſo abwechſelnd und veränderlich ſeyn, es zeigt ſich „doch am Ende ein Ganzes, das unter ſich eine gewiſſe Ueber„einſtimmung bemerken läßt. — — — — Die Hand eines be„ſtimmten Schickſals, ſo verborgen ſie auch wirken mag, zeigt ſich „auch genau, ſie mag nun durch äußere Wirkung, oder innere „Regung, bewegt ſeyn: ja, widerſprechende Gründe bewegen ſich „oftmals in ihrer Richtung. So verwirrt der Lauf iſt, ſo zeigt „ſich immer Grund und Richtung durch.“ (Knebel's litterariſcher Nachlaß. 2. Aufl. 1840. Bd. 3. S. 452.)

Die hier ausgeſprochene Planmäßigkeit im Lebenslauf eines Jeden läßt ſich nun zwar zum Theil aus der Unveränderlichkeit und ſtarren Konſequenz des angeborenen Charakters erklären, als welche den Menſchen immer in das ſelbe Gleis zurückbringt. Was dieſem Charakter eines Jeden das Angemeſſenſte iſt erkennt er ſo unmittelbar und ſicher, daß er, in der Regel, es gar nicht in das deutliche, reflektirte Bewußtſeyn aufnimmt, ſondern unmittelbar und wie inſtinctmäßig danach handelt. Dieſe Art von Erkenntniß iſt inſofern, als ſie ins Handeln übergeht, ohne ins deutliche Bewußtſeyn gekommen zu ſeyn, den reflex actions des **Marſhal Hall** zu vergleichen. Vermöge derſelben verfolgt und ergreift Jeder, dem nicht, entweder von außen, oder von ſeinen eigenen falſchen Begriffen und Vorurtheilen, Gewalt geſchieht, das ihm individuell Angemeſſene, auch ohne ſich darüber Rechenſchaft geben zu können; wie die im Sande, von der Sonne

Digitized by Google

bebrütete und aus dem Ei gekrochene Schildkröte, auch ohne das Wasser erblicken zu können, sogleich die gerade Richtung dahin einschlägt. Dies also ist der innere Kompaß, der geheime Zug, der Jeden richtig auf den Weg bringt, welcher allein der ihm angemessene ist, dessen gleichmäßige Richtung er aber erst gewahr wird, nachdem er ihn zurückgelegt hat. — Dennoch scheint Dies, dem mächtigen Einfluß und der großen Gewalt der äußern Umstände gegenüber, nicht ausreichend: und dabei ist es nicht sehr glaublich, daß das Wichtigste in der Welt, der durch so vieles Thun, Plagen und Leiden erkaufte menschliche Lebenslauf, auch nur die andere Hälfte seiner Lenkung, nämlich den von außen kommenden Theil, so ganz eigentlich und rein aus der Hand eines wirklich blinden, an sich selbst gar nichts seienden und aller Anordnung entbehrenden Zufalls erhalten sollte. Vielmehr wird man versucht, zu glauben, daß, — wie es gewisse Bilder giebt, welche dem bloßen Auge nur verzerrte und verstümmelte Ungestalten, hingegen in einem konischen Spiegel gesehn regelrechte menschliche Figuren zeigen, — so die rein empirische Auffassung des Weltlaufs jenem Anschauen des Bildes mit nacktem Auge gleicht, das Verfolgen der Absicht des Schicksals hingegen dem Anschauen im konischen Spiegel, der das dort auseinander Geworfene verbindet und ordnet. Jedoch läßt dieser Ansicht sich immer noch die andere entgegenstellen, daß der planmäßige Zusammenhang, welchen wir in den Begebenheiten unsers Lebens wahrzunehmen glauben, nur eine unbewußte Wirkung unsrer ordnenden und schematisirenden Phantasie sei, derjenigen ähnlich, vermöge welcher wir auf einer befleckten Wand menschliche Figuren und Gruppen deutlich und schön erblicken, indem wir planmäßigen Zusammenhang in Flecke bringen, die der blindeste Zufall gestreut hat. Inzwischen ist doch zu vermuthen, daß Das, was, im höchsten und wahrsten Sinne des Wortes, für uns das Rechte und Zuträgliche ist, wohl nicht Das seyn kann, was bloß projektirt, aber nie ausgeführt wurde, was also nie eine andere Existenz, als die in unsern Gedanken, erhielt, — die vani disegni, che non han' mai loco des Arioſto, — und dessen Vereitelung durch den Zufall wir nachher Zeit Lebens zu betrauern hätten; sondern vielmehr Das, was real ausgeprägt wird im großen Bilde der Wirklichkeit und wovon wir, nachdem

Digitized by Google

wir dessen Zweckmäßigkeit erkannt haben, mit Ueberzeugung sagen sic erat in fatis, so hat es kommen müssen; daher denn für die Realisirung des in diesem Sinne Zweckmäßigen auf irgend eine Weise gesorgt seyn müßte, durch eine im tiefsten Grunde der Dinge liegende Einheit des Zufälligen und Nothwendigen. Vermöge dieser müßten, beim menschlichen Lebenslauf, die innere, sich als instinktartiger Trieb darstellende Nothwendigkeit, sodann die vernünftige Ueberlegung und endlich die äußere Einwirkung der Umstände sich wechselseitig dergestalt in die Hände arbeiten, daß sie, am Ende desselben, wann er ganz durchgeführt ist, ihn als ein wohlgegründetes, vollendetes Kunstwerk erscheinen ließen; obgleich vorher, als er noch im Werden war, an demselben, wie an jedem erst angelegten Kunstwerk, sich oft weder Plan, noch Zweck, erkennen ließ. Wer aber erst nach der Vollendung hinzuträte und ihn genau betrachtete, müßte so einen Lebenslauf anstaunen als das Werk der überlegtesten Vorhersicht, Weisheit und Beharrlichkeit. Die Bedeutsamkeit desselben im Ganzen jedoch würde seyn, je nachdem das Subjekt desselben ein gewöhnliches, oder außerordentliches war. — Die Natur freilich thut Alles nur für die Gattung und nichts bloß für das Individuum; weil ihr Jene Alles, Dieses nichts ist. Allein was wir hier als wirkend voraussetzen wäre nicht die Natur, sondern das jenseit der Natur liegende Metaphysische, welches in jedem Individuo ganz und ungetheilt existirt, dem daher Dieses Alles gilt.

Zwar müßte man eigentlich, um über diese Dinge in's Reine zu kommen, zuvor folgende Fragen beantworten: ist ein gänzliches Mißverhältniß zwischen dem Charakter und dem Schicksal eines Menschen möglich? — oder paßt, auf die Hauptsache gesehn, jedes Schicksal zu jedem Charakter? — oder endlich fügt wirklich eine geheime, unbegreifliche Nothwendigkeit, dem Dichter eines Drama's zu vergleichen, Beide jedes Mal passend an einander? — Aber eben hierüber sind wir nicht im Klaren.

Inzwischen glauben wir, unserer Thaten in jedem Augenblicke Herr zu seyn. Allein, wenn wir auf unsern zurückgelegten Lebensweg zurücksehn und zumal unsere unglücklichen Schritte, nebst ihren Folgen, ins Auge fassen; so begreifen wir oft nicht, wie wir haben Dieses thun, oder Jenes unterlassen können; so

Digitized by Google

daß es ausſieht, als hätte eine fremde Macht unſre Schritte gelenkt. Deshalb ſagt Shakeſpeare:

> Fate, show thy force: ourselves we do not owe;
> What is decreed must be, and be this so!
>
> Twelfth-night, A. 1. sc. 5.

> (Jetzt kannſt du deine Macht, o Schickſal, zeigen:
> Was ſeyn ſoll muß geſchehn, und Keiner iſt ſein eigen.)

Auch Göthe ſagt, im Götz von Berlichingen (Akt 5.): „wir „Menſchen führen uns nicht ſelbſt: böſen Geiſtern iſt Macht über „uns gelaſſen, daß ſie ihren Muthwillen an unſerm Verderben „üben.“ Ja, ſchon der Prophet Jeremias hat es geſagt: „des Menſchen Thun ſtehet nicht in ſeiner Gewalt, und ſtehet in Niemandes Macht, wie er wandele, oder ſeinen Gang richte.“ (10, 23.) Dies Alles beruht darauf, daß unſere Thaten das nothwendige Produkt zweier Faktoren ſind, deren einer, unſer Charakter, unabänderlich feſt ſteht, uns jedoch nur a posteriori, alſo allmälig, bekannt wird; der andere aber ſind die Motive: dieſe liegen außerhalb und werden durch den Weltlauf herbeigeführt, beſtimmen jedoch den gegebenen Charakter, unter Vorausſetzung ſeiner feſtſtehenden Beſchaffenheit, mit einer Nothwendigkeit, welche der mechaniſchen gleichkommt. Das über den ſo erfolgenden Verlauf nun aber urtheilende Ich iſt das Subjekt des Erkennens, als ſolches jenen Beiden fremd und bloß der kritiſche Zuſchauer ihres Wirkens. Da mag es denn freilich zu Zeiten ſich verwundern.

Hat man aber ein Mal den Geſichtspunkt jenes transſcendenten Fatalismus gefaßt und betrachtet nun von ihm aus ein individuelles Leben; ſo hat man bisweilen das wunderlichſte aller Schauſpiele vor Augen, an dem Kontraſte zwiſchen der offenbaren, phyſiſchen Zufälligkeit einer Begebenheit und ihrer moraliſch-metaphyſiſchen Nothwendigkeit, welche letztere jedoch nie demonſtrabel iſt, vielmehr immer noch bloß eingebildet ſeyn kann. Um Dieſes durch ein allbekanntes Beiſpiel, welches zugleich, wegen ſeiner Grellheit, geeignet iſt, als Typus der Sache zu dienen, ſich zu veranſchaulichen, betrachte man Schiller's „Gang nach dem Eiſenhammer.“ Hier nämlich ſieht man Fridolins Verzögerung, durch den Dienſt bei der Meſſe, ſo ganz zufällig herbeigeführt, wie ſie andrerſeits für ihn ſo höchſt wichtig und nothwendig iſt. Vielleicht wird Jeder, bei gehörigem Nachden-

Digitized by Google

ken, in ſeinem eigenen Lebenslaufe analoge Fälle finden können, wenn gleich nicht ſo wichtige, noch ſo deutlich ausgeprägte. Gar Mancher aber wird hierdurch zu der Annahme getrieben werden, daß eine geheime und unerklärliche Macht alle Wendungen und Windungen unſers Lebenslaufes, zwar ſehr oft gegen unſere einſtweilige Abſicht, jedoch ſo, wie es der objektiven Ganzheit und ſubjektiven Zweckmäßigkeit deſſelben angemeſſen, mithin unſerm eigentlichen wahren Beſten förderlich iſt, leitet; ſo, daß wir gar oft die Thorheit der in entgegengeſetzter Richtung gehegten Wünſche hinterher erkennen. Ducunt volentem fata, nolentem trahunt. — Sen. ep. 107. Eine ſolche Macht nun müßte, mit einem unſichtbaren Faden alle Dinge durchziehend, auch die, welche die Kauſalkette ohne alle Verbindung mit einander läßt, ſo verknüpfen, daß ſie, im erforderten Moment, zuſammenträfen. Sie würde demnach die Begebenheiten des wirklichen Lebens ſo gänzlich beherrſchen, wie der Dichter die ſeines Drama's: Zufall aber und Irrthum, als welche zunächſt und unmittelbar in den regelmäßigen, kauſalen Lauf der Dinge ſtörend eingreifen, würden die bloßen Werkzeuge ihrer unſichtbaren Hand ſeyn.

Mehr als Alles treibt uns zu der kühnen Annahme einer ſolchen, aus der Einheit der tiefliegenden Wurzel der Nothwendigkeit und Zufälligkeit entſpringenden und unergründlichen Macht die Rückſicht hin, daß die beſtimmte, ſo eigenthümliche Individualität jedes Menſchen in phyſiſcher, moraliſcher und intellektueller Hinſicht, die ihm Alles in Allem iſt und daher aus der höchſten metaphyſiſchen Nothwendigkeit entſprungen ſeyn muß, andrerſeits (wie ich in meinem Hauptwerke Bd. 2, Kap. 43 dargethan habe) als das nothwendige Reſultat des moraliſchen Charakters des Vaters, der intellektuellen Fähigkeit der Mutter und der geſammten Korporiſation Beider ſich ergiebt; die Verbindung dieſer Eltern nun aber, in der Regel, durch augenſcheinlich zufällige Umſtände herbeigeführt worden iſt. Hier alſo drängt ſich uns die Forderung, oder das metaphyſiſch-moraliſche Poſtulat, einer letzten Einheit der Nothwendigkeit und Zufälligkeit unwiderſtehlich auf. Von dieſer einheitlichen Wurzel Beider einen deutlichen Begriff zu erlangen, halte ich jedoch für unmöglich: nur ſoviel läßt ſich ſagen, daß ſie zugleich Das wäre, was die Alten Schickſal, εἱμαρμενη, πεπρωμενη, fatum nannten,

Digitized by Google

Das, was ſie unter dem leitendenden Genius jedes Einzelnen verſtanden, nicht minder aber auch Das, was die Chriſten als Vorſehung, *προνοια*, verehren. Dieſe Drei unterſcheiden ſich zwar dadurch, daß das Fatum blind, die beiden Andern ſehend gedacht werden: aber dieſer anthropomorphiſtiſche Unterſchied fällt weg und verliert alle Bedeutung bei dem tiefinnern, metaphyſiſchen Weſen der Dinge, in welchem allein wir die Wurzel jener unerklärlichen Einheit des Zufälligen mit dem Nothwendigen, welche ſich als der geheime Lenker aller menſchlichen Dinge darſtellt, zu ſuchen haben.

Die Vorſtellung von dem, jedem Einzelnen beigegebenen und ſeinem Lebenslaufe vorſtehenden Genius ſoll Hetruriſchen Urſprungs ſeyn, war inzwiſchen bei den Alten allgemein verbreitet. Das Weſentliche derſelben enthält ein Vers des Menandros, den Plutarch (de tranq. an.) uns aufbehalten hat:

Ἁπαντι δαιμων ανδρι συμπαραστατει
Ευθυς γενομενῳ, μυσταγωγος του βιου
Αγαθος.

(hominem unumquemque, simul in lucem est editus, sectatur Genius, vitae qui auspicium facit, bonus nimirum.)

Sehr ſchön drückt die Sache Horaz aus:

Scit Genius, natale comes qui temperat astrum,
Naturae deus humanae, mortalis in unum-
Quodque caput, vultu mutabilis, albus et ater.
(II. epist. 2, 187.)

Eine gar leſenswerthe Stelle über dieſen Genius findet man im Apuleſus, de deo Socratis S. 236, 38 Bip. Aber noch merkwürdiger iſt die des Proklos in ſeinem Kommentar zum Alkibiades des Platon S. 77. ed. Creuzer: *ὁ γαρ πασαν ἡμων την ζωην ιθυνων και τας τε αἱρεσεις ἡμων αποπληρων, τας προ της γενεσεως, και τας της εἱμαρμενης δοσεις και των μοιρηγενετων θεων, ετι δε τας εκ της προνοιας ελλαμψεις χορηγων και παραμετρων, ουτος ὁ δαιμων εστι. κ. τ. λ.* Ueberaus tiefſinnig hat den ſelben Gedanken Theophraſtus Paracelſus gefaßt, da er ſagt: „Damit aber das Fatum wohl erkannt werde, „iſt es alſo, daß jeglicher Menſch einen Geiſt hat, der außerhalb „ihm wohnt und ſetzt ſeinen Stuhl in die obern Sterne. Derſel„bige gebraucht die Boſſen [Typen, davon Boſſiren] ſeines Mei-

Digitized by Google

„ſters: derſelbige iſt der, der da die praesagia demſelben vorzeigt „und nachzeigt: denn ſie bleiben nach dieſem. Dieſe Geiſter heißen „Fatum.“ (Theophr. Werke Straßb. 1603. Fol. Bd. 2. S. 36.) Beachtenswerth iſt es, daß eben dieſer Gedanke ſchon beim Plutarch zu finden iſt, da er ſagt, daß außer dem in den irdiſchen Leib verſenkten Theil der Seele ein andrer, reinerer Theil derſelben außerhalb über dem Haupte des Menſchen ſchwebend bleibt, als ein Stern ſich darſtellend und mit Recht ſein Dämon, Genius, genannt wird, welcher ihn leitet und dem der Weiſere willig folgt. Die Stelle iſt zum Herſetzen zu lang, ſie ſteht de genio Socratis c. 22. Die Hauptphraſe iſt: *το μεν ουν ὑποβρυχιον εν τῳ σωματι φερομενον Ψυχη λεγεται· το δε φθορας λειφθεν, οἱ πολλοι Νουν καλουντες, εντος ειναι νομιζουσιν αυτων· οἱ δε ορθως ὑπονοουντες, ὡς εκτος οντα, δαιμονα προσαγορευουσι.* Beiläufig bemerke ich, daß das Chriſtenthum, welches bekanntlich die Götter und Dämonen aller Heiden gern in Teufel verwandelte, aus dieſem Genius der Alten den spiritus familiaris der Gelehrten und Magiker gemacht zu haben ſcheint. — Die Chriſtliche Vorſtellung von der Providenz iſt zu bekannt, als daß es nöthig wäre, dabei zu verweilen. — Alles Dieſes ſind jedoch nur bildliche, allegoriſche Auffaſſungen der in Rede ſtehenden Sache; wie es denn überhaupt uns nicht vergönnt iſt, die tiefſten und verborgenſten Wahrheiten anders, als im Bilde und Gleichniß zu erfaſſen.

In Wahrheit jedoch kann jene verborgene und ſogar die äußern Einflüſſe lenkende Macht ihre Wurzel zuletzt doch nur in unſerm eigenen, geheimnißvollen Innern haben; da ja das *A* und *Ω* alles Daſeyns zuletzt in uns ſelbſt liegt. Allein auch nur die bloße Möglichkeit hievon werden wir, ſelbſt im glücklichſten Falle, wieder nur mittelſt Analogien und Gleichniſſe, einigermaaßen und aus großer Ferne abſehn können.

Die nächſte Analogie nun alſo mit dem Walten jener Macht zeigt uns die Teleologie der Natur, indem ſie das Zweckmäßige, als ohne Erkenntniß des Zweckes eintretend, darbietet, zumal da, wo die äußere, d. h. die zwiſchen verſchiedenen, ja verſchiedenartigen, Weſen und ſogar im Unorganiſchen Statt findende Zweckmäßigkeit hervortritt; wie denn ein frappantes Beiſpiel dieſer Art das Treibholz giebt, indem es gerade den baum-

losen Polarländern vom Meere reichlich zugeführt wird; und ein anderes der Umstand, daß das Festland unsers Planeten ganz nach dem Nordpol hingedrängt liegt, dessen Winter, aus astronomischen Gründen, acht Tage kürzer und dadurch wieder viel milder ist, als der des Südpols. Jedoch auch die innere, im abgeschlossenen Organismus sich unzweideutig kund gebende Zweckmäßigkeit, die solche vermittelnde, überraschende Zusammenstimmung der Technik der Natur mit ihrem bloßen Mechanismus, oder des nexus finalis mit dem nexus effectivus, (hinsichtlich welcher ich auf mein Hauptwerk Bd. 2. Kap. 26. S. 334—339 verweise) läßt uns analogisch absehn, wie das, von verschiedenen, ja weit entlegenen Punkten Ausgehende und sich anscheinend Fremde doch zum letzten Endzweck konspirirt und daselbst richtig zusammentrifft, nicht durch Erkenntniß geleitet, sondern vermöge einer aller Möglichkeit der Erkenntniß vorhergängigen Nothwendigkeit höherer Art. — Ferner, wenn man die von Kant und später von Laplace aufgestellte Theorie der Entstehung unsers Planetensystems, deren Wahrscheinlichkeit der Gewißheit sehr nahe steht, sich vergegenwärtigt und auf Betrachtungen der Art, wie ich sie in meinem Hauptwerke Bd. 2, Kap. 25, S. 324 angestellt habe, geräth, also überdenkt, wie aus dem Spiele blinder, ihren unabänderlichen Gesetzen folgender Naturkräfte, zuletzt diese wohlgeordnete, bewundrungswürdige Planetenwelt hervorgehn mußte; so hat man auch hieran eine Analogie, welche dienen kann, im Allgemeinen und aus der Ferne, die Möglichkeit davon abzusehn, daß selbst der individuelle Lebenslauf von den Begebenheiten, welche das oft so kapriziöse Spiel des blinden Zufalls sind, doch gleichsam planmäßig, so geleitet werde, wie es dem wahren und letzten Besten der Person angemessen ist. Dies angenommen, könnte das Dogma von der Vorsehung, als durchaus anthropomorphistisch, zwar nicht unmittelbar und sensu proprio als wahr gelten; wohl aber wäre es der mittelbare, allegorische und mythische Ausdruck einer Wahrheit, und daher, wie alle religiösen Mythen, zum praktischen Behuf und zur subjektiven Beruhigung vollkommen ausreichend, in dem Sinne wie z. B. Kants Moraltheologie, die ja auch nur als ein Schema zur Orientirung, mithin allegorisch, zu verstehn ist: — es wäre also, mit Einem Worte, zwar nicht wahr, aber doch so gut wie

Digitized by Google

wahr. Wie nämlich in jenen dumpfen und blinden Urkräften der Natur, aus deren Wechselspiel das Planetensystem hervorgeht, schon eben der Wille zum Leben, welcher nachher in den vollendetesten Erscheinungen der Welt auftritt, das im Innern Wirkende und Leitende ist und er, schon dort, mittelst strenger Naturgesetze, auf seine Zwecke hinarbeitend, die Grundfeste zum Bau der Welt und ihrer Ordnung vorbereitet, indem z. B. der zufälligste Stoß, oder Schwung, die Schiefe der Ekliptik und die Schnelligkeit der Rotation auf immer bestimmt, und das Endresultat die Darstellung seines ganzen Wesens seyn muß, eben weil dieses schon in jenen Urkräften selbst thätig ist; — eben so nun sind alle, die Handlungen eines Menschen bestimmenden Begebenheiten, nebst der sie herbeiführenden Kausalverknüpfung, doch auch nur die Objektivation des selben Willens, der auch in diesem Menschen selbst sich darstellt; woraus sich, wenn auch nur wie im Nebel, absehn läßt, daß sie sogar zu den speciellsten Zwecken jenes Menschen stimmen und passen müssen, in welchem Sinne sie alsdann jene geheime Macht bilden, die das Schicksal des Einzelnen leitet und als sein Genius, oder seine Vorsehung, allegorisirt wird. Rein objektiv betrachtet aber ist und bleibt es der durchgängige, Alles umfassende, ausnahmslose Kausalzusammenhang, — vermöge dessen Alles, was geschieht, durchaus und streng nothwendig eintritt, — welcher die Stelle der bloß mythischen Weltregierung vertritt, ja, den Namen derselben zu führen ein Recht hat.

Dieses uns näher zu bringen, kann folgende allgemeine Betrachtung dienen. „Zufällig" bedeutet das Zusammentreffen, in der Zeit, des kausal nicht Verbundenen. Nun ist aber nichts absolut zufällig; sondern auch das Zufälligste ist nur ein auf entfernterem Wege herangekommenes Nothwendiges; indem entschiedene, in der Kausalkette hoch herauf liegende Ursachen schon längst nothwendig bestimmt haben, daß es gerade jetzt, und daher mit jenem Andern gleichzeitig, eintreten mußte. Jede Begebenheit nämlich ist das einzelne Glied einer Kette von Ursachen und Wirkungen, welche in der Richtung der Zeit fortschreitet. Solcher Ketten aber giebt es unzählige, vermöge des Raums, neben einander. Jedoch sind diese nicht einander ganz fremd und ohne allen Zusammenhang unter sich; vielmehr sind sie viel-

Digitized by Google

fach mit einander verflochten: z. B. mehrere jetzt gleichzeitig wirkende Ursachen, deren jede eine andere Wirkung hervorbringt, sind hoch herauf aus einer gemeinsamen Ursache entsprungen und daher einander so verwandt, wie die Urenkel eines Ahnherrn: und andrerseits bedarf oft eine jetzt eintretende einzelne Wirkung des Zusammentreffens vieler verschiedener Ursachen, die, jede als Glied ihrer eigenen Kette, aus der Vergangenheit herankommen. Sonach nun bilden alle jene, in der Richtung der Zeit fortschreitenden Kausalketten ein großes, gemeinsames, vielfach verschlungenes Netz, welches ebenfalls, mit seiner ganzen Breite, sich in der Richtung der Zeit fortbewegt und eben den Weltlauf ausmacht. Versinnlichen wir uns jetzt jene einzelnen Kausalketten durch Meridiane, die in der Richtung der Zeit lägen; so kann überall das Gleichzeitige und eben deshalb nicht in direktem Kausalzusammenhange Stehende, durch Parallelkreise angedeutet werden. Obwohl nun das unter demselben Parallelkreise Gelegene nicht unmittelbar von einander abhängt; so steht es doch, vermöge der Verflechtung des ganzen Netzes, oder der sich, in der Richtung der Zeit fortwälzenden Gesammtheit aller Ursachen und Wirkungen, mittelbar in irgend einer, wenn auch entfernten, Verbindung: seine jetzige Gleichzeitigkeit ist daher eine nothwendige. Hierauf nun beruht das zufällige Zusammentreffen aller Bedingungen einer in höherem Sinne nothwendigen Begebenheit; das Geschehn Dessen, was das Schicksal gewollt hat, und das Eintreffen zur rechten Zeit der im Lebenslauf des Einzelnen wichtigen und entscheidenden Anlässe und Umstände, ja endlich wohl gar auch der Eintritt der Omina, an welche der Glaube so allgemein und unvertilgbar ist, daß er selbst in den überlegensten Köpfen nicht selten Raum gefunden hat. Denn da nichts absolut zufällig ist, vielmehr Alles nothwendig eintritt und sogar die Gleichzeitigkeit selbst, des kausal nicht Zusammenhängenden, die man den Zufall nennt, eine nothwendige ist, indem ja das jetzt Gleichzeitige schon durch Ursachen in der entferntesten Vergangenheit als ein solches bestimmt wurde; so spiegelt sich Alles in Allem, klingt Jedes in Jedem wieder und ist auch auf die Gesammtheit der Dinge jener bekannte, dem Zusammenwirken im Organismus geltende Ausspruch des Hippokrates anwendbar: *Συρροια μια, συμπνοια μια, παντα συμπαθεα.* —

Digitized by Google

Eine zweite Analogie, welche, von einer ganz anderen Seite, zu einem indirekten Verſtändniß des in Betrachtung genommenen transſcendenten Fatalismus beitragen kann, giebt der Traum, mit welchem ja überhaupt das Leben eine längſt anerkannte und gar oft ausgeſprochene Aehnlichkeit hat; ſo ſehr, daß ſogar Kants transſcendentaler Idealismus aufgefaßt werden kann als die deutlichſte Darlegung dieſer traumartigen Beſchaffenheit unſers bewußten Daſeyns; wie ich Dies in meiner Kritik ſeiner Philoſophie auch ausgeſprochen habe. — Und zwar iſt es dieſe Analogie mit dem Traume, welche uns, wenn auch wieder nur in neblichter Ferne, abſehn läßt, wie die geheime Macht, welche die uns berührenden, äußeren Vorgänge, zum Behufe ihrer Zwecke mit uns, beherrſcht und lenkt, doch ihre Wurzel in der Tiefe unſeres eigenen, unergründlichen Weſens haben könnte. Auch im Traume nämlich treffen die Umſtände, welche die Motive unſerer Handlungen daſelbſt werden, als äußerliche und von uns ſelbſt unabhängige, ja oft verabſcheute, rein zufällig zuſammen: dabei aber iſt dennoch zwiſchen ihnen eine geheime und zweckmäßige Verbindung; indem eine verborgene Macht, welcher alle Zufälle im Traume gehorchen, auch dieſe Umſtände, und zwar einzig und allein in Beziehung auf uns, lenkt und fügt. Das Allerſeltſamſte hiebei aber iſt, daß dieſe Macht zuletzt keine andere ſeyn kann, als unſer eigener Wille, jedoch von einem Standpunkte aus, der nicht in unſer träumendes Bewußtſeyn fällt; daher es kommt, daß die Vorgänge des Traums ſo oft ganz gegen unſere Wünſche in demſelben ausſchlagen, uns in Erſtaunen, in Verdruß, ja, in Schrecken und Todesangſt verſetzen, ohne daß das Schickſal, welches wir doch heimlich ſelbſt lenken, zu unſerer Rettung herbeikäme; imgleichen, daß wir begierig nach etwas fragen, und eine Antwort erhalten, über die wir erſtaunen; oder auch wieder, — daß wir ſelbſt gefragt werden, wie etwan in einem Examen, und unfähig ſind die Antwort zu finden, worauf ein Anderer, zu unſrer Beſchämung, ſie vortrefflich giebt; während doch im einen, wie im andern Fall, die Antwort immer nur aus unſern eigenen Mitteln kommen kann. Dieſe geheimnißvolle, von uns ſelbſt ausgehende Leitung der Begebenheiten im Traume noch deutlicher zu machen und ihr Verfahren dem Verſtändniß näher zu bringen, giebt es noch eine Erläuterung,

Digitized by Google

welche allein dieses leisten kann, die nun aber unumgänglich obscöner Natur ist; daher ich von Lesern, die werth sind, daß ich zu ihnen rede, voraussetze, daß sie daran weder Anstoß nehmen, noch die Sache von der lächerlichen Seite auffassen werden. Es giebt bekanntlich Träume, deren die Natur sich zu einem materiellen Zwecke bedient, nämlich zur Ausleerung der überfüllten Saamenbläschen. Träume dieser Art zeigen natürlich schlüpfrige Scenen: dasselbe thun aber mitunter auch andere Träume, die jenen Zweck gar nicht haben, noch erreichen. Hier tritt nun der Unterschied ein, daß, in den Träumen der ersten Art, die Schönen und die Gelegenheit sich uns bald günstig erweisen; wodurch die Natur ihren Zweck erreicht: in den Träumen der andern Art hingegen treten der Sache, die wir auf das heftigste begehren, stets neue Hindernisse in den Weg, welche zu überwinden wir vergeblich streben, so daß wir am Ende doch nicht zum Ziele gelangen. Wer diese Hindernisse schafft und unsern lebhaften Wunsch Schlag auf Schlag vereitelt, das ist doch nur unser eigener Wille; jedoch von einer Region aus, die weit über das vorstellende Bewußtseyn im Traume hinausliegt und daher in diesem als unerbittliches Schicksal auftritt. — Sollte es nun mit dem Schicksal in der Wirklichkeit und mit der Planmäßigkeit, die vielleicht Jeder, in seinem eigenen Lebenslaufe, demselben abmerkt, nicht ein Bewandniß haben können, das dem am Traume dargelegten analog wäre? Bisweilen geschieht es, daß wir einen Plan entworfen und lebhaft ergriffen haben, von dem sich später ausweist, daß er unserm wahren Wohl keineswegs gemäß war; den wir inzwischen eifrig verfolgen, jedoch nun hiebei eine Verschwörung des Schicksals gegen denselben erfahren, als welches alle seine Maschinerie in Bewegung setzt, ihn zu vereiteln; wodurch es uns dann endlich, wider unsern Willen, auf den uns wahrhaft angemessenen Weg zurückstößt. Bei einem solchen absichtlich scheinenden Widerstande brauchen manche Leute die Redensart: „ich merke, es soll nicht seyn;" andere nennen es ominös, noch andere einen Fingerzeig Gottes: sämmtlich aber theilen sie die Ansicht, daß, wenn das Schicksal sich einem Plane mit so offenbarer Hartnäckigkeit entgegenstellt, wir ihn aufgeben sollten; weil er, als zu unserer uns unbewußten Bestimmung nicht passend, doch nicht verwirklicht werden wird und wir uns, durch halsstarriges

Digitized by Google

Verfolgen deſſelben, nur noch härtere Rippenſtöße des Schickſals zuziehn, bis wir endlich wieder auf dem rechten Wege ſind; oder auch weil, wenn es uns gelänge, die Sache zu forciren, ſolche uns nur zum Schaden und Unheil gereichen würde. Hier findet das oben Angeführte ducunt volentem fata, nolentem trahunt ſeine ganze Beſtätigung. In manchen Fällen kommt nun hinterher wirklich zu Tage, daß die Vereitelung eines ſolchen Planes unſerm wahren Wohle durchaus förderlich geweſen iſt: Dies könnte daher auch da der Fall ſeyn, wo es uns nicht kund wird; zumal wenn wir als unſer wahres Wohl das metaphyſiſch-moraliſche betrachten. — Sehn wir nun aber von hier zurück auf das Hauptergebniß meiner geſammten Philoſophie, daß nämlich Das, was das Phänomen der Welt darſtellt und erhält, der Wille iſt, der auch in jedem Einzelnen lebt und ſtrebt, und erinnern wir uns zugleich der ſo allgemein anerkannten Aehnlichkeit des Lebens mit dem Traume; ſo können wir, alles Bisherige zuſammenfaſſend, es uns, ganz im Allgemeinen, als möglich denken, daß, auf analoge Weiſe, wie Jeder der heimliche Theaterdirektor ſeiner Träume iſt, ſo auch jenes Schickſal, welches unſern wirklichen Lebenslauf beherrſcht, irgendwie zuletzt von jenem Willen ausgehe, der unſrer eigener iſt, welcher jedoch hier, wo er als Schickſal aufträte, von einer Region aus wirkte, die weit über unſer vorſtellendes, individuelles Bewußtſeyn hinausliegt, während hingegen dieſes die Motive liefert, die unſern empiriſch erkennbaren, individuellen Willen leiten, der daher oft auf das heftigſte zu kämpfen hat mit jenem unſerm, als Schickſal ſich darſtellenden Willen, unſerm leitenden Genius, unſerm „Geiſt der außerhalb uns wohnt und ſeinen Stuhl in die obern „Sterne ſetzt," als welcher das individuelle Bewußtſeyn weit überſieht und daher, unerbittlich gegen daſſelbe, als äußern Zwang Das veranſtaltet und feſtſtellt, was herauszufinden er demſelben nicht überlaſſen durfte und doch nicht verfehlt wiſſen will.

Das Befremdliche, ja Exorbitante dieſes gewagten Satzes zu mindern mag zuvörderſt eine Stelle im Skotus Erigena dienen, bei der zu erinnern iſt, daß ſein Deus, als welcher ohne Erkenntniß iſt und von welchem Zeit und Raum, nebſt den zehn Ariſtoteliſchen Kategorien, nicht zu prädiciren ſind, ja, dem

Digitized by Google

überhaupt nur Ein Prädikat bleibt, Wille, — offenbar nichts Anderes iſt, als was bei mir der Wille zum Leben: est etiam alia species ignorantiae in Deo, quando ea, quae praescivit et praedestinavit, ignorare dicitur, dum adhuc in rerum factarum cursibus experimento non apparuerint (De divis. nat. p. 83 edit. Oxford.). Und bald darauf: tertia species divinae ignorantiae est, per quam Deus dicitur ignorare ea, quae nondum experimento actionis et operationis in effectibus manifeste apparent; quorum tamen invisibiles rationes in seipso, a seipso creatas et sibi ipsi cognitas possidet. —

Wenn wir nun, um die dargelegte Anſicht uns einigermaaßen faßlich zu machen, die anerkannte Aehnlichkeit des individuellen Lebens mit dem Traume zu Hülfe genommen haben; ſo iſt andrerſeits auf den Unterſchied aufmerkſam zu machen, daß im bloßen Traume das Verhältniß einſeitig iſt, nämlich nur ein Ich wirklich will und empfindet, während die Uebrigen nichts, als Phantome ſind; im großen Traume des Lebens hingegen ein wechſelſeitiges Verhältniß Statt findet, indem nicht nur der Eine im Traume des Andern, gerade ſo wie es daſelbſt nöthig iſt, figurirt, ſondern auch dieſer wieder in dem ſeinigen; ſo daß, vermöge einer wirklichen harmonia praestabilita, Jeder doch nur Das träumt, was ihm, ſeiner eigenen metaphyſiſchen Lenkung gemäß, angemeſſen iſt, und alle Lebensträume ſo künſtlich in einander geflochten ſind, daß Jeder erfährt, was ihm gedeihlich iſt und zugleich leiſtet, was Andern nöthig; wonach denn eine etwanige große Weltbegebenheit ſich dem Schickſale vieler Tauſende, Jedem auf individuelle Weiſe, anpaßt. Alle Ereigniſſe im Leben eines Menſchen ſtänden demnach in zwei grundverſchiedenen Arten des Zuſammenhangs: erſtlich, im objektiven, kauſalen Zuſammenhange des Naturlaufs; zweitens, in einem ſubjektiven Zuſammenhange, der nur in Beziehung auf das ſie erlebende Individuum vorhanden und ſo ſubjektiv wie deſſen eigene Träume iſt, in welchem jedoch ihre Succeſſion und Inhalt ebenfalls nothwendig beſtimmt iſt, aber in der Art, wie die Succeſſion der Scenen eines Drama's, durch den Plan des Dichters. Daß nun jene beiden Arten des Zuſammenhangs zugleich beſtehn und die nämliche Begebenheit, als ein Glied zweier ganz ver-

Digitized by Google

ſchiedener Ketten, doch beiden ſich genau einfügt, in Folge wovon jedes Mal das Schickſal des Einen zum Schickſal des Andern paßt und Jeder der Held ſeines eigenen, zugleich aber auch der Figurant im fremden Drama iſt. Dies iſt freilich etwas, das alle unſere Faſſungskraft überſteigt und nur vermöge der wunderſamſten harmonia praestabilita als möglich gedacht werden kann. Aber wäre es andrerſeits nicht engbrüſtiger Kleinmuth, es für unmöglich zu halten, daß die Lebensläufe aller Menſchen in ihrem Ineinandergreifen eben ſo viel concentus und Harmonie haben ſollten, wie der Komponiſt den vielen, ſcheinbar durch einander tobenden Stimmen ſeiner Symphonie zu geben weiß? Auch wird unſere Scheu vor jenem koloſſalen Gedanken ſich mindern, wenn wir uns erinnern, daß das Subjekt des großen Lebenstraumes in gewiſſem Sinne nur Eines iſt, der Wille zum Leben, und daß alle Vielheit der Erſcheinungen durch Zeit und Raum bedingt iſt. Geht man nun darauf ein, nimmt man jene doppelte Kette aller Begebenheiten an, vermöge deren jedes Weſen einerſeits ſeiner ſelbſt wegen da iſt, ſeiner Natur gemäß mit Nothwendigkeit handelt und wirkt und ſeinen eigenen Gang geht, andrerſeits aber auch für die Auffaſſung eines fremden Weſens und die Einwirkung auf daſſelbe ſo ganz beſtimmt und geeignet iſt, wie die Bilder in deſſen Träumen; — ſo wird man Dieſes auf die ganze Natur, alſo auch auf Thiere und erkenntnißloſe Weſen, auszudehnen haben. Da eröffnet ſich dann abermals eine Ausſicht auf die Möglichkeit der omina, praesagia und portenta, indem nämlich Das, was, nach dem Laufe der Natur, nothwendig eintritt, doch andrerſeits wieder anzuſehn iſt als bloßes Bild für mich und Staffage meines Lebenstraumes, bloß in Bezug auf mich geſchehend und exiſtirend, oder auch als bloßer Widerſchein und Widerhall meines Thuns und Erlebens; wonach dann das Natürliche und urſächlich nachweisbar Nothwendige eines Ereigniſſes das Ominoſe deſſelben keineswegs aufhöbe, und eben ſo dieſes nicht jenes. Daher ſind Die ganz auf dem Irrwege, welche das Ominoſe eines Ereigniſſes dadurch zu beſeitigen vermeinen, daß ſie die natürlichen und nothwendig wirkenden Urſachen deſſelben recht deutlich nachweiſen. Denn an dieſen zweifelt kein vernünftiger Menſch; ſondern gerade daraus, daß die ins Unendliche hinaufreichende Kette der Urſachen und

Digitized by Google

Wirkungen, mit der ihr eigenen, ſtrengen Nothwendigkeit und unvordenklichen Prädeſtination, den Eintritt dieſes Ereigniſſes, in ſolchem bedeutſamen Augenblick, unvermeidlich feſtgeſtellt hat, erwächſt demſelben das Ominoſe. Andrerſeits jedoch ſehn wir mit dem Glauben an die Omina auch der Aſtrologie wieder die Thüre geöffnet; da die geringſte, als ominos geltende Begebenheit, der Flug eines Vogels, das Begegnen eines Menſchen u. dgl. durch eine eben ſo unendlich lange und eben ſo ſtreng nothwendige Kette von Urſachen bedingt iſt, wie der berechenbare Stand der Geſtirne, zu einer gegebenen Zeit. Nur ſteht freilich die Konſtellation ſo hoch, daß die Hälfte der Erdbewohner ſie zugleich ſieht; während dagegen das Omen nur im Bereich des betreffenden Einzelnen erſcheint. Will man übrigens die Möglichkeit des Ominoſen ſich noch durch ein Bild verſinnlichen; ſo kann man Den, der, bei einem wichtigen Schritt in ſeinem Lebenslauf, deſſen Folgen noch die Zukunft verbirgt, ein gutes, oder ſchlimmes Omen erblickt und dadurch gewarnt oder beſtärkt wird, einer Saite vergleichen, welche, wenn angeſchlagen, ſich ſelbſt nicht hört, jedoch die, in Folge ihrer Vibration mitklingende, fremde Saite vernähme. —

Kants Unterſcheidung des Dinges an ſich von ſeiner Erſcheinung, nebſt meiner Zurückführung des erſteren auf den Willen und der letzteren auf die Vorſtellung, giebt uns die Möglichkeit, die Vereinbarkeit dreier Gegenſätze, wenn auch nur unvollkommen und aus der Ferne, abzuſehn.

Dieſe ſind:

1) Der, zwiſchen der Freiheit des Willens an ſich ſelbſt und der durchgängigen Nothwendigkeit aller Handlungen des Individuums.

2) Der, zwiſchen dem Mechanismus und der Technik der Natur, oder dem nexus effectivus und dem nexus finalis, oder der rein kauſalen und der teleologiſchen Erklärbarkeit der Naturprodukte. (Hierüber Kants Kritik der Urtheilskraft §. 78, und mein Hauptwerk Bd. 2. Kap. 26. S. 334 — 339.)

3) Der, zwiſchen der offenbaren Zufälligkeit aller Begebenheiten im individuellen Lebenslauf und ihrer moraliſchen Nothwendigkeit zur Geſtaltung deſſelben, gemäß einer transſcendenten

Digitized by Google

Zweckmäßigkeit für das Individuum: — oder, in populärer Sprache, zwiſchen dem Naturlauf und der Vorſehung.

Die Klarheit unſerer Einſicht in die Vereinbarkeit jedes dieſer drei Gegenſätze iſt, obwohl bei keinem derſelben vollkommen, doch genügender beim erſten als beim zweiten, am geringſten aber beim dritten. Inzwiſchen wirft das, wenn auch unvollkommene, Verſtändniß der Vereinbarkeit eines jeden dieſer Gegenſätze allemal Licht auf die zwei andern zurück, indem es als ihr Bild und Gleichniß dient. —

Worauf nun endlich dieſe ganze, hier in Betrachtung genommene, geheimnißvolle Lenkung des individuellen Lebenslaufs es eigentlich abgeſehn habe, läßt ſich nur ſehr im Allgemeinen angeben. Bleiben wir bei den einzelnen Fällen ſtehn; ſo ſcheint es oft, daß ſie nur unſer zeitliches, einſtweiliges Wohl im Auge habe. Dieſes jedoch kann, wegen ſeiner Geringfügigkeit, Unvollkommenheit, Futilität und Vergänglichkeit, nicht im Ernſt ihr letztes Ziel ſeyn: alſo haben wir dieſes in unſerm ewigen, über das individuelle Leben hinausgehenden Daſeyn zu ſuchen. Und da läßt ſich dann nur ganz im Allgemeinen ſagen, unſer Lebenslauf werde, mittelſt jener Lenkung, ſo regulirt, daß von dem Ganzen der durch denſelben uns aufgehenden Erkenntniß der metaphyſiſch zweckdienlichſte Eindruck auf den Willen, als welcher der Kern und das Weſen an ſich des Menſchen iſt, entſtehe. Denn obgleich der Wille zum Leben ſeine Antwort am Laufe der Welt überhaupt, als der Erſcheinung ſeines Strebens, erhält; ſo iſt dabei doch jeder Menſch jener Wille zum Leben auf eine ganz individuelle und einzige Weiſe, gleichſam ein individualiſirter Akt deſſelben; deſſen genügende Beantwortung daher auch nur eine ganz beſtimmte Geſtaltung des Weltlaufs, gegeben in den ihm eigenthümlichen Erlebniſſen, ſeyn kann. Da wir nun, aus den Reſultaten meiner Philoſophie des Ernſtes (im Gegenſatz bloßer Profeſſoren- oder Spaaß-Philoſophie), das Abwenden des Willens vom Leben als das letzte Ziel des zeitlichen Daſeyns erkannt haben; ſo müſſen wir annehmen, daß dahin ein Jeder, auf die ihm ganz individuell angemeſſene Art, alſo auch oft auf weiten Umwegen, allmälig geleitet werde. Da nun ferner Glück und Genuß dieſem Zwecke eigentlich entgegenarbeiten; ſo ſehn wir, Dieſem entſprechend, jedem Lebenslauf, Unglück und Leiden un-

Digitized by Google

ausbleiblich eingewebt, wiewohl in ſehr ungleichem Maaße und nur ſelten im überfüllten, nämlich in den tragiſchen Ausgängen; wo es dann ausſieht, als ob der Wille gewiſſermaaßen mit Gewalt zur Abwendung vom Leben getrieben werden und gleichſam durch den Kaiſerſchnitt zur Wiedergeburt gelangen ſollte.

So geleitet dann jene unſichtbare und nur in zweifelhaftem Scheine ſich kund gebende Lenkung uns bis zum Tode, dieſem eigentlichen Reſultat und inſofern Zweck des Lebens. In der Stunde deſſelben drängen alle die geheimnißvollen (wenn gleich eigentlich in uns ſelbſt wurzelnden) Mächte, die das ewige Schickſal des Menſchen beſtimmen, ſich zuſammen und treten in Aktion. Aus ihrem Konflikt ergiebt ſich der Weg, den er jetzt zu wandern hat, bereitet nämlich ſeine Palingeneſie ſich vor, nebſt allem Wohl und Wehe, welches in ihr begriffen und von Dem an unwiderruflich beſtimmt iſt. — Hierauf beruht der hochernſte, wichtige, feierliche und furchtbare Charakter der Todesſtunde. Sie iſt eine Kriſis, im ſtärkſten Sinne des Worts, — ein Weltgericht.

Digitized by Google

Verſuch

über das Geiſterſehn

und

was damit zuſammenhängt.

Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne
Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!
Göthe.

Digitized by Google

Verſuch
über Geiſterſehn
und
was damit zuſammenhängt.

Die in dem ſuperklugen, verfloſſenen Jahrhundert, allen früheren zum Trotz, überall, wenn auch nicht gebannten, doch geächteten Geſpenſter ſind, wie ſchon vorher die Magie, während dieſer letzten 25 Jahre, in Deutſchland rehabilitirt worden. Vielleicht nicht mit Unrecht. Denn die Beweiſe gegen ihre Exiſtenz waren theils metaphyſiſche, die, als ſolche, auf unſicherm Grunde ſtanden; theils empiriſche, die doch nur bewieſen, daß, in den Fällen, wo keine zufällige, oder abſichtlich veranſtaltete Täuſchung aufgedeckt worden war, auch nichts vorhanden geweſen ſei, was, mittelſt Reflexion der Lichtſtrahlen, auf die Retina, oder, mittelſt Vibration der Luft, auf das Tympanum hätte wirken können. Dies ſpricht jedoch bloß gegen die Anweſenheit von Körpern, deren Gegenwart aber auch niemand behauptet hatte, ja deren Kundgebung auf die beſagte phyſiſche Weiſe, die Wahrheit einer Geiſtererſcheinung aufheben würde. Denn eigentlich liegt ſchon im Begriff eines Geiſtes, daß ſeine Gegenwart uns auf ganz anderm Wege kund wird, als die eines Körpers. Was ein Geiſterſeher, der ſich ſelbſt recht verſtände und auszudrücken wüßte, behaupten würde, iſt bloß die Anweſenheit eines Bildes in ſeinem anſchauenden Intellekt, vollkommen ununterſcheidbar von dem, welches, unter Vermittelung des Lichtes und ſeiner Augen, daſelbſt von Körpern veranlaßt wird, und dennoch ohne wirkliche Gegenwart ſolcher Körper; desgleichen, in Hinſicht auf das hörbar Gegenwärtige, Geräuſche, Töne und Laute, ganz und gar gleich den durch vibrirende Körper und Luft in ſeinem Ohr hervorgebrachten, doch ohne die Anweſenheit oder Bewegung

Digitized by Google

ſolcher Körper. Eben hier liegt die Quelle des Mißverſtändniſſes, welches Alles für und wider die Realität der Geiſtererſcheinungen Geſagte durchzieht. Nämlich die Geiſtererſcheinung ſtellt ſich dar, völlig wie eine Körpererſcheinung: ſie iſt jedoch keine, und ſoll es auch nicht ſeyn. Dieſe Unterſcheidung iſt ſchwer und verlangt Sachkenntniß, ja philoſophiſches und phyſiologiſches Wiſſen. Denn es kommt darauf an, zu begreifen, daß eine Einwirkung gleich der von einem Körper nicht nothwendig die Anweſenheit eines Körpers vorausſetze.

Vor Allem daher müſſen wir uns hier zurückrufen und bei allem Folgenden gegenwärtig erhalten, was ich öfter ausführlich dargethan habe (beſonders in der 2. Aufl. meiner Abhandlung über den Satz vom zureichendenden Grunde §. 21, und außerdem „über das Sehn und die Farben" §. 1. — Theoria colorum, II. — Welt als W. und V. Bd. 1. S. 12 — 14. — Bd. 2. Kap. 2. —), daß nämlich unſere Anſchauung der Außenwelt nicht bloß ſenſual, ſondern hauptſächlich intellektual, d. h. (objektiv ausgedrückt) cerebral iſt. — Die Sinne geben nie mehr, als eine bloße Empfindung in ihrem Organ, alſo einen an ſich höchſt dürftigen Stoff, aus welchem allererſt der Verſtand, durch Anwendung des ihm a priori bewußten Geſetzes der Kauſalität, und der eben ſo a priori ihm einwohnenden Formen, Raum und Zeit, dieſe Körperwelt aufbaut. Die Erregung zu dieſem Anſchauungsakte geht, im wachen und normalen Zuſtande, allerdings von der Sinnesempfindung aus, indem dieſe die Wirkung iſt, zu welcher der Verſtand die Urſache ſetzt. Warum aber ſollte es nicht möglich ſeyn, daß auch ein Mal eine von einer ganz andern Seite, alſo von innen, vom Organismus ſelbſt ausgehende Erregung zum Gehirn gelangen und von dieſem, mittelſt ſeiner eigenthümlichen Funktion und dem Mechanismus derſelben gemäß, eben ſo wie jene verarbeitet werden könnte? nach dieſer Verarbeitung aber würde die Verſchiedenheit des urſprünglichen Stoffes nicht mehr zu erkennen ſeyn; ſo wie am Chylus nicht die Speiſe, aus der er bereitet worden. Bei einem etwanigen wirklichen Falle dieſer Art würde ſodann die Frage entſtehen, ob auch die entferntere Urſache der dadurch hervorgebrachten Erſcheinung niemals weiter zu ſuchen wäre, als im Innern des Organismus; oder ob ſie, beim Ausſchluß aller Sinnesempfin-

Digitized by Google

dung, dennoch eine äußere seyn könne, welche dann freilich, in diesem Falle, nicht physisch oder körperlich gewirkt haben würde; und, wenn Dies, welches Verhältniß die gegebene Erscheinung zur Beschaffenheit einer solchen entfernten äußern Ursache haben könne, also ob sie Indicia über diese enthielte, ja wohl gar das Wesen derselben in ihr ausgedrückt wäre. Demnach würden wir auch hier, eben wie bei der Körperwelt, auf die Frage nach dem Verhältniß der Erscheinung zum Dinge an sich geführt werden. Dies aber ist der transscendentale Standpunkt, von welchem aus es sich vielleicht ergeben könnte, daß der Geistererscheinung nicht mehr noch weniger Idealität anhienge, als der Körpererscheinung, die ja bekanntlich unausweichbar dem Idealismus unterliegt und daher nur auf weitem Umwege auf das Ding an sich, d. h. das wahrhaft Reale, zurückgeführt werden kann. Da nun wir als dieses Ding an sich den Willen erkannt haben; so giebt dies Anlaß zu der Vermuthung, daß vielleicht ein solcher, wie den Körpererscheinungen, so auch den Geistererscheinungen zum Grunde liege. Alle bisherigen Erklärungen der Geistererscheinungen sind spiritualistische gewesen: eben als solche erleiden sie die Kritik Kants, im ersten Theile seiner „Träume eines Geistersehers." Ich versuche hier eine idealistische Erklärung. —

Nach dieser übersichtlichen und anticipirenden Einleitung zu den jetzt folgenden Untersuchungen, nehme ich den ihnen angemessenen, langsamern Gang an. Nur bemerke ich, daß ich den Thatbestand, worauf sie sich beziehn, als dem Leser bekannt voraussetze. Denn theils ist mein Fach nicht das erzählende, also auch nicht die Darlegung von Thatsachen, sondern die Theorie zu denselben; theils müßte ich ein dickes Buch schreiben, wenn ich alle die magnetischen Krankengeschichten, Traumgesichte, Geistererscheinungen u. s. w., die unserm Thema als Stoff zum Grunde liegen und bereits in vielen Büchern erzählt sind, wiederholen wollte; endlich auch habe ich keinen Beruf den Skepticismus der Ignoranz zu bekämpfen, dessen superkluge Gebärden täglich mehr außer Kredit kommen und bald nur noch in England Cours haben werden. Wer heut zu Tage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehns bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen. Aber ich muß

Digitized by Google

mehr, ich muß die Bekanntschaft mit wenigstens einigen der in großer Anzahl vorhandenen Bücher über Geistererscheinungen, oder anderweitige Kunde von diesen voraussetzen. Selbst die auf solche Bücher verweisenden Citate gebe ich nur dann, wann es specielle Angaben oder streitige Punkte betrifft. Im übrigen setze ich bei meinem Leser, den ich mir als einen mich schon anderweitig kennenden denke, das Zutrauen voraus, daß, wenn ich etwas als faktisch feststehend annehme, es mir aus guten Quellen, oder aus eigener Erfahrung, bekannt sei.

Zunächst nun also frägt sich, ob denn wirklich in unserm anschauenden Intellekt, oder Gehirn, anschauliche Bilder, vollkommen und ununterscheidbar gleich denen, welche daselbst die auf die äußeren Sinne wirkende Gegenwart der Körper veranlaßt, ohne diesen Einfluß entstehn können. Glücklicherweise benimmt uns hierüber eine uns sehr vertraute Erscheinung jeden Zweifel: nämlich der Traum.

Die Träume für bloßes Gedankenspiel, bloße Phantasiebilder ausgeben zu wollen, zeugt von Mangel an Besinnung, oder an Redlichkeit: denn offenbar sind sie von diesen specifisch verschieden. Phantasiebilder sind schwach, matt, unvollständig, einseitig und so flüchtig, daß man das Bild eines Abwesenden kaum einige Sekunden gegenwärtig zu erhalten vermag, und sogar das lebhafteste Spiel der Phantasie hält keinen Vergleich aus mit jener handgreiflichen Wirklichkeit, die der Traum uns vorführt. Es ist ganz falsch, Dies daraus erklären zu wollen, daß die Bilder der Phantasie durch den gleichzeitigen Eindruck der realen Außenwelt gestört und geschwächt würden: denn auch in der tiefsten Stille der finsterſten Nacht vermag die Phantasie nichts hervorzubringen, was jener objektiven Anschaulichkeit und Leibhaftigkeit des Traumes irgend nahe käme. Zudem sind Phantasiebilder stets durch die Gedankenassociation, oder durch Motive herbeigeführt und vom Bewußtseyn ihrer Willkürlichkeit begleitet. Der Traum hingegen steht da, als ein völlig Fremdes, sich, wie die Außenwelt, ohne unser Zuthun, ja wider unsern Willen aufdringendes. Alle seine Gegenstände erscheinen bestimmt und deutlich, wie die Wirklichkeit, nicht etwan bloß in Bezug auf uns, also flächenartig-einseitig, oder nur in der Hauptsache und in allgemeinen Umrissen angegeben; sondern genau ausgeführt, bis auf

Digitized by Google

die kleinſten und zufälligſten Einzelheiten und die uns oft hinderlichen und im Wege ſtehenden Nebenumſtände herab: da wirft jeder Körper ſeinen Schatten, und jedes Hinderniß muß erſt beſeitigt werden, gerade wie in der Wirklichkeit. Das durchaus Objektive deſſelben zeigt ſich ferner darin, daß ſeine Vorgänge meiſtens gegen unſre Erwartung, oft gegen unſern Wunſch ausfallen, ſogar bisweilen unſer Erſtaunen erregen; nicht weniger auch in der dramatiſchen Richtigkeit der Charaktere und Handlungen, welche die artige Bemerkung veranlaßt hat, daß Jeder, während er träumt, ein Shakeſpeare ſei. In Folge alles Dieſen iſt die Täuſchung, die der Traum erzeugt, ſo ſtark, daß die Wirklichkeit ſelbſt, welche beim Erwachen vor uns ſteht, oft erſt zu kämpfen hat und Zeit gebraucht, ehe ſie zum Worte kommen kann, um uns von der Trüglichkeit des ſchon nicht mehr vorhandenen, ſondern bloß dageweſenen Traumes zu überzeugen. Auch hinſichtlich der Erinnerung ſind wir, bei unbedeutenden Vorgängen, bisweilen im Zweifel, ob ſie geträumt oder wirklich geſchehn ſeien: wenn hingegen Einer zweifelt, ob etwas geſchehn ſei, oder er es ſich bloß eingebildet habe; ſo wirft er auf ſich ſelbſt den Verdacht des Wahnſinns. Dies Alles beweiſt, daß der Traum eine ganz eigenthümliche Funktion unſers Gehirns und durchaus verſchieden iſt von der bloßen Einbildungskraft und ihrer Rumination. — Auch Ariſtoteles ſagt: *το ενυπνιον εστιν αισθημα, τροπον τινα* (somnium quodammodo sensum est): de somno et vigilia. c. 2. Auch macht er die feine und richtige Bemerkung, daß wir, im Traume ſelbſt, uns abweſende Dinge noch durch die Phantaſie vorſtellen. Hieraus aber läßt ſich folgern, daß, während des Traumes, die Phantaſie noch disponibel, alſo nicht ſie ſelbſt das Medium, oder Organ, des Traumes ſei.

Andrerſeits wieder hat der Traum eine nicht zu leugnende **Aehnlichkeit mit dem Wahnſinn. Nämlich, was das träumende Bewußtſeyn vom wachen hauptſächlich unterſcheidet, iſt der Mangel an Gedächtniß, oder vielmehr an zuſammenhängender, beſonnener Rückerinnerung. Wir träumen uns in wunderliche, ja unmögliche Lagen und Verhältniſſe, ohne daß es uns einfiele, nach den Relationen derſelben zum Abweſenden und den Urſachen ihres Eintritts zu forſchen; wir vollziehen ungereimte Handlun-**

Digitized by Google

gen, weil wir des ihnen Entgegenstehenden nicht eingedenk sind. Längst Verstorbene figuriren noch immer als Lebende in unsern Träumen; weil wir im Traume uns nicht darauf besinnen, daß sie todt sind. Oft seyn wir uns wieder in den Verhältnissen, die in unsrer frühen Jugend bestanden, von den damaligen Personen umgeben, Alles beim Alten; weil alle seitdem eingetretenen Veränderungen und Umgestaltungen vergessen sind. Es scheint also wirklich, daß im Traume, bei der Thätigkeit aller Geisteskräfte, das Gedächtniß allein nicht recht disponibel sei. Hierauf eben beruht seine Aehnlichkeit mit dem Wahnsinn, welcher, wie ich (Welt als W. und V. Bd. 1. §. 36. und Bd. 2. Kap. 32.) gezeigt habe, im Wesentlichen auf eine gewisse Zerrüttung des Erinnerungsvermögens zurückzuführen ist. Von diesem Gesichtspunkt aus läßt sich daher der Traum als ein kurzer Wahnsinn, der Wahnsinn als ein langer Traum bezeichnen.

Wie jede Veränderung in der realen Welt schlechterdings nur in Folge einer ihr vorhergegangenen andern, ihrer Ursache, eintreten kann; so ist auch der Eintritt aller Gedanken und Vorstellungen in unser Bewußtseyn dem Satze von Grunde überhaupt unterworfen; daher solche jedesmal entweder durch einen äußern Eindruck auf die Sinne, oder aber, nach den Gesetzen der Association (worüber Kap. 14 im zweiten Bande meines Hauptwerks) durch einen ihnen vorhergängigen Gedanken hervorgerufen seyn müssen; außerdem sie nicht eintreten könnten. Diesem Satze vom Grunde, als dem ausnahmslosen Princip der Abhängigkeit und Bedingtheit aller irgend für uns vorhandenen Gegenstände, müssen nun auch die Träume, hinsichtlich ihres Eintritts, irgendwie unterworfen seyn: allein auf welche Weise sie ihm unterliegen, ist sehr schwer auszumachen. Denn das Charakteristische des Traumes ist die ihm wesentliche Bedingung des Schlafs, d. h. der aufgehobenen normalen Thätigkeit des Gehirns und der Sinne: erst wann diese Thätigkeit feiert, kann der Traum eintreten; gerade so, wie die Bilder der Laterna magika erst erscheinen können, nachdem man die Beleuchtung des Zimmers aufgehoben hat. Demnach wird der Eintritt, mithin auch der Stoff des Traums zuvörderst nicht durch äußere Eindrücke auf die Sinne herbeigeführt: einzelne Fälle, wo, bei leichtem Schlum-

Digitized by Google

mer, äußere Töne, auch wohl Gerüche, noch ins Sensorium gedrungen sind und Einfluß auf den Traum erlangt haben, sind specielle Ausnahmen, von denen ich hier absehe. Nun aber ist sehr beachtenswerth, daß die Träume auch nicht durch die Gedankenassociation herbeigeführt werden. Denn sie entstehn entweder mitten im tiefen Schlafe, dieser eigentlichen Ruhe des Gehirns, welche wir als eine vollkommene, mithin als ganz bewußtlos anzunehmen alle Ursache haben; wonach hier sogar die Möglichkeit der Gedankenassociation wegfällt: oder aber sie entstehn beim Uebergang aus dem wachen Bewußtseyn in den Schlaf, also beim Einschlafen: sogar bleiben sie hiebei eigentlich nie ganz aus und geben eben dadurch uns Gelegenheit, die volle Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie durch keine Gedankenassociation mit den wachen Vorstellungen verknüpft sind, sondern den Faden dieser unberührt lassen, um ihren Stoff und Anlaß ganz wo anders, wir wissen nicht woher, zu nehmen. Diese ersten Traumbilder des Einschlafenden nämlich sind, was sich leicht beobachten läßt, stets ohne irgend einigen Zusammenhang mit den Gedanken, unter denen er eingeschlafen ist, ja, sie sind diesen so auffallend heterogen, daß dem darüber Nachdenkenden sich die Frage aufdrängt, wodurch wohl die Wahl und Beschaffenheit derselben bestimmt werden möge? Sie haben überdies (wie Burdach im 3. Bande seiner Physiologie fein und richtig bemerkt) das Unterscheidende, daß sie keine zusammenhängende Begebenheit darstellen und wir auch meistentheils nicht selbst als handelnd darin auftreten, wie in den andern Träumen; sondern sie sind ein rein objektives Schauspiel, bestehend aus vereinzelten Bildern, die beim Einschlafen plötzlich aufsteigen. Da wir oft sogleich wieder darüber erwachen, können wir uns vollkommen überzeugen, daß sie mit den noch augenblicklich vorher dagewesenen Gedanken niemals die mindeste Aehnlichkeit, die entfernteste Analogie, oder sonstige Beziehung zu ihnen haben, vielmehr uns durch das ganz Unerwartete ihres Inhalts überraschen, als welcher unserm vorherigen Gedankengange eben so fremd ist, wie irgend ein Gegenstand der Wirklichkeit, der, im wachen Zustande, auf die zufälligste Weise, plötzlich in unsere Wahrnehmung tritt. — Der Faden also, den der Satz vom Grunde uns in die Hand giebt, scheint uns hier an

Digitized by Google

beiden Enden, dem innern und dem äußern, abgeſchnitten zu ſeyn. Allein das iſt nicht möglich, nicht denkbar. Nothwendig muß irgend eine Urſache vorhanden ſeyn, welche jene Traumgeſtalten herbeiführt und ſie durchgängig beſtimmt; ſo daß aus ihr ſich müßte genau erklären laſſen, warum z. B. mir, den bis zum Augenblick des Einſchlummerns ganz andere Gedanken beſchäftigten, jetzt plötzlich ein blühender, vom Winde leiſe bewegter, Baum, und nichts Anderes ſich darſtellt, ein ander Mal aber eine Magd, mit einem Korbe auf dem Kopf, wieder ein ander Mal eine Reihe Soldaten, u. ſ. f.

Da nun alſo bei der Entſtehung der Träume, ſei es unter dem Einſchlafen, oder im bereits eingetretenen Schlaf, dem Gehirne, dieſem alleinigen Sitz und Organ aller Vorſtellungen, ſowohl die Erregung von außen, durch die Sinne, als die von innen, durch die Gedanken abgeſchnitten iſt; ſo bleibt uns keine andere Annahme übrig, als daß daſſelbe irgend eine rein phyſiologiſche Erregung dazu, aus dem Innern des Organismus, erhalte. Dem Einfluſſe dieſes ſind zum Gehirne zwei Wege offen: der der Nerven und der der Gefäße. Die Lebenskraft hat während des Schlafes, d. h. des Einſtellens aller animaliſchen Funktionen, ſich gänzlich auf das organiſche Leben geworfen, und iſt daſelbſt, unter einiger Verringerung des Athmens, des Pulſes, der Wärme, auch faſt aller Sekretionen, hauptſächlich mit der langſamen Reproduktion, der Herſtellung alles Verbrauchten, der Heilung alles Verletzten und der Beſeitigung aller eingeriſſenen Unordnungen, beſchäftigt; daher der Schlaf die Zeit iſt, während welcher die vis naturae medicatrix, in allen Krankheiten, die heilſamen Kriſen herbeiführt, in welchen ſie alsdann den entſcheidenden Sieg über das vorhandene Uebel erkämpft, und wonach daher der Kranke, mit dem ſichern Gefühl der herankommenden Geneſung, erleichtert und freudig erwacht. Aber auch bei dem Geſunden wirkt ſie das Selbe, nur in ungleich geringerm Grade an allen Punkten, wo es nöthig iſt; daher auch er beim Erwachen das Gefühl der Herſtellung und Erneuerung hat: beſonders hat im Schlafe das Gehirn ſeine, im Wachen nicht ausführbare, Nutrition erhalten; wovon die hergeſtellte Klarheit des Bewußtſeyns die Folge iſt. Alle dieſe Operationen ſtehn unter der Leitung und Kontrole des plaſtiſchen

Digitized by Google

Nervensystems, also der sämmtlichen großen Ganglien, oder Nervenknoten, welche, in der ganzen Länge des Rumpfs, durch leitende Nervenstränge mit einander verbunden, den großen sympathischen Nerven oder den innern Nervenheerd, ausmachen. Dieser ist vom äußern Nervenheerde, dem Gehirn, als welches ausschließlich der Leitung der äußern Verhältnisse obliegt und deshalb einen nach außen gerichteten Nervenapparat und durch ihn veranlaßte Vorstellungen hat, ganz gesondert und isolirt; so daß, im normalen Zustande, seine Operationen nicht ins Bewußtseyn gelangen, nicht empfunden werden. Inzwischen hat derselbe doch einen mittelbaren und schwachen Zusammenhang mit dem Cerebralsystem, durch dünne und fernher anastomosirende Nerven: auf dem Wege derselben wird, bei abnormen Zuständen, oder gar Verletzungen der innern Theile, jene Isolation in gewissem Grade durchbrochen, wonach solche, dumpfer oder deutlicher, als Schmerz ins Bewußtseyn eindringen. Hingegen im normalen und gesunden Zustande gelangt, auf diesem Wege, von den Vorgängeu und Bewegungen in der so komplicirten und thätigen Werkstätte des organischen Lebens, von dem leichtern, oder erschwerten Fortgange desselben, nur ein äußerst schwacher, verlorener Nachhall ins Sensorium: dieser wird im Wachen, wo das Gehirn an seinen eigenen Operationen, also am Empfangen äußerer Eindrücke, am Anschauen, auf deren Anlaß, und am Denken, volle Beschäftigung hat, gar nicht wahrgenommen; sondern hat höchstens einen geheimen und unbewußten Einfluß, aus welchem diejenigen Aenderungen der Stimmung entstehn, von denen keine Rechenschaft aus objektiven Gründen sich geben läßt. Beim Einschlafen jedoch, als wo die äußern Eindrücke zu wirken aufhören und auch die Regsamkeit der Gedanken, im Innern des Sensoriums, allmälig erstirbt, da werden jene schwachen Eindrücke, die aus dem innern Nervenheerde des organischen Lebens, auf mittelbarem Wege, heraufdringen, imgleichen jede geringe Modifikation des Blutumlaufs, da sie sich den Gefäßen des Gehirns mittheilt, fühlbar, — wie die Kerze zu scheinen anfängt, wann die Abenddämmerung eintritt; oder wie wir bei Nacht die Quelle rieseln hören, die der Lärm des Tages unvernehmbar machte. Eindrücke, die viel zu schwach sind, als daß sie auf das wache, d. h. thätige, Gehirn wirken könnten,

Digitized by Google

vermögen, wann ſeine eigene Thätigkeit ganz eingeſtellt wird, eine leiſe Erregung ſeiner einzelnen Theile und ihrer vorſtellenden Kräfte hervorzubringen; — wie eine Harfe von einem fremden Tone nicht widerklingt, während ſie ſelbſt geſpielt wird, wohl aber, wenn ſie ſtill dahängt. Hier alſo muß die Urſache der Entſtehung und, mittelſt ihrer, auch die durchgängige nähere Beſtimmung jener beim Einſchlafen aufſteigenden Traumgeſtalten liegen, und nicht weniger die der, aus der abſoluten mentalen Ruhe des tiefen Schlafes ſich erhebenden, dramatiſchen Zuſammenhang habenden Träume; nur daß zu dieſen, da ſie eintreten, wann das Gehirn ſchon in tiefer Ruhe und gänzlich ſeiner Nutrition hingegeben iſt, eine bedeutend ſtärkere Anregung von innen erfordert ſeyn muß; daher eben es auch nur dieſe Träume ſind, welche, in einzelnen, ſehr ſeltenen Fällen, prophetiſche, oder fatidike Bedeutung haben, und Horaz ganz richtig ſagt:

post mediam noctem, cum somnia vera.

Denn die letzten Morgenträume verhalten ſich, in dieſer Hinſicht, denen beim Einſchlafen gleich, ſofern das ausgeruhte und geſättigte Gehirn wieder leicht erregbar iſt.

Alſo jene ſchwachen Nachhälle aus der Werkſtätte des organiſchen Lebens ſind es, welche in die, der Apathie entgegenſinkende, oder ihr bereits hingegebene, ſenſorielle Thätigkeit des Gehirnes dringen und ſie ſchwach, zudem auf einem ungewöhnlichen Wege und von einer andern Seite, als im Wachen, erregen: aus ihnen jedoch muß dieſelbe, da allen andern Anregungen der Zugang geſperrt iſt, den Anlaß und Stoff zu ihren Traumgeſtalten nehmen, ſo heterogen dieſe auch ſolchen Eindrücken ſeyn mögen. Denn, wie das Auge, durch mechaniſche Erſchütterung, oder durch innere Nervenkonvulſion, Empfindungen von Helle und Leuchten erhalten kann, die den durch äußeres Licht verurſachten völlig gleich ſind; wie bisweilen das Ohr, in Folge abnormer Vorgänge in ſeinem Innern, Töne jeder Art hört; wie eben ſo der Geruchsnerve ohne alle äußere Urſache ganz ſpecifiſch beſtimmte Gerüche empfindet; wie auch die Geſchmacksnerven auf analoge Weiſe affizirt werden; wie alſo alle Sinnesnerven ſowohl von innen, als von außen, zu ihren eigenthümlichen Empfindungen erregt werden können; auf gleiche Weiſe kann auch das Gehirn durch Reize, die aus dem Innern des

Digitized by Google

Organismus kommen, bestimmt werden, seine Funktion der Anschauung raumerfüllender Gestalten zu vollziehn; wo denn die so entstandenen Erscheinungen gar nicht zu unterscheiden seyn werden von den durch Empfindungen in den Sinnesorganen veranlaßten, welche durch äußere Ursachen hervorgerufen wurden. Wie nämlich der Magen aus Allem, was er bewältigen kann, Chymus, und die Gedärme aus diesem Chylus bereiten, dem man seinen Urstoff nicht ansieht; eben so reagirt auch das Gehirn, auf alle zu ihm gelangende Erregungen, mittelst Vollziehung der ihm eigenthümlichen Funktion. Diese besteht zunächst im Entwerfen von Bildern im Raum, als welcher seine Anschauungsform ist, nach allen drei Dimensionen; sodann im Bewegen derselben in der Zeit und am Leitfaden der Kausalität, als welche ebenfalls die Funktionen seiner ihm eigenthümlichen Thätigkeit sind. Denn allezeit wird es nur seine eigene Sprache reden: in dieser daher interpretirt es auch jene schwachen, während des Schlafs, von innen zu ihm gelangenden Eindrücke; eben wie die starken und bestimmten, im Wachen, auf dem regelmäßigen Wege, von außen kommenden: auch jene also geben ihm den Stoff zu Bildern, welche denen auf Anregung der äußern Sinne entstehenden vollkommen gleichen; obschon zwischen den beiden Arten von veranlassenden Eindrücken kaum irgend eine Aehnlichkeit seyn mag. Aber sein Verhalten hiebei läßt sich mit dem eines Tauben vergleichen, der aus einigen in sein Ohr gelangten Vokalen, sich eine ganze, wiewohl falsche, Phrase zusammensetzt; oder wohl gar mit dem eines Verrückten, den ein zufällig gebrauchtes Wort auf wilde, seiner fixen Idee entsprechende Phantasien bringt. Jedenfalls sind es jene schwachen Nachhälle gewisser Vorgänge im Innern des Organismus, welche, bis zum Gehirn hinauf sich verlierend, den Anlaß zu seinen Träumen abgeben: diese werden daher auch durch die Art jener Eindrücke specieller bestimmt, indem sie wenigstens das Stichwort von ihnen erhalten haben; ja, sie werden, so gänzlich verschieden von jenen sie auch seyn mögen, doch ihnen irgendwie analogisch, oder wenigstens symbolisch entsprechen, und zwar am genauesten denen, die während des tiefen Schlafes das Gehirn zu erregen vermögen; weil solche, wie gesagt, schon bedeutend stärker seyn müsseu. Da nun ferner diese innern Vorgänge des organischen Lebens auf

Digitized by Google

das zur Auffaſſung der Außenwelt beſtimmte Senſorium ebenfalls nach Art eines ihm Fremden und Aeußeren einwirken; ſo werden die auf ſolchen Anlaß in ihm entſtehenden Anſchauungen ganz unerwartete und ſeinem etwan kurz zuvor noch dagewesenen Gedankengange völlig heterogene und fremde Geſtalten ſeyn; wie wir Dieſes, beim Einſchlafen und baldigem Wiedererwachen aus demſelben, zu beobachten Gelegenheit haben.

Dieſe ganze Auseinanderſetzung lehrt uns vor der Hand weiter nichts kennen, als die nächſte Urſache des Eintritts des Traumes, oder die Veranlaſſung deſſelben, welche zwar auch auf ſeinen Inhalt Einfluß haben, jedoch an ſich ſelbſt dieſem ſo ſehr heterogen ſeyn muß, daß die Art ihrer Verwandſchaft uns ein Geheimniß bleibt. Noch räthſelhafter iſt der phyſiologiſche Vorgang im Gehirn ſelbſt, darin eigentlich das Träumen beſteht. Der Schlaf nämlich iſt die Ruhe des Gehirns, der Traum dennoch eine gewiſſe Thätigkeit deſſelben: ſonach müſſen wir, damit kein Widerſpruch entſtehe, jene für eine nur relative und dieſe für eine irgendwie limitirte und nur partielle erklären. In welchem Sinne nun ſie dieſes ſei, ob den Theilen des Gehirns, oder dem Grad ſeiner Erregung, oder der Art ſeiner innern Bewegung nach, und wodurch eigentlich ſie ſich vom wachen Zuſtande unterſcheide, wiſſen wir wieder nicht. — Es giebt keine Geiſteskraft, die ſich im Traume nie thätig erwieſe: dennoch zeigt der Verlauf deſſelben, wie auch unſer eigenes Benehmen darin, oft außerordentlichen Mangel an Urtheilskraft, imgleichen, wie ſchon oben erörtert, an Gedächtniß.

Hinſichtlich auf unſern Hauptgegenſtand bleibt die Thatſache ſtehn, daß wir ein Vermögen haben zur anſchaulichen Vorſtellung raumerfüllender Gegenſtände und zum Vernehmen und Verſtehn von Tönen und Stimmen jeder Art, Beides ohne die äußere Anregung der Sinnesempfindungen, welche hingegen zu unſrer wachen Anſchauung die Veranlaſſung, den Stoff, oder die empiriſche Grundlage, liefern, mit derſelben jedoch darum keineswegs identiſch ſind; da ſolche durchaus intellektual iſt und nicht bloß ſenſual; wie ich dies öfter dargethan und bereits oben die betreffenden Hauptſtellen angeführt habe. Jene, keinem Zweifel unterworfene Thatſache nun aber haben wir feſt zu halten: denn ſie iſt das Urphänomen, auf welches alle unſere

Digitized by Google

ferneren Erklärungen zurückweiſen, indem ſie nur die ſich noch weiter erſtreckende Thätigkeit des bezeichneten Vermögens darthun werden. Zur Benennung deſſelben wäre der bezeichnendeſte Ausdruck der, welchen die Schotten für eine beſondere Art ſeiner Aeußerung oder Anwendung ſehr ſinnig gewählt haben, geleitet von dem richtigen Takt, den die eigenſte Erfahrung verleiht: er heißt: second sight, das zweite Geſicht. Denn die hier erörterte Fähigkeit zu träumen iſt in der That ein zweites, nämlich nicht, wie das erſte, durch die äußern Sinne vermitteltes Anſchauungsvermögen, deſſen Gegenſtände jedoch, der Art und Form nach, die ſelben ſind, wie die des erſten; woraus zu ſchließen, daß es, eben wie dieſes eine Funktion des Gehirns iſt. Jene Schottiſche Benennung würde daher die paſſendeſte ſeyn, um die ganze Gattung der hieher gehörigen Phänomene zu bezeichnen und ſie auf ein Grund-Vermögen zurückzuführen: da jedoch die Erfinder derſelben ſie zur Bezeichnung einer beſondern, ſeltenen und höchſt merkwürdigen Aeußerung jenes Vermögens verwendet haben; ſo darf ich nicht, ſo gern ich es auch möchte, ſie gebrauchen, die ganze Gattung jener Anſchauungen, oder genauer, das ſubjektive Vermögen, welches ſich in ihnen allen kund giebt, zu bezeichnen. Für dieſes bleibt mir daher keine paſſendere Benennung, als die des Traumorgans, als welche die ganze in Rede ſtehende Anſchauungsweiſe durch diejenige Aeußerung derſelben bezeichnet, die Jedem bekannt und geläufig iſt. Ich werde mich alſo derſelben zur Bezeichnung des dargelegten, vom äußern Eindruck auf die Sinne unabhängigen Anſchauungsvermögens bedienen.

Die Gegenſtände, welche daſſelbe im gewöhnlichen Traume uns vorführt, ſind wir gewohnt als ganz illuſoriſch zu betrachten; da ſie beim Erwachen verſchwinden. Inzwiſchen iſt Dieſem doch nicht allemal ſo, und es iſt, in Hinſicht auf unſer Thema, ſehr wichtig, die Ausnahme hievon aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, was vielleicht Jeder könnte, wenn er die gehörige Aufmerkſamkeit auf die Sache verwendete. Es giebt nämlich einen Zuſtand, in welchem wir zwar ſchlafen und träumen; jedoch eben nur die uns umgebende Wirklichkeit ſelbſt träumen. Demnach ſehn wir alsdann unſer Schlafgemach, mit Allem, was darin iſt, werden auch etwan eintretende Menſchen gewahr, wiſſen uns

ſelbſt im Bett, Alles richtig und genau. Und doch ſchlafen wir, mit feſt geſchloſſenen Augen: wir träumen; nur iſt was wir träumen wahr und wirklich. Es iſt nicht anders, als ob alsdann unſer Schädel durchſichtig geworden wäre, ſo daß die Außenwelt nunmehr, ſtatt durch den Umweg und die enge Pforte der Sinne, geradezu und unmittelbar ins Gehirn käme. Dieſer Zuſtand iſt vom wachen viel ſchwerer zu unterſcheiden, als der gewöhnliche Traum; weil beim Erwachen daraus keine Umgeſtaltung der Umgebung, alſo gar keine objektive Veränderung, vorgeht. Nun iſt aber (ſiehe Welt a. W. u. V. Bd. 1. §. 5. S. 19) das Erwachen das alleinige Kriterium zwiſchen Wachen und Traum, welches demnach hier, ſeiner objektiven und hauptſächlichen Hälfte nach, wegfällt. Nämlich beim Erwachen aus einem Traum der in Rede ſtehenden Art geht bloß eine ſubjektive Veränderung mit uns vor, welche darin beſteht, daß wir plötzlich eine Umwandelung des Organs unſrer Wahrnehmung ſpüren: dieſelbe iſt jedoch nur leiſe fühlbar und kann, weil ſie von keiner objektiven Veränderung begleitet iſt, leicht unbemerkt bleiben. Dieſerhalb wird die Bekanntſchaft mit dieſen die Wirklichkeit darſtellenden Träumen meiſtens nur dann gemacht werden, wann ſich Geſtalten eingemiſcht haben, die derſelben nicht angehören und daher beim Erwachen verſchwinden, oder auch wann ein ſolcher Traum die noch höhere Potenzirung erhalten hat, von der ich ſogleich reden werde. Die beſchriebene Art des Träumens iſt Das, was man Schlafwachen genannt hat; nicht etwan, weil es ein Mittelzuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen iſt, ſondern weil es als ein Wachwerden im Schlafe ſelbſt bezeichnet werden kann. Ich möchte es daher lieber ein Wahrträumen nennen. Zwar wird man es meiſtens nur früh Morgens, auch wohl Abends, einige Zeit nach dem Einſchlafen, bemerken: dies liegt aber bloß daran, daß nur dann, wann der Schlaf nicht tief war, das Erwachen leicht genug eintrat, um eine Erinnerung an das Geträumte übrig zu laſſen. Gewiß tritt dieſes Träumen viel öfter während des tiefen Schlafes ein, nach der Regel, daß die Somnambule um ſo hellſehender wird, je tiefer ſie ſchläft: aber dann bleibt keine Erinnerung daran zurück. Daß hingegen, wann es bei leichterem Schlafe eingetreten iſt, eine ſolche bisweilen Statt findet, iſt dadurch zu erläutern, daß

Digitized by Google

ſelbſt aus dem magnetiſchen Schlaf, wenn er ganz leicht war, ausnahmsweiſe eine Erinnerung in das wache Bewußtſeyn übergehn kann; wovon ein Beiſpiel zu finden iſt in Kiesers „Archiv für thier. Magn.“ Bd. 3. H. 2. S. 139. Dieſem alſo gemäß bleibt die Erinnerung ſolcher unmittelbar objektiv wahren Träume nur dann, wann ſie in einem leichten Schlaf, z. B. des Morgens, eingetreten ſind, wo wir unmittelbar daraus erwachen können.

Dieſe Art des Traumes nun ferner, deren Eigenthümliches darin beſteht, daß man die nächſte gegenwärtige Wirklichkeit träumt, erhält bisweilen eine Steigerung ihres räthſelhaften Weſens dadurch, daß der Geſichtskreis des Träumenden ſich noch etwas erweitert, nämlich ſo, daß er über das Schlafgemach hinausreicht, — indem die Fenſtervorhänge, oder Läden aufhören Hinderniſſe des Sehns zu ſeyn und man dann ganz deutlich das hinter ihnen Liegende, den Hof, den Garten, oder die Straße, mit den Häuſern gegenüber, wahrnimmt. Unſere Verwunderung hierüber wird ſich mindern, wenn wir bedenken, daß hier kein phyſiſches Sehn Statt findet, ſondern ein bloßes Träumen: jedoch iſt es ein Träumen Deſſen, was jetzt wirklich da iſt, folglich ein Wahrträumen, alſo ein Wahrnehmen durch das Traumorgan, welches als ſolches natürlich nicht an die Bedingung des ununterbrochenen Durchgangs der Lichtſtrahlen gebunden iſt. Die Schädeldecke ſelbſt war, wie geſagt, die erſte Scheidewand, durch welche zunächſt dieſe ſonderbare Art der Wahrnehmung ungehindert blieb: ſteigert nun dieſe ſich noch etwas höher; ſo ſetzen auch Vorhänge, Thüren und Mauern ihr keine Schranken mehr. Wie nun aber Dies zugehe, iſt ein tiefes Geheimniß: wir wiſſen nichts weiter, als daß hier wahr geträumt wird, mithin eine Wahrnehmung durch das Traumorgan Statt findet. So weit geht dieſe für unſre Betrachtung elementare Thatſache. Was wir zu ihrer Aufklärung, inſofern ſie möglich ſeyn mag, thun können, beſteht zunächſt im Zuſammenſtellen und gehörigem, ſtufenweiſen Ordnen aller ſich an ſie knüpfenden Phänomene, in der Abſicht, ihren Zuſammenhang unter einander zu erkennen, und in der Hoffnung, dadurch vielleicht auch in ſie ſelbſt dereinſt eine nähere Einſicht zu erlangen.

Inzwiſchen wird auch Dem, welchem alle eigene Erfahrung

hierin abgeht, die geſchilderte Wahrnehmung durch das Traumorgan unumſtößlich beglaubigt durch den ſpontanen, eigentlichen Somnambulismus, oder das Nachtwandeln. Daß die von dieſer Sucht Befallenen feſt ſchlafen, und daß ſie mit den Augen ſchlechterdings nicht ſehen können, iſt völlig gewiß: dennoch nehmen ſie in ihrer nächſten Umgebung Alles wahr, vermeiden jedes Hinderniß, gehn weite Wege, klettern an den gefährlichſten Abgründen hin, auf den ſchmalſten Stegen, vollführen weite Sprünge, ohne ihr Ziel zu verfehlen: auch verrichten Einige unter ihnen ihre täglichen, häuslichen Geſchäfte, im Schlaf, genau und richtig, Andere koncipiren und ſchreiben ohne Fehler. Auf dieſelbe Weiſe nehmen auch die künſtlich in magnetiſchen Schlaf verſetzten Somnambulen ihre Umgebung wahr und, wenn ſie hellſehend werden, ſelbſt das Entfernteſte. Ferner iſt auch die Wahrnehmung, welche gewiſſe Scheintodte von Allem, was um ſie vorgeht haben, während ſie ſtarr und unfähig ein Glied zu rühren daliegen, ohne Zweifel, eben dieſer Art: auch ſie träumen ihre gegenwärtige Umgebung, bringen alſo dieſelbe, auf einem andern Wege, als dem der Sinne, ſich zum Bewußtſeyn. Man hat ſich ſehr bemüht, dem phyſiologiſchen Organ, oder dem Sitz dieſer Wahrnehmung, auf die Spur zu kommen: doch iſt es damit bisher nicht gelungen. Daß, wann der ſomnambule Zuſtand vollkommen vorhanden iſt, die äußern Sinne ihre Funktionen gänzlich eingeſtellt haben, iſt unwiderſprechlich; da ſelbſt der ſubjektiveſte unter ihnen, das körperliche Gefühl, ſo gänzlich verſchwunden iſt, daß man die ſchmerzlichſten chirurgiſchen Operationen während des magnetiſchen Schlafs vollzogen hat, ohne daß der Patient irgend eine Empfindung davon verrathen hätte. Das Gehirn ſcheint dabei im Zuſtande des allertiefſten Schlafs, alſo gänzlicher Unthätigkeit zu ſeyn. Dieſes, nebſt gewiſſen Aeußerungen und Ausſagen der Somnambulen, hat die Hypotheſe veranlaßt, der ſomnambule Zuſtand beſtehe im gänzlichen Depotenziren des Gehirns und Anſammeln der Lebenskraft im ſympathiſchen Nerven, deſſen größere Geflechte, namentlich der plexus solaris, jetzt zu einem Senſorio umgeſchaffen würden und alſo, vikarirend, die Funktionen des Gehirns übernähmen, welche ſie nun ohne Hülfe äußerer Sinneswerkzeuge und dennoch ungleich vollkommener,

Digitized by Google

als dieses, ausübten. Diese, ich glaube zuerst von Reil aufgestellte Hypothese ist nicht ohne Scheinbarkeit und steht seitdem in großem Ansehen. Ihre Hauptstütze bleiben die Aussagen fast aller hellsehenden Somnambulen, daß jetzt ihr Bewußtseyn seinen Sitz gänzlich auf der Herzgrube habe, woselbst ihr Denken und Wahrnehmen vor sich gehe, wie sonst im Kopf. Auch lassen die Meisten unter ihnen die Gegenstände, die sie genau besehn wollen, sich auf die Magengegend legen. Dennoch halte ich die Sache für unmöglich. Man betrachte nur das Sonnengeflecht, dieses sogenannte cerebrum abdominale: wie so gar klein ist seine Masse und wie höchst einfach seine, aus Ringen von Nervensubstanz, nebst einigen leichten Anschwellungen bestehende Struktur! Wenn ein solches Organ die Funktionen des Anschauens und Denkens zu vollziehn fähig wäre; so würde das sonst überall bestätigte Gesetz natura nihil facit frustra umgestoßen seyn. Denn wozu wäre dann noch die meistens 3 und bei Einzelnen über 5 Pfund wiegende, so kostbare, wie wohlverwahrte Masse des Gehirns, mit der so überaus künstlichen Struktur seiner Theile, deren Komplikation so intrikat ist, daß es mehrerer ganz verschiedener Zerlegungsweisen und häufiger Wiederholung derselben bedarf, um nur den Zusammenhang der Konstruktion dieses Organs einigermaaßen verstehn und sich ein erträglich deutliches Bild von der wundersamen Gestalt und Verknüpfung seiner vielen Theile machen zu können. Zweitens ist zu erwägen, daß die Schritte und Bewegungen eines Nachtwandlers sich mit der größten Schnelle und Genauigkeit den von ihm nur durch das Traumorgan wahrgenommenen nächsten Umgebungen anpassen; so daß er, auf das Behendeste und wie es kein Wacher könnte, jedem Hinderniß augenblicklich ausweicht, wie auch, mit derselben Geschicklichkeit, seinem einstweiligen Ziele zueilt. Nun aber entspringen die motorischen Nerven aus dem Rückenmark, welches, durch die medulla oblongata, mit dem kleinen Gehirn, dem Regulator der Bewegungen, dieses aber wieder mit dem großen Gehirne, dem Ort der Motive, welches die Vorstellungen sind, zusammenhängt; wodurch es dann möglich wird, daß die Bewegungen, mit augenblicklicher Schnelle, sich sogar den flüchtigsten Wahrnehmungen anpassen. Wenn nun aber die Vorstellungen, welche als Motive die Bewegungen zu

Digitized by Google

beſtimmen haben, in das Bauchgangliengeflecht verlegt wären, dem nur auf Umwegen eine ſchwierige, ſchwache und mittelbare Kommunikation mit dem Gehirne möglich iſt, (daher wir im geſunden Zuſtande vom ganzen, ſo ſtark und raſtlos thätigen Treiben und Schaffen unſers organiſchen Lebens gar nichts ſpüren); wie ſollten die daſelbſt entſtehenden Vorſtellungen, und zwar mit Blitzesſchnelle, die gefahrvollen Schritte des Nachtwandlers lenken? — Daß übrigens, beiläufig geſagt, der Nachtwandler ohne Fehl und ohne Furcht die gefährlichſten Wege durchläuft, wie er es wachend nimmermehr könnte, iſt daraus erklärlich, daß ſein Intellekt nicht ganz und ſchlechthin, ſondern nur einſeitig, nämlich nur ſoweit thätig iſt, als es die Lenkung ſeiner Schritte erfordert; wodurch die Reflexion, mit ihr aber alles Zaudern und Schwanken, eliminirt iſt. — Endlich giebt uns darüber, daß wenigſtens die Träume eine Funktion des Gehirns ſind, folgende von Treviranus (über die Erſcheinungen des organiſchen Lebens, Bd. 2. Abth. 2. S. 117), nach Pierquin angeführte Thatſache ſogar faktiſche Gewißheit: „Bei einem Mädchen, deſſen Schädelknochen durch Knochenfraß zum Theil ſo „zerſtört waren, daß das Gehirn ganz entblößt lag, quoll dieſes „beim Erwachen hervor und ſank beim Einſchlafen. Während „des ruhigen Schlafs war die Senkung am ſtärkſten. Bei lebhaften Träumen fand Turgor darin Statt.“ Vom Traum iſt aber der Somnambulismus offenbar nur dem Grade nach verſchieden: auch ſeine Wahrnehmungen geſchehn durch das Traumorgan: er iſt, wie geſagt, ein unmittelbares Wahrträumen.

Man könnte indeſſen die hier beſtrittene Hypotheſe dahin modifiziren, daß das Bauchgangliengeflecht nicht ſelbſt das Senſorium würde, ſondern nur die Rolle der äußern Werkzeuge deſſelben, alſo der hier ebenfalls gänzlich depotenzirten Sinnesorgane übernähme, mithin Eindrücke von außen empfienge, die es dem Gehirn überlieferte, welches ſolche ſeiner Funktion gemäß bearbeitend, nun daraus die Geſtalten der Außenwelt eben ſo ſchematiſirte und aufbaute, wie ſonſt aus den Empfindungen in den Sinnesorganen. Allein auch hier wiederholt ſich die Schwierigkeit der blitzſchnellen Ueberlieferung der Eindrücke an das von dieſem innern Nervencentro ſo entſchieden iſolirte Gehirn. Sodann iſt das Sonnengeflecht, ſeiner Structur nach, zum Sehe-

Digitized by Google

und Hörorgan eben ſo ungeeignet, wie zum Denkorgan, überdies auch durch eine dicke Scheidewand aus Haut, Fett, Muskeln, Peritonäum und Eingeweiden vom Eindrucke des Lichts gänzlich abgeſperrt. Wenn alſo auch die meiſten Somnambulen, (imgleichen v. Helmont, in der von Mehreren angeführten Stelle Ortus medicinae, Lugd. bat. 1667. demens idea §. 12. p. 171.) ausſagen, ihr Schauen und Denken gehe in der Magengegend vor ſich; ſo dürfen wir dies doch nicht ſofort als objektiv gültig annehmen; um ſo weniger, als einige Somnambulen es ausdrücklich leugnen: z. B. die bekannte Auguſte Müller in Karlsruhe giebt (in dem Bericht über ſie S. 53 ff.) an, daß ſie nicht mit der Herzgrube, ſondern mit den Augen ſehe, ſagt jedoch, daß die meiſten andern Somnambulen mit der Herzgrube ſähen; und auf die Frage „kann auch die Denkkraft in die Herzgrube verpflanzt werden?“ antwortet ſie: „nein, aber die Seh- und Hörkraft.“ Dieſem entſpricht die Ausſage einer andern Somnambule, in Kiefers Archiv Bd. 10. H. 2. S. 154, welche auf die Frage: „denkſt du mit dem ganzen Gehirn, oder nur mit einem Theil deſſelben?“ antwortet: „mit dem ganzen, und ich werde ſehr müde.“ Das wahre Ergebniß aus allen Somnambulen-Ausſagen ſcheint zu ſeyn, daß die Anregung und der Stoff zur anſchauenden Thätigkeit ihres Gehirns, nicht, wie im Wachen, von außen und durch die Sinne, ſondern, wie oben bei den Träumen auseinandergeſetzt worden, aus dem Innern des Organismus kommt, deſſen Vorſtand und Lenker bekanntlich die großen Geflechte des ſympathiſchen Nerven ſind, welche daher, in Hinſicht auf die Nerventhätigkeit, den ganzen Organismus, mit Ausnahme des Cerebralſyſtems, vertreten und repräſentiren. Jene Ausſagen ſind damit zu vergleichen, daß wir den Schmerz im Fuße zu empfinden vermeinen, den wir doch wirklich nur im Gehirne empfinden, daher er, ſobald die Nervenleitung zu dieſem unterbrochen iſt, wegfällt. Es iſt daher Täuſchung, wenn die Somnambulen mit der Magengegend zu ſehn, ja, zu leſen wähnen, oder, in ſeltenen Fällen, ſogar mit den Fingern, Zehen, oder der Naſenſpitze, dieſe Funktion zu vollziehn behaupten (z. B. der Knabe Arſt in Kiefers Archiv Bd. 3. Heft 2., ferner die Somnambule Koch, ebendaſ. Bd. 10. H. 3. S. 8 — 21., auch das Mädchen in Juſt. Kerner's „Geſchichte zweier Somnambu-

len," 1824, S. 323 — 30, welches aber hinzufügt „der Ort dieses Sehns sei das Gehirn, wie im wachen Zustande."). Denn, wenn wir auch die Nervensensibilität solcher Theile noch so hoch gesteigert uns denken wollen; so bleibt ein Sehn im eigentlichen Sinne, d. h. durch Vermittelung der Lichtstrahlen, in Organen, die jedes optischen Apparats entbehren, selbst wenn sie nicht, wie doch der Fall ist, mit dicken Hüllen bedeckt, sondern dem Lichte zugänglich wären, durchaus unmöglich. Es ist ja nicht bloß die hohe Sensibilität der Retina, welche sie zum Sehn befähigt, sondern eben so sehr der überaus künstliche und komplicirte optische Apparat im Augapfel. Das physische Sehn erfordert nämlich zwar zunächst eine für das Licht sensible Fläche, dann aber auch, daß auf dieser, mittelst der Pupille und der lichtbrechenden, unendlich künstlich kombinirten durchsichtigen Medien, die draußen aus einander gefahrenen Lichtstrahlen sich wieder sammeln und koncentriren, so daß ein Bild, — richtiger, ein dem äußern Gegenstand genau entsprechender Nerven-Eindruck, — entstehe, als wodurch allein dem Verstande die subtilen Data geliefert werden, aus denen er sodann, durch einen intellektuellen, das Kausalitätsgesetz anwendenden Proceß, die Anschauung in Raum und Zeit hervorbringt. Hingegen Magengruben und Fingerspitzen könnten, selbst wenn Haut, Muskeln u. s. w. durchsichtig wären, immer nur vereinzelte Lichtreflexe erhalten; daher mit ihnen zu sehn so unmöglich ist, wie einen Daguerrotyp in einer offenen Kamera obskura ohne Sammlungsglas zu machen. Einen ferneren Beweis, daß diese angeblichen Sinnesfunktionen paradoxer Theile, es nicht eigentlich sind, und daß hier nicht, mittelst physischer Einwirkung der Lichtstrahlen gesehn wird, giebt der Umstand, daß der erwähnte Knabe Kieser's mit den Zehen las, auch wann er dicke wollene Strümpfe anhatte, und mit den Fingerspitzen nur dann sah, wann er es ausdrücklich wollte, übrigens in der Stube, mit den Händen voraus, herumtappte: Dasselbe bestätigt seine eigene Aussage über diese abnormen Wahrnehmungen (a. a. O. S. 128): „er „nannte dies nie Sehen, sondern auf die Frage, wie er denn „wisse, was da vorgehe, antwortete er, er wisse es eben, das „sei ja das Neue." Eben so beschreibt, in Kiesers Archiv Bd. 7. H. 1. S. 52., eine Somnambule ihre Wahrnehmung als „ein

Sehn, das kein Sehn ist, ein unmittelbares Sehn." In der „Geschichte der hellsehenden Auguste Müller," Stuttgard 1818, wird S. 36 berichtet: „sie sieht vollkommen hell und erkennt alle „Personen und Gegenstände in der dichtesten Finsterniß, wo es „uns unmöglich wäre, die Hand vor den Augen zu unterscheiden." Das Selbe belegt, hinsichtlich des Hörens der Somnambulen, Kiesers Aussage (Tellurismus, Bd. 2. S. 172. erste Aufl.), daß wollene Schnüre vorzüglich gute Leiter des Schalles seien, — während Wolle bekanntlich der allerschlechteste Schallleiter ist. Besonders belehrend aber ist, über diesen Punkt, folgende Stelle aus dem eben erwähnten Buch über die Auguste Müller: „Merk„würdig ist, was jedoch auch bei andern Somnambulen beobach„tet wird, daß sie von Allem, was unter Personen im Zimmer, „selbst dicht neben ihr, gesprochen wird, wenn die Rede nicht un„mittelbar an sie gerichtet ist, durchaus nichts hört; jedes, auch „noch so leise, an sie gerichtete Wort hingegen, selbst wenn meh„rere Personen bunt durcheinander sprechen, bestimmt versteht „und beantwortet. Auf dieselbe Art verhält es sich mit dem „Vorlesen: wenn die ihr vorlesende Person an etwas An„deres, als an die Lektüre denkt, so wird sie von ihr nicht „gehört," S. 40. — Ferner heißt es, S. 89. „Ihr Hören „ist kein Hören auf dem gewöhnlichen Wege durch das Ohr: „denn man kann dieses fest zudrücken, ohne daß es ihr Hören „hindert." — Desgleichen wird in den „Mittheilungen aus dem Schlafleben der Somnambule Auguste K. in Dresden," 1843, wiederholentlich angeführt, daß sie zu Zeiten ganz allein durch die Handfläche, und zwar das lautlose, durch bloße Bewegung der Lippen Gesprochene, hörte: S. 32 warnt sie selbst, daß man dies nicht für ein Hören im wörtlichen Sinne halten solle.

Demnach ist, bei Somnambulen jeder Art, durchaus nicht von sinnlichen Wahrnehmungen im eigentlichen Verstande des Wortes die Rede; sondern ihr Wahrnehmen ist ein unmittelbares Wahrträumen, geschieht also durch das so räthselhafte Traumorgan. Daß die wahrzunehmenden Gegenstände an ihre Stirn, oder auf ihre Magengrube gelegt werden, oder daß, in den erwähnten einzelnen Fällen, die Somnambule ihre ausgespreizten Fingerspitzen auf dieselben richtet, geschieht bloß, um

ihre Aufmerkſamkeit entſchieden darauf hinzulenken, oder, in der Kunſtſprache, ſie mit dieſen Objekten in näheren Rapport zu ſetzen. Es iſt folglich dem Gebrauche der Hände beim Magnetiſiren analog, als welche nicht eigentlich phyſiſch einwirken; ſondern der Wille des Magnetiſeurs iſt das Wirkende: aber eben dieſer erhält durch die Anwendung der Hände ſeine Richtung und Entſchiedenheit. Denn zum Verſtändniß der ganzen Einwirkung des Magnetiſeurs, durch allerlei Geſten, mit und ohne Berührung, ſelbſt aus der Ferne und durch Scheidewände, kann nur die aus meiner Philoſophie geſchöpfte Einſicht führen, daß der Leib mit dem Willen völlig identiſch, nämlich nichts Anderes iſt, als das im Gehirn entſtehende Bild des Willens. Daß das Sehn der Somnambulen kein Sehn in unſerm Sinne, kein durch Licht phyſiſch vermitteltes iſt, folgt ſchon daraus, daß es, wenn zum Hellſehn geſteigert, durch Mauern nicht gehindert wird, ja bisweilen in ferne Länder reicht. Eine beſondere Erläuterung zu demſelben liefert uns die bei den höhern Graden des Hellſehns eintretende Selbſtanſchauung nach innen, vermöge welcher ſolche Somnambulen alle Theile ihres eigenen Organismus deutlich und genau wahrnehmen, obgleich hier, ſowohl wegen Abweſenheit alles Lichtes, als wegen der, zwiſchen dem angeſchauten Theile und dem Gehirne liegenden vielen Scheidewände, alle Bedingungen zum phyſiſchen Sehn gänzlich fehlen. Hieraus nämlich können wir abnehmen, welcher Art alle ſomnambule Wahrnehmung, alſo auch die nach außen und in die Ferne gerichtete, und ſonach überhaupt alle Anſchauung mittelſt des Traumorgans ſei, mithin alles ſomnambule Sehen äußerer Gegenſtände, auch alles Träumen, alle Viſionen im Wachen, das zweite Geſicht, die leibhafte Erſcheinung Abweſender, namentlich Sterbender u. ſ. w. Denn das erwähnte Schauen der innern Theile des eigenen Leibes entſteht offenbar nur durch eine Einwirkung von innen, wahrſcheinlich unter Vermittelung des Ganglienſyſtems, auf das Gehirn, welches nun, ſeiner Natur getreu, dieſe innern Eindrücke eben ſo wie die ihm von außen kommenden verarbeitet, gleichſam einen fremden Stoff in ſeine ihm ſelbſt eigenen und gewohnten Formen gießend, woraus denn eben ſolche Anſchauungen, wie die von Eindrücken auf die äußern Sinne herrührenden entſtehn, welche denn auch, in eben dem Maaße und Sinne

Digitized by Google

wie jene, den angeschauten Dingen entsprechen. Demnach ist jegliches Schauen durch das Traumorgan die Thätigkeit der anschauenden Gehirnfunktion, angeregt durch innere Eindrücke, statt, wie sonst, durch äußere. Daß eine solche dennoch, auch wenn sie äußere, ja, entfernte Dinge betrifft, objektive Realität und Wahrheit haben könne, ist eine Thatsache, deren Erklärung jedoch nur auf metaphysischem Wege, nämlich aus der Beschränkung aller Individuation und Abtrennung auf die Erscheinung, im Gegensatz des Dinges an sich, versucht werden könnte, und werden wir darauf zurückkommen. Daß aber überhaupt die Verbindung der Somnambulen mit der Außenwelt eine von Grund aus andere sei, als die unsrige im wachen Zustande, beweist am deutlichsten der, in den höhern Graden häufig eintretende Umstand, daß, während die eigenen Sinne der Hellseherin jedem Eindrucke unzugänglich sind, sie mit denen des Magnetiseurs empfindet, z. B. niest, wann er eine Prise nimmt, schmeckt und genau bestimmt was er ißt, und sogar die Musik, die in einem von ihr entfernten Zimmer des Hauses vor seinen Ohren erschallt, mithöret. (Kiesers Archiv. Bd. 1. H. 1. S. 117.)

Der physiologische Hergang bei der somnambulen Wahrnehmung ist ein schwieriges Räthsel, zu dessen Lösung jedoch der erste Schritt eine wirkliche Physiologie des Traumes seyn würde, d. h. eine deutliche und sichere Erkenntniß, welcher Art die Thätigkeit des Gehirns im Traume sei, worin eigentlich sie sich von der im Wachen unterscheide, — endlich von wo die Anregung zu ihr, mithin auch die nähere Bestimmung ihres Verlaufs, ausgehe. Nur soviel läßt sich bis jetzt, hinsichtlich der gesammten anschauenden und denkenden Thätigkeit im Schlafe, mit Sicherheit annehmen: erstlich, daß das materielle Organ derselben, ungeachtet der relativen Ruhe des Gehirns, doch kein anderes, als eben dieses seyn könne; und zweitens, daß die Erregung zu solcher Traum-Anschauung, da sie nicht von außen durch die Sinne kommen kann, vom Innern des Organismus aus geschehn müsse. Was aber die, beim Somnambulismus unverkennbare, richtige und genaue Beziehung jener Traumanschauung zur Außenwelt betrifft; so bleibt sie uns ein Räthsel, dessen Lösung ich nicht unternehme, sondern nur einige allgemeine Andeutungen darüber weiterhin geben werde. Hingegen habe ich, als Grundlage

Digitized by Google

der beſagten Phyſiologie des Traums, alſo zur Erklärung unſrer geſammten träumenden Anſchauung, mir folgende Hypotheſe ausgedacht, die in meinen Augen große Wahrſcheinlichkeit hat.

Da das Gehirn, während des Schlafs, ſeine Anregung zur Anſchauung räumlicher Geſtalten beſagterweiſe von innen, ſtatt, wie beim Wachen, von außen, erhält; ſo muß dieſe Einwirkung daſſelbe in einer, der gewöhnlichen, von den Sinnen kommenden, entgegengeſetzten Richtung treffen. In Folge hievon nimmt nun auch ſeine ganze Thätigkeit, alſo die innere Vibration oder Wallung ſeiner Fibern, eine der gewöhnlichen entgegengeſetzte Richtung, geräth gleichſam in eine antiperiſtaltiſche Bewegung. Statt daß ſie nämlich ſonſt in der Richtung der Sinneseindrücke, alſo von den Sinnesnerven zum Innern des Gehirns vor ſich geht, wird ſie jetzt in umgekehrter Richtung und Ordnung, dadurch aber mitunter von andern Theilen, vollzogen, ſo daß jetzt, zwar wohl nicht die untere Gehirnfläche, ſtatt der obern, aber vielleicht die weiße Mark-Subſtanz ſtatt der grauen Kortikal-Subſtanz und vice versa fungiren muß. Das Gehirn arbeitet alſo jetzt wie umgekehrt. Hieraus wird zunächſt erklärlich, warum von der ſomnambulen Thätigkeit keine Erinnerung ins Wachen übergeht, da dieſes durch Vibration der Gehirnfibern in der entgegengeſetzten Richtung bedingt iſt, welche folglich von der vorher dageweſenen jede Spur aufhebt. Als eine ſpecielle Beſtätigung dieſer Annahme könnte man beiläufig die ſehr gewöhnliche, aber ſeltſame Thatſache anführen, daß, wann wir aus dem erſten Einſchlafen ſogleich wieder erwachen, oft eine totale räumliche Desorientirung bei uns eingetreten iſt, der Art, daß wir jetzt alles umgekehrt aufzufaſſen, nämlich was rechts vom Bette iſt links, und was hinten iſt nach vorne zu imaginiren, genöthigt ſind, und zwar mit ſolcher Entſchiedenheit, daß, im Finſtern, ſelbſt die vernünftige Ueberlegung, es verhalte ſich doch umgekehrt, jene falſche Imagination nicht aufzuheben vermag, ſondern hiezu das Getaſt nöthig iſt. Beſonders aber läßt, durch unſere Hypotheſe, jene ſo merkwürdige Lebendigkeit der Traumanſchauung, jene oben geſchilderte, ſcheinbare Wirklichkeit und Leibhaftigkeit aller im Traume wahrgenommenen Gegenſtände ſich begreiflich machen, nämlich daraus, daß die aus dem Innern des Organismus kommende und vom

Centro ausgehende Anregung der Gehirnthätigkeit, welche eine der gewöhnlichen Richtung entgegengesetzte befolgt, endlich ganz durchdringt, also zuletzt sich bis auf die Nerven der Sinnesorgane erstreckt, welche nunmehr von innen, wie sonst von außen, erregt, in wirkliche Thätigkeit gerathen. Demnach haben wir im Traume wirklich Licht-, Farben-, Schall-, Geruchs- und Geschmacks-Empfindungen, nur ohne die sonst sie erregenden äußern Ursachen, bloß vermöge innerer Anregung und in Folge einer Einwirkung in umgekehrter Richtung und umgekehrter Zeitordnung. Daraus also wird jene Leibhaftigkeit der Träume erklärlich, durch die sie sich von bloßen Phantasien so mächtig unterscheiden. Das Phantasiebild (im Wachen) ist immer bloß im Gehirn: denn es ist nur die, wenn auch modifizirte Reminiscenz einer frühern, materiellen, durch die Sinne geschehenen Erregung der anschauenden Gehirnthätigkeit. Das Traumgesicht hingegen ist nicht bloß im Gehirn, sondern auch in den Sinnesnerven, und ist entstanden in Folge einer materiellen, gegenwärtig wirksamen, aus dem Innern kommenden und das Gehirn durchdringenden Erregung derselben. Das Traumorgan ist also das selbe mit dem Organ des wachen Bewußtseyns und Anschauens der Außenwelt, nur gleichsam vom andern Ende angefaßt und in umgekehrter Ordnung gebraucht, und die Sinnesnerven, welche in beiden fungiren, können sowohl von ihrem innern, als von ihrem äußern Ende aus in Thätigkeit versetzt werden; — etwan wie eine eiserne Hohlkugel sowohl von innen, als von außen, glühend gemacht werden kann. Weil, bei diesem Hergange, die Sinnesnerven das Letzte sind, was in Thätigkeit geräth; so kann es kommen, daß diese erst angefangen hat und noch im Gange ist, wann das Gehirn bereits aufwacht, d. h. die Traumanschauung mit der gewöhnlichen vertauscht: alsdann werden wir, soeben erwacht, etwan Töne, z. B. Stimmen, Klopfen an der Thüre, Flintenschüsse u. s. w. mit einer Deutlichkeit und Objektivität, die es der Wirklichkeit vollkommen und ohne Abzug gleichthut, vernehmen, oder auch, was jedoch seltener ist, Gestalten sehn, mit völliger empirischer Realität; wie dieses Letztere schon Aristoteles erwähnt, de insomniis c. 3. ad finem. — Das hier beschriebene Traumorgan nun aber ist es, wodurch, wie oben genugsam auseinandergesetzt, die somnambule Anschauung, das

Digitized by Google

Hellseyn, das zweite Gesicht und die Visionen jeder Art vollzogen werden. —

Von diesen physiologischen Betrachtungen kehre ich nunmehr zurück zu dem oben dargelegten Phänomen des Wahrträumens, welches schon im gewöhnlichen, nächtlichen Schlafe eintreten kann, wo es dann alsbald durch das bloße Erwachen bestätigt wird, wenn es nämlich, wie meistens, ein unmittelbares war, d. h. nur auf die gegenwärtige nächste Umgebung sich erstreckte; wiewohl es auch, in schon selteneren Fällen, ein wenig darüber hinausgeht, nämlich bis jenseits der nächsten Scheidewände. Diese Erweiterung des Gesichtskreises kann nun aber auch sehr viel weiter gehn und zwar nicht nur dem Raum, sondern sogar der Zeit nach. Den Beweis hievon geben uns die hellsehenden Somnambulen, welche, in der Periode der höchsten Steigerung ihres Zustandes, jeden beliebigen Ort, auf den man sie hinlenkt, sofort in ihre anschauende Traumwahrnehmung bringen und die Vorgänge daselbst richtig angeben können, bisweilen aber sogar vermögen, das noch gar nicht Vorhandene, sondern noch im Schooße der Zukunft Liegende und erst im Laufe der Zeit, mittelst unzähliger, zufällig zusammentreffender Zwischenursachen, zur Verwirklichung Gelangende vorher zu verkündigen. Denn alles Hellseyn, sowohl im künstlich herbeigeführten, als im natürlich eingetretenen somnambulen Schlafwachen, alles in demselben möglich gewordene Wahrnehmen des Verdeckten, des Abwesenden, des Entfernten, ja des Zukünftigen, ist durchaus nichts Anderes, als ein Wahrträumen desselben, dessen Gegenstände sich daher dem Intellekt anschaulich und leibhaftig darstellen, wie unsere Träume, weshalb die Somnambulen von einem Seyn derselben reden. Wir haben inzwischen an diesen Phänomenen, wie auch am spontanen Nachtwandeln, einen sichern Beweis, daß auch jene geheimnißvolle, durch keinen Eindruck von außen bedingte, uns durch den Traum vertraute Anschauung zur realen Außenwelt im Verhältniß der Wahrnehmung stehn kann; obwohl der dies vermittelnde Zusammenhang mit derselben uns ein Räthsel bleibt. Was den gewöhnlichen, nächtlichen Traum vom Hellseyn, oder dem Schlafwachen überhaupt, unterscheidet, ist erstlich die Abwesenheit jenes Verhältnisses zur Außenwelt, also zur Realität; und zweitens, daß sehr oft eine

Digitized by Google

Erinnerung von ihm ins Wachen übergeht, während aus dem ſomnambulen Schlaf eine ſolche nicht Statt findet. Dieſe beiden Eigenſchaften könnten aber wohl zuſammenhängen und auf einander zurückzuführen ſeyn. Nämlich auch der gewöhnliche Traum hinterläßt nur dann eine Erinnerung, wann wir unmittelbar aus ihm erwacht ſind: dieſelbe beruht alſo wahrſcheinlich bloß darauf, daß das Erwachen aus dem natürlichen Schlafe ſehr leicht erfolgt, weil er lange nicht ſo tief iſt, wie der ſomnambule, aus welchem eben dieſerhalb ein unmittelbares, alſo ſchnelles Erwachen nicht eintreten kann, ſondern erſt mittelſt eines langſamen und vermittelten Ueberganges die Rückkehr zum wachen Bewußtſeyn geſtattet iſt. Der ſomnambule Schlaf iſt nämlich nur ein ungleich tieferer, ſtärker eingreifender, vollkommenerer; in welchem eben deshalb das Traumorgan zur Entwickelung ſeiner ganzen Fähigkeit gelangt, wodurch ihm die richtige Beziehung zur Auſſenwelt, alſo das anhaltende und zuſammenhängende Wahrträumen möglich wird. Wahrſcheinlich hat ein ſolches auch bisweilen im gewöhnlichen Schlafe Statt, aber gerade nur dann, wann er ſo tief iſt, daß wir nicht unmittelbar aus ihm erwachen. Die Träume, aus denen wir erwachen, ſind hingegen die des leichteren Schlafes: ſie ſind, auch im letzten Grunde, aus bloß ſomatiſchen, dem eigenen Organismus angehörigen Urſachen entſprungen, daher ohne Beziehung zur Auſſenwelt. Daß es jedoch hievon Ausnahmen giebt, haben wir ſchon erkannt an den Träumen, welche die unmittelbare Umgebung des Schlafenden darſtellen. Jedoch auch von Träumen, die das in der Ferne Geſchehende, ja das Zukünftige verkündigen, giebt es ausnahmsweiſe eine Erinnerung, und zwar hängt dieſe hauptſächlich davon ab, daß wir unmittelbar aus einem ſolchen Traum erwachen. Dieſerhalb hat, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, die Annahme gegolten, daß es Träume von realer, objektiver Bedeutung gebe, jedoch nur als ſeltene Ausnahmen, unter der zahlloſen Menge leerer, bloß täuſchender Träume. Demgemäß erzählt ſchon Homer (Od. XIX, 560.) von zwei Eingangspforten der Träume, einer elfenbeinernen, durch welche die bedeutungsloſen, und einer hörnernen, durch welche die fatidiken eintreten. Ein Anatom könnte vielleicht ſich verſucht fühlen, dies auf die weiße und graue Gehirnſubſtanz zu deuten. Am öfterſten bewähren ſich als prophe-

Digitized by Google

tisch solche Träume, welche sich auf den Gesundheitszustand des Träumenden beziehn, und zwar werden diese meistens Krankheiten, auch tödtliche Anfälle vorherverkünden, (Beispiele derselben hat gesammelt Fabius, de somniis, Amstelod. 1836, p. 195 sqq.); welches Dem analog ist, daß auch die hellsehenden Somnambulen am häufigsten und sichersten den Verlauf ihrer eigenen Krankheit, nebst deren Krisen u. s. w. vorhersagen. Nächstdem werden auch äußere Unfälle, wie Feuersbrünste, Pulvererplosionen, Schiffbrüche, besonders aber Todesfälle, bisweilen durch Träume angekündigt. Endlich aber werden auch andere, mitunter ziemlich geringfügige Begebenheiten von einigen Menschen haarklein vorhergeträumt, wovon ich selbst, durch unzweideutige Erfahrungen, mich überzeugt habe. Zur Zurückführung der prophetischen Träume auf ihre nächste Ursache bietet sich uns der Umstand dar, daß sowohl vom natürlichen, als auch vom magnetischen Somnambulismus und seinen Vorgängen bekanntlich keine Erinnerung im wachen Bewußtseyn Statt findet, wohl aber bisweilen eine solche in die Träume des natürlichen, gewöhnlichen Schlafes, deren man sich nachher wachend erinnert, übergeht; so daß alsdann der Traum das Verbindungsglied, die Brücke, wird, zwischen dem somnambulen und dem wachen Bewußtseyn. Diesem also gemäß müssen wir die prophetischen Träume zuvörderst Dem zuschreiben, daß im tiefen Schlafe das Träumen sich zu einem somnambulen Hellsehn steigert: da nun aber aus Träumen dieser Art, in der Regel, kein unmittelbares Erwachen und eben deshalb keine Erinnerung Statt findet; so sind die, eine Ausnahme hievon machenden und also das Kommende unmittelbar und sensu proprio vorbildenden Träume, welche die theorematischen genannt worden, die allerseltensten. Hingegen wird öfter von einem Traume solcher Art, wenn sein Inhalt dem Träumenden sehr angelegen ist, dieser sich eine Erinnerung dadurch zu erhalten im Stande seyn, daß er sie in den Traum des leichtern Schlafs, aus dem sich unmittelbar erwachen läßt, hinübernimmt: jedoch kann dieses alsdann nicht unmittelbar, sondern nur mittelst Uebersetzung des Inhalts in eine Allegorie geschehn, in deren Gewand gehüllt nunmehr der ursprüngliche, prophetische Traum ins wachende Bewußtseyn gelangt, wo er folglich dann noch der Auslegung, Deutung, bedarf. Dies also ist

Digitized by Google

die andere und häufigere Art der fatidiken Träume, die allegorische. Beide Arten hat schon Artemidoros in seinem Oneirokritikon, dem ältesten der Traumbücher, unterschieden und der ersteren Art den Namen der theorematischen gegeben. In dem Bewußtseyn der stets vorhandenen Möglichkeit des oben dargelegten Herganges hat der keineswegs zufällige, oder angekünstelte, sondern dem Menschen natürliche Hang, über die Bedeutung gehabter Träume zu grübeln, seinen Grund: aus ihm entsteht, wenn er gepflegt und methodisch ausgebildet wird, die Oneiromantik. Allein diese fügt die Voraussetzung hinzu, daß die Vorgänge im Traum eine feststehende, ein für alle Mal geltende Bedeutung hätten, über welche sich daher ein Lexikon machen ließe. Solches ist aber nicht der Fall: vielmehr ist die Allegorie dem jedesmaligen Objekt und Subjekt des dem allegorischen Traume zum Grunde liegenden theorematischen Traumes eigens und individuell angepaßt. Daher eben ist die Auslegung der allegorischen fatidiken Träume größtentheils so schwer, daß wir sie meistens erst, nachdem ihre Verkündigung eingetroffen ist, verstehn, dann aber die ganz eigenthümliche, dem Träumenden sonst völlig fremde, dämonische Schalkhaftigkeit des Witzes, mit welchem die Allegorie angelegt und ausgeführt worden, bewundern müssen: daß wir aber bis dahin diese Träume im Gedächtniß behalten, ist Dem zuzuschreiben, daß sie durch ihre ausgezeichnete Anschaulichkeit, ja Leibhaftigkeit, sich tiefer einprägen, als die übrigen. Allerdings wird Uebung und Erfahrung auch der Kunst, die Träume auszulegen, förderlich seyn. Aber nicht Schuberts bekanntes Buch, an welchem nichts taugt, als bloß der Titel, sondern der alte Artemidoros ist es, aus dem man wirklich die „Symbolik des Traumes" kennen lernen kann, zumal aus seinen zwei letzten Büchern, wo er an Hunderten von Beispielen uns die Art und Weise, die Methode und den Humor, faßlich macht, deren unsre träumende Allwissenheit sich bedient, um, wo möglich, unsrer wachenden Unwissenheit Einiges beizubringen. Dies ist nämlich aus seinen Beispielen viel besser zu erlernen, als aus seinen vorhergängigen Theoremen und Regeln darüber. — Daß auch Shakespeare den besagten Humor der Sache vollkommen gefaßt hatte, zeigt er im Heinrich VI., Th. II. Akt 3, Sc. 2, wo, auf die ganz unerwartete Nachricht vom

Digitized by Google

plötzlichen Tode des Herzogs von Gloſter, der ſchurkiſche Kardinal Beaufort, der am beſten weiß, wie es darum ſteht, ausruft: „Geheimnißvolles Gericht Gottes! mir träumte dieſe Nacht, der Herzog wäre ſtumm und könnte kein Wort reden.“

Dem oben Geſagten zufolge ſind die theorematiſchen fatidiken Träume der höchſte und ſeltenſte Grad des Vorherſehns im natürlichen Schlafe, die allegoriſchen der zweite, geringere. An dieſe nun ſchließt ſich noch, als letzter und ſchwächſter Ausfluß der ſelben Quelle, die bloße Ahndung, das Vorgefühl. Daſſelbe iſt öfter trauriger, als heiterer Art; weil eben des Trübſals im Leben mehr iſt, als der Freude. Eine finſtere Stimmung, eine ängſtliche Erwartung des Kommenden, hat ſich, nach dem Schlafe, unſerer bemächtigt, ohne daß eine Urſache dazu vorläge. Dies iſt, der obigen Darſtellung gemäß, daraus zu erklären, daß jenes Ueberſetzen des im tiefſten Schlafe dageweſenen, theorematiſchen, wahren, Unheil verkündenden Traumes, in einen allegoriſchen des leichteren Schlafs nicht gelungen und daher von jenem nichts im Bewußtſeyn zurückgeblieben iſt, als ſein Eindruck auf das Gemüth, d. h. den Willen ſelbſt, dieſen eigentlichen und letzten Kern des Menſchen. Dieſer Eindruck klingt nun nach, als weiſſagendes Vorgefühl, als finſtere Ahndung. Bisweilen wird jedoch dieſe ſich unſerer erſt dann bemächtigen, wann die erſten, mit dem im theorematiſchen Traume geſehenen Unglück zuſammenhängenden Umſtände in der Wirklichkeit eintreten, z. B. wann Einer das Schiff, welches untergehn ſoll, zu beſteigen im Begriffe ſteht, oder wann er ſich dem Pulverthurm, der auffliegen ſoll, nähert: ſchon Mancher iſt dadurch, daß er alsdann der plötzlich aufſteigenden bangen Ahndung, der ihn befallenden innern Angſt, Folge leiſtete, gerettet worden. Wir müſſen dies daraus erklären, daß aus dem theorematiſchen Traume, obwohl er vergeſſen iſt, doch eine ſchwache Reminiscenz, eine dumpfe Erinnerung übrig geblieben, die zwar nicht vermag ins deutliche Bewußtſeyn zu treten, aber deren Spur aufgefriſcht wird durch den Anblick eben der Dinge, in der Wirklichkeit, die im vergeſſenen Traume ſo entſetzlich auf uns gewirkt hatten. Dieſer Art war auch das Dämonion des Sokrates, jene innere Warnungsſtimme, die ihn, ſobald er irgend etwas Nachtheiliges zu unternehmen ſich entſchließen wollte, davon abmahnte, immer

Digitized by Google

jedoch nur ab-, nie zurathend. Eine unmittelbare Beſtätigung der dargelegten Theorie der Ahndungen iſt nur vermittelſt des magnetiſchen Somnambulismus möglich, als welcher die Geheimniſſe des Schlafes ausplaudert. Demgemäß finden wir eine ſolche in der bekannten „Geſchichte der Auguſte Müller zu Karlsruhe" S. 78. „Den 15. December ward die Somnambule, in „ihrem nächtlichen, (magnetiſchen) Schlaf, eines unangenehmen, „ſie betreffenden Vorfalls inne, der ſie ſehr niederbeugte. Sie „bemerkte zugleich: ſie werde den ganzen folgenden Tag ängſtlich und beklommen ſeyn, ohne zu wiſſen warum." — Ferner giebt eine Beſtätigung dieſer Sache der in der „Seherin von Prevorſt" (erſte Aufl. Bd. 2. S. 73, — 3. Aufl. S. 325.) erzählte Eindruck, den gewiſſe, auf die ſomnambulen Vorgänge ſich beziehende Verſe, im Wachen, auf die von jenen jetzt nichts wiſſende Seherin machten. Auch in Kieſer's „Telluriſmus", §. 271, findet man Thatſachen, die auf dieſen Punkt Licht werfen.

Hinſichtlich alles Bisherigen iſt es ſehr wichtig, folgende Grundwahrheit wohl zu faſſen und feſtzuhalten. Der magnetiſche Schlaf iſt nur eine Steigerung des natürlichen; wenn man will, eine höhere Potenz deſſelben: es iſt ein ungleich tieferer Schlaf. Dieſem entſprechend iſt das Hellſehn nur eine Steigerung des Träumens: es iſt ein beſtändiges Wahrträumen, welches aber hier von auſſen gelenkt und worauf man will gerichtet werden kann. Drittens iſt denn auch die, in ſo vielen Krankheitsfällen bewährte, unmittelbar heilſame Einwirkung des Magnetismus nichts anderes, als eine Steigerung der natürlichen Heilkraft des Schlafs in allen. Iſt doch dieſer das wahre große Panakeion und zwar dadurch, daß allererſt mittelſt ſeiner die Lebenskraft, der animaliſchen Funktionen entledigt, völlig frei wird, um jetzt mit ihrer ganzen Macht als vis naturae medicatrix aufzutreten und in dieſer Eigenſchaft alle im Organismus eingeriſſenen Unordnungen wieder ins rechte Gleis zu bringen; weshalb auch überall das gänzliche Ausbleiben des Schlafes keine Geneſung zuläßt. Dies nun aber leiſtet der ungleich tiefere, magnetiſche Schlaf in viel höherem Grade; daher er auch, wann er, um große, bereits chroniſche Uebel zu heben, von ſelbſt eintritt, bisweilen mehrere Tage anhält, wie z. B. in dem

Digitized by Google

vom Grafen Szapary veröffentlichen Fall („Ein Wort üb. anim. Magn." Leipzig 1840); ja, in Rußland einſt eine höchſt ſchwindſüchtige Somnambule, in der allwiſſenden Kriſe, ihrem Arzte befahl, ſie auf 9 Tage in Scheintod zu verſetzen, während welcher Zeit alsdann ihre Lunge völliger Ruhe genoß und dadurch heilte, ſo daß ſie vollkommen geneſen erwacht iſt. Da nun aber das Weſen des Schlafs in der Unthätigkeit des Cerebralſyſtems beſteht und ſogar ſeine Heilſamkeit gerade daraus entſpringt, daß daſſelbe, mit ſeinem animalen Leben, jetzt keine Lebenskraft mehr beſchäftigt und verzehrt, dieſe daher ſich jetzt gänzlich dem organiſchen Leben zuwenden kann; ſo könnte es als ſeinem Hauptzweck widerſprechend erſcheinen, daß gerade im magnetiſchen Schlafe bisweilen eine überſchwänglich geſteigerte Erkenntnißkraft hervortritt, die, ihrer Natur nach, doch irgendwie eine Gehirnthätigkeit ſeyn muß. Allein zuvörderſt müſſen wir uns erinnern, daß dieſer Fall nur eine ſeltene Ausnahme iſt. Unter 20 Kranken, auf die der Magnetismus überhaupt wirkt, wird nur Einer ſomnambul, d. h. vernimmt und ſpricht im Schlafe, und unter 5 Somnambulen wird kaum Einer hellſehend (nach Deleuze, hist. crit. du magn. Paris 1813. Vol. 1. p. 138.). In der Regel alſo iſt die Wirkung des Magnetismus nur ein überaus tiefer Schlaf, welcher traumlos iſt, ja, das Cerebralſyſtem dermaßen depotenzirt, daß weder Sinneseindrücke, noch Verletzungen irgend gefühlt werden; daher denn auch derſelbe auf das Wohlthätigſte benutzt wurde zu chirurgiſchen Operationen, aus welchem Dienſte jedoch das Chloroform ihn verdrängt hat. Zum Hellſehn, deſſen Vorſtufe der Somnambulismus, oder das Schlafreden iſt, läßt die Natur es eigentlich nur dann kommen, wann ihre blindwirkende Heilkraft zur Beſeitigung der Krankheit nicht ausreicht, ſondern es der Hülfsmittel von außen bedarf, welche nunmehr, im hellſehenden Zuſtande, vom Patienten ſelbſt richtig verordnet werden. Alſo zu dieſem Zweck des Selbſtverordnens bringt ſie die Clairvoyance hervor: denn natura nihil facit frustra. Ihr Verfahren hierin iſt dem analog, welches ſie im Großen, bei der erſten Hervorbringung der Weſen, befolgt hat, als ſie den Schritt vom Pflanzen- zum Thierreich that: nämlich für die Pflanzen hatte noch die Bewegung auf bloße Reize ausgereicht; jetzt aber machten ſpeciellere und komplicir-

Digitized by Google

tere Bedürfnisse, deren Gegenstände aufzusuchen, auszuwählen, ja, zu überwältigen, oder gar zu überlisten waren, die Bewegung auf Motive und daher die Erkenntniß, in vielfach abgestuften Graden, nöthig, welche demgemäß der eigentliche Charakter der Thierheit ist, das dem Thiere nicht zufällig, sondern wesentlich Eigene, das, was wir im Begriff des Thieres nothwendig denken. Ich verweise hierüber auf mein Hauptwerk Bd. 1. S. 170. ff.; ferner auf meine Ethik, S. 33, und auf den „Willen in der Natur" S. 54 ff. und 70 — 78. Also im einen, wie im andern Falle zündet die Natur sich ein Licht an, um so die Hülfe, deren der Organismus von außen bedarf, aufsuchen und herbeischaffen zu können. Die Lenkung der nun also ein Mal entwickelten Sehergabe der Somnambule auf andere Dinge, als ihren eigenen Gesundheitszustand, ist bloß ein accidenteller Nutzen, ja, eigentlich schon ein Mißbrauch derselben. Ein solcher ist es auch, wenn man eigenmächtig, durch lange fortgesetztes Magnetisiren, Somnambulismus und Hellsehn, gegen die Absicht der Natur, hervorruft. Wo diese hingegen wirklich erfordert sind, bringt die Natur sie nach kurzem Magnetisiren, ja, bisweilen als spontanen Somnambulismus, ganz von selbst hervor. Sie treten alsdann auf, wie schon gesagt, als ein Wahrträumen, zunächst nur der unmittelbaren Umgebung, dann in weiterem Kreise und immer weiter, bis dasselbe, in den höchsten Graden des Hellsehns, alle Vorgänge auf Erden, wohin nur die Aufmerksamkeit gelenkt wird, erreichen kann, mitunter sogar in die Zukunft dringt. Mit diesen verschiedenen Stufen hält die Fähigkeit zur pathologischen Diagnose und zum therapeutischen Verordnen, zunächst für sich und abusive für Andere, gleichen Schritt.

Auch beim Somnambulismus im ursprünglichen und eigentlichsten Sinne, also dem krankhaften Nachtwandeln, tritt ein solches Wahrträumen ein, hier jedoch nur für den unmittelbaren Verbrauch, daher bloß auf die nächste Umgebung sich erstreckend; weil eben schon hiermit der Zweck der Natur, in diesem Fall, erreicht wird. In solchem Zustande nämlich hat nicht, wie im magnetischen Schlaf, im spontanen Somnambulismus und in der Katalepsie, die Lebenskraft, als vis medicatrix, das animale Leben eingestellt, um auf das organische ihre ganze Macht ver-

Digitized by Google

wenden und die darin eingeriſſenen Unordnungen aufheben zu können; ſondern ſie tritt hier, vermöge einer krankhaften Verſtimmung, der am meiſten das Alter der Pubertät unterworfen iſt, als ein abnormes Uebermaaß von Irritabilität auf, deſſen nun die Natur ſich zu entladen ſtrebt, welches bekanntlich durch Wandeln, Arbeiten, Klettern, bis zu den halsbrechendeſten Lagen und den gefährlichſten Sprüngen, alles im Schlafe, geſchieht: da ruft denn die Natur zugleich, als den Wächter dieſer ſo gefährlichen Schritte, jenes räthſelhafte Wahrträumen hervor, welches ſich hier aber nur auf die nächſte Umgebung erſtreckt, da dieſes hinreicht, den Unfällen vorzubeugen, welche die losgelaſſene Irritabilität, wenn ſie blind wirkte, herbeiführen müßte. Daſſelbe hat alſo hier nur den negativen Zweck, Schaden zu verhüten, während es beim Hellſehn den poſitiven hat, Hülfe von außen aufzufinden: daher der große Unterſchied im Umfang des Geſichtskreiſes.

So geheimnißvoll die Wirkung des Magnetiſirens auch iſt, ſo iſt doch ſoviel klar, daß ſie zunächſt im Einſtellen der animaliſchen Funktionen beſteht, indem die Lebenskraft vom Gehirn, welches ein bloßer Penſionär oder Paraſit des Organismus iſt, abgelenkt, oder vielmehr zurückgedrängt wird zum organiſchen Leben, als ihrer primitiven Funktion, weil jetzt daſelbſt ihre ungetheilte Gegenwart und ihre Wirkſamkeit als vis medicatrix erfordert iſt. Innerhalb des Nervenſyſtems, alſo des ausſchließlichen Sitzes alles irgend ſenſibeln Lebens, wird aber das organiſche Leben repräſentirt und vertreten durch den Lenker und Beherrſcher ſeiner Funktionen, den ſympathiſchen Nerven und deſſen Ganglien; daher man den Vorgang auch als ein Zurückdrängen der Lebenskraft vom Gehirn zu dieſem hin anſehn, überhaupt aber auch Beide als einander entgegengeſetzte Pole auffaſſen kann, nämlich das Gehirn, nebſt den ihm anhängenden Organen der Bewegung, als den poſitiven und bewußten Pol; den ſympathiſchen Nerven, mit ſeinen Gangliengeflechten, als den negativen und unbewußten Pol. In dieſem Sinne nun ließe ſich folgende Hypotheſe über den Hergang beim Magnetiſiren aufſtellen. Es iſt ein Einwirken des Gehirnpols (alſo des äußeren Nervenpols) des Magnetiſeurs auf den gleichnamigen des Patienten, wirkt demnach, dem allgemeinen Polaritätsgeſetze ge-

Digitized by Google

mäß, auf diesen repellirend, wodurch die Nervenkraft auf den andern Pol des Nervensystems, den innern, das Bauchganglien-system, zurückgedrängt wird. Daher sind Männer, als bei denen der Gehirnpol überwiegt, am tauglichsten zum Magnetisiren; hingegen Weiber, als bei denen das Gangliensystem vorwaltet, am tauglichsten zum Magnetisirtwerden und dessen Folgen. Wäre es möglich, daß das weibliche Gangliensystem eben so auf das männliche, also auch repellirend, einwirken könnte; so müßte, durch den umgekehrten Proceß, ein abnorm erhöhtes Gehirnleben, ein temporäres Genie, entstehn. Dies ist nicht ausführbar, weil das Gangliensystem nicht fähig ist, nach außen zu wirken. Hingegen ließe sich wohl als ein, durch Wirken ungleichnamiger Pole auf einander, attrahirendes Magnetisiren das Baquett betrachten, so daß die mit demselben, durch zur Herzgrube gehende, eiserne Stäbe und wollene Schnüre, verbundenen sympathischen Nerven aller umhersitzenden Patienten, mit vereinter und durch die anorganische Masse des Baquetts erhöhter Kraft wirkend, den einzelnen Gehirnpol eines jeden von ihnen an sich zögen, also das animale Leben depotenzirten, es untergehn lassend in den magnetischen Schlaf Aller; — dem Lotus zu vergleichen, der Abends sich in die Fluth versenkt. Diesem entspricht auch, daß, als man einst die Leiter des Baquets, statt an die Herzgrube, an den Kopf gelegt hatte, heftige Kongestion und Kopfschmerz die Folge war (Kieser, Tellurism., erste Aufl. Bd. 1. S. 439.). Daß, im siderischen Baquet, die bloßen, unmagnetisirten Metalle die selbe Kraft ausüben, scheint damit zusammenzuhängen, daß das Metall das Einfachste, Ursprünglichste, die tiefste Stufe der Objektivation des Willens, folglich dem Gehirn als der höchsten Entwickelung dieser Objektivation, gerade entgegengesetzt, also das von ihm Entfernteste ist, zudem die größte Masse im kleinsten Raum darbietet. Es ruft demnach den Willen zu seiner Ursprünglichkeit zurück und ist dem Gangliensystem verwandt, wie umgekehrt das Licht dem Gehirn: daher scheuen die Somnambulen die Berührung der Metalle mit den Organen des bewußten Pols. Das Metall- und Wasserfühlen der hiezu Organisirten findet ebenfalls darin seine Erklärung. — Wenn, beim gewöhnlichen, magnetisirten Baquet, das Wirkende die mit demselben verbundenen Gangliensysteme aller

Digitized by Google

um dasselbe versammelten Patienten sind, welche mit vereinter Kraft, die Gehirnpole herabziehn; so giebt Dies auch eine Anleitung zur Erklärung der Ansteckung des Somnambulismus überhaupt, wie auch der ihr verwandten Mittheilung der gegenwärtigen Aktivität des zweiten Gesichts, durch Anstoßen der damit Begabten unter einander, und der Mittheilung, folglich der Gemeinschaft, der Visionen überhaupt.

Wollte man aber von der obigen, die Polaritätsgesetze zum Grunde legenden Hypothese über den Hergang beim aktiven Magnetisiren eine noch kühnere Anwendung sich erlauben; so ließe sich daraus, wenn auch nur schematisch, ableiten, wie, in den höhern Graden des Somnambulismus, der Rapport so weit gehn kann, daß die Somnambule aller Gedanken, Kenntnisse, Sprachen, ja aller Sinnesempfindungen des Magnetiseurs theilhaft wird, also in seinem Gehirn gegenwärtig ist, während hingegen sein Wille unmittelbaren Einfluß auf sie hat und sie so sehr beherrscht, daß er sie fest bannen kann. Nämlich bei dem jetzt gebräuchlichsten Galvanischen Apparat, wo die beiden Metalle in zweierlei durch Thonwände getrennte Säuren eingesenkt sind, geht der positive Strom, durch diese Flüssigkeiten hindurch, vom Zink zum Kupfer und dann außerhalb derselben, an der Elektrode, vom Kupfer zum Zink zurück. Diesem also analog gienge der positive Strom der Lebenskraft, als Wille des Magnetiseurs, von dessen Gehirn zu dem der Somnambule, sie beherrschend und ihre, im Gehirn das Bewußtseyn hervorbringende Lebenskraft zurücktreibend zum sympathischen Nerven, also der Magengegend, ihrem negativen Pol: dann aber gienge derselbe Strom von hier weiter in den Magnetiseur zurück, zu seinem positiven Pol, dem Gehirn desselben, woselbst er dessen Gedanken und Empfindungen antrifft, deren dadurch jetzt die Somnambule theilhaft wird. Das sind freilich sehr gewagte Annahmen: aber bei so durchaus unerklärten Dingen, wie die, welche hier unser Problem sind, ist jede Hypothese, die zu irgend einem, wenn auch nur schematischem, oder analogischem Verständniß derselben führt, zulässig.

Das überschwänglich Wunderbare und daher, bis es durch die Uebereinstimmung hundertfältiger, glaubwürdigster Zeugnisse bekräftigt war, schlechthin Unglaubliche des somnambulen Hell-

Digitized by Google

sehns, als welchem das Verdeckte, das Abwesende, das weit Entfernte, ja, das noch im Schooße der Zukunft Schlummernde offen liegt, verliert wenigstens seine absolute Unbegreiflichkeit, wenn wir wohl erwägen, daß, wie ich so oft gesagt habe, die objektive Welt ein bloßes Gehirnphänomen ist: denn die auf Raum, Zeit und Kausalität (als Gehirnfunktionen) beruhende Ordnung und Gesetzmäßigkeit desselben ist es, die im somnambulen Hellsehn in gewissem Grade beseitigt wird. Nämlich in Folge der Kantischen Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit begreifen wir, daß das Ding an sich, also das allein wahrhaft Reale in allen Erscheinungen, als frei von jenen beiden Formen des Intellekts, den Unterschied von Nähe und Ferne, von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft nicht kennt; daher die auf jenen Anschauungsformen beruhenden Trennungen sich nicht als absolute erweisen, sondern für die in Rede stehende, durch Umgestaltung ihres Organs im Wesentlichen veränderte Erkenntnißweise, keine unübersteigbare Schranken mehr darbieten. Wären hingegen Zeit und Raum absolut real und dem Wesen an sich der Dinge angehörig; dann wäre allerdings jene Sehergabe der Somnambulen, wie überhaupt alles Fernsehn und Vorhersehn, ein schlechthin unbegreifliches Wunder. Andrerseits erhält sogar, durch die hier in Rede stehenden Thatsachen, Kants Lehre gewissermaaßen eine faktische Bestätigung. Denn, ist die Zeit keine Bestimmung des eigentlichen Wesens der Dinge; so ist, hinsichtlich auf dieses, Vor und Nach ohne Bedeutung: demgemäß also muß eine Begebenheit eben so wohl erkannt werden können, ehe sie geschehn, als nachher. Jede Mantik, sei es im Traum, im somnambulen Vorhersehn, im zweiten Gesicht, oder wie noch etwan sonst, besteht nur im Auffinden des Wegs zur Befreiung der Erkenntniß von der Bedingung der Zeit. — Auch läßt die Sache sich in folgendem Gleichniß veranschaulichen. Ding an sich ist das primum mobile in dem Mechanismus, der dem ganzen, komplicirten und bunten Spielwerk dieser Welt seine Bewegung ertheilt. Jenes muß daher von anderer Art und Beschaffenheit seyn, als dieses. Wir sehn wohl den Zusammenhang der einzelnen Theile des Spielwerks, in den absichtlich zu Tage gelegten Hebeln und Rädern (Zeitfolge und Kausalität): aber Das, was diesen allen die erste Bewegung ertheilt,

Digitized by Google

seyn wir nicht. Wenn ich nun lese, wie hellsehende Somnambulen das Zukünftige so lange vorher und so genau verkünden, so kommt es mir vor, als wären sie zu dem da hinten verborgenen Mechanismus gelangt, von dem Alles ausgeht, und woselbst daher schon jetzt und gegenwärtig Das ist, was äußerlich, d. h. durch unser optisches Glas Zeit gesehn, erst als künftig und kommend sich darstellt.

Ueberdies hat nun der selbe animalische Magnetismus, dem wir diese Wunder verdanken, uns auch ein unmittelbares Wirken des Willens auf Andere und in die Ferne auf mancherlei Weise beglaubigt: ein solches aber ist gerade der Grundcharakter Dessen, was der verrufene Name der Magie bezeichnet. Denn diese ist ein von den kausalen Bedingungen des physischen Wirkens, also des Kontakts, im weitesten Sinne des Wortes, befreites, unmittelbares Wirken unsers Willens selbst; wie ich dies in einem eigenen Kapitel dargelegt habe in der Schrift „über den Willen in der Natur." Das magische verhält sich daher zum physischen Wirken, wie die Mantik zur vernünftigen Konjektur: es ist wirkliche und gänzliche actio in distans, wie die ächte Mantik, z. B. das somnambule Hellsehn, passio a distante ist. Wie in diesem die individuelle Isolation der Erkenntniß, so ist in jener die individuelle Isolation des Willens aufgehoben. In Beiden leisten wir daher unabhängig von den Beschränkungen, welche Raum, Zeit und Kausalität herbeiführen, was wir sonst und alltäglich nur unter diesen vermögen. In ihnen hat also unser innerstes Wesen, oder das Ding an sich, jene Formen der Erscheinung abgestreift und tritt frei von ihnen hervor. Daher ist auch die Glaubwürdigkeit der Mantik der der Magie verwandt und ist der Zweifel an Beiden stets zugleich gekommen und gewichen.

Animalischer Magnetismus, sympathetische Kuren, Magie, zweites Gesicht, Wahrträumen, Geisterseyn und Visionen aller Art sind verwandte Erscheinungen, Zweige Eines Stammes, und geben sichere, unabweisbare Anzeige von einem Nexus der Wesen, der auf einer ganz andern Ordnung der Dinge beruht, als die Natur ist, als welche zu ihrer Basis die Gesetze des Raumes, der Zeit und der Kausalität hat; während jene andere Ordnung eine tiefer liegende, ursprünglichere und unmittelbarere

Digitized by Google

ist, daher vor ihr die ersten und allgemeinsten, weil rein formalen, Gesetze der Natur ungültig sind, demnach Zeit und Raum die Individuen nicht mehr trennen und die eben auf jenen Formen beruhende Vereinzelung und Isolation derselben nicht mehr der Mittheilung der Gedanken und dem unmittelbaren Einfluß des Willens unübersteigbare Gränzen setzt; so daß Veränderungen herbeigeführt werden auf einem ganz andern Wege, als dem der physischen Kausalität und der zusammenhängenden Kette ihrer Glieder, nämlich bloß vermöge eines auf besondere Weise an den Tag gelegten und dadurch über das Individuum hinaus potenzirten Willensaktes. Demgemäß ist der eigenthümliche Charakter sämmtlicher, hier in Rede stehender, animaler Phänomene visio in distans et actio in distans, sowohl der Zeit, als dem Raume nach.

Beiläufig gesagt, ist der wahre Begriff der actio in distans dieser, daß der Raum zwischen dem Wirkenden und dem Bewirkten, er sei voll oder leer, durchaus keinen Einfluß auf die Wirkung habe, — sondern es völlig einerlei sei, ob er einen Zoll, oder eine Billion Uranusbahnen beträgt. Denn, wenn die Wirkung durch die Entfernung irgend geschwächt wird; so ist es, entweder weil eine den Raum bereits füllende Materie dieselbe fortzupflanzen hat und daher, vermöge ihrer steten Gegenwirkung, sie, nach Maaßgabe der Entfernung, schwächt; oder auch, weil die Ursache selbst bloß in einer materiellen Ausströmung besteht, die sich im Raum verbreitet und also desto mehr verdünnt, je größer dieser ist. Hingegen kann der leere Raum selbst auf keine Weise widerstehn und die Kausalität schwächen. Wo also die Wirkung, nach Maaßgabe ihrer Entfernung vom Ausgangspunkte der Ursache, abnimmt, wie die des Lichtes, der Gravitation, des Magneten u. s. w., da ist keine actio in distans; und eben so wenig da, wo sie durch die Entfernung auch nur verspätet wird. Denn das Bewegliche im Raum ist allein die Materie: diese müßte also der den Weg zurücklegende Träger einer solchen Wirkung seyn und demgemäß erst wirken, nachdem sie angekommen, mithin erst beim Kontakt, folglich nicht in distans.

Hingegen die hier in Rede stehenden und oben als Zweige eines Stammes aufgezählten Phänomene haben, wie gesagt, gerade die actio in distans und passio a distante zum specifi-

Digitized by Google

ſchen Kennzeichen. Hiedurch aber liefern ſie, wie auch ſchon erwähnt, zunächſt eine ſo unerwartete, wie ſichere faktiſche Beſtätigung der Kantiſchen Grundlehre vom Gegenſatz der Erſcheinung und des Dinges an ſich, und dem der Geſetze Beider. Die Natur und ihre Ordnung iſt nämlich, nach Kant, bloße Erſcheinung: als den Gegenſatz derſelben ſehn wir alle hier in Rede ſtehenden, magiſch zu benennenden Thatſachen unmittelbar im Dinge an ſich wurzeln und in der Erſcheinungswelt Phänomene herbeiführen, die, gemäß den Geſetzen dieſer, nie zu erklären ſind, daher mit Recht geläugnet wurden, bis hundertfältige Erfahrung dies nicht länger zuließ. Aber nicht nur die Kantiſche, ſondern auch meine Philoſophie erhält durch die nähere Unterſuchung dieſer Thatſachen eine wichtige Beſtätigung, in dem Fakto, daß in allen jenen Phänomenen das eigentliche Agens allein der Wille iſt; wodurch dieſer ſich als das Ding an ſich kund giebt. Von dieſer Wahrheit demnach, auf ſeinem empiriſchen Wege, ergriffen, betitelt ein bekannter Magnetiſeur, der ungariſche Graf Szapary, welcher augenſcheinlich von meiner Philoſophie nichts, und vielleicht von aller nicht viel, weiß, in ſeiner Schrift „ein Wort über den animaliſchen Magnetismus," Leipzig 1840, gleich die erſte Abhandlung: „phyſiſche Beweiſe, daß der Wille das Princip alles geiſtigen und körperlichen Lebens ſei."

Ueberdies nun aber und davon ganz abgeſehn, geben die beſagten Phänomene jedenfalls eine faktiſche und vollkommen ſichere Widerlegung nicht nur des Materialismus, ſondern auch des Naturalismus, wie ich dieſen, Kap. 17 des 2 Bandes meines Hauptwerkes, als die auf den Thron der Metaphyſik geſetzte Phyſik geſchildert habe; indem ſie die Ordnung der Natur, welche die genannten beiden Anſichten als die abſolute und einzige geltend machen wollen, nachweiſen als eine rein phänomenale und demnach bloß oberflächliche, welcher das von ihren Geſetzen unabhängige Weſen der Dinge an ſich ſelbſt zum Grunde liegt. Die in Rede ſtehenden Phänomene aber ſind, wenigſtens vom philoſophiſchen Standpunkt aus, unter allen Thatſachen, welche die geſammte Erfahrung uns darbietet, ohne allen Vergleich, die wichtigſten; daher ſich mit ihnen gründlich bekannt zu machen die Pflicht jedes Gelehrten iſt.

Digitized by Google

Diese Erörterung zu erläutern, diene noch folgende allgemeinere Bemerkung. Schon der große Haufe und das Volk, wohl aller Länder und Zeiten, unterscheidet Natürliches und Uebernatürliches, als zwei grundverschiedene, jedoch zugleich vorhandene Ordnungen der Dinge. Dem Uebernatürlichen schreibt er Wunder, Weissagungen, Gespenster und Zauberei unbedenklich zu, läßt aber überdies auch wohl gelten, daß überhaupt nichts durch und durch bis auf den letzten Grund, natürlich sei, sondern die Natur selbst auf einem Uebernatürlichen beruhe. Daher versteht das Volk sich sehr wohl, wann es frägt: „geht Das natürlich zu, oder nicht?" Im Wesentlichen fällt nun diese populäre Unterscheidung zusammen mit der Kantischen zwischen Erscheinung und Ding an sich; nur daß diese die Sache genauer und richtiger bestimmt, nämlich dahin, daß Natürliches und Uebernatürliches nicht zwei verschiedene und getrennte Arten von Wesen sind, sondern Eines und Dasselbe, welches an sich genommen übernatürlich zu nennen ist, weil erst indem es erscheint, d. h. in die Wahrnehmung unsers Intellekts tritt und daher in dessen Formen eingeht, die Natur sich darstellt, deren bloß phänomenale Gesetzmäßigkeit es eben ist, die man unter dem Natürlichen versteht. Ich nun wieder, meines Theils, habe nur Kants Ausdruck verdeutlicht, als ich die „Erscheinung" geradezu Vorstellung genannt habe. Und wenn man nun noch beachtet, daß, so oft, in der Kritik der reinen Vernunft und den Prolegomenen, Kants Ding an sich aus dem Dunkel, in welchem er es hält, nur ein wenig hervortritt, es sogleich sich als das moralisch Zurechnungsfähige in uns, also als den Willen zu erkennen giebt; so wird man auch einsehn, daß ich, durch Nachweisung des Willens als des Dinges an sich, ebenfalls bloß Kants Gedanken verdeutlicht und durchgeführt habe.

Der animalische Magnetismus ist, freilich nicht vom ökonomischen und technologischen, aber wohl vom philosophischen Standpunkt aus betrachtet, die inhaltschwerste aller jemals gemachten Entdeckungen; wenn er auch einstweilen mehr Räthsel aufgiebt, als löst. Er ist wirklich die praktische Metaphysik, wie schon Bako von Verulam die Magie definirt: er ist gewissermaaßen eine Experimentalmetaphysik: denn die ersten und allgemeinsten Gesetze der Natur werden von ihm beseitigt; daher er das sogar a priori für

Digitized by Google

unmöglich Erachtete möglich macht. Wenn nun aber ſchon in der bloßen Phyſik die Experimente und Thatſachen uns noch lange nicht die richtige Einſicht eröffnen, ſondern hiezu die oft ſehr ſchwer zu findende Auslegung derſelben erfordert iſt; wie viel mehr wird Dies der Fall ſeyn bei den myſteriöſen Thatſachen jener empiriſch hervortretenden Metaphyſik! Die rationale, oder theoretiſche Metaphyſik wird alſo mit derſelben gleichen Schritt halten müſſen, damit die hier aufgefundenen Schätze gehoben werden. Dann aber wird eine Zeit kommen, wo Philoſophie, animaliſcher Magnetismus und die in allen ihren Zweigen beiſpiellos vorgeſchrittene Naturwiſſenſchaft gegenſeitig ein ſo helles Licht auf einander werfen, daß Wahrheiten zu Tage kommen werden, welche zu erreichen man außerdem nicht hoffen durfte. Nur denke man hiebei nicht an die metaphyſiſchen Ausſagen und Lehren der Somnambulen: dieſe ſind meiſtens armſälige Anſichten, entſprungen aus den von der Somnambule erlernten Dogmen, und deren Miſchung mit Dem, was ſie im Kopf ihres Magnetiſeurs vorfindet; daher keiner Beachtung werth.

Auch zu Aufſchlüſſen über die zu allen Zeiten ſo hartnäckig behaupteten, wie beharrlich geleugneten Geiſtererſcheinungen ſehn wir durch den Magnetismus den Weg geöffnet: allein ihn richtig zu treffen wird dennoch nicht leicht ſeyn; wiewohl er irgendwo in der Mitte liegen muß zwiſchen der Leichtgläubigkeit unſers ſonſt ſehr achtungswerthen und verdienſtvollen Juſtinus Kerner und der, jetzt wohl nur noch in England herrſchenden, Anſicht, die keine andere, als eine mechaniſche Naturordnung zuläßt, um nur alles darüber Hinausgehende deſto ſicherer bei einem von der Welt ganz verſchiedenen, perſönlichen Weſen, welches nach Willkür mit ihr ſchaltet, unterbringen und koncentriren zu können. Die lichtſcheue und mit unglaublicher Unverſchämtheit jeder wiſſenſchaftlichen Erkenntniß frech entgegentretende, daher unſerm Welttheile nachgerade zum Skandal gereichende Engliſche Pfaffenſchaft hat, durch ihr Hegen und Pflegen aller dem „kalten Aberglauben, den ſie ihre Religion nennt," günſtigen Vorurtheile und Anfeindung der ihm entgegenſtehenden Wahrheiten, hauptſächlich Schuld an dem Unrecht, welches der animaliſche Magnetismus in England hat erleiden müſſen, woſelbſt er nämlich,

Digitized by Google

nachdem er schon 40 Jahre lang in Deutschland und Frankreich, in Theorie und Praxis anerkannt gewesen, noch immer, ungeprüft, mit der Zuversicht der Unwissenheit, als plumpe Betrügerei verlacht und verdammt wurde: „wer an den animalischen Magnetismus glaubt, kann nicht an Gott glauben" hat noch im Jahre 1850 ein junger englischer Pfaffe zu mir gesagt: hinc illae lacrimae! Endlich hat dennoch auch auf der Insel der Vorurtheile und des Pfaffentruges der animalische Magnetismus sein Banner aufgepflanzt zu abermaliger und glorreicher Bestätigung des magna est vis veritatis, et praevalebit, dieses schönen Spruches, bei welchem jedes Anglikanische Pfaffenherz mit Recht für seine Pfründen zittert. Ueberhaupt ist es an der Zeit, Missionen der Vernunft, Aufklärung und Antipfäfferei nach England zu schicken, mit v. Bohlens und Straußens Bibelkritik in der einen, und der Kritik der reinen Vernunft in der andern Hand, um jenen, sich selbst reverend schreibenden, hochmüthigsten und frechsten aller Pfaffen der Welt das Handwerk zu legen und dem Skandal ein Ende zu machen. Denn es ist nicht länger zu dulden, daß sie die intelligenteste und in fast jeder Hinsicht erste Nation Europa's durch die pöbelhafteste Bigotterie zur letzten degradiren und sie dadurch verächtlich machen; am wenigsten wenn man an das Mittel denkt, wodurch sie diesen Zweck erreicht haben, nämlich die Volkserziehung, die ihnen anvertraut war, so einzurichten, daß Zwei Drittel der Englischen Nation nicht lesen können. Dabei geht ihre Dummdreistigkeit so weit, daß sie sogar die ganz sichern, allgemeinen Resultate der Geologie in öffentlichen Blättern mit Zorn, Hohn und schaalem Spott angreifen; weil sie nämlich das Mosaische Schöpfungsmährchen in ganzem Ernst geltend machen wollen, ohne zu merken, daß sie in solchen Angriffen mit dem irdenen gegen den eisernen Topf schlagen. — Uebrigens ist die eigentliche Quelle des skandalösen, volksbetrügenden Englischen Obskurantismus das Gesetz der Primogenitur, als welches der Aristokratie (im weitesten Sinne genommen) eine Versorgung der jüngern Söhne nothwendig macht: für diese nun ist, wenn sie weder zur Marine noch zur Armee taugen, das Church-establishment (charakteristischer Name), mit seinen 5 Millionen Pfund Einkünften die Versorgungsanstalt: hieraus begreift es sich,

Digitized by Google

warum in der guten, will sagen vornehmen, Englischen Gesellschaft, jeder Spott über die Kirche und ihren kalten Aberglauben als schlechter Ton, ja, als eine Unanständigkeit betrachtet wird. Dabei bleiben die demoralisirenden Wirkungen des Pfaffentruges und der Bigotterie natürlich nicht aus. Demoralisirend muß es wirken, daß die Pfaffenschaft dem Volke vorlügt, die Hälfte aller Tugenden bestehe im Sonntagsfaulenzen und im Kirchengeplärr, und eines der größten Laster, welches den Weg zu allen andern bahne, sei das Sabathbreaking, d. h. Nichtfaulenzen am Sonntage: daher sie auch, in den Zeitungen, die zu hängenden armen Sünder sehr oft die Erklärung abgeben lassen, aus dem Sabathbreaking, diesem gräulichen Laster, sei ihr ganzer sündiger Lebenslauf entsprungen. Eben wegen besagter Versorgungsanstalt muß noch jetzt das unglückliche Irland, dessen Bewohner zu Tausenden verhungern, neben seinem eigenen katholischen, aus eigenen Mitteln und freiwillig von ihm bezahlten Klerus, eine nichtsthuende protestantische Klerisei, mit Erzbischof, 12 Bischöfen und einer Armee von deans und rectors erhalten, wenn auch nicht direkt auf Kosten des Volks, sondern aus dem Kirchengut.

Ich habe bereits darauf aufmerksam gemacht, daß Traum, somnambules Wahrnehmen, Hellsehn, Vision, Zweites Gesicht und etwaniges Geistersehn, nahe verwandte Erscheinungen sind. Das Gemeinsame derselben ist, daß wir, ihnen verfallen, eine sich objektiv darstellende Anschauung durch ein ganz anderes Organ, als im gewöhnlichen wachen Zustande, erhalten; nämlich nicht durch die äußern Sinne, dennoch aber ganz und genau eben so, wie mittelst dieser: ich habe solches demnach das Traumorgan genannt. Was sie hingegen von einander unterscheidet, ist die Verschiedenheit ihrer Beziehung zu der durch die Sinne wahrnehmbaren, empirisch-realen Außenwelt. Diese nämlich ist beim Traum, in der Regel, gar keine, und sogar bei den seltenen fatidiken Träumen doch meistens nur eine mittelbare und entfernte, sehr selten eine direkte: hingegen ist jene Beziehung bei der somnambulen Wahrnehmung und dem Hellsehn, wie auch beim Nachtwandeln, eine unmittelbare und ganz richtige; bei der Vision und dem etwanigen Geistersehn eine problematische. — Nämlich das Schauen von Ob-

jekten im Traum iſt anerkannt illuſoriſch, alſo eigentlich ein bloß ſubjektives, wie das in der Phantaſie: die ſelbe Art der Anſchauung aber wird, im Schlafwachen und im Somnambulismus, eine völlig und richtig objektive; ja, ſie erhält im Hellſehn gar einen, den des Wachenden unvergleichbar weit übertreffenden Geſichtskreis. Wenn ſie nun aber hier ſich auf die Phantome der Abgeſchiedenen erſtreckt; ſo will man ſie wieder bloß als ein ſubjektives Schauen gelten laſſen. Dies iſt indeſſen der Analogie dieſer Fortſchreitung nicht gemäß, und nur ſoviel läßt ſich behaupten, daß jetzt Objekte geſchaut werden, deren Daſeyn durch die gewöhnliche Anſchauung des dabei etwan gegenwärtigen Wachenden nicht beglaubigt wird; während auf der zunächſt vorhergegangenen Stufe es ſolche waren, die der Wache erſt in der Ferne aufzuſuchen, oder der Zeit nach abzuwarten hat. Aus dieſer Stufe nämlich kennen wir das Hellſehn als eine Anſchauung, die ſich auch auf Das erſtreckt, was der wachen Gehirnthätigkeit nicht unmittelbar zugänglich, dennoch aber real vorhanden und wirklich iſt: wir dürfen daher jenen Wahrnehmungen, denen die wache Anſchauung auch mittelſt Zurücklegung eines Raumes oder einer Zeit, nicht nachkommen kann, die objektive Realität wenigſtens nicht ſogleich und ohne Weiteres abſprechen. Ja, der Analogie nach, dürften wir ſogar vermuthen, daß ein Anſchauungsvermögen, welches ſich auf das wirklich Zukünftige und noch gar nicht Vorhandene erſtreckt, auch wohl das einſt Dageweſene, nicht mehr Vorhandene, als gegenwärtig wahrzunehmen fähig ſeyn könnte. Zudem iſt noch nicht ausgemacht, daß die in Rede ſtehenden Phantome nicht auch in das wache Bewußtſeyn gelangen können. Am häufigſten werden ſie wahrgenommen im Zuſtande des Schlafwachens, alſo wo man die unmittelbare Umgebung und Gegenwart, wiewohl träumend, richtig erblickt: da nun hier Alles, was man ſieht, objektiv real iſt; ſo haben die darin auftretenden Phantome die Präſumtion der Realität zunächſt für ſich.

Nun aber lehrt überdies die Erfahrung, daß die Funktion des Traumorgans, welche in der Regel den leichteren, gewöhnlichen, oder aber den tiefern magnetiſchen Schlaf zur Bedingung ihrer Thätigkeit hat, ausnahmsweiſe auch bei wachem Gehirne zur Ausübung gelangen kann, alſo daß jenes Auge, mit

Digitized by Google

welchem wir die Träume sehn, auch wohl ein Mal im Wachen aufgehn kann. Alsdann stehn Gestalten vor uns, die denen, welche durch die Sinne ins Gehirn kommen, so täuschend gleichen, daß sie mit diesen verwechselt und dafür gehalten werden, bis sich ergiebt, daß sie nicht Glieder des jene Alle verknüpfenden, im Kausalnexus bestehenden Zusammenhangs der Erfahrung sind, den man unter dem Namen der Körperwelt begreift; was nun entweder sogleich, auf Anlaß ihrer Beschaffenheit, oder aber erst hinterher an den Tag kommt. Einer so sich darstellenden Gestalt nun wird, je nach Dem, worin sie ihre entferntere Ursache hat, der Name einer Hallucination, einer Vision, eines zweiten Gesichts, oder einer Geistererscheinung zukommen. Denn ihre nächste Ursache muß allemal im Innern des Organismus liegen, indem, wie oben gezeigt, eine von innen ausgehende Einwirkung es ist, die das Gehirn zu einer anschauenden Thätigkeit erregt, welche, es ganz durchdringend, sich bis auf die Sinnesnerven erstreckt, wodurch alsdann die sich so darstellenden Gestalten sogar Farbe und Glanz, auch Ton und Stimme der Wirklichkeit erhalten. Im Fall dies jedoch unvollkommen geschieht, werden sie nur schwach gefärbt, blaß, grau und fast durchsichtig erscheinen, oder auch wird, dem analog, wenn sie für das Gehör dasind, ihre Stimme verkümmert seyn, hohl, leise, heiser, oder zirpend klingen. Wenn der Seher derselben eine geschärfte Aufmerksamkeit auf sie richtet, pflegen sie zu verschwinden; weil die dem äußern Eindrucke sich jetzt mit Anstrengung zuwendenden Sinne nun diesen wirklich empfangen, der, als der stärkere und in entgegengesetzter Richtung geschehend, jene ganze, von innen kommende Gehirnthätigkeit überwältigt und zurückdrängt. Eben um diese Kollision zu vermeiden geschieht es, daß, bei Visionen, das innere Auge die Gestalten soviel wie möglich dahin projicirt, wo das äußere nichts sieht, in finstere Winkel, hinter Vorhänge, die plötzlich durchsichtig werden, und überhaupt in die Dunkelheit der Nacht, als welche bloß darum die Geisterzeit ist, weil Finsterniß, Stille und Einsamkeit, die äußern Eindrücke aufhebend, jener von innen ausgehenden Thätigkeit des Gehirns Spielraum gestatten; so daß man, in dieser Hinsicht, dieselbe dem Phänomene der Phosphorescenz vergleichen kann, als welches auch durch Dunkelheit bedingt ist. In lauter Gesellschaft

Digitized by Google

und beim Scheine vieler Kerzen ist die Mitternacht keine Geisterstunde. Aber die finstere, stille und einsame Mitternacht ist es; weil wir schon instinktmäßig in ihr den Eintritt von Erscheinungen fürchten, die sich als ganz äußerlich darstellen, wenn gleich ihre nächste Ursache in uns selbst liegt: sonach fürchten wir dann eigentlich uns selbst. Daher nimmt wer den Eintritt solcher Erscheinungen befürchtet Gesellschaft zu sich.

Obgleich nun die Erfahrung lehrt, daß die Erscheinungen der ganzen hier in Rede stehenden Art allerdings im Wachen statt haben, wodurch gerade sie sich von den Träumen unterscheiden; so bezweifele ich doch noch, daß dieses Wachen ein im strengsten Sinne vollkommenes sei; da schon die hiebei nothwendige Vertheilung der Vorstellungskraft des Gehirns zu heischen scheint, daß wenn das Traumorgan sehr thätig ist, dies nicht ohne einen Abzug von der normalen Thätigkeit, also nur unter einer gewissen Depotenzirung des wachen, nach außen gerichteten Sinnenbewußtseyns geschehn kann; wonach ich vermuthe, daß, während einer solchen Erscheinung, das zwar allerdings wache Bewußtseyn doch gleichsam mit einem ganz leichten Flor überschleiert ist, wodurch es eine gewisse, wiewohl schwache, traumartige Färbung erhält. Hieraus wäre zunächst erklärlich, daß Die, welche wirklich dergleichen Erscheinungen gehabt haben, nie vor Schreck darüber gestorben sind; während hingegen falsche, künstlich veranstaltete Geistererscheinungen bisweilen diese Wirkung gehabt haben. Ja, in der Regel, verursachen die wirklichen Visionen dieser Art gar keine Furcht; sondern erst hinterher, beim Nachdenken darüber, stellt sich einiges Grausen ein: dies mag freilich auch daran liegen, daß sie, während ihrer Dauer, für leibhaftige Menschen gehalten werden, und erst hinterher sich zeigt, daß sie das nicht seyn konnten. Doch glaube ich, daß die Abwesenheit der Furcht, welche sogar ein charakteristisches Kennzeichen wirklicher Visionen dieser Art ist, hauptsächlich aus dem oben angegebenen Grunde entspringt, indem man, obwohl wach, doch von einer Art Traumbewußtseyn leicht umflort ist, also sich in einem Elemente befindet, dem der Schreck über unkörperliche Erscheinungen, wesentlich fremd ist, eben weil in demselben das Objektive vom Subjektiven nicht so schroff geschieden ist, wie bei der Einwirkung der Körperwelt. Dies findet eine Bestätigung

an der unbefangenen Art, mit welcher die Seherin von Prevorſt ihres Geiſterumganges pflegt: z. B. Bd. 2. S. 120 (erſte Aufl.) läßt ſie ganz ruhig einen Geiſt daſtehn und warten, bis ſie ihre Suppe gegeſſen hat. Auch ſagt J. Kerner ſelbſt, an mehreren Stellen, (z. B. Bd. 1. S. 209), daß ſie zwar wach zu ſeyn ſchien, aber es doch nie ganz war; was mit ihrer eigenen Aeußerung, (Bd. 2. S. 11. 3. Aufl. S. 256.) daß ſie jedesmal, wenn ſie Geiſter ſehe, ganz wach ſei, allenfalls noch zu vereinigen ſeyn möchte.

Von allen dergleichen, im wachen Zuſtande eintretenden Anſchauungen mittelſt des Traumorgans, welche uns völlig objektive und den Anſchauungen mittelſt der Sinne gleich kommende Erſcheinungen vorhalten, muß, wie geſagt, die nächſte Urſache ſtets im Innern des Organismus liegen, wo dann irgend eine ungewöhnliche Veränderung es iſt, welche, mittelſt des, dem Cerebralſyſtem ſchon verwandten vegetativen Nervenſyſtems, alſo des ſympathiſchen Nerven und ſeiner Ganglien, auf das Gehirn wirkt; durch welche Einwirkung nun aber dieſes immer nur in die ihm natürliche und eigenthümliche Thätigkeit der objektiven, Raum, Zeit und Kauſalität zur Form habenden, Anſchauung verſetzt werden kann, gerade ſo wie durch die Einwirkung, welche von außen auf die Sinne geſchieht; daher es dieſe ſeine normale Funktion jetzt ebenfalls ausübt. — Sogar aber bringt die nun ſo von innen erregte, anſchauende Thätigkeit des Gehirns bis zu den Sinnesnerven durch, welche demnach jetzt ebenfalls von innen, wie ſonſt von außen, zu den ihnen ſpecifiſchen Empfindungen angeregt, die erſcheinenden Geſtalten, mit Farbe, Klang, Geruch u. ſ. w. ausſtatten und dadurch ihnen die vollkommene Objektivität und Leibhaftigkeit des ſinnlich Wahrgenommenen verleihen. Eine beachtenswerthe Beſtätigung erhält dieſe Theorie der Sache durch folgende Angabe einer hellſehenden Somnambule Heinekens über die Entſtehung der ſomnambulen Anſchauung: „in „der Nacht war ihr, nach einem ruhigen, natürlichen Schlafe, „auf ein Mal deutlich geworden, das Licht entwickele ſich aus „dem Hinterkopfe, ſtröme von da nach dem Vorderkopfe, komme „dann zu den Augen, und mache nun die umſtehenden Gegen„ſtände ſichtbar: durch dieſes dem Dämmerlichte ähnliche Licht „habe ſie Alles um ſich her deutlich geſehn und erkannt.“ (Kie-

Digitized by Google

ser's Archiv für d. thier. Magn. Bd. 2, Heft 3, S. 43.) Die dargelegte nächste Ursache solcher im Gehirn von innen aus erregten Anschauungen muß aber selbst wieder eine haben, welche demnach die entferntere Ursache jener ist. Wenn wir nun finden sollten, daß diese nicht jedesmal bloß im Organismus, sondern bisweilen auch außerhalb desselben zu suchen sei; so würde, in letzterem Fall, jenem Gehirnphänomene, welches, bis hieher, als so subjektiv wie die bloßen Träume, ja, nur als ein wacher Traum sich darstellt, die reale Objektivität, d. h. die wirkliche kausale Beziehung auf etwas außer dem Subjekt Vorhandenes, von einer ganz anderen Seite aus, wieder gesichert werden, also gleichsam durch die Hinterthüre wieder hereinkommen. — Ich werde demnach jezt die entfernteren Ursachen jenes Phänomens, so weit sie uns bekannt sind, aufzählen; wobei ich zunächst bemerke, daß, so lange diese allein innerhalb des Organismus liegen, das Phänomen mit dem Namen der Hallucination bezeichnet wird, diesen jedoch ablegt und verschiedene andere Namen erhält, wenn eine außerhalb des Organismus liegende Ursache nachzuweisen ist, oder wenigstens angenommen werden muß.

1) Die häufigste Ursach des in Rede stehenden Gehirnphänomens sind heftige, akute Krankheiten, namentlich hitzige Fieber, welche das Delirium herbeiführen, in welchem, unter dem Namen der Fieberphantasien, das besagte Phänomen allbekannt ist. Diese Ursache liegt offenbar bloß im Organismus, wenn gleich das Fieber selbst durch äußere Ursachen veranlaßt seyn mag.

2) Der Wahnsinn ist keineswegs immer, aber doch bisweilen von Hallucinationen begleitet, als deren Ursache die ihn zunächst herbeiführenden, meistens im Gehirn, oft aber auch im übrigen Organismus vorhandenen krankhaften Zustände anzusehn sind.

3) In seltenen, glücklicherweise aber vollkommen konstatirten Fällen, entstehn, ohne daß Fieber, oder sonst akute Krankheit, geschweige Wahnsinn, vorhanden sei, Hallucinationen, als Erscheinungen menschlicher Gestalten, die den wirklichen täuschend gleichen. Der bekannteste Fall dieser Art ist der Nikolai's, da er ihn 1799 der Berliner Akademie vorgelesen und diesen Vortrag auch besonders abgedruckt hat. Einen ähnlichen findet man im Edinburgh' Journal of Science, by Brewster,

Digitized by Google

Vol. 4. N. 8, Oct: — April 1831, und mehrere andere liefert Brierre de Boismont, des hallucinations, 1845, ein für den geſammten Gegenſtand unſrer Unterſuchung ſehr brauchbares Buch. Zwar giebt daſſelbe keineswegs eine tief eingehende Erklärung der dahin gehörigen Phänomene, ſogar hat es leider nicht ein Mal wirklich, ſondern bloß ſcheinbar, eine ſyſtematiſche Anordnung; jedoch iſt es eine ſehr reiche, auch mit Umſicht und Kritik geſammelte Kompilation aller in unſer Thema irgend einſchlagenden Fälle. Zu dem ſpeciellen Punkte, den wir ſoeben betrachten, gehören darin beſonders die Observations 7, 13, 15, 29, 65, 108, 110, 111, 112, 114, 115, 132. Ueberhaupt aber muß man annehmen und erwägen, daß von den Thatſachen, welche dem geſammten Gegenſtande der gegenwärtigen Betrachtung angehören, auf Eine öffentlich mitgetheilte tauſend ähnliche kommen, deren Kunde nie über den engen Kreis ihrer unmittelbaren Umgebung hinausgelangt iſt, aus verſchiedenen Urſachen, die leicht abzuſehn ſind. Daher eben ſchleppt ſich die wiſſenſchaftliche Betrachtung dieſes Gegenſtandes ſeit Jahrhunderten, ja Jahrtauſenden, mit wenigen einzelnen Fällen, Wahrträumen und Geiſtergeſchichten, deren Gleiche ſeitdem hundert tauſend Mal vorgekommen, aber nicht zur öffentlichen Kunde gebracht und dadurch der Litteratur einverleibt worden ſind. Als Beiſpiele jener, durch zahlloſe Wiederholung typiſch gewordenen Fälle nenne ich nur den Wahrtraum, welchen Cicero de div. I, 27, erzählt, das Geſpenſt bei Plinius, in der epistola ad Suram, und die Geiſtererſcheinung des Marſilius Ficinus, gemäß der Verabredung mit ſeinem Freunde Mercatus. — Was nun aber die unter gegenwärtiger Nummer in Betrachtung genommenen Fälle betrifft, deren Typus Nikolai's Krankheit iſt; ſo haben ſie ſich ſämmtlich als aus rein körperlichen, gänzlich im Organismus ſelbſt gelegenen, abnormen Urſachen entſprungen erwieſen, ſowohl durch ihren bedeutungsloſen Inhalt und das Periodiſche ihrer Wiederkehr, als auch dadurch, daß ſie therapeutiſchen Mitteln, beſonders Blutenziehungen, allemal gewichen ſind. Sie gehören alſo ebenfalls zu den bloßen Hallucinationen, ja, ſind im eigentlichſten Sinne ſo zu nennen.

4) Denſelben reihen ſich nun zunächſt gewiſſe, ihnen übrigens ähnliche Erſcheinungen objektiv und äußerlich daſtehender

Digitized by Google

Geſtalten an, welche ſich jedoch durch einen, eigens für den Seher beſtimmten, bedeutſamen und zwar meiſtens ſiniſtern Charakter unterſcheiden, und deren reale Bedeutſamkeit meiſtens durch den bald darauf erfolgenden Tod Deſſen, dem ſie ſich darſtellten, außer Zweifel geſetzt wird. Als ein Muſter dieſer Art iſt der Fall zu betrachten, den Walter Scott, on demonology and witchcraft, letter 1, erzählt, und den auch Brierre de Boismont wiederholt, von dem Juſtizbeamteten, welcher, Monate lang, erſt eine Katze, darauf einen Ceremonienmeiſter, endlich ein Skelett leibhaftig ſtets vor ſich ſah, wobei er abzehrte und endlich ſtarb. Ganz dieſer Art iſt ferner die Viſion der Miß Lee, welcher die Erſcheinung ihrer Mutter ihren Tod auf Tag und Stunde richtig verkündet hat. Sie iſt zuerſt in Beaumont's treatise on spirits (welches Buch 1721 von Arnold überſetzt deutſch erſchien) erzählt und danach in Hibberts sketches of the philosophy of apparitions, 1824, dann in Hor. Welby's signs before death, 1825, und findet ſich gleichfalls in J. C. Hennings „von Geiſtern und Geiſterſehern," 1780, endlich auch im Brierre de Boismont. Ein drittes Beiſpiel giebt die, in dem ſoeben erwähnten Buche von Welby (S. 156) erzählte Geſchichte der Frau Stephens, welche, wachend, eine Leiche hinter ihrem Stuhle liegen ſah und einige Tage darauf ſtarb. Ebenfalls gehören hieher die Fälle des Sichſelbſtſehns, ſofern ſie bisweilen, wiewohl durchaus nicht immer, den Tod des ſich Sehenden anzeigen. Einen ſehr merkwürdigen und ungewöhnlich gut beglaubigten Fall dieſer Art hat der Berliner Arzt Formey aufgezeichnet, in ſeinem „Heidniſchen Philoſophen": man findet ihn in Horſt's Deuteroſkopie, Bd. 1. S. 115, wie auch in deſſen Zauberbibliothek Bd. 1, vollſtändig wiedergegeben. Doch iſt zu bemerken, daß hier die Erſcheinung eigentlich nicht von der ſehr kurz darauf und unvermuthet geſtorbenen Perſon ſelbſt, ſondern nur von ihren Angehörigen geſehn wurde. Von eigentlichem Sichſelbſtſehn berichtet einen von ihm ſelbſt verbürgten Fall Horſt im 2. Th. der Deuteroſkopie S. 138. Sogar Göthe erzählt, daß er ſich ſelbſt geſehn habe, zu Pferde und in einem Kleide, in welchem er 8 Jahre ſpäter, eben dort wirklich geritten ſei. („Aus meinem Leben" 11. Buch.). Dieſe Erſcheinung hatte beiläufig geſagt, eigentlich den Zweck, ihn zu tröſten; indem ſie

ihn sich sehn ließ, wie er, die Geliebte, von der er soeben sehr schmerzlichen Abschied genommen, nach 8 Jahren wieder zu besuchen, des entgegengesetzten Weges geritten kam: sie lüftete ihm also auf einen Augenblick den Schleier der Zukunft, um ihm, in seiner Betrübniß, das Wiedersehn zu verkündigen. — Erscheinungen dieser Art sind nun nicht mehr bloße Hallucinationen, sondern Visionen. Denn sie stellen entweder etwas Reales dar, oder beziehen sich auf künftige, wirkliche Vorgänge. Daher sind sie im wachen Zustande Das, was im Schlafe die fatidiken Träume, welche, wie oben gesagt, am häufigsten sich auf den eigenen, besonders den ungünstigen, Gesundheitszustand des Träumenden beziehn; — während die bloßen Hallucinationen den gewöhnlichen, nichtsbedeutenden Träumen entsprechen.

Der Ursprung dieser bedeutungsvollen Visionen ist darin zu suchen, daß jenes räthselhafte, in unserm Innern verborgene, durch die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse nicht beschränkte und insofern allwissende, dagegen aber gar nicht ins gewöhnliche Bewußtseyn fallende, sondern für uns verschleierte Erkenntnißvermögen, — welches jedoch im magnetischen Hellsehn seinen Schleier abwirft, — ein Mal etwas dem Individuo sehr Interessantes erspäht hat, von welchem nun der Wille, der ja der Kern des ganzen Menschen ist, dem cerebralen Erkennen gern Kunde geben möchte; was dann aber nur durch die ihm selten gelingende Operation möglich ist, daß er ein Mal das Traumorgan im wachen Zustande aufgehn läßt und so dem cerebralen Bewußtseyn, in anschaulichen Gestalten, entweder von direkter, oder von allegorischer Bedeutung, jene seine Entdeckung mittheilt. Dies war ihm in den oben kurz angeführten Fällen gelungen. Dieselben bezogen sich nun alle auf die Zukunft: doch kann auch ein eben jetzt Geschehendes auf diese Weise offenbart werden, welches jedoch alsdann natürlich nicht die eigene Person betreffen kann, sondern eine andere. So kann z. B. der eben jetzt erfolgende Tod meines entfernten Freundes, mir dadurch kund werden, daß dessen Gestalt sich mir plötzlich, so leibhaftig wie die eines Lebenden, darstellt; ohne daß etwan hiebei der Sterbende selbst, durch seinen lebhaften Gedanken an mich, mitgewirkt zu haben braucht; wie Dieses hingegen in Fällen einer andern, weiter unten zu erörternden Gattung wirklich

Digitized by Google

Statt hat. Auch habe ich Dieses hier nur erläuterungsweise beigebracht; da unter dieser Nummer eigentlich nur von den Visionen die Rede ist, welche sich auf den Seher derselben selbst beziehn und den ihnen analogen fatidiken Träumen entsprechen.

5) Nun wieder denjenigen fatidiken Träumen, welche sich nicht auf den eigenen Gesundheitszustand, sondern auf ganz äußerliche Begebenheiten beziehn, entsprechen gewisse, den obigen zunächst stehende Visionen, welche nicht die aus dem Organismus entspringenden, sondern die von außen uns bedrohenden Gefahren ankündigen, welche aber freilich oft über unsere Häupter vorüberziehn, ohne daß wir sie irgend gewahr würden; in welchem Fall wir die äußere Beziehung der Vision nicht konstatiren können. Visionen dieser Art erfordern, um *sichtbar* auszufallen, mancherlei Bedingungen, vorzüglich, daß das betreffende Subjekt die dazu eignende Empfänglichkeit habe. Wenn hingegen dieses, wie meistentheils, nur im niedrigeren Grade der Fall ist; so wird die Kundgebung bloß hörbar ausfallen und dann sich durch mancherlei Töne manifestiren, am häufigsten durch Klopfen, welches besonders Nachts, meistens gegen Morgen einzutreten pflegt und zwar so, daß man erwacht und gleich darauf ein sehr starkes und die völlige Deutlichkeit der Wirklichkeit habendes Klopfen an der Thüre des Schlafgemachs vernimmt. Zu sichtbaren Visionen, und zwar in allegorisch bedeutsamen Gestalten, die dann von denen der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden sind, wird es am ersten dann kommen, wann eine sehr große Gefahr unser Leben bedrohet, oder aber auch wann wir einer solchen, oft ohne es gewiß zu wissen, glücklich entgangen sind; wo sie dann gleichsam Glück wünschen und anzeigen, daß wir jetzt noch viele Jahre vor uns haben. Endlich aber werden dergleichen Visionen auch eintreten, ein unabwendbares Unglück zu verkünden: dieser letztern Art war die bekannte Vision des Brutus vor der Schlacht bei Philippi, sich darstellend als sein böser Genius; wie auch die ihr sehr ähnliche des Kassius Parmensis, nach der Schlacht bei Aktium, welche Valerius Maximus (Lib. I. c. 7. §. 7.) erzählt. Ueberhaupt vermuthe ich, daß die Visionen dieser Gattung ein Hauptanlaß zum Mythos der Alten von dem Jedem beigegebenen Genius, so wie der Christlichen Zeiten vom Spiritus familiaris gewesen sind. In den mittlern Jahrhun-

derten ſuchte man ſie durch die Aſtralgeiſter zu erklären, wie dies die in der vorhergehenden Abhandlung beigebrachte Stelle des Theophr. Paracelſus bezeugt: „Damit aber das Fatum wohl „erkannt werde, iſt es alſo, daß jeglicher Menſch einen Geiſt „hat, der außerhalb ihm wohnt und ſetzt ſeinen Stuhl in die obern „Sterne. Derſelbige gebraucht die Boſſen" [fire Typen zu erhabenen Arbeiten; davon Boſſiren] „ſeines Meiſters. Derſelbige „iſt der, der da die Präſagia demſelbigen vorzeigt und nachzeigt: „denn ſie bleiben nach dieſen. Dieſe Geiſter heißen Fatum." Im 17. und 18. Jahrhundert hingegen gebrauchte man, um dieſe, wie viele andere, Erſcheinungen zu erklären, das Wort spiritus vitales, welches, da die Begriffe fehlten, ſich zu rechter Zeit eingeſtellt hatte. Die wirklichen entfernteren Urſachen der Viſionen dieſer Art können, wenn dieſer ihre Beziehung auf äußere Gefahren konſtatirt iſt, offenbar nicht bloß im Organismus liegen: wie weit wir die Art ihrer Verbindung mit der Außenwelt uns faßlich zu machen vermögen werde ich weiterhin unterſuchen.

6) Viſionen, welche gar nicht mehr den Seher derſelben betreffen und dennoch künftige, kürzere oder längere Zeit darauf eintretende Begebenheiten, genau und oft nach allen ihren Einzelheiten, unmittelbar darſtellen, ſind die jener ſeltenen Gabe, die man second sight, das zweite Geſicht, oder Deuteroſkopie nennt, eigenthümlichen. Eine reichhaltige Sammlung der Berichte darüber enthält Horſt's Deuteroſkopie, 2 Bände, 1830: auch findet man neuere Thatſachen dieſer Gattung in verſchiedenen Bänden des Kieſer'ſchen Archivs für thieriſchen Magnetismus. Die ſeltſame Fähigkeit zu Viſionen dieſer Art iſt keineswegs ausſchließlich in Schottland und Norwegen zu finden, ſondern kommt, namentlich in Bezug auf Todesfälle, auch bei uns vor; worüber man Berichte in Jung-Stillings Theorie der Geiſterkunde §. 153 u. ſ. f. findet. Auch die berühmte Prophezeiung des Cazotte ſcheint auf ſo etwas zu beruhen. Ja, ſchon im Homer finden wir (Od. XX., 351 — 57) eine wirkliche Deuteroſkopie dargeſtellt, die ſogar eine ſeltſame Aehnlichkeit mit der Geſchichte des Cazotte hat. — In dieſem zweiten Geſicht alſo erreicht die, hier wie immer zunächſt aus dem Organismus entſpringende Viſion den höchſten Grad von objektiver, realer Wahrheit und verräth dadurch eine von der gewöhnlichen, phyſiſchen,

Digitized by Google

gänzlich verschiedene Art unserer Verbindung mit der Außenwelt. Sie geht, als wachender Zustand, den höchsten Graden des somnambulen Hellsehns parallel. Eigentlich ist sie ein vollkommenes Wahrträumen im Wachen, oder wenigstens in einem Zustande, der mitten im Wachen auf wenige Augenblicke eintritt. Auch ist die Vision des zweitens Gesichts, eben wie die Wahrträume, in vielen Fällen nicht theorematisch, sondern allegorisch, oder symbolisch, jedoch, was höchst merkwürdig ist, nach feststehenden, bei allen Sehern in gleicher Bedeutung eintretenden Symbolen, die man im erwähnten Buche von Horst, Bd. 1, S. 63 — 69, wie auch in Kieser's Archiv, Bd. VI, 3, S. 105 — 108 specificirt findet.

7) Zu den eben betrachteten, der Zukunft zugekehrten Visionen liefern nun das Gegenstück diejenigen, welche das Vergangene, namentlich die Gestalten ehemals lebender Personen, vor das im Wachen aufgehende Traumorgan bringen. Es ist ziemlich gewiß, daß sie veranlaßt werden können durch die in der Nähe befindlichen Ueberreste der Leichen derselben. Diese sehr wichtige Erfahrung, auf welche eine Menge Geistererscheinungen zurückzuführen sind, hat ihre solideste und ungemein sichere Beglaubigung an einem Briefe vom Prof. Ehrmann, dem Schwiegersohne des Dichters Pfeffel, welcher in extenso gegeben wird in Kiesers Archiv Bd. 10, H. 3. S. 151, ff.: Auszüge daraus aber findet man in vielen Büchern, z. B. in F. Fischer's Somnambulismus, Bd. 1, S. 246. Jedoch auch außerdem wird dieselbe durch viele Fälle, welche auf sie zurückzuführen sind, bestätigt: von diesen will ich hier nur einige anführen. Zunächst nämlich gehört dahin die in eben jenem Briefe, und auch aus guter Quelle, mitgetheilte Geschichte vom Pastor Lindner, welche ebenfalls in vielen Büchern wiederholt worden ist, unter andern in der Seherin von Prevorst (Bd. 2, S. 98 der ersten und S. 356 der 3. Aufl.); ferner ist dieser Art eine in dem angeführten Buche Fischer's (S. 252) von diesem selbst, nach Augenzeugen, mitgetheilte Geschichte, die er zur Berichtigung eines kurzen, in der Seherin von Prevorst (S. 358 der 3. Aufl.) befindlichen Berichts darüber erzählt. Sodann in G. J. Wenzel's „Unterhaltungen über die auffallendesten neuern Geistererscheinungen", 1800, finden wir, gleich im ersten Kapitel, sieben solche Erschei-

Digitized by Google

nungsgeſchichten, die ſämmtlich die in der Nähe befindlichen Ueberreſte der Todten zum Anlaß haben. Die Pfeffel'ſche Geſchichte iſt die letzte darunter: aber auch die übrigen tragen ganz den Charakter der Wahrheit und durchaus nicht den der Erfindung. Auch erzählen ſie alle nur ein bloßes Erſcheinen der Geſtalt des Verſtorbenen, ohne allen weitern Fortgang, oder gar dramatiſchen Zuſammenhang. Sie verdienen daher, hinſichtlich der Theorie dieſer Phänomene, alle Berückſichtigung. Die rationaliſtiſchen Erklärungen, die der Verfaſſer dazu giebt, können dienen, die gänzliche Unzulänglichkeit ſolcher Auflöſungen in helles Licht zu ſtellen. Hieher gehört ferner, im oben angeführten Buche des Brierre de Boismont, die 4. Beobachtung; nicht weniger manche der von den alten Schriftſtellern uns überlieferten Geiſtergeſchichten, z. B. die vom jüngern Plinius (L. VII, epist. 27) erzählte, welche ſchon deshalb merkwürdig iſt, daß ſie ſo ganz denſelben Charakter trägt, wie unzählige aus der neuern Zeit. Ihr ganz ähnlich, vielleicht ſogar nur eine andere Verſion derſelben, iſt die, welche Lukianos, im Philopſeudes Kap. 31 vorträgt. Sodann iſt dieſer Art die Erzählung vom Damon, in Plutarchs erſtem Kapitel des Kimon; ferner was Pauſanias (Attica I, 32.) vom Schlachtfelde bei Marathon berichtet; womit zu vergleichen iſt, was Brierre S. 590 erzählt; endlich die Angaben des Suetonius im Kaligula, Kap. 59. Ueberhaupt möchten auf die in Rede ſtehende Erfahrung faſt alle die Fälle zurückzuführen ſeyn, wo Geiſter ſtets an derſelben Stelle erſcheinen und der Spuk an eine beſtimmte Lokalität gebunden iſt, an Kirchen, Kirchhöfe, Schlachtfelder, Mordſtätten, Hochgerichte und jene deshalb in Verruf gekommenen Häuſer, die niemand bewohnen will, welche man hin und wieder immer antreffen wird: auch mir ſind in meinem Leben deren mehrere vorgekommen. Solche Lokalitäten ſind der Anlaß geweſen zu dem Buche des Jeſuiten Petrus Thyraeus: de infestis, ob molestantes daemoniorum et defunctorum spiritus, locis. Köln 1598. — Aber die merkwürdigſte Thatſache dieſer Art liefert vielleicht die Obſerv. 77 des Brierre de Boismont. Als eine wohlzubeachtende Beſtätigung der hier gegebenen Erklärung ſo vieler Geiſtererſcheinungen, ja, als ein zu ihr führendes Mittelglied, iſt die Viſion einer Somnambule zu betrachten, die in Kerner's

Digitized by Google

Blättern aus Prevorst, Samml. 10, S. 61, mitgetheilt wird: dieser nämlich stellte sich plötzlich eine, von ihr genau beschriebene, häusliche Scene dar, die sich vor mehr als 100 Jahren daselbst zugetragen haben mochte; da die von ihr beschriebenen Personen vorhandenen Porträts glichen, die sie jedoch nie gesehn hatte.

Die hier in Betrachtung genommene wichtige Grund-Erfahrung selbst aber, auf welche alle solche Vorgänge zurückführbar sind, und die ich retrospective second sight benenne, muß als Urphänomen stehn bleiben; weil, sie zu erklären, es uns bis jetzt noch an Mitteln fehlt. Inzwischen läßt sie sich in nahe Verbindung bringen mit einem andern, freilich eben so unerklärlichen Phänomen; wodurch jedoch schon viel gewonnen wird; da wir alsdann, statt zweier unbekannter Größen, nur eine behalten; welcher Vortheil dem so gerühmten analog ist, den wir durch Zurückführung des mineralischen Magnetismus auf die Elektricität erlangt haben. Wie nämlich eine in hohem Grade hellsehende Somnambule sogar durch die Zeit nicht in ihrer Wahrnehmung beschränkt wird, sondern mitunter auch wirklich zukünftige und zwar ganz zufällig eintretende Vorgänge vorhersieht; wie das Selbe, noch auffallender, von den Deuteroskopisten und Leichensehern geleistet wird; wie also Vorgänge, die in unsere empirische Wirklichkeit noch gar nicht eingetreten sind, dennoch, aus der Nacht der Zukunft heraus, schon auf dergleichen Personen wirken und in ihre Perception fallen können; so können auch wohl Vorgänge und Menschen, die doch schon ein Mal wirklich waren, wiewohl sie es nicht mehr sind, auf gewisse hiezu besonders disponirte Personen wirken und also, wie jene eine Vorwirkung, eine Nachwirkung äußern; ja, Dieses ist weniger unbegreiflich, als Jenes, zumal wann eine solche Auffassung vermittelt und eingeleitet wird, durch etwas Materielles, wie etwan die noch wirklich vorhandenen, leiblichen Ueberreste der wahrgenommenen Personen, oder Sachen, die in genauer Verbindung mit ihnen gewesen, ihre Kleider, das von ihnen bewohnte Gemach, oder woran ihr Herz gehangen, der verborgene Schatz; dem analog, wie die sehr hellsehende Somnambule bisweilen nur durch irgend ein leibliches Verbindungsglied, z. B. ein Tuch, welches der Kranke einige Tage auf dem bloßen Leibe getragen (Kieser's Archiv, III, 3, S. 24.), oder eine abgeschnittene Haar-

Digitized by Google

locke, mit entfernten Perſonen, über deren Geſundheitszuſtand ſie berichten ſoll, in Rapport geſetzt wird und dadurch ein Bild von ihnen erhält; welcher Fall dem in Rede ſtehenden nahe verwandt iſt. Dieſer Anſicht zufolge wären die an beſtimmte Lokalitäten, oder an die daſelbſt liegenden leiblichen Ueberreſte Verſtorbener, ſich knüpfenden Geiſtererſcheinungen nur die Wahrnehmungen einer rückwärts gekehrten, alſo der Vergangenheit zugewandten Deuteroſkopie, — a retrospective second sight: ſie wären demnach ganz eigentlich, was ſchon die Alten (deren ganze Vorſtellung vom Schattenreiche vielleicht aus Geiſtererſcheinungen hervorgegangen iſt: man ſehe Odyſſee XXIV.) ſie nannten, Schatten, umbrae, *ειδωλα καμοντων*, — *νεκυων αμενηνα καρηνα*, — manes (von manere, gleichſam Ueberbleibſel, Spuren), alſo Nachklänge dageweſener Erſcheinungen dieſer unſerer in Zeit und Raum ſich darſtellenden Erſcheinungswelt, dem Traumorgan wahrnehmbar werdend, in ſeltenen Fällen während des wachen Zuſtandes, leichter im Schlaf, als bloße Träume, am leichteſten natürlich im tiefen magnetiſchen Schlafe, wann in ihm der Traum zum Schlafwachen und dieſes zum Hellſehn ſich geſteigert hat; aber auch in dem gleich Anfangs beſchriebenen natürlichen Schlafwachen, welches als ein Wahrträumen der nächſten Umgebung des Schlafenden beſchrieben wurde und gerade durch das Eintreten ſolcher fremdartigen Geſtalten zuerſt als ein vom wachen Zuſtande verſchiedener ſich zu erkennen giebt. In dieſem Schlafwachen nämlich werden am häufigſten die Geſtalten eben geſtorbener Perſonen, deren Leiche noch im Hauſe iſt, ſich darſtellen; wie überhaupt eben dem Geſetz, daß dieſe rückwärts gekehrte Deuteroſkopie durch leibliche Ueberreſte der Todten eingeleitet wird, gemäß, die Geſtalt eines Verſtorbenen den dazu disponirten Perſonen, ſelbſt im wachen Zuſtande, am leichteſten erſcheinen kann, ſo lange er noch nicht beſtattet iſt; wiewohl ſie auch dann immer nur durch das Traumorgan wahrgenommen wird.

Nach dem Geſagten verſteht es ſich von ſelbſt, daß einem auf dieſe Weiſe erſcheinenden Geſpenſte nicht die unmittelbare Realität eines gegenwärtigen Objekts beizulegen iſt; wiewohl ihm mittelbar doch eine Realität zum Grunde liegt: nämlich was man da ſieht iſt keineswegs der Abgeſchiedene ſelbſt, ſondern es iſt ein bloßes *ειδωλον*, ein Bild Deſſen, der ein Mal war,

Digitized by Google

entſtehend im Traumorgan eines hiezu disponirten Menſchen; auf Anlaß irgend eines Ueberbleibſels, irgend einer zurückgelaſſenen Spur. Daſſelbe hat daher nicht mehr Realität, als die Erſcheinung Deſſen, der ſich ſelbſt ſieht, oder auch von Andern dort wahrgenommen wird, wo er ſich nicht befindet. Fälle dieſer Art aber ſind durch glaubwürdige Zeugniſſe bekannt, von denen man einige in Horſt's Deuteroſkopie Bd. 2, Abſchn. 4 zuſammengeſtellt findet: auch der erwähnte von Göthe gehört dahin; desgleichen die nicht ſeltene Thatſache, daß Kranke, wann dem Tode nahe, ſich im Bette doppelt vorhanden wähnen. „Wie geht es?" fragte hier vor nicht langer Zeit ein Arzt ſeinen ſchwer darniederliegenden Kranken: „jetzt beſſer, ſeitdem wir im Bette zwei ſind," war die Antwort: bald darauf ſtarb er. — Demnach ſteht eine Geiſtererſcheinung der hier in Betrachtung genommenen Art zwar in objektiver Beziehung zum ehemaligen Zuſtand der ſich darſtellenden Perſon, aber keineswegs zu ihrem gegenwärtigen: denn dieſelbe hat durchaus keinen aktiven Theil daran; daher auch nicht auf ihre noch fortdauernde individuelle Exiſtenz daraus zu ſchließen iſt. Zu der gegebenen Erklärung ſtimmt auch, daß die ſo erſcheinenden Abgeſchiedenen in der Regel bekleidet und in der Tracht, die ihnen gewöhnlich war, geſehn werden; wie auch, daß mit dem Mörder der Gemordete, mit dem Reiter das Pferd erſcheint u. dgl. m. Den Viſionen dieſer Art ſind wahrſcheinlich auch die meiſten der von der Seherin zu Prevorſt geſehenen Geſpenſter beizuzählen, die Geſpräche aber, die ſie mit ihnen geführt hat, als das Werk ihrer eigenen Einbildungskraft anzuſehn, die den Text zu dieſer ſtummen Proceſſion (dumb shew) und dadurch eine Erklärung derſelben, aus eigenen Mitteln, lieferte. Der Menſch iſt nämlich von Natur beſtrebt, ſich Alles was er ſieht irgendwie zu erklären, oder wenigſtens einigen Zuſammenhang hineinzubringen, ja es, in ſeinen Gedanken, reden zu laſſen; daher Kinder ſogar den lebloſen Dingen oft einen Dialog unterlegen. Demnach war die Seherin ſelbſt, ohne es zu wiſſen, der Soufleur jener ihr erſcheinenden Geſtalten, wobei ihre Einbildungskraft in derjenigen Art unbewußter Thätigkeit war, womit wir, im gewöhnlichen, bedeutungsloſen Traum, die Begebenheiten lenken und fügen, ja auch

wohl bisweilen den Anlaß dazu von objektiven, zufälligen Umſtänden, etwan einem im Bette gefühlten Druck, oder einem von außen zu uns gelangenden Ton, oder Geruch u. ſ. w. nehmen, welchen gemäß wir ſodann lange Geſchichten träumen. Um dieſe Dramaturgie der Seherin ſich zu erläutern, ſehe man was in Kieſer's Archiv, Bd. 11, H. 1. S. 121., Bende Bendſen von ſeiner Somnambule erzählt, welcher, im magnetiſchen Schlafe, bisweilen ihre lebenden Bekannten erſchienen, wo ſie dann, mit lauter Stimme, lange Geſpräche mit ihnen führte. Daſelbſt heißt es: „unter den vielen Geſprächen, welche ſie mit Abwe„ſenden hielt, iſt das nachſtehende charakteriſtiſch. Während der „vermeintlichen Antworten ſchwieg ſie, ſchien mit geſpannter „Aufmerkſamkeit, wobei ſie ſich im Bette erhob und den Kopf „nach einer beſtimmten Seite drehte, den Antworten der Andern „zuzuhören und rückte dann mit ihren Einwendungen dagegen „an. Sie dachte ſich hier die alte Karen, mit ihrer Magd, „gegenwärtig und ſprach abwechſelnd bald mit dieſer, bald mit „jener. — — — — Die ſcheinbare Zerſpaltung der eigenen „Perſönlichkeit in drei verſchiedene, wie dies im Traum ge„wöhnlich iſt, gieng hier ſo weit, daß ich die Schlafende damals „gar nicht davon überzeugen konnte, ſie mache alle drei Perſo„nen ſelbſt.“ Dieſer Art alſo ſind, meiner Meinung nach, auch die Geiſtergeſpräche der Seherin von Prevorſt, und findet dieſe Erklärung eine ſtarke Beſtätigung an der unausſprechlichen Abgeſchmacktheit des Textes jener Dialoge und Dramen, welche allein dem Vorſtellungskreiſe eines unwiſſenden Gebirgsmädchens und der ihr beigebrachten Volksmetaphyſik entſprechen, und welchen eine objektive Realität unterzulegen, nur unter Vorausſetzung einer ſo gränzenlos abſurden, ja empörend dummen Weltordnung möglich iſt, daß man ihr anzugehören ſich ſchämen müßte. — Hätte der ſo befangene und leichtgläubige Juſt. Kerner nicht im Stillen doch eine leiſe Ahndung von dem hier angegebenen Urſprunge jener Geiſterunterredungen gehabt; ſo würde er nicht, mit ſo unverantwortlicher Leichtfertigkeit, überall und jedes Mal unterlaſſen haben, den von den Geiſtern angezeigten, materiellen Gegenſtänden, z. B. Schreibzeugen in Kirchenkellern, goldenen Ketten in Burggewölben, begrabenen Kindern in Pferdeſtällen, mit allem Ernſt und Eifer nachzuſuchen, ſtatt ſich durch die leich-

Digitized by Google

testen Hindernisse davon abhalten zu lassen. Denn Das hätte Licht auf die Sachen geworfen.

Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß die allermeisten wirklich gesehenen Erscheinungen Verstorbener zu dieser Kategorie der Visionen gehören und ihnen demnach zwar eine vergangene, aber keineswegs eine gegenwärtige, geradezu objektive Realität entspricht: so z. B. der Erscheinung des Präsidenten der Berliner Akademie, Maupertuis, im Saale derselben gesehen vom Botaniker Gleditsch; welches Nikolai in seiner schon erwähnten Vorlesung vor eben dieser Akademie anführt; desgleichen die von Walter Scott in der Edinb. review vorgetragene und von Horst in der Deuteroskopie Bd. 1. S. 113 wiederholte Geschichte von dem Landammann in der Schweiz, der, in die öffentliche Bibliothek tretend, seinen Vorgänger, in feierlicher Rathsversammlung, von lauter Verstorbenen umgeben, auf dem Präsidentenstuhl sitzend erblickt. Auch geht aus einigen, hierher gehörigen Erzählungen hervor, daß der objektive Anlaß zu Visionen dieser Art nicht nothwendig das Skelett, oder ein sonstiges Ueberbleibsel eines Leichnams seyn muß, sondern daß auch andere, mit dem Verstorbenen in naher Berührung gewesene Dinge dies vermögen: so z. B. finden wir, in dem oben angeführten Buche von G. J. Wenzel, unter den 7 hierher gehörigen Geschichten 6, wo die Leiche, aber eine, wo der bloße, stets getragene Rock des Verstorbenen, der gleich nach dessen Tode eingeschlossen wurde, nach mehreren Wochen, beim Hervorholen, seine leibhaftige Erscheinung vor der darüber entsetzten Wittwe veranlaßt. Und sonach könnte es seyn, daß auch leichtere, unsern Sinnen kaum mehr wahrnehmbare Spuren, wie z. B. längst vom Boden eingesogene Blutstropfen, oder vielleicht gar das bloße von Mauern eingeschlossene Lokal, wo Einer, unter großer Angst, oder Verzweiflung, einen gewaltsamen Tod erlitt, hinreichten, in dem dazu Prädisponirten eine solche rückwärts gekehrte Deuteroskopie hervorzurufen. Hiemit mag auch die von Lukian (Philopseudes Kap. 29.) angeführte Meinung der Alten zusammenhängen, daß bloß die eines gewaltsamen Todes Gestorbenen erscheinen könnten. Nicht minder könnte wohl ein vom Verstorbenen vergrabener und stets ängstlich bewachter Schatz, an welchen noch seine letzten Gedanken sich hefteten, den in Rede stehenden objektiven Anlaß zu einer solchen Vision abgeben, die dann, mög-

licher Weise, sogar lukrativ ausfallen könnte. Die besagten objektiven Anläße spielen bei diesem durch das Traumorgan vermittelten Erkennen des Vergangenen gewissermaaßen die Rolle, welche bei dem normalen Denken der nexus idearum seinen Gegenständen ertheilt. Uebrigens gilt von den hier in Rede stehenden, wie von allen im Wachen durch das Traumorgan möglichen Wahrnehmungen, daß sie leichter unter der Form des Hörbaren, als des Sichtbaren ins Bewußtseyn kommen, daher die Erzählungen von Tönen, die an diesem, oder jenem Orte bisweilen gehört werden, viel häufiger sind, als die von sichtbaren Erscheinungen.

Wenn nun aber, bei einigen Beispielen der hier in Betrachtung genommenen Art, erzählt wird, die erscheinenden Verstorbenen hätten dem sie Schauenden gewisse, bis dahin unbekannte Thatsachen revelirt; so ist Dies zuvörderst nur auf die sichersten Zeugnisse hin anzunehmen und bis dahin zu bezweifeln: sodann aber ließe es sich allenfalls doch noch, durch gewisse Analogien mit dem Hellsehn der Somnambulen, erklären. Manche Somnambulen nämlich haben, in einzelnen Fällen, den ihnen vorgeführten Kranken gesagt, durch welchen ganz zufälligen Anlaß diese, vor langer Zeit, sich ihre Krankheit zugezogen hätten, und haben ihnen dadurch den fast ganz vergessenen Vorfall ins Gedächtniß zurückgerufen. (Beispiele dieser Art sind, in Kiesers Archiv Bd. 3, Stck. 3, S. 70, der Schreck vor dem Fall von einer Leiter, und, in J. Kerners Geschichte zweier Somnambulen S. 189, die dem Knaben gemachte Bemerkung, er habe in früherer Zeit bei einer epileptischen Person geschlafen.) Auch gehört hierher, daß einige Hellsehende aus einer Haarlocke, oder dem getragenen Tuch eines von ihnen nie gesehenen Patienten, ihn und seinen Zustand richtig erkannt haben. — Also beweisen selbst Revelationen nicht schlechthin die Anwesenheit eines Verstorbenen.

Imgleichen läßt sich, daß die erscheinende Gestalt eines Verstorbenen bisweilen von zwei Personen gesehn und gehört worden, auf die bekannte Ansteckungsfähigkeit sowohl des Somnambulismus, als auch des zweiten-Gesichts, zurückführen.

Sonach hätten wir, unter gegenwärtiger Nummer, wenigstens den größten Theil der beglaubigten Erscheinungen der Ge-

Digitized by Google

ſtalten Verſtorbener in ſo fern erklärt, als wir ſie zurückgeführt haben auf einen gemeinſchaftlichen Grund, die retroſpektive Deuteroſkopie, welche in vielen ſolcher Fälle, namentlich in den Anfangs dieſer Nummer angeführten, nicht wohl geleugnet werden kann. — Hingegen iſt ſie ſelbſt eine höchſt ſeltſame und unerklärte Thatſache. Mit einer Erklärung dieſer Art müſſen wir aber in manchen Dingen uns begnügen; wie denn z. B. das ganze große Gebäude der Elektricitätslehre bloß aus einer Unterordnung mannigfaltiger Phänomene unter ein völlig unerklärt bleibendes Urphänomen beſteht.

8) Der lebhafte und ſehnſüchtige Gedanke eines Andern an uns vermag die Viſion ſeiner Geſtalt in unſerm Gehirn zu erregen, nicht als bloßes Phantasma, ſondern ſo, daß ſie, leibhaftig und von der Wirklichkeit ununterſcheidbar, vor uns ſteht. Namentlich ſind es Sterbende, die dieſes Vermögen äußern und daher in der Stunde ihres Todes ihren abweſenden Freunden erſcheinen, ſogar mehreren, an verſchiedenen Orten, zugleich. Der Fall iſt ſo oft und von ſo verſchiedenen Seiten erzählt und beglaubigt worden, daß ich ihn unbedenklich als thatſächlich begründet nehme. Ein ſehr artiges und von diſtinguirten Perſonen vertretenes Beiſpiel findet man in Jung-Stillings Theorie der Geiſterkunde §. 198. Zwei beſonders frappante Fälle ſind ferner die Geſchichte der Frau Kahlow, im oben erwähnten Buch von Wenzel, S. 11, und die vom Hofprediger, im ebenfalls erwähnten Buche von Hennings, S. 329. Als ein ganz neuer mag hier folgender ſtehn: Vor Kurzem ſtarb, hier in Frankfurt, im jüdiſchen Hospitale, bei Nacht, eine kranke Magd. Am folgenden Morgen ganz früh trafen ihre Schweſter und ihre Nichte, von denen die Eine hier, die Andere eine Meile von hier wohnt, bei der Herrſchaft derſelben ein, um nach ihr zu fragen; weil ſie ihnen beiden in der Nacht erſchienen war. Der Hospitalaufſeher, auf deſſen Bericht dieſe Thatſache beruht, verſicherte, daß ſolche Fälle öfter vorkämen. Daß eine hellſehende Somnambule, die während ihres am höchſten geſteigerten Hellſehns allemal in eine, dem Scheintode ähnliche Katalepſie verfiel, ihrer Freundin leibhaftig erſchienen ſei, berichtet die ſchon erwähnte „Geſchichte der Auguſte Müller in Karlsruhe", und wird nacherzählt in Kieſer's Archiv, III, 3, S. 118. Eine andere ab-

ſichtliche Erſcheinung derſelben Perſon, wird, aus vollkommen glaubwürdiger Quelle, mitgetheilt in Kieſers Archiv VI, 1. S. 34. — Viel ſeltener hingegen iſt es, daß Menſchen, bei voller Geſundheit, dieſe Wirkung hervorzubringen vermögen: doch fehlt es auch darüber nicht an glaubwürdigen Berichten. Den älteſten giebt St. Auguſtinus, zwar aus zweiter, aber, ſeiner Verſicherung nach, ſehr guter Hand, de civit. Dei XVIII, 18, im Verfolg der Worte: Indicavit et alius se domi suae etc. Ein neuerer Fall der Art iſt dem zuletzt angeführten Bericht in Kieſer's Archiv (VI, 1. 35) beigefügt. Eine wunderbare hierher gehörige Geſchichte erzählt Jung-Stilling in ſeiner Theorie der Geiſterkunde, §. 101, jedoch ohne Angabe der Quelle. Mehrere giebt Horſt in ſeiner Deuteroſkopie Bd. 2. Abſchn. 4. Aber ein höchſt merkwürdiges Beiſpiel der Fähigkeit zu ſolchem Erſcheinen, noch dazu vom Vater auf den Sohn vererbt und von Beiden ſehr häufig, auch ohne es zu beabſichtigen, ausgeübt, ſteht in Kieſer's Archiv Bd. VII, H. 3, S. 158. Doch findet ſich ein älteres, ihm ganz ähnliches, in Zeibich's „Gedanken von der Erſcheinung der Geiſter" 1776, S. 29, und wiederholt in Hennings „von Geiſtern und Geiſterſehern" S. 746. Da beide gewiß unabhängig von einander erzählt worden, dienen ſie ſich gegenſeitig zur Beſtätigung, in dieſer ſo höchſt wunderbaren Sache. Auch in Naſſe's Zeitſchrift für Anthropologie, IV, 2. S. 111. wird vom Prof. Grohmann ein ſolcher Fall mitgetheilt. Ebenfalls in Horace Welby's signs before death, Lond. 1825 findet man einige Beiſpiele von Erſcheinungen lebender Menſchen an Orten, wo ſie nur mit ihren Gedanken gegenwärtig waren: z. B. S. 45, 88. Beſonders glaubwürdig ſcheinen die von dem grundehrlichen Bende Bendſen, in Kieſer's Archiv VIII, 3, S. 120, unter der Ueberſchrift „Doppelgänger" erzählten Fälle dieſer Art. — Den hier in Rede ſtehenden, im Wachen Statt findenden Viſionen entſprechen im ſchlafenden Zuſtande die ſympathetiſchen, d. h. ſich in distans mittheilenden Träume, welche demnach von Zweien zur ſelben Zeit und ganz gleichmäßig geträumt werden. Von dieſen ſind die Beiſpiele bekannt genug: eine gute Sammlung derſelben findet man in E. Fabius de somniis §. 21, und darunter ein beſonders artiges, in holländiſcher Sprache erzähltes. Ferner ſteht in Kieſer's Ar-

Digitized by Google

chiv, Bd. VI, H. 2, S. 135, ein überaus merkwürdiger Aufſatz von H. M. Weſermann, der 5 Fälle berichtet, in welchen er abſichtlich, durch ſeinen Willen, genau beſtimmte Träume in Andern bewirkt hat: da nun aber, im letzten dieſer Fälle, die betreffende Perſon noch nicht zu Bette gegangen war, hatte ſie, nebſt einer andern gerade bei ihr befindlichen, die beabſichtigte Erſcheinung im Wachen und ganz wie eine Wirklichkeit. Folglich iſt, wie in ſolchen Träumen, ſo auch in den wachenden Viſionen dieſer Klaſſe, das Traumorgan das Medium der Anſchauung. Als Verbindungsglied beider Arten iſt die oben erwähnte von St. Auguſtinus mitgetheilte Geſchichte zu betrachten; ſofern daſelbſt dem Einen im Wachen erſcheint was der Andere zu thun bloß träumt. Zwei derſelben ganz gleichartige Fälle findet man in Hor. Welby's signs before death, p. 266 und p. 297; letztern aus Sinclair's invisible world entnommen. Offenbar alſo entſtehen die Viſionen dieſer Art, ſo täuſchend und leibhaftig ſich auch in ihnen die erſcheinende Perſon darſtellt, keineswegs mittelſt Einwirkung von außen auf die Sinne, ſondern vermöge einer magiſchen Wirkung des Willens Desjenigen, von dem ſie ausgehn, auf den Andern, alſo auf das Weſen an ſich eines fremden Organismus, der dadurch, von innen aus, eine Veränderung erleidet, die nunmehr, auf ſein Gehirn wirkend, daſelbſt das Bild des ſolchermaaßen Einwirkenden eben ſo lebhaft erregt, wie eine Einwirkung mittelſt der, von deſſen Leibe auf die Augen des Andern zurückgeworfenen Lichtſtrahlen es nur irgend könnte.

Eben die hier zur Sprache gebrachten Doppelgänger, als bei welchen die erſcheinende Perſon offenkundig am Leben, aber abweſend iſt, auch in der Regel von ihrer Erſcheinung nicht weiß, geben uns den richtigen Geſichtspunkt für die Erſcheinungen Sterbender und Geſtorbener, alſo die eigentlichen Geiſtererſcheinungen, an die Hand, indem ſie uns lehren, daß eine unmittelbare reale Gegenwart, wie die eines auf die Sinnen wirkenden Körpers, keineswegs eine nothwendige Vorausſetzung derſelben ſei. Gerade dieſe Vorausſetzung aber iſt der Grundfehler aller früheren Auffaſſung der Geiſtererſcheinungen, ſowohl bei der Beſtreitung, als bei der Behauptung derſelben. Jene Vorausſetzung beruht nun wieder darauf, daß man ſich auf den Standpunkt des Spiri-

tualismus, ſtatt auf den des Idealismus, geſtellt hatte.*) Jenem nämlich gemäß gieng man aus von der völlig unberechtigten Annahme, daß der Menſch aus zwei grundverſchiedenen Subſtanzen beſtehe, einer materiellen, dem Leibe, und einer immateriellen, der ſogenannten Seele. Nach der im Tode eingetretenen Trennung beider ſollte nun die letztere, obwohl immateriell, einfach und unausgedehnt, doch noch im Raume exiſtiren, nämlich ſich bewegen, einhergehn und dabei von außen auf die Körper und ihre Sinne einwirken, gerade wie ein Körper, und demgemäß auch eben wie ein ſolcher ſich darſtellen; wobei dann freilich die ſelbe reale Gegenwart im Raume, die ein von uns geſehener Körper hat, die Bedingung iſt. Dieſer durchaus unhaltbaren, ſpiritualiſtiſchen Anſicht von den Geiſtererſcheinungen gelten alle vernünftigen Beſtreitungen derſelben und auch Kant's kritiſche Beleuchtung der Sache, welche den erſten, oder theoretiſchen Theil ſeiner „Träume eines Geiſterſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik" ausmacht. Dieſe ſpiritualiſtiſche Anſicht alſo, dieſe Annahme einer immateriellen und doch lokomotiven, imgleichen, nach Weiſe der Materie, auf Körper, mithin auch auf die Sinne wirkenden Subſtanz, hat man, um eine richtige Anſicht von allen hieher gehörigen Phänomenen zu erlangen, ganz aufzugeben und, ſtatt ihrer, den idealiſtiſchen Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus man dieſe Dinge in ganz anderm Lichte erblickt und ganz andere Kriterien ihrer Möglichkeit erhält. Hiezu den Grund zu legen iſt eben der Zweck gegenwärtiger Abhandlung.

9) Der letzte in unſere Betrachtung eingehende Fall nun wäre, daß die unter der vorigen Nummer beſchriebene, magiſche Einwirkung auch noch nach dem Tode ausgeübt werden könnte, wodurch dann eine eigentliche Geiſtererſcheinung, mittelſt direkter Einwirkung, alſo gewiſſermaaßen die wirkliche, perſönliche Gegenwart eines bereits Geſtorbenen, welche auch Rückwirkung auf ihn zuließe, Statt fände. Die Ableugnung a priori jeder Möglichkeit dieſer Art und das ihr angemeſſene Verlachen der entgegengeſetzten Behauptung kann auf nichts Anderem beruhen, als auf der Ueberzeugung, daß der Tod die abſolute Vernichtung des Menſchen ſei; es wäre denn, daß ſie ſich auf den proteſtantiſchen Kirchenglauben ſtützte, nach welchem Geiſter darum nicht

*) Vergleiche „Welt als Wille und Vorſtellung" Bd. 2. S. 15.

Digitized by Google

erſcheinen können, weil ſie, gemäß dem während der wenigen Jahre des irdiſchen Lebens gehegten Glauben oder Unglauben, entweder dem Himmel mit ſeinen ewigen Freuden, oder der Hölle, mit ihrer ewigen Quaal, gleich nach dem Tode, auf immer zugefallen ſeien, aus beiden aber nicht zu uns heraus können; daher, dem proteſtantiſchen Glauben gemäß, alle dergleichen Erſcheinungen von Teufeln, oder von Engeln, nicht aber von Menſchengeiſtern, herrühren; wie dies ausführlich und gründlich auseinandergeſetzt hat **Lavater, de spectris, Genevae 1580, pars II, cap. 3 et 4.** Die katholiſche Kirche hingegen, welche ſchon im 6. Jahrhundert, namentlich durch Gregor den Großen, jenes abſurde und empörende Dogma, ſehr einſichtsvoll, durch das zwiſchen jene deſperate Alternative eingeſchobene Purgatorium verbeſſert hatte, läßt die Erſcheinung der in dieſem vorläufig wohnenden Geiſter, und ausnahmsweiſe auch anderer, zu; wie ausführlich zu erſehen aus dem bereits genannten **Petrus Thyraeus, de locis infestis, pars I, cap. 3, sqq.** — Jedoch von dergleichen mythologiſchen Anſichten abſehend ſagte ich oben, daß die Verwerfung a priori der Möglichkeit einer wirklichen Erſcheinung Verſtorbener allein auf die Ueberzeugung, daß durch den Tod das menſchliche Weſen ganz und gar zu nichts werde, ſich gründen könne. Denn ſo lange dieſe fehlt, iſt nicht abzuſehn, warum ein Weſen, das noch irgendwie exiſtirt, nicht auch ſollte irgendwie ſich manifeſtiren und auf ein anderes, wenn gleich in einem andern Zuſtande befindliches, einwirken können. Daher iſt es ſo folgerecht, wie naiv, daß Lukianos, nachdem er erzählt hat, wie Demokritos ſich durch eine ihn zu ſchrecken veranſtaltete Geiſtermummerei keinen Augenblick hatte irre machen laſſen, hinzufügt: *οὕτω βεβαιως επιστευε, μηδεν ειναι τας ψυχας ετι, ἐξω γενομενας των σωματων.* (adeo persuasum habebat, nihil adhuc esse animas a corpore separatas.) **Philops. 32.** — Iſt hingegen am Menſchen, außer der Materie, noch irgend etwas Unzerſtörbares; ſo iſt wenigſtens a priori nicht einzuſehn, daß jenes, welches die wundervolle Erſcheinung des Lebens hervorbrachte, nach Beendigung derſelben, jeder Einwirkung auf die noch Lebenden durchaus unfähig ſeyn ſollte. Die Sache wäre demnach allein a posteriori, durch die Erfahrung, zu entſcheiden: Dies aber iſt um ſo ſchwieriger, als, abgeſehn von allen abſichtlichen

Digitized by Google

und unabsichtlichen Täuschungen der Berichterstatter, selbst die wirkliche Vision, in welcher ein Verstorbener sich darstellt, gar wohl einer der bis hieher von mir aufgezählten acht Arten angehören kann; daher es vielleicht sich immer so verhalten mag. Ja, selbst in dem Falle, daß eine solche Erscheinung Dinge offenbart hat, die Keiner wissen konnte; so wäre, in Folge der, am Schluß der Nr. 7 gegebenen Auseinandersetzung, Dies vielleicht doch noch als die Form, welche die Revelation eines spontanen somnambulen Hellsehns hier angenommen hätte, auszulegen; obgleich das Vorkommen eines solchen im Wachen, oder auch nur mit vollkommener Erinnerung aus dem somnambulen Zustande, wohl nicht sicher nachzuweisen ist, sondern dergleichen Offenbarungen, so viel mir bekannt, allenfalls nur durch Träume gekommen sind. Inzwischen kann es Umstände geben, die auch eine solche Auslegung unmöglich machen. Heut zu Tage daher, wo Dinge dieser Art mit viel mehr Unbefangenheit als jemals angesehn, folglich auch dreister mitgetheilt und besprochen werden, dürfen wir wohl hoffen, über diesen Gegenstand entscheidende Erfahrungsaufschlüsse zu erhalten.

Manche Geistergeschichten sind allerdings so beschaffen, daß jede anderartige Auslegung große Schwierigkeit hat; sobald man sie nicht für gänzlich erlogen hält. Gegen dies Letztere aber spricht in vielen Fällen theils der Charakter des ursprünglichen Erzählers, theils das Gepräge der Redlichkeit und Aufrichtigkeit, welches seine Darstellung trägt, mehr als Alles jedoch die vollkommene Aehnlichkeit in dem ganz eigenthümlichen Hergang und Beschaffenheit der angeblichen Erscheinungen, so weit auseinander auch die Zeiten und Länder liegen mögen, aus denen die Berichte stammen. Dieses wird am Auffallendesten, wann es ganz besondere Umstände betrifft, welche erst in neuerer Zeit, in Folge des magnetischen Somnambulismus und der genaueren Beobachtung aller dieser Dinge, als bei Visionen bisweilen Statt findend, erkannt worden sind. Ein Beispiel dieser Art ist anzutreffen in der höchst verfänglichen Geistergeschichte, vom J. 1697, die Brierre de Boismont in seiner Observ. 120 erzählt: es ist der Umstand, daß dem Jünglinge der Geist seines Freundes, obwohl er ¾ Stunden mit ihm sprach, immer nur seiner obern Hälfte nach sichtbar war. Dieses theilweise

Erscheinen menschlicher Gestalten nämlich hat sich in unserer Zeit bestätigt, als eine bei Visionen solcher Art bisweilen vorkommende Eigenthümlichkeit; daher auch Brierre, S. S. 454 und 474 seines Buches, dieselbe, ohne Beziehung auf jene Geschichte, als ein nicht seltenes Phänomen anführt. Auch Kieser (Archiv, III, 2, 139) berichtet den selben Umstand vom Knaben Arst, schreibt ihn jedoch dem vorgeblichen Sehn mit der Nasenspitze zu. Demnach liefert dieser Umstand, in der oben erwähnten Geschichte, den Beweis, daß jener Jüngling die Erscheinung wenigstens nicht erlogen hatte: dann aber ist es schwer dieselbe anders, als eben aus der ihm früher versprochenen und jetzt geleisteten Einwirkung seines am Tage vorher, in einer fernen Gegend ertrunkenen Freundes zu erklären. — Ein anderer Umstand der besagten Art ist das Verschwinden der Erscheinungen, sobald man die Aufmerksamkeit absichtlich auf sie heftet. Dies liegt nämlich schon in der bereits oben erwähnten Stelle des Pausanias, über die hörbaren Erscheinungen auf dem Schlachtfelde bei Marathon, welche nur von den zufällig dort Anwesenden, nicht aber von den absichtlich dazu Hingegangenen vernommen wurden. Analoge Beobachtungen aus neuester Zeit finden wir an mehreren Stellen der Seherin von Prevorst (z. B. Bd. 2. S. 10; und S. 38.), wo es daraus erklärt wird, daß, was durch das Gangliensystem wahrgenommen wurde, vom Gehirn sogleich wieder weggestritten wird. Meiner Hypothese zufolge würde es aus der plötzlichen Umkehrung der Richtung der Vibration der Gehirnfibern zu erklären seyn. — Beiläufig will ich hier eine sehr auffallende Uebereinstimmung jener Art bemerklich machen: Photius nämlich in seinem Artikel Damascius sagt: *γυνη ἱερα, θεομοιραν εχουσα φυσιν παραλογοτατην· ὑδωρ γαρ εγχεουσα ακραιφνες ποτηριῳ τινι των ὑαλινων, ἑωρα κατα τ ὑδατος εισω του ποτηριου τα φασματα των εσομενων πραγματων, και προυλεγεν απο της οψεως αυτα, ἁπερ εμελλεν εσεσθαι παντως· ἡ δε πειρα του πραγματος ουκ ελαθεν ἡμας.* Genau das Selbe, so unbegreiflich es ist, wird von der Seherin von Prevorst berichtet, S. 87 der 3. Aufl. — Der Charakter und Typus der Geistererscheinungen ist ein so fest bestimmter und eigenthümlicher, daß der Geübte beim Lesen einer solchen Geschichte beurtheilen kann, ob sie eine erfundene, oder auch

auf optischer Täuschung beruhende, oder aber eine wirkliche Vision gewesen sei. Es ist wünschenswerth und steht zu hoffen, daß wir bald eine Sammlung Chinesischer Gespenstergeschichten erhalten mögen, um zu sehn, ob sie nicht auch, im Wesentlichen, ganz den selben Typus und Charakter wie die unsrigen, tragen und sogar in den Nebenumständen und Einzelnheiten eine große Uebereinstimmung zeigen; welches alsdann bei so durchgängiger Grundverschiedenheit der Sitten und Glaubenslehren, eine starke Beglaubigung des in Rede stehenden Phänomens überhaupt abgeben würde. Vor der Hand mache ich in dieser Hinsicht darauf aufmerksam, daß die meisten der die Charakteristik des Geisterspuks ausmachenden Phänomene, wie sie in den oben angeführten Schriften von Hennings, Wenzel, Teller u. s. w. sodann später von Just. Kerner, Horst und vielen andern beschrieben werden, sich schon ganz eben so finden in sehr alten Büchern, z. B. in dreien, mir eben vorliegenden, aus dem 16. Jahrhundert, nämlich Lavater de spectris, Thyraeus de locis infestis, und de spectris et apparitionibus Libri duo, Eisleben 1597, anonym, 500 Seiten in 4.: dergleichen Phänomene sind z. B. das Klopfen, das scheinbare Versuchen verschlossene Thüren zu forciren, auch solche, die gar nicht verschlossen sind, der Knall eines sehr schweren, im Hause herabfallenden Gewichtes, das lärmende Umherwerfen alles Geräthes in der Küche, oder des Holzes auf dem Boden, welches nachher sich in völliger Ruhe und Ordnung vorfindet, das Zuschlagen von Weinfässern, das deutliche Vernageln eines Sarges, wann ein Hausgenosse sterben wird, die schlürfenden, oder tappenden Tritte im finstern Zimmer, das Zupfen an der Bettdecke, der Modergeruch, das Verlangen erscheinender Geister nach Gebet, u. dgl. m., während nicht zu vermuthen steht, daß die, meistens sehr illitteraten Urheber der modernen Aussagen jene alten, seltenen, lateinischen Schriften gelesen hätten. Unter den Argumenten für die Wirklichkeit der Geistererscheinungen verdient auch der Ton des Unglaubens, in welchem die gelehrten Erzähler aus zweiter Hand sie vortragen, erwähnt zu werden; weil er, in der Regel, das Gepräge des Zwanges, der Affektation und Heuchelei so deutlich trägt, daß der dahinter steckende heimliche Glaube durchschimmert. — Bei dieser Gelegenheit will ich auf eine Geistergeschichte

Digitized by Google

neueſter Zeit aufmerkſam machen, welche verdient, genauer unterſucht und beſſer gekannt zu werden, als durch die aus ſehr ſchlechter Feder gefloſſene Darſtellung derſelben in den Blättern aus Prevorſt, 8. Sammlung S. 166; nämlich theils weil die Auſſagen darüber gerichtlich protokolirt ſind, und theils wegen des höchſt merkwürdigen Umſtandes, daß der erſcheinende Geiſt, mehrere Nächte hindurch, von der Perſon, zu der er in Beziehung ſtand und vor deren Bette er ſich zeigte, nicht geſehn wurde, weil ſie ſchlief, ſondern bloß von zwei Mitgefangenen und erſt ſpäterhin auch von ihr ſelbſt, die aber dann ſo ſehr dadurch erſchüttert wurde, daß ſie, aus freien Stücken, ſieben Vergiftungen eingeſtand. Der Bericht ſteht in einer Broſchüre: „Verhandlungen des Aſſiſenhofes in Mainz über die Giftmörderin Margaretha Jäger." Mainz 1835. — Die wörtliche Protokol-Auſſage iſt abgedruckt in einem Frankfurter Tageblatt „Didaskalia", vom 5. Juli 1835. —

Ich habe aber jetzt das Metaphyſiſche der Sache in Betrachtung zu nehmen; da über das Phyſiſche, hier Phyſiologiſche, bereits oben das Nöthige beigebracht worden. — Was eigentlich bei allen Viſionen, d. h. Anſchauungen durch Aufgehn des Traumorgans im Wachen, unſer Intereſſe erregt, iſt die etwanige Beziehung derſelben auf etwas empiriſch Objektives, d. h. außer uns Gelegenes und von uns Verſchiedenes: denn erſt durch dieſe erhalten ſie eine Analogie und gleiche Dignität mit unſern gewöhnlichen, wachen Sinnesanſchauungen. Daher ſind uns, von den im Obigen aufgezählten, neun möglichen Urſachen ſolcher Viſionen, nicht die drei erſten, als welche auf bloße Hallucinationen hinauslaufen, intereſſant, wohl aber die folgenden. Denn die Perplexität, welche der Betrachtung der Viſion und Geiſtererſcheinung anhängt, entſpringt eigentlich daraus, daß bei dieſen Wahrnehmungen die Gränze zwiſchen Subjekt und Objekt, welche die erſte Bedingung aller Erkenntniß iſt, zweifelhaft, undeutlich, wohl gar verwiſcht wird. „Iſt Das auſſer, oder in mir?" frägt, — wie ſchon Macbeth, als ihm ein Dolch vorſchwebt, — Jeder, dem eine Viſion ſolcher Art nicht die Beſonnenheit benimmt. Hat Einer allein ein Geſpenſt geſehn, ſo will man es für bloß ſubjektiv erklären, ſo objektiv es auch daſtand; ſahen, oder hörten es hingegen Mehrere, ſo wird

ihm sofort die Realität eines Körpers beigelegt; weil wir nämlich empirisch nur eine Ursache kennen, vermöge welcher mehrere Menschen nothwendig die selbe anschauliche Vorstellung zu gleicher Zeit haben müssen, und diese ist, daß ein und derselbe Körper, das Licht nach allen Seiten reflektirend, ihrer aller Augen affizirt. Allein ausser dieser sehr mechanischen könnte es wohl noch andere Ursachen des gleichzeitigen Entstehns derselben anschaulichen Vorstellung in verschiedenen Menschen geben. Ueberhaupt aber ist der Unterschied zwischen subjektiv und objektiv im Grunde kein absoluter, sondern immer noch relativ: denn alles Objektive ist doch insofern, als es immer noch durch ein Subjekt überhaupt bedingt, ja eigentlich nur in diesem vorhanden ist, wieder subjektiv; weshalb eben in letzter Instanz der Idealismus Recht behält. Man glaubt meistens die Realität einer Geistererscheinung umgestoßen zu haben, wenn man nachweist, daß sie subjektiv bedingt war: aber welches Gewicht kann dieses Argument bei Dem haben, der aus Kants Lehre weiß, wie stark der Antheil subjektiver Bedingungen an der Erscheinung der Körperwelt ist, wie nämlich diese, sammt dem Raum, darin sie dasteht, und der Zeit, darin sie sich bewegt, und der Kausalität, darin das Wesen der Materie besteht, also ihrer ganzen Form nach, bloß ein Produkt der Gehirnfunktionen ist, nachdem solche durch einen Reiz in den Nerven der Sinnesorgane angeregt worden; so daß dabei nur noch die Frage nach dem Ding an sich übrig bleibt. — Die materielle Wirklichkeit der auf unsere Sinne von außen wirkenden Körper kommt freilich der Geistererscheinung so wenig zu, wie dem Traum, durch dessen Organ sie ja wahrgenommen wird, daher man sie immerhin einen Traum im Wachen (a waking dream) nennen kann: allein im Grunde büßt sie dadurch ihre Realität nicht ein. Allerdings ist sie, wie der Traum, eine blosse Vorstellung und als solche nur im erkennenden Bewußtseyn vorhanden: aber das Selbe läßt sich von unserer realen Außenwelt behaupten; da auch diese zunächst und unmittelbar uns nur als Vorstellung gegeben und, wie gesagt, ein blosses, durch Nervenreiz erregtes und den Gesetzen subjektiver Funktionen (Formen der reinen Sinnlichkeit und des Verstandes) gemäß entstandenes Gehirnphänomen ist. Verlangt man eine anderweitige Realität derselben; so ist dies schon die Frage nach dem

Digitized by Google

Ding an sich, welche von Locke aufgeworfen und voreilig erledigt, dann aber von Kant in ihrer ganzen Schwierigkeit nachgewiesen, ja als unlösbar aufgegeben, von mir jedoch, wiewohl unter einer gewissen Restriktion, beantwortet worden ist. Wie aber jedenfalls das Ding an sich, welches in der Erscheinung einer Außenwelt sich manifestirt, toto genere von ihr verschieden ist; so mag es sich mit Dem, was in der Geistererscheinung sich manifestirt, analog verhalten, ja, was in Beiden sich kund giebt vielleicht am Ende das Selbe seyn, nämlich Wille. Dieser Ansicht entsprechend finden wir, daß es, hinsichtlich der objektiven Realität, wie der Körperwelt, so auch der Geistererscheinungen, einen Realismus, einen Idealismus und einen Skepticismus giebt, endlich aber auch einen Kriticismus, in dessen Interesse wir eben jetzt beschäftigt sind. Ja, eine ausdrückliche Bestätigung derselben Ansicht giebt sogar folgender Ausspruch der berühmtesten und am sorgfältigsten beobachteten Geisterseherin, nämlich der von Prevorst (Bd. 1. S. 12.): „ob die Geister sich „nur unter dieser Gestalt sichtbar machen können, oder ob mein „Auge sie nur unter dieser Gestalt sehn und mein Sinn sie nur „so auffassen kann; ob sie für ein geistigeres Auge nicht geistiger wären, Das kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten, „aber ahnde es fast." Ist dies nicht ganz analog der Kantischen Lehre: „was die Dinge an sich selbst seyn mögen, wissen wir nicht, sondern erkennen nur ihre Erscheinungen," —?

Die ganze Dämonologie und Geisterkunde des Alterthums und Mittelalters, wie auch ihre damit zusammenhängende Ansicht der Magie, hat zur Grundlage den noch unangefochten dastehenden Realismus, der endlich durch Cartesius erschüttert wurde. Erst der in der neueren Zeit allmälig herangereifte Idealismus führt uns auf den Standpunkt, von welchem aus wir über alle jene Dinge, also auch über Visionen und Geistererscheinungen, ein richtiges Urtheil erlangen können. Zugleich hat andrerseits, auf dem empirischen Wege, der animalische Magnetismus die zu allen frühern Zeiten in Dunkel gehüllte und sich furchtsam versteckende Magie an das Licht des Tages gezogen und eben so die Geistererscheinungen zum Gegenstand nüchtern forschender Beobachtung und unbefangener Beurtheilung gemacht. Das Letzte in allen Dingen fällt immer der Philosophie

anheim, und ich hoffe, daß die meinige, wie ſie aus der alleinigen Realität und Allmacht des Willens in der Natur die Magie wenigſtens als möglich denkbar und, wenn vorhanden, als begreiflich dargeſtellt hat,*) ſo auch, durch entſchiedene Ueberantwortung der objektiven Welt an die Idealität, ſelbſt über Viſionen und Geiſtererſcheinungen einer richtigeren Anſicht den Weg gebahnt hat.

Der entſchiedene Unglaube, mit welchem von jedem denkenden Menſchen einerſeits die Thatſachen des Hellſehns, andrerſeits des magiſchen, vulgo magnetiſchen Einfluſſes zuerſt vernommen werden, und der nur ſpät der eigenen Erfahrung, oder hunderten glaubwürdigſter Zeugniſſe weicht, beruht auf einem und demſelben Grunde: nämlich darauf, daß alle Beide den uns a priori bewußten Geſetzen des Raumes, der Zeit und der Kauſalität, wie ſie in ihrem Kompler den Hergang möglicher Erfahrung beſtimmen, zuwiderlaufen, — das Hellſehn mit ſeinem Erkennen in distans, die Magie mit ihrem Wirken in distans. Daher wird, bei der Erzählung dahin gehöriger Thatſachen, nicht bloß geſagt „es iſt nicht wahr," ſondern „es iſt nicht möglich" (a non posse ad non esse), andrerſeits jedoch erwidert „es iſt aber" (ab esse ad posse). Dieſer Widerſtreit beruht nun darauf, ja, liefert ſogar wieder einen Beweis dafür, daß jene von uns a priori erkannten Geſetze keine ſchlechthin unbedingte, keine ſcholaſtiſche veritates aeternae, keine Beſtimmung der Dinge an ſich ſind; ſondern aus bloßen Anſchauungs- und Verſtandesformen, folglich aus Gehirnfunktionen entſpringen. Der aus dieſen beſtehende Intellekt ſelbſt aber iſt bloß zum Behuf des Verfolgens und Erreichens der Zwecke individueller Willenserſcheinungen, nicht aber des Auffaſſens der abſoluten Beſchaffenheit der Dinge an ſich ſelbſt entſtanden; weshalb er, wie ich (Welt a. W. u. V. Bd. 2. S. S. 177, 273, 285 — 289) dargethan habe, eine bloſſe Flächenkraft iſt, die weſentlich und überall nur die Schaale, nie das Innere der Dinge trifft. Dieſe Stellen leſe nach wer recht verſtehn will was ich hier meyne. Gelingt es uns nun aber ein Mal, weil doch auch wir ſelbſt zum innern Weſen der Welt gehören, mit Umgehung des

*) Siehe „über den Willen in der Natur" die Rubrik „anim. Magnetismus und Magie."

Digitized by Google

principii individuationis, den Dingen von einer ganz andern Seite und auf einem ganz andern Wege, nämlich geradezu von innen, statt bloß von aussen, beizukommen, und so uns derselben, im Hellsehn erkennend, in der Magie wirkend, zu bemächtigen; dann entsteht, eben für jene cerebrale Erkenntniß, ein Resultat, welches auf ihrem eigenen Wege zu erreichen wirklich unmöglich war; daher sie darauf besteht, es in Abrede zu stellen: denn eine Leistung solcher Art ist nur metaphysisch begreiflich, physisch ist sie eine Unmöglichkeit. Diesem zufolge ist andrerseits das Hellsehn eine Bestätigung der Kantischen Lehre von der Idealität des Raumes, der Zeit und der Kausalität, die Magie aber überdies auch der meinigen von der alleinigen Realität des Willens, als des Kerns aller Dinge: hiedurch nun wieder wird auch noch der Bakonische Ausspruch, daß die Magie die praktische Metaphysik sei, bestätigt.

Erinnern wir uns jetzt nochmals der weiter oben gegebenen Auseinandersetzungen und der daselbst aufgestellten physiologischen Hypothese, welchen zufolge sämmtliche durch das Traumorgan vollzogene Anschauungen von der gewöhnlichen, den wachen Zustand begründenden, Wahrnehmung sich dadurch unterscheiden, daß bei der letzteren das Gehirn von aussen, durch eine physische Einwirkung auf die Sinne erregt wird, wodurch es zugleich die Data erhält, nach welchen es, mittelst Anwendung seiner Funktionen, nämlich Kausalität, Zeit und Raum, die empirische Anschauung zu Stande bringt; während hingegen bei der Anschauung durch das Traumorgan die Erregung vom Innern des Organismus ausgeht und vom plastischen Nervensystem aus sich in das Gehirn fortpflanzt, welches dadurch zu einer der erstern ganz ähnlichen Anschauung veranlaßt wird, bei der jedoch, weil die Anregung dazu von der entgegengesetzten Seite kommt, also auch in entgegengesetzter Richtung geschieht, anzunehmen ist, daß auch die Schwingungen, oder überhaupt innern Bewegungen der Gehirnfibern, in umgekehrter Richtung erfolgen und demnach erst am Ende sich auf die Sinnesnerven erstrecken, welche also hier das zuletzt in Thätigkeit Versetzte sind, statt daß sie, bei der gewöhnlichen Anschauung, zuallererst erregt werden. Soll nun, — wie bei Wahrträumen, prophetischen Visionen und Geistererscheinungen angenommen wird, — eine Anschauung dieser Art dennoch sich auf

Digitized by Google

etwas wirklich Aeußeres, empiriſch Vorhandenes, alſo vom Subjekt ganz Unabhängiges beziehn, welches demnach in ſofern durch ſie erkannt würde; ſo muß daſſelbe mit dem Innern des Organismus, von welchem aus die Anſchauung erregt wird, in irgend eine Kommunikation getreten ſeyn. Dennoch läßt eine ſolche ſich empiriſch durchaus nicht nachweiſen, ja, da ſie, vorausgeſetzterweiſe, nicht eine räumliche, von außen kommende ſeyn ſoll, ſo iſt ſie empiriſch, d. h. phyſiſch nicht ein Mal denkbar. Wenn ſie alſo doch Statt hat; ſo muß dies nur metaphyſiſch zu verſtehn und ſie demnach zu denken ſeyn als eine unabhängig von der Erſcheinung und allen ihren Geſetzen, im Dinge an ſich, welches, als das innere Weſen der Dinge, der Erſcheinung derſelben überall zum Grunde liegt, vor ſich gehende und nachher an der Erſcheinung wahrnehmbare: — eine ſolche nun iſt es, die man unter dem Namen einer magiſchen Einwirkung verſteht.

Frägt man, welches der Weg der magiſchen Wirkung, dergleichen uns in der ſympathetiſchen Kur, wie auch in dem Einfluß des entfernten Magnetiſeurs gegeben iſt, ſei; ſo ſage ich: es iſt der Weg, den das Inſekt zurücklegt, das hier ſtirbt und aus jedem Ei, welches überwintert hat, wieder in voller Lebendigkeit hervorgeht. Es iſt der Weg, auf welchem es geſchieht, daß, in einer gegebenen Volksmenge, nach außerordentlicher Vermehrung der Sterbefälle, auch die Geburten ſich vermehren. Es iſt der Weg, der nicht am Gängelbande der Kauſalität durch Zeit und Raum geht. Es iſt der Weg durch das Ding an ſich.

Wir nun aber wiſſen aus meiner Philoſophie, daß dieſes Ding an ſich, alſo auch das innere Weſen des Menſchen, ſein Wille iſt, und daß der ganze Organismus eines Jeden, wie er ſich empiriſch darſtellt, bloß die Objektivation deſſelben, näher, das im Gehirn entſtehende Bild dieſes ſeines Willens iſt. Der Wille als Ding an ſich liegt aber außerhalb des principii individuationis (Zeit und Raum), durch welches die Individuen geſondert ſind: die durch daſſelbe entſtehenden Schranken ſind alſo für ihn nicht da. Hieraus erklärt ſich, ſo weit, wenn wir dieſes Gebiet betreten, noch unſere Einſicht reichen kann, die Möglichkeit unmittelbarer Einwirkung der Individuen auf einander, unabhängig von ihrer Nähe oder Ferne im Raum, welche ſich in einigen der oben aufgezählten neun Arten der wachenden

Digitized by Google

Anschauung durch das Traumorgan, und öfter in der schlafenden, faktisch kund giebt; und eben so erklärt sich, aus dieser unmittelbaren, im Wesen an sich der Dinge gegründeten Kommunikation, die Möglichkeit des Wahrträumens, des Bewußtwerdens der nächsten Umgebung im Somnambulismus und endlich die des Hellsehns. Indem der Wille des Einen, durch keine Schranken der Individuation gehemmt, also unmittelbar und in distans, auf den Willen des Andern wirkt, hat er eben damit auf den Organismus desselben, als welcher nur dessen räumlich angeschauter Wille selbst ist, eingewirkt. Wenn nun eine solche, auf diesem Wege, das Innere des Organismus treffende Einwirkung sich auf dessen Lenker und Vorstand, das Gangliensystem, erstreckt, und dann von diesem aus, mittelst Durchbrechung der Isolation, sich bis ins Gehirn fortpflanzt; so kann sie von diesem doch immer nur auf Gehirnweise verarbeitet werden, d. h. sie wird Anschauungen hervorbringen, denen vollkommen gleich, welche auf äußere Anregung der Sinne entstehn, also Bilder im Raum, nach dessen drei Dimensionen, mit Bewegung in der Zeit, gemäß dem Gesetze der Kausalität u. s. w.: denn die einen wie die andern sind eben Produkte der anschauenden Gehirnfunktion, und das Gehirn kann immer nur seine eigene Sprache reden. Inzwischen wird eine Einwirkung jener Art noch immer den Charakter, das Gepräge, ihres Ursprungs, also Desjenigen, von dem sie ausgegangen ist, an sich tragen und dieses demnach der Gestalt, die sie, nach so weitem Umwege, im Gehirn hervorruft, aufdrücken, so verschieden ihr Wesen an sich auch von dieser seyn mag. Wirkt z. B. ein Sterbender durch starke Sehnsucht, oder sonstige Willensintention, auf einen Entfernten; so wird, wenn die Einwirkung sehr energisch ist, die Gestalt desselben sich im Gehirn des Andern darstellen, d. h. ganz so wie ein Körper in der Wirklichkeit ihm erscheinen. Offenbar aber wird eine solche, durch das Innere des Organismus geschehende Einwirkung auf ein fremdes Gehirn leichter, wenn dieses schläft, als wenn es wacht, Statt haben; weil im erstern Fall die Fibern desselben gar keine, im letztern eine der, die sie jetzt annehmen sollen, entgegengesetzte Bewegung haben. Demnach wird eine schwächere Einwirkung der in Rede stehenden Art sich bloß im Schlafe kund geben können, durch Erregung von Träumen; im Wachen

aber allenfalls Gedanken, Empfindungen und Unruhe erregen; jedoch Alles immer noch ihrem Urſprunge gemäß und deſſen Gepräge tragend: daher kann ſie z. B. einen unerklärlichen, aber unwiderſtehlichen Trieb, oder Zug, Den, von dem ſie ausgegangen iſt, aufzuſuchen, hervorbringen; und eben ſo, umgekehrt, Den, der kommen will, durch den Wunſch ihn nicht zu ſehn, noch von der Schwelle des Hauſes wieder zurückſcheuchen, ſelbſt wenn er gerufen und beſtellt war (experto crede Roberto). Auf dieſer Einwirkung, deren Grund die Identität des Dinges an ſich in allen Erſcheinungen iſt, beruht auch die faktiſch erkannte Kontagioſität der Viſionen, des zweiten Geſichts und des Geiſterſehns, welche eine Wirkung hervorbringt, die im Reſultat derjenigen gleich kommt, welche ein körperliches Objekt auf die Sinne mehrerer Individuen zugleich ausübt, indem auch in Folge jener Mehrere zugleich das Selbe ſehn, welches alsdann ſich ganz objektiv konſtituirt. Auf derſelben direkten Einwirkung beruht auch die oft bemerkte unmittelbare Mittheilung der Gedanken, die ſo gewiß iſt, daß ich Dem, der ein wichtiges und gefährliches Geheimniß zu bewahren hat, anrathe, mit Dem, der es nicht wiſſen darf, über die ganze Angelegenheit, auf die es ſich bezieht, niemals zu ſprechen; weil er, während Deſſen, das wahre Sachverhältniß unvermeidlich in Gedanken haben müßte, wodurch dem Andern plötzlich ein Licht aufgehn kann; indem es eine Mittheilung giebt, vor der weder Verſchwiegenheit, noch Verſtellung ſchützt. Göthe erzählt (in den Erläuterungen zum W. O. Divan, Rubrik „Blumenwechſel"), daß zwei liebende Paare, auf einer Luſtfahrt begriffen, einander Charaden aufgaben: „gar bald wird „nicht nur eine jede, wie ſie vom Munde kommt, ſogleich erra„then, ſondern zuletzt ſogar das Wort, das der Andere denkt „und eben zum Worträthſel umbilden will, durch die unmittel„barſte Divination erkannt und ausgeſprochen." — Meine ſchöne Wirthin in Mailand, vor langen Jahren, fragte mich, in einem ſehr animirten Geſpräche, an der Abendtafel, welches die drei Nummern wären, die ſie als Terne in der Lotterie belegt hatte? ohne mich zu beſinnen, nannte ich die erſte und die zweite richtig, dann aber, durch ihren Jubel ſtutzig geworden, gleichſam aufgeweckt und nun reflektirend, die dritte falſch.

Da nun andrerſeits für uns feſt ſteht, daß der Wille, ſo

Digitized by Google

fern er Ding an sich ist, durch den Tod nicht zerstört und vernichtet wird; so läßt sich a priori nicht geradezu die Möglichkeit ableugnen, daß eine magische Wirkung der oben beschriebenen Art, nicht auch sollte von einem bereits Gestorbenen ausgehn können. Eben so wenig jedoch läßt eine solche Möglichkeit sich deutlich absehn und daher positiv behaupten; indem sie, wenn auch im Allgemeinen nicht undenkbar, doch, bei näherer Betrachtung, großen Schwierigkeiten unterworfen ist, die ich jetzt kurz angeben will. — Da wir das im Tode unversehrt gebliebene innere Wesen des Menschen uns zu denken haben, als außer der Zeit und dem Raume existirend; so könnte eine Einwirkung desselben auf uns Lebende nur unter sehr vielen Vermittelungen, die alle auf unsrer Seite lägen, Statt finden; so daß schwer auszumachen seyn würde, wie viel davon wirklich von dem Verstorbenen ausgegangen wäre. Denn eine derartige Einwirkung hätte nicht nur zuvörderst in die Anschauungsformen des sie wahrnehmenden Subjekts einzugehn, mithin sich darzustellen als ein Räumliches, Zeitliches und nach dem Kausalgesetz materiell Wirkendes; sondern sie müßte überdies auch noch in den Zusammenhang seines begrifflichen Denkens treten, indem er sonst nicht wissen würde, was er daraus zu machen hat, der ihm Erscheinende aber nicht bloß gesehn, sondern auch in seinen Absichten und den diesen entsprechenden Einwirkungen einigermaaßen verstanden werden will: demnach hätte dieser sich auch noch den beschränkten Ansichten und Vorurtheilen des Subjekts, betreffend das Ganze der Dinge und der Welt, zu fügen und anzuschließen. Aber noch mehr! Nicht allein zufolge meiner ganzen bisherigen Darstellung werden die Geister durch das Traumorgan und in Folge einer von innen aus an das Gehirn gelangenden Einwirkung, statt der gewöhnlichen von aussen durch die Sinne, gesehn; sondern auch der die objektive Realität der erscheinenden Geister fest vertretende J. Kerner sagt das Selbe, in seiner oft wiederholten Behauptung, daß die Geister „nicht mit dem leiblichen, sondern mit dem geistigen Auge gesehn werden.“ Obwohl demnach durch eine innere, aus dem Wesen an sich der Dinge entsprungene, also magische, Einwirkung auf den Organismus, welche sich mittelst des Gangliensystems bis zum Gehirn fortpflanzt, zu Wege gebracht, wird die Geistererscheinung doch aufgefaßt nach Weise

Digitized by Google

der von auſſen, mittelſt Licht, Luft, Schall, Stoß und Duft auf uns wirkenden Gegenſtände. Welche Veränderung müßte nicht die angenommene Einwirkung eines Geſtorbenen bei einer ſolchen Ueberſetzung, einem ſo totalen Metaſchematiſmus, zu erleiden haben! Wie aber läßt ſich nun gar noch annehmen, daß dabei und auf ſolchen Umwegen noch ein wirklicher Dialog mit Rede und Gegenrede Statt haben könne; wie er doch oft berichtet wird? — Beiläufig ſei hier noch angemerkt, daß das Lächerliche, welches, ſo gut wie andrerſeits das Grauſenhafte, jeder Behauptung einer gehabten Erſcheinung dieſer Art, mehr oder weniger, anklebt und wegen deſſen man zaudert ſie mitzutheilen, daraus entſteht, daß der Erzähler ſpricht wie von einer Wahrnehmung durch die äußern Sinne, welche aber gewiß nicht vorhanden war, ſchon weil ſonſt ein Geiſt ſtets von allen Anweſenden auf gleiche Weiſe geſehn und vernommen werden müßte; eine in Folge innerer Einwirkung entſtandene, bloß ſcheinbar äußere Wahrnehmung aber von der bloßen Phantaſterei zu unterſcheiden, nicht die Sache eines Jeden iſt. — Dies alſo wären, bei der Annahme einer wirklichen Geiſtererſcheinung, die auf der Seite des ſie wahrnehmenden Subjekts liegenden Schwierigkeiten. Andere wieder liegen auf der Seite des angenommenermaaßen einwirkenden Verſtorbenen. Meiner Lehre zufolge hat allein der Wille eine metaphyſiſche Weſenheit, vermöge welcher er durch den Tod unzerſtörbar iſt; der Intellekt hingegen iſt, als Funktion eines körperlichen Organs, bloß phyſiſch und geht mit demſelben unter. Daher iſt die Art und Weiſe, wie ein Verſtorbener von den Lebenden noch Kenntniß erlangen ſollte, um ſolcher gemäß auf ſie zu wirken, höchſt problematiſch. Nicht weniger iſt es die Art dieſes Wirkens ſelbſt; da er mit der Leiblichkeit alle gewöhnlichen, d. i. phyſiſchen, Mittel der Einwirkung auf Andere, wie auf die Körperwelt überhaupt, verloren hat. Wollten wir dennoch den von ſo vielen und ſo verſchiedenen Seiten erzählten und betheuerten Vorfällen, die entſchieden eine objektive Einwirkung Verſtorbener anzeigen, einige Wahrheit einräumen; ſo müßten wir uns die Sache ſo erklären, daß in ſolchen Fällen der Wille des Verſtorbenen noch immer leidenſchaftlich auf die irdiſchen Angelegenheiten gerichtet wäre und nun, in Ermangelung aller phyſiſchen Mittel zur Einwirkung auf dieſelben, jetzt

Digitized by Google

seine Zuflucht nähme zu der ihm in seiner ursprünglichen, also metaphysischen Eigenschaft, mithin im Tode, wie im Leben, zustehenden magischen Gewalt, die ich oben berührt und über welche ich im „Willen in der Natur", Rubrik „animalischer Magnetismus und Magie" meine Gedanken ausführlicher dargelegt habe. Nur vermöge dieser magischen Gewalt also könnte er allenfalls selbst noch jetzt was er möglicherweise auch im Leben gekonnt, nämlich wirkliche actio in distans, ohne körperliche Beihülfe, ausüben und demnach auf Andere direkt, ohne alle physische Vermittelung, einwirken, indem er ihren Organismus in der Art affizirte, daß ihrem Gehirne sich Gestalten anschaulich darstellen müßten, wie sie sonst nur in Folge äußerer Einwirkung auf die Sinne von demselben producirt werden. Ja, da diese Einwirkung nur als eine magische, d. h. als durch das innere, in Allem identische Wesen der Dinge, also durch die natura naturans, zu vollbringende denkbar ist; so könnten wir, wenn die Ehre achtungswerther Berichterstatter dadurch allein zu retten wäre, allenfalls noch den verfänglichen Schritt wagen, diese Einwirkung nicht auf menschliche Organismen zu beschränken, sondern sie auch auf leblose, also unorganische Körper, die demnach durch sie bewegt werden könnten, als nicht durchaus und schlechterdings unmöglich einzuräumen; um nämlich der Nothwendigkeit zu entgehn, gewisse hochbetheuerte Geschichten, der Art wie die des Hofrath Hahn in der Seherin von Prevorst, weil diese keineswegs isolirt dasteht, sondern manches ihr ganz ähnliche Gegenstück in älteren Schriften, ja, auch in neueren Relationen, aufzuweisen hat, geradezu der Lüge zu bezüchtigen. Allerdings aber gränzt hier die Sache ans Absurde: denn selbst die magische Wirkungsweise, soweit sie durch den animalischen Magnetismus, also legitim beglaubigt wird, bietet bis jetzt für eine solche Wirkung allenfalls nur ein schwaches und auch noch zu bezweifelndes Analogon dar, nämlich die in den „Mittheilungen aus dem Schlafleben der Auguste K..... zu Dresden" 1843, S. 115 und 318 behauptete Thatsache, daß es dieser Somnambule wiederholt gelungen sei, durch ihren bloßen Willen, ohne allen Gebrauch der Hände, die Magnetnadel abzulenken.

Die hier dargelegte Ansicht des in Rede stehenden Problems

erklärt zuvörderst, warum, wenn wir eine wirkliche Einwirkung Gestorbener auf die Welt der Lebenden auch als möglich zugeben wollen, eine solche doch nur überaus selten und ganz ausnahmsweise Statt haben könnte; weil ihre Möglichkeit an alle die angegebenen, nicht leicht zusammen eintretenden Bedingungen geknüpft wäre. Ferner geht aus dieser Ansicht hervor, daß, wenn wir die in der Seherin von Prevorst und den ihr verwandten Kernerschen Schriften, als den ausführlichsten und beglaubigtesten, gedruckt vorliegenden Geisterseherberichten, erzählten Thatsachen nicht entweder für rein subjektiv, bloße aegri somnia, erklären, noch auch uns mit der oben dargelegten Annahme einer retrospective second sight, zu deren dumb show (stummer Prozession) die Seherin aus eigenen Mitteln den Dialog gefügt hätte, begnügen, sondern eine wirkliche Einwirkung Gestorbener der Sache zum Grunde legen wollen; dennoch die so empörend absurde, ja niederträchtig dumme Weltordnung, die aus den Angaben und dem Benehmen dieser Geister hervorgienge, dadurch keinen objektiv realen Grund gewinnen, sondern ganz auf Rechnung der, wenn auch durch eine von außerhalb der Natur kommende Einwirkung rege gemachten, dennoch nothwendig sich selber treu bleibenden Anschauungs- und Denkthätigkeit der höchst unwissenden, gänzlich in ihren Katechismusglauben eingelebten Seherin zu setzen seyn würde.

Wenn es mir, durch alle diese Betrachtungen, gelungen seyn sollte, auch nur ein schwaches Licht auf eine sehr wichtige und interessante Sache zu werfen, hinsichtlich welcher, seit Jahrtausenden, zwei Parteien einander gegenüberstehn, davon die eine beharrlich versichert „es ist!“ während die andere hartnäckig wiederholt „es kann nicht seyn;“ so habe ich Alles erreicht was ich mir davon versprechen und der Leser billigerweise erwarten durfte.

Digitized by Google

Aphorismen

zur

Lebensweisheit.

Le bonheur n'est pas chose aisée: il est très-difficile de le trouver en nous, et impossible de le trouver ailleurs.

Chamfort.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aphorismen

zur

Lebensweisheit.

Einleitung.

Ich nehme den Begriff der Lebensweisheit hier gänzlich im immanenten Sinne, nämlich in dem der Kunst, das Leben möglichst angenehm und glücklich durchzuführen, die Anleitung zu welcher auch Eudämonologie genannt werden könnte: sie wäre demnach die Anweisung zu einem glücklichen Daseyn. Dieses nun wieder ließe sich allenfalls definiren als ein solches, welches, rein objektiv betrachtet, oder vielmehr (da es hier auf ein subjektives Urtheil ankommt) bei kalter und reiflicher Ueberlegung, dem Nichtseyn entschieden vorzuziehn wäre. Aus diesem Begriffe desselben folgt, daß wir daran hiengen, seiner selbst wegen, nicht aber bloß aus Furcht vor dem Tode; und hieraus wieder, daß wir es von endloser Dauer seyn möchten. Ob nun das menschliche Leben dem Begriff eines solchen Daseyns entspreche, oder auch nur entsprechen könne, ist eine Frage, welche bekanntlich meine Philosophie verneint; während die Eudämonologie die Bejahung derselben voraussetzt. Diese nämlich beruht eben auf dem angeborenen Irrthum, dessen Rüge das 49. Kapitel im 2. Bande meines Hauptwerks eröffnet. Um eine solche dennoch ausarbeiten zu können, habe ich daher gänzlich abgehn müssen von dem höheren, metaphysisch-ethischen Standpunkte, zu welchem meine eigentliche Philosophie hinleitet. Folglich beruht die ganze hier zu gebende Auseinandersetzung gewissermaaßen auf einer Akommodation, sofern sie nämlich auf dem gewöhnlichen, empirischen Standpunkte bleibt und dessen Irrthum festhält. Demnach kann auch ihr Werth nur ein bedingter seyn, da selbst das Wort Eudämonologie nur ein Euphemismus ist. — Ferner macht auch

Digitized by Google

dieſelbe keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit; theils weil das Thema unerſchöpflich iſt; theils weil ich ſonſt das von Andern bereits Geſagte hätte wiederholen müſſen.

Als in ähnlicher Abſicht, wie gegenwärtige Aphorismen, abgefaßt, iſt mir nur das ſehr leſenswerthe Buch des Cardanus de utilitate ex adversis capienda erinnerlich, durch welches man alſo das hier Gegebene vervollſtändigen kann. Zwar hat auch Ariſtoteles dem 5. Kapitel des 1. Buches ſeiner Rhetorik eine kurze Eudämonologie eingeflochten: ſie iſt jedoch ſehr nüchtern ausgefallen. Benutzt habe ich dieſe Vorgänger nicht; da Kompiliren nicht meine Sache iſt; und um ſo weniger, als durch daſſelbe die Einheit der Anſicht verloren geht, welche die Seele der Werke dieſer Art iſt. — Im Allgemeinen freilich haben die Weiſen aller Zeiten immer das Selbe geſagt, und die Thoren, d. h. die unermeßliche Majorität aller Zeiten, haben immer das Selbe, nämlich das Gegentheil, gethan: und ſo wird es denn auch ferner bleiben. Darum ſagt Voltaire: nous laisserons ce monde-ci aussi sot et aussi méchant que nous l'avons trouvé en y arrivant.

Digitized by Google

Kapitel I.
Grundeintheilung.

Aristoteles hat (Eth. Nicom. I, 8) die Güter des menschlichen Lebens in drei Klassen getheilt, — die äußeren, die der Seele und die des Leibes. Hievon nun nichts, als die Dreizahl beibehaltend sage ich, daß was den Unterschied im Loose der Sterblichen begründet sich auf drei Grundbestimmungen zurückführen läßt. Sie sind:

1) Was Einer ist: also die Persönlichkeit, im weitesten Sinne. Sonach ist hierunter Gesundheit, Kraft, Schönheit, Temperament, moralischer Charakter, Intelligenz und Ausbildung derselben begriffen.

2) Was Einer hat: also Eigenthum und Besitz in jeglichem Sinne.

3) Was Einer vorstellt: unter diesem Ausdruck wird bekanntlich verstanden, was er in der Vorstellung Anderer ist, also eigentlich wie er von ihnen vorgestellt wird. Es besteht demnach in ihrer Meinung von ihm, und zerfällt in Ehre, Rang und Ruhm.

Die unter der ersten Rubrik zu betrachtenden Unterschiede sind solche, welche die Natur selbst zwischen Menschen gesetzt hat; woraus sich schon abnehmen läßt, daß der Einfluß derselben auf ihr Glück, oder Unglück, viel wesentlicher und durchgreifender seyn werde, als was die bloß aus menschlichen Bestimmungen hervorgehenden, unter den zwei folgenden Rubriken angegebenen Verschiedenheiten herbeiführen. Und allerdings ist für das Wohlseyn des Menschen, ja, für die ganze Weise seines Daseyns, die Hauptsache offenbar Das, was in ihm selbst besteht, oder vorgeht. Hier nämlich liegt unmittelbar sein inneres Behagen, oder Unbehagen, als welches zunächst das Resultat seines Empfindens, Wollens und Denkens ist; während alles außerhalb Gelegene

Digitized by Google

doch nur mittelbar darauf Einfluß hat. Daher affiziren die selben äußern Vorgänge, oder Verhältniſſe, Jeden ganz anders, und bei gleicher Umgebung lebt doch Jeder in einer andern Welt. Denn nur mit ſeinen eigenen Vorſtellungen, Gefühlen und Willensbewegungen hat er es unmittelbar zu thun: die Außendinge haben nur, ſofern ſie dieſe veranlaſſen, Einfluß auf ihn. Die Welt, in der Jeder lebt, hängt zunächſt ab von ſeiner Auffaſſung derſelben, richtet ſich daher nach der Verſchiedenheit der Köpfe: dieſer gemäß wird ſie arm, ſchaal und flach, oder reich, intereſſant und bedeutungsvoll ausfallen. Während z. B. Mancher den Andern beneidet um die intereſſanten Begebenheiten, die ihm in ſeinem Leben aufgeſtoßen ſind, ſollte er ihn vielmehr um die Auffaſſungsgabe beneiden, welche jenen Begebenheiten die Bedeutſamkeit verlieh, die ſie in ſeiner Beſchreibung haben: denn die ſelbe Begebenheit, welche in einem geiſtreichen Kopfe ſich ſo intereſſant darſtellt, würde, von einem flachen Alltagskopf aufgefaßt, auch nur eine ſchaale Scene aus der Alltagswelt ſeyn. Desgleichen ſieht der Melancholikus eine Trauerſpielſcene, wo der Sanguinikus nur einen intereſſanten Konflikt und der Phlegmatikus etwas Unbedeutendes vor ſich hat. Dies Alles beruht darauf, daß jede Wirklichkeit, d. h. jede erfüllte Gegenwart, aus zwei Hälften beſteht, dem Subjekt und dem Objekt, wiewohl in ſo nothwendiger und enger Verbindung, wie Oxygen und Hydrogen im Waſſer. Bei völlig gleicher objektiver Hälfte, aber verſchiedener ſubjektiver, iſt daher, ſo gut wie im umgekehrten Fall, die gegenwärtige Wirklichkeit eine ganz andere: die ſchönſte und beſte objektive Hälfte bei ſtumpfer, ſchlechter ſubjektiver, giebt doch nur eine ſchlechte Wirklichkeit und Gegenwart; gleich einer ſchönen Gegend in ſchlechtem Wetter, oder im Reflex einer ſchlechten Camera obscura. Oder planer zu reden: Jeder ſteckt in ſeinem Bewußtſeyn, wie in ſeiner Haut, und lebt unmittelbar nur in demſelben: daher iſt ihm von außen nicht ſehr zu helfen. Weil nämlich Alles, was für den Menſchen da iſt und vorgeht, unmittelbar immer nur in ſeinem Bewußtſeyn da iſt und für dieſes vorgeht; ſo iſt offenbar die Beſchaffenheit des Bewußtſeyns ſelbſt das zunächſt Weſentliche, und auf dieſelbe kommt, in den meiſten Fällen, mehr an, als auf die Geſtalten die darin ſich darſtellen. Alle Pracht und Genüſſe, abgeſpiegelt im dumpfen

Digitized by Google

Bewußtseyn eines Tropfs, ſind ſehr arm, gegen das Bewußtſeyn des Cervantes, als er in einem unbequemen Gefängniſſe den Don Quijote ſchrieb. — Die objektive Hälfte der Gegenwart und Wirklichkeit ſteht in der Hand des Schickſals und iſt demnach veränderlich: die ſubjektive ſind wir ſelbſt; daher ſie im Weſentlichen unveränderlich iſt. Demgemäß trägt das Leben jedes Menſchen, trotz aller Abwechſelung von außen, durchgängig den ſelben Charakter und iſt einer Reihe Variationen auf ein Thema zu vergleichen. — Hieraus alſo iſt klar, wie ſehr unſer Glück abhängt von Dem, was wir ſind, von unſrer Individualität; während man meiſtens nur unſer Schickſal, nur Das, was wir haben, oder was wir vorſtellen, in Anſchlag bringt. Das Schickſal aber kann ſich beſſern: zudem wird man, bei innerm Reichthum, von ihm nicht viel verlangen: hingegen ein Tropf bleibt ein Tropf, ein ſtumpfer Klotz ein ſtumpfer Klotz, bis an ſein Ende, und wäre er im Paradieſe und von Huris umgeben. Deshalb ſagt Göthe:

Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie geſtehn, zu jeder Zeit,
Höchſtes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Perſönlichkeit.

W. O. Divan.

Daß für unſer Glück und unſern Genuß das Subjektive ungleich weſentlicher, als das Objektive ſei, beſtätigt ſich in Allem: von Dem an, daß Hunger der beſte Koch iſt und der Greis die Göttin des Jünglings gleichgültig anſieht, bis hinauf zum Leben des Genies und des Heiligen. Beſonders überwiegt die Geſundheit alle äußern Güter ſo ſehr, daß wahrlich ein geſunder Bettler glücklicher iſt, als ein kranker König. Ein aus vollkommener Geſundheit und glücklicher Organiſation hervorgehendes, ruhiges und heiteres Temperament, ein klarer, lebhafter, eindringender und richtig faſſender Verſtand, ein gemäßigter, ſanfter Wille und demnach ein gutes Gewiſſen, Dies ſind Vorzüge, die kein Rang oder Reichthum erſetzen kann. Denn was Einer für ſich ſelbſt iſt, was ihn in die Einſamkeit begleitet und was Keiner ihm geben, oder nehmen kann, iſt offenbar für ihn weſentlicher, als Alles, was er beſitzen, oder auch was er in den Augen Anderer ſeyn mag. Ein geiſtreicher Menſch hat, in gänz-

Digitized by Google

licher Einſamkeit, an ſeinen eigenen Gedanken und Phantaſien vortreffliche Unterhaltung, während von einem Stumpfen die fortwährende Abwechſelung von Geſellſchaften, Schauſpielen, Ausfahrten und Luſtbarkeiten, die marternde Langeweile nicht abzuwehren vermag. Ein guter, gemäßigter, ſanfter Charakter kann unter dürftigen Umſtänden zufrieden ſeyn; während ein begehrlicher, neidiſcher und böſer es bei allem Reichthum nicht iſt. Nun aber gar Dem, welcher beſtändig den Genuß einer außerordentlichen, geiſtig eminenten Individualität hat, ſind die meiſten der allgemein angeſtrebten Genüſſe ganz überflüſſig, ja, nur ſtörend und läſtig. Daher ſagt Horaz von ſich:

> Gemmas, marmor, ebur, Tyrrhena sigilla, tabellas,
> Argentum, vestes Gaetulo murice tinctas,
> Sunt qui non habeant, est qui non curat habere;

und Sokrates ſagte, beim Anblick zum Verkauf ausgelegter Luxusartikel: „wie Vieles giebt es doch, was ich nicht nöthig habe.“

Für unſer Lebensglück iſt demnach Das, was wir ſind, die Perſönlichkeit, durchaus das Erſte und Weſentlichſte; — ſchon weil ſie beſtändig und unter allen Umſtänden wirkſam iſt: zudem aber iſt ſie nicht, wie die Güter der zwei andern Rubriken, dem Schickſal unterworfen, und kann uns nicht entriſſen werden. Ihr Werth kann inſofern ein abſoluter heißen, im Gegenſatz des bloß relativen der beiden andern. Hieraus nun folgt, daß dem Menſchen von außen viel weniger beizukommen iſt, als man wohl meint. Bloß die allgewaltige Zeit übt auch hier ihr Recht: ihr unterliegen allmälig die körperlichen und die geiſtigen Vorzüge: der moraliſche Charakter allein bleibt auch ihr unzugänglich. In dieſer Hinſicht hätten denn freilich die Güter der zwei letztern Rubriken, als welche die Zeit unmittelbar nicht raubt, vor denen der erſten einen Vorzug. Einen zweiten könnte man darin finden, daß ſie, als im Objektiven gelegen, ihrer Natur nach, erreichbar ſind und Jedem wenigſtens die Möglichkeit vorliegt, in ihren Beſitz zu gelangen; während hingegen das Subjektive gar nicht in unſere Macht gegeben iſt, ſondern, jure divino eingetreten, für das ganze Leben unveränderlich feſt ſteht; ſo daß hier unerbittlich der Ausſpruch gilt:

Digitized by Google

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So muß du seyn, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Göthe.

Das Einzige, was in dieser Hinsicht in unserer Macht steht, ist, daß wir die gegebene Persönlichkeit zum möglichsten Vortheile benutzen, demnach nur die ihr entsprechenden Bestrebungen verfolgen und uns um die Art von Ausbildung bemühen, die ihr gerade angemessen ist, jede andere aber meiden, folglich den Stand, die Beschäftigung, die Lebensweise wählen, welche zu ihr passen.

Aus dem entschiedenen Uebergewicht unsrer ersten Rubrik über die beiden andern geht aber auch hervor, daß es weiser ist, auf Erhaltung seiner Gesundheit und auf Ausbildung seiner Fähigkeiten, als auf Erwerbung von Reichthum hinzuarbeiten; was jedoch nicht dahin mißdeutet werden darf, daß man den Erwerb des Nöthigen und Angemessenen vernachlässigen sollte. Aber eigentlicher Reichthum, d. h. großer Ueberfluß, vermag wenig zu unserm Glück; daher viele Reiche sich unglücklich fühlen; weil sie ohne eigentliche Geistesbildung, ohne Kenntnisse und deshalb ohne irgend ein objektives Interesse, welches sie zu geistiger Beschäftigung befähigen könnte, sind. Denn was der Reichthum über die Befriedigung der wirklichen und natürlichen Bedürfnisse hinaus noch leisten kann ist von geringem Einfluß auf unser eigentliches Wohlbehagen: vielmehr wird dieses gestört durch die vielen und unvermeidlichen Sorgen, welche die Erhaltung eines großen Besitzes herbeiführt. Dennoch aber sind die Menschen tausend Mal mehr bemüht, sich Reichthum, als Geistesbildung zu erwerben; während doch ganz gewiß was man *ist*, viel mehr zu unserm Glücke beiträgt, als was man *hat*. Gar Manchen daher sehn wir, in rastloser Geschäftigkeit, emsig wie die Ameise, vom Morgen bis zum Abend bemüht, den schon vorhandenen Reichthum zu vermehren. Ueber den engen Gesichtskreis des Bereichs der Mittel hiezu hinaus kennt er nichts: sein Geist ist

leer, daher für alles Andere unempfänglich. Die höchsten Genüsse, die geistigen, sind ihm unzugänglich: durch die flüchtigen, sinnlichen, wenig Zeit, aber viel Geld kostenden, die er zwischendurch sich erlaubt, sucht er vergeblich jene andern zu ersetzen. Am Ende seines Lebens hat er dann, als Resultat desselben, wenn das Glück gut war, wirklich einen recht großen Haufen Geld vor sich, welchen noch zu vermehren, oder aber durchzubringen, er jetzt seinen Erben überläßt. Ein solcher, wiewohl mit gar ernsthafter und wichtiger Miene durchgeführter Lebenslauf ist daher eben so thöricht, wie mancher andere, der geradezu die Schellenkappe zum Symbol hatte.

Also was Einer an sich selber hat ist zu seinem Lebensglücke das Wesentlichste. Bloß weil Dieses, in der Regel, so gar wenig ist, fühlen die meisten von Denen, welche über den Kampf mit der Noth hinaus sind, sich im Grunde eben so unglücklich, wie Die, welche sich noch darin herumschlagen. Die Leere ihres Innern, das Fade ihres Bewußtseyns, die Armuth ihres Geistes treibt sie zur Gesellschaft, die nun aber aus eben Solchen besteht; weil similis simili gaudet. Da wird dann gemeinschaftlich Jagd gemacht auf Kurzweil und Unterhaltung, die sie zunächst in sinnlichen Genüssen, in Vergnügungen jeder Art und endlich in Ausschweifungen suchen. Die Quelle der heillosen Verschwendung, mittelst welcher so mancher, reich ins Leben tretende Familiensohn, sein großes Erbtheil, in oft unglaublich kurzer Zeit, durchbringt, ist wirklich keine andere, als nur die Langeweile, welche aus der eben geschilderten Armuth und Leere des Geistes entspringt. So ein Jüngling war äußerlich reich, aber innerlich arm in die Welt geschickt und strebte nun vergeblich, durch den äußern Reichthum den innern zu ersetzen, indem er Alles von außen empfangen wollte, — den Greisen analog, welche sich durch die Ausdünstung junger Mädchen zu stärken suchen. Dadurch führte denn am Ende die innere Armuth auch noch die äußere herbei.

Die Wichtigkeit der beiden andern Rubriken der Güter des menschlichen Lebens brauche ich nicht hervorzuheben. Denn der Werth des Besitzes ist heut zu Tage so allgemein anerkannt, daß er keiner Empfehlung bedarf. Sogar hat die dritte Rubrik, gegen die zweite, eine sehr ätherische Beschaffenheit; da sie bloß

in der Meinung Anderer besteht. Jedoch nach Ehre, d. h. gutem Namen, hat Jeder zu streben, nach Rang schon nur Die, welche dem Staate dienen, und nach Ruhm gar nur äußerst Wenige. Indessen wird die Ehre als ein unschätzbares Gut angesehn, und der Ruhm als das Köstlichste, was der Mensch erlangen kann, das goldene Fließ der Auserwählten: hingegen den Rang werden nur Thoren dem Besitze vorziehn. Die zweite und dritte Rubrik stehn übrigens in sogenannter Wechselwirkung; sofern das habes, habeberis des Petronius seine Richtigkeit hat und, umgekehrt, die günstige Meinung Anderer, in allen ihren Formen, oft zum Besitze verhilft.

Digitized by Google

Kapitel II.

Von Dem, was Einer iſt.

Daß Dieſes zu ſeinem Glücke viel mehr beiträgt, als was er hat, oder was er vorſtellt, haben wir bereits im Allgemeinen erkannt. Immer kommt es darauf an, was Einer ſei und demnach an ſich ſelber habe: denn ſeine Individualität begleitet ihn ſtets und überall, und von ihr iſt Alles tingirt, was er erlebt. In Allem und bei Allem genießt er zunächſt nur ſich ſelbſt: Dies gilt ſchon von den phyſiſchen; wie viel mehr von den geiſtigen Genüſſen. Daher iſt das Engliſche to enjoy one's self ein ſehr treffender Ausdruck, mit welchem man z. B. ſagt he enjoys himself at Paris, alſo nicht „er genießt Paris," ſondern „er genießt ſich in Paris." — Iſt nun aber die Individualität von ſchlechter Beſchaffenheit; ſo ſind alle Genüſſe wie köſtliche Weine in einem mit Galle tingirten Munde. Demnach kommt, im Guten wie im Schlimmen, ſchwere Unglücksfälle bei Seite geſetzt, weniger darauf an, was Einem im Leben begegnet und widerfährt, als darauf, wie er es empfindet, alſo auf die Art und den Grad ſeiner Empfänglichkeit in jeder Hinſicht. Was Einer in ſich iſt und an ſich ſelber hat, kurz die Perſönlichkeit und deren Werth, iſt das alleinige Unmittelbare zu ſeinem Glück und Wohlſeyn. Alles Andere iſt mittelbar; daher auch deſſen Wirkung vereitelt werden kann, aber die der Perſönlichkeit nie. Darum eben iſt der auf perſönliche Vorzüge gerichtete Neid der unverſöhnlichſte, wie er auch der am ſorgfältigſten verhehlte iſt. Ferner iſt allein die Beſchaffenheit des Bewußtſeyns das Bleibende und Beharrende, und die Individualität wirkt fortdauernd, anhaltend, mehr oder minder in jedem Augenblick: alles Andere hingegen wirkt immer nur zu Zeiten, gelegentlich, vorübergehend, und iſt zudem auch noch ſelbſt dem Wechſel und Wandel unterworfen: daher ſagt Ariſtoteles: *ἡ γαρ φυσις βεβαια, ου τα χρηματα* (nam natura perennis est, non

Digitized by Google

opes.). Eth. Eud. VII, 2. Hierauf beruht es, daß wir ein ganz und gar von außen auf uns gekommenes Unglück mit mehr Fassung ertragen, als ein selbstverschuldetes: denn das Schicksal kann sich ändern; aber die eigene Beschaffenheit nimmer. Demnach also sind die subjektiven Güter, wie ein edler Charakter, ein fähiger Kopf, ein glückliches Temperament, ein heiterer Sinn und ein wohlbeschaffener, völlig gesunder Leib, also überhaupt mens sana in corpore sano, zu unserm Glücke die ersten und wichtigsten; weshalb wir auf die Beförderung und Erhaltung derselben viel mehr bedacht seyn sollten, als auf den Besitz äußerer Güter und äußerer Ehre.

Was nun aber, von jenen Allen, uns am unmittelbarsten beglückt, ist die Heiterkeit des Sinnes: denn diese gute Eigenschaft belohnt sich augenblicklich selbst. Wer eben fröhlich ist hat allemal Ursach es zu seyn: nämlich eben diese, daß er es ist. Nichts kann so sehr, wie diese Eigenschaft, jedes andere Gut vollkommen ersetzen; während sie selbst durch nichts zu ersetzen ist. Einer sei jung, schön, reich und geehrt; so frägt sich, wenn man sein Glück beurtheilen will, ob er dabei heiter sei: ist er hingegen heiter; so ist es einerlei, ob er jung oder alt, gerade oder pucklich, arm oder reich sei; er ist glücklich. In früher Jugend machte ich ein Mal ein altes Buch auf, und da stand: „wer viel lacht ist glücklich, und wer viel weint ist unglücklich," — eine sehr einfältige Bemerkung, die ich aber, wegen ihrer einfachen Wahrheit doch nicht habe vergessen können, so sehr sie auch der Superlativ eines truism's ist. Dieserwegen also sollen wir der Heiterkeit, wann immer sie sich einstellt, Thür und Thor öffnen: denn sie kommt nie zur unrechten Zeit; statt daß wir oft Bedenken tragen, ihr Eingang zu gestatten, indem wir erst wissen wollen, ob wir denn auch wohl in jeder Hinsicht Ursach haben, zufrieden zu seyn; oder auch, weil wir fürchten, in unsern ernsthaften Ueberlegungen und wichtigen Sorgen dadurch gestört zu werden: allein was wir durch diese bessern ist sehr ungewiß; hingegen ist Heiterkeit unmittelbarer Gewinn. Sie allein ist gleichsam die baare Münze des Glückes und nicht, wie alles Andere, bloß der Bankzettel; weil nur sie unmittelbar in der Gegenwart beglückt; weshalb sie das höchste Gut ist für Wesen, deren Wirklichkeit die Form einer untheilbaren Gegenwart zwischen zwei

Digitized by Google

unendlichen Zeiten hat. Demnach sollten wir die Erwerbung und Beförderung dieses Gutes jedem andern Trachten vorsetzen. Nun ist gewiß, daß zur Heiterkeit nichts weniger beiträgt, als Reichthum, und nichts mehr, als Gesundheit: in den niedrigen, arbeitenden, zumal das Land bestellenden Klassen, sind die heitern und zufriedenen Gesichter; in den reichen und vornehmen die verdrießlichen zu Hause. Folglich sollten wir vor Allem bestrebt seyn, uns den hohen Grad vollkommener Gesundheit zu erhalten, als dessen Blüthe die Heiterkeit sich einstellt. Die Mittel hiezu sind bekanntlich Vermeidung aller Excesse und Ausschweifungen, aller heftigen und unangenehmen Gemüthsbewegungen, auch aller zu großen oder zu anhaltenden Geistesanstrengung, täglich wenigstens zwei Stunden rascher Bewegung in freier Luft, viel kaltes Baden und ähnliche diätetische Maaßregeln. Wie sehr unser Glück von der Heiterkeit der Stimmung und diese vom Gesundheitszustande abhängt, lehrt die Vergleichung des Eindrucks, den die nämlichen äußern Verhältnisse, oder Vorfälle, am gesunden und rüstigen Tage auf uns machen, mit dem, welchen sie hervorbringen, wann Kränklichkeit uns verdrießlich und ängstlich gestimmt hat. Nicht was die Dinge objektiv und wirklich sind, sondern was sie für uns, in unsrer Auffassung, sind, macht uns glücklich oder unglücklich: Dies eben besagt Epiktets *ταρασσει τους ανθρωπους ου τα πραγματα, αλλα τα περι των πραγματων δογματα* (commovent homines non res, sed de rebus opiniones). Ueberhaupt aber beruhen $\frac{9}{10}$ unsers Glückes allein auf der Gesundheit. Mit ihr wird Alles eine Quelle des Genusses: hingegen ist ohne sie kein äußeres Gut, welcher Art es auch sei, genießbar, und selbst die übrigen subjektiven Güter, die Eigenschaften des Geistes, Gemüthes, Temperaments, werden durch Kränklichkeit herabgestimmt und sehr verkümmert. Demnach geschieht es nicht ohne Grund, daß man, vor allen Dingen, sich gegenseitig nach dem Gesundheitszustande befragt und einander sich wohlzubefinden wünscht: denn wirklich ist Dieses bei Weitem die Hauptsache zum menschlichen Glück. Hieraus aber folgt, daß die größte aller Thorheiten ist, seine Gesundheit aufzuopfern, für was es auch sei, für Erwerb, für Beförderung, für Gelehrsamkeit, für Ruhm, geschweige für Wollust und flüchtige Genüsse: vielmehr soll man ihr Alles nachsetzen.

Digitized by Google

So viel nun aber auch zu der, für unſer Glück ſo weſentlichen Heiterkeit die Geſundheit beiträgt, ſo hängt jene doch nicht von dieſer allein ab: denn auch bei vollkommener Geſundheit kann ein melancholiſches Temperament und eine vorherrſchend trübe Stimmung beſtehn. Der letzte Grund davon liegt ohne Zweifel in der urſprünglichen und daher unabänderlichen Beſchaffenheit des Organismus, und zwar zumeiſt in dem mehr oder minder normalen Verhältniß der Senſibilität zur Irritabilität und Reproduktionskraft. Abnormes Uebergewicht der Senſibilität wird Ungleichheit der Stimmung, periodiſche übermäßige Heiterkeit und vorwaltende Melancholie herbeiführen. Weil nun auch das Genie durch ein Uebermaaß der Nervenkraft, alſo der Senſibilität, bedingt iſt; ſo hat Ariſtoteles ganz richtig bemerkt, daß alle ausgezeichnete und überlegene Menſchen melancholiſch ſeien: *παντες ὁσοι περιττοι γεγονασιν ανδρες, η κατα φιλοσοφιαν, η πολιτικην, η ποιησιν, η τεχνας, φαινονται μελαγχολικοι οντες* (Probl. 30, 1.). Ohne Zweifel iſt dieſes die Stelle, welche Cicero im Auge hatte, bei ſeinem oft angeführten Bericht: Aristoteles ait, omnes ingeniosos melancholicos esse (Tusc. I, 33.). — Die hier in Betrachtung genommene, angeborene, große Verſchiedenheit der Grund-Stimmung überhaupt aber hat Shakeſpeare ſehr artig geſchildert:

Nature has fram'd strange fellows in her time:
Some that will evermore peep through their eyes,
And laugh, like parrots, at a bag-piper;
And others of such vinegar aspect,
That they'll not show their teeth in way of smile,
Though Nestor swear the jest be laughable.*)
Merch. of Ven. Sc. 1.

Eben dieſer Unterſchied iſt es, den Plato durch die Ausdrücke *δυσκολος* und *ευκολος* bezeichnet. Derſelbe läßt ſich zurückführen auf die bei verſchiedenen Menſchen ſehr verſchiedene Empfänglichkeit für angenehme und unangenehme Eindrücke, in

*) Die Natur hat, in ihren Tagen, ſeltſame Käuze hervorgebracht, Einige, die ſtets aus ihren Aeugelein vergnügt hervorgucken und, wie Papageien über einen Dudelſackſpieler lachen, und Andere von ſo ſauertöpfiſchem Anſehn daß ſie ihre Zähne nicht durch ein Lächeln bloß legen, wenn auch Neſtor ſelbſt ſchwüre, der Spaaß ſei lachenswerth.

Digitized

Folge welcher der Eine noch lacht bei Dem, was den Andern fast zur Verzweiflung bringt: und zwar pflegt die Empfänglichkeit für angenehme Eindrücke desto schwächer zu seyn, je stärker die für unangenehme ist, und umgekehrt. Nach gleicher Möglichkeit des glücklichen und des unglücklichen Ausgangs einer Angelegenheit, wird der δυσχολος beim unglücklichen sich ärgern, oder grämen, beim glücklichen aber sich nicht freuen; der ευχολος hingegen wird über den unglücklichen sich nicht ärgern, noch grämen, aber über den glücklichen sich freuen. — Wie nun aber nicht leicht ein Uebel ohne alle Kompensation ist; so ergiebt sich auch hier, daß die δυσχολοι, also die finstern und ängstlichen Charaktere, im Ganzen, zwar mehr imaginäre, dafür aber weniger reale Unfälle und Leiden zu überstehn haben werden, als die heitern und sorglosen: denn wer Alles schwarz sieht, stets das Schlimmste befürchtet und demnach seine Vorkehrungen trifft, wird sich nicht so oft verrechnet haben, als wer stets den Dingen die heitere Farbe und Aussicht leiht. — Wann jedoch eine krankhafte Affektion des Nervensystems, oder der Verdauungswerkzeuge, der angeborenen δυσχολια in die Hände arbeitet; dann kann diese den hohen Grad erreichen, wo dauerndes Mißbehagen Lebensüberdruß erzeugt und demnach Hang zum Selbstmord entsteht. Diesen vermögen alsdann selbst die geringsten Unannehmlichkeiten zu veranlassen; ja, bei den höchsten Graden des Uebels, bedarf es derselben nicht ein Mal; sondern bloß in Folge des anhaltenden Mißbehagens wird der Selbstmord beschlossen und alsdann mit so kühler Ueberlegung und fester Entschlossenheit ausgeführt, daß der meistens schon unter Aufsicht gestellte Kranke, stets darauf gerichtet, den ersten unbewachten Augenblick benutzt, um, ohne Zaudern, Kampf und Zurückbeben, jenes ihm jetzt natürliche und willkommene Erleichterungsmittel zu ergreifen. Ausführliche Beschreibungen dieses Zustandes giebt **Esquirol, des maladies mentales.** Allerdings aber kann, nach Umständen, auch der gesundeste und vielleicht selbst der heiterste Mensch sich zum Selbstmord entschließen, wenn nämlich die Größe der Leiden, oder des unausweichbar herannahenden Unglücks, die Schrekken des Todes überwältigt. Der Unterschied liegt allein in der verschiedenen Größe des dazu erforderlichen Anlasses, als welche mit der δυσχολια in umgekehrtem Verhältniß steht. Je größer

Digitized by Google

diese ist, desto geringer kann jener seyn, ja am Ende auf Null herabsinken: je größer hingegen die *ευχολια* und die sie unterstützende Gesundheit, desto mehr muß im Anlaß liegen. Danach giebt es unzählige Abstufungen der Fälle, zwischen den beiden Extremen des Selbstmordes, nämlich dem des rein aus krankhafter Steigerung der angebornen *δυσχολια* entspringenden, und dem des Gesunden und Heiteren, ganz aus objektiven Gründen.

Der Gesundheit zum Theil verwandt ist die Schönheit. Wenn gleich dieser subjektive Vorzug nicht eigentlich unmittelbar zu unserm Glücke beiträgt, sondern bloß mittelbar, durch den Eindruck auf Andere; so ist er doch von großer Wichtigkeit, auch im Manne. Schönheit ist ein offener Empfehlungsbrief, der die Herzen zum Voraus für uns gewinnt: daher gilt besonders von ihr der Homerische Vers:

Ουτοι αποβλητ' εστι θεων εριτυδεα δωρα,
Ὁσσα κεν αυτοι δωσι, ἑκων δ'ουκ αν τις ἑλοιτο.

Der allgemeinste Ueberblick zeigt uns, als die beiden Feinde des menschlichen Glückes, den Schmerz und die Langeweile. Dazu noch läßt sich bemerken, daß, in dem Maaße, als es uns glückt, vom einen derselben uns zu entfernen, wir dem andern uns nähern, und umgekehrt; so daß unser Leben wirklich eine stärkere, oder schwächere Oscillation zwischen ihnen darstellt. Dies entspringt daraus, daß Beide in einem doppelten Antagonismus zu einander stehn, einem äußern, oder objektiven, und einem innern, oder subjektiven. Aeußerlich nämlich gebiert Noth und Entbehrung den Schmerz; hingegen Sicherheit und Ueberfluß die Langeweile. Demgemäß seyn wir die niedere Volksklasse in einem beständigen Kampf gegen die Noth, also den Schmerz; die reiche und vornehme Welt hingegen in einem anhaltenden, oft wirklich verzweifelten Kampf gegen die Langeweile. Der innere, oder subjektive Antagonismus derselben aber beruht darauf, daß, im einzelnen Menschen, die Empfänglichkeit für das Eine in entgegengesetztem Verhältniß zu der für das Andere steht, indem sie durch das Maaß seiner Geisteskräfte bestimmt wird. Nämlich Stumpfheit des Geistes ist durchgängig im Verein mit Stumpfheit der Empfindung und Mangel an Reizbarkeit, welche Beschaffenheit für Schmerzen und Betrübnisse jeder Art und Größe weniger em-

Digitized

pfänglich macht: aus eben dieser Geistesstumpfheit aber geht andrerseits jene, auf zahllosen Gesichtern ausgeprägte, wie auch durch die beständig rege Aufmerksamkeit auf alle, selbst die kleinsten Vorgänge in der Außenwelt sich verrathende innere Leerheit hervor, welche die wahre Quelle der Langenweile ist und stets nach äußerer Anregung lechzt, um Geist und Gemüth durch irgend etwas in Bewegung zu bringen. In der Wahl desselben ist sie daher nicht ekel; wie Dies die Erbärmlichkeit der Zeitvertreibe bezeugt, zu denen man Menschen greifen sieht, imgleichen die Art ihrer Geselligkeit und Konversation, nicht weniger die vielen Thürsteher und Fensterkucker. Hauptsächlich aus dieser inneren Leerheit entspringt die Sucht nach Gesellschaft, Zerstreuung, Vergnügen und Luxus jeder Art, welche Viele zur Verschwendung und dann zum Elende führt. Vor diesem Abwege bewahrt nichts so sicher, als der innere Reichthum, der Reichthum des Geistes: denn dieser läßt, je mehr er sich der Eminenz nähert, der Langenweile immer weniger Raum. Die unerschöpfliche Regsamkeit der Gedanken aber, ihr an den mannigfaltigen Erscheinungen der Innen- und Außenwelt sich stets erneuerndes Spiel, die Kraft und der Trieb zu immer andern Kombinationen derselben, setzen den eminenten Kopf, die Augenblicke der Abspannung abgerechnet, ganz außer dem Bereich der Langenweile. Andrerseits nun aber hat die gesteigerte Intelligenz eine erhöhte Sensibilität zur unmittelbaren Bedingung, und größere Heftigkeit des Willens, also der Leidenschaftlichkeit, zur Wurzel: aus ihrem Verein mit diesen erwächst nun eine viel größere Stärke aller Affekte und eine gesteigerte Empfindlichkeit gegen die geistigen und selbst gegen körperliche Schmerzen, sogar größere Ungeduld bei allen Hindernissen, oder auch nur Störungen; welches alles zu erhöhen die aus der Stärke der Phantasie entspringende Lebhaftigkeit sämmtlicher Vorstellungen, also auch der widerwärtigen, mächtig beiträgt. Das Gesagte gilt nun verhältnißmäßig von allen den Zwischenstufen, welche den weiten Raum vom stumpfesten Dummkopf bis zum größten Genie ausfüllen. Demzufolge steht Jeder, wie objektiv, so auch subjektiv, der einen Quelle der Leiden des menschlichen Lebens um so näher, als er von der andern entfernter ist. Dem entsprechend wird sein natürlicher Hang ihn anleiten, in dieser Hinsicht, das Ob-

Digitized by Google

jektive dem Subjektiven möglichſt anzupaſſen, alſo gegen die Quelle der Leiden, für welche er die größere Empfänglichkeit hat, die größere Vorkehr zu treffen. Der geiſtreiche Menſch wird vor Allem nach Schmerzloſigkeit, Ungehudeltſeyn, Ruhe und Muße ſtreben, folglich ein ſtilles, beſcheidenes, aber möglichſt unangefochtenes Leben ſuchen und demgemäß, nach einiger Bekanntſchaft mit den ſogenannten Menſchen, die Zurückgezogenheit und, bei großem Geiſte, ſogar die Einſamkeit wählen. Denn je mehr Einer an ſich ſelber hat, deſto weniger bedarf er von außen und deſto weniger können auch die Uebrigen ihm ſeyn. Darum führt die Eminenz des Geiſtes zur Ungeſelligkeit. Ja, wenn die Qualität der Geſellſchaft ſich durch die Quantität erſetzen ließe; da wäre es der Mühe werth, ſogar in der großen Welt zu leben: aber leider geben hundert Narren, auf Einem Haufen, noch keinen geſcheuten Mann. — Der vom andern Extrem hingegen wird, ſobald die Noth ihn zu Athem kommen läßt, Kurzweil und Geſellſchaft, um jeden Preis, ſuchen und mit Allem leicht vorlieb nehmen, nichts ſo ſehr fliehend, wie ſich ſelbſt. Denn in der Einſamkeit, als wo Jeder auf ſich ſelbſt zurückgewieſen iſt, da zeigt ſich was er an ſich ſelber hat: da ſeufzt der Tropf im Purpur unter der unabwälzbaren Laſt ſeiner armſäligen Individualität; während der Hochbegabte die ödeſte Umgebung mit ſeinen Gedanken bevölkert und belebt. Daher iſt ſehr wahr was Seneka ſagt: omnis stultitia laborat fastidio sui (ep. 9.); wie auch Jeſus Sirachs Ausſpruch: „des Narren Leben iſt ärger, denn der Tod.“ Demgemäß wird man, im Ganzen, finden, daß Jeder in dem Maaße geſellig iſt, wie er geiſtig arm und überhaupt gemein iſt. Denn man hat in der Welt nicht viel mehr, als die Wahl zwiſchen Einſamkeit und Gemeinheit. Die geſelligſten aller Menſchen ſollen die Neger ſeyn, wie ſie eben auch intellektuell entſchieden zurückſtehn: nach Berichten aus Nord-Amerika, in Franzöſiſchen Zeitungen (le Commerce, Octbr. 19, 1837), ſperren die Schwarzen, Freie und Sklaven durcheinander, in großer Anzahl, ſich in den engſten Raum zuſammen, weil ſie ihr ſchwarzes Stumpfnaſengeſicht nicht oft genug wiederholt erblicken können.

Dem entſprechend, daß das Gehirn als der Paraſit, oder Penſionair, des ganzen Organismus auftritt, iſt die errungene

Digitized by Google

freie Muße eines Jeden, indem sie ihm den freien Genuß seines Bewußtseyns und seiner Individualität giebt, die Frucht und der Ertrag seines gesammten Daseyns, welches im Uebrigen nur Mühe und Arbeit ist. Was nun aber wirft die freie Muße der meisten Menschen ab? Langeweile und Dumpfheit, so oft nicht sinnliche Genüsse, oder Albernheiten dasind, sie auszufüllen: sie ist eben das ozio lungo d'uomini ignoranti des Arioſto. Daher ist, in allen Ländern, die Hauptbeschäftigung aller Gesellschaft das Kartenspiel geworden: es ist der Maaßstab des Werthes derselben und der deklarirte Bankrott an allen Gedanken. Weil sie nämlich keine Gedanken auszutauschen haben, tauschen sie Karten aus und suchen einander Gulden abzunehmen. O, klägliches Geschlecht! Um indessen auch hier nicht ungerecht zu seyn, will ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß man zur Entschuldigung des Kartenspiels allenfalls anführen könnte, es sei eine Vorübung zum Welt- und Geschäftsleben, sofern man dadurch lernt, die vom Zufall unabänderlich gegebenen Umstände (Karten) klug zu benutzen, um daraus was immer angeht zu machen, zu welchem Zwecke man sich denn auch gewöhnt, Contenance zu halten, indem man zum schlechten Spiel eine heitere Miene aufsetzt. — Weil also, wie gesagt, die freie Muße die Blüthe, oder vielmehr die Frucht des Daseyns eines Jeden ist, indem nur sie ihn in den Besitz seines eigenen Selbst einsetzt, so sind Die glücklich zu preisen, welche dann auch etwas Rechtes an sich selber erhalten; während den Allermeisten die freie Muße nichts abwirft, als einen Kerl, mit dem nichts anzufangen ist, der sich schrecklich langweilt, sich selber zur Last. Demnach freuen wir uns, „ihr lieben Brüder, daß wir nicht sind der Magd Kinder, sondern der Freien." (Gal. 4, 31.)

Ferner, wie das Land am glücklichsten ist, welches weniger, oder keiner, Einfuhr bedarf; so auch der Mensch, der an seinem innern Reichthum genug hat und zu seiner Unterhaltung wenig, oder nichts, von außen nöthig hat; da dergleichen Zufuhr viel kostet, abhängig macht, Gefahr bringt, Verdruß verursacht und am Ende doch nur ein schlechter Ersatz ist für die Erzeugnisse des eigenen Bodens. Denn von Andern, von außen überhaupt, darf man in keiner Hinsicht viel erwarten. Was Einer dem Andern seyn kann, hat seine sehr engen Gränzen: am Ende bleibt

Digitized by Google

doch Jeder allein, und da kommt es darauf an, wer jetzt allein sei. Auch hier gilt demnach was Göthe (Dicht. u. Wahrh. Bd. 3. S. 474.) im Allgemeinen ausgesprochen hat, daß, in allen Dingen, Jeder zuletzt auf sich selbst zurückgewiesen wird. Das Beste und Meiste muß daher Jeder sich selber seyn und leisten. Je mehr nun Dieses ist, und je mehr demzufolge er die Quellen seiner Genüsse in sich selbst findet, desto glücklicher wird er seyn. Mit größtem Rechte also sagt Aristoteles: ἡ ευδαιμονια των αυταρκων εστι (Eth. Eud. VII, 2.), zu deutsch: das Glück gehört Denen, die sich selber genügen. Denn alle äußern Quellen des Glückes und Genusses, sind, ihrer Natur nach, höchst unsicher, mißlich, vergänglich und dem Zufall unterworfen, dürften daher, selbst unter den günstigsten Umständen, leicht stocken; ja, Dieses ist unvermeidlich, sofern sie doch nicht stets zur Hand seyn können. Im Alter nun gar versiegen sie fast alle nothwendig: denn da verläßt uns Liebe, Scherz, Reiselust, Pferdelust und Tauglichkeit für die Gesellschaft: sogar die Freunde und Verwandten entführt uns der Tod. Da kommt es denn, mehr als je, darauf an, was Einer an sich selber habe. Denn Dieses wird am längsten Stich halten. Aber auch in jedem Alter ist und bleibt es die ächte und allein ausdauernde Quelle des Glücks. Ist doch in der Welt überall nicht viel zu holen: Noth und Schmerz erfüllen sie, und auf Die, welche diesen entronnen sind, lauert in allen Winkeln die Langeweile. Zudem hat in der Regel die Schlechtigkeit die Herrschaft darin und die Thorheit das große Wort. Das Schicksal ist grausam und die Menschen sind erbärmlich. In einer so beschaffenen Welt gleicht Der, welcher viel an sich selber hat, der hellen, warmen, lustigen Weihnachtsstube, mitten im Schnee und Eise der Decembernacht. Demnach ist eine vorzügliche, eine reiche Individualität und besonders sehr viel Geist zu haben ohne Zweifel das glücklichste Loos auf Erden; so verschieden es etwan auch von dem glänzendesten ausgefallen seyn mag. Nur müssen die äußern Umstände es soweit begünstigen, daß man auch sich selbst besitzen und seiner froh werden könne; weshalb schon Koheleth (7, 12.) sagt: „Weisheit ist gut mit einem Erbgut, und hilft, daß Einer sich der Sonne freuen kann.“ Wem nun, durch Gunst der Natur und des Schicksals, dieses Loos beschieden ist, der wird mit ängstlicher Sorgfalt dar-

Digitized by Google

über wachen, daß die innere Quelle seines Glückes ihm zugänglich bleibe; wozu Unabhängigkeit und Muße die Bedingungen sind. Diese wird er daher gern durch Mäßigkeit und Sparsamkeit erkaufen; um so mehr, als er nicht, gleich den Andern, auf die äußern Quellen der Genüsse verwiesen ist. Darum wird die Aussicht auf Aemter, Geld, Gunst und Beifall der Welt, ihn nicht verleiten, sich selber aufzugeben, um den niedrigen Absichten, oder dem schlechten Geschmacke, der Menschen sich zu fügen. Vorkommenden Falls wird er es machen wie Horaz in der Epistel an den Mäcenas (Lib. I, ep. 7.).

Die hier erörterte Wahrheit, daß die Hauptquelle des menschlichen Glückes im eigenen Innern entspringt, findet ihre Bestätigung auch an der sehr richtigen Bemerkung des Aristoteles, in der Nikomachäischen Ethik (I, 7; et VII, 13, 14), daß jeglicher Genuß irgend eine Aktivität, also die Anwendung irgend einer Kraft voraussetzt und ohne solche nicht bestehn kann. Nun ist die ursprüngliche Bestimmung der Kräfte, mit welchen die Natur den Menschen ausgerüstet hat, der Kampf gegen die Noth, die ihn von allen Seiten bedrängt. Wenn aber dieser Kampf ein Mal rastet, da werden ihm die unbeschäftigten Kräfte zur Last: er muß daher jetzt mit ihnen spielen, d. h. sie zwecklos gebrauchen: denn sonst fällt er der andern Quelle des menschlichen Leidens, der Langenweile, sogleich anheim. Von dieser sind daher vor Allen die Großen und Reichen gemartert, und hat von ihrem Elend schon Lukretius eine Schilderung gegeben, deren Treffendes zu erkennen man noch heute, in jeder großen Stadt, täglich Gelegenheit findet:

Exit saepe foras magnis ex aedibus ille,
Esse domi quem pertaesum est, subitoque reventat;
Quippe foris nihilo melius qui sentiat esse.
Currit, agens mannos, ad villam praecipitanter,
Auxilium tectis quasi ferre ardentibus instans:
Oscitat extemplo, tetigit quum limina villae;
Aut abit in somnum gravis, atque oblivia quaerit;
Aut etiam properans urbem petit, atque revisit.

III, 1073.

Bei diesen Herren muß in der Jugend die Muskelkraft und die Zeugungskraft herhalten. Aber späterhin bleiben nur die Gei-

Digitized by Google

stieskräfte: fehlt es dann an diesen, oder an ihrer Ausbildung und dem angesammelten Stoffe zu ihrer Thätigkeit; so ist der Jammer groß. Weil nun der Wille die einzige unerschöpfliche Kraft ist; so wird er jetzt angereizt durch Erregung der Leidenschaften, z. B. durch hohe Hasardspiele, dieses wahrhaft degradirende Laster. — Ueberhaupt aber wird jedes unbeschäftigte Individuum, je nach der Art der in ihm vorwaltenden Kräfte, sich ein Spiel zu ihrer Beschäftigung wählen: etwan Kegel, oder Schach; Jagd, oder Malerei; Wettrennen, oder Musik; Kartenspiel, oder Poesie; Heraldik, oder Philosophie, u. s. w. Wir können sogar die Sache methodisch untersuchen, indem wir auf die Wurzel aller menschlichen Kraftäußerungen zurückgehn, also auf die drei physiologischen Grundkräfte, welche wir demnach hier in ihrem zwecklosen Spiele zu betrachten haben, in welchem sie als die Quellen dreier Arten möglicher Genüsse auftreten, aus denen jeder Mensch, je nachdem die eine, oder die andere jener Kräfte in ihm vorwaltet, die ihm angemessene erwählen wird. Also zuerst, die Genüsse der Reproduktionskraft: sie bestehn im Essen, Trinken, Verdauen, Ruhen und Schlafen. Diese werden daher sogar ganzen Völkern als ihre Nationalvergnügungen von den andern nachgerühmt. Zweitens die Genüsse der Irritabilität: sie bestehn im Wandern, Springen, Ringen, Tanzen, Fechten, Reiten und athletischen Spielen jeder Art, wie auch in der Jagd und sogar in Kampf und Krieg. Drittens, die Genüsse der Sensibilität: sie bestehn im Beschauen, Denken, Empfinden, Dichten, Bilden, Musiciren, Lernen, Lesen, Meditiren, Erfinden, Philosophiren u. s. w. — Ueber den Werth, den Grad, die Dauer jeder dieser Arten der Genüsse lassen sich mancherlei Betrachtungen anstellen, die dem Leser selbst überlassen bleiben. Jedem aber wird dabei einleuchten, daß unser, allemal durch den Gebrauch der eigenen Kräfte bedingter Genuß und mithin unser, in dessen häufiger Wiederkehr bestehendes Glück, um so größer seyn wird, je edlerer Art die ihn bedingende Kraft ist. Den Vorrang, welchen, in dieser Hinsicht, die Sensibilität, deren entschiedenes Ueberwiegen das Auszeichnende des Menschen vor den übrigen Thiergeschlechtern ist, vor den beiden andern physiologischen Grundkräften hat, als welche in gleichem und sogar in höherem Grade den Thieren einwohnen, wird ebenfalls Niemand

ableugnen. Der Sensibilität gehören unsere Erkenntnißkräfte an: daher befähigt das Ueberwiegen derselben zu den im Erkennen bestehenden, also den sogenannten geistigen Genüssen, und zwar zu um so größeren, je entschiedener jenes Ueberwiegen ist. Dem normalen, gewöhnlichen Menschen kann eine Sache allein dadurch lebhafte Theilnahme abgewinnen, daß sie seinen Willen anregt, also ein persönliches Interesse für ihn hat. Nun ist aber jede anhaltende Erregung des Willens wenigstens gemischter Art, also mit Schmerz verknüpft. Ein absichtliches Erregungsmittel desselben, und zwar mittelst so kleiner Interessen, daß sie nur momentane und leichte, nicht bleibende und ernstliche Schmerzen verursachen können, sonach als ein bloßes Kitzeln des Willens zu betrachten sind, ist das Kartenspiel, diese durchgängige Beschäftigung der „guten Gesellschaft", aller Orten. — Der Mensch von überwiegenden Geisteskräften hingegen ist der lebhaftesten Theilnahme auf dem Wege bloßer Erkenntniß, ohne alle Einmischung des Willens, fähig, ja bedürftig. Diese Theilnahme aber versetzt ihn alsdann in eine Region, welcher der Schmerz wesentlich fremd ist, gleichsam in die Atmosphäre der leicht lebenden Götter, θεων ρεια ζωοντων. Während demnach das Leben der Uebrigen in Dumpfheit dahingeht, indem ihr Dichten und Trachten gänzlich auf die kleinlichen Interessen der persönlichen Wohlfahrt und dadurch auf Miseren aller Art gerichtet ist, weshalb unerträgliche Langeweile sie befällt, sobald die Beschäftigung mit jenen Zwecken stockt und sie auf sich selbst zurückgewiesen werden, indem nur das wilde Feuer der Leidenschaft einige Bewegung in die stockende Masse zu bringen vermag; so hat dagegen der mit überwiegenden Geisteskräften ausgestattete Mensch ein gedankenreiches, durchweg belebtes und bedeutsames Daseyn: würdige und interessante Gegenstände beschäftigen ihn, sobald er sich ihnen überlassen darf, und in sich selbst trägt er eine Quelle der edelsten Genüsse. Anregung von außen geben ihm die Werke der Natur und der Anblick des menschlichen Treibens, sodann die so verschiedenartigen Leistungen der Hochbegabten aller Zeiten und Länder, als welche eigentlich nur ihm ganz genießbar, weil nur ihm ganz verständlich und fühlbar sind. Für ihn demnach haben Jene wirklich gelebt, an ihn haben sie sich eigentlich gewendet; während die Uebrigen nur als zufällige Zuhörer Eines und das Andere halb auffassen.

Digitized by Google

Freilich aber hat er durch dieſes Alles ein Bedürfniß mehr, als die Andern, das Bedürfniß zu lernen, zu ſehn, zu ſtudiren, zu meditiren, zu üben, folglich auch das Bedürfniß freier Muße: aber eben weil, wie Voltaire richtig bemerkt, il n'est de vrais plaisirs qu'avec de vrais besoins, ſo iſt dies Bedürfniß die Bedingung dazu, daß ihm Genüſſe offen ſtehn, welche den Andern verſagt bleiben, als welchen Natur- und Kunſtſchönheiten und Geiſteswerke jeder Art, ſelbſt wenn ſie ſolche um ſich anhäufen, im Grunde doch nur Das ſind, was Hetären einem Greiſe. Ein ſo bevorzugter Menſch führt, in Folge davon, neben ſeinem perſönlichen Leben, noch ein zweites, nämlich ein intellektuelles, welches ihm allmälig zum eigentlichen Zweck wird, zu welchem er jenes erſtere nur noch als Mittel anſieht; während den Uebrigen dieſes ſchaale, leere und betrübte Daſeyn ſelbſt als Zweck gelten muß. Jenes intellektuelle Leben wird daher ihn vorzugsweiſe beſchäftigen, und es erhält, durch den fortwährenden Zuwachs an Einſicht und Erkenntniß, einen Zuſammenhang, eine beſtändige Steigerung, eine ſich mehr und mehr abrundende Ganzheit und Vollendung, wie ein werdendes Kunſtwerk; wogegen das bloß praktiſche, bloß auf perſönliche Wohlfahrt gerichtete, bloß eines Zuwachſes in der Länge, nicht in der Tiefe fähige Leben der Andern traurig abſticht, dennoch ihnen, wie geſagt, als Selbſtzweck gelten muß; während es Jenem bloßes Mittel iſt.

Unſer praktiſches, reales Leben nämlich iſt, wenn nicht die Leidenſchaften es bewegen, langweilig und fade; wenn ſie aber es bewegen, wird es bald ſchmerzlich: darum ſind Die allein beglückt, denen irgend ein Ueberſchuß des Intellekts, über das zum Dienſt ihres Willens erforderte Maaß, zu Theil geworden. Denn damit führen ſie, neben ihrem wirklichen, noch ein intellektuelles Leben, welches ſie fortwährend auf eine ſchmerzloſe Weiſe und doch lebhaft beſchäftigt und unterhält. Bloße Muße, d. h. durch den Dienſt des Willens unbeſchäftigter Intellekt, reicht dazu nicht aus; ſondern ein wirklicher Ueberſchuß der Kraft iſt erfordert: denn nur dieſer befähigt zu einer dem Willen nicht dienenden, rein geiſtigen Beſchäftigung: hingegen otium sine litteris mors est et hominis vivi sepultura (Sen. ep. 82). Je nachdem nun aber dieſer Ueberſchuß klein oder groß iſt, giebt es unzählige Abſtufungen jenes, neben dem

Digitized by Google

realen zu führenden intellektuellen Lebens, vom bloßen Insekten-, Vögel-, Mineralien-, Münzen-Sammeln und Beschreiben, bis zu den höchsten Leistungen der Poesie und Philosophie. Nebenbei wird ein solches intellektuelles Leben auch noch eine Schutzwehr gegen die vielen Gefahren, Unglücksfälle, Verlüste und Verschwendungen, in die man geräth, wenn man sein Glück ganz in der realen Welt sucht. So hat z. B. mir meine Philosophie nie etwas eingebracht; aber sie hat mir sehr viel erspart.

Der normale Mensch hingegen ist, hinsichtlich des Genusses seines Lebens, auf Dinge *außer ihm* gewiesen, auf den Besitz, den Rang, auf Weib und Kinder, Freunde, Gesellschaft u. s. w. auf diese stützt sich sein Lebensglück: darum fällt es dahin, wenn er sie verliert, oder er sich in ihnen getäuscht sah. Dies Verhältniß auszudrücken, können wir sagen, daß sein Schwerpunkt *außer ihm* fällt. Eben deshalb hat er auch stets wechselnde Wünsche und Grillen: er wird, wenn seine Mittel es erlauben, bald Landhäuser, bald Pferde kaufen, bald Feste geben, bald Reisen machen, überhaupt aber großen Luxus treiben; weil er eben in Dingen aller Art ein Genüge *von außen* sucht; wie der Entkräftete aus Consommé's und Apothekerdrogen die Gesundheit und Stärke zu erlangen hofft, deren wahre Quelle die eigene Lebenskraft ist. Stellen wir nun, um nicht gleich zum andern Extrem überzugehn, neben ihn einen Mann von nicht gerade eminenten, aber doch das gewöhnliche, knappe Maaß überschreitenden Geisteskräften; so sehn wir diesen etwan irgend eine schöne Kunst als Dilettant üben, oder aber eine Realwissenschaft, wie Botanik, Mineralogie, Physik, Astronomie, Geschichte, u. dgl. betreiben und alsbald einen großen Theil seines Genusses darin finden, sich daran erholend, wenn jene äußern Quellen stocken, oder ihn nicht mehr befriedigen. Wir können insofern sagen, daß sein Schwerpunkt schon zum Theil *in ihn selbst* fällt. Weil jedoch bloßer Dilettantismus in der Kunst noch sehr weit von der hervorbringenden Fähigkeit liegt, und weil bloße Realwissenschaften bei den Verhältnissen der Erscheinungen zu einander stehn bleiben; so kann der ganze Mensch nicht darin aufgehn, sein ganzes Wesen kann nicht bis auf den Grund von ihnen erfüllt werden und daher sein Daseyn sich nicht mit ihnen so verweben, daß er am Uebrigen alles Interesse verlöre.

Digitized by Google

Dies nun bleibt der höchsten geistigen Eminenz allein vorbehalten, die man mit dem Namen des Genie's zu bezeichnen pflegt: denn nur sie nimmt das Daseyn und Wesen der Dinge im Ganzen und absolut zu ihrem Thema; wonach sie dann ihre tiefe Auffassung desselben, gemäß ihrer individuellen Richtung, durch Kunst, Poesie, oder Philosophie auszusprechen streben wird. Daher ist allein einem Menschen dieser Art die ungestörte Beschäftigung mit sich, mit seinen Gedanken und Werken dringendes Bedürfniß, Einsamkeit willkommen, freie Muße das höchste Gut, alles Uebrige entbehrlich, ja, wenn vorhanden, oft nur zur Last. Nur von einem solchen Menschen können wir demnach sagen, daß sein Schwerpunkt ganz in ihn fällt. Hieraus wird sogar erklärlich, daß die höchst seltenen Leute dieser Art, selbst beim besten Charakter, doch nicht jene innige und gränzenlose Theilnahme an Freunden, Familie und Gemeinwesen zeigen, deren Manche der Andern fähig sind: denn sie können sich zuletzt über Alles trösten; wenn sie nur sich selbst haben. Sonach liegt in ihnen ein isolirendes Element mehr, welches um so wirksamer ist, als die Andern ihnen eigentlich nie vollkommen genügen, weshalb sie in ihnen nicht ganz und gar ihres Gleichen sehn können, ja, da das Heterogene in Allem und Jedem ihnen stets fühlbar wird, allmälig sich gewöhnen, unter den Menschen als verschiedenartige Wesen umherzugehn und, in ihren Gedanken über dieselben, sich der dritten, nicht der ersten Person Pluralis zu bedienen. —

Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint nun Der, welchen die Natur in intellektueller Hinsicht sehr reich ausgestattet hat, als der Glücklichste; so gewiß das Subjektive uns näher liegt, als das Objektive, dessen Wirkung, welcher Art sie auch sei, immer erst durch Jenes vermittelt, also nur sekundär ist. Dies bezeugt auch der schöne Vers:

Πλουτος ὁ της ψυχης πλουτος μονος εστιν αληθης,
Τ'αλλα δ'εχει ατην πλειονα των κτεανων.

Lucian in Anthol. I, 67.

Ein solcher innerlich Reicher bedarf von außen nichts weiter, als eines negativen Geschenks, nämlich freier Muße, um seine geistigen Fähigkeiten ausbilden und entwickeln und seinen innern

Reichthum genießen zu können, also eigentlich nur der Erlaubniß, sein ganzes Leben hindurch, jeden Tag und jede Stunde, ganz er selbst seyn zu dürfen. Demgemäß sehn wir die großen Geister aller Zeiten auf freie Muße den allerhöchsten Werth legen. *Δοκει δε ἡ ευδαιμονια εν τῃ σχολῃ ειναι* (videtur beatitudo in otio esse sita) sagt Aristoteles (Eth. Nic. X, 7.), und Diogenes Laertius (II, 5, 31.) berichtet, daß *Σωκρατης επῃνει σχολην, ὡς καλλιστον κτηματων* (Socrates otium ut possessionum omnium pulcherrimam laudabat). Dem entspricht auch, daß Aristoteles (Eth. Nic. X, 7, 8, 9.) das philosophische Leben für das glücklichste erklärt. Sogar gehört hieher, was er in der Politik (IV, 11.) sagt: *τον ευδαιμονα βιον ειναι τον κατ' αρετην ανεμποδιστον*, welches, gründlich übersetzt, besagt: „seine Trefflichkeit, welcher Art sie auch sei, ungehindert üben zu können, ist das eigentliche Glück," und also zusammentrifft mit Göthe's Ausspruch, im Wilh. Meister: „wer mit einem Talent, zu einem Talent geboren ist findet in demselben sein schönstes Daseyn." — Nun aber ist freie Muße zu besitzen nicht nur dem gewöhnlichen Schicksal, sondern auch der gewöhnlichen Natur des Menschen fremd: denn seine natürliche Bestimmung ist, daß er seine Zeit mit Herbeischaffung des zu seiner und seiner Familie Existenz Nothwendigen zubringe. Er ist ein Sohn der Noth, nicht eine freie Intelligenz. Dem entsprechend, wird freie Muße dem gewöhnlichen Menschen bald zur Last, ja, endlich zur Quaal, wenn er sie nicht, mittelst allerlei erkünstelter und fingirter Zwecke, durch Spiel, Zeitvertreib und Steckenpferde jeder Gestalt auszufüllen vermag: auch bringt sie ihm, aus dem selben Grunde, Gefahr, da es mit Recht heißt difficilis in otio quies. Andrerseits jedoch ist ein über das normale Maaß weit hinausgehender Intellekt ebenfalls abnorm, also unnatürlich. Ist er dennoch ein Mal vorhanden, so bedarf es, für das Glück des damit Begabten, eben jener den Andern bald lästigen, bald verderblichen freien Muße; da er ohne diese ein Pegasus im Joche, mithin unglücklich seyn wird. Treffen nun aber beide Unnatürlichkeiten, die äußere und die innere, zusammen; so ist es ein großer Glücksfall: denn jetzt wird der so Begünstigte ein Leben höherer Art führen, nämlich das eines Eximirten von den beiden entgegengesetzten Quellen des mensch-

Digitized by Google

lichen Leidens, der Noth und der Langenweile, oder dem sorglichen Treiben für die Existenz und der Unfähigkeit, die Muße (d. i. die freie Existenz selbst) zu ertragen, welchen beiden Uebeln der Mensch sonst nur dadurch entgeht, daß sie selbst sich wechselseitig neutralisiren und aufheben.

Gegen dieses Alles jedoch kommt andrerseits in Betracht, daß die großen Geistesgaben, in Folge der überwiegenden Nerventhätigkeit, eine überaus gesteigerte Empfindlichkeit für den Schmerz, in jeglicher Gestalt, herbeiführen, daß ferner das sie bedingende leidenschaftliche Temperament und zugleich die von ihnen unzertrennliche größere Lebhaftigkeit und Vollkommenheit aller Vorstellungen eine ungleich größere Heftigkeit der durch diese erregten Affekte herbeiführt, während es doch überhaupt mehr peinliche, als angenehme Affekte giebt; endlich auch, daß die großen Geistesgaben ihren Besitzer den übrigen Menschen und ihrem Treiben entfremden, und ihm hundert Dinge, an welchen diese großes Genüge haben, schaal und ungenießbar machen; daher denn das überall sich geltend machende Gesetz der Kompensation vielleicht auch hier in Kraft bleibt, ja, sogar oft genug, und nicht ohne Schein, behauptet worden ist, der geistig beschränkteste Mensch sei im Grunde der glücklichste; wenn gleich Keiner ihn um dieses Glück beneiden mag. In der definitiven Entscheidung der Sache will ich um so weniger dem Leser vorgreifen, als selbst Sophokles hierüber zwei einander diametral entgegengesetzte Aussprüche gethan hat:

Πολλῳ το φρονειν ευδαιμονιας πρωτον ὑπαρχει.
(Sapere longe prima felicitatis pars est.)
Antig. 1328.

und wieder:

Ἐν τῳ φρονειν γαρ μηδεν ἡδιστος βιος.
(nihil cogitantium jucundissima vita est.)
Ajax. 550.

Inzwischen will ich hier doch nicht unerwähnt lassen, daß der Mensch, welcher, in Folge des streng und knapp normalen Maaßes seiner intellektuellen Kräfte, keine geistige Bedürfnisse hat, es eigentlich ist, den ein der deutschen Sprache ausschließlich eigener, vom Studentenleben ausgegangener, nachmals

aber in einem höheren, wiewohl dem urſprünglichen, durch den Gegenſatz zum Muſenſohne, immer noch analogen Sinne gebrauchter Ausdruck als den Philiſter bezeichnet. Nun würde ich zwar, von einem höhern Standpunkt aus, die Definition der Philiſter ſo ausſprechen, daß ſie Leute wären, die immerfort auf das Ernſtlichſte beſchäftigt ſind mit einer Realität, die keine hat. Allein eine ſolche, ſchon transſcendentale Definition, würde dem populären Standpunkt, auf welchen ich mich in dieſer Abhandlung geſtellt habe, nicht angemeſſen, daher auch vielleicht nicht durchaus jedem Leſer faßlich ſeyn. Jene erſtere hingegen läßt leichter eine ſpecielle Erläuterung zu und bezeichnet hinreichend das Weſentliche der Sache, die Wurzel aller der Eigenſchaften, die den Philiſter charakteriſiren. Er iſt demnach ein Menſch ohne geiſtige Bedürfniſſe. Hieraus nun folgt gar mancherlei: erſtlich, in Hinſicht auf ihn ſelbſt, daß er ohne geiſtige Genüſſe bleibt; nach dem ſchon erwähnten Grundſatz: il n'est de vrais plaisirs, qu'avec de vrais besoins. Kein Drang nach Erkenntniß und Einſicht, um ihrer ſelbſt Willen, belebt ſein Daſeyn, auch keiner nach eigentlich äſthetiſchen Genüſſen, als welcher dem erſteren durchaus verwandt iſt. Was dennoch von Genüſſen ſolcher Art etwan Mode, oder Auktorität, ihm aufdringt, wird er als eine Art Zwangsarbeit möglichſt kurz abthun. Wirkliche Genüſſe für ihn ſind allein die ſinnlichen: durch dieſe hält er ſich ſchadlos. Demnach ſind Auſtern und Champagner der Höhepunkt ſeines Daſeyns, und ſich Alles, was zum leiblichen Wohlſeyn beiträgt, zu verſchaffen, iſt der Zweck ſeines Lebens. Glücklich genug, wenn dieſer ihm viel zu ſchaffen macht! Denn, ſind jene Güter ihm ſchon zum voraus oktroyirt; ſo fällt er unausbleiblich der Langenweile anheim; gegen welche dann alles Erſinnliche verſucht wird: Ball, Theater, Geſellſchaft, Kartenſpiel, Haſardſpiel, Pferde, Weiber, Trinken, Reiſen u. ſ. w. Und doch reicht dies Alles gegen die Langeweile nicht aus, wo Mangel an geiſtigen Bedürfniſſen die geiſtigen Genüſſe unmöglich macht. Daher auch iſt dem Philiſter ein dumpfer, trockener Ernſt, der ſich dem thieriſchen nähert, eigen und charakteriſtiſch. Nichts freut ihn, nichts erregt ihn, nichts gewinnt ihm Antheil ab. Denn die ſinnlichen Genüſſe ſind bald erſchöpft; die Geſellſchaft, aus eben ſolchen Philiſtern beſtehend, wird bald langwei-

Digitized by Google

lig; das Kartenſpiel zuletzt ermüdend. Allenfalls bleiben ihm noch die Genüſſe der Eitelkeit, nach ſeiner Weiſe, welche denn darin beſtehn, daß er an Reichthum, oder Rang, oder Einfluß und Macht, Andere übertrifft, von welchen er dann deshalb geehrt wird; oder aber auch darin, daß er wenigſtens mit Solchen, die in Dergleichen eminiren, Umgang hat und ſo ſich im Reflex ihres Glanzes ſonnt (a snob). — Aus der aufgeſtellten Grundeigenſchaft des Philiſters folgt zweitens, in Hinſicht auf Andere, daß, da er keine geiſtige, ſondern nur phyſiſche Bedürfniſſe hat, er Den ſuchen wird, der dieſe, nicht Den, der jene zu befriedigen im Stande iſt. Am allerwenigſten wird daher unter den Anforderungen, die er an Andere macht, die irgend überwiegender geiſtiger Fähigkeiten ſeyn: vielmehr werden dieſe, wenn ſie ihm aufſtoßen, ſeinen Widerwillen, ja, ſeinen Haß erregen; weil er dabei nur ein läſtiges Gefühl von Inferiorität, und dazu einen dumpfen, heimlichen Neid verſpürt, den er aufs Sorgfältigſte verſteckt, indem er ihn ſogar ſich ſelber zu verhehlen ſucht, wodurch aber gerade ſolcher bisweilen bis zu einem ſtillen Ingrimm anwächſt. Nimmermehr demnach wird es ihm einfallen, nach dergleichen Eigenſchaften ſeine Werthſchätzung, oder Hochachtung abzumeſſen; ſondern dieſe wird ausſchließlich dem Range und Reichthum, der Macht und dem Einfluß vorbehalten bleiben, als welche in ſeinen Augen die allein wahren Vorzüge ſind, in denen zu excelliren auch ſein Wunſch wäre. — Alles Dieſes aber folgt daraus, daß er ein Menſch ohne geiſtige Bedürfniſſe iſt. —

Ich habe in dieſer ganzen Betrachtung der perſönlichen Eigenſchaften, welche zu unſerm Glücke beitragen, nächſt den phyſiſchen, hauptſächlich die intellektuellen berückſichtigt. Auf welche Weiſe nun aber auch die moraliſche Trefflichkeit unmittelbar beglückt habe ich früher in meiner Preisſchrift über das Fundament der Moral §. 22, S. 275 dargelegt, wohin ich alſo von hier verweiſe.

Digitized by Google

Kapitel III.

Von Dem, was Einer hat.

Richtig und schön hat der große Glückſäligkeitslehrer Epikuros die menſchlichen Bedürfniſſe in drei Klaſſen getheilt. Erſtlich, die natürlichen und nothwendigen: es ſind die, welche, wenn nicht befriedigt, Schmerz verurſachen. Folglich gehört hieher nur victus et amictus. Sie ſind leicht zu befriedigen. Zweitens, die natürlichen, jedoch nicht nothwendigen: es iſt das Bedürfniß der Geſchlechtsbefriedigung; wiewohl Epikur Dies im Berichte des Laertius nicht ausſpricht; (wie ich denn überhaupt ſeine Lehre hier etwas zurechtgeſchoben und ausgefeilt [wiedergebe). Dieſes Bedürfniß zu befriedigen hält ſchon ſchwerer. Drittens, die weder natürlichen, noch nothwendigen: es ſind die des Luxus, der Ueppigkeit, des Prunkes und Glanzes: ſie ſind endlos und ihre Befriedigung iſt ſehr ſchwer. (Siehe Diog. Laert. L. X, c. 27, §. 149, auch §. 127.)

Die Gränze unſrer vernünftigen Wünſche hinſichtlich des Beſitzes zu beſtimmen iſt ſchwierig, wo nicht unmöglich. Denn die Zufriedenheit eines Jeden, in dieſer Hinſicht, beruht nicht auf einer abſoluten, ſondern auf einer bloß relativen Größe, nämlich auf dem Verhältniß zwiſchen ſeinen Anſprüchen und ſeinem Beſitz: daher dieſer Letztere, für ſich allein betrachtet, ſo bedeutungsleer iſt, wie der Zähler eines Bruchs ohne den Nenner. Die Güter, auf welche Anſpruch zu machen einem Menſchen nie in den Sinn gekommen iſt, entbehrt er durchaus nicht, ſondern iſt, auch ohne ſie, völlig zufrieden; während ein Anderer, der hundert Mal mehr beſitzt als er, ſich unglücklich fühlt, weil ihm Eines abgeht, darauf er Anſpruch macht. Jeder hat, auch in dieſer Hinſicht, einen eigenen Horizont des für ihn möglicherweiſe Erreichbaren: ſo weit wie dieſer gehn ſeine Anſprüche. Wann irgend ein innerhalb deſſelben gelegenes Objekt ſich ihm

Digitized by Google

ſo darſtellt, daß er auf deſſen Erreichung vertrauen kann, fühlt er ſich glücklich; hingegen unglücklich, wann eintretende Schwierigkeiten ihm die Ausſicht darauf benehmen. Das außerhalb dieſes Geſichtskreiſes Liegende wirkt gar nicht auf ihn. Daher beunruhigen den Armen die großen Beſitzthümer der Reichen nicht, und tröſtet andrerſeits den Reichen, bei verfehlten Abſichten, das Viele nicht, was er ſchon beſitzt. Daß nach verlorenem Reichthum, oder Wohlſtande, ſobald der erſte Schmerz überſtanden iſt, unſre habituelle Stimmung nicht ſehr verſchieden von der früheren ausfällt, kommt daher, daß, nachdem das Schickſal den Faktor unſers Beſitzes verkleinert hat, wir ſelbſt nun den Faktor unſrer Anſprüche gleich ſehr vermindern. Dieſe Operation aber iſt das eigentlich Schmerzhafte, bei einem Unglücksfall: nachdem ſie vollzogen iſt, wird der Schmerz immer weniger, zuletzt gar nicht mehr gefühlt: die Wunde vernarbt. Umgekehrt wird, bei einem Glücksfall, der Kompreſſor unſrer Anſprüche hinaufgeſchoben, und ſie dehnen ſich aus: hierin liegt die Freude. Aber auch ſie dauert nicht länger, als bis dieſe Operation gänzlich vollzogen iſt: wir gewöhnen uns an das erweiterte Maaß der Anſprüche und werden gegen den demſelben entſprechenden Beſitz gleichgültig. Dies beſagt ſchon die homeriſche Stelle, Od. XVIII, 130 — 137, welche ſchließt:

Τοιος γαρ νοος εστιν επιχθονιων ανθρωπων,
Οιον εφ' ημαρ αγει πατηρ ανδρων τε, θεων τε.

Die Quelle unſrer Unzufriedenheit liegt in unſern ſtets erneuerten Verſuchen, den Faktor der Anſprüche in die Höhe zu ſchieben, bei der Unbeweglichkeit des andern Faktors, die es verhindert. —

Daß die Wünſche der Menſchen hauptſächlich auf Geld gerichtet ſind und ſie dieſes über Alles lieben, wird ihnen oft zum Vorwurf gemacht. Jedoch iſt es natürlich, wohl gar unvermeidlich, Das zu lieben, was, als ein unermüdlicher Proteus, jeden Augenblick bereit iſt, ſich in den jedesmaligen Gegenſtand unſrer ſo wandelbaren Wünſche und mannigfaltigen Bedürfniſſe zu verwandeln. Jedes andere Gut nämlich kann nur *einem* Wunſch, *einem* Bedürfniß genügen: Speiſen ſind bloß gut für den Hungrigen, Wein für den Geſunden, Arznei für den Kranken, ein Pelz für den Winter, Weiber für die Jugend u. ſ. w. Sie

sind folglich alle nur αγαθα προς τι, d. h. nur relativ gut. Geld allein ist das absolut Gute: weil es nicht bloß einem Bedürfniß in concreto begegnet, sondern dem Bedürfniß überhaupt, in abstracto. —

Leute, die von Hause aus kein Vermögen haben, aber endlich in die Lage kommen, durch ihre Talente, welcher Art sie auch seien, viel zu verdienen, gerathen fast immer in die Einbildung, ihr Talent sei das bleibende Kapital und der Gewinn dadurch die Zinsen. Demgemäß legen sie dann nicht das Erworbene theilweise zurück, um so ein bleibendes Kapital zusammenzubringen; sondern geben aus, in dem Maaße, wie sie verdienen. Danach aber werden sie meistens in Armuth gerathen; weil ihr Erwerb stockt, oder aufhört, nachdem entweder das Talent selbst erschöpft ist, indem es vergänglicher Art war, wie z. B. das zu fast allen schönen Künsten, oder auch, weil es nur unter besondern Umständen und Konjunkturen geltend zu machen war, welche aufgehört haben. Handwerker mögen immerhin es auf die besagte Weise halten; weil die Fähigkeiten zu ihren Leistungen nicht leicht verloren gehn, auch durch die Kräfte der Gesellen ersetzt werden, und weil ihre Fabrikate Gegenstände des Bedürfnisses sind, also alle Zeit Abgang finden; weshalb denn auch das Sprichwort „ein Handwerk hat einen goldenen Boden" richtig ist. Aber nicht so steht es um die Künstler und virtuosi jeder Art. Eben deshalb werden diese theuer bezahlt. Daher aber soll was sie erwerben ihr Kapital werden; während sie, vermessener Weise, es für bloße Zinsen halten und dadurch ihrem Verderben entgegengehn. — Leute hingegen, welche ererbtes Vermögen besitzen, wissen wenigstens sogleich ganz richtig, was das Kapital und was die Zinsen sind. Die Meisten werden daher jenes sicher zu stellen suchen, keinenfalls es angreifen, ja, wo möglich, wenigstens $\frac{1}{5}$ der Zinsen zurücklegen, künftigen Stockungen zu begegnen. Sie bleiben daher meistens im Wohlstande. — Auf Kaufleute ist diese ganze Bemerkung nicht anwendbar: denn ihnen ist das Geld selbst Mittel zum ferneren Erwerb, gleichsam Handwerksgeräth; daher sie, auch wenn es ganz von ihnen selbst erworben ist, es sich, durch Benutzung, zu erhalten und zu vermehren suchen. Demgemäß ist in keinem Stande der Reichthum so eigentlich zu Hause, wie in diesem.

Digitized by Google

Ueberhaupt aber wird man, in der Regel, finden, daß Diejenigen, welche ſchon mit der eigentlichen Noth und dem Mangel handgemein geweſen ſind, dieſe ungleich weniger fürchten und daher zur Verſchwendung geneigter ſind, als Die, welche ſolche nur von Hörenſagen kennen. Zu den Erſteren gehören Alle, die durch Glücksfälle irgend einer Art, oder durch beſondere Talente, gleichviel welcher Gattung, ziemlich ſchnell aus der Armuth in den Wohlſtand gelangt ſind: die Andern hingegen ſind Die, welche im Wohlſtande geboren und geblieben ſind. Dieſe ſind durchgängig mehr auf die Zukunft bedacht und daher ökonomiſcher, als jene. Man könnte daraus ſchließen, daß die Noth nicht eine ſo ſchlimme Sache wäre, wie ſie, von Weitem geſehn, ſcheint. Doch möchte der wahre Grund vielmehr dieſer ſeyn, daß Dem, der in angeſtammtem Reichthume geboren iſt, dieſer als etwas Unentbehrliches erſcheint, als das Element des einzig möglichen Lebens, ſo gut wie die Luft, daher er ihn bewacht wie ſein Leben, folglich meiſtens ordnungsliebend, vorſichtig und ſparſam iſt. Dem in angeſtammter Armuth Geborenen hingegen erſcheint dieſe als der natürliche Zuſtand; der ihm danach irgendwie zugefallene Reichthum aber als etwas Ueberflüſſiges, bloß tauglich zum Genießen und Verpraſſen; indem man, wann er wieder fort iſt, ſich, ſo gut wie vorher, ohne ihn behilft und noch eine Sorge los iſt. Da geht es denn wie Shakesſpeare ſagt:

The adage must be verified,
That beggars mounted run their horse to death.

(Das Sprichwort muß bewährt werden, daß der zu Pferde geſetzte Bettler ſein Thier zu Tode jagt.)

Henry VI. P. 3. A. 1.

Dazu kommt denn freilich noch, daß ſolche Leute ein feſtes und übergroßes Zutrauen theils zum Schickſal, theils zu den eigenen Mitteln, die ihnen ſchon aus Noth und Armuth herausgeholfen haben, nicht ſowohl im Kopf, als im Herzen tragen und daher die Untiefen derſelben nicht, wie es wohl den reich Geborenen begegnet, für bodenlos halten, ſondern denken, daß man, auf den Boden ſtoßend, wieder in die Höhe gehoben wird. — Aus dieſer menſchlichen Eigenthümlichkeit iſt es auch zu erklären, daß Frauen, welche arme Mädchen waren, ſehr oft anſpruchsvoller

und verschwenderischer sind, als die, welche eine reiche Aussteuer zubrachten; indem meistentheils die reichen Mädchen nicht bloß Vermögen mitbringen, sondern auch mehr Eifer, ja, angeerbten Trieb zur Erhaltung desselben, als arme. Wer inzwischen das Gegentheil behaupten will findet eine Auktorität für sich am Arioſto in dessen erster Satire. Jedenfalls aber möchte ich Dem, der ein armes Mädchen heirathet, rathen, sie nicht das Kapital, sondern eine bloße Rente erben zu lassen, besonders aber dafür zu sorgen, daß das Vermögen der Kinder nicht in ihre Hände geräth.

Ich glaube keineswegs etwas meiner Feder Unwürdiges zu thun, indem ich hier die Sorge für Erhaltung des erworbenen und des ererbten Vermögens anempfehle. Denn von Hause aus so viel zu besitzen, daß man, wäre es auch nur für seine Person und ohne Familie, in wahrer Unabhängigkeit, d. h. ohne zu arbeiten, bequem leben kann, ist ein unschätzbarer Vorzug: denn es ist die Exemtion und die Immunität von der dem menschlichen Leben anhängenden Bedürftigkeit und Plage, also die Emancipation vom allgemeinen Frohndienst, diesem naturgemäßen Looſe des Erdensohns. Nur unter dieser Begünstigung des Schicksals ist man als ein wahrer Freier geboren: denn nur so ist man Herr seiner Zeit und seiner Kräfte, und darf jeden Morgen sagen: „der Tag ist mein.“ Auch ist ebendeshalb zwischen Dem, der tausend, und dem der hundert Tausend Thaler Renten hat, der Unterschied unendlich kleiner, als zwischen Ersterem und Dem, der nichts hat. Seinen höchsten Werth aber erlangt das angeborene Vermögen, wenn es Dem zugefallen ist, der mit geistigen Kräften höherer Art ausgestattet, Bestrebungen verfolgt, die sich mit dem Erwerbe nicht wohl vertragen: denn er kann jetzt seinem Genius leben und wird der Menschheit seine Schuld dadurch hundertfach abtragen, daß er leistet was kein Anderer konnte und etwas hervorbringt, das ihrer Gesammtheit zu Gute kommt, wohl auch gar ihr zur Ehre gereicht. Ein Anderer nun wieder wird, in so bevorzugter Lage, sich durch philantropische Bestrebungen um die Menschheit verdient machen. Wer hingegen nichts von dem Allen, auch nur einigermaaßen, oder versuchsweise, leistet, ja, nicht ein Mal, durch gründliche Erlernung irgend einer Wissenschaft, sich wenig-

Digitized by Google

ſtens die Möglichkeit eröffnet, dieſelbe zu fördern, — ein Solcher iſt, bei angeerbtem Vermögen, ein bloßer Tagedieb und verächtlich. Auch wird er nicht glücklich ſeyn: denn die Exemtion von der Noth liefert ihn dem andern Pol des menſchlichen Elends, der Langenweile, in die Hände, die ihn ſo martert, daß er viel glücklicher wäre, wenn die Noth ihm Beſchäftigung gegeben hätte. Eben dieſe Langeweile aber wird ihn leicht zu Extravaganzen verleiten, welche ihn um jenen Vorzug bringen, deſſen er nicht würdig war.

Ganz anders nun aber verhält es ſich, wenn der Zweck iſt, es im Staatsdienſte hoch zu bringen, wo demnach Gunſt, Freunde, Verbindungen erworben werden müſſen, um durch ſie, von Stufe zu Stufe, Beförderung, vielleicht gar bis zu den höchſten Poſten, zu erlangen: hier nämlich iſt es im Grunde wohl beſſer, ohne alles Vermögen in die Welt geſtoßen zu ſeyn. Beſonders wird es Dem, welcher nicht adelig, hingegen mit einigem Talent ausgeſtattet iſt, zum wahren Vortheil und zur Empfehlung gereichen, wenn er ein ganz armer Teufel iſt. Denn was Jeder, ſchon in der bloßen Unterhaltung, wie viel mehr im Dienſte, am meiſten ſucht und liebt, iſt die Inferiorität des Andern. Nun aber iſt allein ein armer Teufel von ſeiner gänzlichen, tiefen, entſchiedenen und allſeitigen Inferiorität und ſeiner völligen Unbedeutſamkeit und Werthloſigkeit in dem Grade überzeugt und durchdrungen, wie es hier erfordert wird. Nur er demnach verbeugt ſich oft und anhaltend genug, und nur ſeine Bücklinge erreichen volle 90°: nur er läßt Alles über ſich ergehn und lächelt dazu; nur er erkennt die gänzliche Werthloſigkeit der Verdienſte; nur er preiſt öffentlich, mit lauter Stimme, oder auch in großem Druck, die litterariſchen Stümpereien der über ihn Geſtellten, oder ſonſt Einflußreichen, als Meiſterwerke; nur er verſteht zu betteln: folglich kann nur er, bei Zeiten, alſo in der Jugend, ſogar ein Epopte jener verborgenen Wahrheit werden, die Göthe uns enthüllt hat in den Worten:

„Ueber's Niederträchtige
Niemand ſich beklage:
Denn es iſt das Mächtige,
Was man dir auch ſage."

W. O. Divan.

Digitized by Google

Hingegen Der, welcher von Hause aus zu leben hat, wird sich meistens ungebärdig stellen: er ist gewohnt tête levée zu gehn, hat alle jene Künste nicht gelernt, trotzt dazu vielleicht noch auf etwanige Talente, deren Unzulänglichkeit vielmehr, dem médiocre et rampant gegenüber, er begreifen sollte; er ist am Ende wohl gar im Stande, die Inferiorität der über ihn Gestellten zu merken, und wenn es nun vollends zu den Indignitäten kommt, da wird er stätisch oder kopfscheu. Damit pousſirt man sich nicht in der Welt: vielmehr kann es mit ihm zuletzt dahin kommen, daß er mit dem frechen Voltaire sagt: nous n'avons que deux jours à vivre: ce n'est pas la peine de les passer à ramper sous des coquins méprisables: — leider ist, beiläufig gesagt, dieses coquin méprisable ein Prädikat, zu dem es in der Welt verteufelt viele Subjekte giebt. Man sieht also, daß das Juvenalische

> Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat
> Res angusta domi,

mehr von der Laufbahn der Virtuosităten, als von der der Weltleute, gültig ist. —

Zu Dem, was Einer hat, habe ich Frau und Kinder nicht gerechnet; da er von diesen vielmehr gehabt wird. Eher ließen sich Freunde dazu zählen: doch muß auch hier der Besitzende im gleichen Maaße der Besitz des Andern seyn.

Digitized by Google

Kapitel IV.

Von Dem, was Einer vorstellt.

Dieses, also unser Daseyn in der Meinung Anderer, wird, in Folge einer besondern Schwäche unsrer Natur, durchgängig viel zu hoch angeschlagen; obgleich schon die leichteste Besinnung lehren könnte, daß es, an sich selbst, für unser Glück, unwesentlich ist. Es ist demnach kaum erklärlich, wie sehr jeder Mensch sich innerlich freut, so oft er Zeichen der günstigen Meinung Anderer merkt und seiner Eitelkeit irgendwie geschmeichelt wird. Oft trösten ihn, über reales Unglück, oder über die Kargheit, mit der für ihn die beiden, bis hieher abgehandelten Hauptquellen unsers Glückes fließen, die Zeichen des fremden Beifalls: und, umgekehrt, ist es zum Erstaunen, wie sehr jede Verletzung seines Ehrgeizes, in irgend einem Sinne, Grad, oder Verhältniß, jede Geringschätzung, Zurücksetzung, Nichtachtung ihn unfehlbar kränkt und oft tief schmerzt. Sofern auf dieser Eigenschaft das Gefühl der Ehre beruht, mag sie für das Wohlverhalten Vieler, als Surrogat ihrer Moralität, von ersprießlichen Folgen seyn; aber auf das eigene Glück des Menschen, zunächst auf die diesem so wesentliche Gemüthsruhe und Unabhängigkeit, wirkt sie mehr störend und nachtheilig, als förderlich ein. Daher ist es, von unserm Gesichtspunkt aus, rathsam, ihr Schranken zu setzen und mittelst gehöriger Ueberlegung und richtiger Abschätzung des Werthes der Güter, jene große Empfindlichkeit gegen die fremde Meinung möglichst zu mäßigen, sowohl da, wo ihr geschmeichelt wird, als da, wo ihr wehe geschieht: denn Beides hängt am selben Faden. Außerdem bleibt man der Sklave fremder Meinung und fremden Bedünkens:

Sic leve, sic parvum est, animum quod laudis avarum
Subruit ac reficit.

Demnach wird eine richtige Abschätzung des Werthes Dessen, was man in und für sich selbst ist, gegen Das, was man bloß in den Augen Anderer ist, zu unserm Glücke viel beiträgen. Zum Ersteren gehört die ganze Ausfüllung der Zeit unsers eigenen Daseyns, der innere Gehalt desselben, mithin alle die Güter, welche unter den Titeln „was Einer ist" und „was Einer hat" von uns in Betrachtung genommen worden sind. Denn der Ort, in welchem alles Dieses seine Wirkungssphäre hat, ist das eigene Bewußtseyn. Hingegen ist der Ort Dessen, was wir für Andere sind, das fremde Bewußtseyn: es ist die Vorstellung, unter welcher wir darin erscheinen, nebst den Begriffen, die auf diese angewandt werden. Dies nun ist etwas, das unmittelbar gar nicht für uns vorhanden ist, sondern bloß mittelbar, nämlich sofern das Betragen der Andern gegen uns dadurch bestimmt wird. Und auch Dieses selbst kommt eigentlich nur in Betracht, sofern es Einfluß hat auf irgend etwas, wodurch Das, was wir in und für uns selbst sind, modifizirt werden kann. Außerdem ist ja was in einem fremden Bewußtseyn vorgeht, als solches, für uns gleichgültig, und auch wir werden allmälig gleichgültig dagegen werden, wenn wir von der Oberflächlichkeit und Futilität der Gedanken, von der Beschränktheit der Begriffe, von der Kleinlichkeit der Gesinnung, von der Verkehrtheit der Meinungen und von der Anzahl der Irrthümer in den allermeisten Köpfen eine hinlängliche Kenntniß erlangen, und dazu aus eigener Erfahrung lernen, mit welcher Geringschätzung gelegentlich von Jedem geredet wird, sobald man ihn nicht zu fürchten hat, oder glaubt, es komme ihm nicht zu Ohren; insbesondere aber nachdem wir ein Mal angehört haben, wie vom größten Manne ein halbes Dutzend Schaafsköpfe mit Wegwerfung spricht.

Jedenfalls ist Der auf eine kümmerliche Ressource hingewiesen, der sein Glück nicht in den beiden, bereits abgehandelten Klassen von Gütern findet, sondern es in dieser dritten suchen muß, also nicht in Dem, was er wirklich, sondern in Dem, was er in der fremden Vorstellung ist. Denn überhaupt ist die Basis unsers Wesens und folglich auch unsers Glücks unsere animalische Natur. Daher ist, für unsere Wohlfahrt, Gesundheit das Wesentlichste, nächst dieser aber die Mittel zu unserer Erhaltung, also ein sorgenfreies Auskommen. Ehre, Glanz,

Digitized by Google

Rang, Ruhm, ſo viel Werth auch Mancher darauf legen mag, können mit jenen weſentlichen Gütern nicht kompetiren, noch ſie erſetzen: vielmehr würden ſie, erforderlichen Falles, unbedenklich für jene hingegeben werden. Dieſerwegen wird es zu unſerm Glücke beitragen, wenn wir bei Zeiten die ſimple Einſicht erlangen, daß Jeder zunächſt und wirklich in ſeiner eigenen Haut lebt, nicht aber in der Meinung Anderer, und daß demnach unſer realer und perſönlicher Zuſtand, wie er durch Geſundheit, Temperament, Fähigkeiten, Einkommen, Weib, Kind, Freunde, Wohnort u. ſ. w. beſtimmt wird, für unſer Glück hundert Mal wichtiger iſt, als was es Andern beliebt aus uns zu machen. Der entgegengeſetzte Wahn macht unglücklich. Wird mit Emphaſe ausgerufen „über's Leben geht noch die Ehre," ſo beſagt dies eigentlich: „Daſeyn und Wohlſeyn ſind nichts; ſondern was die Andern von uns denken, das iſt die Sache." Allenfalls kann der Ausſpruch als eine Hyperbel gelten, der die proſaiſche Wahrheit zum Grunde liegt, daß zu unſerm Fortkommen und Beſtehn unter Menſchen die Ehre, d. h. die Meinung derſelben von uns, oft unumgänglich nöthig iſt; worauf ich weiterhin zurückkommen werde. Wenn man hingegen ſieht, wie faſt Alles, wonach Menſchen, ihr Leben lang, mit raſtloſer Anſtrengung und unter tauſend Gefahren und Mühſäligkeiten, unermüdlich ſtreben, zum letzten Zwecke hat, ſich dadurch in der Meinung Anderer zu erhöhen, indem nämlich nicht nur Aemter, Titel und Orden, ſondern auch Reichthum, und ſelbſt Wiſſenſchaft und Kunſt, im Grunde und hauptſächlich deshalb angeſtrebt werden, und der größere Reſpekt Anderer das letzte Ziel iſt, darauf man hinarbeitet; ſo beweiſt Dies leider nur die Größe der menſchlichen Thorheit. Viel zu viel Werth auf die Meinung Anderer zu legen iſt ein allgemein herrſchender Irrwahn: mag er nun in unſerer Natur ſelbſt wurzeln, oder in Folge der Geſellſchaft und Civiliſation entſtanden ſeyn; jedenfalls übt er auf unſer geſammtes Thun und Laſſen einen ganz übermäßigen und unſerm Glücke feindlichen Einfluß aus, den wir verfolgen können, von da an, wo er ſich in der ängſtlichen und ſklaviſchen Rückſicht auf das qu'en dira-t-on zeigt, bis dahin, wo er den Dolch des Virginius in das Herz ſeiner Tochter ſtößt, oder den Menſchen verleitet, für den Nachruhm, Ruhe, Reichthum und Geſundheit, ja, das Leben

Digitized by Google

zu opfern. Dieser Wahn bietet allerdings Dem, der die Menschen zu beherrschen, oder sonst zu lenken hat, eine bequeme Handhabe dar; weshalb in jeder Art von Menschendressirungskunst die Weisung, das Ehrgefühl rege zu erhalten und zu schärfen, eine Hauptstelle einnimmt: aber in Hinsicht auf das eigene Glück des Menschen, welches hier unsere Absicht ist, verhält die Sache sich ganz anders, und ist vielmehr davon abzumahnen, daß man nicht zu viel Werth auf die Meinung Anderer lege. Wenn es, wie die tägliche Erfahrung lehrt, dennoch geschieht, wenn die meisten Menschen gerade auf die Meinung Anderer von ihnen den höchsten Werth legen und es ihnen darum mehr zu thun ist, als um Das, was, weil es in ihrem eigenen Bewußtseyn vorgeht, unmittelbar für sie vorhanden ist; wenn demnach, mittelst Umkehrung der natürlichen Ordnung, ihnen Jenes der reale, Dieses der bloß ideale Theil ihres Daseyns zu seyn scheint, wenn sie also das Abgeleitete und Sekundäre zur Hauptsache machen und ihnen mehr das Bild ihres Wesens im Kopfe Anderer, als dieses Wesen selbst am Herzen liegt; so ist diese unmittelbare Werthschätzung Dessen, was für uns unmittelbar gar nicht vorhanden ist, diejenige Thorheit, welche man Eitelkeit, vanitas, genannt hat, um dadurch das Leere und Gehaltlose dieses Strebens zu bezeichnen. Auch ist aus dem Obigen leicht einzusehn, daß sie zum Vergessen des Zwecks über die Mittel gehört, so gut wie der Geiz.

In der That überschreitet der Werth, den wir auf die Meinung Anderer legen, und unsere beständige Sorge in Betreff derselben, in der Regel, fast jede vernünftige Bezweckung, so daß sie als eine Art allgemein verbreiteter, oder vielmehr angeborener Manie angesehn werden kann. Bei Allem, was wir thun und lassen, wird, fast vor allem Andern, die fremde Meinung berücksichtigt, und aus der Sorge um sie werden wir, bei genauer Untersuchung, fast die Hälfte aller Bekümmernisse und Aengste, die wir jemals empfunden haben, hervorgegangen seyn. Denn sie liegt allem unserm, so oft gekränkten, weil so krankhaft empfindlichen, Selbstgefühl, allen unsern Eitelkeiten und Prätensionen, wie auch unserm Prunken und Großthun, zum Grunde. Ohne diese Sorge und Sucht würde der Luxus kaum $\frac{1}{10}$ dessen seyn, was er ist. Aller und jeder Stolz, point d'honneur und

Digitized by Google

puntiglio, ſo verſchiedener Gattung und Sphäre er auch ſeyn kann, beruht auf ihr, — und welche Opfer heiſcht ſie da nicht oft! Sie zeigt ſich ſchon im Kinde, ſodann in jedem Lebensalter, jedoch am ſtärkeſten im ſpäten; weil dann, beim Verſiegen der Fähigkeit zu ſinnlichen Genüſſen, Eitelkeit und Hochmuth nur noch mit dem Geize die Herrſchaft zu theilen haben. Am deutlichſten läßt ſie ſich an den Franzoſen beobachten, als bei welchen ſie ganz endemiſch iſt und ſich oft in der abgeſchmackteſten Ehrſucht, lächerlichſten National-Eitelkeit und unverſchämteſten Prahlerei Luft macht; wodurch dann ihr Streben ſich ſelbſt vereitelt, indem es ſie zum Spotte der andern Nationen gemacht hat und die grande nation ein Neckname geworden iſt. Um nun aber die in Rede ſtehende Verkehrtheit der überſchwänglichen Sorge um die Meinung Anderer noch ſpeciell zu erläutern, mag hier ein, durch den Lichteffekt des Zuſammentreffens der Umſtände mit dem angemeſſenen Charakter, in ſeltenem Grade begünſtigtes, recht ſuperlatives Beiſpiel jener in der Menſchennatur wurzelnden Thorheit Platz finden, da an demſelben die Stärke dieſer höchſt wunderlichen Triebfeder ſich ganz ermeſſen läßt. Es iſt folgende, den Times vom 31. März 1846 entnommene Stelle aus dem ausführlichen Bericht von der ſoeben vollzogenen Hinrichtung des Thomas Wir, eines Handwerksgeſellen, der aus Rache ſeinen Meiſter ermordet hatte: „An dem zur Hinrichtung feſtgeſetzten Morgen fand ſich der hochwürdige Gefängnißkaplan zeitig bei ihm ein. Allein Wir, obwohl ſich ruhig betragend, zeigte keinen Antheil an ſeinen Ermahnungen: vielmehr war das Einzige, was ihm am Herzen lag, daß es ihm gelingen möchte, vor den Zuſchauern ſeines ſchmachvollen Endes, ſich mit recht großer Bravour zu benehmen. — — — Dies iſt ihm denn auch gelungen. Auf dem Hofraum, den er zu dem, hart am Gefängniß errichteten Galgenſchaffot zu durchſchreiten hatte, ſagte er: „„Wohlan denn, wie Doktor Dodd geſagt hat, bald werde ich das große Geheimniß wiſſen!““ Er gieng, obwohl mit gebundenen Armen, die Leiter zum Schaffot ohne die geringſte Beihülfe hinauf: daſelbſt angelangt machte er gegen die Zuſchauer, rechts und links, Verbeugungen, welche denn auch mit dem donnernden Beifallsruf der verſammelten Menge beantwortet und belohnt wurden, u. ſ. w.“ — Dies iſt ein Pracht-

Digitized by Google

exemplar der Ehrſucht, den Tod, in ſchrecklichſter Geſtalt, nebſt der Ewigkeit dahinter, vor Augen, keine andere Sorge zu haben, als die, um den Eindruck auf den zuſammengelaufenen Haufen der Gaffer und die Meinung, welche man in deren Köpfen zurücklaſſen wird! — Und doch war eben ſo der im ſelben Jahr in Frankreich, wegen verſuchten Königsmordes, hingerichtete Lecomte, bei ſeinem Proceß hauptſächlich darüber verdrießlich, daß er nicht in anſtändiger Kleidung vor der Pairskammer erſcheinen konnte, und ſelbſt bei ſeiner Hinrichtung war es ihm ein Hauptverdruß, daß man ihm nicht erlaubt hatte, ſich vorher zu raſiren. Daß es auch ehemals nicht anders geweſen, erſehn wir aus Dem, was Mateo Aleman, in der, ſeinem berühmten Romane, Guzman de Alfarache, vorgeſetzten Einleitung (declaracion) anführt, daß nämlich ſviele bethörte Verbrecher die letzten Stunden, welche ſie ausſchließlich ihrem Seelenheile widmen ſollten, dieſem entziehn, um eine kleine Predigt, die ſie auf der Galgenleiter halten wollen, auszuarbeiten und zu memoriren. — An ſolchen Zügen jedoch können wir ſelbſt uns ſpiegeln: denn koloſſale Fälle geben überall die deutlichſte Erläuterung. Unſer Aller Sorgen, Kümmern, Wurmen, Aergern, Aengſtigen, Anſtrengen u. ſ. w. betrifft, in vielleicht den meiſten Fällen, eigentlich die fremde Meinung und iſt eben ſo abſurd, wie das jener armen Sünder. Nicht weniger entſpringt unſer Neid und Haß größtentheils aus beſagter Wurzel.

Offenbar nun könnte zu unſerm Glücke, als welches allergrößtentheils auf Gemüthsruhe und Zufriedenheit beruht, kaum irgend etwas ſo viel beitragen, als die Einſchränkung und Herabſtimmung dieſer Triebfeder auf ihr vernünftig zu rechtfertigendes Maaß, welches vielleicht $\frac{1}{50}$ des gegenwärtigen ſeyn wird, alſo das Herausziehn dieſes immerfort peinigenden Stachels aus unterm Fleiſch. Dies iſt jedoch ſehr ſchwer: denn wir haben es mit einer natürlichen und angeborenen Verkehrtheit zu thun. Etiam sapientibus cupido gloriae novissima exuitur ſagt Tacitus (hist. IV, 6.). Um jene allgemeine Thorheit los zu werden, wäre das alleinige Mittel, ſie deutlich als eine ſolche zu erkennen und zu dieſem Zwecke ſich klar zu machen, wie ganz falſch, verkehrt, irrig und abſurd die meiſten Meinungen in den Köpfen der Menſchen zu ſeyn pflegen, daher ſie, an ſich ſelbſt,

Digitized by Google

keiner Beachtung werth ſind; ſodann, wie wenig realen Einfluß auf uns die Meinung Anderer, in den meiſten Dingen und Fällen, haben kann; ferner, wie ungünſtig überhaupt ſie meiſtentheils iſt, ſo daß faſt Jeder ſich krank ärgern würde, wenn er vernähme, was Alles von ihm geſagt und in welchem Tone von ihm geredet wird; endlich, daß ſogar die Ehre ſelbſt doch eigentlich nur von mittelbarem und nicht von unmittelbarem Werthe iſt u. dgl. m. Wenn eine ſolche Bekehrung von der allgemeinen Thorheit uns gelänge; ſo würde die Folge ein unglaublich großer Zuwachs an Gemüthsruhe und Heiterkeit und ebenfalls ein feſteres und ſichereres Auftreten, ein durchweg unbefangeneres und natürlicheres Betragen ſeyn. Der ſo überaus wohlthätige Einfluß, den eine zurückgezogene Lebensweiſe auf unſere Gemüthsruhe hat, beruht größtentheils darauf, daß eine ſolche uns dem fortwährenden Leben vor den Augen Anderer, folglich der ſteten Berückſichtigung ihrer etwanigen Meinung entzieht und dadurch uns uns ſelber zurückgiebt. Imgleichen würden wir ſehr vielem realen Unglück entgehn, in welches nur jenes rein ideale Streben, richtiger jene heilloſe Thorheit, uns zieht, würden auch viel mehr Sorgfalt für ſolide Güter übrig behalten und dann auch dieſe ungeſtöhrter genießen. Aber, wie geſagt, *χαλεπα τα καλα.*

Die hier geſchilderte Thorheit unſrer Natur treibt hauptſächlich drei Sprößlinge: Ehrgeiz, Eitelkeit und Stolz. Zwiſchen dieſen zwei letzteren beruht der Unterſchied darauf, daß der Stolz die bereits feſtſtehende Ueberzeugung vom eigenen überwiegenden Werthe, in irgend einer Hinſicht, iſt; *Eitelkeit* hingegen der Wunſch, in Andern eine ſolche Ueberzeugung zu erwecken, meiſtens begleitet von der ſtillen Hoffnung, ſie, in Folge davon, auch ſelbſt zu der ſeinigen machen zu können. Demnach iſt Stolz die von *innen* ausgehende, folglich direkte Hochſchätzung ſeiner ſelbſt; hingegen Eitelkeit das Streben, ſolche von *außen* her, alſo indirekt zu erlangen. Dem entſprechend macht die Eitelkeit geſprächig, der Stolz ſchweigſam. — Stolz iſt nicht wer will, ſondern höchſtens kann wer will Stolz affektiren, wird aber aus dieſer, wie aus jeder angenommenen Rolle bald herausfallen. Denn nur die feſte, innere, unerſchütterliche Ueberzeugung von überwiegenden Vorzügen und beſonderm Werthe macht wirklich ſtolz. Dieſe Ueberzeugung mag nun irrig ſeyn, oder auch

Digitized by Google

auf bloß äußerlichen und konventionellen Vorzügen beruhen; — das schadet dem Stolze nicht, wenn sie nur wirklich und ernstlich vorhanden ist. Weil also der Stolz seine Wurzel in der Ueberzeugung hat, steht er, wie alle Erkenntniß, nicht in unsrer Willkür. Sein schlimmster Feind, ich meyne sein größtes Hinderniß, ist die Eitelkeit, als welche um den Beifall Anderer buhlt, um die eigene hohe Meinung von sich erst darauf zu gründen, in welcher bereits ganz fest zu seyn die Voraussetzung des Stolzes ist.

So sehr nun auch durchgängig der Stolz getadelt und verschrien wird; so vermuthe ich doch, daß dies hauptsächlich von Solchen ausgegangen ist, die nichts haben, darauf sie stolz seyn könnten. Der Unverschämtheit und Dummdreistigkeit der meisten Menschen gegenüber, thut Jeder, der irgend welche Vorzüge hat, ganz wohl, sie selbst im Auge zu behalten, um nicht sie gänzlich in Vergessenheit gerathen zu lassen: denn wer, solche gutmüthig ignorirend, mit Jenen sich gerirt, als wäre er ganz ihres Gleichen, den werden sie treuherzig sofort dafür halten. Am meisten aber möchte ich solches Denen anempfehlen, deren Vorzüge von der höchsten Art, d. h. reale, und also rein persönliche sind, da diese nicht, wie Orden und Titel, jeden Augenblick durch sinnliche Einwirkung in Erinnerung gebracht werden: denn sonst werden sie oft genug das sus Minervam exemplificirt seyn. „Scherze mit dem Sklaven; bald wird er dir den Hintern zeigen" — ist ein vortreffliches Arabisches Sprichwort, und das Horazische sume superbiam, quaesitam meritis ist nicht zu verwerfen. Wohl aber ist ie Tugend der Bescheidenheit eine erkleckliche Erfindung für die Lumpe; da ihr gemäß Jeder von sich zu reden hat, als wäre auch er ein solcher, welches herrlich nivellirt, indem es dann so herauskommt, als gäbe es überhaupt nichts als Lumpe.

Die wohlfeilste Art des Stolzes hingegen ist der Nationalstolz. Denn er verräth in dem damit Behafteten den Mangel an individuellen Eigenschaften, auf die er stolz seyn könnte, indem er sonst nicht zu Dem greifen würde, was er mit so vielen Millionen theilt. Wer bedeutende persönliche Vorzüge besitzt, wird vielmehr die Fehler seiner eigenen Nation, da er sie beständig vor Augen hat, am deutlichsten erkennen. Aber jeder erbärmliche Tropf, der nichts in der Welt hat, darauf er stolz

Digitized by Google

seyn könnte, ergreift das letzte Mittel, auf die Nation, der er gerade angehört, stolz zu seyn: hieran erholt er sich und ist nun dankbarlich bereit, alle Fehler und Thorheiten, die ihr eigen sind, πυξ και λαξ zu vertheidigen. Daher wird man z. B. unter funfzig Engländern kaum mehr, als Einen finden, welcher mit-einstimmt, wenn man von der stupiden und degradirenden Bigotterie seiner Nation mit gebürender Verachtung spricht: der Eine aber pflegt ein Mann von Kopf zu seyn. — Die Deutschen sind frei von Nationalstolz und legen hiedurch einen Beweis der ihnen nachgerühmten Ehrlichkeit ab; vom Gegentheil aber Die unter ihnen, welche einen solchen vorgeben und lächerlicher Weise affektiren; wie Dies zumeist die „deutschen Brüder" und Demokraten thun, die dem Volke schmeicheln, um es zu verführen. Es heißt zwar, die Deutschen hätten das Pulver erfunden: ich kann jedoch dieser Meinung nicht beitreten. Und Lichtenberg frägt: „warum giebt sich nicht leicht jemand, der es nicht ist, für einen Deutschen aus, sondern gemeiniglich, wenn er sich für etwas ausgeben will, für einen Franzosen oder Engländer?" Uebrigens überwiegt die Individualität bei Weitem die Nationalität, und in einem gegebenen Menschen verdient jene tausend Mal mehr Berücksichtigung, als diese. Dem Nationalcharakter wird, da er von der Menge redet, nie viel Gutes ehrlicherweise nachzurühmen seyn. Vielmehr erscheint nur die menschliche Beschränktheit, Verkehrtheit und Schlechtigkeit in jedem Lande in einer andern Form und diese nennt man den Nationalcharakter. Von einem derselben degoutirt loben wir den andern, bis es uns mit ihm eben so ergangen ist. — Jede Nation spottet über die andere, und alle haben Recht. —

Der Gegenstand dieses Kapitels, also was wir in der Welt vorstellen, d. h. in den Augen Anderer sind, läßt sich nun, wie schon oben bemerkt, eintheilen in Ehre, Rang und Ruhm.

Der Rang, so wichtig er in den Augen des großen Haufens und der Philister, und so groß sein Nutzen im Getriebe der Staatsmaschine seyn mag, läßt sich, für unsern Zweck, mit wenigen Worten abfertigen. Es ist ein konventioneller, d. h. eigentlich ein simulirter Werth: seine Wirkung ist eine simulirte Hochachtung, und das Ganze eine Komödie für den großen Haufen. — Orden sind Wechselbriefe, gezogen auf die öffentliche

Meinung: ihr Werth beruht auf dem Kredit des Ausſtellers. Inzwiſchen ſind ſie, auch ganz abgeſehn von dem vielen Gelde, welches ſie, als Subſtitut pekuniärer Belohnungen, dem Staat erſparen, eine ganz zweckmäßige Einrichtung; vorausgeſetzt, daß ihre Vertheilung mit Einſicht und Gerechtigkeit geſchehe. Der große Haufe nämlich hat Augen und Ohren, aber nicht viel mehr, zumal blutwenig Urtheilskraft und ſelbſt wenig Gedächtniß. Manche Verdienſte liegen ganz außerhalb der Sphäre ſeines Verſtändniſſes, andere verſteht und bejubelt er, bei ihrem Eintritt, hat ſie aber nachher bald vergeſſen. Da finde ich es ganz paſſend, durch Kreuz oder Stern, der Menge jederzeit und überall zuzurufen: „der Mann iſt nicht eures Gleichen: er hat Verdienſte!“ Durch ungerechte, oder urtheilsloſe, oder übermäßige Vertheilung verlieren aber die Orden dieſen Werth; daher ein Fürſt mit ihrer Ertheilung ſo vorſichtig ſeyn ſollte, wie ein Kaufmann mit dem Unterſchreiben der Wechſel. Die Inſchrift pour le mérite auf einem Kreuze iſt ein Pleonasmus: jeder Orden ſollte pour le mérite ſeyn, — ça va sans dire. —

Viel ſchwerer und weitläuftiger, als die des Ranges, iſt die Erörterung der Ehre. Zuvörderſt hätten wir ſie zu definiren. Wenn ich nun in dieſer Abſicht etwan ſagte: die Ehre iſt das äußere Gewiſſen, und das Gewiſſen die innere Ehre; — ſo könnte Dies vielleicht Manchem gefallen; würde jedoch mehr eine glänzende, als eine deutliche und gründliche Erklärung ſeyn. Daher ſage ich: die Ehre iſt, objektiv, die Meinung Anderer von unſerm Werth, und ſubjektiv, unſere Furcht vor dieſer Meinung. In letzterer Eigenſchaft hat ſie oft eine ſehr heilſame, wenn auch keineswegs rein moraliſche Wirkung, — im Mann von Ehre.

Die Wurzel und der Urſprung des jedem, nicht ganz verdorbenen Menſchen einwohnenden Gefühls für Ehre und Schande, wie auch des hohen Werthes, welcher erſterer zuerkannt wird, liegt in Folgendem. Der Menſch für ſich allein vermag gar wenig und iſt ein verlaſſener Robinſon: nur in der Gemeinſchaft mit den andern iſt und vermag er viel. Dieſes Verhältniſſes wird er inne, ſobald ſein Bewußtſeyn ſich irgend zu entwickeln anfängt, und alsbald entſteht in ihm das Beſtreben, für ein taugliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu gelten, alſo für

Digitized by Google

eines, das fähig iſt, pro parte virili mitzuwirken, und dadurch berechtigt, der Vortheile der menſchlichen Gemeinſchaft theilhaft zu werden. Ein ſolches nun iſt er dadurch, daß er, erſtlich, Das leiſtet, was man von Jedem überall, und ſodann Das, was man von ihm in der beſondern Stelle, die er eingenommen hat, fordert und erwartet. Eben ſo bald aber erkennt er, daß es hiebei nicht darauf ankommt, daß er es in ſeiner eigenen, ſondern daß er es in der Meinung der Anderen ſei. Hieraus entſpringt demnach ſein eifriges Streben nach der günſtigen Meinung Anderer und der hohe Werth, den er auf dieſe legt: Beides zeigt ſich mit der Urſprünglichkeit eines angeborenen Gefühls, welches man Ehrgefühl und, nach Umſtänden, Gefühl der Schaam (verecundia) nennt. Dieſes iſt es, was ſeine Wangen röthet, ſobald er glaubt, plötzlich in der Meinung Anderer verlieren zu müſſen, ſelbſt wo er ſich unſchuldig weiß; ſogar da, wo der ſich aufdeckende Mangel eine nur relative, nämlich willkürlich übernommene Verpflichtung betrifft: und andrerſeits ſtärkt nichts ſeinen Lebensmuth mehr, als die erlangte, oder erneuerte Gewißheit von der günſtigen Meinung Anderer; weil ſie ihm den Schutz und die Hülfe der vereinten Kräfte Aller verſpricht, welche eine unendlich größere Wehrmauer gegen die Uebel des Lebens ſind, als ſeine eigenen.

Aus den verſchiedenen Beziehungen, in denen der Menſch zu Andern ſtehn kann und in Hinſicht auf welche ſie Zutrauen zu ihm, alſo eine gewiſſe gute Meinung von ihm, zu hegen haben, entſtehn mehrere Arten der Ehre. Dieſe Beziehungen ſind hauptſächlich das Mein und Dein, ſodann die Leiſtungen der Anheiſchigen, endlich das Sexualverhältniß: ihnen entſprechen die bürgerliche Ehre, die Amtsehre und die Sexualehre, jede von welchen noch wieder Unterarten hat.

Die weiteſte Sphäre hat die bürgerliche Ehre: ſie beſteht in der Vorausſetzung, daß wir die Rechte eines Jeden unbedingt achten und daher uns nie ungerechter, oder geſetzlich unerlaubter Mittel zu unſerm Vortheile bedienen werden. Sie iſt die Bedingung zur Theilnahme an allem friedlichen Verkehr. Sie geht verloren durch eine einzige offenbar und ſtark dawider laufende Handlung, folglich auch durch jede Kriminalſtrafe; wiewohl nur unter Vorausſetzung der Gerechtigkeit derſelben. Immer aber

Digitized by Google

beruht die Ehre, in ihrem letzten Grunde, auf der Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit des moraliſchen Charakters, vermöge welcher eine einzige ſchlechte Handlung die gleiche moraliſche Beſchaffenheit aller folgenden, ſobald ähnliche Umſtände eintreten werden, verbürgt: dies bezeugt auch der Engliſche Ausdruck character für Ruf, Reputation, Ehre. Deshalb eben iſt die verlorene Ehre nicht wiederherzuſtellen; es ſei denn, daß der Verluſt auf Täuſchung, wie Verläumdung, oder falſchen Schein, beruht hätte. Demgemäß giebt es Geſetze gegen Verläumdung, Pasquille, auch Injurien: denn die Injurie, das bloße Schimpfen, iſt eine ſummariſche Verläumdung, ohne Angabe der Gründe: dies ließe ſich Griechiſch gut ausdrücken: *εστι ἡ λοιδορια διαβολη συντομος*, — welches jedoch nirgends vorkommt. Freilich legt Der, welcher ſchimpft, dadurch an den Tag, daß er nichts Wirkliches und Wahres gegen den Andern vorzubringen hat; da er ſonſt Dieſes als die Prämiſſen geben und die Konkluſion getroſt den Hörern überlaſſen würde; ſtatt deſſen er die Konkluſion giebt und die Prämiſſen ſchuldig bleibt: allein er verläßt ſich auf die Präſumtion, daß Dies nur beliebter Kürze halber geſchehe.

Die Ehre hat, in gewiſſem Sinne, einen negativen Charakter, nämlich im Gegenſatz des Ruhmes, der einen poſitiven Charakter hat. Denn die Ehre iſt nicht die Meinung von beſondern, dieſem Subjekt allein zukommenden Eigenſchaften, ſondern nur von den, der Regel nach, vorauszuſetzenden, als welche auch ihm nicht abgehn ſollen. Sie beſagt daher nur, daß dies Subjekt keine Ausnahme mache; während der Ruhm beſagt, daß es eine mache. Ruhm muß daher erſt erworben werden: die Ehre hingegen braucht bloß nicht verloren zu gehn. Dem entſprechend iſt Ermangelung des Ruhmes Obſkurität, ein Negatives; Ermangelung der Ehre iſt Schande, ein Poſitives. — Dieſe Negativität darf aber nicht mit Paſſivität verwechſelt werden: vielmehr hat die Ehre einen ganz aktiven Charakter. Sie geht nämlich allein von dem Subjekt derſelben aus, beruht auf ſeinem Thun und Laſſen, nicht aber auf Dem, was Andere thun und was ihm widerfährt: ſie iſt alſo *των εφ' ἡμιν*. Dies iſt, wie wir bald ſehn werden, ein Unterſcheidungsmerkmal der wahren Ehre von der ritterlichen, oder Afterehre.

Digitized by Google

Bloß durch Verläumdung iſt ein Angriff von außen auf die Ehre möglich: das einzige Gegenmittel iſt Widerlegung derſelben, mit ihr angemeſſener Oeffentlichkeit und Entlarvung des Verläumders.

Die Achtung vor dem Alter ſcheint darauf zu beruhen, daß die Ehre junger Leute zwar als Vorausſetzung angenommen, aber noch nicht erprobt iſt, daher eigentlich auf Kredit beſteht. Bei den Aelteren aber hat es ſich im Laufe des Lebens ausweiſen müſſen, ob ſie, durch ihren Wandel, ihre Ehre behaupten konnten. Denn weder die Jahre an ſich, als welche auch Thiere, und einige in viel höherer Zahl, erreichen, noch auch die Erfahrung, als bloße, nähere Kenntniß vom Laufe der Welt, ſind hinreichender Grund für die Achtung der Jüngeren gegen die Aelteren, welche doch überall gefordert wird: die bloße Schwäche des höheren Alters würde mehr auf Schonung, als auf Achtung Anſpruch geben. Merkwürdig aber iſt es, daß dem Menſchen ein gewiſſer Reſpekt vor weißen Haaren angeboren und daher wirklich inſtinktiv iſt. Runzeln, ein ungleich ſichereres Kennzeichen des Alters, erregen dieſen Reſpekt keineswegs: nie wird von ehrwürdigen Runzeln, aber ſtets vom ehrwürdigen weißen Haare geredet.

Der Werth der Ehre iſt nur ein mittelbarer. Denn, wie bereits am Eingang dieſes Kapitels auseinandergeſetzt iſt, die Meinung Anderer von uns kann nur inſofern Werth für uns haben, als ſie ihr Handeln gegen uns beſtimmt, oder gelegentlich beſtimmen kann. Dies iſt jedoch der Fall, ſo lange wir mit oder unter Menſchen leben. Denn, da wir, im civiliſirten Zuſtande, Sicherheit und Beſitz nur der Geſellſchaft verdanken, auch der Anderen, bei allen Unternehmungen, bedürfen und ſie Zutrauen zu uns haben müſſen, um ſich mit uns einzulaſſen; ſo iſt ihre Meinung von uns von hohem, wiewohl immer nur mittelbarem Werthe für uns: einen unmittelbaren kann ich ihr nicht zuerkennen. In Uebereinſtimmung hiemit ſagt auch Cicero: de bona autem fama Chrysippus quidem et Diogenes, detracta utilitate, ne digitum quidem, ejus causa, porrigendum esse dicebant. Quibus ego vehementer assentior. (fin. III, 17.) Imgleichen giebt eine weitläuftige Auseinanderſetzung dieſer Wahrheit Helvetius, in ſeinem Meiſterwerke,

de l'esprit (Disc. III, ch. 13), deren Resultat ist: nous n'aimons pas l'estime pour l'estime, mais uniquement pour les avantages qu'elle procure. Da nun das Mittel nicht mehr werth seyn kann, als der Zweck; so ist der Paradespruch „die Ehre geht über das Leben," wie gesagt, eine Hyperbel.

Soviel von der bürgerlichen Ehre. Von der Amtsehre hätte ich nichts zu sagen, als was genugsam bekannt ist. Hingegen scheint mir die Sexualehre einer näheren Betrachtung und Zurückführung ihrer Grundsätze auf die Wurzel derselben zu bedürfen, welche zugleich bestätigen wird, daß alle Ehre zuletzt auf Nützlichkeitsrücksichten beruht.

Die Sexualehre zerfällt, ihrer Natur nach, in Weiber- und Männer-Ehre, und ist von beiden Seiten ein wohlverstandener esprit de corps. Die erstere ist bei Weitem die wichtigste von beiden; weil im weiblichen Leben das Sexualverhältniß die Hauptsache ist. — Die weibliche Ehre also ist die allgemeine Meinung von einem Mädchen, daß sie sich gar keinem Manne, und von einer Frau, daß sie sich nur dem ihr angetrauten hingegeben habe. Die Wichtigkeit dieser Meinung beruht auf Folgendem. Das weibliche Geschlecht verlangt und erwartet vom männlichen Alles, nämlich Alles, was es wünscht und braucht: das männliche verlangt vom weiblichen zunächst und unmittelbar nur Eines. Daher mußte die Einrichtung getroffen werden, daß das männliche Geschlecht vom weiblichen jenes Eine nur erlangen kann gegen Uebernahme der Sorge für Alles und zudem für die aus der Verbindung entspringenden Kinder: auf dieser Einrichtung beruht die Wohlfahrt des ganzen weiblichen Geschlechts. Um sie durchzusetzen, muß nothwendig das weibliche Geschlecht zusammenhalten und esprit de corps beweisen. Dann aber steht es als ein Ganzes und in geschlossener Reihe dem gesammten männlichen Geschlechte, welches durch das Uebergewicht seiner Körper- und Geisteskräfte von Natur im Besitz aller irdischen Güter ist, als dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber, der besiegt und erobert werden muß, um, mittelst seines Besitzes, in den Besitz der irdischen Güter zu gelangen. Zu diesem Ende nun ist die Ehrenmarime des ganzen weiblichen Geschlechts, daß dem männlichen jeder uneheliche Beischlaf durchaus versagt bleibe; damit jeder Einzelne zur Ehe, als welche eine Art von Kapitu-

Digitized by Google

lation iſt, gezwungen und dadurch das ganze weibliche Geſchlecht verſorgt werde. Dieſer Zweck kann aber nur vermittelſt ſtrenger Beobachtung der obigen Maxime vollkommen erreicht werden: daher wacht das ganze weibliche Geſchlecht, mit wahrem esprit de corps, über die Aufrechthaltung derſelben unter allen ſeinen Mitgliedern. Demgemäß wird jedes Mädchen, welches durch unehelichen Beiſchlaf einen Verrath gegen das ganze weibliche Geſchlecht begangen hat, weil deſſen Wohlfahrt durch das Allgemeinwerden dieſer Handlungsweiſe untergraben werden würde, von demſelben ausgeſtoßen und mit Schande belegt: es hat ſeine Ehre verloren. Kein Weib darf mehr mit ihm umgehn: es wird, gleich einer Verpeſteten, gemieden. Das gleiche Schickſal trifft die Ehebrecherin; weil dieſe dem Manne die von ihm eingegangene Kapitulation nicht gehalten hat, durch ſolches Beiſpiel aber die Männer vom Eingehen derſelben abgeſchreckt werden; während auf ihr das Heil des ganzen weiblichen Geſchlechts beruht. Aber noch überdies verliert die Ehebrecherin, wegen der groben Wortbrüchigkeit und des Betruges in ihrer That, mit der Sexualehre zugleich die bürgerliche. Daher ſagt man wohl mit einem entſchuldigenden Ausdruck, „ein gefallenes Mädchen," aber nicht „eine gefallene Frau," und der Verführer kann Jene, durch die Ehe, wieder ehrlich machen; nicht ſo der Ehebrecher dieſe, nachdem ſie geſchieden worden. — Wenn man nun, in Folge dieſer klaren Einſicht, einen zwar heilſamen, ja nothwendigen, aber wohlberechneten und auf Intereſſe geſtützten esprit de corps als die Grundlage des Princips der weiblichen Ehre erkennt; ſo wird man dieſer zwar die größte Wichtigkeit für das weibliche Daſeyn und daher einen großen relativen, jedoch keinen abſoluten, über das Leben und ſeine Zwecke hinausliegenden und demnach mit dieſem ſelbſt zu erkaufenden Werth beilegen können. Demnach nun wird man den überſpannten, zu tragiſchen Farçen ausartenden Thaten der Lukretia und des Virginius keinen Beifall ſchenken können. Daher eben hat der Schluß der Emilia Galotti etwas ſo Empörendes, daß man das Schauſpielhaus in völliger Verſtimmung verläßt. Hingegen kann man nicht umhin, der Sexualehre zum Trotz, mit dem Klärchen des Egmont zu ſympathiſiren. Jenes auf die Spitze Treiben des weiblichen Ehrenprincips gehört, wie ſo Manches, zum Vergeſſen des Zwecks

über die Mittel: denn der Sexualehre wird, durch ſolche Ueberſpannung, ein abſoluter Werth angedichtet; während ſie, noch mehr als alle andere Ehre, einen bloß relativen hat; ja, man möchte ſagen einen bloß konventionellen, wenn man aus dem Thomasius de concubinatu erſieht, wie in faſt allen Ländern und Zeiten, bis zur Lutheriſchen Reformation, das Konkubinat ein geſetzlich erlaubtes und anerkanntes Verhältniß geweſen iſt, bei welchem die Konkubine ehrlich blieb; der Mylitta zu Babylon (Herodot I, 199.) u. ſ. w. gar nicht zu gedenken. Auch giebt es allerdings bürgerliche Verhältniſſe, welche die äußere Form der Ehe unmöglich machen, beſonders in katholiſchen Ländern, wo keine Scheidung ſtattfindet; überall aber für regierende Herren, als welche, meiner Meinung nach, viel moraliſcher handeln, wenn ſie eine Mätreſſe halten, als wenn ſie eine morganatiſche Ehe eingehen, deren Deſcendenz, beim etwanigen Ausſterben der legitimen, einſt Anſprüche erheben könnte; weshalb, ſei es auch noch ſo entfernt, durch ſolche Ehe die Möglichkeit eines Bürgerkrieges herbeigeführt wird. Ferner iſt zu erwägen, daß Jeder im Lande das Weib ſeiner Wahl ehelichen kann, bis auf Einen, dem dieſes natürliche Recht benommen iſt: dieſer arme Mann iſt der Fürſt. Seine Hand gehört dem Lande und wird nach der Staatsräſon, d. h. dem Wohl des Landes gemäß, vergeben. Nun aber iſt er doch ein Menſch und will auch ein Mal dem Hange ſeines Herzens folgen. Daher iſt es ſo ungerecht und undankbar, wie es ſpießbürgerlich iſt, dem Fürſten das Halten einer Mätreſſe verwehren, oder vorwerfen zu wollen; verſteht ſich, ſo lange ihr kein Einfluß auf die Regierung geſtattet wird. Auch ihrerſeits iſt eine ſolche Mätreſſe, hinſichtlich der Sexualehre, gewiſſermaaßen eine Ausnahmsperſon, eine Eximirte von der allgemeinen Regel: denn ſie hat ſich bloß einem Manne ergeben, der ſie und den ſie lieben, aber nimmermehr heirathen konnte. — Ueberhaupt aber zeugen von dem nicht rein natürlichen Urſprunge des weiblichen Ehrenprincips die vielen blutigen Opfer, welche demſelben gebracht werden, — im Kindermorde und Selbſtmorde der Mütter. Allerdings begeht ein Mädchen, die ſich ungeſetzlich Preis giebt, dadurch einen Treuebruch gegen ihr ganzes Geſchlecht: jedoch iſt dieſe Treue nur ſtillſchweigend angenommen und nicht beſchworen. Und da, im gewöhnlichen Fall, ihr eigener Vortheil

Digitized by Google

am unmittelbarsten darunter leidet, so ist ihre Thorheit dabei unendlich größer, als ihre Schlechtigkeit.

Die Geschlechtsehre der Männer wird durch die der Weiber hervorgerufen, als der entgegengesetzte esprit de corps, welcher verlangt, daß Jeder, der die dem Gegenpart so sehr günstige Kapitulation, die Ehe, eingegangen ist, jetzt darüber wache, daß sie ihm gehalten werde; damit nicht selbst dieses Paktum, durch das Einreißen einer laren Observanz desselben, seine Festigkeit verliere und die Männer, indem sie Alles hingeben, nicht ein Mal des Einen versichert seien, was sie dafür erhandeln, des Alleinbesitzes des Weibes. Demgemäß fordert die Ehre des Mannes, daß er den Ehebruch seiner Frau ahnde und, wenigstens durch Trennung von ihr, strafe. Duldet er ihn wissentlich, so wird er von der Männergemeinschaft mit Schande belegt: jedoch ist diese lange nicht so durchgreifend, wie die durch den Verlust der Geschlechtsehre das Weib treffende; weil beim Manne die Geschlechtsbeziehung eine untergeordnete ist, indem er in noch vielen andern und wichtigeren steht. Die zwei großen dramatischen Dichter der neuern Zeit haben, jeder zwei Mal, diese Männerehre zu ihrem Thema genommen: Shakesspeare, im Othello und im Wintermährchen, und Calderon, in el medico de su honra (der Arzt seiner Ehre) und a secreto agravio secreta venganza (für geheime Schmach geheime Rache). Uebrigens fordert diese Ehre nur die Bestrafung des Weibes, nicht die ihres Buhlen; welche bloß ein opus supererogationis ist: hiedurch bestätigt sich der angegebene Ursprung derselben aus dem esprit de corps der Männer. —

Die Ehre, wie ich sie bis hieher, in ihren Gattungen und Grundsätzen, betrachtet habe, findet sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten als allgemein geltend; wenn gleich der Weiberehre sich einige lokale und temporäre Modifikationen ihrer Grundsätze nachweisen lassen. Hingegen giebt es noch eine von jener allgemein und überall gültigen gänzlich verschiedene Gattung der Ehre, von welcher weder Griechen noch Römer einen Begriff hatten, so wenig wie Chinesen, Hindu und Mohammedaner bis auf den heutigen Tag, irgend etwas von ihr wissen. Denn sie ist erst im Mittelalter entstanden und bloß im christlicheu Europa einheimisch geworden, ja, selbst hier nur unter einer äußerst klei-

Digitized by Google

nen Fraktion der Bevölkerung, nämlich unter den höhern Ständen der Gesellschaft und was ihnen nacheifert. Es ist die ritterliche Ehre, oder das point d'honneur. Da ihre Grundsätze von denen der bis hieher erörterten Ehre gänzlich verschieden, sogar diesen zum Theil entgegengesetzt sind; so will ich dieselben hier besonders aufstellen, als einen Kodex, oder Spiegel der ritterlichen Ehre.

1) Die Ehre besteht nicht in der Meinung Anderer von unserm Werth, sondern ganz allein in den Aeußerungen einer solchen Meinung; gleichviel ob die geäußerte Meinung wirklich vorhanden sei, oder nicht; geschweige, ob sie Grund habe. Demnach mögen Andere, in Folge unsers Lebenswandels, eine noch so schlechte Meinung von uns hegen, uns noch so sehr verachten; so lange nur Keiner sich unterfteht, solches laut zu äußern, schadet es der Ehre durchaus nicht. Umgekehrt aber, wenn wir auch durch unsere Eigenschaften und Handlungen alle Andern zwingen, uns sehr hoch zu achten (denn das hängt nicht von ihrer Willkür ab); so darf dennoch nur irgend Einer, — und wäre es der Schlechteste und Dümmste —, seine Geringschätzung über uns aussprechen, und alsbald ist unsere Ehre verletzt, ja, sie ist auf immer verloren; wenn sie nicht wieder hergestellt wird. — Ein überflüssiger Beleg dazu, daß es keineswegs auf die Meinung Anderer, sondern allein auf die Aeußerung einer solchen ankomme, ist der, daß Verunglimpfungen zurückgenommen, nöthigenfalls abgebeten werden können, wodurch es dann ist, als wären sie nie geschehn: ob dabei die Meinung, aus der sie entsprungen, sich ebenfalls geändert habe und weshalb dies geschehn seyn sollte, thut nichts zur Sache: nur die Aeußerung wird annullirt, und dann ist Alles gut. Hier ist es demnach nicht darauf abgesehn, Respekt zu verdienen, sondern ihn zu ertrotzen.

2) Die Ehre eines Mannes beruht nicht auf Dem, was er thut, sondern auf Dem, was er leidet, was ihm widerfährt. Wenn, nach den Grundsätzen der zuerst erörterten, allgemein geltenden Ehre, diese allein abhängt von Dem, was er selbst sagt, oder thut; so hängt hingegen die ritterliche Ehre ab von Dem, was irgend ein Anderer sagt, oder thut. Sie liegt sonach in der Hand, ja, hängt an der Zungenspitze eines Jeden, und kann, wenn dieser zugreift, jeden Augenblick auf immer verloren gehn,

Digitized by Google

falls nicht der Betroffene, durch einen bald zu erwähnenden Herstellungsprozeß, sie wieder an sich reißt, welches jedoch nur mit Gefahr seines Lebens, seiner Gesundheit, seiner Freiheit, seines Eigenthums und seiner Gemüthsruhe geschehn kann. Diesem zufolge mag das Thun und Lassen eines Mannes das rechtschaffenste und edelste, sein Gemüth das reinste und sein Kopf der eminenteste seyn; so kann dennoch seine Ehre jeden Augenblick verloren gehn, sobald es nämlich irgend Einem, — der nur noch nicht diese Ehrengesetze verletzt hat, übrigens aber der nichtswürdigste Lump, das stupideste Vieh, ein Tagedieb, Spieler, Schuldenmacher, kurz, ein Mensch, der nicht werth ist, daß Jener ihn ansieht, seyn kann, — beliebt, ihn zu schimpfen. Sogar wird es meistentheils gerade ein Subjekt solcher Art seyn, dem Dies beliebt; weil eben, wie Seneka richtig bemerkt, ut quisque contemtissimus et ludribrio est, ita solutissimae linguae est (de constantia, 11.): auch wird ein Solcher gerade gegen Einen, wie der zuerst Geschilderte, am leichtesten aufgereizt werden; weil die Gegensätze sich hassen und weil der Anblick überwiegender Vorzüge die stille Wuth der Nichtswürdigkeit zu erzeugen pflegt; daher eben Göthe sagt:

Was klagst du über Feinde?
Sollten Solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist?
W. O. Divan.

Man sieht, wie sehr viel gerade die Leute der zuletzt geschilderten Art dem Ehrenprincip zu danken haben; da es sie mit Denen nivellirt, welche ihnen sonst in jeder Beziehung unerreichbar wären. — Hat nun ein Solcher geschimpft, d. h. dem Andern eine schlechte Eigenschaft zugesprochen; so gilt dies, vor der Hand, als ein objektiv wahres und gegründetes Urtheil, ein rechtskräftiges Dekret, ja, es bleibt für alle Zukunft wahr und gültig, wenn es nicht alsbald mit Blut ausgelöscht wird: d. h. der Geschimpfte bleibt (in den Augen aller „Leute von Ehre") Das, was der Schimpfer (und wäre dieser der letzte aller Erdensöhne) ihn genannt hat: denn er hat es (dies ist der terminus technicus) „auf sich sitzen lassen." Demgemäß werden die „Leute von Ehre" ihn jetzt durchaus verachten, ihn wie einen

Digitized by Google

Verpesteten fliehen, z. B. sich laut und öffentlich weigern, in eine Gesellschaft zu gehn, wo er Zutritt hat, u. s. w. — Den Ursprung dieser weisen Grundansicht glaube ich mit Sicherheit darauf zurückführen zu können, daß (nach C. G. von Wächters „Beiträge zur deutschen Geschichte, besonders des deutschen Strafrechts" 1845) im Mittelalter, bis ins 15. Jahrhundert, bei Kriminalprocessen, nicht der Ankläger die Schuld, sondern der Angeklagte seine Unschuld zu beweisen hatte. Dies konnte geschehn durch einen Reinigungseid, zu welchem er jedoch noch der Eideshelfer (consacramentales) bedurfte, welche schworen, sie seien überzeugt, daß er keines Meineides fähig sei. Hatte er diese nicht, oder ließ der Ankläger sie nicht gelten; so trat Gottesurtheil ein und dieses bestand gewöhnlich im Zweikampf. Denn der Angeklagte war jetzt ein „Bescholtener" und hatte sich zu reinigen. Wir sehn hier den Ursprung des Begriffs des Bescholtenseyns und des ganzen Hergangs der Dinge, wie er noch heute unter den „Leuten von Ehre" Statt findet, nur mit Weglassung des Eides. — So viel, was das Schimpfen betrifft. Nun aber giebt es sogar noch etwas Aergeres, als Schimpfen, etwas so Erschreckliches, daß ich wegen dessen bloßer Erwähnung in diesem Kodex der ritterlichen Ehre, die „Leute von Ehre" um Verzeihung zu bitten habe, da ich weiß, daß beim bloßen Gedanken daran ihnen die Haut schaudert und ihr Haar sich emporsträubt, indem es das summum malum, der Uebel größtes auf der Welt, und ärger als Tod und Verdammniß ist. Es kann nämlich, horribile dictu, Einer dem Andern einen Klaps, oder Schlag versetzen. Dies ist eine entsetzliche Begebenheit und führt einen so kompleten Ehrentod herbei, daß, wenn alle andern Verletzungen der Ehre schon durch Blutlassen zu heilen sind, diese zu ihrer gründlichen Heilung einen kompleten Todschlag erfordert.

3) Die Ehre hat mit Dem, was der Mensch an und für sich seyn mag, oder mit der Frage, ob seine moralische Beschaffenheit sich jemals ändern könne, und allen solchen Schulfuchsereien, ganz und gar nichts zu thun; sondern wann sie verletzt, oder vor der Hand verloren ist, kann sie, wenn man nur schleunig dazuthut, recht bald und vollkommen wiederhergestellt werden, durch ein einziges Universalmittel, das Duell. Ist jedoch

Digitized by Google

der Verletzer nicht aus den Ständen, die sich zum Kodex der ritterlichen Ehre bekennen, oder hat derselbe diesem schon ein Mal zuwider gehandelt; so kann man, zumal wenn die Ehrenverletzung eine thätliche, aber auch wenn sie eine bloß wörtliche gewesen seyn sollte, eine sichere Operation vornehmen, indem man, wenn man bewaffnet ist, ihn auf der Stelle, allenfalls auch noch eine Stunde nachher, niedersticht; wodurch dann die Ehre wieder heil ist. Außerdem aber, oder wenn man, aus Besorgniß vor daraus entstehenden Unannehmlichkeiten, diesen Schritt vermeiden möchte, oder wenn man bloß ungewiß ist, ob der Beleidiger sich den Gesetzen der ritterlichen Ehre unterwerfe, oder nicht, hat man ein Palliativmittel, an der „Avantage." Diese besteht darin, daß, wenn er grob gewesen ist, man noch merklich gröber sei: geht dies mit Schimpfen nicht mehr an, so schlägt man drein und zwar ist auch hier ein Klimax der Ehrenrettung: Ohrfeigen werden durch Stockschläge kurirt, diese durch Hetzpeitschenhiebe: selbst gegen Letztere wird von Einigen das Anspucken als probat empfohlen. Nur wenn man mit diesen Mitteln nicht mehr zur Zeit kommt, muß durchaus zu blutigen Operationen geschritten werden. Diese Palliativmethode hat ihren Grund eigentlich in der folgenden Maxime.

4) Wie Geschimpftwerden eine Schande, so ist Schimpfen eine Ehre. Z. B. auf der Seite meines Gegners sei Wahrheit, Recht und Vernunft; ich aber schimpfe; so müssen diese Alle einpacken, und Recht und Ehre ist auf meiner Seite: er hingegen hat vorläufig seine Ehre verloren, — bis er sie herstellt, nicht etwan durch Recht und Vernunft, sondern durch Schießen und Stechen. Demnach ist die Grobheit eine Eigenschaft, welche, im Punkte der Ehre, jede andere ersetzt, oder überwiegt: der Gröbste hat allemal Recht: quid multa? Zeigt etwan in einer Diskussion, oder sonst im Gespräch ein Anderer richtigere Sachkenntniß, strengere Wahrheitsliebe, gesünderes Urtheil, mehr Verstand, als wir, oder überhaupt, läßt er geistige Vorzüge blicken, die uns in Schatten stellen; so können wir alle dergleichen Ueberlegenheiten und unsere eigene durch sie aufgedeckte Dürftigkeit sogleich aufheben und nun umgekehrt selbst überlegen seyn, indem wir beleidigend und grob werden. Denn eine Grobheit besiegt jedes Argument und eklipcirt allen Geist: wenn daher nicht etwan

der Gegner sich darauf einläßt und sie mit einer größeren erwidert, wodurch wir in den edelen Wettkampf der Avantage gerathen; so bleiben wir Sieger und die Ehre ist auf unserer Seite: Wahrheit, Kenntniß, Verstand, Geist, Witz müssen einpacken und sind aus dem Felde geschlagen von der göttlichen Grobheit. Daher werden „Leute von Ehre", sobald Jemand eine Meinung äußert, die von der ihrigen abweicht, oder auch nur mehr Verstand zeigt, als sie ins Feld stellen können, sogleich Miene machen, jenes Kampfroß zu besteigen. Man sieht schon hier, wie sehr mit Recht dem Ehrenprincip die Veredelung des Tones in der Gesellschaft nachgerühmt wird. — Diese Maxime beruht nun wieder auf der folgenden, welche die eigentliche Grundmaxime und die Seele des ganzen Kodex ist.

5) Der oberste Richterstuhl des Rechts, an den man, in allen Differenzen, von jedem andern, soweit es die Ehre betrifft, appelliren kann, ist der der physischen Gewalt, d. h. der Thierheit. Denn jede Grobheit ist eigentlich eine Appellation an die Thierheit, indem sie den Kampf der geistigen Kräfte, oder des moralischen Rechts, für inkompetent erklärt und an deren Stelle den Kampf der physischen Kräfte setzt, welcher bei der Species Mensch, die von Franklin ein toolmaking animal (Werkzeuge verfertigendes Thier) definirt wird, mit den ihr demnach eigenthümlichen Waffen, im Duell, vollzogen wird und eine unwiderrufliche Entscheidung herbeiführt. — Diese Grundmaxime wird bekanntlich, mit Einem Worte, durch den Ausdruck Faustrecht, welcher dem Ausdruck Aberwitz analog und daher, wie dieser, ironisch ist, bezeichnet: demnach sollte, ihm gemäß, die ritterliche Ehre die Faust-Ehre heißen. —

6) Hatten wir, weiter oben, die bürgerliche Ehre sehr skrupulös gefunden im Punkte des Mein und Dein, der eingegangenen Verpflichtungen und des gegebenen Wortes; so zeigt hingegen der hier in Betrachtung genommene Kodex darin die noblste Liberalität. Nämlich nur ein Wort darf nicht gebrochen werden, das Ehrenwort, d. h. das Wort, bei dem man gesagt hat „auf Ehre!" — woraus die Präsumtion entsteht, daß jedes andere Wort gebrochen werden darf. Sogar bei dem Bruch dieses Ehrenworts läßt sich zur Noth die Ehre noch retten, durch das Universalmittel, das Duell, hier mit Denjenigen, welche

Digitized by Google

behaupten, wir hätten das Ehrenwort gegeben. — Ferner: nur eine Schuld giebt es, die unbedingt bezahlt werden muß, — die Spielschuld, welche auch demgemäß den Namen „Ehrenschuld" führt. Um alle übrigen Schulden mag man Juden und Christen prellen: das schadet der ritterlichen Ehre durchaus nicht. —

Daß nun dieser seltsame, barbarische und lächerliche Kodex der Ehre nicht aus dem Wesen der menschlichen Natur, oder einer gesunden Ansicht menschlicher Verhältnisse hervorgegangen sei, erkennt der Unbefangene auf den ersten Blick. Zudem aber wird es durch den äußerst beschränkten Bereich seiner Geltung bestätigt: dieser nämlich ist ausschließlich Europa und zwar nur seit dem Mittelalter, und auch hier nur beim Adel, Militär und was diesen nacheifert. Denn weder Griechen, noch Römer, noch die hochgebildeten Asiatischen Völker, alter und neuer Zeit, wissen irgend etwas von dieser Ehre und ihren Grundsätzen. Sie alle kennen keine andere Ehre, als die zuerst analysirte. Bei ihnen allen gilt demnach der Mann für Das, wofür sein Thun und Lassen ihn kund giebt, nicht aber für Das, was irgend einer losen Zunge beliebt von ihm zu sagen. Bei ihnen allen kann was Einer sagt, oder thut, wohl seine eigene Ehre vernichten, aber nie die eines Andern. Ein Schlag ist bei ihnen allen eben nur ein Schlag, wie jedes Pferd und jeder Esel ihn gefährlicher versetzen kann: er wird, nach Umständen, zum Zorne reizen, auch wohl auf der Stelle gerächt werden: aber mit der Ehre hat er nichts zu thun, und keineswegs wird Buch gehalten, über Schläge, oder Schimpfwörter, nebst der dafür gewordenen, oder aber einzufordern versäumten „Satisfaktion." An Tapferkeit und Lebensverachtung stehn sie den Völkern des christlichen Europa's nicht nach. Griechen und Römer waren doch wohl ganze Helden: aber sie wußten nichts vom point d'honneur. Der Zweikampf war bei ihnen nicht Sache der Edlen im Volke, sondern feiler Gladiatoren, preisgegebener Sklaven und verurtheilter Verbrecher, welche, mit wilden Thieren abwechselnd, auf einander gehetzt wurden, zur Belustigung des Volks. Bei Einführung des Christenthums wurden die Gladiatorenspiele aufgehoben: an ihre Stelle aber ist, in der christlichen Zeit, das Duell getreten. Waren jene ein grausames Opfer, der allgemeinen Schaulust gebracht; so ist dieses ein grausames Opfer, dem allge-

Digitized by Google

meinen Vorurtheil gebracht; aber nicht wie jenes, von Verbrechern, Sklaven und Gefangenen; sondern von Freien und Edeln.

Das den Alten jenes Vorurtheil völlig fremd war, bezeugen eine Menge uns aufbehaltener Züge. Als z. B. ein Teutonischer Häuptling den Marius zum Zweikampf herausgefordert hatte, ließ dieser Held ihm antworten: „wenn er seines Lebens überdrüssig wäre, möge er sich aufhängen", bot ihm jedoch einen ausgedienten Gladiator an, mit dem er sich herumschlagen könne (Freinsh. suppl. in Liv. lib. LXVIII. c. 12.). Im Plutarch (Them. 11.) lesen wir, daß der Flottenbefehlshaber Eurybiades, mit dem Themistokles streitend, den Stock aufgehoben habe, ihn zu schlagen; jedoch nicht, daß dieser darauf den Degen gezogen, vielmehr, daß er gesagt habe: παταξον μεν ουν, ακουσον δε: „schlage mich, aber höre mich." Mit welchem Unwillen muß doch der Leser „von Ehre" hiebei die Nachricht vermissen, daß das Athenienſische Offizierkorps sofort erklärt habe, unter so einem Themistokles nicht ferner dienen zu wollen! — Ganz richtig sagt demnach ein neuerer Französischer Schriftsteller: si quelqu'un s'avisait de dire que Démosthène fut un homme d'honneur, on sourirait de pitié; — — — Cicéron n'était pas un homme d'honneur nonplus. (Soirées littéraires, par C. Durand. Rouen 1828. Vol. 2. p. 300.) Ferner zeigt die Stelle im Plato (de leg. IX, die letzten 6 Seiten, imgleichen XI p. 131 Bip.) über die αικια, d. h. Mißhandlungen, zur Genüge, daß die Alten von der Ansicht des ritterlichen Ehrenpunktes bei solchen Sachen keine Ahndung hatten. Sokrates ist, in Folge seiner häufigen Disputationen, oft thätlich mißhandelt worden, welches er gelassen ertrug: als er einst einen Fußtritt erhielt, nahm er es geduldig hin und sagte Dem, der sich hierüber wunderte: „würde ich denn, wenn mich ein Esel gestoßen hätte, ihn verklagen?" — (Diog. Laert. II, 21.). Als, ein ander Mal, Jemand zu ihm sagte: „schimpft und schmäht dich denn Jener nicht?" war seine Antwort: „nein: denn was er sagt paßt nicht auf mich" (ibid. 36.). — Daß die Alten für eine erhaltene Ohrfeige keine andere Genugthuung kannten, als eine gerichtliche, ist deutlich zu ersehn aus Plato's Gorgias (S. 86. Bip.); woselbst auch (S. 133) die Meinung des Sokra-

Digitized by Google

tes darüber steht. Das Selbe erhellt auch aus dem Berichte des Gellius (XX, 1.) von einem gewissen Lucius Veratius, welcher den Muthwillen übte, den ihm auf der Straße begegnenden römischen Bürgern, ohne Anlaß, eine Ohrfeige zu versetzen, in welcher Absicht er, um allen Weitläuftigkeiten darüber vorzubeugen, sich von einem Sklaven mit einem Beutel Kupfermünze begleiten ließ, der den also Ueberraschten sogleich das gesetzmäßige Schmerzensgeld von 25 Aß auszahlte. Krates, der berühmte Kyniker, hatte vom Musiker Nikodromos eine so starke Ohrfeige erhalten, daß ihm das Gesicht angeschwollen und blutrünstig geworden war: darauf befestigte er an seiner Stirn ein Brettchen, mit der Inschrift *Νικοδρομος εποιει*, (Nicodromus fecit), wodurch große Schande auf den Flötenspieler fiel, der gegen einen Mann, den ganz Athen wie einen Hausgott verehrte (Apul. Flor. p. 126. bip.), eine solche Brutalität ausgeübt hatte. (Diog. Laert. VI, 89.) — Vom Diogenes aus Sinope haben wir darüber, daß die betrunkenen Söhne der Athener ihn geprügelt hatten, einen Brief an den Melesippus, dem er bedeutet, das habe nichts auf sich. (Nota Casaub. ad Diog. Laert. VI, 33.). —

„Ja," ruft ihr, „das waren Weise!" — Ihr aber seid Narren? Einverstanden. —

Wir sehn also, daß den Alten das ganze ritterliche Ehrenprincip durchaus unbekannt war, weil sie eben in allen Stücken der unbefangenen, natürlichen Ansicht der Dinge getreu blieben und daher solche sinistre und heillose Fratzen sich nicht einreden ließen. Deshalb konnten sie auch einen Schlag ins Gesicht für nichts Anderes halten, als was er ist, eine kleine physische Beeinträchtigung; während er den Neuern eine Katastrophe und ein Thema zu Trauerspielen geworden ist, z. B. im Cid des Corneille, auch in einem neueren deutschen bürgerlichen Trauerspiele, welches „die Macht der Verhältnisse" heißt, aber „die Macht des Vorurtheils" heißen sollte: wenn aber gar ein Mal in der Pariser Nationalversammlung eine Ohrfeige fällt, so hallt ganz Europa davon wieder. Den Leuten „von Ehre" nun aber, welche durch obige klassische Erinnerungen und angeführte Beispiele aus dem Alterthume verstimmt seyn müssen, empfehle ich, als Gegengift, in Diderots Meisterwerke, Jàques le fataliste,

Digitized by Google

die Geschichte des Herrn Desglands zu lesen, als ein auserlesenes Musterstück moderner ritterlicher Ehrenhaftigkeit, daran sie sich letzen und erbauen mögen.

Aus dem Angeführten erhellt zur Genüge, daß das ritterliche Ehrenprincip keineswegs ein ursprüngliches, in der menschlichen Natur selbst gegründetes seyn kann. Es ist also ein künstliches, und sein Ursprung ist nicht schwer zu finden. Es ist offenbar ein Kind jener Zeit, wo die Fäuste geübter waren, als die Köpfe, und die Pfaffen die Vernunft in Ketten hielten, also des belobten Mittelalters und seines Ritterthums. Damals nämlich ließ man für sich den lieben Gott, nicht nur sorgen, sondern auch urtheilen. Demnach wurden schwierige Rechtsfälle durch Ordalien, oder Gottesurtheile, entschieden: diese nun bestanden, mit wenigen Ausnahmen, in Zweikämpfen, keineswegs bloß unter Rittern, sondern auch unter Bürgern; — wie dies ein artiges Beispiel in Shakespeare's Heinrich VI. (Th. 2, A. 2, Sc. 3.) bezeugt. Auch konnte von jedem richterlichen Urtheilsspruch immer noch an den Zweikampf, als die höhere Instanz, nämlich das Urtheil Gottes, appellirt werden. Dadurch war nun eigentlich die physische Kraft und Gewandheit, also die thierische Natur, statt der Vernunft, auf den Richterstuhl gesetzt, und über Recht oder Unrecht entschied nicht was Einer gethan hatte, sondern was ihm widerfuhr, — ganz nach dem noch heute geltenden ritterlichen Ehrenprincip. Wer an diesem Ursprunge des Duellwesens noch zweifelt lese das vortreffliche Buch von J. G. Mellingen, the history of duelling. 1849. Ja, noch heut zu Tage findet man unter den, dem ritterlichen Ehrenprincip nachlebenden Leuten, welche bekanntlich nicht gerade die unterrichtetesten und nachdenkendesten zu seyn pflegen, Einige, die den Erfolg des Duells wirklich für eine göttliche Entscheidung des ihm zum Grunde liegenden Streites halten; gewiß nach einer traditionell fortgeerbten Meinung.

Abgesehn von diesem Ursprunge des ritterlichen Ehrenprincips, ist seine Tendenz zunächst diese, daß man, durch Androhung physischer Gewalt, die äußerlichen Bezeugungen derjenigen Achtung erzwingen will, welche wirklich zu erwerben man entweder für zu beschwerlich, oder für überflüssig hält. Dies ist ungefähr so, wie wenn Jemand, die Kugel des Thermometers mit der Hand

Digitized by Google

erwärmend, am Steigen des Queckſilbers darthun wollte, daß ſein Zimmer wohlgeheizt ſei. Näher betrachtet iſt der Kern der Sache dieſer: wie die bürgerliche Ehre, als welche den friedlichen Verkehr mit Andern im Auge hat, in der Meinung dieſer von uns beſteht, daß wir vollkommenes Zutrauen verdienen, weil wir die Rechte eines Jeden unbedingt achten; ſo beſteht die ritterliche Ehre in der Meinung von uns, daß wir zu fürchten ſeien, weil wir unſere eigenen Rechte unbedingt zu vertheidigen geſonnen ſind. Der Grundſatz, daß es weſentlicher ſei, gefürchtet zu werden, als Zutrauen zu genießen, würde auch, weil auf die Gerechtigkeit der Menſchen wenig zu bauen iſt, ſo gar falſch nicht ſeyn, wenn wir im Naturzuſtande lebten, wo jeder ſich ſelbſt zu ſchützen und ſeine Rechte unmittelbar zu vertheidigen hat. Aber im Stande der Civiliſation, wo der Staat den Schutz unſerer Perſon und unſeres Eigenthums übernommen hat, findet er keine Anwendung mehr, und ſteht da, wie die Burgen und Warten aus den Zeiten des Fauſtrechts, unnütz und verlaſſen, zwiſchen wohlbebauten Feldern und belebten Landſtraßen, oder gar Eiſenbahnen. Demgemäß hat denn auch die ihn feſthaltende ritterliche Ehre ſich auf ſolche Beeinträchtigungen der Perſon geworfen, welche der Staat nur leicht, oder gar nicht beſtraft, indem es unbedeutende Kränkungen und zum Theil bloße Neckereien ſind. Sie aber hat in Hinſicht auf dieſe ſich hinaufgeſchroben zu einer der Natur, der Beſchaffenheit und dem Looſe des Menſchen gänzlich unangemeſſenen Ueberſchätzung des Werthes der eigenen Perſon, als welchen ſie bis zu einer Art von Heiligkeit ſteigert und demnach die Strafe des Staates für kleine Kränkungen derſelben durchaus unzulänglich findet, ſolche daher ſelbſt zu ſtrafen übernimmt und zwar ſtets am Leibe und Leben des Beleidigers. Offenbar liegt hier der unmäßigſte Hochmuth und die empörendeſte Hoffahrt zum Grunde, welche, ganz vergeſſend was der Menſch eigentlich iſt, eine unbedingte Unverletzlichkeit, wie auch Tadelloſigkeit, für ihn in Anſpruch nehmen. Allein Jeder, der dieſe mit Gewalt durchzuſetzen geſonnen iſt und dem zufolge die Maxime proklamirt: „wer mich ſchimpft, oder gar mir einen Schlag giebt, ſoll des Todes ſeyn," — verdient eigentlich ſchon darum aus dem Lande verwieſen zu werden. Da wird denn, zur Beſchönigung jenes vermeſſenen Uebermuthes,

Digitized by Google

allerhand vorgegeben. Von zwei unerschrockenen Leuten, heißt es, gebe keiner je nach, daher es vom leisesten Anstoß zu Schimpfreden, dann zu Prügeln und endlich zum Todschlag kommen würde; demnach sei es besser, Anstands halber die Mittelstufen zu überspringen und gleich an die Waffen zu gehn. Das speciellere Verfahren hiebei hat man dann in ein steifes, pedantisches System, mit Gesetzen und Regeln, gebracht, welches die ernsthafteste Posse von der Welt ist und als ein wahrer Ehrentempel der Narrheit dasteht. Nun aber ist der Grundsatz selbst falsch: bei Sachen von geringer Wichtigkeit (die von großer bleiben stets den Gerichten anheimgestellt) giebt von zwei unerschrockenen Leuten allerdings einer nach, nämlich der Klügste, und bloße Meinungen läßt man auf sich beruhen. Den Beweis hievon liefert das Volk, oder vielmehr alle die zahlreichen Stände, welche sich nicht zum ritterlichen Ehrenprincip bekennen, bei denen daher die Streitigkeiten ihren natürlichen Verlauf haben: unter diesen Ständen ist der Todschlag hundert Mal seltener, als bei der vielleicht nur $\frac{1}{1000}$ der Gesammtheit betragenden Fraktion, welche jenem Principe huldigt; und selbst eine Prügelei ist eine Seltenheit. — Sodann aber wird behauptet, der gute Ton und die feine Sitte der Gesellschaft hätten zum letzten Grundpfeiler jenes Ehrenprincip, mit seinen Duellen, als welche die Wehrmauer gegen die Ausbrüche der Rohheit und Ungezogenheit wären. Allein in Athen, Korinth und Rom war ganz gewiß gute und zwar sehr gute Gesellschaft, auch feine Sitte und guter Ton anzutreffen; ohne daß jener Popanz der ritterlichen Ehre dahinter gesteckt hätte. Freilich aber führten daselbst auch nicht, wie bei uns, die Weiber den Vorsitz in der Gesellschaft, welches, wie es zunächst der Unterhaltung einen frivolen und läppischen Charakter ertheilt und jedes gehaltvolle Gespräch verbannt, gewiß auch sehr dazu beiträgt, daß in unsrer guten Gesellschaft der persönliche Muth den Rang vor jeder andern Eigenschaft behauptet; während er doch eigentlich eine sehr untergeordnete, eine bloße Unteroffizierstugend ist, ja, eine, in welcher sogar Thiere uns übertreffen, weshalb man z. B. sagt: „muthig wie ein Löwe." Sogar aber ist, im Gegentheil obiger Behauptung, das ritterliche Ehrenprincip oft das sichere Asylum, wie im Großen der Unredlichkeit und Schlechtigkeit, so im Kleinen der Ungezogenheit,

Digitized by Google

Rücksichtslosigkeit und Flegelei, indem eine Menge sehr lästiger Unarten stillschweigend geduldet werden, weil eben Keiner Lust hat, an die Rüge derselben den Hals zu setzen. — Dem Allen entsprechend sehn wir das Duell im höchsten Flor und mit blutdürstigem Ernst betrieben, gerade bei der Nation, welche in politischen und finanziellen Angelegenheiten Mangel an wahrer Ehrenhaftigkeit bewiesen hat: wie es damit bei ihr im Privatverkehr stehe, kann man bei Denen erfragen, die Erfahrung darin haben. Was aber gar ihre Urbanität und gesellschaftliche Bildung betrifft, so ist sie als negatives Muster längst berühmt. Alle jene Vorgeben halten also nicht Stich. Mit mehr Recht kann urgirt werden, daß, wie schon ein angeknurrter Hund wieder knurrt, ein geschmeichelter wieder schmeichelt, es auch in der Natur des Menschen liege, jede feindliche Begegnung feindlich zu erwidern und durch Zeichen der Geringschätzung, oder des Hasses, erbittert und gereizt zu werden; daher schon Cicero sagt: habet quendam aculeum contumelia, quem pati prudentes ac viri boni difficillime possunt; wie denn auch nirgends auf der Welt (einige fromme Sekten bei Seite gesetzt) Schimpfreden, oder gar Schläge, gelassen hingenommen werden. Jedoch leitet die Natur keinen Falls zu etwas Weiterem, als zu einer der Sache angemessenen Vergeltung, nicht aber dazu, den Vorwurf der Lüge, der Dummheit, oder der Feigheit, mit dem Tode zu bestrafen, und der altdeutsche Grundsatz „auf eine Maulschelle gehört ein Dolch" ist ein empörender ritterlicher Aberglaube. Jedenfalls ist die Erwiderung, oder Vergeltung, von Beleidigungen Sache des Zorns, aber keineswegs der Ehre und Pflicht, wozu das ritterliche Ehrenprincip sie stämpelt. Vielmehr ist ganz gewiß, daß jeder Vorwurf nur in dem Maaße, als er trifft, verletzen kann; welches auch daran ersichtlich ist, daß die leiseste Andeutung, welche trifft, viel tiefer verwundet, als die schwerste Anschuldigung, die gar keinen Grund hat. Wer daher wirklich sich bewußt ist, einen Vorwurf nicht zu verdienen, darf und wird ihn getrost verachten. Dagegen aber fordert das Ehrenprincip von ihm, daß er eine Empfindlichkeit zeige, die er gar nicht hat, und Beleidigungen, die ihn nicht verletzen, blutig räche. Der aber muß selbst eine schwache Meinung von seinem eigenen Werthe haben, der sich beeilt, jeder denselben

Digitized by Google

anfechtenden Aeußerung den Daumen aufs Auge zu drücken, damit sie nicht laut werde. Demzufolge wird, bei Injurien, wahre Selbstschätzung wirkliche Gleichgültigkeit verleihen, und wo dies, aus Mangel derselben, nicht der Fall ist, werden Klugheit und Bildung anleiten, den Schein davon zu retten und den Zorn zu verbergen. Wenn man demnach nur erst den Aberglauben des ritterlichen Ehrenprincips los wäre, so daß Niemand mehr vermeinen dürfte, durch Schimpfen irgend etwas der Ehre eines Andern nehmen oder der seinigen wiedergeben zu können, auch nicht mehr jedes Unrecht, jede Rohheit, oder Grobheit, sogleich legitimirt werden könnte durch die Bereitwilligkeit Satisfaktion zu geben, d. h. sich dafür zu schlagen; so würde bald die Einsicht allgemein werden, daß, wenn es an's Schmähen und Schimpfen geht, der in diesem Kampfe Besiegte der Sieger ist, und daß, wie Vincenzo Monti sagt, die Injurien es machen wie die Kirchenprocessionen, welche stets dahin zurückkehren von wo sie ausgegangen sind. Ferner würde es alsdann nicht mehr, wie jetzt, hinreichend seyn, daß Einer eine Grobheit zu Markte brächte, um Recht zu behalten; mithin würden alsdann Einsicht und Verstand ganz anders zum Worte kommen, als jetzt, wo sie immer erst zu berücksichtigen haben, ob sie nicht irgendwie den Meinungen der Beschränktheit und Dummheit, als welche schon ihr bloßes Auftreten allarmirt und erbittert hat, Anstoß geben und dadurch herbeiführen können, daß das Haupt, in welchem sie wohnen, gegen den flachen Schädel, in welchem jene hausen, aufs Würfelspiel gesetzt werden müsse. Sonach würde alsdann in der Gesellschaft die geistige Ueberlegenheit das ihr gebührende Primat erlangen, welches jetzt, wenn auch verdeckt, die physische Ueberlegenheit und die Husarenkourage hat, und in Folge hievon würden die vorzüglichsten Menschen doch schon Einen Grund weniger haben, als jetzt, sich von der Gesellschaft zurückzuziehn. Eine Veränderung dieser Art würde demnach den wahren guten Ton herbeiführen und der wirklich guten Gesellschaft den Weg bahnen, in der Form, wie sie, ohne Zweifel, in Athen, Korinth und Rom bestanden hat. Wer von dieser eine Probe zu sehn wünscht, dem empfehle ich das Gastmahl des Xenophon zu lesen.

Die letzte Vertheidigung des ritterlichen Kodex wird aber,

Digitized by Google

ohne Zweifel, lauten: „Ei, da könnte ja, Gott sei bei uns! wohl gar Einer dem Andern einen Schlag versetzen!“ — worauf ich kurz erwidern könnte, daß dies bei den $\frac{999}{1000}$ der Gesellschaft, die jenen Kodex nicht anerkennen, oft genug der Fall gewesen, ohne daß je Einer daran gestorben sei, während bei den Anhängern desselben, in der Regel, jeder Schlag ein tödtlicher wird. Aber ich will näher darauf eingehen. Ich habe mich oft genug bemüht, für die unter einem Theil der menschlichen Gesellschaft so fest stehende Ueberzeugung von der Entsetzlichkeit eines Schlages, entweder in der thierischen, oder in der vernünftigen Natur des Menschen, irgend einen haltbaren, oder wenigstens plausibeln, nur nicht in bloßen Redensarten bestehenden, sondern auf deutliche Begriffe zurückführbaren Grund zu finden; jedoch vergeblich. Ein Schlag ist und bleibt ein kleines physisches Uebel, welches jeder Mensch dem Andern verursachen kann, dadurch aber weiter nichts beweist, als daß er stärker, oder gewandter sei, oder daß der Andere nicht auf seiner Hut gewesen. Weiter ergiebt die Analyse nichts. Sodann sehe ich den selben Ritter, welchem ein Schlag von Menschenhand der Uebel Größtes dünkt, einen zehn Mal stärkern Schlag von seinem Pferde erhalten und, mit verbissenem Schmerz davonhinkend, versichern, es habe nichts zu bedeuten. Da habe ich gedacht, es läge an der Menschenhand. Allein ich sehe unsern Ritter von dieser Degenstiche und Säbelhiebe im Kampfe erhalten und versichern, es sei Kleinigkeit, nicht der Rede werth. Sodann vernehme ich, daß selbst Schläge mit der flachen Klinge bei Weitem nicht so schlimm seien, wie die mit dem Stocke, daher, vor nicht langer Zeit, die Kadetten wohl jenen, aber nicht diesen ausgesetzt waren: und nun gar der Ritterschlag, mit der Klinge, ist die größte Ehre. Da bin ich denn mit meinen psychologischen und moralischen Gründen zu Ende, und mir bleibt nichts übrig, als die Sache für einen alten, festgewurzelten Aberglauben zu halten, für ein Beispiel mehr, zu so vielen, was Alles man den Menschen einreden kann. Dies bestätigt auch die bekannte Thatsache, daß in China Schläge mit dem Bambusrohr eine sehr häufige bürgerliche Bestrafung, selbst für Beamte aller Klassen sind; indem sie uns zeigt, daß die Menschennatur, und selbst die hoch civilisirte, dort nicht das

Digitized by Google

Selbe aussagt.*) Sogar aber lehrt ein unbefangener Blick auf die Natur des Menschen, daß diesem das Prügeln so natürlich ist, wie den reißenden Thieren das Beißen und dem Hornvieh das Stoßen: er ist eben ein prügelndes Thier. Daher auch werden wir empört, wenn wir, in seltenen Fällen, vernehmen, daß ein Mensch den andern gebissen habe; hingegen ist, daß er Schläge gebe und empfange, ein so natürliches, wie leicht eintretendes Ereigniß. Daß höhere Bildung sich auch diesem, durch gegenseitige Selbstbeherrschung, gern entzieht, ist leicht erklärlich. Aber einer Nation, oder auch nur einer Klasse, aufzubinden, ein gegebener Schlag sei ein entsetzliches Unglück, welches Mord und Todschlag zur Folge haben müsse, ist eine Grausamkeit. Es giebt der wahren Uebel zu viele auf der Welt, als daß man sich erlauben dürfte, sie durch imaginäre, welche die wahren herbeiziehn, zu vermehren: das thut aber jener dumme und boshafte Aberglaube. Ich muß daher sogar mißbilligen, daß Regierungen und gesetzgebende Körper demselben dadurch Vorschub leisten, daß sie mit Eifer auf Abstellung aller Prügelstrafen, beim Civil und Militär, dringen. Sie glauben dabei im Interesse der Humanität zu handeln; während gerade das Gegentheil der Fall ist, indem sie dadurch an der Befestigung jenes widernatürlichen und heillosen Wahnes, dem schon so viele Opfer gefallen sind, arbeiten. Bei allen Vergehungen, mit Ausnahme der schwersten, sind Prügel die dem Menschen zuerst einfallende, daher die natürliche Bestrafung: wer für Gründe nicht empfänglich war, wird es für Prügel seyn: und daß Der, welcher am Eigenthum, weil er keines hat, nicht gestraft werden kann, und den man an der Freiheit, weil man seiner Dienste bedarf, nicht ohne eigenen Nachtheil strafen kann, durch mäßige Prügel gestraft werde, ist so billig, wie natürlich. Auch werden gar keine Gründe dagegen aufgebracht, sondern bloße Redensarten von der „Würde des Menschen", die sich nicht auf deutliche Begriffe, sondern eben nur

*) Vingt ou trente coups de canne sur le derrière, c'est, pour ainsi dire, le pain quotidien des Chinois. C'est une correction paternelle du mandarin, laquelle n'a rien d'infamant, et qu'ils reçoivent avec action de grâces. — Lettres édifiantes et curieuses, édition de 1819. Vol. II. p. 454.

Digitized by Google

wieder auf obigen verderblichen Aberglauben stützen. Daß dieser der Sache zum Grunde liege hat eine fast lächerliche Bestätigung daran, daß noch vor Kurzem, in manchen Ländern, beim Militär, die Prügelstrafe durch die Lattenstrafe ersetzt worden war, welche doch, ganz und gar wie jene, die Verursachung eines körperlichen Schmerzes ist, nun aber nicht ehrenrührig und entwürdigend seyn soll.

Durch dergleichen Beförderung des besagten Aberglaubens arbeitet man aber dem ritterlichen Ehrenprincip und damit dem Duell in die Hände, während man dieses andrerseits durch Gesetze abzustellen bemüht ist, oder doch es zu seyn vorgiebt. In Folge davon treibt denn jenes Fragment des Faustrechts, aus den Zeiten des rohesten Mitteralters bis in das 19. Jahrhundert herabgeweht, sich in diesem, zum öffentlichen Skandal, noch immer herum: es ist nachgerade an der Zeit, daß es mit Schimpf und Schande hinausgeworfen werde. Ist es doch heut zu Tage nicht ein Mal erlaubt, Hunde, oder Hähne methodisch auf einander zu hetzen (wenigstens werden in England dergleichen Hetzen gestraft); aber Menschen werden, wider Willen, zum tödtlichen Kampf auf einander gehetzt, durch den lächerlichen Aberglauben des absurden Princips der ritterlichen Ehre und durch dessen bornirte Vertreter und Verwalter, welche ihnen die Verpflichtung auflegen, wegen irgend einer Lumperei, wie Gladiatoren mit einander zu kämpfen. Unseren deutschen Puristen schlage ich daher, für das Wort Duell, die Benennung Ritterhetze vor. Die Pedanterei, mit der die Narrheit getrieben wird, giebt allerdings Stoff zum Lachen. Indessen ist es empörend, daß jenes Princip und sein absurder Kodex einen Staat im Staate begründet, welcher, kein anderes als das Faustrecht anerkennend, die ihm unterworfenen Stände dadurch tyrannisirt, daß er ein heiliges Vehmgericht offen hält, vor welches Jeder Jeden, mittelst sehr leicht herbeizuführender Anlässe als Schergen, laden kann, um ein Gericht auf Tod und Leben über ihn und sich ergehn zu lassen. Natürlich wird nun dies der Schlupfwinkel, von welchem aus jeder Verworfenste, wenn er nur jenen Ständen angehört, den Edelsten und Besten, der ihm als solcher nothwendig verhaßt seyn muß, bedrohen, ja, aus der Welt schaffen kann. Nachdem heut zu Tage Justiz und Polizei es so ziemlich dahin gebracht haben, daß nicht mehr auf

Digitized by Google

der Landstraße jeder Schurke uns zurufen kann „die Börse oder das Leben", sollte endlich auch die gesunde Vernunft es dahin bringen, daß nicht mehr, mitten im friedlichen Verkehr, jeder Schurke uns zurufen könne „die Ehre oder das Leben." Und die Beklemmung sollte den höhern Ständen von der Brust genommen werden, welche daraus entsteht, daß Jeder, jeden Augenblick, mit Leib und Leben verantwortlich werden kann für die Rohheit, Grobheit, Dummheit oder Bosheit irgend eines Andern, dem es gefällt, solche gegen ihn auszulassen. Daß, wenn zwei junge, unerfahrne Hitzköpfe mit Worten an einander gerathen, sie Dies mit ihrem Blut, ihrer Gesundheit, oder ihrem Leben büßen sollen, ist himmelschreiend, ist schändlich. Wie arg die Tyrannei jenes Staates im Staate und wie groß die Macht jenes Aberglaubens sei, läßt sich daran ermessen, daß schon öfter Leute, denen die Wiederherstellung ihrer verwundeten ritterlichen Ehre, wegen zu hohen, oder zu niedrigen Standes, oder sonst unangemessener Beschaffenheit des Beleidigers unmöglich war, aus Verzweiflung darüber sich selbst das Leben genommen und so ein tragikomisches Ende gefunden haben. — Da das Falsche und Absurde sich am Ende meistens dadurch entschleiert, daß es, auf seinem Gipfel, den Widerspruch als seine Blüthe hervortreibt; so tritt dieser zuletzt auch hier in Form der schreiendesten Antinomie hervor: nämlich dem Offizier ist das Duell verboten: aber er wird durch Absetzung gestraft, wenn er es, vorkommenden Falls, unterläßt.

Ich will aber, da ich ein Mal dabei bin, in der Parrhesia noch weiter gehn. Beim Lichte und ohne Vorurtheil betrachtet, beruht bloß darauf, daß, wie gesagt, jener Staat im Staate kein anderes Recht, als das des Stärkeren, also das Faustrecht, anerkannt und dieses, zum Gottesurtheil erhoben, seinem Kodex zum Grunde gelegt hat, der so wichtig gemachte und so hoch genommene Unterschied, ob man seinen Feind im offenen, mit gleichen Waffen geführten Kampf, oder aus dem Hinterhalt erlegt habe. Denn durch Ersteres hat man doch weiter nichts bewiesen, als daß man der Stärkere, oder der Geschicktere sei. Die Rechtfertigung, die man im Bestehen des offenen Kampfes sucht, setzt also voraus, daß das Recht des Stärkeren wirklich ein Recht sei. In Wahrheit aber giebt der Umstand, daß der An-

Digitized by Google

dere ſich ſchlecht zu wehren verſteht, mir zwar die Möglichkeit, jedoch keineswegs das Recht, ihn umzubringen; ſondern dieſes letztere, alſo meine moraliſche Rechtfertigung, kann allein auf den Motiven, die ich, ihm das Leben zu nehmen, habe, beruhen. Nehmen wir nun an, dieſe wären wirklich vorhanden und zureichend; ſo iſt durchaus kein Grund da, es jetzt noch davon abhängig zu machen, ob er, oder ich, beſſer ſchießen oder fechten könne, ſondern dann iſt es gleichviel, auf welche Art ich ihm das Leben nehme, ob von hinten oder von vorne. Denn moraliſch hat das Recht des Stärkeren nicht mehr Gewicht, als das Recht Des Klügeren, welches beim hinterliſtigen Morde angewandt wird: hier wiegt alſo dem Fauſtrecht das Kopfrecht gleich; wozu noch bemerkt ſei, daß auch beim Duell das eine wie das andere geltend gemacht wird, indem ſchon jede Finte, beim Fechten, Hinterliſt iſt. Halte ich mich moraliſch gerechtfertigt, Einem das Leben zu nehmen; ſo iſt es Dummheit, es jetzt noch erſt darauf ankommen zu laſſen, ob er etwan beſſer ſchießen oder fechten könne, als ich; in welchem Fall er dann umgekehrt, mir, den er ſchon beeinträchtigt hat, noch obendrein das Leben nehmen ſoll. Daß Beleidigungen nicht durch das Duell, ſondern durch Meuchelmord zu rächen ſeien, iſt Rouſſeau's Anſicht, die er behutſam andeutet, in der ſo geheimnißvoll gehaltenen 21. Anmerkung zum 4. Buche des Emile (S. 173, Bip.). Dabei aber iſt er ſo ſtark im ritterlichen Aberglauben befangen, daß er ſchon den erlittenen Vorwurf der Lüge, als eine Berechtigung zum Meuchelmorde anſieht; während er doch wiſſen mußte, daß jeder Menſch dieſen Vorwurf unzählige Mal verdient hat, ja, er ſelbſt im höchſten Grade. Das Vorurtheil aber, welches die Berechtigung, den Beleidiger zu tödten, durch den offenen Kampf, mit gleichen Waffen, bedingt ſeyn läßt, hält offenbar das Fauſtrecht für ein wirkliches Recht und den Zweikampf für ein Gottesurtheil. Der Italiäner hingegen, welcher, von Zorn entbrannt, ſeinen Beleidiger, wo er ihn findet, ohne Weiteres, mit dem Meſſer anfällt, handelt wenigſtens konſequent und naturgemäß: er iſt klüger, aber nicht ſchlechter, als der Duellant. Wollte man ſagen, daß ich bei der Tödtung meines Feindes im Zweikampf, dadurch gerechtfertigt ſei, daß er eben ſich bemühe, mich zu tödten; ſo ſteht Dem entgegen, daß ich, durch die Herausfor-

Digitized by Google

derung ihn in den Fall der Nothwehr versetzt habe. Dieses sich absichtlich gegenseitig in den Fall der Nothwehr versetzen, heißt im Grunde nur, einen plausibeln Vorwand für den Mord suchen. Eher ließe sich die Rechtfertigung durch den Grundsatz volenti non fit injuria hören; sofern man durch gegenseitige Uebereinkunft sein Leben auf dieses Spiel gesetzt hat: aber Dem steht entgegen, daß es mit dem volenti nicht seine Richtigkeit hat; indem die Tyrannei des ritterlichen Ehrenprincips und seines absurden Kodex der Scherge ist, welche beide, oder wenigstens einen der beiden Kämpen vor dieses blutige Vehmgericht geschleppt hat.

Ich bin über die ritterliche Ehre weitläuftig gewesen, aber in guter Absicht und weil gegen die moralischen und intellektuellen Ungeheuer auf dieser Welt der alleinige Herkules die Philosophie ist. Zwei Dinge sind es hauptsächlich, welche den gesellschaftlichen Zustand der neuen Zeit von dem des Alterthums, zum Nachtheil des ersteren unterscheiden, indem sie demselben einen ernsten, finstern, finistern Anstrich gegeben haben, von welchem frei das Alterthum heiter und unbefangen, wie der Morgen des Lebens, dasteht. Sie sind: das ritterliche Ehrenprincip und die venerische Krankheit, — par nobile fratrum! Sie zusammen haben νεικος και φιλια des Lebens vergiftet. Die venerische Krankheit nämlich erstreckt ihren Einfluß viel weiter, als es auf den ersten Blick scheinen möchte, indem derselbe keineswegs ein bloß physischer, sondern auch ein moralischer ist. Sie hat in das Verhältniß der Geschlechter zu einander ein fremdartiges, feindsäliges, ja teuflisches Element gebracht; in Folge wovon ein finsteres und furchtsames Mißtrauen es durchzieht; und der mittelbare Einfluß einer solchen Aenderung in der Grundfeste aller menschlichen Gemeinschaft erstreckt sich, mehr oder weniger, auch auf die übrigen geselligen Verhältnisse; welches auseinanderzusetzen mich hier zu weit abführen würde. — Analog, wiewohl ganz anderartig, ist der Einfluß des ritterlichen Ehrenprincips, dieser ernsthaften Posse, welche den Alten fremd war, hingegen die moderne Gesellschaft steif, ernst und ängstlich macht, schon weil jede flüchtige Aeußerung skrutinirt und ruminirt wird. Aber mehr als Dies! Jenes Princip ist ein allgemeiner Minotaur, dem nicht, wie dem antiken, von einem, sondern von

jedem Lande in Europa, alljährlich eine Anzahl Söhne edeler Häuſer zum Tribut gebracht werden muß. Daher iſt es an der Zeit, daß dieſem Popanz ein Mal kühn zu Leibe gegangen werde, wie hier geſchehn. Möchten doch beide Monſtra der neueren Zeit im 19. Jahrhundert ihr Ende finden! Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß es mit dem erſteren den Aerzten, mittelſt der Prophylaktika, endlich doch noch gelingen werde. Den Popanz aber abzuthun iſt Sache des Philoſophen, mittelſt Berichtigung der Begriffe, da es den Regierungen, mittelſt Handhabung der Geſetze, bisher nicht hat gelingen wollen, zudem auch nur auf dem erſteren Wege das Uebel an der Wurzel angegriffen wird. Sollte es inzwiſchen den Regierungen mit der Abſtellung des Duellweſens wirklich Ernſt ſeyn und der geringe Erfolg ihres Beſtrebens wirklich nur an ihrem Unvermögen liegen; ſo will ich ihnen ein Geſetz vorſchlagen, für deſſen Erfolg ich einſtehe, und zwar ohne blutige Operationen, ohne Schafott, oder Galgen, oder lebenswierige Einſperrungen, zu Hülfe zu nehmen. Vielmehr iſt es ein kleines, ganz leichtes, homöopathiſches Mittelchen: wer einen Andern herausfordert, oder ſich ſtellt, erhält, à la Chinoise, am hellen Tage, vor der Hauptwache, 12 Stockſchläge vom Korporal, die Kartellträger und Sekundanten jeder 6. Wegen der etwanigen Folgen wirklich vollzogener Duelle bliebe das gewöhnliche kriminelle Verfahren. Vielleicht würde ein ritterlich Geſinnter mir einwenden, daß nach Vollſtreckung ſolcher Strafe mancher „Mann von Ehre" im Stande ſeyn könnte, ſich todtzuſchießen; worauf ich antworte: es iſt beſſer, daß ſo ein Narr ſich ſelber todtſchießt, als Andere. —

Der Vollſtändigkeit wegen ſei hier noch die Nationalehre erwähnt. Sie iſt die Ehre eines ganzen Volkes als Theiles der Völkergemeinſchaft. Da es in dieſer kein anderes Forum giebt, als das der Gewalt, und demnach jedes Mitglied derſelben ſeine Rechte ſelbſt zu ſchützen hat; ſo beſteht die Ehre einer Nation, nicht allein in der erworbenen Meinung, daß ihr zu trauen ſei (Kredit), ſondern auch in der, daß ſie zu fürchten ſei: daher darf ſie Eingriffe in ihre Rechte niemals ungeahndet laſſen. Sie vereinigt alſo den Ehrenpunkt der bürgerlichen, mit dem der ritterlichen Ehre. —

Zu Dem, was Einer vorſtellt, d. h. in den Augen der

Welt ist, war oben, in letzter Stelle, der Ruhm gezählt worden: diesen hätten wir also noch zu betrachten. — Ruhm und Ehre sind Zwillingsgeschwister; jedoch so, wie die Dioskuren, von denen Pollux unsterblich und Kastor sterblich war: der Ruhm ist der unsterbliche Bruder der sterblichen Ehre. Freilich ist dies nur vom Ruhme höchster Gattung, dem eigentlichen und ächten Ruhme, zu verstehen: denn es giebt allerdings auch mancherlei ephemeren Ruhm. — Die Ehre, nun ferner, betrifft bloß solche Eigenschaften, welche von Jedem, der in den selben Verhältnissen steht, gefordert werden; der Ruhm bloß solche, die man von Niemanden fordern darf; die Ehre solche, die Jeder sich selber öffentlich beilegen darf; der Ruhm solche, die Keiner sich selber beilegen darf. Während unsere Ehre so weit reicht, wie die Kunde von uns; so eilt, umgekehrt, der Ruhm der Kunde von uns voran und bringt diese so weit er selbst gelangt. Auf Ehre hat Jeder Anspruch; auf Ruhm nur die Ausnahmen: denn nur durch außerordentliche Leistungen wird Ruhm erlangt. Diese nun wieder sind entweder Thaten, oder Werke; wonach zum Ruhme wei Wege offen stehn. Zum Wege der Thaten befähigt vorzüglich das große Herz; zu dem der Werke der große Kopf. Jeder der beiden Wege hat seine eigenen Vortheile und Nachtheile. Der Hauptunterschied ist, daß von den Thaten nur das Andenken bleibt, welches immer schwächer, entstellter und gleichgültiger wird, allmälig sogar erlöschen muß, wenn nicht die Geschichte es aufnimmt und es nun im petrificirten Zustande der Nachwelt überliefert. Die Werke hingegen sind selbst unsterblich, und können, zumal die schriftlichen, alle Zeiten durchleben. Von Alexander dem Großen lebt Name und Gedächtniß: aber Plato und Aristoteles, Homer und Horaz sind noch selbst da, leben und wirken unmittelbar. Die Veden, mit ihren Upanischaden, sind da: aber von allen den Thaten, die zu ihrer Zeit geschehn, ist gar keine Kunde auf uns gekommen. — Ein anderer Nachtheil der Thaten ist ihre Abhängigkeit von der Gelegenheit, als welche erst die Möglichkeit dazu geben muß; woran sich knüpft, daß ihr Ruhm sich nicht allein nach ihrem innern Werthe richtet, sondern auch nach den Umständen, welche ihnen Wichtigkeit und Glanz ertheilen. Zudem ist er, wenn, wie im Kriege, die Thaten rein persönliche sind, von der Aussage weniger Augenzeugen

Digitized by Google

abhängig: dieſe ſind nicht immer vorhanden und dann nicht immer gerecht und unbefangen. Dagegen aber haben die Thaten den Vortheil, daß ſie, als etwas Praktiſches, im Bereich der allgemeinen menſchlichen Urtheilsfähigkeit liegen; daher ihnen, wenn dieſer nur die Data richtig überliefert ſind, ſofort Gerechtigkeit widerfährt; es ſei denn, daß ihre Motive erſt ſpäter richtig erkannt, oder gerecht abgeſchätzt werden: denn zum Verſtändniß einer jeden Handlung gehört Kenntniß des Motivs derſelben. Umgekehrt ſteht es mit den Werken: ihre Entſtehung hängt nicht von der Gelegenheit, ſondern allein von ihrem Urheber ab, und was ſie an und für ſich ſind bleiben ſie, ſo lange ſie bleiben. Bei ihnen liegt dagegen die Schwierigkeit im Urtheil, und ſie iſt um ſo größer, in je höherer Gattung ſie ſind: oft fehlt es an kompetenten, oft an unbefangenen und redlichen Richtern. Dagegen nun wieder wird ihr Ruhm nicht von einer Inſtanz entſchieden; ſondern es findet Appellation Statt. Denn während, wie geſagt, von den Thaten bloß das Andenken auf die Nachwelt kommt und zwar ſo, wie die Mitwelt es überliefert; ſo kommen hingegen die Werke ſelbſt dahin, und zwar, etwan fehlende Bruchſtücke abgerechnet, ſo, wie ſie ſind: hier giebt es alſo keine Entſtellung der Data, und auch der etwan nachtheilige Einfluß der Umgebung, bei ihrem Urſprunge, fällt ſpäter weg. Vielmehr bringt oft erſt die Zeit, nach und nach, die wenigen wirklich kompetenten Richter heran, welche, ſchon ſelbſt Ausnahmen, über noch größere Ausnahmen zu Gerichte ſitzen: ſie geben ſucceſſiv ihre gewichtigen Stimmen ab, und ſo ſteht, bisweilen freilich erſt nach Jahrhunderten, ein vollkommen gerechtes Urtheil da, welches keine Folgezeit mehr umſtößt. So ſicher, ja, unausbleiblich iſt der Ruhm der Werke. Hingegen daß ihr Urheber ihn erlebe, hängt von äußern Umſtänden und dem Zufall ab: es iſt um ſo ſeltener, je höherer und ſchwierigerer Gattung ſie waren. Dieſem gemäß ſagt Seneka (ep. 79.) unvergleichlich ſchön, daß dem Verdienſte ſein Ruhm ſo unfehlbar folge, wie dem Körper ſein Schatten, nur aber freilich, eben wie auch dieſer, bisweilen vor, bisweilen hinter ihm herſchreite, und fügt, nachdem er dies erläutert hat, hinzu: etiamsi omnibus tecum viventibus silentium livor indixerit, venient qui sine offensa, sine gratia judicent; woraus wir nebenbei

erſehn, daß die Kunſt des Unterdrückens der Verdienſte durch hämiſches Schweigen und Ignoriren, um, zu Gunſten des Schlechten, das Gute dem Publiko zu verbergen, ſchon bei den Lumpen des Seneka'ſchen Zeitalters üblich war, ſo gut wie bei denen des unſrigen, und daß jenen, wie dieſen, der Neid die Lippen zudrückte. — In der Regel wird ſogar der Ruhm, je länger er zu dauern hat, deſto ſpäter eintreten; wie ja alles Vorzügliche langſam heranreift. Der Ruhm, welcher zum Nachruhm werden will, gleicht einer Eiche, die aus ihrem Saamen ſehr langſam emporwächſt; der leichte, ephemere Ruhm den einjährigen, ſchnellwachſenden Pflanzen, und der falſche Ruhm gar dem ſchnell hervorſchießenden Unkraute, das ſchleunigſt ausgerottet wird. Dieſer Hergang beruht eigentlich darauf, daß, je mehr Einer der Nachwelt, d. i. eigentlich der Menſchheit überhaupt und im Ganzen, angehört, deſto fremder er ſeinem Zeitalter iſt; weil was er hervorbringt nicht dieſem ſpeciell gewidmet iſt, alſo nicht demſelben als ſolchem, ſondern nur ſofern es ein Theil der Menſchheit iſt, angehört und daher auch nicht mit deſſen Lokalfarbe tingirt iſt: in Folge hiervon aber kann es leicht kommen, daß daſſelbe ihn fremd an ſich vorübergehn läßt. Es ſchätzt vielmehr Die, welche den Angelegenheiten ſeines kurzen Tages, oder der Laune des Augenblickes dienen und daher ganz ihm angehören, mit ihm leben und mit ihm ſterben. Demgemäß lehren Kunſt- und Litteratur-Geſchichte durchgängig, daß die höchſten Leiſtungen des menſchlichen Geiſtes, in der Regel, mit Ungunſt aufgenommen worden und darin ſo lange geblieben ſind, bis Geiſter höherer Art herankamen, die von ihnen angeſprochen wurden und ſie zu dem Anſehn brachten, in welchem ſie nachher, durch die ſo erlangte Auktorität, ſich erhalten haben. Dies Alles nun aber beruht, im letzten Grunde, darauf, daß Jeder eigentlich nur das ihm Homogene verſtehn und ſchätzen kann. Nun iſt aber dem Platten das Platte, dem Gemeinen das Gemeine, dem Unklaren das Verworrene, dem Hirnloſen das Unſinnige homogen, und am allerbeſten gefallen Jedem ſeine eigenen Werke, als welche ihm durchaus homogen ſind. Daher ſang ſchon der alte fabelhafte Epicharmos:

Θαυμαστον ουδεν εστι, με ταυθ' ὁυτω λεγειν,
Και ἀνδανειν αυτοισιν αυτους, και δοκειν

Καλὸς περυκεναι· καὶ γὰρ ὁ κυων κυνι
Καλλιστον εμμεν φαινεται, καὶ βους βοι,
Ονος δε ονῳ καλλιστον, ὑς δε ὑι.

welches ich, damit es Keinem verloren gehe, verdeutschen will:

Kein Wunder ist es, daß ich red' in meinem Sinn,
Und Jene, selbst sich selbst gefallend, stehn im Wahn,
Sie wären lobenswerth: so scheint dem Hund der Hund
Das schönste Wesen, so dem Ochsen auch der Ochs,
Dem Esel auch der Esel, und dem Schwein das Schwein.

Wie selbst der kräftigste Arm, wenn er einen leichten Körper fortschleudert, ihm doch keine Bewegung ertheilen kann, mit der er weit flöge und heftig träfe, sondern derselbe schon in der Nähe matt niederfällt, weil es ihm an eigenem materiellen Gehalte gefehlt hat, die fremde Kraft aufzunehmen; — eben so ergeht es schönen und großen Gedanken, ja den Meisterwerken des Genies, wenn, sie aufzunehmen, keine andere, als kleine, schwache, oder schiefe Köpfe dasind. Dies zu bejammern haben die Stimmen der Weisen aller Zeiten sich zum Chorus vereint. Z. B. Jesus Sirach sagt: „wer mit einem Narren redet, der „redet mit einem Schlafenden. Wenn es aus ist, so spricht er: „was ist's?" — Und Hamlet: a knavish speech sleeps in a fools ear. (eine schalkhafte Rede schläft im Ohr eines Narren). Und Göthe:

Das glücklichste Wort es wird verhöhnt,
Wenn der Hörer ein Schiefohr ist.

und wieder:

Du wirkest nicht, Alles bleibt so stumpf.
Sei guter Dinge!
Der Stein im Sumpf
Macht keine Ringe."

Und Lichtenberg: „wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen „und es klingt hohl; ist denn das allemal im Buche?" — und wieder: „Solche Werke sind Spiegel: wenn ein Affe hineinguckt, kann kein Apostel herausseyn." Ja, Vater Gellert's gar schöne und rührende Klage darüber verdient wohl ein Mal wieder in Erinnerung gebracht zu werden:

Digitized by Google

„Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewund'rer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält;
Dies Uebel sieht man alle Tage.
Jedoch, wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdrängen läßt.
Ein einzig Mittel ist auf Erden,
Allein es ist unendlich schwer:
Die Narren müssen weise werden;
Und seht! sie werden's nimmermehr.
Nie kennen sie den Werth der Dinge.
Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand:
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt."

Zu dieser intellektuellen Unfähigkeit der Menschen, in Folge welcher das Vortreffliche, wie Göthe sagt, noch seltener erkannt und geschätzt, als gefunden wird, gesellt sich nun, hier wie überall, auch noch die moralische Schlechtigkeit derselben, und zwar als Neid auftretend. Durch den Ruhm nämlich, den Einer erwirbt, wird abermals Einer mehr über Alle seiner Art erhoben: diese werden also um eben so viel herabgesetzt, so daß jedes ausgezeichnete Verdienst seinen Ruhm auf Kosten Derer erlangt, die keines haben.

„Wenn wir Andern Ehre geben,
Müssen wir uns selbst entadeln."
Göthe. W. O. Divan.

Hieraus erklärt es sich, daß, in welcher Gattung auch immer das Vortreffliche auftreten mag, sogleich die gesammte, so zahlreiche Mittelmäßigkeit verbündet und verschworen ist, es nicht gelten zu lassen, ja, wo möglich, es zu ersticken. Sogar auch Die, welche selbst Verdienst besitzen und bereits den Ruhm desselben erlangt haben, werden nicht gern das Auftreten eines neuen Ruhmes sehn, durch dessen Glanz der des ihrigen um so viel weniger leuchtet. Daher sagt selbst Göthe:

„Hätt' ich gezaudert zu werden,
Bis man mir's Leben gegönnt,
Ich wäre noch nicht auf Erden,
Wie ihr begreifen könnt,

Digitized by Google

Wenn ihr seht, wie sie sich geberden,
Die, um etwas zu scheinen,
Mich gerne möchten verneinen."

Während also die Ehre, in der Regel, gerechte Richter findet und kein Neid sie anficht, ja sogar sie Jedem zum voraus, auf Kredit, verliehen wird, muß der Ruhm, dem Neide zum Trotz, erkämpft werden, und den Lorbeer theilt ein Tribunal entschieden ungünstiger Richter aus. Denn die Ehre können und wollen wir mit Jedem theilen: der Ruhm wird geschmälert oder erschwert, durch Jeden, der ihn erlangt. — Nun ferner steht die Schwierigkeit der Erlangung des Ruhmes durch Werke im umgekehrten Verhältniß der Menschenzahl, die das Publikum solcher Werke ausmacht; aus leicht abzusehenden Gründen. Daher ist sie viel größer bei Werken, welche Belehrung, als bei solchen, welche Unterhaltung verheißen. Am größten ist sie bei philosophischen Werken; weil die Belehrung, welche diese versprechen, einerseits ungewiß, und andrerseits ohne materiellen Nutzen ist; wonach denn solche zunächst vor einem Publiko auftreten, das aus lauter Mitbewerbern besteht. — Aus den dargelegten Schwierigkeiten, die der Erlangung des Ruhmes entgegenstehn, erhellt, daß wenn Die, welche ruhmwürdige Werke vollenden, es nicht aus Liebe zu diesen selbst und eigener Freude daran thäten, sondern der Aufmunterung durch den Ruhm bedürften, die Menschheit wenige, oder keine, unsterbliche Werke erhalten haben würde. Ja, sogar muß, wer das Gute und Rechte hervorbringen und das Schlechte vermeiden soll, dem Urtheile der Menge und ihrer Wortführer Trotz bieten, mithin sie verachten. Hierauf beruht die Richtigkeit der Bemerkung, die besonders Osorius (de gloria) hervorhebt, daß der Ruhm vor Denen flieht, die ihn suchen, und Denen folgt, die ihn vernachlässigen: denn Jene bequemen sich dem Geschmack ihrer Zeitgenossen an, Diese trotzen ihm.

So schwer es demnach ist, den Ruhm zu erlangen, so leicht ist es, ihn zu behalten. Auch hierin steht er im Gegensatz mit der Ehre. Diese wird Jedem, sogar auf Kredit, verliehen: er hat sie nur zu bewahren. Hier aber liegt die Aufgabe: denn durch eine einzige nichtswürdige Handlung geht sie unwiederbringlich verloren. Der Ruhm hingegen kann eigentlich nie verloren gehn: denn die That, oder das Werk, durch die er erlangt wor-

Digitized by Google

den, stehn für immer fest, und der Ruhm derselben bleibt ihrem Urheber, auch wenn er keinen neuen hinzufügt. Wenn jedoch der Ruhm wirklich verklingt, wenn er überlebt wird; so war er unächt, d. h. unverdient, durch augenblickliche Ueberschätzung entstanden, wo nicht gar so ein Ruhm wie Hegel ihn hatte und Lichtenberg ihn beschreibt, „ausposaunt von einer freundschaftlichen „Kandidatenjunta und vom Echo leerer Köpfe widergehallt: — „— — aber die Nachwelt, wie wird sie lächeln, wann sie dereinst „an die bunten Wörtergehäuse, die schönen Nester ausgeflogener „Mode und die Wohnungen weggestorbener Verabredungen an„klopfen und Alles, Alles leer finden wird, auch nicht den klein„sten Gedanken, der mit Zuversicht sagen könnte: herein!“ —

Der Ruhm beruht eigentlich auf Dem, was Einer im Vergleich mit den Uebrigen ist. Demnach ist er wesentlich ein Relatives, kann daher auch nur relativen Werth haben. Er fiele ganz weg, wenn die Uebrigen würden was der Gerühmte ist. Absoluten Werth kann nur Das haben, was ihn unter allen Umständen behält, also hier, was Einer unmittelbar und für sich selbst ist: folglich muß hierin der Werth und das Glück des großen Herzens und des großen Kopfes liegen. Also nicht der Ruhm, sondern Das, wodurch man ihn verdient, ist das Werthvolle. Denn es ist gleichsam die Substanz und der Ruhm nur das Accidens der Sache; ja dieser wirkt auf den Gerühmten hauptsächlich als ein äußerliches Symptom, durch welches er die Bestätigung seiner eigenen hohen Meinung von sich selbst erhält; demnach man sagen könnte, daß, wie das Licht gar nicht sichtbar ist, wenn es nicht von einem Körper zurückgeworfen wird; eben so jede Trefflichkeit erst durch den Ruhm ihrer selbst recht gewiß wird. Allein er ist nicht ein Mal ein untrügliches Symptom; da es auch Ruhm ohne Verdienst und Verdienst ohne Ruhm giebt; weshalb ein Ausdruck Lessings so artig herauskommt: „einige Leute sind berühmt, und andere verdienen es zu seyn.“ Auch wäre es eine elende Existenz, deren Werth oder Unwerth darauf beruhte, wie sie in den Augen Anderer erschiene: eine solche aber wäre das Leben des Helden und des Genies, wenn dessen Werth im Ruhme, d. h. im Beifall Anderer, bestände. Vielmehr lebt und existirt ja jegliches Wesen seiner selbst wegen, daher auch zunächst in sich und für sich. — Was Einer ist, in

welcher Art und Weise es auch sei, das ist er zuvörderst und hauptsächlich für sich selbst: und wenn es hier nicht viel werth ist, so ist es überhaupt nicht viel. Hingegen ist das Abbild seines Wesens in den Köpfen Anderer ein Sekundäres, Abgeleitetes und dem Zufall Unterworfenes, welches nur sehr mittelbar sich auf das Erstere zurückbezieht. Zudem sind die Köpfe der Menge ein zu elender Schauplatz, als daß auf ihm das wahre Glück seinen Ort haben könnte. Vielmehr ist daselbst nur ein chimärisches Glück zu finden. Welche gemischte Gesellschaft trifft doch in jenem Tempel des allgemeinen Ruhms zusammen! „Feldherren, Minister, Quacksalber, Gaukler, Tänzer, Sänger, Millionäre und Juden: ja, die Vorzüge aller dieser werden dort viel aufrichtiger geschätzt, finden viel mehr estime sentie, als die geistigen, zumal der hohen Art, die ja bei der großen Mehrzahl nur eine estime sur parole erlangen. In eudämonologischer Hinsicht ist also der Ruhm nichts weiter, als der seltenste und köstlichste Bissen für unsern Stolz und unsere Eitelkeit. Diese aber sind in den meisten Menschen, obwohl sie es verbergen, übermäßig vorhanden, vielleicht sogar am stärksten in Denen, die irgendwie geeignet sind, sich Ruhm zu erwerben und daher meistens das unsichere Bewußtseyn ihres überwiegenden Werthes lange in sich herumtragen müssen, ehe die Gelegenheit kommt, solchen zu erproben und dann die Anerkennung desselben zu erfahren: bis dahin war ihnen zu Muthe, als erlitten sie ein heimliches Unrecht. Ueberhaupt aber ist ja, wie am Anfange dieses Kapitels erörtert worden, der Werth, den der Mensch auf die Meinung Anderer von ihm legt, ganz unverhältnißmäßig und unvernünftig; so daß Hobbes die Sache zwar sehr stark, aber vielleicht doch richtig ausgedrückt hat in den Worten: omnis animi voluptas, omnisque alacritas in eo sita est, quod quis habeat quibuscum conferens se, possit magnifice sentire de se ipso (de cive. I, 5.). Hieraus ist der hohe Werth erklärlich, den man allgemein auf den Ruhm legt, und die Opfer, welche man bringt, in der bloßen Hoffnung, ihn dereinst zu erlangen:

> Fame is the spur, that the clear spirit doth raise
> (That last infirmity of noble minds)
> To scorn delights and live laborious days.

wie auch:

how hard it is to climb
The hights where Fame's proud temple shines afar.

Hieraus endlich erklärt es sich auch, daß die eitelste aller Nationen beständig la gloire im Munde führt und solche unbedenklich als die Haupttriebfeder zu großen Thaten und großen Werken ansieht. — Allein, da unstreitig der Ruhm nur das Sekundäre ist, das bloße Echo, Abbild, Schatten, Symptom des Verdienstes, und da jedenfalls das Bewunderte mehr Werth haben muß, als die Bewunderung; so kann das eigentlich Beglückende nicht im Ruhme liegen, sondern in Dem, wodurch man ihn erlangt, also im Verdienste selbst, oder, genauer zu reden, in der Gesinnung und den Fähigkeiten, aus denen es hervorgieng; es mag nun moralischer, oder intellektueller Art seyn. Denn das Beste, was Jeder ist, muß er nothwendig für sich selbst seyn: was davon in den Köpfen Anderer sich abspiegelt und er in ihrer Meinung gilt ist Nebensache und kann nur von untergeordnetem Interesse für ihn seyn. Wer demnach nur den Ruhm *verdient*, auch ohne ihn zu erhalten, besitzt bei Weitem die Hauptsache, und was er entbehrt ist etwas, darüber er sich mit derselben trösten kann. Denn nicht daß Einer von der urtheilslosen, so oft bethörten Menge für einen großen Mann gehalten werde, sondern daß er es sei, macht ihn beneidenswerth; auch nicht, daß die Nachwelt von ihm erfahre, sondern daß in ihm sich Gedanken erzeugen, welche verdienen, Jahrhunderte hindurch aufbewahrt und nachgedacht zu werden, ist ein hohes Glück. Zudem kann Dieses ihm nicht entrissen werden: es ist *των εφ' ἡμιν*, jenes Andere *των ουκ εφ' ἡμιν*. Wäre hingegen die Bewunderung selbst die Hauptsache; so wäre das Bewunderte ihrer nicht werth. Dies ist wirklich der Fall beim falschen, d. i. unverdienten Ruhm. An diesem muß sein Besitzer zehren, ohne Das, wovon derselbe das Symptom, der bloße Abglanz, seyn soll, wirklich zu haben. Aber sogar dieser Ruhm selbst muß ihm oft verleidet werden, wann bisweilen, trotz aller, aus der Eigenliebe entspringenden Selbsttäuschung, ihm auf der Höhe, für die er nicht geeignet ist, doch schwindelt, oder ihm zu Muthe wird, als wäre er ein kupferner Dukaten; wo dann die Angst vor Enthüllung und

Digitized by Google

verdienter Demüthigung ihn ergreift, zumal wann er auf den Stirnen der Weiſeren ſchon das Urtheil der Nachwelt lieſt. Er gleicht ſonach dem Beſitzer durch ein falſches Teſtament. — Den ächteſten Ruhm, den Nachruhm, vernimmt ſein Gegenſtand ja nie, und doch ſchätzt man ihn glücklich. Alſo beſtand ſein Glück in den großen Eigenſchaften ſelbſt, die ihm den Ruhm erwarben, und darin, daß er Gelegenheit fand, ſie zu entwickeln, alſo daß ihm vergönnt wurde, zu handeln, wie es ihm angemeſſen war, oder zu treiben was er mit Luſt und Liebe trieb: denn nur die aus dieſer entſprungenen Werke erlangen Nachruhm. Sein Glück beſtand alſo in ſeinem großen Herzen, oder auch im Reichthum eines Geiſtes, deſſen Abdruck, in ſeinen Werken, die Bewunderung kommender Jahrhunderte erhält; es beſtand in den Gedanken ſelbſt, welchen nachzudenken, die Beſchäftigung und der Genuß der edelſten Geiſter einer unabſehbaren Zukunft ward. Der Werth des Nachruhms liegt alſo im Verdienen deſſelben, und dieſes iſt ſein eigener Lohn. Ob nun die Werke, welche ihn erwarben, unterweilen auch den Ruhm der Zeitgenoſſen hatten, hieng von zufälligen Umſtänden ab und war nicht von großer Bedeutung. Denn da die Menſchen in der Regel ohne eigenes Urtheil ſind und zumal hohe und ſchwierige Leiſtungen abzuſchätzen durchaus keine Fähigkeit haben; ſo folgen ſie hier ſtets fremder Auktorität, und der Ruhm, in hoher Gattung, beruht bei 99 unter 100 Rühmern, bloß auf Treu und Glauben. Daher kann auch der vielſtimmigſte Beifall der Zeitgenoſſen für denkende Köpfe nur wenig Werth haben, indem ſie in ihm ſtets nur das Echo weniger Stimmen hören, die zudem ſelbſt nur ſind, wie der Tag ſie gebracht hat. Würde wohl ein Virtuoſe ſich geſchmeichelt fühlen durch das laute Beifallsklatſchen ſeines Publikums, wenn ihm bekannt wäre, daß es, bis auf Einen oder Zwei, aus lauter völlig Tauben beſtände, die, um einander gegenſeitig ihr Gebrechen zu verbergen, eifrig klatſchten, ſobald ſie die Hände jenes Einen in Bewegung ſähen? Und nun gar, wenn die Kenntniß hinzu käme, daß jene Vorklatſcher ſich oft beſtechen ließen, um dem elendeſten Geiger den lauteſten Applaus zu verſchaffen! — Hieraus iſt erklärlich, warum der Ruhm der Zeitgenoſſen ſo ſelten die Metamorphoſe in Nachruhm erlebt; weshalb d'Alembert, in ſeiner überaus ſchönen Beſchreibung

Digitized by Google

des Tempels des litterarischen Ruhmes, sagt: „das Innere des Tempels ist von lauter Todten bewohnt, die während ihres Lebens nicht darin waren, und von einigen Lebenden, welche fast alle, wann sie sterben, hinausgeworfen werden.“ — Wenn dennoch Einer den Ruhm, welcher zum Nachruhm werden soll, erlebt; so wird es selten früher, als im Alter geschehn: allenfalls giebt es bei Künstlern und Dichtern Ausnahmen von dieser Regel, am wenigsten bei Philosophen. Eine Bestätigung derselben geben die Bildnisse der durch ihre Werke berühmten Männer, da dieselben meistens erst nach dem Eintritt ihrer Celebrität angefertigt wurden: in der Regel sind sie alt und grau dargestellt, namentlich die Philosophen. Inzwischen steht, eudämonologisch genommen, die Sache ganz recht. Ruhm und Jugend auf Ein Mal ist zu viel für einen Sterblichen. Unser Leben ist so arm, daß seine Güter haushälterischer vertheilt werden müssen. Die Jugend hat vollauf an ihrem eigenen Reichthum und kann sich daran genügen lassen. Aber im Alter, wann alle Genüsse und Freuden, wie die Bäume im Winter, abgestorben sind, dann schlägt am gelegensten der Baum des Ruhmes aus, als ein ächtes Wintergrün: auch kann man ihn den Winterbirnen vergleichen, die im Sommer wachsen, aber im Winter genossen werden.

Wollen wir jetzt noch etwas näher die Wege betrachten, auf welchen man, in den Wissenschaften, als dem uns zunächst Liegenden, Ruhm erlangt; so läßt sich hier folgende Regel aufstellen. Die durch solchen Ruhm bezeichnete intellektuelle Ueberlegenheit wird allemal an den Tag gelegt durch eine neue Kombination irgendwelcher Data. Diese nun können sehr verschiedener Art seyn; jedoch wird der durch ihre Kombination zu erlangende Ruhm um so größer und ausgebreiteter seyn, je mehr sie selbst allgemein bekannt und Jedem zugänglich sind. Bestehn z. B. die Data in einigen Zahlen, oder Kurven, oder auch in irgend einer speciellen physikalischen, zoologischen, botanischen, oder anatomischen Thatsache, oder auch in einigen verdorbenen Stellen alter Autoren, oder in halbverlöschten Inschriften, oder in solchen, deren Alphabet uns fehlt, oder in dunkeln Punkten der Geschichte; so wird der durch die richtige Kombination derselben zu erlangende Ruhm sich nicht viel weiter erstrecken, als die Kenntniß der Data selbst, also auf eine kleine Anzahl mei-

Digitized by Google

stens zurückgezogen lebender und auf den Ruhm in ihrem Fach neidischer Leute. — Sind hingegen die Data solche, welche das ganze Menschengeschlecht kennt, sind es z. B. wesentliche, Allen gemeinsame Eigenschaften des menschlichen Verstandes, oder Gemüthes, oder Naturkräfte, deren ganze Wirkungsart wir beständig vor Augen haben, oder der allbekannte Lauf der Natur überhaupt; so wird der Ruhm durch eine neue, wichtige und evidente Kombination Licht über sie verbreitet zu haben, sich mit der Zeit fast über die ganze civilisirte Menschheit erstrecken. Denn, sind die Data Jedem zugänglich, so wird ihre Kombination es meistens auch seyn. — Dennoch wird hiebei der Ruhm allemal nur der überwundenen Schwierigkeit entsprechen. Denn, je allbekannter die Data sind, desto schwerer ist es, sie auf eine neue und doch richtige Weise zu kombiniren; da schon eine überaus große Anzahl von Köpfen sich an ihnen versucht und die möglichen Kombinationen derselben erschöpft hat. Hingegen werden Data, welche, dem großen Publiko unzugänglich, nur auf mühsamen und schwierigen Wegen erreichbar sind, fast immer noch neue Kombinationen zulassen: wenn man daher an solche nur mit geradem Verstande und gesunder Urtheilskraft, also einer mäßigen geistigen Ueberlegenheit, kommt; so ist es leicht möglich, daß man eine neue und richtige Kombination derselben zu machen das Glück habe. Allein der hiedurch erworbene Ruhm wird ungefähr dieselben Gränzen haben, wie die Kenntniß der Data. Denn zwar erfordert die Lösung von Problemen solcher Art großes Studium und Arbeit, schon um nur die Kenntniß der Data zu erlangen; während in jener andern Art, in welcher eben der größte und ausgebreiteteste Ruhm zu erwerben ist, die Data unentgeltlich gegeben sind: allein in dem Maaße, wie diese letztere Art weniger Arbeit erfordert, gehört mehr Talent, ja Genie dazu, und mit diesen hält, hinsichtlich des Werthes und der Werthschätzung, keine Arbeit, oder Studium, den Vergleich aus.

Hieraus nun ergiebt sich, daß Die, welche einen tüchtigen Verstand und ein richtiges Urtheil in sich spüren, ohne jedoch die höchsten Geistesgaben sich zuzutrauen, viel Studium und ermüdende Arbeit nicht scheuen dürfen, um mittelst dieser sich aus dem großen Haufen der Menschen, welchen die allbekannten Data vorliegen, herauszuarbeiten und zu den entlegeneren Orten zu

gelangen, welche nur dem gelehrten Fleiße zugänglich sind. Denn hier, wo die Zahl der Mitbewerber unendlich verringert ist, wird der auch nur einigermaaßen überlegene Kopf bald zu einer neuen und richtigen Kombination der Data Gelegenheit finden: sogar wird das Verdienst seiner Entdeckung sich mit auf die Schwierigkeit, zu den Datis zu gelangen, stützen. Aber der also erworbene Applaus seiner Wissensgenossen, als welche die alleinigen Kenner in diesem Fache sind, wird von der großen Menge der Menschen nur von Weitem vernommen werden. — Will man nun, den hier angedeuteten Weg bis zum Extrem verfolgen; so läßt sich der Punkt nachweisen, wo die Data, wegen der großen Schwierigkeit ihrer Erlangung, für sich allein und ohne daß eine Kombination derselben erfordert wäre, den Ruhm zu begründen hinreichen. Dies leisten Reisen in sehr entlegene und wenig besuchte Länder: man wird berühmt durch Das, was man gesehn, nicht durch Das, was man gedacht hat. Dieser Weg hat auch noch einen großen Vortheil darin, daß es viel leichter ist, was man gesehn, als was man gedacht hat, Andern mitzutheilen und es mit dem Verständniß sich eben so verhält: demgemäß wird man für das Erstere auch viel mehr Leser finden, als für das Andere. Denn, wie schon Asmus sagt:

„Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen."

Was aber nun andrerseits den mit hohen Fähigkeiten ausgestatteten Kopf betrifft, als welcher allein sich an die Lösung der großen, das Allgemeine und Ganze betreffenden und daher schwierigsten Probleme wagen darf; so wird dieser zwar wohl daran thun, seinen Horizont möglichst auszudehnen, jedoch immer gleichmäßig, nach allen Seiten, und ohne je sich zu weit in irgend eine der besondern und nur Wenigen bekannten Regionen zu verlieren, d. h. ohne auf die Specialitäten irgend einer einzelnen Wissenschaft weit einzugehn, geschweige sich mit den Mikrologien zu befassen. Denn er hat nicht nöthig, sich an die schwer zugänglichen Gegenstände zu machen, um dem Gedränge der Mitbewerber zu entgehn; sondern eben das Allen Vorliegende wird ihm Stoff zu neuen, wichtigen und wahren Kombinationen geben. Dem nun aber gemäß wird sein Verdienst von allen

Denen geschätzt werden können, welchen die Data bekannt sind, also von einem großen Theile des menschlichen Geschlechts. Hierauf gründet sich der mächtige Unterschied zwischen dem Ruhm, den Dichter und Philosophen erlangen, und dem, welcher Physikern, Chemikern, Anatomen, Mineralogen, Zoologen, Philologen, Historikern u. s. w. erreichbar ist.

Digitized by Google

Kapitel V.

Paränesen und Maximen.

Weniger noch, als irgendwo, bezwecke ich hier Vollständigkeit; da ich sonst die vielen, von Denkern aller Zeiten aufgestellten, zum Theil vortrefflichen Lebensregeln zu wiederholen haben würde, vom Theognis und Pseudo-Salomo an, bis auf den Rochefoucauld herab; wobei ich dann auch viele, schon breit getretene Gemeinplätze nicht würde vermeiden können. Mit der Vollständigkeit fällt aber auch die systematische Anordnung größtentheils weg. Ueber Beide tröste man sich damit, daß sie, in Dingen dieser Art, fast unausbleiblich die Langeweile in ihrem Gefolge haben. Ich habe bloß gegeben, was mir eben eingefallen ist, der Mittheilung werth schien und, so viel mir erinnerlich, noch nicht, wenigstens nicht ganz und eben so, gesagt worden ist, also eben nur eine Nachlese zu dem auf diesem unabsehbaren Felde bereits von Andern Geleisteten.

Um jedoch in die große Mannigfaltigkeit der hieher gehörigen Ansichten und Rathschläge einige Ordnung zu bringen, will ich sie eintheilen in allgemeine, in solche, welche unser Verhalten gegen uns selbst, dann gegen Andere, und endlich gegen den Weltlauf und das Schicksal betreffen.

A. Allgemeine.

1) Als die oberste Regel aller Lebensweisheit sehe ich einen Satz an, den Aristoteles beiläufig ausgesprochen hat, in der Nikomachäischen Ethik (VII, 12.): *ὁ φρονιμος το αλυπον διωκει, ου το ἡδυ* (quod dolore vacat, non quod suave est, persequitur vir prudens.) Die Wahrheit desselben beruht darauf, daß aller Genuß und alles Glück negativer, hingegen der Schmerz positiver Natur ist. Die Ausführung und Begründung dieses letzteren Satzes findet man in meinem Hauptwerke

Digitized by Google

Bd. 1, §. 58. Doch will ich denselben hier noch an einer täglich zu beobachtenden Thatsache erläutern. Wenn der ganze Leib gesund und heil ist, bis auf irgend eine kleine wunde, oder sonst schmerzende Stelle; so tritt jene Gesundheit des Ganzen weiter nicht ins Bewußtseyn, sondern die Aufmerksamkeit ist beständig auf den Schmerz der verletzten Stelle gerichtet und das Behagen der gesammten Lebensempfindung ist aufgehoben. — Eben so, wenn alle unsere Angelegenheiten nach unserm Sinne gehn, bis auf eine, die unsrer Absicht zuwider läuft, so kommt diese, auch wenn sie von geringer Bedeutung ist, uns immer wieder in den Kopf: wir denken häufig an sie und wenig an alle jene andern wichtigeren Dinge, die nach unserm Sinne gehn. — In beiden Fällen nun ist das Beeinträchtigte der Wille, ein Mal, wie er sich im Organismus, das andere, wie er sich im Streben des Menschen objektivirt, und in beiden sehn wir, daß seine Befriedigung immer nur negativ wirkt und daher gar nicht direkt empfunden wird, sondern höchstens auf dem Wege der Reflexion ins Bewußtseyn kommt. Hingegen ist seine Hemmung das Positive und daher sich selbst Ankündigende. Jeder Genuß besteht bloß in der Aufhebung dieser Hemmung, in der Befreiung davon, ist mithin von kurzer Dauer.

Hierauf nun also beruht die oben belobte Aristotelische Regel, welche uns anweist, unser Augenmerk nicht auf die Genüsse und Annehmlichkeiten des Lebens zu richten, sondern darauf, daß wir den zahllosen Uebeln desselben, so weit es möglich ist, entgehn. Wäre dieser Weg nicht der richtige; so müßte auch Voltaire's Ausspruch, le bonheur n'est qu'un rêve, et la douleur est réelle, so falsch seyn, wie er in der That wahr ist. Demnach soll auch Der, welcher das Resultat seines Lebens, in eudämonologischer Rücksicht, ziehn will, die Rechnung nicht nach den Freuden, die er genossen, sondern nach den Uebeln, denen er entgangen ist, aufstellen. Ja, die Eudämonologie hat mit der Belehrung anzuheben, daß ihr Name selbst ein Euphemismus ist und daß unter „glücklich leben" nur zu verstehn ist „weniger unglücklich", also erträglich leben. Allerdings ist das Leben nicht eigentlich da, um genossen, sondern um überstanden, abgethan zu werden: dies bezeichnen auch manche Ausdrücke, wie degere vitam, vita defungi, das Italiänische si scampa cosi,

das Deutsche „man muß suchen, durchzukommen", „er wird schon durch die Welt kommen", u. dgl. m. Ja, es ist ein Trost im Alter, daß man die Arbeit des Lebens hinter sich hat. Demnach nun hat das glücklichste Loos Der, welcher sein Leben ohne übergroße Schmerzen, sowohl geistige, als körperliche, hinbringt; nicht aber Der, dem die lebhaftesten Freuden, oder die größten Genüsse zu Theil geworden. Wer nach diesen Letzteren das Glück eines Lebenslaufes bemessen will, hat einen falschen Maaßstab ergriffen. Denn die Genüsse sind und bleiben negativ: daß sie beglücken ist ein Wahn, den der Neid, zu seiner eigenen Strafe, hegt. Die Schmerzen hingegen werden positiv empfunden: daher ist ihre Abwesenheit der Maaßstab des Lebensglückes. Kommt zu einem schmerzlosen Zustand noch die Abwesenheit der Langenweile; so ist das irdische Glück im Wesentlichen erreicht: denn das Uebrige ist Chimäre. Hieraus nun folgt, daß man nie Genüsse durch Schmerzen, ja, auch nur durch die Gefahr derselben, erkaufen soll; weil man sonst ein Negatives und daher Chimärisches mit einem Positiven und Realen bezahlt. Hingegen bleibt man im Gewinn, wenn man Genüsse opfert, um Schmerzen zu entgehn. In beiden Fällen ist es gleichgültig, ob die Schmerzen den Genüssen nachfolgen, oder vorhergehn. Es ist wirklich die größte Verkehrtheit, diesen Schauplatz des Jammers in einen Lustort verwandeln zu wollen und, statt der möglichsten Schmerzlosigkeit, Genüsse und Freuden sich zum Ziele zu stecken; wie doch so Viele thun. Viel weniger irrt wer, mit zu finsterm Blicke, diese Welt als eine Art Hölle ansieht und demnach nur darauf bedacht ist, sich in derselben eine feuerfeste Stube zu verschaffen. Der Thor läuft den Genüssen des Lebens nach und sieht sich betrogen: der Weise vermeidet die Uebel. Sollte ihm jedoch auch Dieses mißglücken; so ist es dann die Schuld des Geschicks, nicht die seiner Thorheit. So weit es ihm aber glückt, ist er nicht betrogen: denn die Uebel, denen er aus dem Wege gieng, sind höchst real. Selbst wenn er etwan ihnen zu weit aus dem Wege gegangen seyn sollte und Genüsse unnöthigerweise geopfert hätte; so ist eigentlich doch nichts verloren: denn alle Genüsse sind chimärisch, und über die Versäumniß derselben zu trauern wäre kleinlich, ja lächerlich.

Das Verkennen dieser Wahrheit, durch den Optimismus

Digitized by Google

begünstigt, ist die Quelle vielen Unglücks. Während wir nämlich von Leiden frei sind, spiegeln unruhige Wünsche uns die Chimären eines Glückes vor, das gar nicht existirt, und verleiten uns sie zu verfolgen: dadurch bringen wir den Schmerz, der unleugbar real ist, auf uns herab. Dann jammern wir über den verlorenen schmerzlosen Zustand, der, wie ein verscherztes Paradies, hinter uns liegt, und wünschen vergeblich, das Geschehene ungeschehn machen zu können. So scheint es, als ob ein böser Dämon uns aus dem schmerzlosen Zustande, der das höchste wirkliche Glück ist, stets herauslockte, durch die Gaukelbilder der Wünsche. — Unbesehens glaubt der Jüngling, die Welt sei da, um genossen zu werden, sie sei der Wohnsitz eines positiven Glückes, welches nur Die verfehlen, denen es an Geschick gebricht, sich seiner zu bemeistern. Hierin bestärken ihn Romane und Gedichte, wie auch die Gleißnerei, welche die Welt, durchgängig und überall, mit dem äußern Scheine treibt und auf die ich bald zurückkommen werde. Von nun an ist sein Leben eine, mit mehr oder weniger Ueberlegung angestellte Jagd nach dem positiven Glück, welches, als solches, aus positiven Genüssen bestehn soll. Die Gefahren, denen man sich dabei aussetzt, müssen in die Schanze geschlagen werden. Da führt denn diese Jagd nach einem Wilde, welches gar nicht existirt, in der Regel, zu sehr realem, positivem Unglück. Dies stellt sich ein als Schmerz, Leiden, Krankheit, Verlust, Sorge, Armuth, Schande und tausend Nöthe. Die Enttäuschung kommt zu spät. — Ist hingegen, durch Befolgung der hier in Betracht genommenen Regel, der Plan des Lebens auf Vermeidung der Leiden, also auf Entfernung des Mangels, der Krankheit und jeder Noth, gerichtet; so ist das Ziel ein reales: da läßt sich etwas ausrichten, und um so mehr, je weniger dieser Plan gestört wird durch das Streben nach der Chimäre des positiven Glücks. Hiezu stimmt auch was Göthe, in den Wahlverwandschaften, den, für das Glück der Andern stets thätigen Mittler sagen läßt: „Wer ein Uebel „los seyn will, der weiß immer was er will: wer was besseres „will, als er hat, der ist ganz staarblind.“ Und dieses erinnert an den schönen französischen Ausspruch: le mieux est l'ennemi du bien. Ja, hieraus ist sogar der Grundgedanke des Kynismus abzuleiten, wie ich ihn dargelegt habe, in meinem Haupt-

Digitized by Google

werke, Bd. 2. Kap. 16. Denn, was bewog die Kyniker zur Verwerfung aller Genüsse, wenn es nicht eben der Gedanke an die mit ihnen, näher oder ferner, verknüpften Schmerzen war, welchen aus dem Wege zu gehn ihnen viel wichtiger schien, als die Erlangung jener. Sie waren tief ergriffen von der Erkenntniß der Negativität des Genusses und der Positivität des Schmerzes; daher sie, konsequent, Alles thaten für die Vermeidung der Uebel, hiezu aber die völlige und absichtliche Verwerfung der Genüsse nöthig erachteten; weil sie in diesen nur Fallstricke sahen, die uns dem Schmerze überliefern.

In Arkadien geboren, wie Schiller sagt, sind wir freilich Alle: d. h. wir treten in die Welt, voll Ansprüche auf Glück und Genuß, und hegen die thörichte Hoffnung, solche durchzusetzen. In der Regel jedoch kommt bald das Schicksal, packt uns unsanft an und belehrt uns, daß nichts unser ist, sondern Alles sein, indem es ein unbestrittenes Recht hat, nicht nur auf allen unsern Besitz und Erwerb und auf Weib und Kind, sondern sogar auf Arm und Bein, Auge und Ohr, ja, auf die Nase mitten im Gesicht. Jedenfalls aber kommt, nach einiger Zeit, die Erfahrung und bringt die Einsicht, daß Glück und Genuß eine Fata Morgana sind, welche, nur aus der Ferne sichtbar, verschwindet, wenn man herangekommen ist; daß hingegen Leiden und Schmerz Realität haben, sich selbst unmittelbar vertreten und keiner Illusion, noch Erwartung bedürfen. Fruchtet nun die Lehre; so hören wir auf, nach Glück und Genuß zu jagen, und sind vielmehr darauf bedacht, dem Schmerz und Leiden möglichst den Zugang zu versperren. Wir erkennen alsdann, daß das Beste, was die Welt zu bieten hat, eine schmerzlose, ruhige, erträgliche Existenz ist und beschränken unsre Ansprüche auf diese, um sie desto sicherer durchzusetzen. Denn, um nicht sehr unglücklich zu werden, ist das sicherste Mittel, daß man nicht verlange, sehr glücklich zu seyn. Dies hatte auch Göthe's Jugendfreund Merck erkannt, da er schrieb: „die garstige Prä„tension an Glückseligkeit, und zwar an das Maaß, das wir „uns träumen, verdirbt Alles auf dieser Welt. Wer sich davon „los machen kann und nichts begehrt, als was er vor sich hat, „kann sich durchschlagen" (Briefe an und von Merck, S. 100). Demnach ist es gerathen, seine Ansprüche auf Genuß, Besitz,

Rang, Ehre u. ſ. f. auf ein ganz Mäßiges herabzuſetzen; weil gerade das Streben und Ringen nach Glück, Glanz und Genuß es iſt, was die großen Unglücksfälle herbeizieht. Aber ſchon darum iſt Jenes weiſe und rathſam, weil ſehr unglücklich zu ſeyn gar leicht iſt; ſehr glücklich hingegen, nicht etwan ſchwer, ſondern ganz unmöglich. Mit großem Rechte alſo ſingt der Dichter der Lebensweisheit:

Auream quisquis mediocritatem
Diligit, tutus caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Saevius ventis agitatur ingens
Pinus: et celsae graviore casu
Decidunt turres: feriuntque summos
Fulgura montes.

Was jedoch die Erlangung dieſer heilſamen Einſichten beſonders erſchwert, iſt die ſchon oben erwähnte Gleißnerei der Welt, welche man daher der Jugend früh aufdecken ſollte. Die allermeiſten Herrlichkeiten ſind bloßer Schein, wie die Theaterdekoration, und das Weſen der Sache fehlt. Z. B. bewimpelte und bekränzte Schiffe, Kanonenſchüſſe, Illuminationen, Pauken und Trompeten, Jauchſen und Schreien u. ſ. w., dies Alles iſt das Aushängeſchild, die Andeutung, die Hieroglyphe der Freude: aber die Freude iſt daſelbſt meiſtens nicht zu finden: ſie allein hat beim Feſte abgeſagt. Wo ſie ſich wirklich einfindet, da kommt ſie, in der Regel, ungeladen und ungemeldet, von ſelbſt und sans façon, ja, ſtill herangeſchlichen. Bei allen jenen Dingen hingegen iſt auch der Zweck bloß, Andere glauben zu machen, hier wäre die Freude eingekehrt: dieſer Schein, im Kopfe Anderer, iſt die Abſicht. Eben ſo nun ferner ſind viele geladene Gäſte, in Feierkleidern, unter feſtlichem Empfange, das Aushängeſchild der edelen, erhöhten Geſelligkeit: aber ſtatt ihrer iſt, in der Regel, nur Zwang, Pein und Langeweile gekommen: denn ſchon wo viele Gäſte ſind, iſt viel Pack, — und hätten ſie auch ſämmtlich Sterne auf der Bruſt. Die wirklich gute Geſellſchaft nämlich iſt, überall und nothwendig, ſehr klein. Ueberhaupt aber tragen glänzende, rauſchende Feſte und Luſtbarkeiten ſtets eine

Digitized by Google

Leere, wohl gar einen Mißton im Innern; schon weil sie dem Elend und der Dürftigkeit unsers Daseyns laut widersprechen, und der Kontrast erhöht die Wahrheit. Jedoch von außen gesehn wirkt jenes Alles: und Das war der Zweck. Ganz allerliebst sagt daher Chamfort: la société, les cercles, les salons, ce qu'on appelle le monde, est une pièce misérable, un mauvais opéra, sans intérêt, qui se soutient un peu par les machines, les costumes, et les décorations. — Desgleichen sind nun auch Akademien und philosophische Katheder das Aushängeschild, der äußere Schein der Weisheit: aber auch sie hat meistens abgesagt und ist ganz wo anders zu finden. — Glockengebimmel, Priesterkostüme, fromme Gebärden und fratzenhaftes Thun ist das Aushängeschild, der falsche Schein der Andacht, u. s. w. — So ist denn fast Alles in der Welt hohle Nüsse zu nennen: der Kern ist an sich selten, und noch seltener steckt er in der Schaale. Er ist ganz wo anders zu suchen und wird meistens nur zufällig gefunden.

2) Man hüte sich, das Glück seines Lebens, mittelst vieler Erfordernisse zu demselben, auf ein breites Fundament zu bauen: denn auf einem solchen stehend stürzt es am leichtesten ein, weil es viel mehr Unfällen Gelegenheit darbietet und diese nicht ausbleiben. Das Gebäude unsers Glückes verhält sich also, in dieser Hinsicht, umgekehrt wie alle anderen, als welche auf breitem Fundament am festesten stehn. Seine Ansprüche, im Verhältniß zu seinen Mitteln jeder Art, möglichst niedrig zu stellen, ist demnach der sicherste Weg, großem Unglück zu entgehn.

3) Ueberhaupt ist es eine der größten und häufigsten Thorheiten, daß man weitläuftige Anstalten zum Leben macht, in welcher Art auch immer dies geschehe. Bei solchen nämlich ist zuvörderst auf ein ganzes und volles Menschenleben gerechnet; welches jedoch sehr Wenige erreichen. Sodann fällt es, selbst wenn sie so lange leben, doch für die gemachten Pläne zu kurz aus; da deren Ausführung immer sehr viel mehr Zeit erfordert, als angenommen war: ferner sind solche, wie alle menschlichen Dinge, dem Mißlingen, den Hindernissen so vielfach ausgesetzt, daß sie sehr selten zum Ziele gebracht werden. Endlich, wenn zuletzt auch Alles erreicht wird, so waren die Umwandlungen, welche die Zeit an uns selbst hervorbringt, außer Acht

Digitized by Google

und Rechnung gelaſſen; alſo nicht bedacht worden, daß weder zum Leiſten, noch zum Genießen, unſere Fähigkeiten das ganze Leben hindurch vorhalten. Daher kommt es, daß wir oft auf Dinge hinarbeiten, welche, wenn endlich erlangt, uns nicht mehr angemeſſen ſind; wie auch, daß wir mit den Vorarbeiten zu einem Werke die Jahre hinbringen, welche derweilen unvermerkt uns die Kräfte zur Ausführung deſſelben rauben. So geſchieht es denn oft, daß der mit ſo langer Mühe und vieler Gefahr erworbene Ruhm uns nicht mehr genießbar iſt und wir für Andere gearbeitet haben; oder auch, daß wir den durch vieljähriges Treiben und Trachten endlich erreichten Poſten auszufüllen nicht mehr im Stande ſind: die Dinge ſind zu ſpät für uns gekommen. Oder auch umgekehrt, wir kommen zu ſpät mit den Dingen; da nämlich, wo es ſich um Leiſtungen, oder Produktionen handelt: der Geſchmack der Zeit hat ſich geändert; ein neues Geſchlecht iſt herangewachſen, welches an den Sachen keinen Antheil nimmt; Andere ſind, auf kürzeren Wegen, uns zuvorgekommen u. ſ. f. Alles unter dieſer Nummer Angeführte hat Horaz im Sinne, wenn er ſagt:

quid aeternis minorem
Consiliis animum fatigas?

Der Anlaß zu dieſem häufigen Mißgriff iſt die unvermeidliche optiſche Täuſchung des geiſtigen Auges, vermöge welcher das Leben, vom Eingange aus geſehn, endlos, aber wenn man vom Ende der Bahn zurückblickt, ſehr kurz erſcheint. Freilich hat ſie ihr Gutes: denn ohne ſie käme ſchwerlich etwas Großes zu Stande.

Ueberhaupt aber ergeht es uns im Leben wie dem Wanderer, vor welchem, indem er vorwärts ſchreitet, die Gegenſtände andere Geſtalten annehmen, als die ſie von ferne zeigten, und ſich gleichſam verwandeln, indem er ſich nähert. Beſonders geht es mit unſern Wünſchen ſo. Oft finden wir etwas ganz Anderes, ja, Beſſeres, als wir ſuchten; oft auch das Geſuchte ſelbſt auf einem ganz anderen Wege, als den wir zuerſt vergeblich danach eingeſchlagen hatten. Zumal wird uns oft da, wo wir Genuß, Glück, Freude ſuchten, ſtatt ihrer Belehrung, Einſicht, Erkenntniß, — ein bleibendes, wahrhaftes Gut, ſtatt eines ver-

Digitized by Google

gänglichen und scheinbaren. Dies ist auch der Gedanke, welcher im Wilhelm Meister als Grundbaß durchgeht, indem dieser ein intellektueller Roman und eben dadurch höherer Art ist, als alle übrigen, sogar die von Walter Scott, als welche sämmtlich nur ethisch sind, d. h. die menschliche Natur bloß von der ethischen Seite auffassen. Ebenfalls in der Zauberflöte, dieser grotesken, aber bedeutsamen und vieldeutigen Hieroglyphe, ist jener selbe Grundgedanke, in großen und groben Zügen, wie die der Theaterdekorationen sind, symbolisirt; sogar würde er es vollkommen seyn, wenn, am Schlusse, der Tamino, vom Wunsche, die Tamina zu besitzen, zurückgebracht, statt ihrer, allein die Weihe im Tempel der Weisheit verlangte und erhielte; hingegen seinem nothwendigen Gegensatze, dem Papageno, richtig seine Papagena würde. — Vorzügliche und edle Menschen werden jener Erziehung des Schicksals bald inne und fügen sich bildsam und dankbar in dieselbe: sie sehn ein, daß in der Welt wohl Belehrung, aber nicht Glück zu finden sei, werden es sonach gewohnt und zufrieden, Hoffnungen gegen Einsichten zu vertauschen, und sagen endlich mit Petrarka:

Altro diletto, che 'mparar, non provo.

Es kann damit sogar dahin kommen, daß sie ihren Wünschen und Bestrebungen gewissermaaßen nur noch zum Schein und tändelnd nachgehn, eigentlich aber und im Ernst ihres Innern, bloß Belehrung erwarten; welches ihnen alsdann einen beschaulichen genialen, erhabenen Anstrich giebt. — Man kann in diesem Sinne auch sagen, es gehe uns wie den Alchemisten, welche, indem sie nur Gold suchten, Schießpulver, Porzellan, Arzeneien, ja, Naturgesetze entdeckten.

B. Unser Verhalten gegen uns selbst betreffend.

4) Wie der Arbeiter, welcher ein Gebäude aufführen hilft, den Plan des Ganzen entweder nicht kennt, oder doch nicht immer gegenwärtig hat; so verhält der Mensch, indem er die einzelnen Tage und Stunden seines Lebens abspinnt, sich zum Ganzen seines Lebenslaufes und des Charakters desselben. Je würdiger, bedeutender, planvoller und individueller dieser ist; desto

Digitized by Google

mehr ist es nöthig und wohlthätig, daß der verkleinerte Grundriß desselben, der Plan, ihm bisweilen vor die Augen komme. Freilich gehört auch dazu, daß er einen kleinen Anfang in dem γνωθι σαυτον gemacht habe, also wisse, was er eigentlich, hauptsächlich und vor allem Andern will, was also für sein Glück das Wesentlichste ist, sodann was die zweite und dritte Stelle nach diesem einnimmt; wie auch, daß er erkenne, welches, im Ganzen, sein Beruf, seine Rolle und sein Verhältniß zur Welt sei. Ist nun dieses bedeutender und grandioser Art; so wird der Anblick des Planes seines Lebens, im verjüngten Maaßstabe, ihn, mehr als irgend etwas, stärken, aufrichten, erheben, zur Thätigkeit ermuntern und von Abwegen zurückhalten.

5) Ein wichtiger Punkt der Lebensweisheit besteht in dem richtigen Verhältniß, in welchem wir unsere Aufmerksamkeit theils der Gegenwart, theils der Zukunft widmen, damit nicht die eine uns die andere verderbe. Viele leben zu sehr in der Gegenwart: die Leichtsinnigen; — Andere zu sehr in der Zukunft: die Aengstlichen und Besorglichen. Selten wird Einer genau das rechte Maaß halten. Die, welche, mittelst Streben und Hoffen, nur in der Zukunft leben, immer vorwärts sehn und mit Ungeduld den kommenden Dingen entgegeneilen, als welche allererst das wahre Glück bringen sollen, inzwischen aber die Gegenwart unbeachtet und ungenossen vorbeiziehn lassen, sind, trotz ihren altklugen Mienen, jenen Eseln in Italien zu vergleichen, deren Schritt dadurch beschleunigt wird, daß an einem, ihrem Kopf angehefteten Stock ein Bündel Heu hängt, welches sie daher stets dicht vor sich sehn und zu erreichen hoffen. Denn sie betrügen sich selbst um ihr ganzes Daseyn, indem sie stets nur ad interim leben, — bis sie todt sind. — Statt also mit den Plänen und Sorgen für die Zukunft ausschließlich und immerdar beschäftigt zu seyn, oder aber uns der Sehnsucht nach der Vergangenheit hinzugeben, sollten wir nie vergessen, daß die Gegenwart allein real und allein gewiß ist; hingegen die Zukunft fast immer anders ausfällt, als wir sie denken; ja, auch die Vergangenheit anders war; und zwar so, daß es mit Beiden, im Ganzen, weniger auf sich hat, als es uns scheint. Denn die Ferne, welche dem Auge die Gegenstände verkleinert, vergrößert sie dem Gedanken. Die Gegenwart allein ist wahr und wirklich: sie ist

Digitized by Google

die real erfüllte Zeit, und ausschließlich in ihr liegt unser Daseyn. Daher sollten wir sie stets einer heitern Aufnahme würdigen, folglich jede erträgliche und von unmittelbaren Widerwärtigkeiten, oder Schmerzen, freie Stunde mit Bewußtseyn als solche genießen, d. h. sie nicht trüben durch verdrießliche Gesichter über verfehlte Hoffnungen in der Vergangenheit, oder Besorgnisse für die Zukunft. Denn es ist durchaus thöricht, eine gute gegenwärtige Stunde von sich zu stoßen, oder sie sich muthwillig zu verderben, aus Verdruß über das Vergangene, oder Besorgniß wegen des Kommenden. Der Sorge, ja, selbst der Reue, sei ihre bestimmte Zeit gewidmet: danach aber soll man über das Geschehene denken:

Αλλα τα μεν προτετυχθαι εασομεν αχνυμενοι περ,
Θυμον ενι στηθεσσι φιλον δαμασαντες αναγκη,

und über das Künftige:

Ητοι ταυτα θεων εν γουνασι κειται,

hingegen über die Gegenwart: singulas dies singulas vitas puta (Sen.) und diese allein reale Zeit sich so angenehm wie möglich machen.

Uns zu beunruhigen sind bloß solche künftige Uebel berechtigt, welche gewiß sind und deren Eintrittszeit ebenfalls gewiß ist. Dies werden aber sehr wenige seyn: denn die Uebel sind entweder bloß möglich, allenfalls wahrscheinlich; oder sie sind zwar gewiß; allein ihre Eintrittszeit ist völlig ungewiß. Läßt man nun auf diese beiden Arten sich ein; so hat man keinen ruhigen Augenblick mehr. Um also nicht der Ruhe unsers Lebens durch ungewisse, oder unbestimmte Uebel verlustig zu werden, müssen wir uns gewöhnen, jene anzusehn, als kämen sie nie; diese, als kämen sie gewiß nicht sobald.

Je mehr nun aber Einem die Furcht Ruhe läßt, desto mehr beunruhigen ihn die Wünsche, die Begierden und Ansprüche. Göthe's so beliebtes Lied, „ich hab' mein' Sach auf nichts gestellt," besagt eigentlich, daß erst nachdem der Mensch aus allen möglichen Ansprüchen herausgetrieben und auf das nackte, kahle Daseyn zurückgewiesen ist, er derjenigen Geistesruhe theilhaft wird, welche die Grundlage des menschlichen Glückes ausmacht, indem sie nöthig ist, um die Gegenwart, und somit das ganze

ed by Google

Leben, genießbar zu finden. Zu eben diesem Zwecke sollten wir stets eingedenk seyn, daß der heutige Tag nur Ein Mal kommt und nimmer wieder. Aber wir wähnen, er komme morgen wieder: morgen ist jedoch ein anderer Tag, der auch nur Ein Mal kommt. Wir aber vergessen, daß jeder Tag ein integrirender und daher unersetzlicher Theil des Lebens ist, und betrachten ihn vielmehr als unter demselben so enthalten, wie die Individuen unter dem Gemeinbegriff. — Ebenfalls würden wir die Gegenwart besser würdigen und genießen, wenn wir, in guten und gesunden Tagen, uns stets bewußt wären, wie, in Krankheiten, oder Betrübnissen, die Erinnerung uns jede schmerz- und entbehrungslose Stunde als unendlich beneidenswerth, als ein verlorenes Paradies, als einen verkannten Freund vorhält. Aber wir verleben unsre schönen Tage, ohne sie zu bemerken: erst wann die schlimmen kommen, wünschen wir jene zurück. Tausend heitere, angenehme Stunden lassen wir, mit verdrießlichem Gesicht, ungenossen an uns vorüberziehn, um nachher, zur trüben Zeit, mit vergeblicher Sehnsucht ihnen nachzuseufzen. Statt dessen sollten wir jede erträgliche Gegenwart, auch die alltägliche, welche wir jetzt so gleichgültig vorüberziehn lassen, und wohl gar noch ungeduldig nachschieben, — in Ehren halten, stets eingedenk, daß sie eben jetzt hinüberwallt in jene Apotheose der Vergangenheit, woselbst sie fortan, vom Lichte der Unvergänglichkeit umstrahlt, vom Gedächtnisse aufbewahrt wird, um, wann dieses einst, besonders zur schlimmen Stunde, den Vorhang lüftet, als ein Gegenstand unsrer innigen Sehnsucht sich darzustellen.

6) Alle Beschränkung beglückt. Je enger unser Gesichts-, Wirkungs- und Berührungskreis, desto glücklicher sind wir: je weiter, desto öfter fühlen wir uns gequält, oder geängstigt. Denn mit ihm vermehren und vergrößern sich die Sorgen, Wünsche und Schreckniſse. Darum sind sogar Blinde nicht so unglücklich, wie es uns a priori scheinen muß: dies bezeugt die sanfte, fast heitere Ruhe in ihren Gesichtszügen. Auch beruht es zum Theil auf dieser Regel, daß die zweite Hälfte des Lebens trauriger ausfällt, als die erste. Denn im Laufe des Lebens wird der Horizont unsrer Zwecke und Beziehungen immer weiter. In der Kindheit ist er auf die nächste Umgebung und die engsten Verhältnisse beschränkt; im Jünglingsalter reicht er

Digitized by Google

ſchon bedeutend weiter; im Mannesalter umfaßt er unſern ganzen Lebenslauf, ja, erſtreckt ſich oft auf die entfernteſten Verhältniſſe, auf Staaten und Völker; im Greiſenalter umfaßt er die Nachkommen. — Jede Beſchränkung hingegen, ſogar die geiſtige, iſt unſerm Glücke förderlich. Denn je weniger Erregung des Willens, deſto weniger Leiden: und wir wiſſen, daß das Leiden das Poſitive, das Glück bloß negativ iſt. Beſchränktheit des Wirkungskreiſes benimmt dem Willen die äußeren Veranlaſſungen zur Erregung; Beſchränktheit des Geiſtes die innern. Nur hat Letztere den Nachtheil, daß ſie der Langenweile die Thüre öffnet, welche mittelbar die Quelle unzähliger Leiden wird, indem man, um nur ſie zu bannen, nach Allem greift, alſo Zerſtreuung, Geſellſchaft, Luxus, Spiel, Trunk u. ſ. w. verſucht, welche jedoch Schaden, Ruin und Unglück jeder Art herbeiziehn. **Difficilis in otio quies.** Wie ſehr hingegen die äußere Beſchränkung dem menſchlichen Glücke, ſo weit es gehn kann, förderlich, ja, nothwendig ſei, iſt daran erſichtlich, daß die einzige Dichtungsart, welche glückliche Menſchen zu ſchildern unternimmt, das Idyll, ſie ſtets und weſentlich in höchſt beſchränkter Lage und Umgebung darſtellt. Das Gefühl der Sache liegt auch unſerm Wohlgefallen an den ſogenannten Genre-Bildern zum Grunde. — Imgleichen wird auch die Einförmigkeit der Lebensweiſe, ſo lange ſie nicht Langeweile erzeugt, beglücken; weil ſie das Leben ſelbſt, folglich auch die ihm weſentliche Laſt, am wenigſten ſpüren läßt: es fließt dahin, wie ein Bach, ohne Wellen und Strudel.

7) In Hinſicht auf unſer Wohl und Wehe kommt es in letzter Inſtanz darauf an, womit das Bewußtſeyn erfüllt und beſchäftigt ſei. Hier wird nun im Ganzen jede rein intellektuelle Beſchäftigung dem ihrer fähigen Geiſte viel mehr leiſten, als das wirkliche Leben, mit ſeinem beſtändigen Wechſel des Gelingens und Mißlingens, nebſt ſeinen Erſchütterungen und Plagen. Nur ſind dazu freilich ſchon überwiegende geiſtige Anlagen erfordert. Sodann iſt hiebei zu bemerken, daß, wie das nach außen thätige Leben uns von den Studien zerſtreut und ablenkt, auch dem Geiſte die dazu erforderliche Ruhe und Sammlung benimmt; ebenſo andrerſeits die anhaltende Geiſtesbeſchäftigung zum Treiben und Tummeln des wirklichen Lebens, mehr oder weniger,

Digitized by Google

untüchtig macht: daher ist es rathsam, dieselbe auf eine Weile ganz einzustellen, wann Umstände eintreten, die irgendwie eine energische praktische Thätigkeit erfordern.

8) Um mit vollkommener Besonnenheit zu leben und aus der eigenen Erfahrung alle Belehrung, die sie enthält, herauszuziehn, ist erfordert, daß man oft zurückdenke und was man erlebt, gethan, erfahren und dabei empfunden hat rekapitulire, auch sein ehemaliges Urtheil mit seinem gegenwärtigen, seinen Vorsatz und Streben mit dem Erfolg und der Befriedigung durch denselben vergleiche. Dies ist die Repetition des Privatissimums, welches Jedem die Erfahrung liest. Auch läßt die eigene Erfahrung sich ansehn, als der Text; Nachdenken und Kenntnisse als der Kommentar dazu. Viel Nachdenken und Kenntnisse, bei wenig Erfahrung, gleicht den Ausgaben, deren Seiten zwei Zeilen Text und vierzig Zeilen Kommentar darbieten. Viel Erfahrung, bei wenig Nachdenken und geringen Kenntnissen, gleicht den bipontinischen Ausgaben, ohne Noten, welche Vieles unverstanden lassen.

Auf die hier gegebene Anempfehlung zielt auch die Regel des Pythagoras, daß man Abends, vor dem Einschlafen, durchmustern solle was man den Tag über gethan hat. Wer im Getümmel der Geschäfte, oder Vergnügungen, dahinlebt, ohne je seine Vergangenheit zu ruminiren, vielmehr nur immerfort sein Leben abhaspelt, dem geht die klare Besonnenheit verloren: sein Gemüth wird ein Chaos, und eine gewisse Verworrenheit kommt in seine Gedanken, von welcher alsbald das Abrupte, Fragmentarische, gleichsam Kleingehackte seiner Konversation zeugt. Dies ist um so mehr der Fall, je größer die äußere Unruhe, die Menge der Eindrücke, und je geringer die innere Thätigkeit seines Geistes ist.

Hieher gehört die Bemerkung, daß, nach längerer Zeit und nachdem die Verhältnisse und Umgebungen, welche auf uns einwirkten, vorübergegangen sind, wir nicht vermögen, unsere damals durch sie erregte Stimmung und Empfindung uns zurückzurufen und zu erneuern: wohl aber können wir unserer eigenen, damals von ihnen hervorgerufenen Aeußerungen uns erinnern. Diese nun sind das Resultat, der Ausdruck und der Maaßstab derselben. Daher sollte das Gedächtniß, oder das Papier, der-

Digitized by Google

gleichen, aus denkwürdigen Zeitpunkten, sorgfältig aufbewahren. Hiezu sind Tagebücher sehr nützlich.

9) Sich selber genügen, sich selber Alles in Allem seyn, und sagen können omnia mea mecum porto, ist gewiß für unser Glück die förderlichste Eigenschaft: daher der Ausspruch des Aristoteles ἡ ευδαιμονια των αυταρκων εστι (felicitas sibi sufficientium est. Eth. Eud. 7, 2.) nicht zu oft wiederholt werden kann. Denn theils darf man, mit einiger Sicherheit, auf niemand zählen, als auf sich selbst, und theils sind die Beschwerden und Nachtheile, die Gefahr und der Verdruß, welche die Gesellschaft mit sich führt, unzählig und unausweichbar.

Zunächst erfordert jede Gesellschaft nothwendig eine gegenseitige Akommodation und Temperatur: daher wird sie, je größer, desto fader. Ganz er selbst seyn darf Jeder nur so lange er allein ist: wer also nicht die Einsamkeit liebt, der liebt auch nicht die Freiheit: denn nur wann man allein ist, ist man frei: Zwang ist der unzertrennliche Gefährte jeder Gesellschaft. Demgemäß wird Jeder in genauer Proportion zum Werthe seines eigenen Selbst die Einsamkeit fliehen, ertragen, oder lieben. Denn in ihr fühlt der Jämmerliche seine ganze Jämmerlichkeit, der große Geist seine ganze Größe, kurz, Jeder sich als was er ist. Ferner, je höher Einer auf der Rangliste der Natur steht, desto einsamer steht er, und zwar wesentlich und unvermeidlich. Dann aber ist es eine Wohlthat für ihn, wenn die physische Einsamkeit der geistigen entspricht: widrigenfalls bringt die häufige Umgebung heterogener Wesen störend, ja, feindlich auf ihn ein, raubt ihm sein Selbst und hat nichts als Ersatz dafür zu geben. Sodann, während die Natur zwischen Menschen die weiteste Verschiedenheit, im Moralischen und Intellektuellen, gesetzt hat, stellt die Gesellschaft, diese für nichts achtend, sie alle gleich, oder vielmehr sie setzt an ihre Stelle die künstlichen Unterschiede und Stufen des Standes und Ranges, welche der Rangliste der Natur sehr oft diametral entgegen laufen. Bei dieser Anordnung stehen sich Die, welche die Natur niedrig gestellt hat, sehr gut; die Wenigen aber, welche sie hoch stellte, kommen dabei zu kurz; daher diese sich der Gesellschaft zu entziehn pflegen und in jeder, sobald sie zahlreich ist, das Gemeine vorherrscht. Die sogenannte gute Societät läßt Vorzüge aller Art gelten, nur nicht

Digitized by Google

die geistigen: diese sind sogar Kontrebande. Sie verpflichtet uns, gegen jede Thorheit, Narrheit, Verkehrtheit, Stumpfheit, gränzenlose Geduld zu beweisen; persönliche Vorzüge hingegen sollen sich Verzeihung erbetteln, oder sich verbergen. Demnach hat die Gesellschaft, welche man die gute nennt, nicht nur den Nachtheil, daß sie uns Menschen darbietet, die wir nicht loben und lieben können, sondern sie läßt auch nicht zu, daß wir selbst seien, wie es unsrer Natur angemessen ist; vielmehr nöthigt sie uns, des Einklanges mit den Anderen wegen, einzuschrumpfen, oder gar uns selbst zu verunstalten. Oft müssen wir daher, mit schwerer Selbstverläugnung, $\frac{3}{4}$ unsrer selbst aufgeben, um uns den Andern zu verähnlichen. Dafür haben wir dann freilich die Andern: aber je mehr eigenen Werth Einer hat, desto mehr wird er finden, daß hier der Gewinn den Verlust nicht deckt und das Geschäft zu seinem Nachtheil ausschlägt. Dazu kommt noch, daß die Gesellschaft, um die ächte, d. i. die geistige Ueberlegenheit, welche sie nicht verträgt und die auch schwer zu finden ist, zu ersetzen, eine falsche, konventionelle, auf willkürlichen Satzungen beruhende und traditionell unter den höhern Ständen sich fortpflanzende, auch, wie die Parole, veränderliche Ueberlegenheit, beliebig angenommen hat: diese ist, was der gute Ton, bon ton, fashionableness genannt wird. Wann sie jedoch ein Mal mit der ächten in Kollision geräth, zeigt sich ihre Schwäche.

Ueberhaupt aber kann Jeder im vollkommensten Einklange nur mit sich selbst stehn; nicht mit seinem Freunde, nicht mit seiner Geliebten: denn die Unterschiede der Individualität und Stimmung führen allemal eine, wenn auch geringe, Dissonanz herbei. Daher ist der wahre, tiefe Friede des Herzens und die vollkommene Gemüthsruhe allein in der Einsamkeit zu finden. Ist dann das eigene Selbst groß und reich; so genießt man den glücklichsten Zustand, der auf dieser armen Erde gefunden werden mag. Ja, es sei herausgesagt: so eng auch Freundschaft, Liebe und Ehe Menschen verbinden; ganz ehrlich meint Jeder es am Ende doch nur mit sich selbst und höchstens noch mit seinem Kinde. — Aus diesem Allen nun folgt, daß Der am besten daran ist, der nur auf sich selbst gerechnet hat und sich selber Alles in Allem seyn kann. Zudem, je mehr Einer an sich selber hat, desto weniger kann er außerhalb finden. Ein gewisses Gefühl von

Digitized by Google

Allgenugsamkeit ist es, welches die Leute von innerm Werth und Reichthum abhält, der Gemeinschaft mit Andern die bedeutenden Opfer, welche sie verlangt, zu bringen, geschweige dieselbe, mit merklicher Selbstverleugnung, zu suchen. Das Gegentheil hievon macht die gewöhnlichen Leute so gesellig und ackommodant: es wird ihnen nämlich leichter, Andere zu ertragen, als sich selbst. Noch kommt hinzu, daß was wirklichen Werth hat in der Welt nicht geachtet wird, und was geachtet wird keinen Werth hat. Hievon ist die Zurückgezogenheit jedes Würdigen und Ausgezeichneten der Beweis uud die Folge. Diesem Allen nach wird es in Dem, der etwas Rechtes an sich selber hat, ächte Lebensweisheit seyn, wenn er, erforderlichen Falls, seine Bedürfnisse einschränkt, um nur seine Freiheit zu wahren, oder zu erweitern, und demnach mit seiner Person, da sie unvermeidliche Verhältnisse zur Menschenwelt hat, so kurz wie möglich sich abfindet.

Was nun andrerseits die Menschen gesellig macht ist ihre Unfähigkeit, die Einsamkeit, und in dieser sich selbst, zu ertragen. Innere Leere und Ueberdruß sind es, von denen sie sowohl in die Gesellschaft, wie in die Fremde und auf Reisen getrieben werden. Ihrem Geiste mangelt es an Federkraft, sich eigene Bewegung zu ertheilen: daher bedürfen sie der steten Erregung von außen und zwar der stärkesten, d. i. der durch Wesen ihres Gleichen. Ohne diese sinkt ihr Geist, unter seiner eigenen Schwere, zusammen und verfällt in eine drückende Lethargie. Imgleichen ließe sich sagen, daß Jeder von ihnen nur ein kleiner Bruch der Idee der Menschheit sei, daher er vieler Ergänzung durch Andere bedarf, damit einigermaaßen ein volles menschliches Bewußtseyn herauskomme: hingegen wer ein ganzer Mensch ist, ein Mensch par excellence, der stellt eine Einheit und keinen Bruch dar, hat daher an sich selbst genug. Man kann, in diesem Sinne, die gewöhnliche Gesellschaft jener russischen Hornmusik vergleichen, bei der jedes Horn nur Einen Ton hat und bloß durch das pünktliche Zusammentreffen aller eine Musik herauskommt. Denn monoton, wie ein solches eintöniges Horn, ist der Sinn und Geist der allermeisten Menschen: sehn doch viele von ihnen schon aus, als hätten sie immerfort nur Einen und denselben Gedanken, unfähig irgend einen andern zu denken. Hieraus also erklärt sich nicht nur, warum sie so langweilig, sondern auch

Digitized by Google

warum sie so gesellig sind und am liebsten heerdenweise einhergehn: the gregariousness of mankind. Die Monotonie seines eigenen Wesens ist es, die jedem von ihnen unerträglich wird: — omnis stultitia laborat fastidio sui: — nur zusammen und durch die Vereinigung sind sie irgend etwas; — wie jene Hornbläser. Dagegen ist der geistvolle Mensch einem Virtuosen zu vergleichen, der sein Konzert allein ausführt; oder auch dem Klavier. Wie nämlich dieses, für sich allein, ein kleines Orchester, so ist er eine kleine Welt, und was jene Alle erst durch das Zusammenwirken sind, stellt er dar in der Einheit Eines Bewußtseyns. Wie das Klavier, ist er kein Theil der Symphonie, sondern für das Solo und die Einsamkeit geeignet: soll er mit ihnen zusammenwirken; so kann er es nur seyn als Principalstimme mit Begleitung, wie das Klavier; oder zum Tonangeben, bei Vokalmusik, wie das Klavier. — Wer inzwischen Gesellschaft liebt kann sich aus diesem Gleichniß die Regel abstrahiren, daß was den Personen seines Umgangs an Qualität abgeht durch die Quantität einigermaaßen ersetzt werden muß. An einem einzigen geistvollen Menschen kann er Umgang genug haben: ist aber nichts, als die gewöhnliche Sorte zu finden; so ist es gut, von dieser recht viele zu haben, damit durch die Mannigfaltigkeit und das Zusammenwirken etwas herauskomme, — nach Analogie der besagten Hornmusik: — und der Himmel schenke ihm dazu Geduld.

Jener innern Leere aber und Dürftigkeit der Menschen ist auch Dieses zuzuschreiben, daß, wenn ein Mal, irgend einen edelen, idealen Zweck beabsichtigend, Menschen besserer Art zu einem Verein zusammentreten, alsdann der Ausgang fast immer dieser ist, daß aus jenem plebs der Menschheit, welcher, in zahlloser Menge, wie Ungeziefer, überall Alles erfüllt und bedeckt, und stets bereit ist, Jedes, ohne Unterschied, zu ergreifen, um damit seiner Langenweile wie unter andern Umständen seinem Mangel, zu Hülfe zu kommen, — auch dort Einige sich einschleichen, oder eindrängen, und dann bald entweder die ganze Sache zerstören, oder sie so verändern, daß sie ziemlich das Gegentheil der ersten Absicht wird. —

Uebrigens kann man die Geselligkeit auch betrachten als ein geistiges Erwärmen der Menschen an einander, gleich jenem kör-

Digitized by Google

perlichen, welches sie, bei großer Kälte, durch Zusammendrängen hervorbringen. Allein wer selbst viel geistige Wärme hat, bedarf solcher Gruppirung nicht. Eine in diesem Sinne von mir erdachte Fabel wird man im 2. Bande dieses Werkes finden, im letzten Kapitel. Diesem Allen zufolge steht die Geselligkeit eines Jeden ungefähr im umgekehrten Verhältnisse seines intellektuellen Werthes; und „er ist sehr ungesellig" besagt beinahe schon „er ist ein Mann von großen Eigenschaften."

Dem intellektuell hochstehenden Menschen gewährt nämlich die Einsamkeit einen zwiefachen Vortheil: erstlich den, mit sich selber zu seyn, und zweitens den, nicht mit Andern zu seyn. Diesen letzteren wird man hoch anschlagen, wenn man bedenkt, wie viel Zwang, Beschwerde und selbst Gefahr jeder Umgang mit sich bringt. Tout notre mal vient de ne pouvoir être seuls, sagt Labruyere. An sich selber so viel zu haben, daß man der Gesellschaft nicht bedarf, ist schon deshalb ein großes Glück, weil fast alle unsere Leiden aus der Gesellschaft entspringen. Um des Glückes der Geistesruhe theilhaft zu werden, entsagten die Kyniker jedem Besitz: wer in gleicher Absicht der Gesellschaft entsagt, hat das weiseste Mittel erwählt. Denn so treffend, wie schön, ist was Bernardin de St. Pierre sagt: la diète des alimens nous rend la santé du corps, et celle des hommes la tranquillité de l'âme. Sonach hat wer sich zeitig mit der Einsamkeit befreundet, ja, sie lieb gewinnt, eine Goldmine erworben. Aber keineswegs vermag Dies Jeder. Denn, wie ursprünglich die Noth, so treibt, nach Beseitigung dieser, die Langeweile die Menschen zusammen. Ohne Beide bliebe wohl Jeder allein; schon weil nur in der Einsamkeit die Umgebung der ausschließlichen Wichtigkeit, ja Einzigkeit entspricht, die Jeder in seinen eigenen Augen hat, und welche vom Weltgedränge zu nichts verkleinert wird; als wo sie, bei jedem Schritt, ein schmerzliches démenti erhält. In diesem Sinne ist die Einsamkeit sogar der natürliche Zustand eines Jeden: sie setzt ihn wieder ein, als ersten Adam, in das ursprüngliche, seiner Natur angemessene Glück.

Aber hatte doch auch Adam weder Vater, noch Mutter! Daher wieder ist, in einem andern Sinne, die Einsamkeit dem Menschen nicht natürlich; sofern nämlich er, bei seinem Eintritt

Digitized by Google

in die Welt, sich nicht allein, sondern zwischen Eltern und Geschwistern, also in Gemeinschaft, gefunden hat. Demzufolge kann die Liebe zur Einsamkeit nicht als ursprünglicher Hang daseyn, sondern erst in Folge der Erfahrung und des Nachdenkens entstehn: und Dies wird Statt haben, nach Maaßgabe der Entwickelung eigener geistiger Kraft, zugleich aber auch mit der Zunahme der Lebensjahre; wonach dann, im Ganzen genommen, der Geselligkeitstrieb eines Jeden im umgekehrten Verhältnisse seines Alters stehn wird. Das kleine Kind erhebt ein Angst- und Jammergeschrei, sobald es nur einige Minuten allein gelassen wird. Dem Knaben ist das Alleinseyn eine große Pönitenz. Jünglinge gesellen sich leicht zu einander: nur die edleren und hochgesinnten unter ihnen suchen schon bisweilen die Einsamkeit: jedoch einen ganzen Tag allein zuzubringen wird ihnen noch schwer. Dem Manne hingegen ist Dies leicht: er kann schon viel allein seyn, und desto mehr, je älter er wird. Der Greis, welcher aus verschwundenen Generationen allein übrig geblieben und dazu den Lebensgenüssen theils entwachsen, theils abgestorben ist, findet an der Einsamkeit sein eigentliches Element. Immer aber wird hiebei, in den Einzelnen, die Zunahme der Neigung zur Absonderung und Einsamkeit, nach Maaßgabe ihres intellektuellen Werthes erfolgen. Denn dieselbe ist, wie gesagt, keine rein natürliche, direkt durch die Bedürfnisse hervorgerufene, vielmehr bloß eine Wirkung gemachter Erfahrung und der Reflexion über solche, namentlich der erlangten Einsicht in die moralisch und intellektuell elende Beschaffenheit der allermeisten Menschen, bei welcher das Schlimmste ist, daß, im Individuo, die moralischen und die intellektuellen Unvollkommenheiten desselben konspiriren und sich gegenseitig in die Hände arbeiten, woraus dann allerlei höchst widerwärtige Phänomene hervorgehn, welche den Umgang der meisten Menschen ungenießbar, ja, unerträglich machen. So kommt es denn, daß, obwohl in dieser Welt gar Vieles recht schlecht ist, doch das Schlechteste darin die Gesellschaft bleibt; so daß selbst Voltaire, der gesellige Franzose, hat sagen müssen: la terre est couverte de gens qui ne méritent pas qu'on leur parle. Den selben Grund giebt auch der die Einsamkeit so stark und beharrlich liebende, sanftmüthige Petrarka für diese Neigung an:

Cercato ho sempre solitaria vita
(Le rive il sanno, e le campagne, e i boschi),
Per fuggir quest' ingegni storti e loschi,
Che la strada del ciel' hanno smarita.

In gleichem Sinne führt er die Sache aus, in seinem schönen Buche de vita solitaria, welches Zimmermann's Vorbild zu seinem berühmten Werke über die Einsamkeit gewesen zu seyn scheint. Eben diesen bloß sekundären und mittelbaren Ursprung der Ungeselligkeit drückt, in seiner sarkastischen Weise, Chamfort aus, wenn er sagt: on dit quelquefois d'un homme qui vit seul, il n'aime pas la société. C'est souvent comme si on disait d'un homme, qu'il n'aime pas la promenade, sous le prétexte qu'il ne se promène pas volontier le soir dans la forêt de Bondy. Aber auch der sanfte und christliche Angelus Silesius, sagt in seiner Weise und mythischen Sprache, ganz das Selbe:

„Herodes ist ein Feind; der Joseph der Verstand,
Dem macht Gott die Gefahr im Traum (im Geist) bekannt.
Die Welt ist Bethlehem, Aegypten Einsamkeit:
Fleuch, meine Seele! Fleuch, sonst stirbest du vor Leid."

In gleichem Sinne läßt sich Jordanus Brunus vernehmen: tanti uomini, che in terra hanno voluto gustare vita celeste, dissero con una voce: „ecce elongavi fugiens, et mansi in solitudine". In gleichem Sinne berichtet Saadi, der Perser, im Gulistan, von sich selbst: „meiner Freunde in Damaskus überdrüssig zog ich mich in die Wüste bei Jerusalem zurück, die Gesellschaft der Thiere aufzusuchen." Kurz, in gleichem Sinne haben Alle geredet, die Prometheus aus besserem Thone geformet hatte. Welchen Genuß kann ihnen der Umgang mit Wesen gewähren, zu denen sie nur vermittelst des Niedrigsten und Unedelsten in ihrer eigenen Natur, nämlich des Alltäglichen, Trivialen, und Gemeinen darin, irgend Beziehungen haben, die eine Gemeinschaft begründen? Sonach ist es ein aristokratisches Gefühl, welches den Hang zur Absonderung und Einsamkeit nährt. Alle Lumpe sind gesellig, zum Erbarmen: aber der Mensch edler und erhabener Art, gelangt, mit den Jahren, zu der Einsicht, daß es, seltene Ausnahmen abgerechnet, in der Welt nur die Wahl giebt, zwischen Einsamkeit und Gemeinheit. Sogar auch Dieses,

Digitized by Google

so hart es klingt, hat selbst Angelus Silesius, seiner christlichen Milde und Liebe ungeachtet, nicht ungesagt lassen können:

„Die Einsamkeit ist noth: doch sei nur nicht gemein:
So kannst du überall in einer Wüste seyn."

Was nun aber gar die großen Geister betrifft, so ist es wohl natürlich, daß diese eigentlichen Erzieher des ganzen Menschengeschlechtes zu häufiger Gemeinschaft mit den Uebrigen so wenig Neigung fühlen, als den Pädagogen anwandelt, sich in das Spiel der ihn umlermenden Kinderheerde zu mischen.

Aus diesem Allen ergiebt sich also, daß die Liebe zur Einsamkeit nicht direkt und als ursprünglicher Trieb auftritt, sondern sich indirekt, vorzüglich bei edleren Geistern und erst nach und nach entwickelt, nicht ohne Ueberwindung des natürlichen Geselligkeitstriebes, ja, unter gelegentlicher Opposition mephistopheli-scher Einflüsterung:

„Hör' auf, mit deinem Gram zu spielen,
Der, wie ein Geier, dir am Leben frißt:
Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist."

Mit zunehmendem Alter wird jedoch das sapere aude in diesem Stücke immer leichter und natürlicher, und in den sechs-ziger Jahren ist der Trieb zur Einsamkeit ein wirklich naturge-mäßer, ja, instinktartiger. Denn jetzt vereint sich Alles, ihn zu befördern. Der stärkste Zug zur Geselligkeit, Weiberliebe und Geschlechtstrieb, wirkt nicht mehr; von tausend Täuschungen und Thorheiten ist man zurückgekommen; das aktive Leben ist mei-stens abgethan, man hat nichts mehr zu erwarten, hat keine Pläne und Absichten mehr; die Generation, der man eigentlich angehört, lebt nicht mehr; von einem fremden Geschlecht umge-ben, steht man schon objektiv und wesentlich allein. Dabei hat der Flug der Zeit sich beschleunigt, und geistig möchte man sie noch benutzen. Denn, wenn nur der Kopf seine Kraft behalten hat; so machen jetzt die vielen erlangten Kenntnisse und Erfah-rungen, die allmälig vollendete Durcharbeitung aller Gedanken und die große Uebungsfertigkeit aller Kräfte das Studium jeder Art interessanter und leichter, als jemals. Man sieht klar in tausend Dingen, die früher noch wie im Nebel lagen: man ge-

Digitized by Google

langt zu Resultaten und fühlt seine ganze Ueberlegenheit. In Folge langer Erfahrung hat man aufgehört, von den Menschen viel zu erwarten; da sie, im Ganzen genommen, nicht zu den Leuten gehören, welche bei näherer Bekanntschaft gewinnen: vielmehr weiß man, daß, von seltenen Glücksfällen abgesehn, man nichts antreffen wird, als sehr defekte Exemplare der menschlichen Natur, welche es besser ist, unberührt zu lassen. Man ist daher den gewöhnlichen Täuschungen nicht mehr ausgesetzt, merkt Jedem bald an was er ist und wird selten den Wunsch fühlen, nähere Verbindung mit ihm einzugehn. Endlich ist auch, zumal wenn man an der Einsamkeit eine Jugendfreundin erkennt, die Gewohnheit der Isolation und des Umgangs mit sich selbst hinzugekommen und zur zweiten Natur geworden. Demnach ist jetzt die Liebe zur Einsamkeit, welche früher dem Geselligkeitstriebe erst abgerungen werden mußte, eine ganz natürliche und einfache: man ist in der Einsamkeit, wie der Fisch im Wasser. Daher fühlt jede vorzügliche, folglich den übrigen unähnliche, mithin allein stehende Individualität sich, durch diese ihr wesentliche Isolation, zwar in der Jugend gedrückt, aber im Alter erleichtert.

Denn freilich wird dieses wirklichen Vorzugs des Alters Jeder immer nur nach Maaßgabe seiner intellektuellen Kräfte theilhaft, also der eminente Kopf vor Allen; jedoch in geringerem Grade wohl Jeder. Nur höchst dürftige und gemeine Naturen werden im Alter noch so gesellig seyn, wie ehedem: sie sind der Gesellschaft, zu der sie nicht mehr passen, beschwerlich, und bringen es höchstens dahin, tolerirt zu werden; während sie ehemals gesucht wurden.

An dem dargelegten, entgegengesetzten Verhältnisse zwischen der Zahl unsrer Lebensjahre und dem Grade unsrer Geselligkeit läßt sich auch noch eine teleologische Seite herausfinden. Je jünger der Mensch ist, desto mehr hat er noch, in jeder Beziehung, zu lernen: nun hat ihn die Natur auf den wechselseitigen Unterricht verwiesen, welchen Jeder im Umgange mit seines Gleichen empfängt und in Hinsicht auf welchen die menschliche Gesellschaft eine große Bell-Lancaster'sche Erziehungsanstalt genannt werden kann; da Bücher und Schulen künstliche, weit vom Plane der Natur abliegende Anstalten sind. Sehr zweckmäßig also besucht er die natürliche Unterrichtsanstalt desto fleißiger, je jünger er ist.

Digitized by Google

„Kein Lotus ohne Stängel" lautet ein indisches Sprichwort: so hat denn auch die Einsamkeit, neben so vielen Vortheilen, ihre kleinen Nachtheile und Beschwerden, die jedoch, im Vergleich mit denen der Gesellschaft, gering sind; daher wer etwas Rechtes an sich selber hat es immer leichter finden wird, ohne die Menschen auszukommen, als mit ihnen. — Unter jenen Nachtheilen ist übrigens einer, der nicht so leicht, wie die übrigen, zum Bewußtseyn gebracht wird, nämlich dieser: wie durch anhaltend fortgesetztes Zuhausebleiben unser Leib so empfindlich gegen äußere Einflüsse wird, daß jedes kühle Lüftchen ihn krankhaft affizirt; so wird, durch anhaltende Zurückgezogenheit und Einsamkeit, unser Gemüth so empfindlich, daß wir durch die unbedeutendesten Vorfälle, Worte, wohl gar durch bloße Mienen, uns beunruhigt, oder gekränkt, oder verletzt fühlen; während Der, welcher stets im Getümmel bleibt, Dergleichen gar nicht beachtet.

Wer nun aber, zumal in jüngern Jahren, so oft ihn auch schon gerechtes Mißfallen an den Menschen in die Einsamkeit zurückgescheucht hat, doch die Oede derselben, auf die Länge, zu ertragen nicht vermag, dem rathe ich, daß er sich gewöhne, einen Theil seiner Einsamkeit in die Gesellschaft mitzunehmen, also daß er lerne, auch in der Gesellschaft, in gewissem Grade, allein zu seyn, demnach was er denkt nicht sofort den Andern mitzutheilen, und andrerseits mit Dem, was sie sagen, es nicht genau zu nehmen, vielmehr, moralisch wie intellektuell, nicht viel davon zu erwarten und daher, hinsichtlich ihrer Meinungen, diejenige Gleichgültigkeit in sich zu befestigen, die das sicherste Mittel ist, um stets eine lobenswerthe Toleranz zu üben. Er wird alsdann, obwohl mitten unter ihnen, doch nicht so ganz in ihrer Gesellschaft seyn, sondern hinsichtlich ihrer sich mehr rein objektiv verhalten: Dies wird ihn vor zu genauer Berührung mit der Gesellschaft, und dadurch vor jeder Besudelung, oder gar Verletzung, schützen. Sogar eine lesenswerthe dramatische Schilderung von restringirter, oder verschanzter Geselligkeit besitzen wir am Lustspiel el Café von Moratin, und zwar im Charakter des D. Pedro daselbst, zumal in der zweiten und dritten Scene des ersten Akts. In diesem Sinne kann man auch die Gesellschaft einem Feuer vergleichen, an welchem der Kluge sich

Digitized by Google

in gehöriger Entfernung wärmt, nicht aber hineingreift, wie der Thor, der dann, nachdem er sich verbrannt hat, in die Kälte der Einsamkeit flieht und jammert, daß das Feuer brennt.

10) Neid ist dem Menschen natürlich: dennoch ist er ein Laster und ein Unglück zugleich. Wir sollen daher ihn als den Feind unsers Glückes betrachten und als einen bösen Dämon zu ersticken suchen. Hiezu leitet uns Seneka an, mit den schönen Worten: **nostra nos sine comparatione delectent: nunquam erit felix quem torquebit felicior (de ira III, 30)**, und wiederum: **quum adspexeris quot te antecedant, cogita quot sequantur (ep. 15.)**: also wir sollen öfter Die betrachten, welche schlimmer daran sind, als wir, denn Die, welche besser daran zu seyn scheinen. Sogar wird, bei eingetretenen, wirklichen Uebeln, uns den wirksamsten, wiewohl aus der selben Quelle mit dem Neide fließenden Trost die Betrachtung größerer Leiden, als die unsrigen sind, gewähren, und nächstdem der Umgang mit Solchen, die mit uns im selben Falle sich befinden, mit den **sociis malorum**.

Soviel von der aktiven Seite des Neides. Von der passiven ist zu erwägen, daß kein Haß so unversöhnlich ist, wie der Neid; daher wir nicht unabläßig und eifrig bemüht seyn sollten, ihn zu erregen; vielmehr besser thäten, diesen Genuß, wie manchen andern, der gefährlichen Folgen wegen, uns zu versagen.

11) Man überlege ein Vorhaben reiflich und wiederholt, ehe man dasselbe ins Werk setzt, und selbst nachdem man Alles auf das Gründlichste durchdacht hat, räume man noch der Unzulänglichkeit aller menschlichen Erkenntniß etwas ein, in Folge welcher es immer noch Umstände geben kann, die zu erforschen oder vorherzusehn unmöglich ist und welche die ganze Berechnung unrichtig machen könnten. Dieses Bedenken wird stets ein Gewicht auf die negative Schale legen und uns anrathen, in wichtigen Dingen, ohne Noth, nichts zu rühren: **quieta non movere**. Ist man aber ein Mal zum Entschluß gekommen und hat Hand ans Werk gelegt, so daß jetzt Alles seinen Verlauf zu nehmen hat und nur noch der Ausgang abzuwarten steht; dann ängstige man sich nicht durch stets erneuerte Ueberlegung des bereits Vollzogenen und durch wiederholtes Bedenken der möglichen Gefahr: vielmehr entschlage man der Sache sich jetzt gänz-

Digitized by Google

lich, halte das ganze Gedankenfach derselben verschlossen, sich mit der Ueberzeugung beruhigend, daß man Alles zu seiner Zeit reiflich erwogen habe. Diesen Rath ertheilt auch das italiänische Sprichwort legala bene, e poi lascia la andare, welches Göthe übersetzt „Du, sattle gut und reite getrost;" — wie denn, beiläufig gesagt, ein großer Theil seiner unter der Rubrik „Sprichwörtlich" gegebenen Gnomen übersetzte italiänische Sprichwörter sind. — Kommt dennoch ein schlimmer Ausgang; so ist es weil alle menschlichen Angelegenheiten dem Zufall und dem Irrthum unterliegen. Daß Sokrates, der Weiseste der Menschen, um nur in seinen eigenen, persönlichen Angelegenheiten das Richtige zu treffen, oder wenigstens Fehltritte zu vermeiden, eines warnenden Dämonions bedurfte, beweist, daß hiezu kein menschlicher Verstand ausreicht. Daher ist jener, angeblich von einem Papste herrührende Ausspruch, daß von jedem Unglück, daß uns trifft, wir selbst, wenigstens in irgend etwas, die Schuld tragen, nicht unbedingt und in allen Fällen wahr: wiewohl bei Weitem in den meisten. Sogar scheint das Gefühl hievon viel Antheil daran zu haben, daß die Leute ihr Unglück möglichst zu verbergen suchen und, so weit es gelingen will, eine zufriedene Miene aufsetzen. Sie besorgen, daß man vom Leiden auf die Schuld schließen werde.

12) Bei einem unglücklichen Ereigniß, welches bereits eingetreten, also nicht mehr zu ändern ist, soll man sich nicht ein Mal den Gedanken, daß dem anders seyn könnte, noch weniger den, wodurch es hätte abgewendet werden können, erlauben: denn gerade er steigert den Schmerz ins Unerträgliche; so daß man damit zum *ἑαυτοντιμορουμενος* wird. Vielmehr mache man es wie der König David, der, so lange sein Sohn krank daniederlag, den Jehovah unabläßig mit Bitten und Flehen bestürmte; als er aber gestorben war, ein Schnippchen schlug und nicht weiter daran dachte. Wer aber dazu nicht leichtsinnig genug ist flüchte sich auf den fatalistischen Standpunkt, indem er sich die große Wahrheit verdeutlicht, daß Alles, was geschieht, nothwendig eintritt, also unabwendbar ist.

Bei allen Dem ist diese Regel einseitig. Sie taugt zwar zu unserer unmittelbaren Erleichterung und Beruhigung bei Unglücksfällen: allein wenn an diesen, wie doch meistens, unsere

eigene Nachläſſigkeit, oder Verwegenheit, wenigſtens zum Theil, Schuld iſt; ſo iſt die wiederholte, ſchmerzliche Ueberlegung, wie Dem hätte vorgebeugt werden können, zu unſerer Witzigung und Beſſerung, alſo für die Zukunft, eine heilſame Selbſtzüchtigung: denn *ὁ μη δαρεις ανθρωπος ου παιδευεται.*

13) In Allem, was unſer Wohl und Wehe betrifft, ſollen wir die Phantaſie im Zügel halten: alſo zuvörderſt keine Luftſchlöſſer bauen; weil dieſe zu koſtſpielig ſind, indem wir gleich darauf, ſie, unter Seufzern, wieder einzureißen haben. Aber noch mehr ſollen wir uns hüten, durch das Ausmalen bloß möglicher Unglücksfälle unſer Herz zu ängſtigen. Wenn nämlich dieſe ganz aus der Luft gegriffen, oder doch ſehr weit hergeholt wären; ſo würden wir, beim Erwachen aus einem ſolchen Traume, gleich wiſſen, daß Alles nur Gaukelei geweſen, daher uns der beſſern Wirklichkeit um ſo mehr freuen und allenfalls eine Warnung gegen ganz entfernte, wiewohl mögliche Unglücksfälle daraus entnehmen. Allein mit Dergleichen ſpielt unſere Phantaſie nicht leicht: ganz müßigerweiſe baut ſie höchſtens heitere Luftſchlöſſer. Der Stoff zu ihren finſtern Träumen ſind Unglücksfälle, die uns, wenn auch aus der Ferne, doch einigermaaßen wirklich bedrohen: dieſe vergrößert ſie, bringt ihre Möglichkeit viel näher, als ſie in Wahrheit iſt, und malt ſie auf das Fürchterlichſte aus. Einen ſolchen Traum können wir, beim Erwachen, nicht ſogleich abſchütteln, wie den heitern: denn dieſen widerlegt alsbald die Wirklichkeit und läßt höchſtens eine ſchwache Hoffnung im Schooße der Möglichkeit übrig. Aber haben wir uns den ſchwarzen Phantaſien (blue devils) überlaſſen; ſo haben ſie uns Bilder nahe gebracht, die nicht ſo leicht wieder weichen: denn die Möglichkeit der Sache, im Allgemeinen, ſteht feſt, und den Maaßſtab des Grades derſelben vermögen wir nicht jederzeit anzulegen: ſie wird nun leicht zur Wahrſcheinlichkeit, und wir haben uns der Angſt in die Hände geliefert. Daher alſo ſollen wir die Dinge, welche unſer Wohl und Wehe betreffen, bloß mit dem Auge der Vernunft und der Urtheilskraft betrachten, folglich in trockener und kalter Ueberlegung, mit bloßen Begriffen und in abstracto operiren. Die Phantaſie ſoll dabei aus dem Spiele bleiben: denn urtheilen kann ſie nicht; ſondern bringt bloße Bilder vor die Augen, welche das Gemüth unnützer

Digitized by Google

und oft sehr peinlicher Weise bewegen. Am strengsten sollte diese Regel Abends beobachtet werden. Denn wie die Dunkelheit uns furchtsam macht und uns überall Schreckensgestalten erblicken läßt, so wirkt, ihr analog, die Undeutlichkeit der Gedanken; weil jede Ungewißheit Unsicherheit gebiert: deshalb nehmen des Abends, wann die Abspannung Verstand und Urtheilskraft mit einer subjektiven Dunkelheit überzogen hat, der Intellekt müde und θορυβουμενος ist und den Dingen nicht auf den Grund zu kommen vermag, die Gegenstände unsrer Meditation, wenn sie unsere persönlichen Verhältnisse betreffen, leicht ein gefährliches Ansehn an und werden zu Schreckbildern. Am meisten ist dies der Fall Nachts, im Bette, als wo der Geist völlig abgespannt und daher die Urtheilskraft ihrem Geschäfte gar nicht mehr gewachsen, die Phantasie aber noch rege ist. Unsere Gedanken vor dem Einschlafen, oder gar beim nächtlichen Erwachen, sind meistens fast eben so arge Verzerrungen und Verkehrungen der Dinge, wie die Träume es sind, und dazu, wenn sie persönliche Angelegenheiten betreffen, gewöhnlich pechschwarz, ja, entsetzlich. Am Morgen sind dann alle solche Schreckbilder, so gut wie die Träume, verschwunden: dies bedeutet das Spanische Sprichwort: noche tinta, blanco el dia (die Nacht ist gefärbt, weiß ist der Tag). Aber auch schon Abends, sobald das Licht brennt, sieht der Verstand, wie das Auge, nicht so klar, wie bei Tage: daher diese Zeit nicht zur Meditation ernster, zumal unangenehmer Angelegenheiten geeignet ist. Hiezu ist der Morgen die rechte Zeit; wie er es denn überhaupt zu allen Leistungen, ohne Ausnahme, sowohl den geistigen, wie den körperlichen, ist. Denn der Morgen ist die Jugend des Tages: Alles ist heiter, frisch und leicht: wir fühlen uns kräftig und haben alle unsere Fähigkeiten zu völliger Disposition. Man soll ihn nicht durch spätes Aufstehn verkürzen, noch auch an unwürdige Beschäftigungen, oder Gespräche verschwenden, sondern ihn, als die Quintessenz des Lebens betrachten und gewissermaaßen heilig halten. Hingegen ist der Abend das Alter des Tages: wir sind Abends matt, geschwätzig und leichtsinnig.

Ueberhaupt aber hat Gesundheitszustand, Schlaf, Nahrung, Temperatur, Wetter, Umgebung und noch viel anderes Aeußerliches auf unsere Stimmung, und diese auf unsere Gedanken,

einen mächtigen Einfluß. Daher ist, wie unsere Ansicht einer Angelegenheit, so auch unsere Fähigkeit zu einer Leistung so sehr der Zeit und selbst dem Orte unterworfen. Darum also

„Nehmt die gute Stimmung wahr,
Denn sie kommt so selten."

G.

Nicht etwan bloß objektive Konceptionen und Originalgedanken muß man abwarten, ob und wann es ihnen zu kommen beliebt; sondern selbst die gründliche Ueberlegung einer persönlichen Angelegenheit gelingt nicht immer zu der Zeit, die man zum voraus für sie bestimmt und wann man sich dazu zurechtgesetzt hat; sondern auch sie wählt sich ihre Zeit selbst; wo alsdann der ihr angemessene Gedankengang unaufgefordert rege wird und wir mit vollem Antheil ihn verfolgen.

Zur anempfohlenen Zügelung der Phantasie gehört auch noch, daß wir ihr nicht gestatten, ehemals erlittenes Unrecht, Schaden, Verlust, Beleidigungen, Zurücksetzungen, Kränkungen u. dgl. uns wieder zu vergegenwärtigen und auszumalen; weil wir dadurch den längst schlummernden Unwillen, Zorn und alle gehässigen Leidenschaften wieder aufregen, wodurch unser Gemüth verunreinigt wird. Denn, nach einem schönen, vom Neuplatoniker Proklos beigebrachten Gleichniß, ist, wie in jeder Stadt, neben den Edelen und Ausgezeichneten, auch der Pöbel jeder Art (οχλος) wohnt, so in jedem, auch dem edelsten und erhabensten Menschen das ganz Niedrige und Gemeine der menschlichen, ja thierischen Natur, der Anlage nach, vorhanden. Dieser Pöbel darf nicht zum Tumult aufgeregt werden, noch darf er aus den Fenstern schauen; da er sich häßlich ausnimmt: die bezeichneten Phantasiestücke sind aber die Demagogen desselben.

14) Beim Anblick Dessen, was wir nicht besitzen, steigt gar leicht in uns der Gedanke auf: „wie, wenn Das mein wäre?" und er macht uns die Entbehrung fühlbar. Statt Dessen sollten wir öfter fragen „wie, wenn Das nicht mein wäre?" ich meyne, wir sollten Das, was wir besitzen, bisweilen so anzusehn uns bemühen, wie es uns vorschweben würde, nachdem wir es verloren hätten; und zwar Jedes, was es auch sei: Eigenthum, Gesundheit, Freunde, Geliebte, Weib, Kind, Pferd und Hund:

Digitized by Google

denn meistens belehrt erst der Verlust uns über den Werth der Dinge. Hingegen in Folge der anempfohlenen Betrachtungsweise derselben wird erstlich ihr Besitz uns unmittelbar mehr, als zuvor, beglücken, und zweitens werden wir auf alle Weise dem Verlust vorbeugen, also das Eigenthum nicht in Gefahr bringen, die Freunde nicht erzürnen, die Treue des Weibes nicht der Versuchung aussetzen, die Gesundheit der Kinder bewachen u. s. f. — Oft suchen wir die Trübe der Gegenwart aufzuhellen durch Spekulation auf günstige Möglichkeiten und ersinnen vielerlei chimärische Hoffnungen, von denen jede mit einer Enttäuschung schwanger ist, die nicht ausbleibt, wann jene an der harten Wirklichkeit zerschellt. Besser wäre es die vielen schlimmen Möglichkeiten zum Gegenstand unserer Spekulation zu machen, als welches theils Vorkehrungen zu ihrer Abwehr, theils angenehme Ueberraschungen, wenn sie sich nicht verwirklichen, veranlassen würde. Sind wir doch, nach etwas ausgestandener Angst, stets merklich heiter. Ueber diese Regel ist jedoch die ihr vorhergegangene nicht zu vernachlässigen.

15) Weil die uns betreffenden Angelegenheiten und Begebenheiten ganz vereinzelt, ohne Ordnung und ohne Beziehung auf einander, im grellsten Kontrast und ohne irgend etwas Gemeinsames, als eben daß sie unsere Angelegenheiten sind, auftreten und durcheinanderlaufen; so muß unser Denken und Sorgen um sie eben so abrupt seyn, damit es ihnen entspreche. — Sonach müssen wir, wenn wir Eines vornehmen, von allem Andern abstrahiren und uns der Sache entschlagen, um Jedes zu seiner Zeit zu besorgen, zu genießen, zu erdulden, ganz unbekümmert um das Uebrige: wir müssen also gleichsam Schiebfächer unserer Gedanken haben, von denen wir eines öffnen, derweilen alle andern geschlossen bleiben. Dadurch erlangen wir, daß nicht eine schwer lastende Sorge jeden kleinen Genuß der Gegenwart verkümmere und uns alle Ruhe raube; daß nicht eine Ueberlegung die andere verdränge; daß nicht die Sorge für eine wichtige Angelegenheit die Vernachlässigung vieler geringen herbeiführe u. s. f. Zumal aber soll wer höher und edeler Betrachtungen fähig ist seinen Geist durch persönliche Angelegenheiten und niedrige Sorgen nie so ganz einnehmen und erfüllen lassen, daß sie jenen den Zugang versperren: denn das wäre recht eigentlich propter

Digitized by Google

vitam vivendi perdere causas. — Freilich iſt zu dieſer Lenkung und Ablenkung unſrer ſelbſt, wie zu ſo viel Anderm, Selbſtzwang erfordert: zu dieſem aber ſollte uns die Ueberlegung ſtärken, daß jeder Menſch gar vielen und großen Zwang von außen zu erdulden hat, ohne welchen es in keinem Leben abgeht; daß jedoch ein kleiner, an der rechten Stelle angebrachter Selbſtzwang nachmals vielem Zwange von außen vorbeugt; wie ein kleiner Abſchnitt des Kreiſes zunächſt dem Centro einem oft hundert Mal größern an der Peripherie entſpricht. Durch nichts entziehen wir uns ſo ſehr dem Zwange von außen, wie durch Selbſtzwang: das beſagt Seneka's Ausſpruch; si tibi vis omnia subjicere, te subjice rationi (ep. 37.). Auch haben wir den Selbſtzwang noch immer in der Gewalt, und können, im äußerſten Fall, oder wo er unſere empfindlichſte Stelle trifft, etwas nachlaſſen: hingegen der Zwang von außen iſt ohne Rückſicht, ohne Schonung und unbarmherzig. Daher iſt es weiſe, dieſem durch jenen zuvorzukommen.

16) Unſern Wünſchen ein Ziel ſtecken, unſere Begierden im Zaume halten, unſern Zorn bändigen, ſtets eingedenk, daß dem Einzelnen nur ein unendlich kleiner Theil alles Wünſchenswerthen erreichbar iſt, hingegen viele Uebel Jeden treffen müſſen, alſo, mit einem Wort *απεχειν και ανεχειν*, abstinere et sustinere, — iſt eine Regel, ohne deren Beobachtung weder Reichthum, noch Macht verhindern können, daß wir uns armſälig fühlen. Dahin zielt Horaz:

> Inter cuncta leges, et percontabere doctos
> Qua ratione queas traducere leniter aevum;
> Ne te semper inops agitet vexetque cupido,
> Ne pavor, et rerum mediocriter utilium spes.

17) Thätigkeit, etwas treiben, wo möglich, etwas machen, wenigſtens aber etwas lernen, — iſt zum Glücke des Menſchen unerläßlich: ſeine Kräfte verlangen nach ihrem Gebrauch und er möchte den Erfolg deſſelben irgendwie wahrnehmen. Die größte Befriedigung jedoch in dieſer Hinſicht, gewährt es etwas zu machen, zu verfertigen, ſei es ein Korb, ſei es ein Buch; aber daß man ein Werk unter ſeinen Händen täglich wachſen und endlich ſeine Vollendung erreichen ſehe, beglückt unmittelbar. Dies leiſtet ein Kunſtwerk, eine Schrift, ja ſelbſt eine bloße

Digitized by Google

Handarbeit: freilich, je edlerer Art das Werk, desto höher der Genuß. Am glücklichsten sind, in diesem Betracht, die Hochbegabten, welche sich der Fähigkeit zur Hervorbringung bedeutsamer, großer und zusammmenhängender Werke bewußt sind. Denn dadurch verbreitet ein Interesse höherer Art sich über ihr ganzes Daseyn und ertheilt ihm eine Würze, welche dem der Uebrigen abgeht, welches demnach mit jenem verglichen, gar schaal ist. Für sie nämlich hat das Leben und die Welt, neben dem Allen gemeinsamen, materiellen, noch ein zweites und höheres, ein formelles Interesse, indem es den Stoff zu ihren Werken enthält, mit dessen Einsammlung sie, ihr Leben hindurch, emsig beschäftigt sind, sobald nur die persönliche Noth sie irgend athmen läßt. Auch ist ihr Intellekt gewissermaaßen ein doppelter: theils einer für die gewöhnlichen Beziehungen (Angelegenheiten des Willens), gleich dem aller Andern; theils einer für die rein objektive Auffassung der Dinge. So leben sie zwiefach, sind Zuschauer und Schauspieler zugleich, während die Uebrigen letzteres allein sind. — Inzwischen treibe Jeder etwas, nach Maaßgabe seiner Fähigkeiten. Denn wie nachtheilig der Mangel an planmäßiger Thätigkeit, an irgend einer Arbeit, auf uns wirke, merkt man auf langen Vergnügungsreisen, als wo man, dann und wann, sich recht unglücklich fühlt; weil man, ohne eigentliche Beschäftigung, gleichsam aus seinem natürlichen Elemente gerissen ist. Sich zu mühen und mit dem Widerstande zu kämpfen ist dem Menschen Bedürfniß, wie dem Maulwurf das Graben. Der Stillstand, den die Allgenugsamkeit eines bleibenden Genusses herbeiführte, wäre ihm unerträglich. Hindernisse überwinden ist der Vollgenuß seines Daseyns; sie mögen materieller Art seyn, wie beim Handeln und Treiben, oder geistiger Art, wie beim Lernen und Forschen: der Kampf mit ihnen und der Sieg beglückt. Fehlt ihm die Gelegenheit dazu, so macht er sie sich, wie er kann: je nachdem seine Individualität es mit sich bringt, wird er jagen, oder Bilboquet spielen, oder, vom unbewußten Zuge seiner Natur geleitet, Händel suchen, oder Intriguen anspinnen, oder sich auf Betrügereien und allerlei Schlechtigkeiten einlassen, um nur dem ihm unerträglichen Zustande der Ruhe ein Ende zu machen. Difficilis in otio quies.

18) Zum Leitstern seiner Bestrebungen soll man nicht Bil-

Digitized by Google

der der Phantasie nehmen, sondern deutlich gedachte Begriffe. Meistens aber geschieht das Umgekehrte. Man wird nämlich, bei genauerer Untersuchung, finden, daß was bei unsern Entschließungen in letzter Instanz, den Ausschlag giebt, meistens nicht die Begriffe und Urtheile sind, sondern ein Phantasiebild, welches die eine der Alternativen repräsentirt und vertritt. Ich weiß nicht mehr in welchem Romane von Voltaire, oder Diderot, dem Helden, als er ein Jüngling und Herkules am Scheidewege war, die Tugend sich stets darstellte in Gestalt seines alten Hofmeisters, in der Linken die Tabaksdose, in der Rechten eine Prise haltend; das Laster hingegen in Gestalt der Kammerjungfer seiner Mutter. — Besonders in der Jugend fixirt sich das Ziel unsers Glückes in Gestalt einiger Bilder, die uns vorschweben und oft das halbe, ja das ganze Leben hindurch verharren. Sie sind eigentlich neckende Gespenster: denn, haben wir sie erreicht; so zerrinnen sie in nichts, indem wir die Erfahrung machen, daß sie gar nichts, von dem was sie verhießen, leisten. Dieser Art sind einzelne Scenen des häuslichen, bürgerlichen, gesellschaftlichen, ländlichen Lebens, Bilder der Wohnung, Umgebung, der Ehrenzeichen, Respektsbezeugungen u. s. w. u. s. w. chaque fou a sa marotte: auch das Bild der Geliebten gehört oft dahin. Daß es uns so ergehe ist wohl natürlich: denn das Anschauliche wirkt, weil es das Unmittelbare ist, auch unmittelbarer auf unsern Willen, als der Begriff, der abstrakte Gedanke, der bloß das Allgemeine giebt, ohne das Einzelne, welches doch gerade die Realität enthält: er kann daher nur mittelbar auf unsern Willen wirken. Und doch ist es nur der Begriff, der Wort hält: daher ist es Bildung, nur ihm zu trauen. Freilich wird er wohl mitunter der Erläuterung und Paraphrase durch einige Bilder bedürfen: nur cum grano salis.

19) Die vorhergegangene Regel läßt sich der allgemeineren subsumiren, daß man überall Herr werden soll über den Eindruck des Gegenwärtigen und Anschaulichen überhaupt. Dieser ist gegen das bloß Gedachte und Gewußte unverhältnißmäßig stark, nicht vermöge seiner Materie und Gehalt, die oft sehr gering sind; sondern vermöge seiner Form, der Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit, als welche auf das Gemüth eindringt und dessen Ruhe stört, oder seine Vorsätze erschüttert. Denn das Vorhan-

Digitized by Google

dene, das Anſchauliche, wirkt, als leicht überſehbar, ſtets mit ſeiner ganzen Gewalt auf ein Mal: hingegen Gedanken und Gründe verlangen Zeit und Ruhe, um ſtückweiſe durchdacht zu werden; daher man ſie nicht jeden Augenblick ganz gegenwärtig haben kann. Demzufolge reizt das Angenehme, welchem wir, in Folge der Ueberlegung, entſagt haben, uns doch bei ſeinem Anblick: eben ſo kränkt uns ein Urtheil, deſſen gänzliche Inkompetenz wir kennen; erzürnt uns eine Beleidigung, deren Verächtlichkeit wir einſehn; eben ſo werden zehn Gründe gegen das Vorhandenſeyn einer Gefahr überwogen vom falſchen Schein ihrer wirklichen Gegenwart, u. ſ. f. In allem Dieſen macht ſich die urſprüngliche Unvernünftigkeit unſers Weſens geltend. Auch werden einem derartigen Eindruck die Weiber oft erliegen, und wenige Männer haben ein ſolches Uebergewicht der Vernunft, daß ſie von deſſen Wirkungen nicht zu leiden hätten. Wo wir nun denſelben nicht ganz überwältigen können, mittelſt bloßer Gedanken, da iſt das Beſte einen Eindruck durch den entgegengeſetzten zu neutraliſiren, z. B. den Eindruck einer Beleidigung durch Aufſuchen Derer, die uns hochſchätzen; den Eindruck einer drohenden Gefahr durch wirkliches Betrachten des ihr Entgegenwirkenden. Konnte doch jener Italiäner, von dem Leibnitz (in den nouveaux essais, Liv. I, c. 2, §. 11.) erzählt, ſogar den Schmerzen der Folter dadurch widerſtehn, daß er, während derſelben, wie er ſich vorgeſetzt, das Bild des Galgens, an welchen ſein Geſtändniß ihn gebracht haben würde, nicht einen Augenblick aus der Phantaſie entweichen ließ; weshalb er von Zeit zu Zeit io ti vedo rief; welche Worte er ſpäter dahin erklärt hat. — Eben aus dem hier betrachteten Grunde iſt es ein ſchweres Ding, wenn Alle, die uns umgeben, anderer Meinung ſind, als wir, und danach ſich benehmen, ſelbſt wenn wir von ihrem Irrthum überzeugt ſind, nicht durch ſie wanken gemacht zu werden. Einem flüchtigen, verfolgten, ernſtlich incognito reiſenden Könige muß das unter vier Augen beobachtete Unterwürfigkeitsceremoniell ſeines vertrauten Begleiters eine faſt nothwendige Herzensſtärkung ſeyn, damit er nicht am Ende ſich ſelbſt bezweifle.

20) Nachdem ich ſchon in der Einleitung den hohen Werth der Geſundheit, als welche für unſer Glück das Erſte und Wichtigſte iſt, hervorgehoben habe, will ich hier ein Paar ganz

Digitized by Google

allgemeiner Verhaltungsregeln für ihre Befestigung und Bewahrung angeben.

Man härte sich dadurch ab, daß man dem Körper, sowohl im Ganzen, wie in jedem Theile, so lange man gesund ist, recht viel Anstrengung und Beschwerde auflege und sich gewöhne, widrigen Einflüssen jeder Art zu widerstehn. Sobald hingegen ein krankhafter Zustand, sei es des Ganzen, oder eines Theiles, sich kund giebt, ist sogleich das entgegengesetzte Verfahren zu ergreifen und der kranke Leib, oder Theil desselben, auf alle Weise zu schonen und zu pflegen: denn das Leidende und Geschwächte ist keiner Abhärtung fähig.

Der Muskel wird durch starken Gebrauch gestärkt; der Nerv hingegen dadurch geschwächt. Also übe man seine Muskeln durch jede angemessene Anstrengung, hüte hingegen die Nerven vor jeder; also die Augen vor zu hellem, besonders reflektirtem Lichte, vor jeder Anstrengung in der Dämmerung, wie auch vor anhaltendem Betrachten zu kleiner Gegenstände; eben so die Ohren vor zu starkem Geräusch; vorzüglich aber das Gehirn vor gezwungener, zu anhaltender, oder unzeitiger Anstrengung: demnach lasse man es ruhen, während der Verdauung; weil dann eben die selbe Lebenskraft, welche im Gehirn Gedanken bildet, im Magen und den Eingeweiden angestrengt arbeitet, Chymus und Chylus zu bereiten; ebenfalls während, oder auch nach, bedeutender Muskelanstrengung; ferner gebe man ihm das zu seiner Refektion nöthige, volle Maaß des Schlafes; und überhaupt begreife man wohl, daß unser Denken nichts Anderes ist, als die organische Funktion des Gehirns, und sonach jeder andern organischen Thätigkeit, in Hinsicht auf Anstrengung und Ruhe, sich analog verhält. Mit Recht ist gesagt worden: das Gehirn denkt, wie der Magen verdaut. Der Wahn von einer immateriellen, einfachen, wesentlich und immer denkenden, folglich unermüdlichen Seele, die da im Gehirn bloß logirte, und nichts auf der Welt bedürfte, hat gewiß Manchen zu unsinnigem Verfahren und Abstumpfung seiner Geisteskräfte verleitet; wie denn z. B. Friedrich der Große ein Mal versucht hat, sich das Schlafen ganz abzugewöhnen. Die Philosophieprofessoren würden wohl thun, einen solchen, sogar praktisch verderblichen Wahn nicht durch ihre katechismusgerechtseynwollende Rocken-Philosophie zu befördern.

Digitized by Google

C. Unſer Verhalten gegen Andere betreffend.

21) Wer unter Menſchen zu leben hat, darf keine Individualität, ſofern ſie doch ein Mal von der Natur geſetzt und gegeben iſt, unbedingt verwerfen; auch nicht die ſchlechteſte, erbärmlichſte, oder lächerlichſte. Er hat ſie vielmehr zu nehmen, als ein Unabänderliches, welches in Folge eines ewigen und metaphyſiſchen Princips, ſo ſeyn muß, wie es iſt, und in den argen Fällen ſoll er denken: „es muß auch ſolche Käuze geben.“ Hält er es anders; ſo thut er Unrecht und fordert den Andern heraus, zum Kriege auf Tod und Leben. Denn ſeine eigentliche Individualität, d. h. ſeinen moraliſchen Charakter, ſeine Erkenntnißkräfte, ſein Temperament, ſeine Phyſiognomie u. ſ. w. kann Keiner ändern. Verdammen wir nun ſein Weſen ganz und gar; ſo bleibt ihm nichts übrig, als in uns einen Todfeind zu bekämpfen: denn wir wollen ihm das Recht zu exiſtiren nur unter der Bedingung zugeſtehn, daß er ein Anderer werde, als er unabänderlich iſt. Darum alſo müſſen wir, um unter Menſchen leben zu können, Jeden, mit ſeiner gegebenen Individualität, wie immer ſie auch ausgefallen ſeyn mag, beſtehn und gelten laſſen, und dürfen bloß darauf bedacht ſeyn, ſie ſo, wie ihre Art und Beſchaffenheit es zuläßt, zu benutzen; aber weder auf ihre Aenderung hoffen, noch ſie, ſo wie ſie iſt, ſchlechthin verdammen. Dies iſt der wahre Sinn des Spruches: „leben und leben laſſen.“ Die Aufgabe iſt indeſſen nicht ſo leicht, wie ſie gerecht iſt; und glücklich iſt zu ſchätzen, wer gar manche Individualitäten auf immer meiden darf. — Inzwiſchen übe man, um Menſchen ertragen zu lernen, ſeine Geduld an lebloſen Gegenſtänden, welche, vermöge mechaniſcher, oder ſonſt phyſiſcher Nothwendigkeit, unſerm Thun ſich hartnäckig widerſetzen; wozu täglich Gelegenheit iſt. Die dadurch erlangte Geduld lernt man nachher auf Menſchen übertragen, indem man ſich gewöhnt, zu denken, daß auch ſie, wo immer ſie uns hinderlich ſind, Dies vermöge einer eben ſo ſtrengen, aus ihrer Natur hervorgehenden Nothwendigkeit ſeyn müſſen, wie Die, mit welcher die lebloſen Dinge wirken; daher es eben ſo thöricht iſt, über ihr Thun ſich zu entrüſten, wie über einen Stein, der uns in den Weg rollt.

22) Es iſt zum Erſtaunen, wie leicht und ſchnell Homoge-

Digitized by Google

neität, oder Heterogeneität des Geistes und Gemüths zwischen Menschen sich im Gespräche kund giebt: an jeder Kleinigkeit wird sie fühlbar. Betreffe das Gespräch auch die fremdartigsten, gleichgültigsten Dinge; so wird, zwischen wesentlich Heterogenen, fast jeder Satz des Einen dem Andern mehr oder minder mißfallen, mancher gar ihm ärgerlich seyn. Homogene hingegen fühlen sogleich und in Allem eine gewisse Uebereinstimmung, die, bei großer Homogeneität, bald zur vollkommenen Harmonie, ja, zum Unisono zusammenfließt. Hieraus erklärt sich zuvörderst, warum die ganz Gewöhnlichen so gesellig sind und überall so leicht recht gute Gesellschaft finden, — so rechte, liebe, wackere Leute. Bei den Ungewöhnlichen fällt es umgekehrt aus, und desto mehr, je ausgezeichneter sie sind; so daß sie, in ihrer Abgesondertheit, zu Zeiten, sich ordentlich freuen können, in einem Andern nur irgend eine ihnen selbst homogene Fiber herausgefunden zu haben, und wäre sie noch so klein! Denn Jeder kann dem Andern nur so viel seyn, wie dieser ihm ist. Die eigentlich großen Geister horsten, wie die Adler, in der Höhe, allein. — Zweitens aber wird hieraus verständlich, wie die Gleichgesinnten sich so schnell zusammenfinden, gleich als ob sie magnetisch zu einander gezogen würden: — verwandte Seelen grüßen sich von ferne. Am häufigsten freilich wird man Dies an niedrig Gesinnten oder schlecht Begabten zu beobachten Gelegenheit haben; aber nur weil diese legionenweise existiren, die bessern und vorzüglichen Naturen hingegen die seltenen sind und heißen. Demnach nun werden z. B. in einer großen, auf praktische Zwecke gerichteten Gemeinschaft zwei rechte Schurken sich so schnell erkennen, als trügen sie ein Feldzeichen, und werden alsbald, zusammentreten, um Mißbrauch, oder Verrath zu schmieden. Desgleichen, wenn man sich, per impossibile, eine große Gesellschaft von lauter sehr verständigen und geistreichen Leuten denkt, bis auf zwei Dummköpfe, die auch dabei wären; so werden diese sich sympathetisch zu einander gezogen fühlen und bald wird jeder von beiden sich in seinem Herzen freuen, doch wenigsten Einen vernünftigen Mann angetroffen zu haben.

Was jedoch, selbst bei vieler Uebereinstimmung, Menschen auseinanderhält, auch wohl vorübergehende Disharmonie zwischen ihnen erzeugt, ist die Verschiedenheit der gegenwärtigen Stim-

Digitized by Google

mung, als welche faſt immer für Jeden eine andere iſt, nach Maaßgabe ſeiner gegenwärtigen Lage, Beſchäftigung, Umgebung, körperlichen Zuſtandes, augenblicklichen Gedankenganges u. ſ. w. Daraus entſtehn zwiſchen den harmonirendeſten Perſönlichkeiten Diſſonanzen. Die zur Aufhebung dieſer Störung erforderliche Korrektion ſtets vornehmen und eine gleichſchwebende Temperatur einführen zu können, wäre eine Leiſtung der höchſten Bildung. In deren Ermangelung ſind die Flaſchen das gewöhnliche Mittel, eine gemeinſchaftliche Stimmung in die Geſellſchaft zu bringen. Sogar Thee und Kaffee dienen dieſer Abſicht.

Eben aber aus jener Disharmonie, welche die Verſchiedenheit der momentanen Stimmung ſo leicht in alle Gemeinſchaft bringt, iſt es zum Theil erklärlich, daß in der von dieſer und allen ähnlichen, ſtörenden, wenn auch vorübergehenden, Einflüſſen befreiten Erinnerung ſich Jeder idealiſirt, ja, bisweilen faſt verklärt darſtellt. Die Erinnerung wirkt, wie das Sammlungsglas in der Kamera obſkura: ſie zieht Alles zuſammen und bringt dadurch ein viel ſchöneres Bild hervor, als ſein Original iſt. Den Vortheil, ſo geſehn zu werden, erlangen wir zum Theil ſchon durch jede Abweſenheit. Denn obgleich die idealiſirende Erinnerung, bis zur Vollendung ihres Werkes, geraumer Zeit bedarf; ſo wird der Anfang deſſelben doch ſogleich gemacht. Dieſerwegen iſt es ſogar klug, ſich ſeinen Bekannten und guten Freunden nur nach bedeutenden Zwiſchenräumen zu zeigen; in dem man alsdann, beim Wiederſehn, merken wird, daß die Erinnerung ſchon bei der Arbeit geweſen iſt.

23) Keiner kann über ſich ſehn. Hiemit will ich ſagen: Jeder kann den Andern nur nach Maaßgabe ſeiner eigenen Intelligenz faſſen und verſtehn. Iſt nun dieſe von der niedrigſten Art; ſo werden alle Geiſtesgaben, auch die größten, ihre Wirkung auf ihn verfehlen und er an dem Beſitzer derſelben nichts wahrnehmen, als bloß das Niedrigſte in deſſn Individualität, alſo nur deſſen ſämmtliche Schwächen, Temperaments- und Charakterfehler. Daraus wird er für ihn zuſammengeſetzt ſeyn. Die höheren geiſtigen Fähigkeiten deſſelben ſind für ihn ſo wenig vorhanden, wie die Farbe für den Blinden. Denn alle Geiſter ſind unſichtbar für Den, der keinen hat: und jede Werthſchätzung iſt ein Produkt aus dem Werthe des Geſchätzten mit

Digitized by Google

der Erkenntnißsphäre des Schätzers. Hieraus folgt, daß man sich mit Jedem, mit dem man spricht, nivellirt, indem Alles, was man vor ihm voraushaben kann, verschwindet und sogar die dazu erforderte Selbstverläugnung völlig unerkannt bleibt. Erwägt man nun, wie durchaus niedrig gesinnt und niedrig begabt, also wie durchaus gemein die meisten Menschen sind; so wird man einsehn, daß es nicht möglich ist, mit ihnen zu reden, ohne, für solche Zeit, (nach Analogie der elektrischen Vertheilung) selbst gemein zu werden, und dann wird man den eigentlichen Sinn und das Treffende des Ausdrucks „sich gemein machen" gründlich verstehn, jedoch auch gern jede Gesellschaft meiden, mit welcher man nur mittelst der partie honteuse seiner Natur kommuniziren kann. Auch wird man einsehn, daß, Dummköpfen und Narren gegenüber, es nur einen Weg giebt, seinen Verstand an den Tag zu legen, und der ist, daß man mit ihnen nicht redet. Aber freilich wird alsdann in der Gesellschaft Manchem bisweilen zu Muthe seyn, wie einem Tänzer, der auf einen Ball gekommen wäre, wo er lauter Lahme anträfe: mit wem soll er tanzen?

24) Der Mensch gewinnt meine Hochachtung, als ein unter hundert Auserlesener, welcher, wann er auf irgend etwas zu warten hat, also unbeschäftigt dasitzt, nicht sofort mit Dem, was ihm gerade in die Hände kommt, etwan seinem Stock, oder Messer und Gabel, oder was sonst, taktmäßig hämmert, oder klappert. Wahrscheinlich denkt er an etwas. Vielen Leuten hingegen sieht man an, daß bei ihnen das Sehn die Stelle des Denkens ganz eingenommen hat: sie suchen sich durch klappern ihrer Existenz bewußt zu werden.

25) Rochefoucauld hat treffend bemerkt, daß es schwer ist, Jemanden zugleich hoch zu verehren und sehr zu lieben. Demnach hätten wir die Wahl, ob wir uns um die Liebe, oder um die Verehrung der Menschen bewerben wollen. Ihre Liebe ist stets eigennützig, wenn auch auf höchst verschiedene Weise. Zudem ist Das, wodurch man sie erwirbt, nicht immer geeignet, uns darauf stolz zu machen. Hauptsächlich wird Einer in dem Maaße beliebt seyn, als er seine Ansprüche an Geist und Herz der Andern niedrig stellt, und zwar im Ernst und ohne Verstellung, auch nicht bloß aus derjenigen Nachsicht, die in der Ver-

Digitized by Google

achtung wurzelt. Ruft man ſich nun hiebei den ſehr wahren Ausſpruch des Helvetius zurück: le degré d'esprit nécessaire pour nous plaire, est une mesure assez exacte du degré d'esprit que nous avons; — ſo folgt aus dieſen Prämiſſen die Konkluſion. — Hingegen mit der Verehrung der Menſchen ſteht es umgekehrt: ſie wird ihnen nur wider ihren Willen abgezwungen, auch, ebendeshalb, meiſtens verhehlt. Daher giebt ſie uns, im Innern, eine viel größere Befriedigung: ſie hängt mit unſerm Werthe zuſammen; welches von der Liebe der Menſchen nicht unmittelbar gilt: denn dieſe iſt ſubjektiv, die Verehrung objektiv. Nützlich iſt uns die Liebe freilich mehr.

26) Die meiſten Menſchen ſind ſo ſubjektiv, daß ſie bei Allem, was geſagt wird, ſogleich an ſich denken und jede zufällige, noch ſo entfernte Beziehung auf irgend etwas ihnen Perſönliches ihre ganze Aufmerkſamkeit an ſich reißt; ſo daß ſie für den objektiven Gegenſtand der Rede keine Faſſungskraft übrig behalten. Daher ſind ſie ſo leicht zerſtreut, ſo leicht beleidigt oder gekränkt, wie auch ſo leicht geſchmeichelt und gewonnen. Daher auch iſt ihr Urtheil meiſtens beſtochen und bloß ein Ausſpruch zu Gunſten ihrer Partei, oder Klaſſe; nicht aber ein objektives und gerechtes. Dies Alles beruht darauf, daß in ihnen der Wille bei Weitem die Erkenntniß überwiegt.

27) Bei jeder Verkehrtheit, die im Publiko, oder in der Geſellſchaft, geſagt, oder in der Litteratur geſchrieben und wohlaufgenommen, wenigſtens nicht widerlegt wird, ſoll man nicht verzweifeln und meynen, daß es nun dabei ſein Bewenden haben werde; ſondern wiſſen und ſich getröſten, daß die Sache hinterher und allmälig ruminirt, beleuchtet, bedacht, erwogen, beſprochen und meiſtens zuletzt richtig beurtheilt wird; ſo daß, nach einer, der Schwierigkeit derſelben angemeſſenen Friſt, endlich faſt Alle begreifen, was der klare Kopf ſogleich ſah. Unterdeſſen freilich muß man ſich gedulden. Denn ein Mann von richtiger Einſicht unter den Bethörten, gleicht Dem, deſſen Uhr richtig geht, in einer Stadt, deren Thurmuhren alle falſch geſtellt ſind. Er allein weiß die wahre Zeit: aber was hilft es ihm? alle Welt richtet ſich nach den falſch zeigenden Stadtuhren; ſogar auch Die, welche wiſſen, daß ſeine Uhr allein die wahre Zeit angiebt.

28) **Die Menschen gleichen darin den Kindern, daß sie unartig werden, wenn man sie verzieht**; daher man gegen keinen zu nachgiebig und liebreich seyn darf. Wie man, in der Regel, keinen Freund dadurch verlieren wird, daß man ihm ein Darlehn abschlägt, aber sehr leicht dadurch, daß man es ihm giebt; eben so, nicht leicht einen durch stolzes und etwas vernachlässigendes Betragen; aber oft in Folge zu vieler Freundlichkeit und Zuvorkommens, als welche ihn arrogant und unerträglich machen, wodurch der Bruch herbeigeführt wird. Besonders aber den Gedanken, daß man ihrer benöthigt sei, können die Menschen schlechterdings nicht vertragen: Uebermuth und Anmaaßung sind sein unzertrennliches Gefolge. Bei einigen entsteht er, in gewissem Grade, schon dadurch, daß man sich mit ihnen abgiebt, etwan oft, oder auf eine vertrauliche Weise mit ihnen spricht: alsbald werden sie meynen, man müsse sich von ihnen auch etwas gefallen lassen, und werden versuchen, die Schranken der Höflichkeit zu erweitern. Daher taugen so Wenige zum irgend vertrauteren Umgang, und soll man sich besonders hüten, sich nicht mit niedrigen Naturen gemein zu machen. Faßt nun aber gar Einer den Gedanken, er sei mir viel nothwendiger, als ich ihm; da ist es ihm sogleich, als hätte ich ihm etwas gestohlen: er wird suchen, sich zu rächen und es wiederzuerlangen. Dieserwegen ist es rathsam, Jedem, es sei Mann oder Weib, von Zeit zu Zeit fühlbar zu machen, daß man seiner sehr wohl entrathen könne: das befestigt die Freundschaft; ja, bei den meisten Leuten kann es nicht schaden, wenn man ein Gran Geringschätzung gegen sie, dann und wann, mit einfließen läßt: sie legen desto mehr Werth auf unsere Freundschaft: chi non istima vien stimato (wer nicht achtet wird geachtet) sagt ein feines italiänisches Sprichwort. Ist aber Einer uns wirklich sehr viel werth; so müssen wir dies vor ihm verhehlen, als wäre es ein Verbrechen. Das ist nun eben nicht erfreulich; dafür aber wahr. Kaum daß Hunde die zu große Freundlichkeit vertragen; geschweige Menschen.

29) Daß Leute edlerer Art und höherer Begabung so oft, zumal in der Jugend, auffallenden Mangel an Menschenkenntniß und Weltklugheit verrathen, daher leicht betrogen oder sonst irre geführt werden, während die niedrigen Naturen sich viel schneller und besser in die Welt zu finden wissen, liegt daran,

Digitized by Google

daß man, beim Mangel der Erfahrung, a priori zu urtheilen hat, und daß überhaupt keine Erfahrung es dem a priori gleichthut. Dies a priori nämlich giebt Denen vom gewöhnlichen Schlage das eigene Selbst an die Hand, den Edelen und Vorzüglichen aber nicht: denn eben als solche sind sie von den Andern weit verschieden. Indem sie daher deren Denken und Thun nach dem ihrigen berechnen, trifft die Rechnung nicht zu.

Wenn nun aber auch ein Solcher a posteriori, also aus fremder Belehrung und eigener Erfahrung, endlich gelernt hat, was von den Menschen, im Ganzen genommen, zu erwarten steht, daß nämlich etwan $\frac{5}{6}$ derselben, in moralischer, oder intellektueller Hinsicht, so beschaffen sind, daß, wer nicht durch die Umstände in Verbindung mit ihnen gesetzt ist besser thut, sie vorweg zu meiden und, so weit es angeht, außer allem Kontakt mit ihnen zu bleiben; — so wird er dennoch von ihrer Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit kaum jemals einen ausreichenden Begriff erlangen, sondern immerfort, so lange er lebt, denselben noch zu erweitern und zu vervollständigen haben, unterdessen aber sich gar oft zu seinem Schaden verrechnen. Und dann wieder, nachdem er die erhaltene Belehrung wirklich beherzigt hat, wird es ihm dennoch zu Zeiten begegnen, daß er, in eine Gesellschaft ihm noch unbekannter Menschen gerathend, sich zu wundern hat, wie sie doch sämmtlich, ihren Reden und Mienen nach, ganz vernünftig, redlich, aufrichtig, ehrenfest und tugendsam, dabei auch wohl noch gescheut und geistreich erscheinen. Dies sollte ihn jedoch nicht irren: denn es kommt bloß daher, daß die Natur es nicht macht, wie die schlechten Poeten, welche, wann sie Schurken oder Narren darstellen, so plump und absichtsvoll dabei zu Werke gehn, daß man gleichsam hinter jeder solcher Person den Dichter stehn sieht, der ihre Gesinnung und Rede fortwährend desavouirt und mit warnender Stimme ruft: „dies ist ein Schurke, dies ist ein Narr; gebt nichts auf Das, was er sagt.“ Die Natur hingegen macht es wie Shakespeare und Göthe, in deren Werken jede Person, und wäre sie der Teufel selbst, während sie dasteht und redet, Recht behält; weil sie so objektiv aufgefaßt ist, daß wir in ihr Interesse gezogen und zur Theilnahme an ihr gezwungen werden: denn sie ist, eben wie die Werke der Natur, aus einem innern Princip entwickelt, vermöge dessen ihr Sagen und Thun als natür-

Digitized by Google

lich, mithin als nothwendig auftritt. — Also, wer erwartet, daß in der Welt die Teufel mit Hörnern und die Narren mit Schellen einhergehn, wird stets ihre Beute, oder ihr Spiel seyn. Hiezu kommt aber noch, daß im Umgange die Leute es machen, wie der Mond und die Pucklichten, nämlich stets nur eine Seite zeigen, und sogar Jeder ein angeborenes Talent hat, auf mimischem Wege seine Physiognomie zu einer Maske umzuarbeiten, welche genau darstellt, was er eigentlich seyn sollte, und die, weil sie ausschließlich auf seine Individualität berechnet ist, ihm so genau anliegt und anpaßt, daß die Wirkung überaus täuschend ausfällt. Er legt sie an, so oft es darauf ankommt, sich einzuschmeicheln. Man soll auf dieselbe so viel geben, als wäre sie aus Wachstuch, eingedenk des vortrefflichen italiänischen Sprichworts: **non è si tristo cane, che** non meni la coda (so böse ist kein Hund, daß er nicht mit dem Schwanz wedelte).

Jedenfalls soll man sich sorgfältig hüten, von irgend einem Menschen neuer Bekanntschaft eine sehr günstige Meinung zu fassen; sonst wird man, in den allermeisten Fällen, zu eigener Beschämung, oder gar Schaden, enttäuscht werden. — Hiebei verdient auch ein Wort des Seneka berücksichtigt zu werden: **argumenta morum ex minimis quoque licet capere** (ep. 52). Gerade in Kleinigkeiten, als bei welchen der Mensch sich nicht zusammennimmt, zeigt er seinen Charakter, und da kann man oft, an geringfügigen Handlungen, an bloßen Manieren, den gränzenlosen, nicht die mindeste Rücksicht auf Andere kennenden Egoismus bequem beobachten, der sich nachher im Großen nicht verleugnet, wiewohl verlarvt.

Hat nun Einer, mit dem wir in Verbindung, oder Umgang, stehn, uns etwas Unangenehmes, oder Aergerliches erzeigt; so haben wir uns nur zu fragen, ob er uns so viel werth sei, daß wir das Nämliche, auch noch etwas verstärkt, uns nochmals und öfter von ihm wollen gefallen lassen; — oder nicht. Im bejahenden Fall wird nicht viel darüber zu sagen seyn, weil das Reden wenig hilft: wir müssen also die Sache, mit oder ohne Ermahnung, hingehn lassen, sollen jedoch wissen, daß wir hiedurch sie uns nochmals ausgebeten haben. Im verneinenden Falle hingegen haben wir sogleich und auf immer mit dem werthen Freunde zu brechen, oder, wenn es ein Diener ist, ihn ab-

Digitized by Google

zuschaffen. Denn unausbleiblich wird er, vorkommenden Falls, ganz das Selbe, oder das völlig Analoge, wieder thun, auch wenn er uns jetzt das Gegentheil hoch und aufrichtig betheuert. Denn der Charakter ist schlechthin inkorrigibel; weil alle Handlungen des Menschen aus einem innern Princip fließen, vermöge dessen er, unter gleichen Umständen, stets das Gleiche thun muß und nicht anders kann. Man lese meine Preisschrift über die sogenannte Freiheit des Willens und befreie sich vom Wahn. Eben so wenig, und aus dem selben Grunde, dürfen wir erwarten, daß Einer, unter veränderten Umständen, das Gleiche, wie vorher, thun werde. Vielmehr ändern die Menschen Gesinnung und Betragen eben so schnell, wie ihr Interesse sich ändert; ja, ihre Absichtlichkeit zieht ihre Wechsel auf so kurze Sicht, daß man selbst noch kurzsichtiger seyn müßte, um sie nicht protestiren zu lassen.

Gesetzt demnach wir wollten etwan wissen, wie Einer, in einer Lage, in die wir ihn zu versetzen gedenken, handeln wird; so dürfen wir hierüber nicht auf seine Versprechungen und Betheuerungen bauen. Denn, gesetzt auch, er spräche aufrichtig; so spricht er von einer Sache, die er nicht kennt. Wir müssen also allein aus der Erwägung der Umstände, in die er zu treten hat, und des Konfliktes derselben mit seinem Charakter, sein Handeln berechnen.

Um überhaupt von der wahren und sehr traurigen Beschaffenheit der Menschen, wie sie meistens sind, das so nöthige, deutliche und gründliche Verständniß zu erlangen, ist es überaus lehrreich, das Treiben und Benehmen derselben in der Litteratur als Kommentar ihres Treibens und Benehmens im praktischen Leben zu gebrauchen, und vice versa. Dies ist sehr dienlich, um weder an sich, noch an ihnen irre zu werden. — Ausnahmen giebt es, ja, unbegreiflich große, und die Unterschiede der Individualitäten sind enorm: aber, im Ganzen genommen, liegt, wie längst gesagt ist, die Welt im Argen: die Wilden fressen einander und die Zahmen betrügen einander, und Das nennt man den Lauf der Welt. Was sind denn die Staaten, mit aller ihrer künstlichen, nach außen und nach innen gerichteten Maschinerie und ihren Gewaltmitteln Anderes, als Vorkehrungen, der gränzenlosen Ungerechtigkeit der Menschen Schranken zu setzen?

Digitized by Google

30) Kein Charakter ist so, daß er sich selbst überlassen bleiben und sich ganz und gar gehn lassen dürfte; sondern jeder bedarf der Lenkung durch Begriffe und Maximen. Will man nun aber es hierin weit bringen, nämlich bis zu einem nicht aus unsrer angeborenen Natur, sondern bloß aus vernünftiger Ueberlegung hervorgegangenen, ganz eigentlich erworbenen und künstlichen Charakter; so wird man gar bald das

Naturam expelles furca, tamen usque recurret.

bestätigt finden. Man kann nämlich eine Regel für das Betragen gegen Andere sehr wohl einsehn, ja, sie selbst auffinden und treffend ausdrücken, und wird dennoch, im wirklichen Leben, gleich darauf, gegen sie verstoßen. Jedoch soll man nicht sich dadurch entmuthigen lassen und denken, es sei unmöglich, im Weltleben sein Benehmen nach abstrakten Regeln und Maximen zu leiten, und daher am besten, sich eben nur gehn zu lassen. Sondern es ist damit, wie mit allen theoretischen Vorschriften und Anweisungen für das Praktische: die Regel verstehn ist das Erste, sie ausüben lernen ist das Zweite. Jenes wird durch Vernunft auf Ein Mal, Dieses durch Uebung allmälig gewonnen. Man zeigt dem Schüler die Griffe auf dem Instrument, die Paraden und Stöße mit dem Rapier: er fehlt sogleich, trotz dem besten Vorsatze, dagegen, und meint nun, sie in der Schnelle des Notenlesens und der Hitze des Kampfes zu beobachten sei schier unmöglich. Dennoch lernt er es allmälig, durch Uebung, unter Straucheln, Fallen und Aufstehn. Eben so geht es mit den Regeln der Grammatik im lateinisch Schreiben und Sprechen. Nicht anders also wird der Tölpel zum Hofmann, der Hitzkopf zum feinen Weltmann, der Offene verschlossen, der Edle ironisch. Jedoch wird eine solche, durch lange Gewohnheit erlangte Selbstdressur stets als ein von außen gekommener Zwang wirken, welchem zu widerstreben die Natur nie ganz aufhört und bisweilen unerwartet ihn durchbricht. Denn alles Handeln nach abstrakten Maximen verhält sich zum Handeln aus ursprünglicher, angeborener Neigung, wie ein menschliches Kunstwerk, etwan eine Uhr, wo Form und Bewegung dem ihnen fremden Stoffe aufgezwungen sind, zum lebenden Organismus, bei welchem Form und Stoff von einander durchdrungen und Eines sind. An diesem

Digitized by Google

Verhältniß des erworbenen zum angeborenen Charakter bestätigt sich demnach ein Ausspruch des Kaisers Napoleon: tout ce qui n'est pas naturel est imparfait; welcher überhaupt eine Regel ist, die von Allem und Jedem, sei es physisch, oder moralisch, gilt, und von der die einzige mir einfallende Ausnahme das, den Mineralogen bekannte, natürliche Aventurino ist, welches dem künstlichen nicht gleich kommt.

Darum sei hier auch vor aller und jeder Affektation gewarnt. Sie erweckt allemal Geringschätzung: erstlich als Betrug, der als solcher feige ist, weil er auf Furcht beruht; zweitens als Verdammungsurtheil seiner selbst durch sich selbst, indem man scheinen will was man nicht ist und was man folglich für besser hält, als was man ist. Das Affektiren irgend einer Eigenschaft, das Sich-Brüsten damit, ist ein Selbstgeständniß, daß man sie nicht hat. Sei es Muth, oder Gelehrsamkeit, oder Geist, oder Witz, oder Glück bei Weibern, oder Reichthum, oder vornehmer Stand, oder was sonst, womit Einer groß thut; so kann man daraus schließen daß es ihm gerade daran in etwas gebricht: denn wer wirklich eine Eigenschaft vollkommen besitzt, dem fällt es nicht ein, sie herauszulegen und zu affektiren, sondern er ist darüber ganz beruhigt. Dies ist auch der Sinn des spanischen Sprichworts: herradura que chacolotea clavo le falta (dem klappernden Hufeisen fehlt ein Nagel). Allerdings darf, wie Anfangs gesagt, Keiner sich unbedingt den Zügel schießen lassen und sich ganz zeigen, wie er ist; weil das viele Schlechte und Bestialische unserer Natur der Verhüllung bedarf: aber Dies rechtfertigt bloß das Negative, die Dissimulation, nicht das Positive, die Simulation. — Auch soll man wissen, daß das Affektiren erkannt wird, selbst ehe klar geworden, was eigentlich Einer affektirt.

31) Wie man das Gewicht seines eigenen Körpers trägt, ohne es, wie doch das jedes fremden, den man bewegen will, zu fühlen; so bemerkt man nicht die eigenen Fehler und Laster, sondern nur die der Andern. — Dafür aber hat Jeder am Andern einen Spiegel, in welchem er seine eigenen Laster, Fehler, Unarten und Widerlichkeiten jeder Art deutlich erblickt. Allein meistens verhält er sich dabei wie der Hund, welcher gegen den

Digitized by Google

Spiegel bellt, weil er nicht weiß, daß er sich selbst sieht, sondern meint, es sei ein anderer Hund.

32) Der Mensch edlerer Art glaubt, in seiner Jugend, die wesentlichen und entscheidenden Verhältnisse und daraus entstehenden Verbindungen zwischen Menschen seien die ideellen, d. h. die auf Aehnlichkeit der Gesinnung, der Denkungsart, des Geschmacks, der Geisteskräfte u. s. w. beruhenden: allein er wird später inne, daß es die reellen sind, d. h. die, welche sich auf irgend ein materielles Interesse stützen. Diese liegen fast allen Verbindungen zum Grunde: sogar hat die Mehrzahl der Menschen keinen Begriff von andern Verhältnissen. Demzufolge wird Jeder genommen nach seinem Amt, oder Geschäft, oder Nation, oder Familie, also überhaupt nach der Stellung und Rolle, welche die Konvention ihm ertheilt hat: dieser gemäß wird er sortirt und fabrikmäßig behandelt. Hingegen was er an und für sich, also als Mensch, vermöge seiner persönlichen Eigenschaften sei, kommt nur beliebig und daher nur ausnahmsweise zur Sprache, und wird von Jedem, sobald es ihm bequem ist, also meistentheils, bei Seite gesetzt und ignorirt. Je mehr nun aber es mit Diesem auf sich hat, desto weniger wird ihm jene Anordnung gefallen, er also sich ihrem Bereich zu entziehn suchen. Sie beruht jedoch darauf, daß, in dieser Welt der Noth und des Bedürfnisses, die Mittel, diesen zu begegnen, überall das Wesentliche, mithin Vorherrschende sind.

33) Wie Papiergeld statt des Silbers, so kursiren in der Welt, statt der wahren Achtung und der wahren Freundschaft, die äußerlichen Demonstrationen und möglichst natürlich mimisirten Gebärden derselben. Indessen läßt sich andrerseits auch fragen, ob es denn Leute gebe, welche Jene wirklich verdienten.

Wahre, ächte Freundschaft setzt eine starke, rein objektive und völlig uninteressirte Theilnahme am Wohl und Wehe des Andern voraus, und diese wieder ein wirkliches Sich mit dem Freunde identifiziren. Dem steht der Egoismus der menschlichen Natur so sehr entgegen, daß wahre Freundschaft zu den Dingen gehört, von denen man, wie von den kolossalen Seeschlangen, nicht weiß, ob sie fabelhaft sind, oder irgendwo existiren. Indessen giebt es mancherlei, in der Hauptsache freilich auf versteckten egoistischen Motiven der mannigfaltigsten Art beruhende

Digitized by Google

Verbindungen zwiſchen Menſchen, welche dennoch mit einem Gran jener wahren und ächten Freundſchaft verſetzt ſind, wodurch ſie ſo veredelt werden, daß ſie, in dieſer Welt der Unvollkommenheiten, mit einigem Fug den Namen der Freundſchaft führen dürfen. Sie ſtehn hoch über den alltäglichen Liaiſons, welche vielmehr ſo ſind, daß wir mit den meiſten unſerer guten Bekannten kein Wort mehr reden würden, wenn wir hörten, wie ſie in unſrer Abweſenheit von uns reden.

Die Aechtheit eines Freundes zu erproben, hat man, nächſt den Fällen wo man ernſtlicher Hülfe und bedeutender Opfer bedarf, die beſte Gelegenheit in dem Augenblick, da man ihm ein Unglück, davon man ſoeben getroffen worden, berichtet. Alsdann nämlich malt ſich, in ſeinen Zügen, entweder wahre, innige, unvermiſchte Betrübniß; oder aber ſie beſtätigen, durch ihre gefaßte Ruhe, oder einen flüchtigen Nebenzug, den bekannten Ausſpruch des Rochefoucauld: dans l'adversité de nos meilleurs amis, nous trouvons toujours quelque chose qui ne nous déplait pas. Die gewöhnlichen ſogenannten Freunde vermögen, bei ſolchen Gelegenheiten, oft kaum das Zucken zu einem leiſen, wohlgefälligen Lächeln zu unterdrücken. —

Entfernung und lange Abweſenheit thun jeder Freundſchaft Eintrag; ſo ungern man es geſteht. Denn Menſchen, die wir nicht ſehn, wären ſie auch unſere geliebteſten Freunde, trocknen, im Laufe der Jahre, allmälig zu abſtrakten Begriffen auf, wodurch unſere Theilnahme an ihnen mehr und mehr eine bloß vernünftige, ja traditionelle wird: die lebhafte und tiefgefühlte bleibt Denen vorbehalten, die wir vor Augen haben, und wären es auch nur geliebte Thiere. So ſinnlich iſt die menſchliche Natur. —

Die Freunde nennen ſich aufrichtig; die Feinde ſind es: daher man ihren Tadel zur Selbſterkenntniß benutzen ſollte, als **eine bittre Arznei.** —

Freunde in der Noth wären ſelten? — Im Gegentheil! Kaum hat man mit Einem Freundſchaft gemacht; ſo iſt er auch ſchon in der Noth und will Geld geliehen haben. —

34) Was für ein Neuling iſt doch Der, welcher wähnt, Geiſt und Verſtand zu zeigen wäre ein Mittel, ſich in Geſell-

ſchaft beliebt zu machen! Vielmehr erregen ſie, bei der unberechenbar überwiegenden Mehrzahl, einen Haß und Groll, der um ſo bittrer iſt, als der ihn Fühlende die Urſache deſſelben anzuklagen nicht berechtigt iſt, ja, ſie vor ſich ſelbſt verhehlet. Iſt doch Geiſt und Verſtand an den Tag legen, nur eine indirekte Art, allen Andern ihre Unfähigkeit und Stumpfſinn vorzuwerfen. Zudem geräth die gemeine Natur in Aufruhr, wenn ſie ihr Gegentheil anſichtig wird, und der geheime Anſtifter des Aufruhrs iſt der Neid. Denn die Befriedigung ihrer Eitelkeit iſt, wie man täglich ſehn kann, ein Genuß, der den Leuten über Alles geht, der jedoch allein mittelſt der Vergleichung ihrer ſelbſt mit Andern möglich iſt. Auf keine Vorzüge aber iſt der Menſch ſo ſtolz, wie auf die geiſtigen: beruht doch nur auf ihnen ſein Vorrang vor den Thieren. Ihm entſchiedene Ueberlegenheit in dieſer Hinſicht vorzuhalten, und noch dazu vor Zeugen, iſt daher die größte Verwegenheit. Er fühlt ſich dadurch zur Rache aufgefordert und wird meiſtens Gelegenheit ſuchen, dieſe auf dem Wege der Beleidigung auszuführen, als wodurch er vom Gebiete der Intelligenz auf das des Willens tritt, auf welchem wir, in dieſer Hinſicht, Alle gleich ſind. — Hingegen gereicht geiſtige Inferiorität zur wahren Empfehlung. Denn was für den Leib die Wärme, das iſt für den Geiſt das wohlthuende Gefühl der Ueberlegenheit; daher Jeder, ſo inſtinktmäßig wie dem Ofen, oder dem Sonnenſchein, ſich dem Gegenſtande nähert, der es ihm verheißt. Ein ſolcher nun iſt allein der entſchieden tiefer Stehende, an Eigenſchaften des Geiſtes, bei Männern, an Schönheit, bei Weibern. Man ſehe, mit welcher herzlichen Freundlichkeit ein erträgliches Mädchen einem grundhäßlichen entgegenkommt. Körperliche Vorzüge kommen bei Männern nicht ſehr in Betracht; wiewohl man ſich doch behaglicher neben einem kleineren, als neben einem größeren fühlt. Demzufolge alſo ſind, unter Männern, die dummen und unwiſſenden, unter Weibern die häßlichen allgemein beliebt und geſucht: ſie erlangen leicht den Ruf eines überaus guten Herzens; weil Jedes für ſeine Zuneigung, vor ſich ſelbſt und vor Andern, eines Vorwandes bedarf. Eben deshalb iſt Geiſtesüberlegenheit jeder Art eine ſehr iſolirende Eigenſchaft: ſie wird geflohen und gehaßt, und als Vorwand hiezu werden ihrem Beſitzer allerlei Fehler angedichtet. Gerade ſo

wirkt unter Weibern die Schönheit: sehr schöne Mädchen finden keine Freundin, ja, keine Begleiterin. Zu Stellen als Gesellschafterinnen thun sie besser sich gar nicht zu melden: denn schon bei ihrem Vortritt verfinstert sich das Gesicht der gehofften neuen Gebieterin, als welche, sei es für sich, oder für ihre Töchter, einer solchen Folie keineswegs bedarf. — Hingegen verhält es sich umgekehrt mit den Vorzügen des Ranges; weil diese nicht, wie die persönlichen, durch den Kontrast und Abstand, sondern, wie die Farben der Umgebung auf das Gesicht, durch den Reflex wirken.

35) An unserm Zutrauen zu Andern haben sehr oft Trägheit, Selbstsucht und Eitelkeit den größten Antheil: Trägheit, wenn wir, um nicht selbst zu untersuchen, zu wachen, zu thun, lieber einem Andern trauen; Selbstsucht, wenn das Bedürfniß von unsern Angelegenheiten zu reden uns verleitet, ihm etwas anzuvertrauen; Eitelkeit, wenn es zu Dem gehört, worauf wir uns etwas zu Gute zu thun. Nichtsdestoweniger verlangen wir, daß man unser Zutrauen ehre.

Ueber Mißtrauen hingegen sollten wir uns nicht erzürnen: denn in demselben liegt ein Kompliment für die Redlichkeit, nämlich das aufrichtige Bekenntniß ihrer großen Seltenheit, in Folge welcher sie zu den Dingen gehört, an deren Existenz man zweifelt.

36) Von der Höflichkeit, dieser chinesischen Kardinaltugend, habe ich den einen Grund angegeben in meiner Ethik S. 201: der andere liegt in Folgendem. Sie ist eine stillschweigende Uebereinkunft, gegenseitig die moralisch und intellektuell elende Beschaffenheit von einander zu ignoriren und sie sich nicht vorzurücken; — wodurch diese, zu beiderseitigem Vortheil, etwas weniger leicht zu Tage kommt.

Höflichkeit ist Klugheit; folglich ist Unhöflichkeit Dummheit: sich mittelst ihrer unnöthiger und muthwilliger Weise Feinde machen ist Raserei, wie wenn man sein Haus in Brand steckt. Denn Höflichkeit ist, wie die Rechenpfennige, eine offenkundig falsche Münze: mit einer solchen sparsam zu seyn, beweist Unverstand; hingegen Freigebigkeit mit ihr Verstand. Alle Nationen schließen den Brief mit votre très-humble serviteur, — your most obedient servant, — suo devotissimo servo:

Digitized by Google

bloß die Deutschen halten mit dem „Diener" zurück, — weil es ja doch nicht wahr sei, —! Wer hingegen die Höflichkeit bis zum Opfern realer Interessen treibt gleicht Dem, der ächte Goldstücke statt Rechenpfennige gäbe. — Wie das Wachs, von Natur hart und spröde, durch ein wenig Wärme so geschmeidig wird, daß es jede beliebige Gestalt annimmt; so kann man selbst störrische und feindsälige Menschen, durch etwas Höflichkeit und Freundlichkeit, biegsam und gefällig machen. Sonach ist die Höflichkeit dem Menschen, was die Wärme dem Wachs.

Eine schwere Aufgabe ist freilich die Höflichkeit insofern, als sie verlangt, daß wir allen Leuten die größte Achtung bezeugen, während die allermeisten keine verdienen; sodann, daß wir den lebhaftesten Antheil an ihnen simuliren, während wir froh seyn müssen, keinen an ihnen zu haben. — Höflichkeit mit Stolz zu vereinigen ist ein Meisterstück. —

Wir würden bei Beleidigungen, als welche eigentlich immer in Aeußerungen der Nichtachtung bestehn, viel weniger aus der Fassung gerathen, wenn wir nicht einerseits eine ganz übertriebene Vorstellung von unserm hohen Werth und Würde, also einen ungemessenen Hochmuth hegten, und andrerseits uns deutlich gemacht hätten, was, in der Regel, Jeder vom Andern, in seinem Herzen, hält und denkt. Welch ein greller Kontrast ist doch zwischen der Empfindlichkeit der meisten Leute über die leiseste Andeutung eines sie treffenden Tadels und Dem, was sie hören würden, wenn sie die Gespräche ihrer Bekannten über sie belauschten! — Wir sollten vielmehr uns gegenwärtig erhalten, daß die gewöhnliche Höflichkeit nur eine grinzende Maske ist: dann würden wir nicht Zeter schreien, wenn sie ein Mal sich etwas verschiebt, oder auf einen Augenblick abgenommen wird. Wann aber gar Einer geradezu grob wird, da ist es, als hätte er die Kleider abgeworfen und stände in puris naturalibus da. Freilich nimmt er sich dann, wie die meisten Menschen in diesem Zustande, schlecht aus.

37) Für sein Thun und Lassen darf man keinen Andern zum Muster nehmen; weil Lage, Umstände, Verhältnisse nie die gleichen sind, und weil die Verschiedenheit des Charakters auch der Handlung einen verschiedenen Anstrich giebt, daher duo cum faciunt idem, non est idem. Man muß, nach reiflicher Ueber-

Digitized by Google

legung und scharfem Nachdenken, seinem eigenen Charakter gemäß handeln. Also auch im Praktischen ist Originalität unerläßlich: sonst paßt was man thut nicht zu Dem, was man ist.

38) Man bestreite keines Menschen Meinung; sondern bedenke, daß wenn man alle Absurditäten, die er glaubt, ihm ausreden wollte, man Methusalems Alter erreichen könnte, ohne damit fertig zu werden.

Auch aller, selbst noch so wohlgemeinter, korrektioneller Bemerkungen soll man, im Gespräche, sich enthalten: denn die Leute zu kränken ist leicht; sie zu bessern schwer, wo nicht unmöglich.

Wenn die Absurditäten eines Gesprächs, welches wir anzuhören im Falle sind, anfangen uns zu ärgern, müssen wir uns denken, es wäre eine Komödienscene zwischen zwei Narren. Probatum est.

39) Wer da will, daß sein Urtheil Glauben finde, spreche es kalt und ohne Leidenschaftlichkeit aus. Denn alle Heftigkeit entspringt aus dem Willen: daher wird man diesem und nicht der Erkenntniß, die ihrer Natur nach kalt ist, das Urtheil zuschreiben. Weil nämlich das Radikale im Menschen der Wille, die Erkenntniß aber bloß sekundär und hinzugekommen ist; so wird man eher glauben, daß das Urtheil aus dem erregten Willen, als daß die Erregung des Willens bloß aus dem Urtheil entsprungen sei.

40) Auch beim besten Rechte dazu, lasse man sich nicht zum Selbstlobe verführen. Denn die Eitelkeit ist eine so gewöhnliche, das Verdienst aber eine so ungewöhnliche Sache, daß, so oft wir, wenn auch nur indirekt, uns selbst zu loben scheinen, Jeder Hundert gegen Eins wettet, daß was aus uns redet die Eitelkeit sei, der es am Verstande gebricht, das Lächerliche der Sache einzusehn. — Jedoch mag, bei allen Dem, Bako von Verulam nicht ganz Unrecht haben, wenn er sagt, daß das semper aliquid haeret, wie von der Verläumdung, so auch vom Selbstlobe gelte, und daher Dieses, in mäßigen Dosen, empfiehlt.

41) Wenn man argwöhnt, daß Einer lüge, stelle man sich gläubig: da wird er dreist, lügt stärker und ist entlarvt. Merkt man hingegen, daß eine Wahrheit, die er verhehlen möchte, ihm zum Theil entschlüpft; so stelle man sich darüber ungläubig, damit er, durch den Widerspruch provocirt, die Arriergarde der ganzen Wahrheit nachrücken lasse.

Digitized by Google

42) Unsere sämmtlichen persönlichen Angelegenheiten haben wir als Geheimnisse zu betrachten, und unsern guten Bekannten müssen wir, über Das hinaus, was sie mit eigenen Augen sehn, völlig fremd bleiben. Denn ihr Wissen um die unschuldigsten Dinge kann, durch Zeit und Umstände, uns Nachtheil bringen. — Ueberhaupt ist es gerathener seinen Verstand durch Das, was man verschweigt, an den Tag zu legen, als durch Das, was man sagt. Ersteres ist Sache der Klugheit, Letzteres der Eitelkeit. Die Gelegenheit zu Beiden kommt gleich oft: aber wir ziehn häufig die flüchtige Befriedigung, welche das Letztere gewährt, dem dauernden Nutzen vor, welchen das Erstere bringt. Sogar die Herzenserleichterung, ein Mal ein Wort mit sich selbst laut zu reden, was lebhaften Personen wohl begegnet, sollte man sich versagen, damit sie nicht zur Gewohnheit werde; weil dadurch der Gedanke mit dem Worte so befreundet und verbrüdert wird, daß allmälig auch das Sprechen mit Andern ins laute Denken übergeht; während die Klugheit gebeut, daß zwischen unserm Denken und unserm Reden eine weite Kluft offen gehalten werde.

Bisweilen meynen wir, daß Andere etwas durchaus nicht glauben können, während ihnen gar nicht einfällt, es zu bezweifeln: machen wir jedoch, daß ihnen Dies einfällt, dann können sie es auch nicht mehr glauben. Aber wir verrathen uns oft bloß, weil wir wähnen, es sei unmöglich, daß man das nicht merke; — wie wir uns von einer Höhe hinabstürzen, aus Schwindel, d. h. durch den Gedanken, es sei unmöglich, hier fest zu stehn, die Quaal aber, hier zu stehn, sei so groß, daß es besser sei, sie abzukürzen: dieser Wahn heißt Schwindel.

Andrerseits wieder soll man wissen, daß die Leute, selbst die, welche sonst keinen besondern Scharfsinn verrathen, vortreffliche Algebristen in den persönlichen Angelegenheiten Anderer sind, woselbst sie, mittelst einer einzigen gegebenen Größe, die verwickeltesten Aufgaben lösen. Wenn man z. B. ihnen eine ehemalige Begebenheit, unter Weglassung aller Namen und sonstiger Bezeichnung der Personen erzählt; so soll man sich hüten, dabei ja nicht irgend einen ganz positiven und individuellen Umstand, sei er auch noch so gering, mit einzuführen, wie etwan einen Ort, oder Zeitpunkt, oder den Namen einer Nebenperson,

Digitized by Google

oder ſonſt etwas auch nur mittelbar damit Zuſammenhängendes: denn daran haben ſie ſogleich eine poſitiv gegebene Größe, mittelſt deren ihr allgebraiſcher Scharfſinn alles Uebrige herausbringt. Die Begeiſterung der Neugier nämlich iſt hier ſo groß, daß, kraft derſelben, der Wille dem Intellekt die Sporen in die Seite ſetzt, welcher nun dadurch bis zur Erreichung der entlegenſten Reſultate getrieben wird. Denn ſo unempfänglich und gleichgültig die Leute gegen allgemeine Wahrheiten ſind, ſo erpicht ſind ſie auf individuelle.

Dem Allen gemäß iſt denn auch die Schweigſamkeit von ſämmtlichen Lehrern der Weltklugheit auf das Dringendeſte und mit den mannigfaltigſten Argumenten anempfohlen worden; daher ich es bei dem Geſagten bewenden laſſen kann. Bloß ein Paar Arabiſcher Maximen, welche beſonders eindringlich und wenig bekannt ſind, will ich noch herſetzen. „Was dein Feind nicht wiſſen ſoll, das ſage deinem Freunde nicht.“ — „Wenn ich mein Geheimniß verſchweige, iſt es mein Gefangener: laſſe ich es entſchlüpfen, bin ich ſein Gefangener.“ — „Am Baume des Schweigens hängt ſeine Frucht, der Friede.“

43) Kein Geld iſt vortheilhafter angewandt, als das, um welches wir uns haben prellen laſſen: denn wir haben dafür unmittelbar Klugheit eingehandelt.

44) Man ſoll, wo möglich, gegen Niemanden Animoſität hegen, jedoch die procédés eines Jeden ſich wohl merken und im Gedächtniß behalten, um danach den Werth deſſelben, wenigſtens hinſichtlich unſerer, feſtzuſtellen und demgemäß unſer Verhalten und Betragen gegen ihn zu regeln, — ſtets überzeugt von der Unveränderlichkeit des Charakters. So ſchützt man ſich vor thörichter Vertraulichkeit und thörichter Freundſchaft. —

„Weder lieben, noch haſſen“ enthält die Hälfte aller Weltklugheit: „nichts ſagen und nichts glauben“ die andere Hälfte. Freilich aber wird man einer Welt, welche Regeln, wie dieſe und die nächſtfolgenden nöthig macht, gern den Rücken kehren.

45) Zorn oder Haß in Worten, oder Mienen blicken zu laſſen iſt unnütz, iſt gefährlich, iſt unklug, iſt lächerlich, iſt gemein. Man darf alſo Zorn, oder Haß, nie anders zeigen, als in Thaten. Letzteres wird man um ſo vollkommener können, als man Erſteres vollkommener vermieden hat. — Die kaltblütigen Thiere allein ſind die giftigen.

Digitized by Google

46) **Parler sans accent**: dieſe alte Regel der Weltleute bezweckt, daß man dem Verſtande der Andern überlaſſe, herauszufinden, was man geſagt hat: der iſt langſam, und ehe er fertig geworden, iſt man davon. Hingegen parler avec accent heißt zum Gefühle reden; wo denn Alles umgekehrt ausfällt.

D. Unſer Verhalten gegen den Weltlauf und das Schickſal betreffend.

47) Das Leben, mit ſeinen Begebenheiten, Abenteuern, Glücks- und Unglücksfällen, gleicht der Zuckerbäckerwaare. Es ſind viele und vielerlei gar krauſe und bunte Figuren: aber Alles iſt aus Einem Teig geknetet; und was dem Einen begegnete iſt Dem, was dem Andern widerfuhr, viel ähnlicher, als dieſer beim Erzählenhören denkt. Auch gleichen die Vorgänge unſers Lebens den Bildern im Kaleidoſkop, in welchem wir bei jeder Drehung etwas Anderes ſehn, eigentlich aber immer das Selbe vor Augen haben.

48) Drei Weltmächte giebt es, ſagt, ſehr treffend, ein Alter: *συνεσις, κρατος, και τυχη*, Klugheit, Stärke und Glück. Ich glaube, daß die zuletzt genannte am meiſten vermag. Denn unſer Lebensweg iſt dem Lauf eines Schiffes zu vergleichen. Das Schickſal, die *τυχη*, die secunda aut adversa fortuna, ſpielt die Rolle des Windes, indem ſie uns ſchnell weit fördert, oder weit zurückwirft; wogegen unſer eigenes Mühen und Treiben nur wenig vermag. Dieſes nämlich ſpielt dabei die Rolle der Ruder: wenn ſolche, durch viele Stunden langes Arbeiten, uns eine Strecke vorwärts gebracht haben, wirft ein plötzlicher Windſtoß uns eben ſo weit zurück. Iſt er hingegen günſtig, ſo fördert er uns dermaaßen, daß wir der Ruder nicht bedürfen. Dieſe Macht des Glückes drückt unübertrefflich ein ſpaniſches Sprichwort aus: da ventura a tu hijo, y echa lo en el mar (gieb deinem Sohne Glück und wirf' ihn ins Meer).

Wohl iſt der Zufall eine böſe Macht, der man ſo wenig wie möglich anheimſtellen ſoll. Jedoch wer iſt, unter allen Gebern, der einzige, welcher, indem er giebt, uns zugleich auf's deutlichſte zeigt, daß wir gar keine Anſprüche auf ſeine Gaben

Digitized by Google

haben, daß wir solche durchaus nicht unserer Würdigkeit, sondern ganz allein seiner Güte und Gnade zu danken haben und daß wir eben hieraus die freudige Hoffnung schöpfen dürfen, noch ferner manche unverdiente Gabe demuthsvoll zu empfangen? — Es ist der Zufall: er, der die königliche Kunst versteht, einleuchtend zu machen, daß gegen seine Gunst und Gnade alles Verdienst ohnmächtig ist und nichts gilt. —

Wenn man auf seinen Lebensweg zurücksieht, den „labyrinthisch irren Lauf" desselben überschaut und nun so manches verfehlte Glück, so manches herbeigezogene Unglück sehen muß; so kann man in Vorwürfen gegen sich selbst leicht zu weit gehn. Denn unser Lebenslauf ist keineswegs schlechthin unser eigenes Werk; sondern das Produkt zweier Faktoren, nämlich der Reihe der Begenheiten und der Reihe unserer Entschlüsse, welche stets in einander greifen und sich gegenseitig modifiziren. Hiezu kommt noch, daß in Beiden unser Horizont immer sehr beschränkt ist, indem wir unsere Entschlüsse nicht schon von Weitem vorhersagen und noch weniger die Begebenheiten vorausseh̃n können, sondern von Beiden uns eigentlich nur die gegenwärtigen recht bekannt sind. Deshalb können wir, so lange unser Ziel noch fern liegt, nicht ein Mal gerade darauf hinsteuern; sondern nur approximativ und nach Muthmaaßungen unsere Richtung dahin lenken, müssen also oft lawiren. Alles nämlich, was wir vermögen, ist unsere Entschlüsse allezeit nach Maaßgabe der gegenwärtigen Umstände zu fassen, in der Hoffnung, es so zu treffen, daß es uns dem Hauptziel näher bringe. So sind denn meistens die Begebenheiten und unsere Grundabsichten zweien, nach verschiedenen Seiten ziehenden Kräften zu vergleichen und die daraus entstehende Diagonale ist unser Lebenslauf. — Terenz hat gesagt: in vita est hominum quasi cum ludas tesseris: si illud, quod maxime opus est jactu, non cadit, illud quod cecidit forte, id arte ut corrigas; wobei er eine Art Triktrak vor Augen gehabt haben muß. Kürzer können wir sagen: das Schicksal mischt die Karten und wir spielen. Meine gegenwärtige Betrachtung auszudrücken, wäre aber folgendes Gleichniß am geeignetesten. Es ist im Leben wie im Schachspiel: wir entwerfen einen Plan: dieser bleibt jedoch bedingt durch Das, was im Schachspiel dem Gegner, im Leben dem Schicksal, zuthun

Digitized by Google

belieben wird. Die Modifikationen, welche hierdurch unser Plan erleidet, sind meistens so groß, daß er in der Ausführung kaum noch an einigen Grundzügen zu erkennen ist.

Uebrigens giebt es in unserm Lebenslaufe noch etwas, welches über das Alles hinausliegt. Es ist nämlich eine triviale und nur zu häufig bestätigte Wahrheit, daß wir oft thörichter sind, als wir glauben: hingegen ist, daß wir oft weiser sind, als wir selbst vermeinen, eine Entdeckung, welche nur Die, so in dem Fall gewesen, und selbst dann erst spät, machen. Wir handeln nämlich, bei den großen Zügen, den Hauptschritten unsers Lebenslaufes nicht sowohl nach deutlicher Erkenntniß des Rechten, als nach einem innern Impuls, man möchte sagen Instinkt, der aus dem tiefsten Grunde unsers Wesens kommt, und bemäkeln nachher unser Thun nach deutlichen, aber auch dürftigen, erworbenen, ja, erborgten Begriffen: da werden wir leicht ungerecht gegen uns selbst. Aber am Ende zeigt es sich, wer Recht gehabt hat; und nur das glücklich erreichte Alter ist, subjektiv und objektiv, befähigt, die Sache zu beurtheilen.

49) Man sollte beständig die Wirkung der Zeit und die Wandelbarkeit der Dinge vor Augen haben und daher bei Allem, was jetzt Statt findet, sofort das Gegentheil davon imaginiren; also im Glücke das Unglück, in der Freundschaft die Feindschaft, im schönen Wetter das schlechte, in der Liebe den Haß, im Zutrauen und Eröffnen den Verrath und die Reue, und so auch umgekehrt, sich lebhaft vergegenwärtigen. Dies würde eine bleibende Quelle wahrer Weltklugheit abgeben, indem wir stets besonnen bleiben und nicht so leicht getäuscht werden würden. Meistens würden wir dadurch nur die Wirkung der Zeit anticipirt haben. — Aber vielleicht ist zu keiner Erkenntniß die Erfahrung so unerläßlich, wie zur richtigen Schätzung des Unbestandes und Wechsels der Dinge. Weil eben jeder Zustand, für die Zeit seiner Dauer, nothwendig und daher mit vollstem Rechte vorhanden ist; so sieht jedes Jahr, jeder Monat, jeder Tag aus, als ob nun endlich er Recht behalten wollte, für alle Ewigkeit. Aber keiner behält es, und der Wechsel allein ist das Beständige. Der Kluge ist Der, welchen die scheinbare Stabilität nicht täuscht und der noch dazu die Richtung, welche der Wechsel zunächst nehmen wird, vorhersieht. Daß hingegen die Menschen den einst-

weiligen Zustand der Dinge, oder die Richtung ihres Laufes, in der Regel für bleibend halten, kommt daher, daß sie die Wirkungen vor Augen haben, aber die Ursachen nicht verstehn, diese es jedoch sind, welche den Keim der künftigen Veränderungen in sich tragen; während die Wirkung, welche für Jene allein da ist, hievon nichts enthält. An diese halten sie sich und setzen voraus, daß die ihnen unbekannten Ursachen, welche solche hervorzubringen vermochten, auch im Stande seyn werden, sie zu erhalten. Sie haben dabei den Vortheil, daß wenn sie irren, es immer unisono geschieht; daher denn die Kalamität, welche in Folge davon sie trifft, stets eine allgemeine ist, während der denkende Kopf, wenn er geirrt hat, noch dazu allein steht. — Beiläufig haben wir daran eine Bestätigung meines Satzes, daß der Irrthum stets aus dem Schluß von der Folge auf den Grund entsteht. Siehe „Welt als W. u. V." Bd. 1. S. 90.

Jedoch nur theoretisch und durch Vorhersehn ihrer Wirkung soll man die Zeit anticipiren, nicht praktisch, nämlich nicht so, daß man ihr vorgreife, indem man vor der Zeit verlangt was erst die Zeit bringen kann. Denn wer Dies thut wird erfahren, daß es keinen schlimmeren, unnachlassendern Wucherer giebt, als eben die Zeit, und daß sie, wenn zu Vorschüssen gezwungen, schwerere Zinsen nimmt, als irgend ein Jude. Z. B. man kann, durch ungelöschten Kalk und Hitze einen Baum dermaaßen treiben, daß er binnen weniger Tage, Blätter, Blüthen und Früchte trägt: dann aber stirbt er ab. — Will der Jüngling die Zeugungskraft des Mannes schon jetzt, wenn auch nur auf etliche Wochen ausüben und im neunzehnten Jahre leisten was er im dreißigsten sehr wohl könnte; so wird allenfalls die Zeit den Vorschuß leisten, aber ein Theil der Kraft seiner künftigen Jahre, ja, ein Theil seines Lebens selbst, ist der Zins. — Es giebt Krankheiten, von denen man gehörig und gründlich nur dadurch genest, daß man ihnen ihren natürlichen Verlauf läßt, nach welchem sie von selbst verschwinden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Verlangt man aber sogleich und jetzt, nur gerade jetzt, gesund zu seyn; so muß auch hier die Zeit Vorschuß leisten: die Krankheit wird vertrieben: aber der Zins ist Schwäche und chronische Uebel, Zeit Lebens. — Wenn man in Zeiten des Krieges, oder der Unruhen, Geld gebraucht und zwar so-

Digitized by Google

gleich, gerade jetzt; so ist man genöthigt liegende Gründe, oder Staatspapiere, für $\frac{1}{3}$ und noch weniger ihres Werthes zu verkaufen, den man zum Vollen erhalten würde, wenn man der Zeit ihr Recht widerfahren lassen, also einige Jahre warten wollte: aber man zwingt sie, Vorschuß zu leisten. — Oder auch man bedarf einer Summe zu einer weiten Reise: binnen eines oder zweier Jahre könnte man sie von seinem Einkommen zurückgelegt haben. Aber man will nicht warten: sie wird also geborgt, oder einstweilen vom Kapital genommen: d. h. die Zeit muß vorschießen. Da ist ihr Zins eingerissene Unordnung in der Kasse, ein bleibendes und wachsendes Deficit, welches man nie mehr los wird. — Dies also ist der Wucher der Zeit: seine Opfer werden Alle, die nicht warten können. Den Gang der gemessen ablaufenden Zeit beschleunigen zu wollen, ist das kostspieligste Unternehmen. Also hüte man sich, der Zeit Zinsen schuldig zu werden.

50) Ein charakteristischer und im gemeinen Leben sehr oft sich hervorthuender Unterschied zwischen den gewöhnlichen und den gescheuten Köpfen ist, daß Jene, bei ihrer Ueberlegung und Schätzung möglicher Gefahren, immer nur fragen und berücksichtigen, was der Art bereits geschehn sei; Diese hingegen selbst überlegen, was möglicherweise geschehn könne; wobei sie bedenken, daß, wie ein spanisches Sprichwort sagt, lo que no acaece en un año, acaece en un rato (was binnen eines Jahres nicht geschieht, geschieht binnen weniger Minuten). Der in Rede stehende Unterschied ist freilich natürlich: denn was geschehn kann zu überblicken erfordert Verstand, was geschehn ist, bloß Sinne.

Unsere Maxime aber sei: opfere den bösen Dämonen! D. h. man soll einen gewissen Aufwand von Mühe, Zeit, Unbequemlichkeit, Weitläuftigkeit, Geld, oder Entbehrung nicht scheuen, um der Möglichkeit eines Unglücks die Thüre zu verschließen: und je größer dieses wäre, desto kleiner, entfernter, unwahrscheinlicher mag jene seyn. Die deutlichste Exemplifikation dieser Regel ist die Assekuranzprämie. Sie ist ein öffentlich und von Allen auf den Altar der bösen Dämonen gebrachtes Opfer.

51) Ueber keinen Vorfall sollte man in großen Jubel, oder große Wehklage ausbrechen; theils wegen der Veränderlichkeit aller Dinge, die ihn jeden Augenblick umgestalten kann; theils

Digitized by Google

wegen der Trüglichkeit unſers Urtheils über das uns Gedeihliche, oder Nachtheilige; in Folge welcher faſt Jeder ein Mal gewehklagt hat über Das, was nachher ſich als ſein wahres Beſtes auswies, oder gejubelt über Das, was die Quelle ſeiner größten Leiden geworden iſt. Die hier dagegen empfohlene Geſinnung hat Shakespeare ſchön ausgedückt:

> I have felt so many quirks of joy and grief,
> That the first face of neither, on the start,
> Can woman me unto it.*)
>
> (All's well, A. 3. sc. 2.)

Ueberhaupt aber zeigt Der, welcher bei allen Unfällen gelaſſen bleibt, daß er weiß, wie koloſſal nnd tauſendfältig die möglichen Uebel des Lebens ſind; weshalb er das jetzt eingetretene anſieht als einen ſehr kleinen Theil deſſen, was kommen könnte: Dies iſt die ſtoiſche Geſinnung. Unfälle, große und kleine, ſind das eigentliche Element unſers Lebens: Dies ſollte man ſtets gegenwärtig haben; darum jedoch nicht, als ein δυσχολος, mit Beresford, über die ſtündlichen miseries of human life lamentiren und Geſichter ſchneiden, noch weniger in pulicis morsu Deum invocare; ſondern, als ein ευλαβης, die Behutſamkeit im Zuvorkommen und Verhüten der Unfälle, ſie mögen von Menſchen, oder von Dingen ausgehn, ſo weit treiben und ſo ſehr darin raffiniren, daß man, wie ein kluger Fuchs, jedem großen oder kleinen Mißgeſchick (welches meiſtens nur ein verkapptes Ungeſchick iſt) ſäuberlich aus dem Wege geht.

Daß ein Unglücksfall uns weniger ſchwer zu tragen fällt, wenn wir zum voraus ihn als möglich betrachtet und, wie man ſagt, uns darauf gefaßt gemacht haben, mag hauptſächlich daher kommen, daß wenn wir den Fall, ehe er eingetreten, als eine bloße Möglichkeit, mit Ruhe überdenken, wir die Ausdehnung des Unglücks deutlich und nach allen Seiten überſehn und ſo es wenigſtens als ein endliches und überſchaubares erkennen; in Folge wovon es, wenn es nun wirklich trifft, doch mit nicht mehr, als ſeiner wahren Schwere wirken kann. Haben wir hin-

*) Ich habe ſchon ſo viele Anfälle von Freude nnd Gram überſtanden, daß ich nie mehr vom erſten Anblicke des Anlaſſes zu einem von Beiden ſogleich mich weibiſch hinreißen laſſe.

Digitized by Google

gegen Jenes nicht gethan, ſondern werden unvorbereitet getroffen; ſo kann der erſchrockene Geiſt, im erſten Augenblick, die Größe des Unglücks nicht genau ermeſſen: es iſt jetzt für ihn unüberſehbar, ſtellt ſich daher leicht als unermeßlich, wenigſtens viel größer dar, als es wirklich iſt. Auf gleiche Art läßt Dunkelheit und Ungewißheit jede Gefahr größer erſcheinen. Freilich kommt noch hinzu, daß wir für das als möglich anticipirte Unglück zugleich auch die Troſtgründe und Abhülfen überdacht, oder wenigſtens uns an die Vorſtellung deſſelben gewöhnt haben.

Nichts aber wird uns zum gelaſſenen Ertragen der uns treffenden Unglücksfälle beſſer befähigen, als die Ueberzeugung von der Wahrheit, welche ich in meiner Preisſchrift über die Freiheit des Willens aus ihren letzten Gründen abgeleitet und feſtgeſtellt habe, nämlich, wie es daſelbſt, S. 62, heißt: „Alles was geſchieht, vom Größten bis zum Kleinſten, geſchieht *nothwendig*.“ Denn in das unvermeidlich Nothwendige weiß der Menſch ſich bald zu finden, und jene Erkenntniß läßt ihn Alles, ſelbſt das durch die fremdartigſten Zufälle Herbeigeführte, als eben ſo nothwendig anſehn, wie das nach den bekannteſten Regeln und unter vollkommener Vorausſicht Erfolgende. Ich verweiſe hier auf Das, was ich (Welt als W. u. V. Bd. 1. S. 345 u. 46.) über die beruhigende Wirkung der Erkenntniß des Unvermeidlichen und Nothwendigen geſagt habe. Wer davon durchdrungen iſt wird zuvörderſt thun was er kann, dann aber willig leiden was er muß.

Die kleinen Unfälle, die uns ſtündlich veriren, kann man betrachten als beſtimmt, uns in Uebung zu erhalten, damit die Kraft, die großen zu ertragen, im Glück nicht ganz erſchlaffe.

52) Was aber die Leute gemeiniglich das Schickſal nennen ſind meiſtens nur ihre eigenen dummen Streiche. Man kann daher nicht genugſam die ſchöne Stelle im Homer (Il. XXIII, 313 sqq.) beherzigen, wo er die μητις, d. i. die kluge Ueberlegung, empfiehlt. Denn zwar werden die ſchlechten Streiche erſt in jener Welt gebüßt; aber die dummen ſchon in dieſer; — wenn auch hin und wieder ein Mal Gnade für Recht ergehn mag.

Nicht wer grimmig, ſondern wer klug dareinſchaut ſieht furchtbar und gefährlich aus: — ſo gewiß des Menſchen Gehirn eine furchtbarere Waffe iſt, als die Klaue des Löwen. —

Digitized by Google

Der vollkommene Weltmann wäre der, welcher nie in Unschlüssigkeit stockte und nie in Uebereilung geriethe.

53) Nächst der Klugheit aber ist Muth eine für unser Glück sehr wesentliche Eigenschaft. Freilich kann man weder die eine noch die andere sich geben, sondern ererbt jene von der Mutter und diesen vom Vater: jedoch läßt sich durch Vorsatz und Uebung dem davon Vorhandenen nachhelfen. Zu dieser Welt, wo „die Würfel eisern fallen," gehört ein eiserner Sinn, gepanzert gegen das Schicksal und gewaffnet gegen die Menschen. Denn das ganze Leben ist ein Kampf, jeder Schritt wird uns streitig gemacht und Voltaire sagt mit Recht: **on ne réussit dans ce monde, qu'à la pointe de l'épée, et on meurt les armes à la main.** Daher ist es eine feige Seele, die, sobald Wolken sich zusammenziehn, oder wohl gar nur am Horizont sich zeigen, zusammenschrumpft, verzagen will und jammert. Vielmehr sei unser Wahlspruch:

tu ne cede malis, sed contra audentior ito.

So lange der Ausgang einer gefährlichen Sache nur noch zweifelhaft ist, so lange nur noch die Möglichkeit, daß er ein glücklicher werde, vorhanden ist, darf an kein Zagen gedacht werden, sondern bloß an Widerstand; wie man am Wetter nicht verzweifeln darf, so lange noch ein blauer Fleck am Himmel ist. Ja, man bringe es dahin zu sagen:

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.

Das ganze Leben selbst, geschweige seine Güter, sind noch nicht so ein feiges Beben und Einschrumpfen des Herzens werth:

Quocirca vivite fortes,
Fortiaque adversis opponite pectora rebus.

Und doch ist auch hier ein Exceß möglich: denn der Muth kann in Verwegenheit ausarten. Sogar ist ein gewisses Maaß von Furchtsamkeit zu unserm Bestande in der Welt nothwendig: die Feigheit ist bloß das Ueberschreiten desselben. Dies hat Bako von Verulam gar treffend ausgedrückt, in seiner etymologischen Erklärung des terror Panicus, welche die ältere, vom

Plutarch (de Iside et Osir. c. 14), uns erhaltene, weit hinter ſich läßt. Er leitet nämlich denſelben ab vom Pan, als der perſonifizirten Natur, und ſagt: Natura enim rerum omnibus viventibus indidit metum, ac formidinem, vitae atque essentiae suae conservatricem, ac mala ingruentia vitantem et depellentem. Verumtamen eadem natura modum tenere nescia est: sed timoribus salutaribus semper vanos et inanes admiscet; adeo ut omnia (si intus conspici darentur) Panicis terroribus plenissima sint, praesertim humana. (De sapientia veterum VI.) Uebrigens iſt das Charakteriſtiſche des Paniſchen Schreckens, daß er ſeiner Gründe ſich nicht deutlich bewußt iſt, ſondern ſie mehr vorausſetzt, als kennt, ja, zur Noth, geradezu die Furcht ſelbſt als Grund der Furcht geltend macht.

Kapitel VI.

Vom Unterſchiede der Lebensalter.

Ueberaus ſchön hat Voltaire geſagt:

Qui n'a pas l'esprit de son âge,
De son âge a tout le malheur.

Daher wird es angemeſſen ſeyn, daß wir, am Schluſſe dieſer eudämonologiſchen Betrachtungen, einen Blick auf die Veränderungen werfen, welche die Lebensalter an uns hervorbringen.

Unſer ganzes Leben hindurch haben wir immer nur die Gegenwart inne, und nie mehr. Was dieſelbe unterſcheidet iſt bloß, daß wir am Anfang eine lange Zukunft vor uns, gegen das Ende aber eine lange Vergangenheit hinter uns ſehn; ſodann, daß unſer Temperament, wiewohl nicht unſer Charakter, einige bekannte Veränderungen durchgeht, wodurch jedes Mal eine andere Färbung der Gegenwart entſteht. —

In meinem Hauptwerke, Bd. 2, Kap. 31. S. 394 ff. habe ich auseinandergeſetzt, daß und warum wir in der Kindheit uns viel mehr erkennend, als wollend verhalten. Gerade hierauf beruht jene Glückſäligkeit des erſten Viertels unſers Lebens, in Folge welcher es nachher wie ein verlorenes Paradies hinter uns liegt. Wir haben in der Kindheit nur wenige Beziehungen und geringe Bedürfniſſe, alſo wenig Anregung des Willens: der größere Theil unſers Weſens geht demnach im Erkennen auf. — Der Intellekt iſt, wie das Gehirn, welches ſchon im 7. Jahre ſeine volle Größe erreicht, früh entwickelt, wenn auch nicht reif, und ſucht unaufhörlich Nahrung, in einer ganzen Welt des noch neuen Daſeyns, wo Alles, Alles, mit dem Reize der Neuheit überfirnißt iſt. Hieraus entſpringt es, daß unſre Kinderjahre eine fortwährende Poeſie ſind. Nämlich das Weſen der Poeſie, wie aller Kunſt, beſteht im Auffaſſen der

Digitized

Platoniſchen Idee, d. h. des Weſentlichen und daher der ganzen Art Gemeinſamen, in jedem Einzelnen; wodurch jedes Ding als Repräſentant ſeiner Gattung auftritt, und ein Fall für tauſend gilt. Obgleich nun es ſcheint, daß wir in den Scenen unſrer Kinderjahre ſtets nur mit dem jedesmaligen individuellen Gegenſtande, oder Vorgange, beſchäftigt ſeien, und zwar nur ſofern er unſer momentanes Wollen intereſſirt; ſo iſt dem doch im Grunde anders. Nämlich das Leben, in ſeiner ganzen Bedeutſamkeit, ſteht noch ſo neu, friſch und ohne Abſtumpfung ſeiner Eindrücke durch Wiederholung, vor uns; daß wir, mitten unter unſerm kindiſchen Treiben, ſtets im Stillen und ohne deutliche Abſicht beſchäftigt ſind, an den einzelnen Scenen und Vorgängen, das Weſen des Lebens ſelbſt, die Grundtypen ſeiner Geſtalten und Darſtellungen, aufzufaſſen. Daher werden die Erfahrungen und Bekanntſchaften der Kindheit und frühen Jugend nachmals die ſtehenden Typen und Rubriken aller ſpätern Erkenntniß und Erfahrung, gleichſam die Kategorien derſelben, denen wir alles Spätere ſubſumiren, wenn auch nicht ſtets mit deutlichem Bewußtſeyn. So bildet ſich demnach ſchon in den Kinderjahren die feſte Grundlage unſerer Weltanſicht, mithin auch das Flache, oder Tiefe, derſelben: ſie wird ſpäter ausgeführt und vollendet; jedoch nicht im Weſentlichen verändert. Alſo in Folge dieſer rein objektiven und dadurch poetiſchen Anſicht, die dem Kindesalter weſentlich iſt und davon unterſtützt wird, daß der Wille noch lange nicht mit ſeiner vollen Energie auftritt, verhalten wir uns, als Kinder, bei Weitem mehr rein erkennend als wollend. Daher der ernſte, ſchauende Blick mancher Kinder, welchen Raphael zu ſeinen Engeln, zumal denen der Siſtiniſchen Madonna, ſo glücklich benutzt hat. Eben dieſerhalb ſind denn auch die Kinderjahre ſo ſeelig, daß die Erinnerung an ſie ſtets von Sehnſucht begleitet iſt. — Während wir nun, mit ſolchem Ernſt, dem erſten anſchaulichen Verſtändniß der Dinge obliegen, iſt andrerſeits die Erziehung bemüht, uns Begriffe beizubringen. Allein Begriffe liefern nicht das eigentlich Weſentliche: vielmehr liegt dieſes, alſo der Fonds und ächte Gehalt aller unſerer Erkenntniſſe, in der anſchaulichen Auffaſſung der Welt. Dieſe aber kann nur von uns ſelbſt gewonnen, nicht auf irgend eine Weiſe uns beigebracht werden. Daher kommt, wie unſer moraliſcher,

Digitized by Google

so auch unser intellektueller Werth nicht von außen in uns, sondern geht aus der Tiefe unsers eigenen Wesens hervor, und können keine Pestalozzische Erziehungskünste aus einem geborenen Tropf einen denkenden Menschen bilden: nie! er ist als Tropf geboren und muß als Tropf sterben. — Aus der beschriebenen, tiefsinnigen Auffassung der ersten anschaulichen Außenwelt erklärt sich denn auch, warum die Umgebungen und Erfahrungen unserer Kindheit sich so fest dem Gedächtniß einprägen. Wir sind nämlich ihnen ungetheilt hingegeben gewesen, nichts hat uns dabei zerstreut und wir haben die Dinge, welche vor uns standen, angesehn, als wären sie die einzigen ihrer Art, ja, überhaupt allein vorhanden. Später nimmt uns die dann bekannte Menge der Gegenstände Muth und Geduld. — Wenn man nun hier sich zurückrufen will, was ich S. 372 ff. des oben erwähnten Bandes meines Hauptwerkes dargethan habe, wie nämlich das objektive Daseyn aller Dinge, d. h. ihr Daseyn in der bloßen Vorstellung, ein durchweg erfreuliches, hingegen ihr subjektives Daseyn, als welches im Wollen besteht, mit Schmerz und Trübsal stark versetzt ist; so wird man als kurzen Ausdruck der Sache auch wohl den Satz gelten lassen: alle Dinge sind herrlich zu seyn, aber schrecklich zu seyn. Dem Obigen nun zufolge sind, in der Kindheit, die Dinge uns viel mehr vor der Seite des Seyns, also der Vorstellung, der Objektivität, bekannt, als von der Seite des Seyns, welche die des Willens ist. Weil nun jene die erfreuliche Seite der Dinge ist, die subjektive und schreckliche uns aber noch unbekannt bleibt; so hält der junge Intellekt alle jene Gestalten, welche Wirklichkeit und Kunst ihm vorführen, für eben so viele glückselige Wesen: er meint, so schön sie zu sehn sind, und noch viel schöner, wären sie zu seyn. Demnach liegt die Welt vor ihm, wie ein Eden: dies ist das Arkadien, in welchem wir Alle geboren sind. Daraus entsteht etwas später der Durst nach dem wirklichen Leben, der Drang nach Thaten und Leiden, welcher uns ins Weltgetümmel treibt. In diesem lernen wir dann die andere Seite der Dinge kennen, die des Seyns, d. i. des Wollens, welches bei jedem Schritte durchkreuzt wird. Dann kommt allmälig die große Enttäuschung heran, nach deren Eintritt es heißt l'âge des illusions est passé: und doch geht sie noch immer weiter,

Digitized by Google

wird immer vollständiger. Demzufolge kann man sagen, daß in der Kindheit das Leben sich uns darstellt wie eine Theaterdekoration von Weitem gesehn; im Alter, wie dieselbe in der größten Nähe.

Zum Glücke der Kindheit trägt endlich noch Folgendes bei. Wie im Anfange des Frühlings alles Laub die gleiche Farbe und fast die gleiche Gestalt hat; so sind auch wir, in früher Kindheit, alle einander ähnlich, harmoniren daher vortrefflich. Aber mit der Pubertät fängt die Divergenz an und wird, wie die der Radien eines Cirkels, immer größer.

Was nun den Rest der ersten Lebenshälfte, die so viele Vorzüge vor der zweiten hat, also das jugendliche Alter, trübt, ja unglücklich macht, ist das Jagen nach Glück, in der festen Voraussetzung, es müsse im Leben anzutreffen seyn. Daraus entspringt die fortwährend getäuschte Hoffnung und aus dieser die Unzufriedenheit. Gaukelnde Bilder eines geträumten, unbestimmten Glückes schweben, unter kaprizios gewählten Gestalten, uns vor, und wir suchen vergebens ihr Urbild. Hiezu trägt freilich noch bei, daß meistens uns das Leben früher durch die Dichtung, als durch die Wirklichkeit bekannt wird. Die von jener geschilderten Scenen prangen, im Morgenroth unserer eigenen Jugend, vor unserm Blick, und nun peinigt uns die Sehnsucht, sie verwirklicht zu sehn, — den Regenbogen zu fassen. So entsteht die Täuschung, welche ich, S. 374 des schon erwähnten zweiten Bandes, bereits geschildert habe. Denn was allen jenen Bildern ihren Reiz verleiht, ist gerade Dies, daß sie bloße Bilder und nicht wirklich sind, und wir daher, bei ihrem Anschauen, uns in der Ruhe und Allgenugsamkeit des reinen Erkennens befinden. Verwirklicht werden heißt mit dem Wollen ausgefüllt werden, welches Wollen unausweichbare Schmerzen herbeiführt. Auch noch auf die Stelle S. 427 des erwähnten Bandes sei der theilnehmende Leser hier hingewiesen.

Ist sonach der Charakter der ersten Lebenshälfte unbefriedigte Sehnsucht nach Glück; so ist der der zweiten Besorgniß vor Unglück. Denn mit ihr ist, mehr oder weniger deutlich, die Erkenntniß eingetreten, daß alles Glück chimärisch, hingegen das Leiden real sei. Jetzt wird daher, wenigstens von den vernünftigeren Charakteren, mehr bloße Schmerzlosigkeit und ein unan-

Digitized by Google

gefochtener Zuſtand, als Genuß angeſtrebt. — Wenn, in meinen Jünglingsjahren, es an meiner Thüre ſchellte, wurde ich vergnügt: denn ich dachte, nun käme es. Aber in ſpätern Jahren hatte meine Empfindung, bei demſelben Anlaß, vielmehr etwas dem Schrecken Verwandtes: ich dachte: „da kommt's.“ — Hinſichtlich der Menſchenwelt giebt es, für ausgezeichnete und begabte Individuen, die, eben als ſolche, nicht ſo ganz eigentlich zu ihr gehören und demnach, mehr oder weniger, je nach dem Grad ihrer Vorzüge, allein ſtehn, ebenfalls zwei entgegengeſetzte Empfindungen: in der Jugend hat man häufig die, von ihr verlaſſen zu ſeyn; in ſpätern Jahren hingegen die, ihr entronnen zu ſeyn. Die erſtere, eine unangenehme, beruht auf Unbekanntſchaft, die zweite, eine angenehme, auf Bekanntſchaft mit ihr. — In Folge davon enthält die zweite Hälfte des Lebens, wie die zweite Hälfte einer muſikaliſchen Periode, weniger Strebſamkeit, aber mehr Beruhigung, als die erſte. —

Was der gereifte Mann durch die Erfahrung ſeines Lebens erlangt hat und wodurch er die Welt anders ſieht, als der Jüngling und Knabe, iſt zunächſt Unbefangenheit. Er allererſt ſieht die Dinge ganz einfach und nimmt ſie für Das, was ſie ſind; während dem Knaben und Jüngling ein Trugbild, zuſammengeſetzt aus ſelbſtgeſchaffenen Grillen, überkommenen Vorurtheilen und ſeltſamen Phantaſien, die wahre Welt bedeckte, oder verzerrte. Denn das Erſte, was die Erfahrung zu thun vorfindet, iſt uns von den Hirngeſpinnſten nnd falſchen Begriffen zu befreien, welche ſich in der Jugend angeſetzt haben. Vor dieſen das jugendliche Alter zu bewahren, wäre allerdings die beſte Erziehung, wenn gleich nur eine negative; iſt aber ſehr ſchwer. Man müßte, zu dieſem Zwecke, den Geſichtskreis des Kindes Anfangs möglichſt enge halten, innerhalb deſſelben jedoch ihm lauter deutliche und richtige Begriffe beibringen, und erſt nachdem es alles darin Gelegene richtig erkannt hätte, denſelben allmälig erweitern, ſtets dafür ſorgend, daß nichts Dunkeles, auch nichts halb oder ſchief Verſtandenes, zurück bliebe. In Folge hievon würden ſeine Begriffe von Dingen und menſchlichen Verhältniſſen, immer noch beſchränkt und ſehr einfach, dafür aber deutlich und richtig ſeyn, ſo daß ſie ſtets nur der Erweiterung, nicht der Berichtigung bedürften; und ſofort bis ins Jünglings-

Digitized by Google

alter hinein. Diese Methode erfordert insbesondere, daß man keine Romane zu lesen erlaube, sondern sie durch angemessene Biographien ersetze, wie z. B. die Franklin's, den Anton Reiser von Moritz u. dgl. —

Man kann ferner, in der bis hieher betrachteten Hinsicht, das Leben mit einem gestickten Stoffe vergleichen, von welchem Jeder, in der ersten Hälfte seiner Zeit, die rechte, in der zweiten aber die Kehrseite zu sehn bekäme: letztere ist nicht so schön, aber lehrreicher; weil sie den Zusammenhang der Fäden erkennen läßt. —

Die geistige Ueberlegenheit, sogar die größte, wird, in der Konversation, ihr entschiedenes Uebergewicht erst nach dem vierzigsten Jahre geltend machen. Denn die Reife der Jahre und die Frucht der Erfahrung kann durch jene wohl vielfach übertroffen, jedoch nie ersetzt werden: sie aber giebt auch dem gewöhnlichsten Menschen ein gewisses Gegengewicht gegen die Kräfte des größten Geistes, so lange dieser jung ist. Ich meyne hier bloß das Persönliche, nicht die Werke. —

Jeder irgend vorzügliche Mensch, jeder, der nur nicht zu den von der Natur so traurig dotirten $\frac{5}{6}$ der Menschheit gehört, wird, nach dem vierzigsten Jahre, von einem gewissen Anfluge von Misanthropie schwerlich frei bleiben. Denn er hatte, wie es natürlich ist, von sich auf Andere geschlossen und ist allmälig enttäuscht worden, hat eingesehn, daß sie entweder von der Seite des Kopfes, oder des Herzens, meistens sogar Beider, ihm in Rückstand bleiben und nicht quitt mit ihm werden; weshalb er sich mit ihnen einzulassen gern vermeidet; wie denn überhaupt Jeder nach Maaßgabe seines inneren Werthes die Einsamkeit, d. h. seine eigene Gesellschaft, lieben oder hassen wird. Von dieser Art der Misanthropie handelt auch Kant, in der Krit. d. Urtheilskraft, gegen das Ende der allgemeinen Anmerkung zum §. 29 des ersten Theils.

Die Heiterkeit und der Lebensmuth unserer Jugend beruht zum Theil darauf, daß wir, bergauf gehend, den Tod nicht sehn; weil er am Fuß der andern Seite des Berges liegt. Haben wir aber den Gipfel überschritten, dann werden wir den Tod, welchen wir bis dahin nur von Hörensagen kannten, wirklich ansichtig, wodurch, da zu derselben Zeit die Lebenskraft zu ebben

Digitized by Google

beginnt, auch der Lebensmuth sinkt; so daß jetzt ein trüber Ernst den jugendlichen Uebermuth verdrängt und auch dem Gesichte sich aufdrückt.

Denn vom Standpunkte der Jugend aus gesehn, ist das Leben eine unendlich lange Zukunft; vom Standpunkte des Alters aus, eine sehr kurze Vergangenheit; so daß es Anfangs sich uns darstellt wie die Dinge, wann wir das Objektivglas des Opernkuckers ans Auge legen, zuletzt aber wie wann das Okular. Man muß alt geworden seyn, also lange gelebt haben, um zu erkennen, wie ephemer das Leben ist. — Die Zeit selbst hat in unserer Jugend einen viel langsameren Schritt; daher das erste Viertel unsers Lebens nicht nur das glücklichste, sondern auch das längste ist, so daß es viel mehr Erinnerungen zurückläßt, und Jeder, wenn es darauf ankäme, aus demselben mehr zu erzählen wissen würde, als aus zweien der folgenden. Sogar werden, wie im Frühling des Jahres, so auch in dem des Lebens, die Tage zuletzt von einer lästigen Länge. Im Herbste Beider werden sie kurz, aber heiterer und beständiger.

Warum nun aber erblickt man, im Alter, das Leben, welches man hinter sich hat, so kurz? Weil man es für so kurz hält, wie die Erinnerung desselben ist. Aus dieser nämlich ist alles Unbedeutende und viel Unangenehmes herausgefallen, daher wenig übrig geblieben. Denn, wie unser Intellekt überhaupt sehr unvollkommen ist, so auch das Gedächtniß: das Erlernte muß geübt, das Vergangene ruminirt werden, wenn nicht Beides allmälig in den Abgrund der Vergessenheit versinken soll. Nun aber pflegen wir nicht das Unbedeutende, auch meistens nicht das Unangenehme zu ruminiren; was doch nöthig wäre, um es im Gedächtniß aufzubewahren. Des Unbedeutenden wird aber immer mehr: denn durch die öftere und endlich zahllose Wiederkehr wird Vielerlei, das Anfangs uns bedeutend erschien, allmälig unbedeutend; daher wir uns der früheren Jahre besser, als der spätern erinnern. Je länger wir nun leben, desto weniger Vorgänge scheinen uns wichtig, oder bedeutend genug, um hinterher noch ruminirt zu werden, wodurch allein sie im Gedächtniß sich fixiren könnten: sie werden also vergessen, sobald sie vorüber sind. So läuft denn die Zeit immer spurloser ab. — Nun ferner das Unangenehme ruminiren wir nicht gern,

Digitized by Google

am wenigſten aber dann, wann es unſere Eitelkeit verwundet, welches ſogar meiſtens der Fall iſt; weil wenige Leiden uns ganz ohne unſere Schuld getroffen haben. Daher alſo wird ebenfalls viel Unangenehmes vergeſſen. Beide Ausfälle nun ſind es, die unſere Erinnerung ſo kurz machen, und verhältnißmäßig immer kürzer, je länger ihr Stoff wird. Wie die Gegenſtände auf dem Ufer, von welchem man zu Schiffe ſich entfernt, immer kleiner, unkenntlicher und ſchwerer zu unterſcheiden werden; ſo unſere vergangenen Jahre, mit ihren Erlebniſſen und ihrem Thun. — Und warum nun wieder erblickt man in der Jugend das Leben, welches man noch vor ſich hat, ſo unabſehbar lang? Weil man Platz haben muß für die gränzenloſen Hoffnungen, mit denen man es bevölkert, und zu deren Verwirklichung Methuſalem zu jung ſtürbe; ſodann weil man zum Maaßſtabe deſſelben die wenigen Jahre nimmt, welche man ſchon hinter ſich hat, und deren Erinnerung ſtets ſtoffreich, folglich lang iſt, indem die Neuheit Alles bedeutend erſcheinen ließ, weshalb es hinterher noch ruminirt, alſo oft in der Erinnerung wiederholt und dadurch ihr eingeprägt wurde.

Bisweilen glauben wir, uns nach einem fernen Orte zurückzuſehnen, während wir eigentlich uns nur nach der Zeit zurückſehnen, die wir dort verlebt haben, da wir jünger und friſcher waren. So täuſcht uns alsdann die Zeit unter der Maske des Raumes. Reiſen wir hin, ſo werden wir die Täuſchung inne. —

Hinſichtlich der Lebenskraft, ſind wir, bis zum 36ſten Jahre, Denen zu vergleichen, welche von ihren Zinſen leben: was heute ausgegeben wird iſt morgen wieder da. Aber von jenem Zeitpunkt an iſt unſer Analogon der Rentenier, welcher anfängt, ſein Kapital anzugreifen. Im Anfang iſt die Sache gar nicht merklich: der größte Theil der Ausgabe ſtellt ſich immer noch von ſelbſt wieder her: ein geringes Deficit dabei wird nicht beachtet. Dieſes aber wächſt allmälig, wird merklich, ſeine Zunahme ſelbſt nimmt mit jedem Tage zu: ſie reißt immer mehr ein, jedes Heute iſt ärmer, als das Geſtern, ohne Hoffnung auf Stillſtand. So beſchleunigt ſich, wie der Fall der Körper, die Abnahme immer mehr, — bis zuletzt nichts mehr übrig iſt. Ein gar trauriger Fall iſt es, wenn beide hier Verglichene, Lebenskraft

Digitized by Go

und Eigenthum wirklich zuſammen im Wegſchmelzen begriffen ſind: daher eben wächſt mit dem Alter die Liebe zum Beſitze. — Hingegen Anfangs, bis zur Volljährigkeit und noch etwas darüber hinaus, gleichen wir, hinſichtlich der Lebenskraft, Denen, welche von den Zinſen noch etwas zum Kapitale legen: nicht nur das Ausgegebene ſtellt ſich von ſelbſt wieder ein, ſondern das Kapital wächſt. Und wieder iſt auch Dieſes bisweilen, durch die Fürſorge eines redlichen Vormundes, zugleich mit dem Gelde der Fall. O glückliche Jugend! o trauriges Alter! — Nichtsdeſtoweniger ſoll man die Jugendkräfte ſchonen. Ariſtoteles bemerkt (Polit. L. ult. c. 5.), daß von den Olympiſchen Siegern nur zwei oder drei ein Mal als Knaben und dann wieder als Männer geſiegt hätten; weil durch die frühe Anſtrengung, welche die Vorübung erfordert, die Kräfte ſo erſchöpft werden, daß ſie nachmals, im Mannesalter, fehlen. Wie Dies von der Muskelkraft gilt, ſo noch mehr von der Nervenkraft, deren Aeußerung alle intellektuelle Leiſtungen ſind: daher werden die ingenia praecocia, die Wunderkinder, die Früchte der Treibhauserziehung, welche als Knaben Erſtaunen erregen, nachmals ſehr gewöhnliche Köpfe. Sogar mag die frühe, erzwungene Anſtrengung zur Erlernung der alten Sprachen Schuld haben an der nachmaligen Lahmheit und Urtheilsloſigkeit ſo vieler gelehrter Köpfe. —

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß der Charakter faſt jedes Menſchen Einem Lebensalter vorzugsweiſe angemeſſen zu ſeyn ſcheint; ſo daß er in dieſem ſich vortheilhafter ausnimmt. Einige ſind liebenswürdige Jünglinge, und dann iſt's vorbei; Andere kräftige, thätige Männer, denen das Alter allen Werth raubt; Manche ſtellen ſich am vortheilhafteſten im Alter dar, als wo ſie milder, weil erfahrener und gelaſſener ſind: Dies iſt oft bei Franzoſen der Fall. Die Sache muß darauf beruhen, daß der Charakter ſelbſt etwas Jugendliches, Männliches, oder Aeltliches an ſich hat, womit das jedesmalige Lebensalter übereinſtimmt, oder als Korrektiv entgegenwirkt.

Wie man, auf einem Schiffe befindlich, ſein Vorwärtskommen nur am Zurückweichen und demnach Kleinerwerden der Gegenſtände auf dem Ufer bemerkt; ſo wird man ſein Alt- und

Digitized by Google

älter-werden daran inne, daß Leute von immer höhern Jahren Einem jung vorkommen.

Schon oben iſt erörtert worden, wie und warum Alles, was man ſieht, thut und erlebt, je älter man wird, deſto wenigere Spuren im Geiſte zurückläßt. In dieſem Sinne ließe ſich behaupten, daß man allein in der Jugend mit vollem Bewußtſeyn lebte; im Alter nur noch mit halbem. Indem nun alſo das Leben immer unbewußter wird, je mehr es der gänzlichen Bewußtloſigkeit zueilt, ſo wird eben dadurch ſein Verlauf auch immer ſchleuniger. In der Kindheit bringt die Neuheit aller Gegenſtände und Begebenheiten Jegliches zum Bewußtſeyn: daher iſt der Tag unabſehbar lang. Daſſelbe widerfährt uns auf Reiſen, wo deshalb ein Monat länger erſcheint, als vier zu Hauſe. Dieſe Neuheit der Dinge verhindert jedoch nicht, daß die, in beiden Fällen, länger ſcheinende Zeit uns auch in beiden oft wirklich „lang wird," mehr als im Alter, oder mehr als zu Hauſe. Allmälig aber wird, durch die lange Gewohnheit derſelben Wahrnehmungen, der Intellekt ſo abgeſchliffen, daß immer mehr Alles wirkungslos darüber hingleitet; wodurch dann die Tage immer unbedeutender und dadurch kürzer werden: die Stunden des Knaben ſind länger als die Tage des Alten. Demnach hat die Zeit unſers Lebens eine beſchleunigte Bewegung, wie die einer herabrollenden Kugel; und wie auf einer ſich drehenden Scheibe jeder Punkt um ſo ſchneller läuft, als er weiter vom Centro abliegt; ſo verfließt Jedem, nach Maaßgabe ſeiner Entfernung vom Lebensanfange, die Zeit ſchneller und immer ſchneller. Man kann demzufolge annehmen, daß, in der unmittelbaren Schätzung unſers Gemüthes, die Länge eines Jahres im umgekehrten Verhältniſſe des Quotienten deſſelben in unſer Alter ſteht: wann z. B. das Jahr $\frac{1}{5}$ unſers Alters beträgt, erſcheint es uns 10 Mal ſo lang, als wann es nur $\frac{1}{50}$ deſſelben ausmacht. Durch dieſe Beſchleunigung des Laufes der Zeit, fällt in ſpätern Jahren meiſtens die Langeweile weg, und da andrerſeits auch die Leidenſchaften, mit ihrer Quaal, verſtummen; ſo iſt, wenn nur die Geſundheit ſich erhalten hat, im Ganzen genommen, die Laſt des Lebens wirklich geringer, als in der Jugend: daher nennt man den Zeitraum, welcher dem Eintritt der Schwäche und der Beſchwerden des höheren Alters vorhergeht,

Digitized by Google

„die beſten Jahre.“ In Hinſicht auf unſer Wohlbehagen mögen ſie es wirklich ſeyn: hingegen bleibt der Jugend, als wo Alles Eindruck macht und Jedes lebhaft ins Bewußtſeyn tritt, der Vorzug, die befruchtende Zeit für den Geiſt, der Blüthen-anſetzende Frühling deſſelben zu ſeyn. Tiefe Wahrheiten nämlich laſſen ſich nur erſchauen, nicht errechnen, d. h. ihre erſte Erkenntniß iſt eine unmittelbare und wird durch den momentanen Eindruck hervorgerufen: ſie kann folglich nur eintreten, ſo lange dieſer ſtark, lebhaft und tief iſt. Demnach hängt, in dieſer Hinſicht, Alles von der Benutzung der Jugendjahre ab. In den ſpäteren können wir mehr auf Andere, ja, auf die Welt einwirken; weil wir ſelbſt vollendet und abgeſchloſſen ſind und nicht mehr dem Eindruck angehören: aber die Welt wirkt weniger auf uns. Dieſe Jahre ſind daher die Zeit des Thuns und Leiſtens; jene aber die des urſprünglichen Auffaſſens und Erkennens.

In der Jugend herrſcht die Anſchauung, im Alter das Denken vor: daher iſt jene die Zeit für Poeſie; dieſes mehr für Philoſophie. Auch praktiſch läßt man ſich in der Jugend durch das Angeſchaute und deſſen Eindruck, im Alter nur durch das Denken beſtimmen. Zum Theil beruht dies darauf, daß erſt im Alter anſchauliche Fälle in hinlänglicher Anzahl dageweſen und den Begriffen ſubſumirt worden ſind, um dieſen volle Bedeutung, Gehalt und Kredit zu verſchaffen und zugleich den Eindruck der Anſchauung, durch die Gewohnheit, zu mäßigen. Hingegen iſt in der Jugend, beſonders auf lebhafte und phantaſiereiche Köpfe, der Eindruck des Anſchaulichen, mithin auch der Außenſeite der Dinge, ſo überwiegend, daß ſie die Welt anſehn als ein Bild; daher ihnen hauptſächlich angelegen iſt, wie ſie darauf figuriren und ſich ausnehmen, — mehr, als wie ihnen innerlich dabei zu Muthe ſei. Dies zeigt ſich ſchon in der perſönlichen Eitelkeit und Putzſucht der Jünglinge.

Die größte Energie und höchſte Spannung der Geiſteskräfte findet, ohne Zweifel, in der Jugend Statt, ſpäteſtens bis ins 35ſte Jahr: von dem an nimmt ſie, wiewohl ſehr langſam, ab. Jedoch ſind die ſpäteren Jahre, ſelbſt das Alter, nicht ohne geiſtige Kompenſation dafür. Erfahrung und Gelehrſamkeit ſind erſt jetzt eigentlich reich geworden: man hat Zeit und Gelegenheit gehabt, die Dinge von allen Seiten zu betrachten und zu

Digitized by Google

bedenken, hat jedes mit jedem zuſammengehalten und ihre Berührungspunkte und Verbindungsglieder herausgefunden; wodurch man ſie allererſt jetzt ſo recht im Zuſammenhange verſteht. Deshalb weiß man ſelbſt Das, was man ſchon in der Jugend wußte, jetzt viel gründlicher; da man zu jedem Begriffe viel mehr Belege hat: überdies weiß man auch wirklich viel mehr und hat eine nach allen Seiten durchdachte und dadurch ganz eigentlich zuſammenhängende Erkenntniß; während in der Jugend unſer Wiſſen ſtets lückenhaft und fragmentariſch iſt. Dagegen iſt in der Jugend mehr Konception; daher man alsdann aus dem Wenigen, was man kennt, mehr zu machen im Stande iſt: aber im Alter iſt mehr Urtheil, Penetration und Gründlichkeit. Den Stoff ſeiner ſelbſteigenen Erkenntniſſe, ſeiner originalen Grundanſichten, alſo Das, was ein bevorzugter Geiſt der Welt zu ſchenken beſtimmt iſt, ſammelt er ſchon in der Jugend ein: aber ſeines Stoffes Meiſter wird er erſt in ſpäten Jahren. Demgemäß wird man meiſtentheils finden, daß die großen Schriftſteller ihre Meiſterwerke um das funfzigſte Jahr herum geliefert haben. Dennoch bleibt die Jugend die Wurzel des Baumes der Erkenntniß; wenn gleich erſt die Krone die Früchte trägt. Wie aber jedes Zeitalter, auch das erbärmlichſte, ſich für viel weiſer hält, als das ihm zunächſt vorhergegangene, nebſt früheren; eben ſo jedes Lebensalter des Menſchen: doch irren Beide ſich oft. In den Jahren des leiblichen Wachsthums, wo wir auch an Geiſteskräften und Erkenntniſſen täglich zunehmen, gewöhnt ſich das Heute mit Geringſchätzung auf das Geſtern herabzuſehn. Dieſe Gewohnheit wurzelt ein und bleibt auch dann, wann das Sinken der Geiſteskräfte eingetreten iſt und das Heute vielmehr mit Verehrung auf das Geſtern blicken ſollte; daher wir dann ſowohl die Leiſtungen, wie die Urtheile, unſerer jungen Jahre oft zu gering anſchlagen.

Ueberhaupt iſt hier zu bemerken, daß, ob zwar, wie der Charakter, oder das Herz des Menſchen, ſo auch der Intellekt, der Kopf, ſeinen Grundeigenſchaften nach, angeboren iſt, dennoch dieſer keineswegs ſo unveränderlich bleibt, wie jener, ſondern gar manchen Umwandelungen unterworfen iſt, die ſogar, im Ganzen, regelmäßig eintreten; weil ſie theils darauf beruhen, daß er eine phyſiſche Grundlage, theils darauf, daß er einen empiri-

Digitized by Go

schen Stoff hat. So hat seine eigene Kraft ihr allmäliges Wachsthum, bis zur Akme, und dann ihre allmälige Dekadenz, bis zur Imbecillität. Dabei nun aber ist andrerseits der Stoff, der alle diese Kräfte beschäftigt und in Thätigkeit erhält, also der Inhalt des Denkens und Wissens, die Erfahrung, die Kenntnisse, die Uebung und dadurch die Vollkommenheit der Einsicht, eine stets wachsende Größe, bis etwan zum Eintritt entschiedener Schwäche, die Alles fallen läßt. Dies Bestehn des Menschen aus einem schlechthin Unveränderlichen und einem regelmäßig, auf zweifache und entgegengesetzte Weise, Veränderlichen erklärt die Verschiedenheit seiner Erscheinung und Geltung in verschiedenen Lebensaltern.

Im weitern Sinn kann man auch sagen: die ersten vierzig Jahre unsers Lebens liefern den Text, die folgenden dreißig den Kommentar dazu, der uns den wahren Sinn und Zusammenhang des Textes, nebst der Moral und allen Feinheiten desselben, erst recht verstehn lehrt.

Gegen das Ende des Lebens nun gar geht es wie gegen das Ende eines Maskenballs, wann die Larven abgenommen werden. Man sieht jetzt, wer Diejenigen, mit denen man, während seines Lebenslaufes, in Berührung gekommen war, eigentlich gewesen sind. Denn die Charaktere haben sich an den Tag gelegt, die Thaten haben ihre Früchte getragen, die Leistungen ihre gerechte Würdigung erhalten und alle Trugbilder sind zerfallen. Zu diesem Allen nämlich war Zeit erfordert. —

Man pflegt die Jugend die glückliche Zeit des Lebens zu nennen, und das Alter die traurige. Das wäre wahr, wenn die Leidenschaften glücklich machten. Von diesen wird die Jugend hin und her gerissen, mit wenig Freude und vieler Pein. Dem kühlen Alter lassen sie Ruhe, und alsbald erhält es einen kontemplativen Anstrich: denn die Erkenntniß wird frei und erhält die Oberhand. Weil nun diese, an sich selbst, schmerzlos ist, so wird das Bewußtseyn, je mehr sie darin vorherrscht, desto glücklicher. Man braucht nur zu erwägen, daß aller Genuß negativer, der Schmerz positiver Natur ist, um zu begreifen, daß die Leidenschaften nicht beglücken können und daß das Alter deshalb, daß manche Genüsse ihm versagt sind, nicht zu beklagen ist. Denn jeder Genuß ist immer nur die Stillung eines Bedürfnisses: daß nun mit diesem auch

jener wegfällt, iſt ſo wenig beklagenswerth, wie daß Einer nach Tiſche nicht mehr eſſen kann und nach ausgeſchlafener Nacht wach bleiben muß. Viel richtiger ſchätzt Plato (im Eingang zur Republik) das Greiſenalter glücklich, ſofern es den bis dahin uns unabläſſig beunruhigenden Geſchlechtstrieb endlich los iſt.

Die Jugend iſt die Zeit der Unruhe; das Alter die der Ruhe: ſchon hieraus ließe ſich auf ihr beiderſeitiges Wohlbehagen ſchließen. Das Kind ſtreckt ſeine Hände begehrlich aus, ins Weite, nach Allem, was es da ſo bunt und vielgeſtaltet vor ſich ſieht: denn es wird dadurch gereizt; weil ſein Senſorium noch ſo friſch und jung iſt. Das Selbe tritt, mit größerer Energie, beim Jüngling ein. Auch er wird gereizt von der bunten Welt und ihren vielfältigen Geſtalten: ſofort macht ſeine Phantaſie mehr daraus, als die Welt je verleihen kann. Daher iſt er voll Begehrlichkeit und Sehnſucht in's Unbeſtimmte: dieſe nehmen ihm die Ruhe, ohne welche kein Glück iſt. Im Alter hingegen hat ſich das Alles gelegt; theils weil das Blut kühler und die Reizbarkeit des Senſoriums minder geworden iſt; theils weil Erfahrung über den Werth der Dinge und den Gehalt der Genüſſe aufgeklärt hat, endlich auch weil man nunmehr tauſend Chimären allmälig losgeworden iſt, welche früher die freie und reine Anſicht der Dinge verdeckten und entſtellten; ſo daß man jetzt Alles richtiger und klärer erkennt und es nimmt für Das, was es iſt. Durch dies Alles iſt demnach Ruhe herbeigeführt worden: dieſe aber iſt ein großer Beſtandtheil des Glücks; wenn nicht gar die Hauptſache.

Ferner meint man, das Loos des Alters ſei Krankheit und Langeweile. Erſtere iſt dem Alter gar nicht weſentlich, zumal nicht, wenn daſſelbe hoch gebracht werden ſoll: denn crescente vita, crescit sanitas et morbus. Und was die Langeweile betrifft, ſo habe ich oben gezeigt, warum das Alter ihr ſogar weniger, als die Jugend, ausgeſetzt iſt: auch iſt dieſelbe durchaus keine nothwendige Begleiterin der Einſamkeit, welcher, aus leicht abzuſehenden Urſachen, das Alter uns allerdings entgegenführt; ſondern ſie iſt es nur für Diejenigen, welche keine anderen, als ſinnliche und geſellſchaftliche Genüſſe gekannt, ihren Geiſt unbereichert und ihre Kräfte unentwickelt gelaſſen haben. Zwar nehmen, im höheren Alter, auch die Geiſteskräfte ab:

Digitized by Google

aber wo viel war, wird zur Bekämpfung der Langenweile immer noch genug übrig bleiben. Sodann nimmt, wie oben gezeigt worden, durch Erfahrung, Kenntniß, Uebung und Nachdenken, die richtige Einſicht immer noch zu, das Urtheil ſchärft ſich und der Zuſammenhang wird klar: ſo hat dann, durch immer neue Kombinationen der aufgehäuften Erkenntniſſe und gelegentliche Bereicherung derſelben die eigene innerſte Selbſtbildung, in allen Stücken, noch immer ihren Fortgang, beſchäftigt, befriedigt und belohnt den Geiſt. Durch dieſes Alles wird die erwähnte Abnahme in gewiſſem Grade kompenſirt. Zudem läuft, wie geſagt, im Alter die Zeit viel ſchneller; was der Langenweile entgegenwirkt. Die Abnahme der Körperkräfte ſchadet wenig, wenn man ihrer nicht zum Erwerbe bedarf. Armuth im Alter iſt ein großes Unglück. Iſt dieſe gebannt und die Geſundheit geblieben; ſo kann das Alter ein ſehr erträglicher Theil des Lebens ſeyn. Bequemlichkeit und Sicherheit ſind ſeine Hauptbedürfniſſe: daher liebt man im Alter, noch mehr als früher, das Geld; weil es den Erſatz für die fehlenden Kräfte giebt. Von der Venus entlaſſen, wird man gern eine Aufheiterung beim Bakchus ſuchen. An die Stelle des Bedürfniſſes zu ſeyn, zu reiſen und zu lernen iſt das Bedürfniß zu lehren und zu ſprechen getreten. Ein Glück aber iſt es, wenn dem Greiſe noch die Liebe zu ſeinem Studium, auch zur Muſik, zum Schauſpiele und überhaupt eine gewiſſe Empfänglichkeit für das Aeußere geblieben iſt; wie dieſe allerdings bei Einigen bis ins ſpäteſte Alter fortdauert. Die Meiſten freilich, als welche ſtets ſtumpf waren, werden im höhern Alter mehr und mehr zu Automaten: ſie denken, ſagen und thun immer das Selbe, und kein äußerer Eindruck vermag mehr etwas daran zu ändern, oder etwas Neues aus ihnen hervorzurufen. Zu ſolchen Greiſen zu reden, iſt wie in den Sand zu ſchreiben: der Eindruck verliſcht faſt unmittelbar darauf. Ein Greiſenthum dieſer Art iſt denn freilich nur das caput mortuum des Lebens. — Den Eintritt der zweiten Kindheit im hohen Alter ſcheint die Natur durch das, in ſeltenen Fällen, alsdann ſich einſtellende dritte Zahnen ſymboliſiren zu wollen.

Das Schwinden aller Kräfte im zunehmenden Alter, und immer mehr und mehr, iſt allerdings ſehr traurig: doch iſt es nothwendig, ja wohlthätig; weil ſonſt der Tod zu ſchwer werden

Digitized by Google

würde, dem es vorarbeitet. Daher iſt der größte Gewinn, den das Erreichen eines ſehr hohen Alters bringt, die Euthanaſie, das überaus leichte, durch keine Krankheit eingeleitete, von keiner Zuckung begleitete und gar nicht gefühlte Sterben; von welchem man im zweiten Bande meines Hauptwerkes, Kap. 41, S. 470, eine Schilderung findet. —

Der Grundunterſchied zwiſchen Jugend und Alter bleibt immer, daß jene das Leben im Proſpekt hat, dieſes den Tod; daß alſo jene eine kurze Vergangenheit und lange Zukunft beſitzt; dieſes umgekehrt. Allerdings hat man, wann man alt iſt, nur noch den Tod vor ſich; aber wann man jung iſt, hat man das Leben vor ſich; und es frägt ſich, welches von Beiden bedenklicher ſei. —

Zwar iſt nicht, wie die Aſtrologie es wollte, der Lebenslauf der Einzelnen in den Planeten vorgezeichnet; wohl aber der Lebenslauf des Menſchen überhaupt, ſofern jedem Alter deſſelben ein Planet, der Reihenfolge nach, entſpricht und ſein Leben demnach ſucceſſive von allen Planeten beherrſcht wird. — Im zehnten Lebensjahre regiert Merkur. Wie dieſer bewegt der Menſch ſich ſchnell und leicht, im engſten Kreiſe: er iſt durch Kleinigkeiten umzuſtimmen; aber er lernt viel und leicht, unter der Herrſchaft des Gottes der Schlauheit und Beredſamkeit. — Mit dem zwanzigſten Jahre tritt die Herrſchaft der Venus ein: Liebe und Weiber haben ihn ganz im Beſitze. Im dreißigſten Lebensjahre herrſcht Mars: der Menſch iſt jetzt heftig, ſtark, kühn, kriegeriſch und trotzig. — Im vierzigſten regieren die 4 Planetoiden: ſein Leben geht demnach in die Breite: er iſt frugi, d. h. fröhnt dem Nützlichen, kraft der Ceres: er hat ſeinen eigenen Heerd, kraft der Veſta: er hat gelernt was er zu wiſſen braucht, kraft der Pallas: und als Juno regiert die Herrin des Hauſes, ſeine Gattin.*) — Im funfzigſten Jahre aber herrſcht Jupiter. Schon hat der Menſch die Meiſten überlebt, und dem jetzigen Geſchlechte fühlt er ſich überlegen. Noch im vollen

*) Die 6 kürzlich noch hinzu entdeckten Planetoiden ſind eine Neuerung, von der ich nichts wiſſen will. Ich mache es daher mit ihnen, wie mit mir die Philoſophieprofeſſoren: ich ignorire ſie; weil ſie nicht in meinen Kram paſſen.

Digitized by Google

Genuß ſeiner Kraft, iſt er reich an Erfahrung und Kenntniß: er hat (nach Maaßgabe ſeiner Individualität und Lage) Auktorität über Alle, die ihn umgeben. Er will demnach ſich nicht mehr befehlen laſſen, ſondern ſelbſt befehlen. Zum Lenker und Herrſcher, in ſeiner Sphäre, iſt er jetzt am geeigneteſten. So kulminirt Jupiter und mit ihm der Funfzigjährige. — Dann aber folgt, im ſechzigſten Jahre, Saturn und mit ihm die Schwere, Langſamkeit und Zähigkeit des Bleies:

> But old folks, many feign as they were dead;
> Unwieldy, slow, heavy and pale as lead.*)
> Rom. et Jul. A. 2. sc. 5.

Zuletzt kommt Uranus: da geht man, wie es heißt, in den Himmel. Den Neptun (ſo hat ihn leider die Gedankenloſigkeit getauft) kann ich hier nicht in Rechnung ziehn; weil ich ihn nicht bei ſeinem wahren Namen nennen darf, der Eros iſt. Sonſt wollte ich zeigen, wie ſich an das Ende der Anfang knüpft, wie nämlich der Eros mit dem Tode in einem geheimen Zuſammenhange ſteht, vermöge deſſen der Orkus, oder Amenthes der Aegypter (nach Plutarch de Iside et Os. c. 29), der *λαμβανων και διδους*, alſo nicht nur der Nehmende, ſondern auch der Gebende iſt. Daher alſo, daher, aus dem Orkus, kommt Alles, und dort iſt ſchon Jedes geweſen, das jetzt Leben hat: — wären wir nur fähig, den Taſchenſpielerſtreich zu begreifen, vermöge deſſen Das geſchieht; dann wäre Alles klar.

---

*) Viel' Alte ſcheinen ſchon den Todten gleich:
Wie Blei, ſchwer, zähe, ungelenk und bleich.

Digitized by Google

Inhalt.

Vereinzelte, jedoch systematisch geordnete Gedanken über vielerlei Gegenstände.

Seite

Kapitel I. Ueber Philosophie und ihre Methode 3

Kapitel II. Zur Logik und Dialektik 20

Kapitel. III. Den Intellekt überhaupt und in jeder Beziehung betreffende Gedanken 32

Kapitel IV. Einige Betrachtungen über den Gegensatz des Dinges an sich und der Erscheinung 77

Kapitel V. Einige Worte über den Pantheismus 84

Kapitel VI. Zur Philosophie und Wissenschaft der Natur 87

Kapitel VII. Zur Farbenlehre 143

Kapitel VIII. Zur Ethik 168

Kapitel IX. Zur Rechtslehre und Politik 203

Kapitel X. Zur Lehre von der Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod 228

Kapitel XI. Nachträge zur Lehre von der Nichtigkeit des Daseyns . 241

Kapitel XII. Nachträge zur Lehre vom Leiden der Welt 247

Kapitel XIII. Ueber den Selbstmord 257

Kapitel XIV. Nachträge zur Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben 260

Kapitel XV. Ueber Religion 269

Kapitel XVI. Einiges zur Sanskritlitteratur 327

Kapitel XVII. Einige archäologische Betrachtungen 333

Kapitel XVIII. Einige mythologische Betrachtungen 336

Digitized by Google

Seite

Kapitel XIX. Zur Metaphyſik des Schönen und Aeſthetik 343

Kapitel XX. Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm 376

Kapitel XXI. Ueber Gelehrſamkeit und Gelehrte 401

Kapitel XXII. Selbſtdenken 411

Kapitel XXIII. Ueber Schriftſtellerei und Stil 420

Kapitel XXIV. Ueber Leſen und Bücher 453

Kapitel XXV. Ueber Sprache und Worte 460

Kapitel XXVI. Pſychologiſche Bemerkungen 469

Kapitel XXVII. Ueber die Weiber 495

Kapitel XXVIII. Ueber Erziehung 502

Kapitel XXIX. Zur Phyſiognomik 503

Kapitel XXX. Ueber Lerm und Geräuſch 517

Kapitel XXXI. Gleichniſſe, Parabeln und Fabeln 520

Einige Verſe 526

Digitized by Google

Vereinzelte,

jedoch

ſyſtematiſch geordnete Gedanken

über

vielerlei Gegenſtände.

Eleusis servat quod ostendat revisentibus.

Digitized by Google

Kapitel I.

Ueber Philosophie und ihre Methode.

---

§. 1.

Der Grund und Boden, auf dem alle unsere Erkenntnisse und Wissenschaften ruhen, ist das Unerklärliche. Auf dieses führt daher jede Erklärung, mittelst mehr oder weniger Mittelglieder, zurück; wie auf dem Meere das Senkblei den Grund bald in größerer, bald in geringerer Tiefe findet, ihn jedoch überall zuletzt erreichen muß. Dieses Unerklärliche fällt der Metaphysik anheim.

§. 2.

Fast alle Menschen bedenken unabläßig, daß sie der und der Mensch (τις ανθρωπος) sind, nebst den Korollarien, die sich daraus ergeben: hingegen, daß sie überhaupt ein Mensch (ὁ ανθρωπος) sind und welche Korollarien hieraus folgen, das fällt ihnen kaum ein und ist doch die Hauptsache. Die Wenigen, welche mehr dem letztern, als dem erstern Satze nachhängen, sind Philosophen. Die Richtung der Andern aber ist darauf zurückzuführen, daß sie überhaupt in den Dingen stets nur das Einzelne und Individuelle sehen, nicht das Allgemeine derselben. Bloß die höher Begabten sehn, mehr und mehr, je nach dem Grad ihrer Eminenz, in den einzelnen Dingen das Allgemeine derselben. Dieser wichtige Unterschied durchdringt das ganze Erkenntnißvermögen dermaaßen, daß er sich auf die Anschauung der alltäglichsten Gegenstände herab erstreckt; daher schon diese im eminenten Kopfe eine andere ist, als im gewöhnlichen. Dieses Auffassen des Allgemeinen in dem sich jedesmal darstellenden Einzelnen fällt auch zusammen mit Dem, was ich das reine, willenslose Subjekt des Erkennens genannt und als das subjektive Korrelat der platonischen Idee aufgestellt habe; weil

nur, wenn auf das Allgemeine gerichtet, die Erkenntniß willenslos bleiben kann, in den einzelnen Dingen hingegen die Objekte des Wollens liegen; daher denn auch die Erkenntniß der Thiere ſtreng auf dies Einzelne beſchränkt iſt und demgemäß ihr Intellekt ausſchließlich im Dienſte ihres Willens bleibt. Hingegen iſt jene Richtung des Geiſtes auf das Allgemeine die unumgängliche Bedingung zu ächten Leiſtungen in der Philoſophie, Poeſie, überhaupt in den Künſten und Wiſſenſchaften.

§. 3.

Zum Philoſophiren ſind die zwei erſten Erforderniſſe dieſe: erſtlich, daß man den Muth habe, keine Frage auf dem Herzen zu behalten; und zweitens, daß man alles Das, was ſich von ſelbſt verſteht, ſich zum deutlichen Bewußtſeyn bringe, um es als Problem aufzufaſſen. Endlich auch muß, um eigentlich zu philoſophiren, der Geiſt wahrhaft müſſig ſeyn: er muß keine Zwecke verfolgen und alſo nicht vom Willen gelockt werden, ſondern ſich ungetheilt der Belehrung hingeben, welche die anſchauliche Welt und das eigene Bewußtſeyn ihm ertheilt. — Philoſophieprofeſſoren hingegen ſind auf ihren perſönlichen Nutzen und Vortheil und was dahin führt, bedacht: da liegt ihr Ernſt. Darum ſehn ſie ſo viele deutliche Dinge gar nicht, ja, kommen nicht ein einziges Mal, auch nur über die Probleme der Philoſophie, zur Beſinnung.

§. 4.

Der Dichter bringt Bilder des Lebens, menſchliche Charaktere und Situationen vor die Phantaſie, ſetzt das Alles in Bewegung, und überläßt nun Jedem, bei dieſen Bildern ſo weit zu denken, wie ſeine Geiſteskraft reicht. Dieſerhalb kann er Menſchen von den verſchiedenſten Fähigkeiten, ja, Thoren und Weiſen zugleich genügen. Der Philoſoph hingegen bringt nicht, in jener Weiſe, das Leben ſelbſt, ſondern die fertigen, von ihm daraus abſtrahirten Gedanken, und fordert nun, daß ſein Leſer eben ſo und eben ſo weit denke, wie er ſelbſt. Dadurch wird ſein Publikum ſehr klein. Der Dichter iſt danach Dem zu vergleichen, der die Blumen, der Philoſoph Dem, der die Quinteſſenz derſelben bringt.

Digitized by Google

Ein andrer großer Vortheil, den poetiſche Leiſtungen vor philoſophiſchen haben, iſt dieſer, daß alle Dichterwerke, ohne ſich zu hindern, neben einander beſtehn, ja, ſogar die heterogenſten unter ihnen von einem und demſelben Geiſte genoſſen und geſchätzt werden können; während jedes philoſophiſche Syſtem, kaum zur Welt gekommen, ſchon auf den Untergang aller ſeiner Brüder bedacht iſt, gleich einem Aſiatiſchen Sultan bei ſeinem Regierungsantritt. Denn, wie im Bienenſtocke nur eine Königin ſeyn kann, ſo nur eine Philoſophie an der Tagesordnung. Die Syſteme ſind nämlich ſo ungeſelliger Natur, wie die Spinnen, deren jede allein in ihrem Netze ſitzt und nun zuſieht, wie viele Fliegen ſich darin werden fangen laſſen, aber einer andern Spinne nur um mit ihr zu kämpfen, ſich nähert. Alſo während die Dichterwerke friedlich neben einander weiden, wie Lämmer, ſind die philoſophiſchen geborene reißende Thiere, und ſogar in ihrer Zerſtöhrungsſucht, gleich den Skorpionen, Spinnen und einigen Inſektenlarven, vorzüglich gegen die eigene Species gerichtet. Sie treten in der Welt auf, gleich den geharniſchten Männern aus der Saat der Drachenzähne des Jaſon, und haben bis jetzt, gleich dieſen, ſich alle wechſelſeitig aufgerieben. Schon dauert dieſer Kampf über zwei Tauſend Jahre: wird je aus ihm ein letzter Sieg und bleibender Frieden hervorgehn?

In Folge dieſer weſentlich polemiſchen Natur, dieſes bellum omnium contra omnes der philoſophiſchen Syſteme iſt es unendlich ſchwerer als Philoſoph Geltung zu erlangen, denn als Dichter. Verlangt doch des Dichters Werk vom Leſer nichts weiter, als einzutreten in die Reihe der ihn unterhaltenden, oder erhebenden Schriften, und eine Hingebung auf wenige Stunden. Das Werk des Philoſophen hingegen will ſeine ganze Denkungsart umwälzen, verlangt von ihm, daß er Alles, was er bisher, in dieſer Gattung, gelernt und geglaubt hat, für Irrthum, die Zeit und die Mühe für verloren erkläre und von vorn anfange: höchſtens läßt es einige Rudera eines Vorgängers ſtehn, um ſeine Grundlage daraus zu machen. Dazu kommt, daß es in jedem Lehrer eines ſchon beſtehenden Syſtems einen Gegner von Amts wegen hat, ja, daß bisweilen ſogar der Staat ein ihm beliebiges philoſophiſches Syſtem in Schutz nimmt und, mittelſt ſeiner mächtigen, materiellen Mittel, das Aufkommen jedes an-

Digitized by Google

dern verhütet. Jetzt nehme man noch hinzu, daß die Größe des philosophischen Publikums zu der des dichterischen sich verhält wie die Zahl der Leute, die belehrt, zu der, die unterhalten seyn wollen, und man wird ermessen können, quibus auspiciis ein Philosoph auftritt. — Dagegen nun freilich ist es der Beifall der Denker, der Auserwählten aus langen Zeiträumen und allen Ländern, ohne Nationalunterschied, der dem Philosophen lohnt: die Menge lernt allmälig seinen Namen auf Auktorität verehren. Dem gemäß und wegen der langsamen, aber tiefen Einwirkung des Ganges der Philosophie auf den des ganzen Menschengeschlechtes geht, seit Jahrtausenden, die Geschichte der Philosophen neben der der Könige her und zählt hundert Mal weniger Namen, als diese; daher es ein Großes ist, dem seinigen eine bleibende Stelle darin zu verschaffen.

§. 5.

Der philosophische Schriftsteller ist der Führer und sein Leser der Wanderer. Sollen sie zusammen ankommen, so müssen sie, vor allen Dingen, zusammen ausgehn: d. h. der Autor muß seinen Leser aufnehmen auf einem Standpunkt, den sie sicherlich gemein haben: dies aber kann kein anderer seyn, als der des uns Allen gemeinsamen, empirischen Bewußtseyns. Hier also fasse er ihn fest an der Hand und sehe nun, wie hoch über die Wolken hinaus er, auf dem Bergespfade, Schritt vor Schritt, mit ihm gelangen könne. So hat es auch noch Kant gemacht: er geht vom ganz gemeinen Bewußtseyn, sowohl des eigenen Selbst, als auch der anderen Dinge, aus. — Wie verkehrt ist es hingegen, den Ausgang nehmen zu wollen vom Standpunkte einer angeblichen intellektualen Anschauung hyperphysischer Verhältnisse, oder gar Vorgänge, oder auch einer das Uebersinnliche vernehmenden Vernunft, oder einer absoluten, sich selbst denkenden Vernunft: denn das Alles heißt vom Standpunkte nicht unmittelbar mittheilbarer Erkenntnisse ausgehn, wo daher, schon beim Ausgange selbst, der Leser nie weiß, ob er bei seinem Autor stehe, oder meilenweit von ihm.

§. 6.

Zu unserer eigenen, ernstlichen Meditation und innigen Betrachtung der Dinge verhält sich das Gespräch mit einem

Digitized by Google

Andern über dieſelben wie eine Maſchine zu einem lebendigen Organismus. Denn nur bei erſterer iſt Alles wie aus Einem Stück geſchnitten, oder wie aus Einer Tonart geſpielt; daher es volle Klarheit, Deutlichkeit und wahren Zuſammenhang, ja, Einheit erlangen kann: beim anderen hingegen werden heterogene Stücke, ſehr verſchiedenen Urſprungs, an einander gefügt und wird eine gewiſſe Einheit der Bewegung erzwungen, die oft unerwartet ſtockt. Nur ſich ſelbſt nämlich verſteht man ganz; Andere nur halb: denn man kann es höchſtens zur Gemeinſchaft der Begriffe bringen, nicht aber zu der der dieſen zum Grunde liegenden anſchaulichen Auffaſſung. Daher werden tiefe, philoſophiſche Wahrheiten wohl nie auf dem Wege des gemeinſchaftlichen Denkens, im Dialog, zu Tage gefördert werden. Wohl aber iſt ein ſolches ſehr dienlich zur Vorübung, zum Aufjagen der Probleme, zur Ventilation derſelben, und nachher zur Prüfung, Kontrole und Kritik der aufgeſtellten Löſung. In dieſem Sinne ſind auch Plato's Geſpräche abgefaßt, und demgemäß gieng aus ſeiner Schule die zweite und dritte Akademie in zunehmend ſkeptiſcher Richtung hervor. Als Form der Mittheilung philoſophiſcher Gedanken iſt der geſchriebene Dialog nur da zweckmäßig, wo der Gegenſtand zwei, oder mehrere, ganz verſchiedene, wohl gar entgegengeſetzte Anſichten zuläßt, über welche entweder das Urtheil dem Leſer anheimgeſtellt bleiben ſoll, oder welche zuſammengenommen ſich zum vollſtändigen und richtigen Verſtändniß der Sache ergänzen: zum erſtern Fall gehört auch die Widerlegung erhobener Einwürfe. Die in ſolcher Abſicht gewählte dialogiſche Form muß aber alsdann dadurch, daß die Verſchiedenheit der Anſichten von Grund aus hervorgehoben und herausgearbeitet iſt, ächt dramatiſch werden: es müſſen wirklich Zwei ſprechen. Ohne dergleichen Abſicht iſt ſie eine müſſige Spielerei; wie meiſtens.

§. 7.

Weder unſere Kenntniſſe, noch unſere Einſichten werden jemals durch Vergleichen und Diskutiren des von Andern Geſagten ſonderlich vermehrt werden: denn das iſt immer nur, wie wenn man Waſſer aus einem Gefäß in ein anderes gießt. Nur durch eigene Betrachtung der Dinge ſelbſt kann Einſicht und

Digitized by Google

Kenntniß wirklich bereichert werden: denn ſie allein iſt die ſtets bereite und ſtets nahe liegende lebendige Quelle. Demnach iſt es ſeltſam anzuſehn, wie ſeynwollende Philoſophen ſtets auf dem erſteren Wege beſchäftigt ſind und den andern gar nicht zu kennen ſcheinen, wie ſie immer es vorhaben mit Dem, was Dieſer geſagt hat, und was wohl Jener gemeint haben mag; ſo daß ſie gleichſam, ſtets von Neuem, alte Gefäße umſtülpen, um zu ſehn, ob nicht irgend ein Tröpfchen darin zurückgeblieben ſei; während die lebendige Quelle vernachläſſigt zu ihren Füßen fließt. Nichts verräth ſo ſehr, wie Dieſes, ihre Unfähigkeit und zeiht ihre angenommene Miene von Wichtigkeit, Tiefſinn und Originalität der Lüge.

§. 8.

Die, welche durch das Studium der Geſchichte der Philoſophie Philoſophen zu werden hoffen, ſollten aus derſelben vielmehr entnehmen, daß Philoſophen, eben ſo ſehr wie Dichter, nur geboren werden, und zwar viel ſeltener.

§. 9.

Eine ſeltſame und unwürdige Definition der Philoſophie, die aber ſogar noch Kant giebt, iſt dieſe, daß ſie eine Wiſſenſchaft aus bloßen Begriffen wäre. Iſt doch das ganze Eigenthum der Begriffe nichts Anderes, als was darin niedergelegt worden, nachdem man es der anſchaulichen Erkenntniß abgeborgt und abgebettelt hatte, dieſer wirklichen und unerſchöpflichen Quelle aller Einſicht. Daher läßt eine wahre Philoſophie ſich nicht herausſpinnen aus bloßen, abſtrakten Begriffen; ſondern muß gegründet ſeyn auf Beobachtung nnd Erfahrung, ſowohl innere, als äußere. Auch nicht durch Kombinationsverſuche mit Begriffen, wie ſie ſo oft, zumal aber von den Sophiſten unſerer Zeit, alſo von Fichte und Schelling, jedoch in größter Widerwärtigkeit von Hegel, daneben auch, in der Moral, von Schleiermacher ausgeführt worden ſind, wird je etwas Rechtes in der Philoſophie geleiſtet werden. Sie muß, ſo gut wie Kunſt und Poeſie, ihre Quelle in der anſchaulichen Auffaſſung der Welt haben: auch darf es dabei, ſo ſehr auch der Kopf oben zu bleiben hat, doch nicht ſo kaltblütig hergehn, daß nicht am Ende der ganze Menſch, mit Herz und Kopf, zur Aktion käme und

Digitized by Google

durch und durch erschüttert würde. Philosophie ist kein Algebra-Exempel.

§. 10.

Man kann, im Großen und Ganzen betrachtet, die Philosophie aller Zeiten auch so auffassen, daß sie, wie ein Pendel, hin und her schwingt zwischen Rationalismus und Illuminismus, d. h. zwischen dem Gebrauch der objektiven und dem der subjektiven Erkenntnißquelle.

Der Rationalismus, welcher den ursprünglich zum Dienste des Willens allein bestimmten und deshalb nach außen gerichteten Intellekt zum Organ hat, tritt zuerst als Dogmatismus auf, als welcher er sich durchaus objektiv verhält. Dann wechselt er ab mit dem Skepticismus und wird in Folge hievon zuletzt Kriticismus, welcher den Streit durch Berücksichtigung des Subjekts zu schlichten unternimmt: d. h. er wird zur Transscendentalphilosophie. Hierunter verstehe ich jede Philosophie, welche davon ausgeht, daß ihr nächster und unmittelbarer Gegenstand nicht die Dinge seien, sondern allein das menschliche Bewußtseyn von den Dingen, welches daher nirgends außer Acht und Rechnung gelassen werden dürfe. Die Franzosen nennen dieselbe ziemlich ungenau méthode psychologique, im Gegensatz der méthode purement logique, worunter sie die, unbefangen, von Objekten, oder objektiv gedachten Begriffen, ausgehende Philosophie, also den Dogmatismus, verstehen. Auf diesem Punkte nun angelangt kommt der Rationalismus zu der Erkenntniß, daß sein Organon nur die Erscheinung erfaßt, nicht aber das letzte, innere und selbsteigene Wesen der Dinge erreicht.

Auf allen seinen Stadien, jedoch hier am meisten, macht sich, antithetisch gegen ihn, der Illuminismus geltend, der, wesentlich nach innen gerichtet, innere Erleuchtung, intellektuelle Anschauung, höheres Bewußtseyn, unmittelbar erkennende Vernunft, Gottesbewußtseyn, Unifikation u. dgl. zum Organon hat und den Rationalismus als das „Licht der Natur" geringschätzt. Legt er nun dabei eine Religion zum Grunde, so wird er Mysticismus. Sein Grundgebrechen ist, daß seine Erkenntniß eine nicht mittheilbare ist; theils weil es für die innere Wahrnehmung kein Kriterium der Identität des Objekts verschiedener

Digitized by Google

Subjekte giebt; theils weil solche Erkenntniß doch mittelst der Sprache mitgetheilt werden müßte, diese aber, zum Behuf der nach außen gerichteten Erkenntniß des Intellekts, mittelst Abstraktionen aus derselben, entstanden, ganz ungeeignet ist, die davon grundverschiedenen innern Zustände auszudrücken, welche der Stoff des Illuminismus sind, der daher sich eine eigene Sprache zu bilden hätte, welches wiederum, wegen des ersteren Grundes, nicht angeht. Als nicht mittheilbar ist nun eine dergleichen Erkenntniß auch unerweislich; worauf denn, an der Hand des Skepticismus, der Rationalismus wieder ins Feld tritt. Illuminismus ist stellenweise schon im Plato zu spüren: entschiedener aber tritt er auf in der Philosophie der Neuplatoniker, der Gnostiker, des Dionysius Areopagita, wie auch des Skotus Erigena; ferner unter den Mohammedanern, als Lehre der Sufi: in Indien herrscht er in Vedanta und Mimansa: am entschiedensten gehören Jakob Böhme und alle christlichen Mystiker ihm an. Er tritt allemal auf, wann der Rationalismus ein Stadium, ohne das Ziel zu erreichen, durchlaufen hat: so kam er, gegen das Ende der scholastischen Philosophie und im Gegensatz derselben, als Mystik, zumal der Deutschen, im Tauler und dem Verfasser der deutschen Theologie, nebst Andern; und ebenfalls in neuester Zeit, als Gegensatz zur Kantischen Philosophie, in Jacobi und Schelling, gleichfalls in Fichte's letzter Periode. — Allein die Philosophie soll mittheilbare Erkenntniß, muß daher Rationalismus seyn. Demgemäß habe ich, in der meinigen, zwar, am Schluß, auf das Gebiet des Illuminismus, als ein Vorhandenes, hingedeutet, aber mich gehütet, es auch nur mit Einem Schritte zu betreten; dagegen denn auch nicht unternommen, die letzten Aufschlüsse über das Daseyn der Welt zu geben, sondern bin nur so weit gegangen, als es auf dem objektiven, rationalistischen Wege möglich ist. Dem Illuminismus habe ich seinen Raum freigelassen, wo ihm, auf seine Weise, die Lösung aller Räthsel werden mag, ohne daß er dabei mir den Weg verträte, oder gegen mich zu polemisiren hätte.

Inzwischen mag oft genug dem Rationalismus ein versteckter Illuminismus zum Grunde liegen, auf welchen dann der Philosoph, wie auf einen versteckten Kompaß, hinsieht, während er eingeständlich seinen Weg nur nach den Sternen, d. h. den

Digitized by Google

äußerlich und klar vorliegenden Objekten, richtet und nur dieſe in Rechnung bringt. Dies iſt zuläſſig, weil er nicht unternimmt, die unmittheilbare Erkenntniß mitzutheilen, ſondern ſeine Mittheilungen rein objektiv und rationell bleiben. Dies mag der Fall geweſen ſeyn mit Plato, Spinoza, Malebranche und manchem Andern: es geht niemanden etwas an: denn es ſind die Geheimniſſe ihrer Bruſt. Hingegen das laute Berufen auf intellektuelle Anſchauung und die dreiſte Erzählung ihres Inhalts, mit dem Anſpruch auf objektive Gültigkeit deſſelben, wie bei Fichte und Schelling, iſt unverſchämt und verwerflich.

An ſich ſelbſt iſt übrigens der Illuminismus ein natürlicher und inſofern zu rechtfertigender Verſuch zur Ergründung der Wahrheit. Denn der nach außen gerichtete Intellekt, als bloßes Organon für die Zwecke des Willens und folglich bloß Sekundäres, iſt doch nur ein Theil unſers geſammten menſchlichen Weſens: er gehört der Erſcheinung an und ſeine Erkenntniß entſpricht bloß ihr, da er ja allein zu ihrem Behufe da iſt. Was kann alſo natürlicher ſeyn, als daß man, wenn es mit dem objektiv erkennenden Intellekt mißlungen iſt, nunmehr unſer ganzes übriges Weſen, welches doch auch Ding an ſich ſeyn, d. h. dem wahren Weſen der Welt angehören und folglich irgendwie die Löſung aller Räthſel in ſich tragen muß, mit ins Spiel bringt, um durch ſelbiges Hülfe zu ſuchen; — wie die alten Deutſchen, wenn ſie Alles verſpielt hatten, zuletzt ihre eigene Perſon einſetzten. Aber die allein richtige und objektiv gültige Art ſolches auszuführen, iſt, daß man die empiriſche Thatſache eines in unſerm Innern ſich kund gebenden, ja, deſſen alleiniges Weſen ausmachenden Willens auffaſſe, und ſie zur Erklärung der objektiven, äußern Erkenntniß anwende; wie ich dies demnach gethan habe. Hingegen führt der Weg des Illuminismus, aus den oben dargelegten Gründen, nicht zum Zweck.

§. 11.

Bloße Schlauheit befähigt wohl zum Skeptikus, aber nicht zum Philoſophen. Inzwiſchen iſt die Skepſis in der Philoſophie was die Oppoſition im Parlament, iſt auch eben ſo wohlthätig, ja nothwendig. Sie beruht überall darauf, daß die Philoſophie einer Evidenz ſolcher Art, wie die Mathematik ſie hat, nicht fä-

hig iſt; ſo wenig, wie der Menſch thieriſcher Kunſttriebe, die eben auch a priori ſicher gehn. Daher wird gegen jedes Syſtem die Skepſis ſich immer noch in die andere Waagſchale legen können: aber ihr Gewicht wird zuletzt ſo gering werden, gegen das andere, daß es ihm nicht mehr ſchadet, als der arithmetriſchen Quadratur des Cirkels, daß ſie doch nur approximativ iſt.

§. 12.

Ausſprüche der Vernunft nennt Jeder gewiſſe Sätze, die er ohne Unterſuchung für wahr hält und davon er ſich ſo feſt überzeugt glaubt, daß ſogar, wenn er es wollte, er es nicht dahin bringen könnte, ſie ernſtlich zu prüfen, als wozu er ſie einſtweilen in Zweifel ziehen müßte. In dieſen feſten Kredit ſind ſie bei ihm dadurch gekommen, daß, als er anfieng zu reden und zu denken, ſie ihm anhaltend vorgeſagt und dadurch eingeimpft wurden; daher denn ſeine Gewohnheit ſie zu denken eben ſo alt iſt, wie die Gewohnheit überhaupt zu denken; wodurch es kommt, daß er Beides nicht mehr trennen kann; ja, ſie ſind mit ſeinem Gehirn verwachſen. Das hier Geſagte iſt ſo wahr, daß es mit Beiſpielen zu belegen einerſeits überflüſſig und andererſeits bedenklich wäre.

§. 13.

Keine, aus einer objektiven, anſchauenden Auffaſſung der Dinge entſprungene und folgerecht durchgeführte Anſicht der Welt kann durchaus falſch ſeyn; ſondern ſie iſt, im ſchlimmſten Fall, nur einſeitig: ſo z. B. der vollkommene Materialismus, der abſolute Idealismus u. a. m. Sie alle ſind wahr; aber ſie ſind es zugleich: folglich iſt ihre Wahrheit eine nur relative. Jede ſolche Auffaſſung iſt nämlich nur von einem beſtimmten Standpunkt aus wahr; wie ein Bild die Gegend nur von einem Geſichtspunkte aus darſtellt. Erhebt man ſich aber über den Standpunkt eines ſolchen Syſtems hinaus; ſo erkennt man die Relativität ſeiner Wahrheit, d. h. ſeine Einſeitigkeit. Nur der höchſte, Alles überſehende und in Rechnung bringende Standpunkt kann abſolute Wahrheit liefern. — Demzufolge nun iſt es z. B. wahr, wenn ich mich ſelbſt betrachte als ein blos zeitliches, entſtandenes und dem gänzlichen Untergange beſtimmtes Naturpro-

dukt, — etwan in der Weiſe des Koheleth: aber es iſt zugleich wahr, daß Alles, was je war und je ſeyn wird, Ich bin und außer mir nichts iſt. Eben ſo iſt es wahr, wenn ich, nach Weiſe des Anakreon, das höchſte Glück in den Genuß der Gegenwart ſetze: aber zugleich iſt es wahr, wenn ich die Heilſamkeit des Leidens und das Nichtige, ja, Verderbliche alles Genuſſes erkenne und den Tod als den Zweck meines Daſeyns auffaſſe.

Alles Dieſes hat ſeinen Grund darin, daß jede folgerecht durchführbare Anſicht nur eine in Begriffe übertragene und dadurch fixirte, anſchauliche und objektive Auffaſſung der Natur iſt, die Natur aber, d. i. das Anſchauliche, nie lügt, noch ſich widerſpricht, da ihr Weſen dergleichen ausſchließt. Wo daher Widerſpruch und Lüge iſt; da ſind Gedanken, die nicht aus objektiver Auffaſſung entſprungen ſind, — z. B. im Optimismus. Hingegen unvollſtändig und einſeitig kann eine objektive Auffaſſung ſeyn: dann gebürt ihr eine Ergänzung, nicht eine Widerlegung.

§. 14.

Man wird es nicht müde, der Metaphyſik ihre ſo geringen Fortſchritte, im Angeſicht der ſo großen der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften vorzuwerfen. Schon Voltaire ruft aus: o métaphysique! nous sommes aussi avancés que du tems des premiers Druides. (Mél. d. phil. ch. 9.). Aber, welche andere Wiſſenſchaft hat denn, wie ſie, allezeit einen Antagoniſten ex officio, einen beſtellten fiskaliſchen Ankläger, einen kings champion in vollem Harniſch, der auf die wehr- und waffenloſe eindringt, zum beſtändigen Hemmniß gehabt? Nimmer wird ſie ihre wahren Kräfte zeigen, ihre Rieſenſchritte thun können, ſo lange ihr, unter Drohungen, zugemuthet wird, ſich den, auf die ſo kleine Kapacität des ſo großen Haufens berechneten Dogmen anzupaſſen. Erſt bindet man uns die Arme, und dann verhöhnt man uns, daß wir nichts leiſten können.

§. 15.

Um uns gegen fremde, der unſrigen entgegengeſetzte Anſichten tolerant und beim Widerſpruch geduldig zu machen, iſt vielleicht nichts wirkſamer, als die Erinnerung, wie häufig wir ſelbſt, über den ſelben Gegenſtand, ſucceſſiv ganz entgegengeſetzte Mei-

Digitized by Google

nungen gehegt und solche, bisweilen sogar in sehr kurzer Zeit, wiederholt gewechselt, bald die eine Meinung, bald wieder ihr Gegentheil, verworfen und wieder aufgenommen haben; je nachdem der Gegenstand bald in diesem, bald in jenem Lichte sich uns darstellte.

Desgleichen ist, um unserm Widerspruche gegen die Meinung eines Andern bei diesem Eingang zu verschaffen, nichts geeigneter, als die Rede: „das Selbe habe ich früher auch gemeint; aber u. s. w.

§. 16.

Eine Irrlehre, sei sie aus falscher Ansicht gefaßt, oder aus schlechter Absicht entsprungen, ist stets nur auf specielle Umstände, folglich auf eine gewisse Zeit berechnet; die Wahrheit allein auf alle Zeit; wenn sie auch eine Weile verkannt, oder erstickt werden kann. Denn, sobald nur ein wenig Licht von innen, oder ein wenig Luft von außen kommt, findet sich jemand ein, sie zu verkündigen, oder zu vertheidigen. Weil sie nämlich nicht aus der Absicht irgend einer Partei entsprungen ist; so wird, zu jeder Zeit, jeder vorzügliche Kopf ihr Verfechter. Denn sie gleicht dem Magneten, der stets und überall nach einem absolut bestimmten Weltpunkte weist; die Irrlehre hingegen einer Statue, die mit der Hand auf eine andere Statue hinweist, von welcher ein Mal getrennt sie alle Bedeutung verloren hat.

§. 17.

Was der Auffindung der Wahrheit am meisten entgegensteht ist nicht der aus den Dingen hervorgehende und zum Irrthum verleitende falsche Schein, noch auch unmittelbar die Schwäche des Verstandes; sondern es ist die vorgefaßte Meinung, das Vorurtheil, welches, als ein After-a priori, der Wahrheit sich entgegenstellt und dann einem widrigen Winde gleicht, der das Schiff von der Richtung, in der allein das Land liegt, zurücktreibt; so daß jetzt Steuer und Segel vergeblich thätig sind.

§. 18.

Den Göthe'schen Vers im Faust:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen,"

kommentire ich mir folgendermaaßen. Was Denker vor uns

ſchon gefunden haben, unabhängig von ihnen und ehe man es weiß, aus eigenen Mitteln ſelbſt zu finden, iſt von großem Werth und Nutzen. Denn das Selbſtgedachte verſteht man viel gründlicher, als das Erlernte, und erhält, wenn man es nachmals bei jenen Frühern findet, unverhofft eine ſtark für die Wahrheit deſſelben zeugende Beſtätigung, durch fremde, anerkannte Auktorität, wodurch man ſodann Zuverſicht und Standhaftigkeit gewinnt, es gegen jeden Widerſpruch zu verfechten.

Hingegen wenn man etwas zuerſt in Büchern gefunden hat, dann aber auch durch eigenes Nachdenken das ſelbe Reſultat erlangt; ſo weiß man doch nie gewiß, daß man dieſes ſelbſt gedacht und geurtheilt und nicht bloß jenen Frühern nachgeſprochen, oder nachempfunden habe. Dies nun aber begründet, in Hinſicht auf die Gewißheit der Sache, einen großen Unterſchied. Denn im letztern Falle könnte man am Ende bloß mit jenen Früheren, aus Präokkupation, geirrt haben; wie das Waſſer den Weg des ihm vorhergegangenen leicht einſchlägt. Wenn Zwei, jeder für ſich, rechnen und das ſelbe Reſultat erhalten, ſo iſt dies ein ſicheres; nicht aber, wenn die Rechnung des Einen von einem Andern bloß durchgeſehn worden.

§. 19.

Es iſt eine Folge der Beſchaffenheit unſeres Intellekts, daß wir nicht umhin können, die Welt entweder als *Zweck*, oder als *Mittel* aufzufaſſen. Erſteres nun würde beſagen, daß ihr Daſeyn durch ihr Weſen gerechtfertigt, mithin ihrem Nichtſeyn entſchieden vorzuziehn wäre. Allein die Erkenntniß, daß ſie nur ein Tummelplatz leidender und ſterbender Weſen iſt, läßt dieſen Gedanken nicht beſtehn. Nun aber wiederum, ſie als *Mittel* aufzufaſſen, läßt die Unendlichkeit der bereits verfloſſenen Zeit nicht zu, vermöge welcher jeder zu erreichende Zweck ſchon längſt hätte erreicht ſeyn müſſen. — Hieraus folgt, daß jene Anwendung der unſerm Intellekt natürlichen Vorausſetzung auf das Ganze der Dinge, oder die Welt, eine *transſcendente* iſt, d. h. eine ſolche, die wohl *in* der Welt, aber nicht *von* der Welt gilt; was daraus erklärlich iſt, daß ſie aus der Natur eines Intellekts entſpringt, welcher, wie ich dargethan habe, zum Dienſte eines individuellen *Willens*, d. h. zur Erlangung ſei-

Digitized by Google

ner Gegenſtände, entſtanden, und daher ausſchließlich auf Zwecke und Mittel berechnet iſt, mithin gar nichts Anderes kennt und begreift.

§. 20.

Wenn man nach außen blickt, woſelbſt die Unermeßlichkeit der Welt und die Zahlloſigkeit der Weſen ſich uns darſtellt; ſo ſchrumpft das eigene Selbſt, als bloßes Individuum, zu nichts zuſammen und ſcheint zu verſchwinden. Durch eben dieſes Uebergewicht der Maſſe und Zahl hingeriſſen, denkt man ferner, daß nur die nach außen gerichtete, alſo die objektive Philoſophie auf dem richtigen Wege ſeyn könne: auch war hieran zu zweifeln den älteſten griechiſchen Philoſophen gar nicht eingefallen.

Blickt man hingegen nach innen; ſo findet man zunächſt, daß jedes Individuum einen unmittelbaren Antheil nur an ſich ſelber nimmt, ja, ſich ſelber mehr am Herzen liegt, als alles Andere zuſammengenommen; — was daher kommt, daß es allein ſich ſelbſt unmittelbar, alles Andere aber nur mittelbar erkennt. Wenn man nun noch hinzunimmt, daß bewußte und erkennende Weſen ſchlechterdings nur als Individuen denkbar ſind, die bewußtloſen aber nur ein halbes, ein bloß mittelbares Daſeyn haben; ſo fällt alle eigentliche und wahre Exiſtenz in die Individuen. Wenn man endlich gar noch ſich darauf beſinnt, daß das Objekt durch das Subjekt bedingt iſt, folglich jene unermeßliche Außenwelt ihr Daſeyn nur im Bewußtſeyn erkennender Weſen hat, folglich an das Daſeyn der Individuen, die deſſen Träger ſind, gebunden iſt, ſo entſchieden, daß ſie in dieſem Sinne ſogar als eine bloße Ausſtattung, ein Accidenz des doch ſtets individuellen Bewußtſeyns angeſehen werden kann; — wenn man, ſage ich, dies Alles ins Auge faßt; ſo geht man zu der Anſicht über, daß nur die nach innen gerichtete, vom Subjekt, als dem unmittelbar Gegebenen, ausgehende Philoſophie, alſo die der Neueren ſeit Carteſius, auf dem richtigen Wege ſei, mithin die Alten die Hauptſache überſehen haben. Aber die vollkommene Ueberzeugung hievon wird man erſt erhalten, wenn man, tief in ſich gehend, das Gefühl der Urſprünglichkeit, welches in jedem erkennenden Weſen liegt, ſich zum Bewußtſeyn bringt: ich meyne jenes Gefühl, deſſen beſter Ausdruck die Worte des Upaniſchads ſind: **hae omnes creaturae in totum ego sum, et praeter me**

Digitized by Google

ens aliud non est, et omnia ego creata feci. (Oupnekh. I, p. 122.)

§. 21.

Ueber die Eintheilung der Philoſophie, welche beſonders hinſichtlich des Vortrages derſelben von Wichtigkeit iſt, würde, von meinem Geſichtspunkte aus, Folgendes gelten.

Die Philoſophie hat zwar zu ihrem Gegenſtande die Erfahrung, aber nicht, gleich den übrigen Wiſſenſchaften, dieſe oder jene beſtimmte Erfahrung; ſondern eben die Erfahrung ſelbſt, überhaupt und als ſolche, ihrer Möglichkeit, ihrem Gebiete, ihrem weſentlichen Inhalte, ihren innern und äußern Elementen, ihrer Form und Materie nach. Daß demzufolge die Philoſophie allerdings empiriſche Grundlagen haben müſſe und nicht aus reinen, abſtrakten Begriffen herausgeſponnen werden könne, habe ich ausführlich dargethan im zweiten Bande meines Hauptwerkes Kap. 17, S. 180—185, und auch oben, §. 9, es kurz reſumirt. Aus ihrem angegebenen Vorwurfe folgt ferner, daß das Erſte, was ſie zu betrachten hat, ſeyn muß das Medium, in welchem die Erfahrung überhaupt ſich darſtellt, nebſt der Form und Beſchaffenheit deſſelben. Dieſes Medium iſt die Vorſtellung, die Erkenntniß, alſo der Intellekt. Dieſerhalb hat jede Philoſophie anzuheben mit Unterſuchung des Erkenntnißvermögens, ſeiner Formen und Geſetze, wie auch der Gültigkeit und der Schranken derſelben. Eine ſolche Unterſuchung wird demnach philosophia prima ſeyn. Sie zerfällt in die Betrachtung der primären, d. i. anſchaulichen Vorſtellungen, welchen Theil man Dianoiologie, oder Verſtandeslehre, nennen kann; und in die Betrachtung der ſekundären, d. i. abſtrakten Vorſtellungen, nebſt der Geſetzmäßigkeit ihrer Handhabung, alſo Logik, oder Vernunftlehre. Dieſer allgemeine Theil nun begreift, oder vielmehr vertritt, zugleich Das, was man früher Ontologie nannte und als die Lehre von den allgemeinſten und weſentlichen Eigenſchaften der Dinge überhaupt und als ſolcher aufſtellte; indem man für Eigenſchaften der Dinge an ſich ſelbſt hielt was nur in Folge der Form und Natur unſers Vorſtellungsvermögens ihnen zukommt, indem dieſer gemäß alle durch daſſelbe aufzufaſſende Weſen ſich darſtellen müſſen, demzufolge ſie alsdann gewiſſe, ihnen allen gemeinſame Eigenſchaften an ſich tragen. Dies iſt dem zu vergleichen,

Digitized by Google

daß man die Farbe eines Glaſes den dadurch geſehenen Gegenſtänden beilegt.

Die auf ſolche Unterſuchungen folgende Philoſophie im engern Sinne iſt ſodann Metaphyſik; weil ſie nicht etwan nur das Vorhandene, die Natur, kennen lehrt, ordnet und in ſeinem Zuſammenhange betrachtet; ſondern es auffaßt als eine gegebene, aber irgendwie bedingte Erſcheinung, in welcher ein von ihr ſelbſt verſchiedenes Weſen, welches demnach das Ding an ſich wäre, ſich darſtellt. Dieſes nun ſucht ſie näher kennen zu lernen: die Mittel hiezu ſind theils das Zuſammenbringen der äußern mit der innern Erfahrung; theils die Erlangung eines Verſtändniſſes der geſammten Erſcheinung, mittelſt Auffindung ihres Sinnes und Zuſammenhanges, — zu vergleichen der Ableſung bis dahin räthſelhafter Charaktere einer unbekannten Schrift. Auf dieſem Wege gelangt ſie von der Erſcheinung zum Erſcheinenden, zu dem was hinter jener ſteckt; daher *τα μετα τα φυσικα*. In Folge hievon zerfällt ſie in drei Theile:

Metaphyſik der Natur,
Metaphyſik des Schönen,
Metaphyſik der Sitten.

Die Ableitung dieſer Eintheilung ſetzt jedoch ſchon die Metaphyſik ſelbſt voraus. Dieſe nämlich weiſt das Ding an ſich, das innere und letzte Weſen der Erſcheinung, in unſerm Willen nach: daher wird, nach Betrachtung deſſelben, wie er in der äußern Natur ſich darſtellt, ſeine ganz anderartige und unmittelbare Manifeſtation in unſerm Innern unterſucht, woraus die Metaphyſik der Sitten hervorgeht: vorher aber wird noch die vollkommenſte und reinſte Auffaſſung ſeiner äußern, oder objektiven Erſcheinung in Betracht genommen, welches die Metaphyſik des Schönen giebt.

Rationale Pſychologie oder Seelenlehre giebt es nicht; weil, wie Kant bewieſen hat, die Seele eine transſcendente, als ſolche aber eine unerwieſene und unberechtigte Hypoſtaſe iſt, demnach auch der Gegenſatz von „Geiſt und Natur“ den Philiſtern und Hegelianern überlaſſen bleibt. Das Weſen an ſich des Menſchen kann nur im Verein mit dem Weſen an ſich aller Dinge, alſo der Welt, verſtanden werden, indem Mikrokosmos und Makrokosmos ſich gegenſeitig erläutern, wobei ſie als im Weſentlichen

Digitized by Google

das Selbe ſich ergeben. Dieſe an das Innere des Menſchen geknüpfte Betrachtung durchzieht und erfüllt die ganze Metaphyſik, in allen ihren Theilen, kann alſo nicht wieder geſondert auftreten, als Pſychologie. Hingegen Anthropologie, als Erfahrungswiſſenſchaft, läßt ſich aufſtellen, iſt aber theils Anatomie und Phyſiologie, — theils bloße empiriſche Pſychologie, d. i. aus der Beobachtung geſchöpfte Kenntniß der moraliſchen und intellektuellen Aeußerungen und Eigenthümlichkeiten des Menſchengeſchlechts, wie auch der Verſchiedenheit der Individualitäten in dieſer Hinſicht. Das Wichtigſte daraus wird jedoch nothwendig, als empiriſcher Stoff, von den drei Theilen der Metaphyſik vorweggenommen und bei ihnen verarbeitet. Das dann noch Uebrige verlangt feine Beobachtung und geiſtreiche Auffaſſung, ja, ſogar Betrachtung von einem etwas erhöhten Standpunkte aus, ich meyne von dem einiger Ueberlegenheit, iſt daher nur genießbar in den Schriften bevorzugter Geiſter, wie da waren Theophraſtus, Montaigne, Larochefoucauld, Labruyere, Helvetius, Chamfort, Addiſon, Shaftsbury, Shenſtone, Lichtenberg u. a. m., nicht aber iſt es zu ſuchen, noch zu ertragen, in den Kompendien geiſtloſer und daher geiſtesfeindlicher Philoſophieprofeſſoren.

Digitized by Google

Kapitel II.

Zur Logik und Dialektik.

§. 22.

Jede allgemeine Wahrheit verhält sich zu den speciellen wie Gold zu Silber; sofern man sie in eine beträchtliche Menge specieller Wahrheiten, die aus ihr folgen, umsetzen kann, wie eine Goldmünze in kleines Geld. Z. B. daß das ganze Leben der Pflanze ein Desoxydationsproceß, das des Thieres hingegen ein Oxydationsproceß sei; — oder auch daß, wo immer ein elektrischer Strom kreist, alsbald ein magnetischer entsteht, der ihn rechtwinklicht durchschneidet; — dies sind allgemeine Wahrheiten, aus denen man gar viele einzelne ableiten kann, um sie zur Erklärung vorkommender Phänomene zu verwenden.

§. 23.

Ein analytisches Urtheil ist bloß ein auseinandergezogener Begriff; ein synthetisches hingegen ist die Bildung eines neuen Begriffs aus zweien, im Intellekt schon anderweitig vorhandenen. Die Verbindung dieser muß aber alsdann durch irgend eine Anschauung vermittelt und begründet werden: je nachdem nun diese eine empirische, oder aber eine reine a priori ist, wird auch das dadurch entstehende Urtheil ein synthetisches a posteriori, oder a priori seyn.

Jedes analytische Urtheil enthält eine Tautologie, und jedes Urtheil ohne alle Tautologie ist synthetisch. Hieraus folgt, daß, im Vortrage, analytische Urtheile nur unter der Voraussetzung anzuwenden sind, daß Der, zu dem geredet wird, den Subjektbegriff nicht so vollständig kennt, oder gegenwärtig hat, wie Der, welcher redet. — Ferner läßt das Synthetische der geometrischen Lehrsätze sich daraus nachweisen, daß sie keine Tautologie enthalten: bei den arithmetischen ist Dies nicht so augen-

Digitized by Google

fällig; aber doch der Fall. Denn z. B. daß von 1 bis 4 und von 1 bis 5 gezählt gerade so oft die Einheit wiederholt, wie von 1 bis 9 gezählt, ist keine Tautologie, sondern durch die reine Anschauung der Zeit vermittelt und ohne diese nicht einzusehn.

§. 24.

Aus einem Satze kann nicht mehr folgen, als schon darin liegt, d. h. als er selbst, für das erschöpfende Verständniß seines Sinnes, besagt: aber aus zwei Sätzen kann, wenn sie syllogistisch zu Prämissen verbunden werden, mehr folgen, als in jedem derselben, einzeln genommen, liegt; — wie ein chemisch zusammengesetzter Körper Eigenschaften zeigt, die keinem seiner Bestandtheile für sich zukommen. Hierauf beruht der Werth der Schlüsse.

§. 25.

Jede Beweisführung ist eine logische Ableitung des behaupteten Satzes aus einem bereits ausgemachten und gewissen, — mit Hülfe eines andern, als zweiter Prämisse. Jener Satz nun muß entweder selbst unmittelbare, richtiger ursprüngliche, Gewißheit haben, oder aus einem, der solche hat, logisch folgen. Dergleichen Sätze von ursprünglicher, also durch keinen Beweis vermittelter Gewißheit, wie sie die Grundwahrheiten aller Wissenschaften ausmachen, sind stets entstanden durch Uebertragung des irgendwie anschaulich Aufgefaßten in das Gedachte, das Abstrakte. Dieserwegen heißen sie evident; welches Prädikat eigentlich nur ihnen zukommt, nicht aber den bloß bewiesenen Sätzen, welche, als conclusiones ex praemissis, nur folgerichtig zu nennen sind. Dieser ihre Wahrheit ist demnach immer nur eine mittelbare, abgeleitete und entlehnte: nichtsdestoweniger können sie eben so gewiß seyn, wie irgend ein Satz von unmittelbarer Wahrheit; wenn sie nämlich aus einem solchen, wäre es auch durch Zwischensätze, richtig gefolgert sind. Sogar ist, unter dieser Voraussetzung, ihre Wahrheit oft leichter darzuthun und Jedem faßlich zu machen, als die eines Ursatzes von nur unmittelbar und intuitiv zu erkennender Wahrheit; weil zur Rekognition eines solchen bald die objektiven, bald die subjektiven Bedingungen fehlen. Dies Verhältniß ist dem analog, daß der durch Mittheilung erzeugte Stahlmagnet nicht nur eben so starke,

Digitized by Google

ſondern oft noch ſtärkere Ziehkraft hat, als der urſprüngliche Magneteiſenſtein.

Die ſubjektiven Bedingungen nämlich zur Erkenntniß der unmittelbar wahren Sätze machen Das aus, was man Urtheilskraft nennt: dieſe aber gehört zu den Vorzügen der überlegenen Köpfe; während die Fähigkeit, aus gegebenen Prämiſſen die richtige Konkluſion zu ziehen, keinem geſunden Kopfe abgeht. Denn das Feſtſtellen der urſprünglichen, unmittelbar wahren Sätze erfordert die Uebertragung des anſchaulich Erkannten in die abſtrakte Erkenntniß: die Fähigkeit hiezu aber iſt bei gewöhnlichen Köpfen äußerſt beſchränkt und erſtreckt ſich nur auf leicht überſehbare Verhältniſſe, wie z. B. die Axiome Euklid's, oder auch ganz einfache, unzweideutige, ihnen offen vorliegende Thatſachen. Was darüber hinausgeht kann in ihre Ueberzeugung nur auf dem Wege des Beweiſes gelangen, der keine andere unmittelbare Erkenntniß heiſcht, als die, welche in der Logik durch die Sätze vom Widerſpruch nnd der Identität ausgedrückt wird und in den Beweiſen ſich bei jedem Schritte wiederholt. Auf ſolchem Wege alſo muß ihnen Alles auf die höchſt einfachen Wahrheiten, welche allein ſie unmittelbar zu faſſen fähig ſind, zurückgeführt werden. Geht man hiebei vom Allgemeinen zum Speciellen, ſo iſt es Deduktion; in umgekehrter Richtung aber Induktion.

Urtheilsfähige Köpfe hingegen, noch mehr aber Erfinder und Entdecker, beſitzen die Fähigkeit des Uebergangs vom Angeſchauten zum Abſtrakten, oder Gedachten, in viel höherem Grade; ſo daß ſolche ſich auf die Durchſchauung ſehr komplicirter Verhältniſſe erſtreckt, wodurch das Feld der Sätze von unmittelbarer Wahrheit für ſie ein ungleich ausgedehnteres iſt und Vieles von Dem befaßt, wovon jene Andern nie mehr, als die ſchwächere, bloß mittelbare Ueberzeugung erhalten können. Für dieſe Letzteren eigentlich wird von einer neu entdeckten Wahrheit hinterher der Beweis, d. i. die Zurückführung auf bereits anerkannte, oder ſonſt unzweifelhafte Wahrheiten geſucht. — Es giebt jedoch Fälle, in denen Dies nicht ausführbar iſt. So z. B. kann ich für die ſechs Zahlenbrüche, durch welche ich die 6 Hauptfarben ausgedrückt habe, und welche allein die Einſicht in das eigentliche, ſpecifiſche Weſen einer jeden derſelben aufſchließen und dadurch

Digitized by Google

zum ersten Male die Farbe dem Verstande wirklich erklären, keinen Beweis finden: dennoch ist die unmittelbare Gewißheit derselben so groß, daß schwerlich irgend ein urtheilsfähiger Kopf im Ernst daran zweifeln wird; weshalb denn auch Herr Prof. Rosas in Wien es auf sich genommen hat, sie als Ergebniß seiner eigenen Einsicht vorzutragen, — worüber ich auf den „Willen in der Natur" S. 19 verweise.

§. 26.

Die Kontroverse, das Disputiren über einen theoretischen Gegenstand, kann, ohne Zweifel, für beide darin implicirte Parteien sehr fruchtbringend werden, indem es die Gedanken, die sie haben, berichtigt, oder bestätigt, und auch neue erweckt. Es ist eine Reibung, oder Kollision zweier Köpfe, die oft Funken schlägt, jedoch auch darin der Kollision der Körper analog ist, daß der schwächere oft darunter zu leiden hat; während der stärkere sich dabei wohl befindet und nur einen siegreichen Klang vernehmen läßt. Aus dieser Rücksicht ist ein Erforderniß dazu, daß beide Disputanten wenigstens einigermaaßen einander gewachsen seien, sowohl an Kenntnissen, als an Geist und Gewandheit. Fehlt es dem Einen an den ersteren; so ist er nicht au niveau, und dadurch den Argumenten des Andern nicht zugänglich: er steht gleichsam beim Kampf außerhalb der Mensur. Fehlt es ihm aber gar am Zweiten; so wird die dadurch in ihm bald rege werdende Erbitterung, ihn allmälig zu allerlei Unredlichkeiten, Winkelzügen und Schikanen im Disputiren, und, wenn ihm diese nachgewiesen werden, zur Grobheit verleiten. Demnach soll zuvörderst ein Gelehrter nicht mit Ungelehrten disputiren: denn er kann gegen sie seine besten Argumente nicht gebrauchen; weil es ihnen an Kenntnissen fehlt, sie zu verstehn und zu erwägen. Versucht er, in dieser Verlegenheit, sie ihnen dennoch begreiflich zu machen; so wird Dies meistens mißlingen; ja, sie werden bisweilen, durch ein schlechtes und plumpes Gegenargument, in den Augen eben so unwissender Zuhörer Recht zu behalten scheinen. Darum sagt Göthe:

„Laß Dich nur zu keiner Zeit
Zum Widerspruch verleiten:
Weise verfallen in Unwissenheit,
Wenn sie mit Unwissenden streiten."

Digitized by Google

Aber noch schlimmer ist man daran, wenn es dem Gegner an Geist und Verstande gebricht; es wäre denn, daß er diesen Mangel durch ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit und Belehrung ersetzte. Denn außerdem fühlt er sich bald am empfindlichsten Theile verletzt; wonach wer mit ihm streitet sofort merken wird, daß er es nicht mehr mit seinem Intellekt, sondern mit dem Radikalen des Menschen, mit seinem Willen zu thun hat, dem nur daran liegt, daß er den Sieg behalte, sei es per fas oder per nefas; daher sein Verstand jetzt auf nichts Anderes mehr gerichtet ist, als auf Schliche, Kniffe und Unredlichkeiten jeder Art, aus welchen nachher herausgetrieben er endlich zur Grobheit greifen wird, um nur, auf eine oder die andere Weise, seine gefühlte Inferiorität zu kompensiren und, je nach Stand und Verhältnissen der Disputanten, den Kampf der Geister in einen Kampf der Leiber zu verwandeln, als wo er bessere Chancen für sich zu hoffen hat. Demnach ist die zweite Regel, daß man nicht mit Menschen von beschränktem Verstande disputiren soll. Man sieht bereits ab, daß nicht Viele übrig bleiben werden, mit denen man sich allenfalls in eine Kontroverse einlassen darf. Und wahrlich sollte dies auch nur mit Solchen geschehn, die schon zu den Ausnahmen gehören. Die Leute hingegen, wie sie in der Regel sind, nehmen es schon übel, wenn man nicht ihrer Meinung ist: dann sollten sie aber auch ihre Meinungen darauf einrichten, daß man denselben beitreten könnte. Nun aber gar an einer Kontroverse mit ihnen wird man, selbst wenn sie nicht zur oben erwähnten ultima ratio stultorum greifen, meistens nur Verdruß erleben; indem man dabei es nicht allein mit ihrer intellektuellen Unfähigkeit, sondern gar bald auch mit ihrer moralischen Schlechtigkeit zu thun haben wird. Diese nämlich wird sich kund geben in der häufigen Unredlichkeit ihres Verfahrens beim Disputiren. Die Schliche, Kniffe und Chikanen, zu denen sie, um nur Recht zu behalten, greifen, sind so zahlreich und mannigfaltig, und dabei doch so regelmäßig wiederkehrend, daß sie mir, in früheren Jahren, ein eigener Stoff zum Nachdenken wurden, welches sich auf das rein Formale derselben richtete, nachdem ich erkannt hatte, daß so verschieden auch sowohl die Gegenstände der Diskussion, als die Personen seyn mochten, doch die selben und identischen Schliche und Kniffe stets

Digitized by Google

wiederkamen und sehr wohl zu erkennen waren. Dies brachte mich damals auf den Gedanken, das bloß Formale besagter Schliche und Kniffe vom Stoff rein abzusondern und es, gleichsam als ein sauberes anatomisches Präparat, zur Schau zu stellen. Ich sammelte also alle die so oft vorkommenden unredlichen Kunstgriffe beim Disputiren und stellte jeden derselben in seinem eigenthümlichen Wesen, durch Beispiele erläutert und durch einen eigenen Namen bezeichnet, deutlich dar, fügte endlich auch die dagegen anzuwendenden Mittel, gleichsam die Paraden zu diesen Finten, hinzu; woraus denn eine förmliche eristische Dialektik erwuchs. In dieser nahmen nun die soeben belobten Kunstgriffe, oder Stratagemata, als eristisch-dialektische Figuren, die Stelle ein, welche in der Logik die syllogistischen, und in der Rhetorik die rhetorischen Figuren ausfüllen, mit welchen Beiden sie das Gemeinsame haben, daß sie gewissermaaßen angeboren sind, indem ihre Praxis der Theorie vorhergeht, man also, um sie zu üben, nicht erst sie gelernt zu haben braucht. Die rein formale Aufstellung derselben wäre sonach ein Komplement jener Technik der Vernunft, welche als aus Logik, Dialektik und Rhetorik bestehend, im 2. Bande meines Hauptwerks, Kap. 9., dargestellt ist. Da, so viel mir bekannt, kein früherer Versuch in dieser Art vorhanden ist; so hatte ich dabei keine Vorarbeit zu benutzen: bloß von der Topika des Aristoteles habe ich hin und wieder Gebrauch machen und einige ihrer Regeln zum Aufstellen (*κατασκευαζειν*) und Umstoßen (*ανασκευαζειν*) der Behauptungen zu meinem Zwecke verwenden können. Diesem aber ganz eigentlich entsprechend muß die von Diogenes Laertius erwähnte Schrift des Theophrastus *Αγωνιστικον της περι τους εριστικους λογους θεωριας* gewesen seyn, welche, mit allen seinen rhetorischen Schriften, verloren gegangen ist. Auch Plato (de rep. V., p. 12. Bip.) berührt eine *αντιλογικη τεχνη*, welche das *εριζειν* lehrte, wie die *διαλεκτικη* das *διαλεγεσθαι*. Von neueren Büchern kommt meinem Zweck am nächsten des weiland Halle'schen Professors Fridemann Schneider tractatus logicus singularis, in quo processus disputandi, seu officia, aeque ac vitia disputantium exhibentur, Halle, 1718; sofern er nämlich in den Kapiteln über die vitia mancherlei eristische Unredlichkeiten bloßlegt. Jedoch hat er immer nur die formellen

Digitized by Google

akademischen Disputationen im Auge: auch ist im Ganzen seine Behandlung der Sache matt und mager, wie solche Fakultätenwaare zu seyn pflegt, dabei auch noch in ausgezeichnet schlechtem Latein. Die ein Jahr später erschienene methodus disputandi von Joachim Lange ist entschieden besser, enthält aber nichts für meinen Zweck. — Bei jetzt vorgenommener Revision jener meiner früheren Arbeit jedoch, finde ich eine solche ausführliche und minutiöse Betrachtung der Schleichwege und Kniffe, deren die gemeine Menschennatur sich bedient, um ihre Mängel zu verstecken, meiner Gemüthsverfassung nicht mehr angemessen, lege sie daher zurück. Um indessen für Die, welche künftig so etwas zu unternehmen aufgelegt seyn möchten, meine Behandlungsweise der Sache näher zu bezeichnen, will ich hier ein Paar solcher Stratagemata als Proben davon hersetzen, zuvor aber noch aus eben jener Ausarbeitung, den Umriß des Wesentlichen jeder Disputation mittheilen; da er das abstrakte Grundgerüst, gleichsam das Skelett, der Kontroverse überhaupt liefert, also für eine Osteologie derselben gelten kann und wegen seiner Uebersehbarkeit und Klarheit wohl verdient hier zu stehn. Er lautet:

In jeder Disputation, sie werde nun öffentlich, wie in akademischen Hörsälen und vor Gerichtshöfen, oder in der bloßen Unterhaltung geführt, ist der wesentliche Hergang folgender:

Eine These ist aufgestellt und soll widerlegt werden: hiezu nun giebt es zwei Modi und zwei Wege.

1) Die Modi sind: ad rem und ad hominem, oder ex concessis. Nur durch den ersteren stoßen wir die absolute, oder objektive Wahrheit der These um, indem wir darthun, daß sie mit der Beschaffenheit der in Rede stehenden Sache nicht übereinstimmt. Durch den andern hingegen stoßen wir bloß ihre relative Wahrheit um, indem wir nachweisen, daß sie andern Behauptungen, oder Zugeständnissen des Vertheidigers der These widerspricht, oder, indem wir die Argumente desselben als unhaltbar nachweisen; wobei denn die objektive Wahrheit der Sache selbst eigentlich unentschieden bleibt. In manchen Fällen kann man diesen modus procedendi sogar damit vergleichen, daß, vor Gericht, der Kläger eine falsche Schuldverschreibung producirte, die der Beklagte seinerseits durch eine falsche Quittung abfertigte: das Darlehn könnte darum doch geschehn seyn. Aber,

Digitized by Google

eben wie dieſes letztere Verfahren, ſo hat auch oft die bloße argumentatio ad hominem den Vorzug der Kürze, indem gar häufig, im einen, wie im andern Fall, die wahre und gründliche Aufklärung der Sache äußerſt weitläuftig und ſchwierig ſeyn würde.

2) Die zwei Wege nun ferner ſind der direkte, und der indirekte. Der erſtere greift die Theſe bei ihren Gründen, der andere bei ihren Folgen an. Jener beweiſt, daß ſie nicht wahr ſei; dieſer, daß ſie nicht wahr ſeyn könne. Wir wollen ſie näher betrachten.

a) Auf dem direkten Wege widerlegend, alſo die Gründe der Theſe angreifend, zeigen wir entweder, daß dieſe ſelbſt nicht wahr ſeien, indem wir ſagen: nego majorem, oder nego minorem: durch Beides greifen wir die Materie des die Theſe begründenden Schluſſes an. Oder aber wir geben dieſe Gründe zu, zeigen jedoch, daß die Theſe nicht aus ihnen folgt, ſagen alſo: nego consequentiam; wodurch wir die Form des Schluſſes angreifen.

b) Auf dem indirekten Wege widerlegend, alſo die Theſe bei ihren Folgen angreifend, um aus der Unwahrheit dieſer, vermöge des Geſetzes a falsitate rationati ad falsitatem rationis valet consequentia, auf ihre eigene Unwahrheit zu ſchließen, können wir uns nun entweder der bloßen Inſtanz, oder aber der Apagoge bedienen.

α) Die Inſtanz, ἐνστασις, iſt ein bloßes exemplum in contrarium: ſie widerlegt die Theſe durch Nachweiſung von Dingen, oder Verhältniſſen, die unter ihrer Ausſage begriffen ſind, alſo aus ihr folgen, bei denen ſie aber offenbar nicht zutrifft; daher ſie nicht wahr ſeyn kann.

β) Die Apagoge bringen wir dadurch zu Wege, daß wir die Theſe vorläufig als wahr annehmen, nun aber irgend einen andern, als wahr anerkannten und unbeſtrittenen Satz ſo mit ihr verbinden, daß Beide die Prämiſſen eines Schluſſes werden, deſſen Konkluſion offenbar falſch iſt, indem ſie entweder der Natur der Dinge überhaupt, oder der ſicher anerkannten Beſchaffenheit der in Rede ſtehenden Sache, oder aber einer andern Behauptung des Verfechters der Theſe widerſpricht: die Apagoge kann alſo, dem modus nach, ſowohl bloß ad hominem, als ad

Digitized by Google

rem seyn. Sind es nun aber ganz unzweifelhafte, wohl gar a priori gewisse Wahrheiten, denen jene Konklusion widerspricht; dann haben wir den Gegner sogar ad absurdum geführt. Jedenfalls muß, da die hinzugenommene andere Prämisse von unbestrittener Wahrheit ist, die Falschheit der Konklusion von seiner These herrühren: diese kann also nicht wahr seyn.

Jedes Angriffs-Verfahren beim Disputiren wird auf die hier formell dargestellten Proceduren zurückzuführen seyn: diese sind also in der Dialektik Das, was in der Fechtkunst die regelmäßigen Stöße, wie Terz, Quart u. s. w. — hingegen würden die von mir zusammengestellten Kunstgriffe, oder Stratagemata, allenfalls den Finten zu vergleichen seyn, und endlich die persönlichen Ausfälle beim Disputiren den von den Universitätsfechtmeistern so genannten Sauhieben. Als Probe und Beispiele jener von mir zusammengebrachten Stratagemata mögen nun folgende hier eine Stelle finden.

Siebentes Stratagem: die Erweiterung. Die Behauptung des Gegners wird in einem weiteren Sinne genommen, als er beabsichtigt, oder sogar auch ausgedrückt hat, um sie sodann in solchem Sinne bequem zu widerlegen.

Beispiel: A. behauptet, die Engländer überträfen in der dramatischen Kunst alle andern Nationen. B. macht die scheinbare instantia in contrarium, daß in der Musik, folglich auch in der Oper, ihre Leistungen gering wären.

Achtes Stratagem: die Konsequenzmacherei. Man fügt zum Satze des Gegners, oft sogar nur stillschweigend, einen zweiten hinzu, welcher, durch Subjekt oder Prädikat, jenem verwandt ist: aus diesen zwei Prämissen nun zieht man eine unwahre, meistens gehässige Konklusion, die man dem Gegner zur Last legt.

Beispiel: A. lobt es, daß die Franzosen Karl X. verjagt haben. B. erwidert sogleich: „also wollen Sie, daß wir unsern König verjagen." — Der von ihm stillschweigend als Major hinzugefügte Satz ist: „Alle, die ihren König verjagen, sind zu loben." — Dies kann auch auf die fallacia a dicto secundum quid ad dictum simpliciter zurückgeführt werden.

Neuntes Stratagem: die Diversion. Wenn man, im Fortgange der Disputation, merkt, daß es schief geht, und der

Digitized by Google

Gegner ſiegen wird; ſo ſucht man bei Zeiten dieſem Unfall vorzubeugen durch eine mutatio controversiae, alſo durch Ablenken der Diskuſſion auf einen andern Gegenſtand, nämlich auf irgend eine Nebenſache, nöthigenfalls ſogar durch Abſpringen auf eine ſolche. Dieſe ſucht man jetzt dem Gegner unterzuſchieben, um ſie anzufechten und ſtatt des urſprünglichen Gegenſtandes zum Thema der Kontroverſe zu machen; ſo daß der Gegner ſeinen bevorſtehenden Sieg verlaſſen muß, um ſich dahin zu wenden. Sollte man aber unglücklicherweiſe auch hier bald ein ſtarkes Gegenargument aufmarſchiren ſehn; nun, ſo macht man es geſchwind wieder eben ſo, ſpringt alſo abermals auf etwas Anderes ab: und das kann man zehn Mal in einer Viertelſtunde wiederholen, wenn nicht etwan der Gegner die Geduld verliert. Dieſe ſtrategiſchen Diverſionen wird man am geſchickteſten dadurch ausführen, daß man die Kontroverſe unvermerkt und allmälig auf einen, dem in Rede ſtehenden Gegenſtande verwandten, wo möglich auf etwas noch wirklich ihn ſelbſt, nur in anderer Hinſicht Betreffendes, hinüberſpielt. Schon weniger fein iſt es, wenn man bloß das Subjekt der Theſe beibehält, aber andere Beziehungen deſſelben auf's Tapet bringt, die wohl gar mit den in Rede ſtehenden nichts zu thun haben, z. B. vom Buddhaismus der Chineſen redend auf ihren Theehandel übergeht. Iſt nun aber auch nicht ein Mal Dies ausführbar; ſo greift man irgend einen vom Gegner zufällig gebrauchten Ausdruck auf, um an dieſen eine ganz neue Kontroverſe zu knüpfen und ſo von der alten los zu kommen: z. B. der Gegner habe ſich ſo ausgedrückt: „hier eben liegt das Myſterium der Sache"; ſo fällt man geſchwinde ein: „Ja, wenn Sie von Myſterien und Myſtik reden, da bin ich nicht Ihr Mann: denn was das betrifft," u. ſ. w., und nun wird das weite Feld gewonnen. Bietet ſich aber ſelbſt hiezu keine Gelegenheit; ſo muß man noch dreiſter zu Werke gehn und plötzlich auf eine ganz fremde Sache abſpringen, etwan mit: „ja, und ſo behaupteten Sie auch neulich" u. ſ. w. — Die Diverſion überhaupt iſt unter allen Kniffen, deren unredliche Diſputanten ſich, meiſtens inſtinktmäßig, bedienen, der beliebteſte und gebräuchlichſte und faſt unausbleiblich, ſobald ſie in Verlegenheit gerathen.

Dergleichen Stratagemata alſo hatte ich ungefähr vierzig

Digitized by Google

zusammengestellt und ausgeführt. Aber die Beleuchtung aller dieser Schlupfwinkel der, mit Eigensinn, Eitelkeit und Unredlichkeit verschwisterten Beschränktheit und Unfähigkeit widert mich jetzt an; daher ich es bei dieser Probe bewenden lasse und desto ernstlicher auf die oben angegebenen Gründe zum Vermeiden des Disputirens mit Leuten, wie die meisten sind, verweise. Man mag allenfalls der Fassungskraft eines Andern durch Argumente zu Hülfe zu kommen versuchen: aber sobald man in seinen Gegenreden Eigensinn bemerkt, soll man auf der Stelle abbrechen. Denn alsbald wird er auch unredlich werden, und im Theoretischen ist ein Sophisma, was im Praktischen eine Chikane: die hier zur Sprache gebrachten Stratagemata aber sind noch viel nichtswürdiger, als die Sophismen. Denn in ihnen nimmt der Wille die Maske des Verstandes vor, um dessen Rolle zu spielen; was stets abscheulich ausfällt; wie denn auch wenige Dinge solche Indignation hervorrufen, wie wenn man merkt, daß ein Mensch absichtlich mißversteht. Wer gute Gründe seines Gegners nicht gelten läßt, beweist einen entweder direkt schwachen, oder durch die Herrschaft des eigenen Willens unterdrückten, also indirekt schwachen Verstand: daher soll man nur wo etwan Amt und Pflicht es heischen, mit einem Solchen sich herumhetzen. — Bei allen Diesem jedoch muß ich, um auch den erwähnten Winkelzügen ihr Recht widerfahren zu lassen, eingestehn, daß man mit dem Aufgeben seiner Meinung, bei einem treffenden Argument des Gegners, sich ebenfalls übereilen kann. Wir fühlen nämlich, bei einem solchen, die Gewalt desselben: aber die Gegengründe, oder was etwan anderweitig unsere Behauptung selbst dabei noch bestehn lassen und retten könnte, fällt uns nicht eben so schnell ein. Geben wir nun, in solchem Fall, unsere These sogleich verloren; so kann es kommen, daß wir eben dadurch der Wahrheit ungetreu werden; indem sich nachher fände, daß wir dennoch Recht gehabt hätten, jedoch, aus Schwäche und Mangel an Vertrauen zu unserer Sache, dem augenblicklichen Eindruck gewichen wären. — Sogar kann der Beweis, den wir für unsere These aufgestellt hatten, wirklich falsch gewesen seyn, es aber einen andern und richtigen für dieselbe geben. Im Gefühl hievon geschieht es, daß selbst aufrichtige und wahrheitsliebende Leute nicht leicht einem guten Argument auf der Stelle weichen, viel-

Digitized by Google

mehr noch eine kurze Gegenwehr verſuchen, ja ſogar bei ihrem Satze meiſtens auch dann noch eine Weile beharren, wenn die Gegenargumentation ihnen ſeine Wahrheit zweifelhaft gemacht hat. Sie gleichen dabei dem Heerführer, der eine Poſition, die er nicht behaupten kann und es weiß, doch noch, in Hoffnung auf Entſatz, eine Weile zu halten ſucht. Sie hoffen nämlich, daß, während ſie einſtweilen mit ſchlechten Gründen ſich wehren, die guten ihnen inzwiſchen einfallen, oder auch die bloße Scheinbarkeit der Argumente des Gegners ihnen klar werden wird. Dieſergeſtalt alſo wird man zu einer kleinen Unredlichkeit im Disputiren beinahe genöthigt, indem man momentan nicht ſowohl für die Wahrheit, als für ſeinen Satz zu kämpfen hat. Soweit iſt dies eine Folge der Ungewißheit der Wahrheit und der Unvollkommenheit des menſchlichen Intellekts. Nun aber entſteht ſogleich die Gefahr, daß man darin zu weit gehe, zu lange bei ſchlechter Ueberzeugung kämpfe, ſich endlich verſtocke und, der Schlechtigkeit der menſchlichen Natur Raum gebend, per fas et nefas, alſo wohl gar auch mit Hülfe unredlicher Stratagemata, ſeinen Satz vertheidige, ihn mordicus feſthaltend. Hier möge Jeden ſein guter Genius beſchirmen; damit er nicht nachher ſich zu ſchämen brauche. Inzwiſchen leitet deutliche Erkenntniß der hier dargelegten Beſchaffenheit der Sache allerdings zur Selbſtbildung auch in dieſer Hinſicht an.

Digitized by Google

Kapitel III.

Den Intellekt überhaupt und in jeder Beziehung betreffende Gedanken.

---

§. 27.

Jedes angeblich voraussetzungslose Verfahren in der Philosophie ist Windbeutelei: denn immer muß man irgend etwas als gegeben ansehen, um davon auszugehn. Dies nämlich besagt das δος μοι που στω, welches die unumgängliche Bedingung jedes menschlichen Thuns, selbst des Philosophirens, ist; weil wir geistig so wenig, wie körperlich, im freien Aether schweben können. Ein solcher Ausgangspunkt des Philosophirens, ein solches einstweilen als gegeben Genommenes, muß aber nachmals wieder kompensirt und gerechtfertigt werden. Dasselbe wird nämlich entweder ein Subjektives seyn, also etwan das Selbstbewußtseyn, die Vorstellung, das Subjekt, der Wille; oder aber ein Objektives, also das im Bewußtseyn von andern Dingen sich Darstellende, etwan die reale Welt, die Außendinge, die Natur, die Materie, Atome, auch ein Gott, auch ein bloßer beliebig erdachter Begriff, wie die Substanz, das Absolutum, oder was immer es nun seyn soll. Um nun also die hierin begangene Willkürlichkeit wieder auszugleichen und die Voraussetzung zu rektifiziren, muß man nachher den Standpunkt wechseln, und auf den entgegengesetzten treten, von welchem aus man nun das Anfangs als gegeben Genommene, in einem ergänzenden Philosophem wieder ableitet: sic res accendunt lumina rebus.

Geht man z. B. von Subjektiven aus, wie Berkeley, Locke und Kant, in welchem diese Betrachtungsweise ihren Gipfel erreichte, gethan haben; so wird man, obwohl, wegen der wirklichen Unmittelbarkeit des Subjektiven, dieser Weg die größten Vorzüge hat, dennoch eine theils sehr einseitige, theils nicht ganz gerechtfertigte Philosophie erhalten, wenn man sie nicht

Digitized by Google

dadurch ergänzt, daß man das in ihr Abgeleitete ein ander Mal wieder als das Gegebene zum Ausgangspunkte nimmt und also, vom entgegengesetzten Standpunkt aus, das Subjektive aus dem Objektiven ableitet, wie vorhin das Objektive aus dem Subjektiven. Diese Ergänzung der Kantischen Philosophie glaube ich, der Hauptsache nach, geliefert zu haben im 22. Kapitel des zweiten Bandes meines Hauptwerkes und im „Willen in der Natur" unter der Rubrik Pflanzenphysiologie, als wo ich, von der äußern Natur ausgehend, den Intellekt ableite.

Geht man nun aber umgekehrt vom Objektiven aus und nimmt gleich recht Viel als gegeben, etwan die Materie, nebst den in ihr sich manifestirenden Kräften; so hat man bald die ganze Natur; indem eine solche Betrachtungsart den reinen Naturalismus liefert, den ich genauer die absolute Physik benannt habe. Da besteht denn also das Gegebene, mithin absolut Reale, allgemein gefaßt, in Naturgesetzen und Naturkräften, nebst deren Träger, der Materie; speciell betrachtet aber in einer Unzahl frei im unendlichen Raume schwebender Sonnen und sie umkreisender Planeten. Es giebt demnach, im Resultat, überall nichts, als Kugeln, theils leuchtende, theils beleuchtete. Auf letzteren hat, in Folge eines Fäulungsprocesses, sich auf der Oberfläche das Leben entwickelt, welches, in stufenweiser Steigerung organische Wesen liefert, die sich darstellen als Individuen, welche zeitlich anfangen und enden, durch Zeugung und Tod, gemäß den die Lebenskraft lenkenden Naturgesetzen, welche, wie alle andern, die herrschende und von Ewigkeit zu Ewigkeit bestehende Ordnung der Dinge ausmachen, ohne Anfang und Ende, und ohne von sich Rechenschaft zu geben. Den Gipfel jener Steigerung nimmt der Mensch ein, dessen Daseyn ebenfalls einen Anfang, in seinem Verlauf viele und große Leiden, wenige und karg gemessene Freuden, und sodann, wie jedes andere, ein Ende hat; nach welchem es ist, als wäre es nie gewesen. Unsre, hier die Betrachtung leitende und die Rolle der Philosophie spielende absolute Physik erklärt uns nun, wie, jenen absolut bestehenden und geltenden Naturgesetzen zufolge, eine Erscheinung allezeit die andere herbeiführt, oder auch verdrängt: Alles geht dabei ganz natürlich zu und ist daher völlig klar und verständlich; so daß man auf das Ganze der so explicirten Welt eine Phrase

Digitized by Google

anwenden könnte, welche Fichte, wann er seine dramatischen Talente auf dem Katheder producirte, mit tiefem Ernst, imponirendem Nachdruck und überaus studentenverblüffender Miene so auszusprechen pflegte: „es ist, weil es ist; und ist wie es ist, weil es so ist.“ Demgemäß erscheint es, auf diesem Standpunkt, als eine bloße Grille, wenn man zu einer so klar gemachten Welt noch andere Erklärungen suchen wollte, in einer ganz imaginären Metaphysik, auf die man wieder eine Moral setzte, welche, weil durch die Physik nicht zu begründen, ihren einzigen Anhalt an jenen Fiktionen der Metaphysik hätte. Hierauf beruht die merkliche Verachtung, mit welcher die Physiker auf die Metaphysik herabsehn. — Allein, trotz aller Selbstgenügsamkeit jenes rein objektiven Philosophirens, wird sich die Einseitigkeit des Standpunkts und die Nothwendigkeit ihn zu wechseln, also ein Mal das erkennende Subjekt, nebst dessen Erkenntnißvermögen, in welchem allein alle jene Welten denn doch zunächst vorhanden sind, zum Gegenstand der Untersuchung zu machen, früher oder später kund geben, unter mancherlei Formen und bei mancherlei Anlässen. So liegt z. B. schon dem Ausdrucke der christlichen Mystiker, die den menschlichen Intellekt das Licht der Natur benennen, welches sie in höherer Instanz für inkompetent erklären, die Einsicht zum Grunde, daß die Gültigkeit aller solcher Erkenntnisse nur eine relative und bedingte sei, nicht aber eine unbedingte, wofür sie hingegen unsere heutigen Rationalisten halten, welche eben deshalb die tiefen Mysterien des Christenthums, wie die Physiker die Metaphysik, verachten, z. B. das Dogma von der Erbsünde für einen Aberglauben halten, weil ihr Pelagianischer Hausmannsverstand glücklich herausgebracht hat, daß Einer nicht für das kann, was ein Anderer, sechstausend Jahre vor ihm, gesündigt hat. Denn der Rationalist geht getrost seinem Lichte der Natur nach und vermeint daher wirklich und in vollem Ernst, daß er vor 40 oder 50 Jahren, ehe nämlich sein Papa in der Schlafmütze ihn gezeugt und seine Mama Gans ihn glücklich in diese Welt abgesetzt hatte, rein und absolut Nichts gewesen und dann geradezu aus nichts entstanden sei. Denn nur so kann er für nichts. Der Sünder und Erbsünder!

Also, wie gesagt, auf mancherlei Wegen, zumeist aber auf dem nicht zu vermeidenden philosophischen, wird die der objek-

Digitized by Google

tiven Erkenntniß folgende Spekulation, früher oder ſpäter, anfangen, Unrath zu merken, nämlich einzuſehn, daß alle ihre nach der objektiven Seite hin erlangte Weisheit auf Kredit des menſchlichen Intellekts, der doch ſeine eigenen Formen, Funktionen und Darſtellungsweiſe haben muß, angenommen, folglich durchweg durch dieſen bedingt ſei; woraus die Nothwendigkeit folgt, auch hier ein Mal den Standpunkt zu wechſeln und das objektive Verfahren mit dem ſubjektiven zu vertauſchen, alſo den Intellekt, der bis hierher, im vollſten Selbſtvertrauen, ſeinen Dogmatismus getroſt aufgebaut und ganz dreiſt über die Welt und alle Dinge in ihr, ſogar über ihre Möglichkeit, a priori abgeurtheilt hat, jetzt ſelbſt zum Gegenſtand der Unterſuchung zu machen und ſeine Vollmachten der Prüfung zu unterziehn. Dies führt zunächſt zum Locke; dann führt es zur Kritik der reinen Vernunft und endlich zu der Erkenntniß, daß das Licht der Natur ein allein nach außen gerichtetes iſt, welches, wenn es ſich zurückbeugen und ſein eigenes Inneres beleuchten möchte, dies nicht vermag, alſo die Finſterniß, die daſelbſt herrſcht, unmittelbar nicht zerſtreuen kann; ſondern bloß auf dem Umwege der Reflexion, den jene Philoſophen gegangen, und mit großer Schwierigkeit, eine mittelbare Kunde von ſeinem eigenen Mechanismus und ſeiner eigenen Natur erhält. Danach aber wird dem Intellekt klar, daß er, zur Auffaſſung bloßer Relationen, als welche dem Dienſt eines individuellen Willens genügt, von Haus aus beſtimmt, eben darum weſentlich nach außen gerichtet und ſelbſt da eine bloße Flächenkraft iſt, gleich der Elektricität, d. h. bloß die Oberfläche der Dinge erfaßt, nicht aber in ihr Inneres eindringt und eben deshalb wieder von allen jenen, ihm objektiv klaren und realen Weſen doch kein einziges, auch nicht das geringſte und einfachſte, gänzlich und von Grund aus zu verſtehen, oder zu durchſchauen vermag, vielmehr ihm, in Allem und Jedem, die Hauptſache ein Geheimniß bleibt. Hiedurch aber wird er dann zu der tieferen Einſicht geführt, welche der Name Idealismus bezeichnet, daß nämlich jene objektive Welt und ihre Ordnung, wie er ſie mit ſeinen Operationen auffaßt, nicht unbedingt und an ſich ſelbſt alſo vorhanden ſei, ſondern mittelſt der Funktionen des Gehirns entſtehe und daher zunächſt bloß in dieſem exiſtire und folglich in dieſer Form nur ein bedingtes und relatives Daſeyn

Digitized by Google

habe, also ein bloßes Phänomen, bloße Erscheinung sei. Wenn bis dahin der Mensch nach den Gründen seines eigenen Daseyns geforscht hatte, wobei er voraussetzte, die Gesetze des Erkennens, Denkens und der Erfahrung seien rein objektiv, an nnd für sich und absolut vorhanden und bloß vermöge ihrer sei er und alles Uebrige; so erkennt er jetzt, daß, umgekehrt, sein Intellekt, folglich auch sein Daseyn, die Bedingung aller jener Gesetze und was aus ihnen folgt ist. Dann endlich sieht er auch ein, daß die ihm jetzt klar gewordene Idealität des Raumes, der Zeit und der Kausalität Platz läßt für eine ganz andere Ordnung der Dinge, als die der Natur ist, welche letztere er jedoch als das Resultat, oder die Hieroglyphe, jener andern anzusehn genöthigt ist.

§. 28.

Wie wenig geeignet zum philosophischen Nachdenken der menschliche Verstand in der Regel sei, zeigt unter Anderm sich darin, daß auch jetzt, nach Allem was seit Cartesius darüber gesagt worden, immer noch dem Idealismus der Realismus getrost entgegentritt, mit der naiven Behauptung, die Körper wären als solche nicht bloß in unsrer Vorstellung, sondern auch wirklich und wahrhaft vorhanden. Aber gerade diese Wirklichkeit selbst, diese Art und Weise der Existenz, sammt Allem, was sie enthält, ist es ja, von der wir behaupten, daß sie nur in der Vorstellung vorhanden und außerdem nirgends anzutreffen sei; weil sie nur eine gewisse nothwendige Ordnung der Verknüpfung unsrer Vorstellungen ist. Bei Allem, was frühere Idealisten, zumal Berkeley, gelehrt haben, erhält man die recht gründliche Ueberzeugung davon doch erst durch Kant; weil er die Sache nicht mit Einem Schlage abthut, sondern ins Einzelne geht, das Apriorische ausscheidet und dem empirischen Element überall Rechnung trägt. Wer nun aber die Idealität der Welt einmal begriffen hat, Dem erscheint die Behauptung, daß solche, auch wenn Niemand sie vorstellte, doch vorhanden seyn würde, wirklich unsinnig; weil sie einen Widerspruch aussagt: denn ihr Vorhandenseyn bedeutet eben nur ihr Vorgestelltwerden. Ihr Daseyn selbst liegt in der Vorstellung des Subjekts. Dies eben besagt der Ausdruck: sie ist Objekt. Demgemäß legen auch die edleren, ál-

Digitized by Google

teren und beſſeren Religionen, alſo Brahmanismus und Buddhaismus, ihren Lehren durchaus den Idealismus zum Grunde, deſſen Anerkennung ſie mithin ſogar dem Volke zumuthen. Das Judenthum hingegen iſt eine rechte Koncentration und Konſolidation des Realismus. —

Eine von Fichte eingeführte und ſeitdem habilitirte Erſchleichung liegt im Ausdruck das Ich. Hier wird nämlich, durch die ſubſtantive Redeform und den vorgeſetzten Artikel, das weſentlich und ſchlechthin Subjektive zum Objekt umgewandelt. Denn in Wahrheit bezeichnet Ich das Subjektive als ſolches, welches daher gar nie Objekt werden kann, nämlich das Erkennende im Gegenſatz und als Bedingung alles Erkannten. Dies hat die Weisheit aller Sprachen dadurch ausgedrückt, daß ſie Ich nicht als Subſtantiv behandelt: daher eben Fichte der Sprache Gewalt anthun mußte, um ſeine Abſicht durchzuſetzen.

§. 29.

Die von Kant entdeckte Idealität der Zeit iſt eigentlich ſchon in dem, der Mechanik angehörenden Geſetze der Trägheit enthalten. Denn was dieſes beſagt iſt im Grunde, daß die bloße Zeit keine phyſiſche Wirkung hervorzubringen vermag; daher ſie, für ſich und allein, an der Ruhe oder Bewegung eines Körpers nichts ändert. Schon hieraus ergiebt ſich, daß ſie kein phyſiſch Reales, ſondern ein transſcendental Ideales ſei, d. h. nicht in den Dingen, ſondern im erkennenden Subjekt ihren Urſprung habe. Inhärirte ſie, als Eigenſchaft, oder Accidenz, den Dingen ſelbſt und an ſich; ſo müßte ihr Quantum, alſo ihre Länge oder Kürze, an dieſen etwas verändern können. Allein das vermag ſolches durchaus nicht: vielmehr fließt ſie über die Dinge hin, ohne ihnen die leiſeſte Spur aufzudrücken. Denn wirkſam ſind allein die Urſachen im Verlaufe der Zeit; keineswegs er ſelbſt. Daher eben, wenn ein Körper allen chemiſchen Einflüſſen entzogen iſt, — wie z. B. der Mammuth in der Eisſcholle an der Lena, die Mücke im Bernſtein, ein edles Metall in vollkommen trockner Luft, Aegyptiſche Alterthümer (ſogar Perrücken) im trockenen Felſengrabe, — Jahrtauſende nichts an ihm verändern. Dieſelbe abſolute Unwirkſamkeit der Zeit alſo iſt es, die im Mechaniſchen, als Geſetz der Trägheit, auftritt.

Digitized by Google

Hat ein Körper ein Mal eine Bewegung angenommen; so vermag keine Zeit sie ihm zu rauben, oder nur sie zu vermindern: sie ist absolut endlos, wenn nicht physische Ursachen ihr entgegenwirken: gerade wie ein ruhender Körper ewig ruht, wenn nicht physische Ursachen hinzukommen, ihn in Bewegung zu setzen. Schon hieraus also folgt, daß die Zeit etwas die Körper nicht Berührendes ist, ja, daß Beide heterogener Natur sind, indem diejenige Realität, welche den Körpern zukommt, der Zeit nicht beizulegen ist, wonach denn diese absolut ideal ist, d. h. der bloßen Vorstellung und ihrem Apparat angehört; während hingegen die Körper, durch die mannigfaltige Verschiedenheit ihrer Qualitäten und deren Wirkungen, an den Tag legen, daß sie nicht bloß ideal sind, sondern zugleich ein objektiv Reales, ein Ding an sich selbst, in ihnen sich offenbart; so verschieden solches auch von dieser seiner Erscheinung seyn möge.

Wer, beiläufig gesagt, das hier angezogene Gesetz der Trägheit sich zu recht lebendiger Anschauung bringen will, denke sich, er stehe an der Gränze der Welt, vor dem leeren Raume, und schieße in diesen eine Pistole ab. Seine Kugel wird, in unveränderter Richtung, alle Ewigkeit hindurch fliegen: keine Billionen Jahre des Fluges werden sie je ermüden, nie wird es ihr an Raum gebrechen, weiter zu fliegen, noch wird jemals ihr die Zeit dazu ausgehn. Hiezu kommt, daß wir dies alles a priori und gerade darum völlig gewiß wissen. Ich denke, die transscendentale Idealität, d. i. cerebrale Phantasmagorie, der ganzen Sache wird hier ungemein fühlbar.

Eine der vorhergehenden Betrachtung über die Zeit analoge und parallele über den Raum würde sich allenfalls daran knüpfen lassen, daß die Materie, durch alle sie ausdehnende Zertheilung, oder auch wiederum Zusammenpressung im Raume, weder vermehrt noch vermindert werden kann; wie auch daran, daß im absoluten Raume Ruhe und geradlienige Bewegung zusammenfallen und das Selbe sind.

Eine Vorahndung der Kantischen Lehre von der Idealität der Zeit zeigt sich in gar manchen Aussprüchen älterer Philosophen; worüber ich bereits an andern Orten das Nöthige beigebracht habe. Nicht weniger liegt sie schon in dem Begriffe der Ewigkeit, sofern diese genommen wurde als Gegensatz der Zeit,

Digitized by Google

mit ausdrücklicher Verwerfung ihrer Auffaſſung als bloß endloſer Zeit: aeternitas non est temporis sine fine successio, sed Nunc stans, lehrten die Scholaſtiker; αιωνος εικων κινητη ὁ χρονος, ſagt Plato im Timäus, und Plotinos wiederholt es. Man könnte, in dieſer Abſicht, die Zeit eine auseinandergezogene Ewigkeit nennen. — Seit Kant iſt, im ſelben Sinne, der Begriff des außerzeitlichen Seyns in die Philoſophie eingeführt worden: doch ſollte man ſehr behutſam im Gebrauch deſſelben ſeyn; da er zu denen gehört, die ſich wohl noch denken, jedoch durch gar keine Anſchauung belegen und realiſiren laſſen.

Daß die Zeit überall und in allen Köpfen vollkommen gleichmäßig fortläuft, ließe ſich ſehr wohl begreifen, wenn dieſelbe etwas rein Aeußerliches, Objektives, durch die Sinne Wahrnehmbares wäre, wie die Körper. Aber das iſt ſie nicht: wir können ſie nicht ſehn, noch taſten. Auch iſt ſie keineswegs die bloße Bewegung, oder ſonſtige Veränderung, der Körper: dieſe vielmehr iſt in der Zeit, welche alſo von ihr ſchon als Bedingung vorausgeſetzt wird: denn die Uhr geht zu ſchnell, oder zu langſam, aber nicht mit ihr die Zeit, ſondern das Gleichmäßige und Normale, worauf jenes Schnell und Langſam ſich bezieht, iſt der wirkliche Lauf der Zeit. Wenn alle Uhren ſtehen blieben, wenn die Sonne ſelbſt ſtillſtände, wenn alle und jede Bewegung, oder Veränderung, ſtockte; ſo würde dies doch den Lauf der Zeit keinen Augenblick hemmen, ſondern ſie würde ihren gleichmäßigen Gang fortſetzen und nun, ohne von Veränderungen begleitet zu ſeyn, verfließen. Dabei iſt ſie dennoch, wie geſagt, nichts Wahrnehmbares, nichts äußerlich Gegebenes und auf uns Einwirkendes, alſo kein eigentlich Objektives. Da bleibt eben nichts übrig, als daß ſie in uns liege, unſer eigener, ungeſtört fortſchreitender, mentaler Proceß, oder, wie Kant es ſagt, die Form des innern Sinnes und alles unſeres Vorſtellens ſei; mithin das unterſte Grundgerüſt der Schaubühne dieſer objektiven Welt ausmache. Jene Gleichmäßigkeit ihres Laufes in allen Köpfen beweiſt mehr, als irgend etwas, daß wir Alle in denſelben Traum verſenkt ſind, ja, daß es Ein Weſen iſt, welches ihn träumt. — Das Gleiche läßt ſich auch am Raume nachweiſen, ſofern ich alle Welten, ſo viele ihrer ſeyn mögen, hinter mir laſſen, jedoch nimmermehr aus dem Raume hinaus gelangen kann, ſondern ich dieſen

Digitized by Google

überall mitbringe; weil er meinem Intellekt anhängt und zur Vorstellungsmaschine in meinem Hirnkasten gehört.

Die Zeit nun ist diejenige Einrichtung unsers Intellekts, vermöge welcher das, was wir als das Zukünftige auffassen, jetzt gar nicht zu existiren scheint; welche Täuschung jedoch verschwindet, wann die Zukunft zur Gegenwart geworden ist. In einigen Träumen, im hellsehenden Somnambulismus und im zweiten Gesicht wird jene täuschende Form einstweilen bei Seite geschoben; daher dann das Zukünftige sich als gegenwärtig darstellt. Hieraus erklärt sich, daß die Versuche, welche man bisweilen gemacht hat, das vom Seher des zweiten Gesichts Verkündigte absichtlich, wäre es auch nur in Nebenumständen, zu vereiteln, fehlschlagen mußten: denn er hat es in der, auch damals schon vorhandenen, Wirklichkeit desselben gesehn; so wie wir nur das Gegenwärtige wahrnehmen: es hat daher dieselbe Unveränderlichkeit, wie das Vergangene. (Beispiele von Versuchen der besagten Art findet man in Kieser's Archiv f. thierisch. Magnetism. Bd. 8, Stck. 3, S. 71, 87, 90.)

Dem entsprechend ist die sich uns vermittelst der Kette der Ursachen und Wirkungen darstellende Nothwendigkeit alles Geschehenden, d. h. in der Zeit successiv Eintretenden, bloß die Art wie wir, unter der Form der Zeit, das einheitlich und unverändert Existirende wahrnehmen; oder auch, sie ist die Unmöglichkeit, daß das Existirende, obgleich es von uns heute als zukünftig, morgen als gegenwärtig, übermorgen als vergangen erkannt wird, nicht dennoch mit sich selbst identisch, Eins und unveränderlich sei. Wie in der Zweckmäßigkeit des Organismus sich die Einheit des in ihm sich objektivirenden Willens darstellt, welche jedoch in unsrer, an den Raum gebundenen Apprehension als eine Vielheit von Theilen und deren Uebereinstimmung zum Zweck aufgefaßt wird (siehe „über den Willen in der Natur" S. 61.); ebenso stellt die, durch die Kausalkette herbeigeführte Nothwendigkeit alles Geschehenden die Einheit des darin sich objektivirenden Wesens an sich her, welche jedoch in unsrer an die Zeit gebundenen Apprehension als eine Succession von Zuständen, also als Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges aufgefaßt wird; während das Wesen an sich selbst das Alles nicht kennt, sondern im Nunc stans existirt.

Digitized by Google

Die Trennungen mittelſt des Raumes werden im ſomnambulen Hellſehn ſehr viel öfter, mithin leichter, aufgehoben, als die mittelſt der Zeit; indem das bloß Abweſende und Entfernte viel öfter zur Anſchauung gebracht wird, als das wirklich noch Zukünftige. In Kant's Sprache wäre Dies daraus erklärlich, daß der Raum bloß die Form des äußeren, die Zeit die des innern Sinnes iſt. — Daß Zeit und Raum ihrer Form nach a priori angeſchaut werden, hat Kant gelehrt; daß es aber auch ihrem Inhalt nach geſchehn kann, lehrt der hellſehende Somnambulismus.

§. 30.

Der einleuchtendeſte und zugleich einfachſte Beweis der Idealität des Raumes iſt, daß wir den Raum nicht, wie alles Andere, in Gedanken aufheben können. Bloß ausleeren können wir ihn: Alles, Alles, Alles können wir aus dem Raume wegdenken, es verſchwinden laſſen, können uns auch ſehr wohl vorſtellen, der Raum zwiſchen den Fixſternen ſei abſolut leer, und dgl. m. Nur den Raum ſelbſt können wir auf keine Weiſe los werden: was wir auch thun, wohin wir uns auch ſtellen mögen; er iſt da und hat nirgends ein Ende: denn er liegt allem unſerm Vorſtellen zum Grunde und iſt die erſte Bedingung deſſelben. Dies beweiſt ganz ſicher, daß er unſerm Intellekt ſelbſt angehört, ein integrirender Theil deſſelben iſt und zwar der, welcher den erſten Grundfaden zum Gewebe deſſelben, auf welches danach die bunte Objekten-Welt aufgetragen wird, liefert. Denn er ſtellt ſich dar, ſobald ein Objekt vorgeſtellt werden ſoll, und begleitet nachher alle Bewegungen, Wendungen und Verſuche des anſchauenden Intellekts ſo beharrlich, wie die Brille, welche ich auf der Naſe habe, alle Wendungen und Bewegungen meiner Perſon, oder wie der Schatten ſeinen Körper begleitet. Bemerke ich, daß etwas überall und unter allen Umſtänden bei mir iſt, ſo ſchließe ich, daß es mir anhängt: ſo z. B. wenn ein beſonderer Geruch, dem ich entgehn möchte, ſich vorfindet, wohin ich auch komme. Nicht anders iſt es mit dem Raume: was ich auch denken, welche Welt ich mir auch vorſtellen möge; der Raum iſt ſtets zuerſt da und will nicht weichen. Iſt nun derſelbe, wie hieraus offenbar hervorgeht, eine Funktion, ja eine

Grundfunktion meines Intellekts selbst; so erstreckt sich die hieraus folgende Idealität auch auf alles Räumliche, d. h. alles darin sich Darstellende: dieses mag immerhin auch an sich selbst ein objektives Daseyn haben; aber sofern es räumlich ist, also sofern es Gestalt, Größe und Bewegung hat, ist es subjektiv bedingt. Folglich erkennen wir die Dinge nicht, wie sie an sich sind, sondern nur wie sie erscheinen. Dies ist des großen Kant's große Lehre.

Daß der unendliche Raum unabhängig von uns, also absolut objektiv und an sich selbst vorhanden wäre und ein bloßes Abbild desselben, als eines Unendlichen, durch die Augen in unsern Kopf gelangte, ist der absurdeste aller Gedanken, aber in einem gewissen Sinne der fruchtbarste; weil, wer der Absurdität desselben deutlich inne wird, eben damit das bloße Erscheinungsdaseyn dieser Welt unmittelbar erkennt, indem er sie als ein bloßes Gehirnphänomen auffaßt, welches, als solches, mit dem Tode des Gehirns verschwindet, um eine ganz andere, die Welt der Dinge an sich, übrig zu lassen. Daß der Kopf im Raume sei hält ihn nicht ab, einzusehn, daß der Raum doch nur im Kopfe ist.

§. 31.

Was für die äußere Körperwelt das Licht, das ist für die innere Welt des Bewußtseyns der Intellekt. Denn dieser verhält sich zum Willen, also auch zum Organismus, der ja bloß der objektiv angeschaute Wille ist, ungefähr so, wie das Licht zum brennbaren Körper und dem Orygen, bei deren Vereinigung es ausbricht. Und wie dieses um so reiner ist, je weniger es sich mit dem Rauche des brennenden Körpers vermischt; so auch ist der Intellekt um so reiner, je vollkommener er vom Willen, dem er entsprossen, gesondert ist. In kühnerer Metapher ließe sich sogar sagen: das Leben ist bekanntlich ein Verbrennungsproceß: die bei demselben Statt findende Lichtentwickelung ist der Intellekt.

§. 32.

Daß unsere Erkenntniß, wie unser Auge, nur nach außen sieht und nicht nach innen, so daß, wenn das Erkennende ver-

Digitized by Google

ſucht, ſich nach innen zu richten, um ſich ſelbſt zu erkennen, es in ein völlig Dunkeles blickt, in eine gänzliche Leere geräth, — Dies beruht auf folgenden zwei Gründen:

1) Das Subjekt des Erkennens iſt nichts Selbſtſtändiges, kein Ding an ſich, hat kein unabhängiges, urſprüngliches, ſubſtanzielles Daſeyn; ſondern es iſt eine bloße Erſcheinung, ein Sekundäres, ein Accidenz, zunächſt durch den Organismus bedingt, der die Erſcheinung des Willens iſt: es iſt, mit Einem Wort, nichts Anderes, als der Fokus, in welchen ſämmtliche Gehirnkräfte zuſammenlaufen; wie ich Dieſes im zweiten Bande meines Hauptwerks, Kap. 22, S. 277 ausgeführt habe. Wie ſollte nun dieſes Subjekt des Erkennens ſich ſelbſt erkennen, da es an ſich ſelbſt nichts iſt? Richtet es ſich nach innen; ſo erkennt es zwar den Willen, welcher die Baſis ſeines Weſens iſt: Dies iſt aber für das erkennende Subjekt doch keine eigentliche Selbſterkenntniß, ſondern Erkenntniß eines Andern, von ihm ſelbſt noch Verſchiedenen, welches nun aber, ſchon als Erkanntes, ſogleich nur Erſcheinung iſt, jedoch eine ſolche, die bloß die Zeit zur Form hat, nicht, wie die Dinge der Außenwelt, dazu noch den Raum. Davon aber abgeſehn, erkennt das Subjekt den Willen eben auch nur wie die Außendinge, an ſeinen Aeußerungen, alſo an den einzelnen Willensakten und ſonſtigen Affektionen, die man unter dem Namen der Wünſche, Affekte, Leidenſchaften und Gefühle begreift, folglich erkennt es ihn immer noch als Erſcheinung, wenngleich nicht unter der Beſchränkung des Raumes, wie die Außendinge. Sich ſelbſt aber kann das erkennende Subjekt aus obigem Grunde nicht erkennen; weil nämlich an ihm nichts zu erkennen iſt, als eben nur, daß es das Erkennende ſei, eben darum aber nie das Erkannte. Es iſt eine Erſcheinung die keine andere Aeußerung hat, als das Erkennen: folglich kann keine andere an ihm erkannt werden.

2) Der Wille in uns iſt allerdings Ding an ſich, für ſich beſtehend, ein Primäres, Selbſtſtändiges, Dasjenige, deſſen Erſcheinung ſich in der räumlich anſchauenden Gehirnapprehenſion als Organismus darſtellt. Dennoch iſt auch er keiner Selbſterkenntniß fähig; weil er an und für ſich ein bloß Wollendes, kein Erkennendes, iſt: denn er, als ſolcher, erkennt gar nichts, folglich auch nicht ſich ſelbſt. Das Erkennen iſt eine ſekundäre und

vermittelte Funktion, die ihm, dem Primären, in seiner eigenen Wesenheit, nicht unmittelbar zukommt.

§. 33.

Die einfachste, unbefangene Selbstbeobachtung, zusammengehalten mit dem anatomischen Ergebniß, führt zu dem Resultat, daß der Intellekt, wie seine Objektivation, das Gehirn, nebst diesem anhängenden Sinnenapparat, nichts Anderes sei, als eine sehr gesteigerte Empfänglichkeit für Einwirkungen von außen; nicht aber unser ursprüngliches und eigentliches inneres Wesen ausmache; also, daß in uns der Intellekt nicht Dasjenige sei, was in der Pflanze die treibende Kraft, oder im Steine die Schwere, nebst chemischen Kräften, ist: als Dieses ergiebt sich allein der Wille. Sondern der Intellekt ist in uns Das, was in der Pflanze die bloße Empfänglichkeit für äußere Einflüsse, für physikalische und chemische Einwirkungen und was noch sonst ihr Wachsthum und Gedeihen fördern oder hindern mag; nur daß in uns diese Empfänglichkeit so überaus hoch gesteigert ist, daß, vermöge ihrer, die ganze objektive Welt, die Welt als Vorstellung, sich darstellt, folglich solchermaaßen ihren Ursprung, als Objekt, nimmt. Um sich dies zu veranschaulichen, stelle man sich die Welt vor, ohne alle animalische Wesen. Da ist sie ohne Wahrnehmung, also eigentlich gar nicht objektiv vorhanden; indessen sei es so angenommen. Jetzt denke man sich eine Anzahl Pflanzen dicht neben einander aus dem Boden emporgeschossen. Auf diese wirkt nun mancherlei ein, wie Luft, Wind, Stoß einer Pflanze gegen die andere, Nässe, Kälte, Licht, Wärme, elektrische Spannung u. s. w. Jetzt steigere man, in Gedanken, mehr und mehr, die Empfänglichkeit dieser Pflanzen für dergleichen Einwirkungen: da wird sie endlich zur Empfindung, begleitet von der Fähigkeit diese auf ihre Ursache zu beziehn, und so am Ende zur Wahrnehmung: alsbald aber steht die Welt da, in Raum, Zeit und Kausalität sich darstellend; bleibt aber dennoch ein bloßes Resultat der äußern Einflüsse auf die Empfänglichkeit der Pflanzen. Diese bildliche Betrachtung ist sehr geeignet, die bloß phänomenale Existenz der Außenwelt faßlich zu machen. Denn, wem wird es danach wohl einfallen, zu behaupten, daß die Verhältnisse, welche in einer solchen, aus bloßen Relationen zwischen äußerer Einwirkung und lebendiger

Digitized by Google

Empfänglichkeit entstehenden Anschauung ihr Daseyn haben, die wahrhaft objektive, innere und ursprüngliche Beschaffenheit aller jener angenommenermaaßen auf die Pflanze einwirkenden Naturpotenzen, also die Welt der Dinge an sich darstellen. Wir können also an diesem Bilde uns faßlich machen, warum der Bereich des menschlichen Intellekts so enge Schranken hat, wie ihm Kant in der Kritik der reinen Vernunft nachweist.

Das Ding an sich hingegen ist allein der Wille. Demnach ist er der Schöpfer und Träger aller Eigenschaften der Erscheinung. Das Moralische wird ihm unbedenklich zur Last gelegt: aber auch die Erkenntniß und ihre Kraft, also der Intellekt, gehört seiner Erscheinung, also mittelbar ihm an. — Daß beschränkte und dumme Menschen stets einige Verachtung erfahren, mag, wenigstens zum Theil, darauf beruhen, daß in ihnen der Wille sich die Last so leicht gemacht und, zum Behuf seiner Zwecke, nur zwei Quentchen Erkenntnißkraft geladen hat.

§. 34.

Nicht nur ist, wie ich oben, §. 25, und auch schon in meinem Hauptwerke (Bd. I, §. 14) gesagt habe, alle Evidenz anschaulich, sondern auch alles wahre und ächte Verständniß der Dinge ist es. Bloße abstrakte Begriffe von einer Sache geben kein wirkliches Verständniß derselben; wiewohl sie in den Stand setzen, davon zu reden, wie Viele von Vielem reden: ja, Einige bedürfen hiezu nicht ein Mal der Begriffe, sondern reichen mit bloßen Worten, z. B. Kunstausdrücken, die sie erlernt haben, aus. — Um hingegen irgend etwas wirklich und wahrhaft zu verstehn, ist erfordert, daß man es anschaulich erfasse, ein deutliches Bild davon empfange, wo möglich aus der Realität selbst, außerdem aber mittelst der Phantasie. Selbst was zu groß, oder zu komplicirt ist, um mit Einem Blicke übersehn zu werden, muß man, um es wahrhaft zu verstehn, entweder theilweise, oder durch einen übersehbaren Repräsentanten sich anschaulich vergegenwärtigen; Das aber, welches selbst Dieses nicht zuläßt, muß man wenigstens durch ein anschauliches Bild und Gleichniß sich faßlich zu machen suchen. So sehr ist die Anschauung die Basis unseres Erkennens. Dies zeigt sich auch darin, daß wir sehr große Zahlen, imgleichen sehr weite, nur durch solche ausdrück-

Digitized by Google

bare Entfernungen, wie die aſtronomiſchen, zwar in abstracto denken, dennoch aber nicht eigentlich und unmittelbar verſtehn, ſondern bloß einen Verhältnißbegriff davon haben.

Aber mehr noch, als jeder Andere, ſoll der Philoſoph aus jener Urquelle, der anſchauenden Erkenntniß, ſchöpfen und daher ſtets die Dinge ſelbſt, die Natur, die Welt, das Leben ins Auge faſſen, ſie, und nicht die Bücher, zum Texte ſeiner Gedanken machen, auch ſtets an ihnen alle fertig überkommenen Begriffe prüfen und kontroliren, die Bücher alſo nicht als Quellen der Erkenntniß, ſondern nur als Beihülfe benutzen. Denn was ſie geben empfängt er ja nur aus zweiter Hand, auch meiſtens ſchon etwas verfälſcht: es iſt ja nur ein Wiederſchein, ein Konterfei des Originals, nämlich der Welt, und ſelten war der Spiegel vollkommen rein. Hingegen die Natur, die Wirklichkeit, lügt nie: ſie macht ja alle Wahrheit erſt zur Wahrheit. Daher hat der Philoſoph an ihr ſein Studium zu machen, und zwar ſind es ihre großen, deutlichen Züge, ihr Haupt- und Grundcharakter, woraus ſein Problem erwächſt. Demnach wird er die weſentlichen und allgemeinen Erſcheinungen, Das, was allezeit und überall iſt, zum Gegenſtande ſeiner Betrachtung machen, hingegen die ſpeciellen, beſonderen, ſeltenen, mikroſkopiſchen, oder vorüberfliegenden Erſcheinungen dem Phyſiker, dem Zoologen, dem Hiſtoriker u. ſ. w. überlaſſen. Ihn beſchäftigen wichtigere Dinge: das Ganze und Große der Welt, das Weſentliche derſelben, die Grundwahrheiten, ſind ſein hohes Ziel. Daher kann er nicht zugleich ſich mit Einzelnheiten und Mikrologien befaſſen; gleichwie Der, welcher, vom hohen Berggipfel aus, das Land überſchaut, nicht zugleich die da unten im Thale wachſenden Pflanzen unterſuchen und beſtimmen kann, ſondern Dies dem dort Botaniſirenden überläßt. — Um ſich und alle ſeine Kräfte einer ſpeciellen Wiſſenſchaft zu widmen, muß man allerdings große Liebe zu ihr, jedoch auch große Gleichgültigkeit gegen alle übrigen haben; weil man jenes nur kann unter der Bedingung, in dieſen allen unwiſſend zu bleiben; wie wer Eine heirathet, allen Andern entſagt. Geiſter erſten Ranges werden daher nie ſich einer Specialwiſſenſchaft widmen: denn ihnen liegt die Einſicht in das Ganze zu ſehr am Herzen. Sie ſind Feldherren, nicht Hauptleute, Kapellmeiſter, nicht Orcheſterſpieler.

Digitized by Google

§. 35.

Das Auge wird durch langes Anſtarren eines Gegenſtandes ſtumpf und ſieht nichts mehr: eben ſo wird der Intellekt durch fortgeſetztes Denken über die ſelbe Sache unfähig, mehr davon zu ergrübeln und zu faſſen, ſtumpf und verwirrt. Hieraus iſt auch Dies erklärlich, daß, wenn wir, nach irgend einer längern Pauſe, wie neu und fremd in den alltäglichen Lauf der Dinge dieſer Welt ſchauen und ſo einen friſchen, ganz eigentlich unbefangenen Blick in ſie thun, ihr Zuſammenhang und ihre Bedeutung uns am reinſten und tiefſten klar wird; ſo daß wir alsdann Dinge handgreiflich ſehn, von denen wir nur nicht begreifen, wie ſie von Allen, die ſich ſtündlich darin bewegen, nicht bemerkt werden. Ein ſolcher heller Augenblick kann demnach einem lucido intervallo verglichen werden.

§. 36.

In höherm Sinne ſind ſogar die Stunden der Begeiſterung, mit ihren Augenblicken der Erleuchtung und eigentlichen Konception, nur die lucida intervalla des Genies. Demnach könnte man ſagen, das Genie wohne nur ein Stockwerk höher, als der Wahnſinn. Aber wirkt doch ſogar die Vernunft des Vernünftigen eigentlich nur in lucidis intervallis: denn er iſt es auch nicht immer. Auch der Kluge iſt es nicht jederzeit; ſelbſt der bloß Gelehrte iſt es nicht jeden Augenblick: denn bisweilen wird er die ihm geläufigſten Dinge nicht ſich zurückrufen und ordentlich zuſammenbringen können. Kurzum, nemo omnibus horis sapit. Alles Dieſes ſcheint auf eine gewiſſe Fluth und Ebbe der Säfte des Gehirns, oder Spannung und Abſpannung der Fibern deſſelben, hinzudeuten.

Wenn nun, bei einer Springfluth dieſer Art, irgend eine neue und tiefe Einſicht uns plötzlich aufgeht, wobei natürlich unſre Gedanken einen hohen Grad von Lebhaftigkeit erreichen; ſo wird der Anlaß dazu allemal ein anſchaulicher ſeyn, und eine intuitive Einſicht wird jedem großen Gedanken zum Grunde liegen. Denn Worte erwecken Gedanken in Andern, Bilder in uns.

§. 37.

Daß man werthvolle eigene Meditationen möglichſt bald niederſchreiben ſoll, verſteht ſich von ſelbſt: vergeſſen wir doch

Digitized by Google

bisweilen was wir erlebt, wie viel mehr was wir gedacht haben. Gedanken aber kommen nicht, wann wir, sondern wann sie wollen. Hingegen, was wir von außen fertig empfangen, das bloß Erlernte, was sich auch jedenfalls in Büchern wiederauffinden läßt, ist es besser nicht aufzuschreiben, also keine Kollektanea zu machen: denn etwas aufschreiben heißt es der Vergessenheit übergeben. Mit seinem Gedächtniß aber soll man streng und despotisch verfahren, damit es den Gehorsam nicht verlerne, z. B. wenn man irgend eine Sache, oder Vers, oder Wort, sich nicht zurückrufen kann, solches ja nicht in Büchern aufschlagen, sondern das Gedächtniß, wochenlang, periodisch damit quälen, bis es seine Schuldigkeit gethan hat. — Die Mnemonik hingegen beruht im Grunde darauf, daß man seinem Witze mehr, als seinem Gedächtnisse, zutraut und daher die Dienste dieses jenem überträgt. Er nämlich muß einem schwer zu Behaltenden ein leicht zu Behaltendes substituiren, um es einst wieder in Jenes zurück zu übersetzen. Ueberhaupt aber giebt es zwei Weisen, auf welche Dinge unserm Gedächtniß eingeprägt werden: nämlich entweder durch Vorsatz, indem wir absichtlich sie memoriren; wobei wir, wenn es bloße Worte, oder Zahlen, sind, uns auch mnemonischer Künste bedienen können: oder aber sie prägen sich, ohne unser Zuthun, von selbst ein, vermöge des Eindrucks, den sie auf uns machen; wo wir sie dann auch wohl unvergeßlich nennen. Dazu gehört offenbar, daß sie uns, in irgend einer Beziehung, interessant seien. An je mehr Dingen nun ein Mensch lebhaftes, objektives Interesse nimmt, desto Mehreres wird sich ihm auf diese spontane Weise im Gedächtniß fixiren, daher auch am meisten in der Jugend, als wo die Neuheit der Dinge das Interesse an ihnen erhöht. Diese zweite Weise ist viel sicherer, als die erste, und wählt zudem, ganz von selbst, das uns Wichtige aus; wiewohl sie, bei Stumpfköpfen, sich auf persönliche Angelegenheiten beschränken wird.

§. 38.

Die Qualität unserer Gedanken (ihr formeller Werth) kommt von innen: aber ihre Richtung, und dadurch ihr Stoff, von außen; so daß, was wir in jedem gegebenen Augenblicke denken das Produkt zweier grundverschiedener Faktoren ist. Dem-

Digitized by Google

nach ſind für den Geiſt die Objekte nur Das, was das Plektron für die Lyra: daher die große Verſchiedenheit der Gedanken, welche der ſelbe Anblick in verſchiedenen Köpfen erregt. Wann, als ich noch in den Blüthejahren meines Geiſtes und im Kulminationspunkte ſeiner Kräfte ſtand, durch günſtige Umſtände die Stunde herbeigeführt wurde, wo das Gehirn die höchſte Spannung hatte; ſo mochte mein Auge treffen auf welchen Gegenſtand es wollte, — er redete Offenbarungen zu mir und es entſpann ſich eine Reihe von Gedanken, welche werth waren, aufgeſchrieben zu werden, und es wurden. Aber im Fortgang des Lebens, zumal in den Jahren der abnehmenden Kräfte, ſind jene Stunden immer ſeltener geworden: denn das Plektron ſind zwar die Objekte, aber die Lyra iſt der Geiſt. Ob dieſe wohlgeſtimmt und hochgeſtimmt ſei, Das begründet den großen Unterſchied der in jedem Kopfe ſich darſtellenden Welt. Wie nun Dieſes von phyſiologiſchen und anatomiſchen Bedingungen abhängt; ſo hält andrerſeits das Plektron der Zufall in der Hand, indem er die Gegenſtände, die uns beſchäftigen ſollen, herbeiführt. Allein hier iſt doch noch ein großer Theil der Sache in unſre Willkühr geſtellt, indem wir denſelben, wenigſtens zum Theil, beliebig beſtimmen können, mittelſt der Gegenſtände, mit denen wir uns beſchäftigen, oder umgeben. Hierauf ſollten wir daher einige Sorgfalt verwenden und mit methodiſcher Abſichtlichkeit verfahren. Die Anweiſung zu einer ſolchen giebt uns Locke's vortreffliches Büchelchen on the conduct of the understanding (über die Leitung des Verſtandes.) Gute, ernſte Gedanken, über würdige Gegenſtände, laſſen ſich jedoch nicht zu jeder Zeit willkürlich heraufbeſchwören: Alles was wir thun können iſt, ihnen den Weg frei zu halten, durch Verſcheuchung aller futilen, läppiſchen, oder gemeinen Ruminationen und Abwendung von allen Flauſen und Poſſen. Man kann daher ſagen, daß, um etwas Geſcheutes zu denken, das nächſte Mittel ſei, nichts Abgeſchmacktes zu denken. Man laſſe den guten Gedanken nur den Plan frei: ſie werden kommen. Ebendeshalb ſoll man auch nicht, in jedem unbeſchäftigten Augenblick, ſogleich nach einem Buche greifen, ſondern laſſe es doch ein Mal ſtille werden im Kopf: dann kann ſich leicht etwas Gutes darin erheben. Sehr richtig iſt die von Riemern, in ſeinem Buche über Göthe, gemachte Bemer-

kung, daß die eigenen Gedanken fast nur im Gehn oder Stehn, höchst selten im Sitzen kommen. Weil nun also überhaupt der Eintritt lebhafter, eindringender, werthvoller Gedanken mehr die Folgen günstiger innerer, als äußerer Bedingungen ist; so ist hieraus erklärlich, daß von dergleichen Gedanken meistens mehrere, ganz verschiedene Gegenstände betreffende, sich schnell hinter einander, oft sogar beinahe zugleich einstellen, in welchem Falle sie sich kreuzen und beeinträchtigen, wie die Krystalle einer Druse, ja, es uns gehn kann, wie Dem, der zwei Hasen zugleich verfolgt.

§. 39.

Wie sehr beschränkt und dürftig der normale menschliche Intellekt sei und wie gering die Klarheit des Bewußtseyns, läßt sich daran ermessen, daß, ungeachtet der ephemeren Kürze des in endlose Zeit hineingeworfenen Menschenlebens, der Mißlichkeit unsers Daseyns, der zahllosen, sich überall aufdringenden Räthsel, des bedeutsamen Charakters so vieler Erscheinungen und dabei des durchweg Ungenügenden des Lebens, — dennoch nicht Alle beständig und unabläßig philosophiren, ja, nicht ein Mal Viele, oder auch nur Einige, nur Wenige; nein, nur hin und wieder Einer, nur die gänzlichen Ausnahmen. — Die Uebrigen leben in diesem Traum dahin, nicht so gar viel anders, als die Thiere, von denen sie sich am Ende nur durch die Vorsorge auf einige Jahre im Voraus unterscheiden. Für das sich bei ihnen etwan meldende metaphysische Bedürfniß ist von oben und zum voraus gesorgt, durch die Religionen; und diese, wie sie auch seien, genügen. — Indessen könnte es doch seyn, daß im Stillen viel mehr philosophirt wird, als es den Anschein hat; wenn es gleich auch danach seyn mag.

§. 40.

Fast möchte man glauben, daß die Hälfte alles unsers Denkens ohne Bewußtseyn vor sich gehe. Meistens kommt die Konklusion, ohne daß die Prämissen deutlich gedacht worden. Dies ist schon daraus abzunehmen, daß bisweilen eine Begebenheit, deren Folgen wir keineswegs absehn, noch weniger ihren etwanigen Einfluß auf unsere eignen Angelegenheiten deutlich ermessen können, dennoch auf unsere ganze Stimmung einen unverkenn-

Digitized by Google

baren Einfluß ausübt, indem sie solche ins Heitere, oder auch ins Traurige, verändert: Das kann nur die Folge einer unbewußten Rumination seyn. Noch ersichtlicher ist diese in Folgendem. Ich habe mich mit den faktischen Datis einer theoretischen, oder praktischen Angelegenheit bekannt gemacht: oft nun wird, ohne daß ich wieder daran gedacht hätte, nach einigen Tagen, das Resultat, wie nämlich die Sache sich verhalte, oder was dabei zu thun sei, mir ganz von selbst in den Sinn kommen, und deutlich vor mir stehn; wobei die Operation, durch die es zu Stande gekommen, mir so verdeckt bleibt, wie die einer Rechenmaschine: es ist eben eine unbewußte Rumination gewesen. Ja, unsre besten, sinnreichsten und tiefsten Gedanken treten plötzlich ins Bewußtseyn, wie eine Inspiration. Offenbar aber sind sie Resultate langer, unbewußter Meditation. Ich verweise hier auf Das, was ich in meinem Hauptwerk, Bd. 2, Kap. 14, S. 134, schon hierüber beigebracht habe. — Beinahe möchte man es wagen, die physiologische Hypothese aufzustellen, daß das bewußte Denken auf der Oberfläche des Gehirns, das unbewußte im Innern seiner Marksubstanz vor sich gehe.

§. 41.

Bei der Monotonie und daraus entspringenden Schaalheit des Lebens, würde man, nach einer beträchtlichen Dauer desselben, es unerträglich langweilig finden; wenn nicht das beständige Fortschreiten der Erkenntniß und Einsicht, im Ganzen und Großen, und das immer bessere und deutlichere Verständniß aller Dinge und Verhältnisse, noch immer seinen Fortgang hätte, theils als Frucht der Reife und Erfahrung, theils auch in Folge der Veränderungen, welche wir selbst, durch die verschiedenen Lebensalter, erleiden und dadurch gewissermaaßen auf einen immer neuen Gesichtspunkt gestellt werden, von welchem aus die Dinge uns noch nicht erkannte Seiten zeigen und anders erscheinen; wodurch denn, trotz der Abnahme der Intensität der Geisteskräfte, das dies diem docet noch immer unermüdlich anhält und einen stets neuen Reiz über das Leben verbreitet, indem das Identische stets als ein Anderes und Neues sich darstellt. Daher hat jeder irgend denkende Alte das Solonische γηρασκω δ' αει πολλα διδασκομενος zu seinem Wahlspruch.

Nebenbei leistet uns, zu allen Zeiten, den selben Dienst der vielfache Wechsel unsrer Stimmung und Laune, vermöge dessen wir die Dinge täglich in einem andern Lichte erblicken: auch er verringert die Monotonie unsers Bewußtseyns und Denkens, indem er auf dasselbe wirkt, wie auf eine schöne Gegend die stets sich ändernde Beleuchtung, mit ihren unerschöpflich mannigfaltigen Lichteffekten, in Folge welcher die hundert Mal gesehene Landschaft uns aufs Neue entzückt. So erscheint einer veränderten Stimmung das Bekannte neu und erweckt neue Gedanken und Ansichten.

§. 42.

Wer a posteriori, also durch Versuche, etwas ausmachen will, das er a priori einsehn und entscheiden könnte, z. B. die Nothwendigkeit einer Ursach zu jeder Veränderung, oder mathematische Wahrheiten, oder auf Mathematik zurückführbare Sätze aus der Mechanik, Astronomie, oder selbst solche, die aus sehr bekannten und unbezweifelbaren Naturgesetzen folgen, — der macht sich verächtlich. Wer hingegen, umgekehrt, a priori darthun will, was sich allein a posteriori, aus der Erfahrung, wissen läßt, der scharlatanisirt und macht sich lächerlich. Warnende Beispiele dieses Fehlers haben Schelling und die Schellingianer geliefert, wenn sie, wie damals Jemand es sehr artig ausgedrückt hat, a priori nach einem a posteriori gesteckten Ziele schossen. Schellings Leistungen in dieser Art und Kunst wird man am deutlichsten aus seinem „Ersten Entwurf einer Naturphilosophie" kennen lernen. Daselbst springt es in die Augen, daß er, im Stillen und ganz empirisch, aus der uns vorliegenden Natur allgemeine Wahrheiten sich abstrahirt und danach einige Ausdrücke ihrer Beschaffenheit im Ganzen geformelt hat. Mit diesen tritt er nun auf als mit a priori gefundenen Principien der Denkbarkeit einer Natur überhaupt, aus denen er sodann den vorgefundenen und ihnen eigentlich zum Grunde liegenden Thatbestand glücklich wieder ableitet und demnach seinen Schülern beweist, daß die Natur nicht anders seyn könne, als sie ist:

„Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müßt' so seyn."

Digitized by Google

Als beluſtigendes Beiſpiel dieſer Art leſe man, auf S. 96, 97 des beſagten Buches, die Deduktion a priori der unorganiſchen Natur und der Schwere. Mir iſt dabei, wie wenn ein Kind mir Taſchenſpielerſtückchen macht und ich deutlich ſehe, wie es die Kügelchen unter den Becher prakticirt, woſelbſt ſie zu finden ich nachher erſtaunen ſoll. — Nach ſolchem Vorgange des Meiſters wird es uns nicht wundern, ſeine Schüler noch lange auf dem ſelben Wege anzutreffen, und zu ſehn, wie ſie aus vagen, empiriſch aufgegriffenen Begriffen, z. B. Eiform, Kugelform, und nach willkürlich gefaßten, ſchielenden Analogien, wie Eithiere, Rumpfthiere, Bauchthiere, Bruſtthiere, und ähnlichen Flauſen mehr, das Verfahren der Natur a priori ableiten wollen; während man ihren ernſthaften Deduktionen deutlich anſieht, daß ſie ſtets nach dem allein gewiſſen A posteriori hinüberſchielen und dennoch der Natur oft ſchreiende Gewalt anthun, um ſie nach jenen Grillen zu modeln. — Wie würdig ſtehn ihnen gegenüber die Franzoſen da, mit ihrer redlichen Empirie, eingeſtändlich beſtrebt, nur von der Natur zu lernen und ihren Gang zu erforſchen, nicht aber ihr Geſetze vorzuſchreiben. Bloß auf dem Wege der Induktion haben ſie ihre ſo tief gefaßte, wie treffende Eintheilung des Thierreichs gefunden, welche die Deutſchen nicht ein Mal zu ſchätzen verſtehn, ſie daher in den Hintergrund ſchieben, um ihre eigene Originalität, durch ſonderbare und ſchiefe Einfälle, wie die oben erwähnten, an den Tag zu legen, worüber ſie ſich dann unter einander bewundern, — dieſe ſcharfſinnigen und gerechten Beurtheiler geiſtiger Verdienſte. Welch ein Glück unter einer ſolchen Nation geboren zu ſeyn!

§. 43.

Es iſt ganz natürlich, daß wir gegen jede neue Anſicht, über deren Gegenſtand wir irgend ein Urtheil uns ſchon feſtgeſtellt haben, uns abwehrend und verneinend verhalten. Denn ſie dringt feindlich in das vorläufig abgeſchloſſene Syſtem unſrer Ueberzeugungen, erſchüttert die dadurch erlangte Beruhigung, muthet uns neue Bemühungen zu und erklärt alte für verloren. Demgemäß iſt eine uns von Irrthümern zurückbringende Wahrheit einer Arznei zu vergleichen, ſowohl durch ihren bittern und widerlichen Geſchmack, als auch dadurch, daß ſie nicht im Augenblick

Digitized by Google

des Einnehmens, sondern erst nach einiger Zeit ihre Wirkung äußert.

Sehn wir also schon das Individuum hartnäckig im Festhalten seiner Irrthümer; so ist es die Masse und Menge der Menschen noch viel mehr: an ihren ein Mal gefaßten Meinungen können Erfahrung und Belehrung sich Jahrhunderte lang vergeblich abarbeiten. Daher giebt es denn auch gewisse allgemein beliebte und fest akreditirte, täglich von Unzählbaren mit Selbstgenügen nachgesprochene Irrthümer, von denen ich ein Verzeichniß angefangen habe, welches fortzuführen ich Andre bitte.

1) Selbstmord ist eine feige Handlung.
2) Wer Andern mißtraut ist selbst unredlich.
3) Verdienst und Genie sind aufrichtig bescheiden.
4) Die Wahnsinnigen sind überaus unglücklich.
5) Die Philosophie läßt sich nicht lernen, sondern nur das Philosophiren. (Ist das Gegentheil der Wahrheit.)
6) Es ist leichter eine gute Tragödie, als eine gute Komödie zu schreiben.

Die meisten derselben sagen sie einander nur so nach, ohne sonderlich viel dabei zu denken, und bloß, weil sie, als sie solche zuerst vernahmen, gefunden haben, daß sie gar weise klängen.

§. 44.

Wie hart und erstarrt die Denkungsart des großen Haufens sei und wie schwer ihr beizukommen, kann man besonders auf Reisen beobachten. Denn wer das Glück hat, mehr mit Büchern, als mit Menschen leben zu dürfen, hat immer nur die leichte Mittheilung der Gedanken und Erkenntnisse, nebst der schnellen Aktion und Reaktion der Geister auf einander vor Augen; wobei er leicht vergißt, wie ganz anders es in der so zu sagen allein wirklichen Menschenwelt hergeht, und am Ende gar vermeint, jede gewonnene Einsicht gehöre sogleich der Menschheit an. Man braucht aber nur einen Tag auf der Eisenbahn weiter gefahren zu seyn, um zu bemerken, daß da, wo man jetzt sich befindet, gewisse Vorurtheile, Wahnbegriffe, Sitten, Gebräuche und Kleidungen herrschen, ja, seit Jahrhunderten sich erhalten, welche dort, wo man gestern gewesen, unbekannt sind. Ist es doch mit den Provinzialdialekten nicht anders. Hieraus kann

Digitized by Google

man abnehmen, wie weit die Kluft ist zwischen dem Volk und den Büchern, und wie langsam, wenn auch sicher, die erkannten Wahrheiten zum Volke gelangen, weshalb, in Hinsicht auf die Schnelligkeit der Fortpflanzung, dem physischen Lichte nichts unähnlicher ist, als das geistige.

Dies Alles kommt daher, daß der große Hause gar wenig denkt; weil ihm Zeit und Uebung hiezu mangelt. So aber bewahrt er zwar seine Irrthümer sehr lange, ist dagegen aber auch nicht, wie die gelehrte Welt, eine Wetterfahne der gesammten Windrose täglich wechselnder Meinungen. Und dies ist sehr glücklich: denn die große, schwere Masse sich in so rascher Bewegung vorzustellen, ist ein schrecklicher Gedanke, zumal wenn man dabei erwägt, was Alles sie bei ihren Wendungen fortreißen und umstoßen würde.

§. 45.

Das Begehren nach Kenntnissen, wenn auf das Allgemeine gerichtet, heißt Wißbegier; wenn auf das Einzelne, Neugier. — Knaben zeigen meistens Wißbegier; kleine Mädchen bloße Neugier, diese aber in stupendem Grade und oft mit widerwärtiger Naivetät.

§. 46.

Ein glücklich-organisirter, folglich mit feiner Urtheilskraft ausgestatteter Kopf hat zwei Vorzüge. Erstlich diesen, daß von Allem, was er sieht, erfährt und liest, das Wichtige und Bedeutsame sich bei ihm ansetzt und von selbst sich seinem Gedächtnisse einprägt, um einst hervorzukommen, wann es gebraucht wird; während die übrige Masse wieder abfließt. Sein Gedächtniß gleicht demnach einem feinen Siebe, welches nur die größern Stücke aufbewahrt: andere gleichen groben Sieben, welche Alles durchlassen, bis auf das zufällig darin Bleibende. Der zweite, dem erstern verwandte Vorzug eines solchen Geistes ist, daß ihm jedes Mal das zu einer Sache Gehörige, ihr Analoge, oder sonst Verwandte, läge es auch noch so fern, zur rechten Zeit einfällt. Dies beruht darauf, daß er an den Dingen das eigentlich Wesentliche auffaßt, wodurch er, auch in den sonst verschiedensten, das Identische und daher Zusammengehörige sogleich erkennt.

Digitized by

§. 47.

Der Verstand ist keine extensive, sondern eine intensive Größe: daher kann hierin Einer es getrost gegen Zehntausend aufnehmen und giebt eine Versammlung von tausend Dummköpfen noch keinen gescheuten Mann.

§. 48.

Was den leidigen Alltagsköpfen, von denen die Welt vollgepfropft ist, eigentlich abgeht, sind zwei nahe verwandte Fähigkeiten, nämlich die, zu urtheilen, und die, eigene Gedanken zu haben. Aber beide fehlen ihnen in einem Grade, von welchem wer nicht zu ihnen gehört sich nicht leicht einen Begriff macht und eben deshalb auch nicht von der Trübsäligkeit ihrer Existenz, dem fastidio sui, quo laborat omnis stultitia. Aus jenem Mangel aber erklärt sich einerseits die Armsäligkeit aller der Schreiberei, bei allen Nationen, die sich, bei den Mitlebenden, für ihre Litteratur ausgiebt, und andererseits das Schicksal des Aechten und Wahren, bei seinem Auftreten unter solchen Leuten. Alles wirkliche Dichten und Denken nämlich ist gewissermaaßen ein Versuch, den kleinen Leuten einen großen Kopf aufzusetzen: kein Wunder, daß er nicht gleich gelingt. Der Genuß, den ein Schriftsteller gewährt, verlangt immer einen gewissen Einklang zwischen seiner Denkweise und der des Lesers und wird um so größer seyn, je vollkommner derselbe ist; daher ein großer Geist ganz und vollkommen nur von einem anderen großen Geiste genossen wird. Eben hierauf beruht denn auch der Ekel und Widerwille, den schlechte, oder mediokre Schriftsteller denkenden Köpfen erregen: sogar wirkt die Konversation mit den meisten Menschen ebenso: bei jedem Schritte fühlt man das Unzulängliche und die Disharmonie. —

Doch sei, bei dieser Gelegenheit, die Warnung eingeschaltet, daß man nicht einen neuen, vielleicht wahren Ausspruch oder Gedanken, gering schätze, weil man ihn in einem schlechten Buche findet, oder aus dem Munde eines Dummkopfs vernimmt. Jenes hat ihn gestohlen, dieser ihn aufgeschnappt; was sie freilich verhehlen. Sodann kommt noch hinzu, was das spanische Sprichwort sagt: mas sabe el necio en su casa, que el cuerdo en la agena („in seinem Hause weiß der Narr besser Bescheid,

Digitized by Google

als der Kluge in einem fremden"): also, in seinem Fache weiß Jeder mehr als wir. Endlich ist bekannt, daß auch die blinde Henne bisweilen ein Körnchen findet; sogar aber ist wahr, daß il y a un mystère dans l'esprit des gens qui n'en ont pas.

§. 49.

Es kann kein musikalisches Instrument geben, das nicht dem reinen Tone, als welcher aus den Schwingungen der Luft allein besteht, noch einen fremdartigen Zusatz beimischte, in Folge der Schwingungen seines eigenen Stoffes, die ja, durch ihren Impuls, die der Luft allererst hervorbringen und ein unwesentliches Nebengeräusch verursachen, wodurch eben jeder Ton das ihm specifisch Eigene erhält, also das, was z. B. den der Geige von dem der Flöte unterscheidet. Allein je geringer diese unwesentliche Beimischung ist, desto reiner ist der Ton: daher eben hat die menschliche Stimme den reinsten; weil dem natürlichen Werkzeuge es kein künstliches gleichthut. Ebenso nun kann kein Intellekt seyn, der nicht dem Wesentlichen und rein Objektiven der Erkenntniß ein diesem fremdes Subjektives, aus der den Intellekt tragenden und bedingenden Persönlichkeit Entspringendes, also etwas Individuelles, beimischte, wodurch denn Jenes allemal verunreinigt wird. Der Intellekt, bei welchem dieser Einfluß am geringsten ist, wird am reinsten objektiv, mithin der vollkommenste seyn. Daß, in Folge hievon, seine Produktionen fast nur Das enthalten und wiedergeben, was an den Dingen jeder Intellekt gleichmäßig auffaßt, also das rein Objektive, ist eben der Grund, warum sie Jeden, sobald er sie nur versteht, ansprechen. Daher habe ich gesagt, daß die Genialität in der Objektivität des Geistes bestehe. Jedoch ein absolut objektiver, mithin vollkommen reiner Intellekt ist so unmöglich, wie ein absolut reiner Ton: dieser nicht, weil doch die Luft nicht von selbst in Schwingungen gerathen kann, sondern irgendwie impellirt werden muß; jener nicht, weil nicht ein Intellekt für sich bestehn, sondern nur als Werkzeug eines Willens auftreten kann, oder (real zu reden) ein Gehirn nur als Theil eines Organismus möglich ist. Ein unvernünftiger, ja blinder Wille, der sich als Organismus darstellt, ist die Basis und Wurzel eines jeden Intellekts; daher die Mangelhaftigkeit eines jeden und die Züge

von Thorheit und Verkehrtheit, ohne welche kein Mensch ist. Also auch hier: „kein Lotus ohne Stengel", und sagt Göthe:

Noch spukt der Babylon'sche Thurm,
Sie sind nicht zu vereinen!
Ein jeder Mann hat seinen Wurm,
Kopernikus den seinen.

Zu den Verunreinigungen der Erkenntniß durch die ein für alle Mal gegebene Beschaffenheit des Subjekts, die Individualität, kommen nun noch die direkt aus dem Willen und seiner einstweiligen Stimmung, also aus dem Interesse, den Leidenschaften, den Affekten des Erkennenden hervorgehenden. Um ganz zu ermessen, wie sehr viel Subjektives unsrer Erkenntniß beigegeben ist, müßte man öfter einen und denselben Vorgang mit den Augen zweier verschieden gesinnter und verschieden betheiligter Leute sehn. Da dies nicht angeht, muß uns die Beobachtung genügen, wie sehr verschieden uns selber, zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Stimmungen und bei verschiedenen Anlässen, die selben Personen und Gegenstände sich darstellen.

Allerdings wäre es ein herrliches Ding um unsern Intellekt, wenn er für sich bestände, also ursprüngliche und reine Intelligenz wäre und nicht ein bloß sekundäres Vermögen, welches nothwendig auf einem Willen wurzelt, vermöge dieser Basis aber eine Verunreinigung fast aller seiner Erkenntnisse und Urtheile zu erleiden hat. Denn, wäre Dies nicht; so könnte er ein reines Organ der Erkenntniß und Wahrheit seyn. Allein wie es jetzt steht, wie selten werden wir da ganz klar sehn in einer Sache, bei der wir irgendwie interessirt sind! Es ist kaum möglich: denn bei jedem Argument und jedem hinzukommenden Datum spricht sogleich der Wille mit, und zwar ohne daß man seine Stimme von der des Intellekts selbst unterscheiden könnte, indem ja Beide zu Einem Ich verschmolzen sind. Am deutlichsten wird dies, wenn wir den Ausgang einer uns angelegenen Sache prognosticiren wollen: da verfälscht das Interesse fast jeden Schritt des Intellekts, bald als Furcht, bald als Hoffnung. Es ist kaum möglich dabei klar zu sehn: denn der Intellekt gleicht dann einer Fackel, bei der man lesen soll, während der Nachtwind sie heftig bewegt. Dieserhalb eben ist, unter sehr erregenden Umständen, ein treuer und aufrichtiger Freund von unschätzbarem Werth;

Digitized by Google

weil er, selbst unbetheiligt, die Dinge sieht wie sie sind; während sie unserm Blicke durch die Gaukelei der Leidenschaften verfälscht sich darstellen. — Ein richtiges Urtheil über geschehene, ein richtiges Prognostikon über kommende Dinge können wir nur dann haben, wann sie uns gar nicht angehn, also unser Interesse durchaus unberührt lassen: denn außerdem sind wir nicht unbestochen, vielmehr ist unser Intellekt vom Willen infizirt und inquinirt, ohne daß wir es merken. Daraus erklärt es sich, daß Leute von Kopf und Kenntnissen, im Vorhersagen des Ausgangs politischer Angelegenheiten, bisweilen toto coelo irren.

Bei Künstlern, Dichtern und Schriftstellern überhaupt gehört zu den subjektiven Verunreinigungen des Intellekts auch Das, was man die Zeitideen, heut zu Tage das „Zeitbewußtseyn", zu nennen pflegt, also gewisse im Schwange stehende Ansichten und Begriffe. Der mit ihrer Farbe getünchte Schriftsteller hat sich von ihnen imponiren lassen, statt sie zu übersehn und abzuweisen. Wann nun, nach einer kürzern oder längern Reihe von Jahren, jene Ansichten gänzlich verschwunden und verschollen sind; da entbehren seine noch aus jener Zeit vorhandenen Werke der Stütze, die sie an ihnen hatten, und oft erscheinen sie dann unbegreiflich abgeschmackt, jedenfalls aber wie ein alter Kalender. Nur der ganz ächte Dichter, oder Denker, ist über alle solche Einflüsse erhaben. Schiller sogar hatte in die Kritik der praktischen Vernunft hineingesehn, und sie hatte ihm imponirt: aber Shakespeare hatte nur in die Welt hineingesehn. Darum finden wir, in allen seinen Schauspielen, am deutlichsten aber in den Englisch-historischen, die Personen durchgängig durch die Motive des Eigennutzes, oder der Bosheit, in Bewegung gesetzt; mit wenigen und nicht zu grell abstechenden Ausnahmen. Denn Menschen wollte er im Spiegel der Dichtkunst zeigen, nicht moralische Karikaturen: darum erkennt sie Jeder im Spiegel, und seine Werke leben, heute und immerdar. Die Schillerschen Personen im Don Karlos kann man ziemlich scharf in weiße und schwarze, in Engel und Teufel, eintheilen. Schon jetzt erscheinen sie sonderbar: was wird es erst über 50 Jahre seyn!

Digitized by Google

§. 50.

Das Leben der Pflanzen geht auf im bloßen Daseyn: demnach ist sein Genuß ein rein und absolut subjektives, dumpfes Behagen. Bei den Thieren tritt Erkenntniß hinzu: doch bleibt sie gänzlich auf Motive, und zwar die nächsten, beschränkt. Daher finden auch sie im bloßen Daseyn ihre volle Befriedigung, und es reicht zu, ihr Leben auszufüllen. Sie können demnach viele Stunden ganz unthätig zubringen, ohne Unbehagen, oder Ungeduld zu empfinden; obschon sie nicht denken, sondern bloß anschauen. Nur in den allerklügsten Thieren, wie Hunden und Affen, macht sich schon das Bedürfniß der Beschäftigung, und somit die Langeweile fühlbar; daher sie gern spielen, auch wohl sich mit Gaffen nach den Vorübergehenden unterhalten; wodurch sie schon in Eine Klasse mit den menschlichen Fenstergaffern treten, die uns aller Orten entgegegenstarren, aber nur wann man merkt, daß diese Menschen Studenten sind, eigentliche Indignation erregen.

Erst im Menschen hat die Erkenntniß, — d. i. das Bewußtseyn von andern Dingen, im Gegensatz des bloßen Selbstbewußtseyns, — einen hohen Grad erreicht und ist, durch Eintritt der Vernunft, bis zur Besonnenheit gestiegen. In Folge hievon kann sein Leben, neben dem bloßen Daseyn, auch durch das Erkennen als solches ausgefüllt werden, welches gewissermaaßen ein zweites Daseyn, außerhalb der eigenen Person, in andern vorhandenen Wesen und Dingen, ist. Allein auch bei ihm beschränkt das Erkennen sich meistentheils auf Motive, jedoch mit Inbegriff der entfernten, welche, wenn in größern Massen umfaßt, „nützliche Kenntnisse" heißen. Hingegen gelangt in ihm das freie, d. h. das zwecklose, Erkennen meistens nicht weiter, als Neugier und Bedürfniß der Kurzweil es treiben, ist jedoch in jedem Menschen, wenigstens so weit, vorhanden. Inzwischen, wenn ihm die Motive Rast gestatten, wird auch bei ihm ein großer Theil seines Lebens durch das bloße Daseyn ausgefüllt; wovon das häufige Maulaffen und auch diejenige Geselligkeit, welche hauptsächlich im bloßen Beisammenseyn, bei gar keinem, oder höchst kargem und ärmlichem Gespräche, besteht, Zeugniß ablegen. Ja, die meisten Menschen haben, wenn auch nicht mit deutlichem Bewußtseyn, doch im Grunde ihres Herzens,

Digitized by Google

als oberste Maxime und Richtschnur ihres Wandels, den Vorsatz, mit dem kleinstmöglichen Aufwand von Gedanken auszukommen; weil ihnen das Denken eine Last und Beschwerde ist. Demgemäß denken sie nur knapp so viel, wie ihr Berufsgeschäft schlechterdings nöthig macht, und dann wieder so viel, wie ihre verschiedenen Zeitvertreibe, sowohl Gespräche, als Spiele, erfordern, die dann aber beide darauf eingerichtet seyn müssen, mit einem minimo von Gedanken bestritten werden zu können. Fehlt es jedoch, in arbeitsfreien Stunden, an Dergleichen; so werden sie stundenlang am Fenster liegen, die unbedeutendsten Vorgänge angaffend und so recht eigentlich das ozio lungo d'uomini ignoranti des Arioste uns veranschaulichen, ehr als daß sie ein Buch zur Hand nehmen sollten; weil dies die Denkkraft in Anspruch nimmt.

Nur wo der Intellekt schon das nothwendige Maaß überschreitet, wird das Erkennen, mehr oder weniger, Selbstzweck. Demnach ist es eine ganz abnorme Begebenheit, wann, in irgend einem Menschen, der Intellekt seine natürliche Bestimmung, also den Dienst des Willens und demgemäß die Auffassung der bloßen Relationen der Dinge, verläßt, um sich rein objektiv zu beschäftigen. Aber eben dies ist der Ursprung der Kunst, der Poesie und der Philosophie, welche also durch ein Organ hervorgebracht werden, das ursprünglich nicht für sie bestimmt ist. Der Intellekt nämlich ist, von Hause aus, ein sauerer Arbeit obliegender Manufakturlöhnling, den sein vielfordernder Herr, der Wille, vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt hält. Kommt aber dennoch dieser getriebene Frohnknecht ein Mal dazu, in einer Feierstunde, ein Stück von seiner Arbeit freiwillig, aus eigenem Antrieb und ohne Nebenabsicht, bloß zu eigener Befriedigung und Ergötzung zu verfertigen; — dann ist dies ein ächtes Kunstwerk, ja, wenn hoch getrieben, ein Werk des Genies.

Ein solcher, auf das rein Objektive gerichteter Gebrauch des Intellekts, liegt, wie in seinen höhern Graden, allen künstlerischen, poetischen, philosophischen, so auch überhaupt den rein wissenschaftlichen Leistungen zum Grunde, findet selbst schon Statt beim Auffassen und Studiren derselben und ebenfalls im freien, d. h. nicht das persönliche Interesse irgend betreffenden Nachdenken über irgend einen Gegenstand. Ja, derselbe belebt sogar das

Digitized by Google

bloße Gespräch, wenn dessen Thema rein objektiv ist, d. h. in keinerlei Beziehung zum Interesse, folglich dem Willen, der Redenden steht. Jeder solcher rein objektiver Gebrauch des Intellekts verhält sich zum subjektiven, d. h. das persönliche Interesse, wenn auch noch so mittelbar, betreffenden, wie Tanzen zum Gehn: denn er ist, wie das Tanzen, die zwecklose Verwendung überschüssiger Kräfte. Hingegen ist der subjektive Gebrauch des Intellekts allerdings der natürliche; da der Intellekt bloß zum Dienste des Willens entstanden ist. Aber eben deshalb haben wir jenen mit den Thieren gemein: er ist der Sklave der Nothdurft, trägt das Stämpel unsrer Armsäligkeit und wir erscheinen in ihm so recht als glebae adscripti. Er findet nicht etwan bloß bei der Arbeit und dem persönlichen Treiben Statt, sondern auch in allen Gesprächen über persönliche und überhaupt materielle Angelegenheiten, als da sind Essen, Trinken und sonstige Bequemlichkeiten, sodann der Erwerb und was dazu gehört, benebst Nützlichkeiten jeder Art, selbst wenn sie das gemeine Wesen betreffen: denn das gemeine Wesen bleibt ein gemeines Wesen. Die meisten Menschen sind freilich keines andern Gebrauchs ihres Intellekts fähig; weil dieser bei ihnen bloß ein Werkzeug zum Dienste des Willens ist und in diesem Dienste gänzlich aufgeht, ohne daß etwas übrig bliebe. Dies eben macht sie so trocken, so thierisch-ernst und zu jedem objektiv unterhaltenden Gespräch unfähig; wie denn auch auf ihrem Gesichte die Kürze des Bandes zwischen Intellekt und Willen sichtbar ist. Demgemäß versinkt ihr Intellekt in Unthätigkeit, sobald der Wille ihn nicht antreibt. Sie nehmen an gar nichts ein objektives Interesse. Nicht ein Mal durch Scherz und Witz werden sie merklich angeregt, hassen vielmehr Alles, was das leichteste Nachdenken erfordert: allenfalls bringen plumpe Possen sie zum Lachen: außerdem sind sie ernsthafte Bestien: Alles nur weil sie bloß eines subjektiven Interesses fähig sind. Darum eben ist die für sie passende Unterhaltung das Kartenspiel, — und zwar um Geld; weil dies nicht, wie Schauspiel, Musik, Konversation u. s. w. sich in der Sphäre des bloßen Erkennens hält, sondern den Willen selbst, das Primäre, welches überall zu finden seyn muß, in Bewegung setzt. Uebrigens sind sie, vom ersten bis zum letzten Athemzuge, Geschäftsleute, die geborenen Lastträger des Lebens. Ihre Ge-

Digitized by Google

nüsse sind alle sinnlich: für andere haben sie keine Empfänglichkeit. Man soll mit ihnen in Geschäften reden; sonst nicht. Geselligkeit mit ihnen ist Degradation, recht eigentliches Sichgemeinmachen. Ihre Gespräche sind es, welche Giordano Bruno (am Schluß der cena delle ceneri) bezeichnet als vili, ignobili, barbare ed indegne conversazioni, welche schlechthin zu meiden er sich selber angelobt. Hingegen ist das Gespräch zwischen Leuten, die nur irgendwie eines rein objektiven Gebrauchs ihres Intellekts fähig sind, und wäre der Stoff auch noch so leicht, und liefe er auf bloßen Scherz hinaus, doch immer schon ein freies Spiel geistiger Kräfte, verhält sich also zu jenem der Andern, wie Tanzen zum Gehn. Ein solches Gespräch ist, in der That, wie wenn Zwei oder Mehrere mit einander tanzen; während jenes andere einem bloßen Marschiren neben oder hinter einander, um anzukommen, gleicht.

Dieser, stets mit der Fähigkeit dazu verbundene Hang zu einem solchen freien und daher abnormen Gebrauch des Intellekts erreicht nun im Genie den Grad, wo das Erkennen zur Hauptsache, zum Zweck des ganzen Lebens wird; das eigene Daseyn hingegen zur Nebensache, zum bloßen Mittel herabsinkt; also das normale Verhältniß sich gänzlich umkehrt. Demnach lebt das Genie, im Ganzen genommen, mehr in der übrigen Welt, mittelst der erkennenden Auffassung derselben, als in seiner eigenen Person. Ihm benimmt die ganz abnorme Erhöhung der Erkenntnißkräfte die Möglichkeit, seine Zeit durch das bloße Daseyn und dessen Zwecke auszufüllen: sein Geist bedarf beständiger und starker Beschäftigung. Daher mangelt ihm jene Gelassenheit im Durchführen der breiten Scenen des Alltagslebens und jenes behagliche Aufgehn in diesem, wie es den gewöhnlichen Menschen gegeben ist, die sogar den bloß ceremoniellen Theil desselben mit wahrem Wohlgefallen durchmachen. Demgemäß ist denn auch für das gewöhnliche, praktische Leben, als welches den bloß normalen Geisteskräften angemessen ist, das Genie eine schlechte Ausstattung und, wie jede Abnormität, ein Hinderniß. Denn bei dieser Steigerung der intellektuellen Kräfte hat die intuitive Auffassung der Außenwelt eine so große objektive Deutlichkeit erlangt und liefert so viel mehr, als zum Dienste des Willens erforderlich ist, daß dieser Reichthum jenem Dienste geradezu hinderlich

wird, indem die Betrachtung der gegebenen Erscheinungen, als solcher und an sich, stets abzieht von der Betrachtung der Beziehungen derselben zum individuellen Willen und untereinander, sonach die ruhige Auffassung dieser stört und verhindert. Zum Dienste des Willens ist vielmehr eine ganz oberflächliche Betrachtung der Dinge hinreichend, die nichts weiter liefert, als die Verhältnisse derselben zu unsern jedesmaligen Zwecken und was mit diesen zusammenhängt, folglich aus lauter Relationen besteht, mit möglichster Blindheit gegen alles Uebrige: diese Art der Erkenntniß wird durch eine objektive und vollständige Auffassung des Wesens der Dinge geschwächt und verwirrt.

Daher also steht das Genie der Fähigkeit zum praktischen Wirken geradezu entgegen, zumal auf dem höchsten Tummelplatze derselben, wo sie sich im politischen Welttreiben hervorthut; weil eben die hohe Vollkommenheit und feine Empfänglichkeit des Intellekts die Energie des Willens hemmt, diese aber, als Kühnheit und Festigkeit auftretend, wenn nur mit einem tüchtigen, geraden Verstande, richtigem Urtheil und einiger Schlauheit ausgestattet, es gerade ist, die den Staatsmann, den Feldherrn, und, wenn sie bis zur Verwegenheit und dem Starrsinn geht, unter günstigen Umständen, auch den welthistorischen Charakter macht. Lächerlich aber ist es, bei dergleichen Leuten von Genie reden zu wollen. Eben so sind es die niedrigeren Grade geistiger Ueberlegenheit, also Klugheit, Schlauheit, und bestimmte, aber einseitige Talente, die zum Fortkommen in der Welt befähigen und leicht das Glück der Person begründen, besonders wenn ihnen hier Unverschämtheit (wie oben Verwegenheit) beigegeben ist. Denn auf allen diesen niedrigern Graden der Ueberlegenheit bleibt der Intellekt noch immer seiner natürlichen Bestimmung, dem Dienste des eigenen Willens, getreu, nur daß er ihn mit größerer Genauigkeit und Leichtigkeit verrichtet. Beim Genie hingegen entzieht er sich demselben. Daher ist das Genie dem Glücke der Person entschieden ungünstig; weshalb auch Göthe den Tasso sagen läßt:

„Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens, als des Glücks."

Genie ist demnach für den damit Begabten zwar ein unmittelbarer Gewinn, jedoch kein mittelbarer.

Digitized by Google

§. 51.

Für Den, der fähig ist, etwas cum grano salis zu verstehn, ließe das Verhältniß des Genies zum Normalmenschen sich vielleicht am deutlichsten folgendermaaßen ausdrücken. Ein Genie ist ein Mensch, der einen doppelten Intellekt hat: den einen für sich, zum Dienste seines Willens, und den andern für die Welt, deren Spiegel er wird, indem er sie rein objektiv auffaßt. Die Summe, oder Quintessenz dieser Auffassung wird, nachdem die technische Ausbildung hinzugekommen ist, in Werken der Kunst, der Poesie, oder der Philosophie wiedergegeben. Der Normalmensch hingegen hat den ersten Intellekt allein, welchen man den subjektiven nennen kann, wie den genialen den objektiven. Obwohl jener subjektive Intellekt in höchst verschiedenen Graden der Schärfe und Vollkommenheit vorhanden seyn kann; so trennt ihn doch noch immer eine bestimmte Abstufung von jenem doppelten Intellekt des Genies, — etwan so, wie die Töne der Bruststimme, wären sie auch noch so hoch, immer noch wesentlich verschieden sind von der Fistel, als welche, gerade so wie die zwei obern Oktaven der Flöte und die Flageollettöne der Geige, das Unisono beider Hälften der durch einen Schwingungsknoten getheilten Vibrationssäule der Luft ist, während in der Bruststimme und untern Flötenoktave nur die ganze und ungetheilte Luftsäule vibrirt. Hieraus also läßt sich jene specifische Eigenthümlichkeit des Genies begreifen, welche den Werken und sogar der Physiognomie des damit Begabten so augenfällig aufgeprägt ist; imgleichen ist klar, daß ein solcher doppelter Intellekt dem Dienste des Willens meistens hinderlich seyn muß, woraus die bereits oben erwähnte geringe Befähigung des Genies zum praktischen Leben sich erklärt. Besonders geht ihm die Nüchternheit ab, welche den gewöhnlichen, einfachen Intellekt, er sei scharf oder stumpf, charakterisirt.

§. 52.

Wie das Gehirn als ein Parasit, der vom Organismus genährt wird, ohne direkt zu dessen innerer Oekonomie beizutragen, da oben, in seiner festen, wohlverwahrten Behausung ein selbstständiges, unabhängiges Leben führt; so führt der geistig hochbegabte Mensch außer dem Allen gemeinsamen, individuellen

Digitized by Google

Leben, noch ein zweites, rein intellektuelles, welches in der steten Zunahme, Berichtigung und Vermehrung nicht des bloßen Wissens, sondern der zusammenhängenden eigentlichen Erkenntniß und Einsicht besteht und unberührt bleibt vom Schicksale der Person, sofern es nicht etwan von diesem in seinem Treiben gestört wird; daher auch es den Menschen über dasselbe und seinen Wechsel erhebt und hinaussetzt. Es besteht in einem steten Denken, Lernen, Versuchen und Ueben, und wird allmälig zur Haupteristenz, der die persönliche sich als bloßes Mittel zum Zweck unterordnet. Ein Beispiel der Unabhängigkeit und Absonderung dieses intellektuellen Lebens giebt uns Göthe, wann er, mitten im Feldgetümmel des Champagnerkrieges, Phänomene zur Farbenlehre beobachtet und, sobald ihm, unter dem gränzenlosen Elend jenes Feldzuges, eine kurze Rast, in der Festung Luxemburg, gegönnt ist, sogleich die Hefte seiner Farbenlehre vornimmt. So hat er uns denn ein Vorbild hinterlassen, dem wir sollen nachfolgen, die wir das Salz der Erde sind, indem wir allezeit unserm intellektuellen Leben ungestört obliegen, wie immer auch das persönliche vom Sturm der Welt ergriffen und erschüttert werden möge, stets eingedenk, daß wir nicht der Magd Söhne sind, sondern der Freien. Als unser Emblem und Familienwappen schlage ich vor, einen vom Sturm heftig bewegten Baum, der dabei dennoch seine rothen Früchte auf allen Zweigen zeigt, mit der Umschrift: dum convellor mitescunt; oder auch: conquassatus, sed ferax.

§. 53.

Der Unterschied zwischen dem Genie und den Normalköpfen ist allerdings nur ein quantitativer, sofern er ein Unterschied des Grades ist: dennoch wird man versucht, ihn als qualitativ anzusehn, wenn man betrachtet, wie die gewöhnlichen Köpfe, trotz ihrer individuellen Verschiedenheit, doch eine gewisse gemeinsame Richtung ihres Denkens haben, vermöge welcher, bei gleichem Anlaß, ihrer Aller Gedanken sofort den selben Weg einschlagen und in das selbe Gleis gerathen: daher die häufige, nicht auf Wahrheit sich stützende Uebereinstimmung ihrer Urtheile, welche so weit geht, daß gewisse Grundansichten von ihnen zu allen Zeiten festgehalten, immer wiederholt und von Neuem vor-

Digitized by Google

gebracht werden, während denselben die großen Geister jeder Zeit, offen oder verdeckt, sich widersetzen.

§. 54.

Ein Genie ist ein Mensch, in dessen Kopfe die Welt als Vorstellung einen Grad mehr Helligkeit erlangt hat und deutlicher ausgeprägt dasteht: und da nicht die sorgfältige Beobachtung des Einzelnen, sondern nur die Intensität der Auffassung des Ganzen die wichtigste und tiefste Einsicht liefert; so hat die Menschheit von ihm die größte Belehrung zu erwarten. Er wird sie, wenn er zur Ausbildung gelangt, bald in dieser, bald in jener Form, geben.

Inzwischen ist er, wie Jeder, was er ist zunächst für sich selbst: Dies ist wesentlich, unausbleiblich und unabänderlich. Was er hingegen für Andere ist, bleibt, als ein Sekundäres, dem Zufall unterworfen. Keinenfalls können sie von seinem Geiste mehr empfangen, als einen Reflex, mittelst eines von beiden Seiten beförderten Versuchs, seine Gedanken mit ihren Köpfen zu denken, in denen solche jedoch immer noch exotische Pflanzen, folglich verkümmert und geschwächt bleiben werden.

§. 55.

Um originelle, außerordentliche, vielleicht gar unsterbliche Gedanken zu haben, ist es hinreichend, sich der Welt und den Dingen auf einige Augenblicke so gänzlich zu entfremden, daß Einem die allergewöhnlichsten Gegenstände und Vorgänge als völlig neu und unbekannt erscheinen, als wodurch eben ihr wahres Wesen sich aufschließt. Das hier Geforderte ist aber nicht etwan schwer; sondern es steht gar nicht in unsrer Gewalt und ist eben das Walten des Genius.

§. 56.

Das Genie ist unter den andern Köpfen, was unter den Edelsteinen der Karfunkel: es strahlt eigenes Licht aus, während die andern nur das empfangene reflektiren. — Auch kann man sagen, es verhalte sich zu ihnen, wie die idioelektrischen Körper zu den bloßen Leitern der Elektricität; daher auch eben es nicht zum eigentlichen, bloßen Gelehrten, der weiter lehrt was er ge-

Digitized by Google

lernt hat, geeignet ist; gerade so, wie die ideoelektrischen Körper keine Leiter sind. Vielmehr verhält es sich zur bloßen Gelehrsamkeit wie der Text zu den Noten. Ein Gelehrter ist, wer viel gelernt hat; ein Genie Der, von dem die Menschheit lernt, was er von Keinem gelernt hat. — Daher sind die großen Geister, von denen auf hundert Millionen Menschen kaum Einer kommt, die Leuchtthürme der Menschheit, ohne welche diese sich in das gränzenlose Meer der entsetzlichsten Irrthümer und der Verwilderung verlieren würde.

Indessen sieht der eigentliche, simple Gelehrte, etwan der Göttingische Ordinarius, das Genie an ungefähr wie wir den Hasen, als welcher erst nach seinem Tode genießbar und der Zurichtung fähig wird; auf den man daher, so lange er lebt, bloß schießen muß.

§. 57.

Wer von seinem Zeitalter Dank erleben will, muß mit demselben gleichen Schritt halten. Dabei aber kommt nie etwas Großes zu Stande. Wer Dieses beabsichtigt, muß daher seine Blicke auf die Nachwelt richten und, mit fester Zuversicht, für diese sein Werk ausarbeiten; wobei es freilich kommen kann, daß er seinen Zeitgenossen unbekannt bleibt und dann Dem zu vergleichen ist, der, genöthigt sein Leben auf einer wüsten Insel zuzubringen, daselbst mühsam ein Denkmal errichtet, künftigen Seefahrern die Kunde von seinem Daseyn zu überliefern. Scheint ihm dies hart; so tröste er sich damit, daß sogar den gewöhnlichen, bloß praktischen Menschen, der keine Kompensation dafür zu hoffen hat, oft das gleiche Schicksal trifft. Ein solcher nämlich wird, wenn durch seine Lage begünstigt, auf materiellem Wege produktiv thätig seyn, wird erwerben, ankaufen, bauen, urbar machen, anlegen, gründen, einrichten und verschönern, mit täglichem Fleiße und unermüdlichem Eifer. Er wähnt dabei, für sich zu arbeiten: jedoch kommt am Ende Alles nur den Nachkommen zu Gute, und sehr oft nicht ein Mal seinen eigenen. Demnach kann auch er sagen nos, non nobis, und hat zum Lohn seine Arbeit gehabt. Es geht ihm also nicht besser, als dem Manne von Genie, der wohl auch für sich Lohn, wenigstens Ehre, hoffte, am Ende aber Alles bloß für die Nachwelt gethan

Digitized by Google

hat. Freilich haben dafür Beide auch viel von den Vorfahren ererbt.

Die erwähnte Kompenſation nun aber, welche das Genie voraus hat, liegt in dem, was es nicht Andern, ſondern ſich ſelber iſt. Wer hat wohl mehr eigentlich gelebt, als Der, welcher Augenblicke hatte, deren bloßer Nachklang durch die Jahrhunderte und ihren Lerm vernehmbar bleibt? — Ja, vielleicht wäre es für einen Solchen das Klügſte, wenn er, um ungeſtört und ungehudelt er ſelbſt zu ſeyn, ſich, ſo lange er lebte, am Genuſſe ſeiner eigenen Gedanken und Werke genügen ließe und die Welt nur zum Erben ſeines reichen Daſeyns einſetzte, deſſen bloßer Abdruck, gleichſam Ichnolith, ihr erſt nach ſeinem Tode zu Theil würde.

Zudem aber iſt was ein Mann von Genie vor den Andern voraus hat nicht auf die Thätigkeit ſeiner höchſten Kräfte beſchränkt. Sondern, wie ein außerordentlich wohlgebauter, gelenker und behender Menſch alle ſeine Bewegungen mit ausnehmender Leichtigkeit, ja, mit Wohlbehagen vollzieht, indem er an der Thätigkeit, zu der er ſo beſonders glücklich ausgeſtattet iſt, unmittelbare Freude hat, dieſelbe daher auch oft zwecklos ausübt; wie er ferner, nicht bloß als Seil- oder Solo-Tänzer, die Sprünge macht, die keinem Andern ausführbar ſind, ſondern auch in den leichtern Tanzſchritten, welche Andere ebenfalls machen, ja ſelbſt im bloßen Gange, durchweg ſeine ſeltene Federkraft und Behändigkeit verräth; — ſo wird ein wahrhaft überlegener Geiſt nicht bloß Gedanken und Werke hervorbringen, die von keinem Andern je ausgehn könnten, und wird nicht in dieſen allein ſeine Größe zeigen; ſondern, indem das Erkennen und Denken ſelbſt ihm eine natürliche und leichte Thätigkeit iſt, wird er ſich in derſelben allezeit gefallen, wird daher ſelbſt das Geringere, auch Andern Erreichbare, doch leichter, ſchneller, richtiger, als ſie, auffaſſen, wird daher an jeder erlangten Kenntniß, jedem gelöſten Problem, jedem ſinnreichen Gedanken, ſei er nun eigen oder fremd, unmittelbare, lebhafte Freude haben; weshalb denn auch ſein Geiſt, ohne weitern Zweck, fortwährend thätig iſt und ihm dadurch zu einer ſtets fließenden Quelle des Genuſſes wird; ſo daß die Langeweile, dieſer beſtändige Hausteufel der Gewöhnlichen, ſich ihm nicht nähern kann. Dazu kommt,

Digitized by Google

daß die Meisterwerke der ihm vorhergegangenen, oder gleichzeitigen großen Geister eigentlich nur für ihn ganz da sind. Der gewöhnliche, d. h. schlechte, Kopf freut sich auf ein ihm anempfohlenes großes Geistesprodukt etwan so, wie der Podagrist auf einen Ball; wenn gleich Dieser aus Konvenienz hingeht und Jener, um nicht zurückzubleiben, es liest: denn Labrüyere hat ganz Recht, wenn er sagt: tout l'esprit qui est au monde est inutile à celui qui n'en a point. — Zudem verhalten alle Gedanken der Geistreichen, oder gar Genialen, zu denen der Gewöhnlichen, selbst da, wo sie im Wesentlichen die selben sind, sich wie mit lebhaften, brennenden Farben ausgemalte Bilder zu bloßen Umrissen, oder mit schwachen Wasserfarben illuminirten. — Dies Alles also gehört zum Lohn des Genies, zu seiner Entschädigung für ein einsames Daseyn in einer ihm heterogenen und nicht angemessenen Welt. Weil nämlich alle Größe relativ ist; so ist es einerlei, ob ich sage, Kajus sei ein großer Mann gewesen; oder, Kajus habe unter lauter erbärmlich kleinen Leuten leben müssen: denn Brobdingnak und Lilliput sind nur durch den Ausgangspunkt verschieden. So groß daher, so bewundrungswürdig, so unterhaltend der Verfasser unsterblicher Werke seiner langen Nachwelt erscheint; so klein, so erbärmlich, so ungenießbar müssen ihm, während er lebte, die andern Menschen erschienen seyn. Dies habe ich gemeint, wo ich gesagt habe, daß, wenn vom Fuße des Thurmes bis zur Spitze 300′ sind; zuverlässig von der Spitze bis zum Fuß gerade auch 300′ seyn werden.

Demzufolge hätte man sich nicht wundern sollen, wenn man die Leute von Genie meistens ungesellig, mitunter abstoßend gefunden hat: denn nicht Mangel an Geselligkeit ist daran Schuld: sondern ihr Wandel durch diese Welt gleicht dem eines Spaziergängers an einem schönen, frühen Morgen, wo er, mit Entzücken, die Natur betrachtet, in ihrer ganzen Frische und Pracht; jedoch an diese sich zu halten hat: denn Gesellschaft ist nicht zu finden; sondern höchstens nur Bauern, die, zur Erde gebückt, das Land bestellen. So kommt es denn oft, daß ein großer Geist seinem Monolog vor den in der Welt zu haltenden Dialogen den Vorzug giebt: läßt er sich dennoch ein Mal zu einem solchen herbei; so kann es kommen, daß die Leere desselben ihn

Digitized by Google

doch wieder in den Monolog zurückfallen läßt, indem er den Interlokutor vergißt, oder wenigstens unbekümmert, ob dieser ihn verstehe, oder nicht, zu ihm redet wie das Kind zur Puppe.

Bescheidenheit in einem großen Geiste würde den Leuten wohl gefallen: nur ist sie leider eine contradictio in adjecto. Ein solcher nämlich müßte den Gedanken, Meinungen und Ansichten, wie auch der Art und Manier der Andern, und zwar jener Andern, deren Zahl Legio ist, Vorzug und Werth vor seinen eigenen einräumen und diese, stets sehr davon abweichenden, jenen unterordnen und anbequemen, oder auch sie ganz unterdrücken, um jene walten zu lassen. Dann aber würde er eben nichts, oder das Selbe, hervorbringen und leisten, was auch die Andern. Das Große, Aechte und Außerordentliche, kann er vielmehr nur hervorbringen, sofern er die Art und Weise, die Gedanken und Ansichten, seiner Zeitgenossen für nichts achtet, ungestört schafft was sie tadeln, und verachtet was sie loben. Ohne diese Arroganz wird kein großer Mann. Sollte nun aber sein Leben und Wirken etwan in eine Zeit gefallen seyn, die ihn nicht erkennen und schätzen kann; so bleibt er doch immer er selbst und gleicht dann einem vornehmen Reisenden, der die Nacht in einer elenden Herberge zubringen muß: er reist am andern Tage vergnügt weiter.

Allenfalls kann jedoch ein denkender, oder dichtender Kopf mit seinem Zeitalter schon zufrieden seyn, wenn es ihm nur vergönnt, in seinem Winkel ungestört zu denken und zu dichten; und mit seinem Glück, wenn es ihm einen Winkel schenkt, in welchem er denken und dichten kann, ohne sich um die Andern kümmern zu müssen.

Denn daß das Gehirn ein bloßer Arbeiter im Dienste des Bauches sei, ist freilich das gemeinsame Loos fast aller Derer, die nicht von der Arbeit ihrer Hände leben, und sie wissen sich recht gut darin zu finden. Aber für die großen Köpfe, d. h. für Die, deren cerebrale Kräfte über das zum Dienste des Willens erforderliche Maaß hinausgehn, ist es eine Sache zum verzweifeln. Daher wird ein Solcher es vorziehn, nöthigenfalls in der beschränktesten Lage zu leben, wenn sie ihm den freien Gebrauch seiner Zeit zur Entwickelung und Anwendung seiner Kräfte, also die für ihn unschätzbare Muße, gewährt. Anders freilich steht

es mit den gewöhnlichen Leuten, deren Muße ohne objektiven Werth, sogar für sie nicht ohne Gefahr ist: sie scheinen Dies zu fühlen. Denn die zu beispielloser Höhe gestiegene Technik unsrer Zeit giebt, indem sie die Gegenstände des Luxus vervielfältigt und vermehrt, den vom Glücke Begünstigteren die Wahl zwischen mehr Muße und Geistesbildung einerseits und mehr Luxus und Wohlleben, bei angestrengter Thätigkeit, andrerseits: sie wählen, charakteristisch, in der Regel das Letztere, und ziehn den Champagner der Muße vor. Dies ist auch konsequent: denn ihnen ist jede Geistesanstrengung, die nicht den Zwecken des Willens dient, eine Thorheit, und die Neigung dazu nennen sie Excentricität. Danach wäre das Beharren bei den Zwecken des Willens und Bauches die Koncentricität: auch ist allerdings der Wille das Centrum, ja, und der Kern der Welt.

Im Ganzen jedoch sind dergleichen Alternativen kein gar häufiger Fall. Denn, wie die meisten Menschen einerseits keinen Ueberfluß am Gelde haben, sondern knapp das Nothdürftige; so auch andrerseits nicht am Verstand. Sie haben dessen knapp so viel, wie zum Dienste ihres Willens, d. h. zur Betreibung ihres Erwerbs, ausreicht. Dies gethan, sind sie froh, maulaffen zu dürfen, oder sich an sinnlichen Genüssen, auch wohl an kindischen Spielen zu ergötzen, an Karten, an Würfeln, oder auch sie führen mit einander die platteſten Diskurse, oder sie putzen sich heraus und machen dann einander Bücklinge. Schon Derer, die einen ganz kleinen Ueberschuß intellektueller Kräfte haben, sind Wenige. Wie nun Die, welche einen kleinen Ueberschuß am Gelde haben, sich ein Plaisir machen; so machen auch diese sich ein intellektuelles Plaisir. Sie betreiben irgend ein liberales Studium, das nichts abwirft, oder eine Kunst, und sind überhaupt schon eines objektiven Interesses in irgend einer Art, fähig; daher man auch ein Mal mit ihnen konversiren kann. Mit den Andern hingegen ist es besser, sich nicht einzulassen: denn mit Ausnahme der Fälle, wo sie gemachte Erfahrungen erzählen, aus ihrem Fache etwas berichten, oder allenfalls etwas von einem Andern Gelerntes beibringen, wird was sie sagen nicht des Anhörens werth seyn; was man aber ihnen sagt werden sie selten recht verstehn und fassen, auch wird es meistens ihren Ansichten zuwiderlaufen. Balthazar Gracian bezeichnet sie

daher ſehr treffend als hombres que no lo son, — Menſchen, die keine ſind. Für das Bedürfniß aufheiternder Unterhaltung und um der Einſamkeit die Oede zu benehmen, empfehle ich hingegen die Hunde, an deren moraliſchen und intellektuellen Eigenſchaften man faſt allemal Freude und Befriedigung erleben wird.

Indeſſen wollen wir überall uns hüten, ungerecht zu werden. Wie mich oft die Klugheit und bisweilen wieder die Dummheit meines Hundes in Erſtaunen geſetzt hat; nicht anders iſt es mir mit dem Menſchengeſchlechte gegangen. Unzählige Male hat mich die Unfähigkeit, gänzliche Urtheilsloſigkeit und Beſtialität deſſelben in Entrüſtung verſetzt und habe ich in den alten Stoßſeufzer

Humani generis mater nutrixque profecto
Stultitia est,

einſtimmen müſſen. Allein zu andern Zeiten wieder bin ich darüber erſtaunt, wie bei einem ſolchen Geſchlechte vielerlei nützliche und ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften, wenn auch ſtets von den Einzelnen, den Ausnahmen, ausgegangen, doch haben entſtehn, Wurzel faſſen, ſich erhalten und vervollkommnen können; imgleichen über ſpecielle, einzelne Leiſtungen, mitunter auch über Züge von Geiſt, oder Urtheil, wie durch Inſpiration, bei Solchen, die übrigens zum großen Haufen gehören, ja, bisweilen ſogar bei dieſem ſelbſt, wann er, ſobald nur ſein Chorus groß und vollſtändig geworden, ſehr richtig urtheilt. Die hierüber Hinausgehenden, welche man als Genies bezeichnet, ſind bloß die lucida intervalla des ganzen Menſchengeſchlechts. Sie leiſten demnach was den Uebrigen ſchlechthin verſagt iſt. Demgemäß iſt denn auch ihre Originalität ſo groß, daß nicht nur ihre Verſchiedenheit von den übrigen Menſchen augenfällig wird, ſondern ſelbſt die Individualität eines Jeden von ihnen ſo ſtark ausgeprägt iſt, daß zwiſchen allen je dageweſenen Genies ein gänzlicher Unterſchied des Charakters und Geiſtes Statt findet, vermöge deſſen jedes derſelben an ſeinen Werken der Welt ein Geſchenk dargebracht hat, welches ſie außerdem von gar keinem Andern in der geſammten Gattung jemals hätte erhalten können. Darum eben iſt Arioſto's natura lo fece, e poi ruppe lo stampo ein ſo überaus treffendes und mit Recht berühmtes Gleichniß.

Digitized by Google

§. 58.

Vermöge des endlichen Maaßes der menschlichen Kräfte überhaupt ist jeder große Geist dies nur unter der Bedingung, daß er, auch intellektuell, irgend eine entschieden schwache Seite habe, also eine Fähigkeit, in welcher er bisweilen sogar den mittelmäßigen Köpfen nachsteht. Es wird die seyn, welche seiner hervorstechenden Fähigkeit hätte im Wege stehn können: doch wird es immer schwer halten, sie, selbst beim gegebenen Einzelnen, mit Einem Worte zu bezeichnen. Eher läßt es sich indirekt ausdrücken: z. B. Plato's schwache Seite ist gerade die, worin des Aristoteles Stärke besteht; und vice versa. Kant's schwache Seite ist Das, worin Göthe groß ist; und vice versa.

§. 59.

Die Verehrung, welche der gebildete große Haufe dem Genie zollt, artet, gerade so wie die, welche die Gläubigen ihren Heiligen widmen, gar leicht in läppischen Reliquiendienst aus. Wie Tausende von Christen die Reliquien eines Heiligen anbeten, dessen Leben und Lehre ihnen unbekannt ist; wie die Religion Tausender von Buddhaisten viel mehr in der Verehrung des Dahtu (heiligen Zahns), ja, der ihn einschließenden Dagoba (Stupa), oder der heiligen Patra (Eßnapf), oder der versteinerten Fußstapfe, oder des heiligen Baumes, den Buddha gesäet hat, besteht, als in der gründlichen Kenntniß und treuen Ausübung seiner hohen Lehre; so wird Petrarka's Haus in Arqua, Tasso's angebliches Gefängniß in Ferrara, Shakespeare's Haus in Stratford, nebst seinem Stuhl darin, Göthe's Haus in Weimar, nebst Mobilien, Kant's alter Hut, imgleichen die respektiven Autographen, von Vielen aufmerksam und ehrfurchtsvoll angegafft, welche die Werke der Männer nie gelesen haben. Sie können nun eben weiter nichts, als gaffen.

§. 60.

Das Talent arbeitet um Geld und Ruhm: hingegen ist die Triebfeder, welche das Genie zur Ausarbeitung seiner Werke bewegt, nicht so leicht anzugeben. Geld wird ihm selten dafür. Der Ruhm ist es nicht: so etwas können nur Franzosen mey-

Digitized by Google

nen. Der Ruhm ist zu unsicher und, in der Nähe betrachtet, von zu geringem Werth:

Responsura tuo numquam est par fama labori.

Ebenfalls ist es nicht geradezu das eigene Ergötzen: denn dieses wird von der großen Anstrengung fast überwogen. Vielmehr ist es ein Instinkt ganz eigner Art, vermöge dessen das geniale Individuum getrieben wird, sein Schauen und Fühlen in dauernden Werken auszudrücken, ohne sich dabei eines ferneren Motivs bewußt zu seyn. Es ist, als ob in ihm der Wille zum Leben, als Geist der Menschengattung, sich bewußt würde, hier eine größere Klarheit des Intellekts, durch einen seltenen Zufall, auf eine kurze Spanne Zeit, erlangt zu haben und nun wenigstens die Resultate, oder Produkte, jenes klaren Schauens und Denkens, für die ganze Gattung, die ja auch dieses Individuums eigenstes Wesen ist, zu erwerben trachtete, damit das Licht, welches davon ausgeht, nachmals wohlthätig einbrechen möge in die Dunkelheit und Dumpfheit des gewöhnlichen Menschenbewußtseyns. Hieraus also entsteht jener Instinkt, welcher das Genie treibt, ohne Rücksicht auf Belohnung, Beifall, oder Theilnahme, vielmehr mit Vernachlässigung der Sorge für sein persönliches Wohl, emsig und einsam, mit größter Anstrengung seine Werke zu vollenden, dabei mehr an die Nachwelt, als an die Mitwelt, durch welches es nur irre geleitet werden würde, zu denken; weil jene ein größerer Theil der Gattung ist und weil im Laufe der Zeit die wenigen Urtheilsfähigen einzeln heran kommen. Es steht unterdessen meistens mit ihm wie Göthe seinen Künstler klagen läßt:

„Ein Fürst, der die Talente schätzte,
Ein Freund, der sich mit mir ergötzte,
Die haben leider mir gefehlt.
Im Kloster fand ich dumpfe Gönner:
So hab' ich, emsig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält."

Sein Werk, als ein heiliges Depositum und die wahre Frucht seines Daseyns, zum Eigenthum der Menschheit zu machen, es niederlegend für eine besser urtheilende Nachwelt, Dies wird ihm dann zum Zweck, der allen andern Zwecken vorgeht und für den er die Dornenkrone trägt, welche einst zum Lorbeerkranze aus-

Digitized by Google

schlagen soll. Auf die Vollendung und Sicherstellung seines Werkes koncentrirt sein Streben sich eben so entschieden, wie das des Insekts, in seiner letzten Gestalt, auf die Sicherstellung seiner Eier und Vorsorge für die Brut, deren Daseyn es nie erlebt: es deponirt die Eier da, wo sie, wie es sicher weiß, einst Leben und Nahrung finden werden, und stirbt getrost.

Digitized by Google

Kapitel IV.

Einige Betrachtungen über den Gegensatz des Dinges an sich und der Erscheinung.

---

§. 61.

Ding an sich bedeutet das unabhängig von unsrer Wahrnehmung Vorhandene, also das eigentlich Seiende. Dies war dem Demokritos die geformte Materie: das Selbe war es im Grunde noch dem Locke: Kanten war es = x; mir Wille.

Wie gänzlich Demokritos die Sache schon in diesem Sinne nahm und daher an die Spitze dieser Zusammenstellung gehört, belegt folgende Stelle aus dem Sextus Empirikus (adv. math. L. VII. §. 135), welcher dessen Werke selbst vor sich hatte und meistens wörtlich aus ihnen citirt:

Δημοκριτος δε ὁτι μεν αναιρει τα φαινομενα ταις αισθησεσιν, και τουτων λεγει μηδεν φαινεσθαι κατ' αληθειαν, αλλα μονον κατα δοξαν· αληθες δε εν τοις ουσιν ὑπαρχειν το ατομους ειναι και κενον u. s. w. (Democritus autem ea quidem tollit, quae apparent sensibus, et ex iis dicit nihil ut vere est apparere, sed solum ex opinione; verum autem esse in iis, quae sunt, atomos et inane). Ich empfehle, die ganze Stelle nachzulesen, wo dann ferner noch vorkommt: *ετεη μεν νυν οἱον ἑκαστον εστιν, η ουκ εστιν, ου συνιεμεν·* (vere quidem nos, quale sit vel non sit unumquodque, neutiquam intelligimus), auch: *ετεη οἱον ἑκαστον (εστι) γιγνωσκειν εν απορῳ εστι·* (vere scire, quale sit unum quodque, in dubio est). Dies Alles besagt denn doch eben: „wir erkennen nicht die Dinge nach Dem, was sie an sich seyn mögen, sondern bloß wie sie erscheinen," und eröffnet jene, vom entschiedensten Materialismus ausgehende, aber zum Idealismus führende, mit mir sich abschließende Reihe.

Digitized by Google

§. 62.

Wie wir von der Erdkugel bloß die Oberfläche, nicht aber die große, solide Masse des Innern kennen; so erkennen wir empirisch von den Dingen und der Welt überhaupt nichts, als nur ihre Erscheinung, d. i. die Oberfläche. Die genaue Kenntniß dieser ist die Physik, im weitesten Sinne genommen. Daß aber diese Oberfläche ein Inneres, welches nicht bloß Fläche sei, sondern kubischen Gehalt habe, voraussetzt, ist, nebst Schlüssen auf die Beschaffenheit desselben, das Thema der Metaphysik. Nach den Gesetzen der bloßen Erscheinung das Wesen an sich selbst der Dinge konstruiren zu wollen, ist ein Unternehmen, dem zu vergleichen, daß Einer aus bloßen Flächen und deren Gesetzen den stereometrischen Körper konstruiren wollte.

§. 63.

Weil jegliches Wesen in der Natur zugleich Erscheinung und Ding an sich, oder auch natura naturata und natura naturans, ist; so ist es demgemäß einer zwiefachen Erklärung fähig, einer physischen und einer metaphysischen. Die physische ist allemal aus der Ursache; die metaphysische allemal aus dem Willen: denn dieser ist es, der in der erkenntnißlosen Natur sich darstellt als Naturkraft, höher hinauf als Lebenskraft, in Thier und Mensch aber den Namen Willen erhält. Streng genommen, wäre demnach, an einem gegebenen Menschen, der Grad und die Richtung seiner Intelligenz und die moralische Beschaffenheit seines Charakters möglicherweise auch rein physisch abzuleiten, nämlich erstere aus der Beschaffenheit seines Gehirns und Nervensystems, nebst darauf einwirkendem Blutumlauf; letztere aus der Beschaffenheit und Zusammenwirkung seines Herzens, Gefäßsystems, Blutes, Lungen, Leber, Milz, Nieren, Intestina, Genitalia u. s. w., wozu aber freilich eine noch viel genauere Kenntniß der Gesetze, welche den rapport du physique au moral regeln, als selbst Bichat und Cabanis besaßen, erfordert wäre. Sodann ließe Beides sich noch auf die entferntere physische Ursache, nämlich die Beschaffenheit seiner Eltern, zurückführen; indem diese nur zu einem ihnen gleichen Wesen, nicht aber zu einem höhern und bessern, den Keim liefern konnten. Metaphysisch hingegen müßte der selbe Mensch

erklärt werden, als die Erſcheinung ſeines eigenen, völlig freien und urſprünglichen Willens, der den ihm angemeſſenen Intellekt ſich ſchuf; daher denn alle ſeine Thaten, ſo nothwendig ſie auch aus ſeinem Charakter, im Konflikt mit den gegebenen Motiven, hervorgehn, und dieſer wieder als das Reſultat ſeiner Korporiſation auftritt, dennoch ihm gänzlich beizumeſſen ſind. Metaphyſiſch iſt nun aber auch der Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinen Eltern kein abſoluter.

§. 64.

Alles Verſtehn iſt ein Akt des Vorſtellens, bleibt daher weſentlich auf dem Gebiete der Vorſtellung: da nun dieſe nur Erſcheinungen liefert, iſt es auf die Erſcheinung beſchränkt. Wo das Ding an ſich anfängt, hört die Erſcheinung auf, folglich auch die Vorſtellung, und mit dieſer das Verſtehn. An deſſen Stelle tritt aber hier das Seyende ſelbſt, welches ſich ſeiner bewußt wird als Wille. Wäre dieſes Sichbewußtwerden ein unmittelbares; ſo hätten wir eine völlig adäquate Erkenntniß des Dinges an ſich. Weil es aber dadurch vermittelt iſt, daß der Wille den organiſchen Leib und, mittelſt eines Theiles deſſelben, ſich einen Intellekt ſchafft, dann aber erſt durch dieſen ſich im Selbſtbewußtſeyn als Willen findet und erkennt; ſo iſt dieſe Erkenntniß des Dinges an ſich erſtlich durch das darin ſchon enthaltene Auseinandertreten eines Erkennenden und eines Erkannten und ſodann durch die vom cerebralen Selbſtbewußtſeyn unzertrennliche Form der Zeit bedingt, daher alſo nicht völlig erſchöpfend und adäquat. (Man vergleiche hiemit Kap. 18 im 2. Bande meines Hauptwerks.)

Hieran ſchließt ſich die, in meiner Schrift „über den Willen in der Natur", unter der Rubrik Phyſiſche Aſtronomie, S. 86 dargelegte Wahrheit, daß, je deutlicher die Verſtändlichkeit eines Vorganges, oder Verhältniſſes, iſt, dieſes deſto mehr in der bloßen Erſcheinung liegt und nicht das Weſen an ſich betrifft.

§. 65.

Wenn wir irgend ein Naturweſen, z. B. ein Thier, in ſeinem Daſeyn, Leben und Wirken anſchauen und betrachten; ſo ſteht es, trotz Allem, was Zoologie und Zootomie darüber leh-

Digitized by Google

ren, als ein unergründliches Geheimniß vor uns. Aber ſollte denn die Natur, aus bloßer Verſtocktheit, ewig vor unſrer Frage verſtummen? Iſt ſie nicht, wie alles Große, offen, mittheilend und ſogar naiv? Kann daher ihre Antwort je aus einem andern Grunde fehlen, als weil die Frage verfehlt war, ſchief war, von falſchen Vorausſetzungen ausgieng, oder gar einen Widerſpruch herbergte? Denn, läßt es ſich wohl denken, daß es einen Zuſammenhang von Gründen und Folgen da geben könne, wo er ewig und weſentlich unentdeckt bleiben muß? — Gewiß, das Alles nicht. Sondern das Unergründliche iſt es darum, weil wir nach Gründen und Folgen forſchen auf einem Gebiete, dem dieſe Form fremd iſt, und wir alſo der Kette der Gründe und Folgen auf einer ganz falſchen Fährte nachgehn. Wir ſuchen nämlich das innere Weſen der Natur, welches aus jeder Erſcheinung uns entgegentritt, am Leitfaden des Satzes vom Grunde zu erreichen; — während doch dieſer die bloße Form iſt, mit der unſer Intellekt die Erſcheinung, d. i. die Oberfläche der Dinge, auffaßt: wir aber wollen damit über die Erſcheinung hinaus. Denn innerhalb dieſer iſt er brauchbar und ausreichend. Da läßt z. B. das Daſeyn eines gegebenen Thieres ſich erklären, — aus ſeiner Zeugung. Dieſe nämlich iſt im Grunde nicht geheimnißvoller, als der Erfolg jeder andern, ſogar der einfachſten Wirkung aus ihrer Urſache; indem auch bei einem ſolchen die Erklärung zuletzt auf das Unbegreifliche ſtößt. Daß, bei der Zeugung, ein Paar Mittelglieder des Zuſammenhangs mehr uns fehlen, ändert nichts Weſentliches: denn, auch wenn wir ſie hätten, ſtänden wir doch am Unbegreiflichen. Alles, weil die Erſcheinung Erſcheinung bleibt und nicht zum Dinge an ſich wird.

Das innere Weſen der Dinge iſt dem Satz vom Grunde fremd. Es iſt das Ding an ſich, und das iſt lauterer Wille. Der iſt, weil er will, und will, weil er iſt. Er iſt in jedem Weſen das ſchlechthin Reale.

§. 66.

Der Grundcharakter aller Dinge iſt Vergänglichkeit: wir ſehn in der Natur Alles, vom Metall bis zum Organismus, theils durch ſein Daſeyn ſelbſt, theils durch den Konflikt mit Anderem, ſich aufreiben und verzehren. Wie könnte dabei die

Digitized by Google

Natur das Erhalten der Formen und Erneuern der Individuen, die zahllose Wiederholung des Lebensprocesses, eine unendliche Zeit hindurch, aushalten, ohne zu ermüden; wenn nicht ihr eigener Kern ein Zeitloses und dadurch völlig Unverwüstliches wäre, ein Ding an sich, ganz anderer Art, als seine Erscheinungen, ein allem Physischen heterogenes Metaphysisches? — Dieses ist der Wille in uns und in Allem.

§. 67.

Wir klagen über die Dunkelheit, in der wir dahinleben, ohne den Zusammenhang des Daseyns im Ganzen, zumal aber den unsers eigenen Selbst mit dem Ganzen zu verstehn; so daß nicht nur unser Leben kurz, sondern auch unsre Erkenntniß ganz auf dasselbe beschränkt ist; da wir weder über die Geburt zurück, noch über den Tod hinaus sehn können, mithin unser Bewußtseyn gleichsam nur ein Blitz ist, der augenblicklich die Nacht erhellt; demnach es wahrlich aussieht, als ob ein Dämon heimtückisch alles weitere Wissen uns verbaut hätte, um sich an unsrer Verlegenheit zu weiden.

Diese Klage ist aber eigentlich nicht berechtigt: denn sie entsteht aus einer Illusion, welche herbeigeführt wird durch die falsche Grundansicht, daß das Ganze der Dinge von einem Intellekt ausgegangen, folglich als bloße Vorstellung dagewesen sei, ehe es wirklich geworden; wonach es, als aus der Erkenntniß entsprungen, auch der Erkenntniß ganz zugänglich, ergründlich und durch sie erschöpfbar seyn müßte. — Aber, der Wahrheit nach, möchte es vielmehr sich so verhalten, daß alles Das, was wir nicht zu wissen uns beklagen, von Niemanden gewußt werde, ja, wohl gar an sich selbst gar nicht wißbar, d. h. nicht vorstellbar, sei. Denn die Vorstellung, in deren Gebiet alles Erkennen liegt und auf die daher alles Wissen sich bezieht, ist nur die äußere Seite des Daseyns, ein Sekundäres, Hinzugekommenes, nämlich etwas, das nicht zur Erhaltung der Dinge überhaupt, also des Weltganzen, nöthig war, sondern bloß zur Erhaltung der einzelnen thierischen Wesen. Daher tritt das Daseyn der Dinge überhaupt und im Ganzen nur per accidens, mithin sehr beschränkter Weise, in die Erkenntniß: es bildet nur den Hintergrund des Gemäldes im animalischen Bewußtseyn, als

Digitized by Google

wo die Objekte des Willens das Weſentliche ſind und den erſten Rang einnehmen. Nun entſteht zwar, mittelſt dieſes Accidens, die ganze Welt in Raum und Zeit, d. h. die Welt als Vorſtellung, als welche außerhalb der Erkenntniß ein derartiges Daſeyn gar nicht hat; deren inneres Weſen hingegen, das an ſich Exiſtirende, von einem ſolchen Daſeyn aber auch ganz unabhängig iſt. Da nun alſo, wie geſagt, die Erkenntniß nur zum Behuf der Erhaltung jedes thieriſchen Individui da iſt; ſo iſt auch ihre ganze Beſchaffenheit, alle ihre Formen, wie Zeit, Raum u. ſ. w. bloß auf die Zwecke eines ſolchen eingerichtet: dieſe nun erfordern bloß die Erkenntniß von Verhältniſſen zwiſchen einzelnen Erſcheinungen, keineswegs aber die vom Weſen der Dinge und dem Weltganzen.

Kant hat nachgewieſen, daß die Probleme der Metaphyſik, welche Jeden, mehr oder weniger, beunruhigen, keiner direkten, überhaupt keiner genügenden Löſung fähig ſeien. Dies nun aber beruht, im letzten Grunde, darauf, daß ſie ihren Urſprung in den Formen unſers Intellekts, Zeit, Raum und Kauſalität, haben, während dieſer Intellekt bloß die Beſtimmung hat, dem individuellen Willen ſeine Motive vorzuſchieben, d. h. die Gegenſtände ſeines Wollens, nebſt den Mitteln und Wegen, ſich ihrer zu bemächtigen, ihm zu zeigen. Wird nun aber dieſer Intellekt abuſive auf das Weſen an ſich der Dinge, auf das Ganze und den Zuſammenhang der Welt gerichtet; ſo gebären die beſagten, ihm anhängenden Formen des Neben, Nach und Durch einander aller irgend möglichen Dinge ihm die metaphyſiſchen Probleme, wie etwan vom Urſprung und Zweck, Anfang und Ende der Welt und des eigenen Selbſt, von der Vernichtung dieſes durch den Tod, oder deſſen Fortdauer trotz demſelben, von der Freiheit des Willens u. dgl. m. — Denken wir uns nun aber jene Formen ein Mal aufgehoben und dennoch ein Bewußtſeyn von den Dingen vorhanden; ſo würden dieſe Probleme nicht etwan gelöſt, ſondern ganz verſchwunden ſeyn und ihr Ausdruck keinen Sinn mehr haben. Denn ſie entſpringen ganz und gar aus jenen Formen, mit denen es gar nicht auf ein Verſtehn der Welt und des Daſeyns, ſondern bloß auf ein Verſtehn unſrer perſönlichen Zwecke abgeſehn iſt.

Dieſe geſammte Betrachtung nun liefert uns eine Erläute-

Digitized by Google

rung und objektive Begründung der Kantiſchen, von ihrem Urheber nur von der ſubjektiven Seite aus begründeten Lehre, daß die Formen des Verſtandes bloß von immanentem, nicht von tranſcendentem Gebrauche ſeien. Man könnte nämlich ſtatt deſſen auch ſagen: der Intellekt iſt phyſiſch, nicht metaphyſiſch: d. h. wie er aus dem Willen, als zu deſſen Objektivation gehörig, entſproſſen iſt; ſo iſt er auch nur zu deſſen Dienſte da: dieſer aber betrifft bloß die Dinge in der Natur, nicht aber irgend etwas über dieſe hinaus Liegendes. Jedes Thier hat (wie ich Dies im „Willen in der Natur" ausgeführt und belegt habe) ſeinen Intellekt offenbar nur zu dem Zwecke, daß es ſein Futter auffinden und erlangen könne; wonach dann auch das Maaß deſſelben beſtimmt iſt. Nicht anders verhält es ſich mit dem Menſchen; nur daß die größere Schwierigkeit ſeiner Erhaltung und die unendliche Vermehrbarkeit ſeiner Bedürfniſſe hier ein viel größeres Maaß von Intellekt nöthig gemacht hat. Bloß wann dieſes, durch eine Abnormität, noch excedirt wird, ſtellt ſich ein völlig dienſtfreier Ueberſchuß dar, welcher, wann beträchtlich, Genie genannt wird. Hiedurch wird nun ein ſolcher Intellekt zunächſt nur recht objektiv: aber es kann dahin führen, daß er, in gewiſſem Grade, ſelbſt metaphyſiſch werde, oder wenigſtens ſtrebe, es zu ſeyn. Denn eben in Folge ſeiner Objektivität wird jetzt die Natur ſelbſt, das Ganze der Dinge, ſein Gegenſtand und ſein Problem. In ihm nämlich fängt die Natur allererſt an, ſich ſelbſt ſo recht wahrzunehmen als etwas, welches iſt und doch auch nicht ſeyn könnte, oder wohl auch anders ſeyn könnte; während im gewöhnlichen bloß normalen Intellekt die Natur ſich nicht deutlich wahrnimmt; — wie der Müller nicht ſeine Mühle hört, oder der Parfümeur nicht ſeinen Laden riecht. Sie ſcheint ſich ihm von ſelbſt zu verſtehn: er iſt in ihr befangen. Bloß in gewiſſen hellern Augenblicken wird er ſie gewahr und erſchrickt beinahe darüber: aber es giebt ſich bald. Was demnach ſolche Normalköpfe in der Philoſophie leiſten können, auch wenn ſie haufenweiſe zuſammenlaufen, iſt bald abzuſehn. Wäre hingegen der Intellekt, urſprünglich und ſeiner Beſtimmung nach, metaphyſiſch; ſo könnten ſie, beſonders mit vereinten Kräften, die Philoſophie, wie jede andere Wiſſenſchaft, fördern.

Kapitel V.

Einige Worte über den Pantheismus.

---

§. 68.

Die in jetziger Zeit, unter den Philosophieprofessoren, geführte Kontroverse zwischen Theismus und Pantheismus könnte man allegorisch und dramatisch darstellen, durch einen Dialog, der im Parterre eines Schauspielhauses in Mailand, während der Vorstellung, geführt würde. Der eine Kollokutor, überzeugt, sich in dem großen, berühmten Puppenspieltheater des Girolamo zu befinden, bewundert die Kunst, mit welcher der Direkteur die Puppen verfertigt hat und das Spiel lenkt. Der andere sagt dagegen: Ganz und gar nicht! sondern man befände sich im teatro della scala, der Direkteur und seine Gesellen spielten selbst mit und stäken in den Personen, die man da vor sich sähe, wirklich drinne; auch der Dichter spiele mit.

Ergötzlich aber ist es zu sehn, wie die Philosophieprofessoren mit dem Pantheismus, als mit einer verbotenen Frucht, liebäugeln und nicht das Herz haben, zuzugreifen. Ihr Verhalten dabei habe ich bereits in der Abhandlung über die Universitätsphilosophie geschildert; wobei wir an den Weber Bottom im Johannisnachtstraum erinnert wurden. — Ach, es ist doch ein saueres Stück Brod, das Philosophieprofessurenbrod! Erst muß man nach der Pfeife der Minister tanzen, und wenn man nun das recht zierlich geleistet hat, da kann man draußen noch angefallen werden von den wilden Menschenfressern, den wirklichen Philosophen: die sind im Stande Einen einzustecken und mitzunehmen, um ihn als Taschenpulcinello, zur Aufheiterung bei ihren Darstellungen, gelegentlich hervorzuziehn.

§. 69.

Gegen den Pantheismus habe ich hauptsächlich nur Dieses, daß er nichts besagt. Ob ihr sagt „die Welt ist Gott", oder

Digitized by Google

„die Welt ist die Welt" läuft auf Eins hinaus. Zwar wenn man dabei vom Gott, als wäre Er das Gegebene und zu Erklärende, ausgeht, also sagt: „Gott ist die Welt"; da giebt es gewissermaaßen eine Erklärung, sofern es doch ignotum auf notius zurückführt: doch ist es nur eine Worterklärung. Allein wenn man von dem wirklich Gegebenen, also der Welt, ausgeht, und nun sagt „die Welt ist Gott", da liegt am Tage, daß damit nichts gesagt, oder wenigstens ignotum per ignotius erklärt ist.

Daher eben setzt der Pantheismus den Theismus, als ihm vorhergegangen, voraus: denn nur sofern man von einem Gotte ausgeht, also ihn schon vorweg hat und mit ihm vertraut ist, kann man zuletzt dahin kommen, ihn mit der Welt zu identifiziren, eigentlich um ihn auf eine anständige Art zu beseitigen. Hingegen von vorne herein und unbefangenerweise diese Welt für einen Gott anzusehn, wird Keinem einfallen. Denn offenbar müßte es ein übel berathener Gott seyn, der sich keinen bessern Spaaß zu machen verstände, als sich in eine Welt, wie die vorliegende, zu verwandeln, in so eine hungrige Welt, um daselbst in Gestalt zahlloser Millionen lebender, aber geängstigter und gequälter Wesen, die sämmtlich nur dadurch eine Weile bestehn, daß eines das andere auffrißt, Jammer, Noth und Tod, ohne Maaß und Ziel zu erdulden, z. B. in Gestalt von 6 Millionen Negersklaven, täglich, im Durchschnitt, 60 Millionen Peitschenhiebe auf bloßem Leibe zu empfangen, und in Gestalt von 3 Millionen Europäischer Weber unter Hunger und Kummer in dumpfigen Kammern oder trostlosen Fabriksälen schwach zu vegetiren u. dgl. m. Das wäre mir eine Kurzweil für einen Gott! der als solcher es doch besser gewohnt seyn müßte.

Demnach ist der vermeinte große Fortschritt vom Theismus zum Pantheismus, wenn man ihn ernstlich und nicht bloß als maskirte Negation, wie oben angedeutet, nimmt, ein Uebergang vom Unerwiesenen und schwer Denkbaren zum geradezu Absurden. Denn so undeutlich, schwankend und verworren der Begriff auch seyn mag, den man mit dem Worte Gott verbindet; so sind doch zwei Prädikate davon unzertrennlich: die höchste Macht und die höchste Weisheit. Daß nun ein mit diesen ausgerüstetes Wesen sich selbst in die oben beschriebene Lage versetzt haben

Digitized

ſollte, iſt geradezu ein abſurder Gedanke: denn unſre Lage in der Welt iſt offenbar eine ſolche, in die ſich kein intelligentes, geſchweige ein allweiſes Weſen verſetzen wird. — Der Theismus hingegen iſt bloß unerwieſen, und wenn es auch ſchwer zu denken fällt, daß die unendliche Welt das Werk eines perſönlichen, mithin individuellen Weſens, dergleichen wir nur aus der animaliſchen Natur kennen, ſei; ſo iſt es doch nicht geradezu abſurd. Denn daß ein allmächtiges und dabei allweiſes Weſen eine gequälte Welt ſchaffe, läßt ſich immer noch denken, wenngleich wir das Warum dazu nicht kennen: daher, ſelbſt wenn man demſelben auch noch die Eigenſchaft der höchſten Güte beilegt, die Unerforſchlichkeit ſeines Rathſchluſſes die Ausflucht wird, durch welche eine ſolche Lehre immer noch dem Vorwurf der Abſurdität entgeht. Aber bei der Annahme des Pantheismus iſt der ſchaffende Gott ſelbſt der endlos Gequälte und, auf dieſer kleinen Erde allein, in jeder Sekunde ein Mal Sterbende, und ſolches iſt er aus freien Stücken: das iſt abſurd.

Der heut zu Tage oft gehörte Ausdruck „die Welt iſt Selbſtzweck" läßt unentſchieden, ob man ſie durch Pantheismus oder durch bloßen Fatalismus erkläre, geſtattet aber jedenfalls nur eine phyſiſche, keine moraliſche Bedeutung derſelben, indem, bei Annahme dieſer letzteren, die Welt allemal ſich als Mittel darſtellt zu einem höhern Zweck. Aber eben jener Gedanke, daß die Welt bloß eine phyſiſche, keine moraliſche Bedeutung habe, iſt der heilloſeſte Irrthum, entſprungen aus der größten Perverſität des Geiſtes.

Digitized by Google

Kapitel VI.

Zur Philosophie und Wissenschaft der Natur.

---

§. 70.

Die Natur ist der Wille, sofern er sich selbst außer sich erblickt; wozu sein Standpunkt ein individueller Intellekt seyn muß. Dieser ist ebenfalls sein Produkt.

§. 71.

Statt, wie die Engländer, an den Werken der Natur und der Kunsttriebe, die Weisheit Gottes zu demonstriren, sollte man daraus verstehn lernen, daß Alles, was durch das Medium der Vorstellung, also des Intellekts, und wäre dieser ein bis zur Vernunft gesteigerter, zu Stande kommt, bloße Stümperei ist gegen das vom Willen, als dem Ding an sich, unmittelbar Ausgehende und durch keine Vorstellung Vermittelte, dergleichen die Werke der Natur sind. Dies ist das Thema meiner Abhandlung „über den Willen in der Natur", die ich daher meinen Lesern nicht genug empfehlen kann: in ihr findet man deutlicher als irgendwo den eigentlichen Brennpunkt meiner Lehre dargelegt.

§. 72.

Wenn man betrachtet, wie die Natur, während sie um die Individuen wenig besorgt ist, mit so übertriebener Sorgfalt über die Erhaltung der Gattungen wacht, mittelst der Allgewalt des Geschlechtstriebes und vermöge des unberechenbaren Ueberschusses der Keime, welcher, bei Pflanzen, Fischen, Insekten, das Individuum oft mit mehreren Hunderttausenden zu ersetzen bereit ist; so kommt man auf die Vermuthung, daß, wie der Natur die Hervorbringung des Individui ein Leichtes ist, so die ursprüng-

Digitized by

liche Hervorbringung einer Gattung ihr äußerſt ſchwer werde. Demgemäß ſehn wir dieſe nie neu entſtehn: ſelbſt die generatio aequivoca, wenn ſie Statt hat (welches, zumal bei Epizoen und überhaupt Paraſiten, nicht wohl zu bezweifeln iſt), bringt doch nur bekannte Gattungen hervor: und die höchſt wenigen untergegangenen Species der jetzt die Erde bevölkernden Fauna, z. B. die des Vogels Dudu (Didus ineptus), vermag die Natur, obwohl ſie in ihrem Plane gelegen haben, nicht wieder zu erſetzen; — daher wir ſtehn und uns wundern, daß es unſerer Gier gelungen iſt, ihr einen ſolchen Streich zu ſpielen.

§. 73.

Das erſte und urſprüngliche Auseinandertreten der Materie, in Hydrogen und Orygen, Schwefel und Kohle, Azot, Chlor u. ſ. w. wie auch in die verſchiedenen, einander ſo ähnlichen und doch ſcharf geſonderten Metalle, — war das erſte Anſchlagen des Grundackords der Welt.

Uebrigens muthmaaße ich, daß alle Metalle die Verbindung zweier uns noch unbekannter, abſoluter Urſtoffe ſind und bloß durch das verhältnißmäßige Quantum beider ſich unterſcheiden, worauf auch ihr elektriſcher Gegenſatz beruht, nach einem Geſetze, demjenigen analog, in Folge deſſen das Orygen der Baſis eines Salzes zu ſeinem Radikal in umgekehrtem Verhältniſſe desjenigen ſteht, welches Beide in der Säure deſſelben Salzes zu einander haben. Wenn man die Metalle in jene Beſtandtheile zu zerſetzen vermöchte; ſo würde man wahrſcheinlich ſie auch machen können. Da aber iſt der Riegel vorgeſchoben.

§. 74.

Unter philoſophiſch rohen Leuten, denen alle Die beizuzählen ſind, welche die Kantiſche Philoſophie nicht ſtudirt haben, folglich unter den meiſten Ausländern, nicht weniger unter vielen heutigen Medicinern u. dgl. in Deutſchland, welche getroſt auf der Grundlage ihres Katechismus philoſophiren, beſteht noch der alte, grundfalſche Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Materie. Beſonders aber haben die Hegelianer, in Folge ihrer ausgezeichneten Unwiſſenheit und philoſophiſchen Rohheit, ihn, unter dem, aus der vorkantiſchen Zeit wieder hervorgeholten, Namen „Geiſt und

Digitized by Google

Natur", von Neuem in Gang gebracht, unter welchem sie ihn ganz naiv auftischen, als hätte es nie einen Kant gegeben und giengen wir noch, mit Allongenperücken geziert, zwischen geschorenen Hecken umher, indem wir, wie Leibnitz, mit Prinzessinnen und Hofdamen philosophirten, über „Geist und Natur", unter letzterer die geschorenen Hecken, unter ersterem uns selbst verstehend. — Unter Voraussetzung dieses falschen Gegensatzes giebt es dann Spiritualisten und Materialisten. Letztere behaupten, die Materie bringe, durch ihre Form und Mischung, Alles, folglich auch das Denken und Wollen im Menschen hervor; worüber denn die Erstern Zeter schreien, u. s. w.

In Wahrheit aber giebt es weder Geist, noch Materie, wohl aber viel Unsinn und Hirngespinste in der Welt. Das Streben der Schwere im Steine ist gerade so unerklärlich, wie das Denken im menschlichen Gehirne, würde also, aus diesem Grunde, auch auf einen Geist im Steine schließen lassen. Ich würde daher zu jenen Disputanten sagen: ihr glaubt eine todte, d. h. vollkommen passive und eigenschaftslose Materie zu erkennen, weil ihr alles Das wirklich zu verstehn wähnt, was ihr auf mechanische Wirkung zurückzuführen vermögt. Aber wie die physikalischen und chemischen Wirkungen euch eingeständlich unbegreiflich sind, so lange ihr sie nicht auf mechanische zurückzuführen wißt; gerade so sind diese mechanischen Wirkungen selbst, also die Aeußerungen, welche aus der Schwere, der Undurchdringlichkeit, der Kohäsion, der Härte, der Starrheit, der Elasticität, der Fluidität, u. s. w. hervorgehn, eben so geheimnißvoll, wie jene, ja, wie das Denken im Menschenkopf. Kann die Materie, ihr wißt nicht warum, zur Erde fallen: so kann sie auch, ihr wißt nicht warum, denken. Das wirklich rein und durch und durch, bis auf das Letzte, Verständliche in der Mechanik geht nicht weiter, als das rein Mathematische in jeder Erklärung, ist also beschränkt auf Bestimmungen des Raumes und der Zeit. Nun sind aber diese Beiden, sammt ihrer ganzen Gesetzlichkeit, uns a priori bewußt, sind daher bloße Formen unsers Erkennens, und gehören ganz allein unseren Vorstellungen an. Ihre Bestimmungen sind also im Grunde subjektiv und betreffen nicht das rein Objektive, das von unserer Erkenntniß Unabhängige, das Ding an sich selbst. Sobald wir aber, selbst in

der Mechanik, weiter gehn, als das rein Mathematiſche, ſobald wir zur Undurchdringlichkeit, zur Schwere, zur Starrheit, oder Fluidität, oder Gaſeität, kommen, ſtehn wir ſchon bei Aeußerungen, die uns eben ſo geheimnißvoll ſind, wie das Denken und Wollen des Menſchen, alſo beim direkt Unergründlichen: denn ein ſolches iſt jede Naturkraft. Wo bleibt nun alſo jene Materie, die ihr ſo intim kennt und verſteht, daß ihr Alles aus ihr erklären, Alles auf ſie zurückführen wollt? — Rein begreiflich und ganz ergründlich iſt immer nur das Mathematiſche; weil es das im Subjekt, in unſerm eigenen Vorſtellungsapparat, Wurzelnde iſt: ſobald aber etwas eigentlich Objektives auftritt, etwas nicht a priori Beſtimmbares; da iſt es ſofort auch in letzter Inſtanz unergründlich. Was überhaupt Sinne und Verſtand wahrnehmen, iſt eine ganz oberflächliche Erſcheinung, die das wahre und innere Weſen der Dinge unberührt läßt. Das wollte Kant. Nehmt ihr nun im Menſchenkopfe, als Deum ex machina, einen Geiſt an; ſo müßt ihr, wie geſagt, auch jedem Stein einen Geiſt zugeſtehn. Kann hingegen eure todte und rein paſſive Materie als Schwere ſtreben, oder, als Elektricität, anziehn, abſtoßen und Funken ſchlagen; ſo kann ſie auch als Gehirnbrei denken. Kurz, jedem angeblichen Geiſt kann man Materie, aber auch jeder Materie Geiſt unterlegen; woraus ſich ergiebt, daß der Gegenſatz falſch iſt.

Alſo nicht jene Karteſianiſche Eintheilung aller Dinge in Geiſt und Materie iſt die philoſophiſch richtige; ſondern die in Wille und Vorſtellung iſt es: dieſe aber geht mit jener keinen Schritt parallel. Denn ſie vergeiſtigt Alles, indem ſie einerſeits auch das dort ganz Reale und Objektive, den Körper, die Materie, in die Vorſtellung verlegt, und andrerſeits das Weſen an ſich einer jeden Erſcheinung auf Willen zurückführt.

Den Urſprung der Vorſtellung der Materie überhaupt, als des objektiven, aber ganz eigenſchaftsloſen Trägers aller Eigenſchaften, habe ich zuerſt in meinem Hauptwerke Bd. 1 S. 9 und dann, deutlicher und genauer, in der zweiten Auflage meiner Abhandlung über den Satz vom Grunde, §. 21, S. 77, dargelegt und erinnere hier daran, damit man dieſe neue und meiner Philoſophie weſentliche Lehre nie aus den Augen verliere. Jene Materie iſt demnach nur die objektivirte, d. h. nach außen pro-

Digitized by Google

ſicirte Verſtandesfunktion der Kauſalität ſelbſt, alſo das objektiv hypoſtaſirte Wirken überhaupt, ohne nähere Beſtimmung ſeiner Art und Weiſe. Demzufolge giebt, bei der objektiven Auffaſſung der Körperwelt, der Intellekt die ſämmtlichen Formen derſelben aus eigenen Mitteln, nämlich Zeit, Raum und Kauſalität, und damit auch den Begriff der abſtrakt gedachten, eigenſchafts- und formloſen Materie, die als ſolche in der Erfahrung gar nicht vorkommen kann. Sobald nun aber der Intellekt, mittelſt dieſer Formen und in ihnen, einen (ſtets nur von der Sinnesempfindung ausgehenden) realen Gehalt, d. h. etwas von ſeinen eigenen Erkenntnißformen Unabhängiges ſpürt, welches nicht im Wirken überhaupt, ſondern in einer beſtimmten Wirkungsart ſich kund giebt; ſo iſt es Dies, was er als Körper, d. h. als geformte und ſpecifiſch beſtimmte Materie ſetzt, welche alſo als ein von ſeinen Formen Unabhängiges auftritt, d. h. als ein durchaus Objektives. Hiebei hat man ſich aber zu erinnern, daß die empiriſch gegebene Materie ſich überall nur durch die in ihr ſich äußernden Kräfte manifeſtirt; wie auch umgekehrt jede Kraft immer nur als einer Materie inhärirend erkannt wird: Beide zuſammen machen den empiriſch realen Körper aus. Alles empiriſch Reale behält jedoch transſcendentale Idealität. Das in einem ſolchen empiriſch gegebenen Körper, alſo in jeder Erſcheinung, ſich darſtellende Ding an ſich ſelbſt, habe ich als Willen nachgewieſen. Nehmen wir nun wieder dieſes zum Ausgangspunkt; ſo iſt, wie ich es öfter ausgeſprochen habe, die Materie uns die bloße Sichtbarkeit des Willens, nicht aber dieſer ſelbſt: demnach gehört ſie dem bloß Formellen unſerer Vorſtellung, nicht aber dem Dinge an ſich, an. Dieſemgemäß eben müſſen wir ſie als form- und eigenſchaftslos, abſolut träge und paſſiv denken; können ſie jedoch nur in abstracto alſo denken: denn empiriſch gegeben iſt die bloße Materie, ohne Form und Qualität, nie. Wie es aber nur eine Materie giebt, die, unter den mannigfaltigſten Formen und Accidenzien auftretend, doch die ſelbe iſt; ſo iſt auch der Wille in allen Erſcheinungen zuletzt Einer und derſelbe.

Dem Obigen zufolge muß unſerm, an ſeine Formen gebundenen und von Haus aus nur zum Dienſt eines individuellen Willens, nicht zur objektiven Erkenntniß des Weſens der Dinge,

Digitized by Google

bestimmten Intellekt das, woraus alle Dinge werden und hervorgehn, eben als die Materie erscheinen, d. h. als das Reale überhaupt, das Raum und Zeit Erfüllende, unter allem Wechsel der Qualitäten und Formen Beharrende, welches das gemeinsame Substrat aller Anschauungen, jedoch für sich allein nicht anschaubar ist; wobei denn, was diese Materie an sich selbst seyn möge, zunächst und unmittelbar unausgemacht bleibt. Versteht man nun unter dem so viel gebrauchten Ausdruck Absolutum Das, was nie entstanden seyn, noch jemals vergehn kann, woraus hingegen Alles, was existirt, besteht und geworden ist; so hat man dasselbe nicht in imaginären Räumen zu suchen; sondern es ist ganz klar, daß jenen Anforderungen die Materie gänzlich entspricht. — Nachdem nun Kant gezeigt hatte, daß die Körper bloße Erscheinungen seien, ihr Wesen an sich aber unerkennbar bliebe, bin ich dennoch dahin durchgedrungen, dieses Wesen als identisch mit Dem, was wir in unserm Selbstbewußtseyn unmittelbar als Willen erkennen, nachzuweisen. Ich habe demnach (Welt a. W. u. V. Bd. 2. Kap. 24.) die Materie dargelegt als die bloße Sichtbarkeit des Willens. Da nun ferner bei mir jede Naturkraft Erscheinung des Willens ist; so folgt, daß keine Kraft ohne materielles Substrat auftreten, mithin auch keine Kraftäußerung ohne irgend eine materielle Veränderung vor sich gehn kann. Dies stimmt zu der Behauptung des Zoochemikers Liebig, daß jede Muskelaktion, ja jeder Gedanke im Gehirn, von einer chemischen Stoffumsetzung begleitet seyn müsse. Wir haben hiebei jedoch immer festzuhalten, daß wir andrerseits die Materie stets nur durch die in ihr sich manifestirenden Kräfte empirisch erkennen. Sie ist eben nur die Manifestation dieser Kräfte überhaupt, d. h. in abstracto, im Allgemeinen. An sich ist sie die Sichtbarkeit des Willens.

§. 75.

Wenn wir ganz einfache Wirkungen, die wir im Kleinen täglich vor Augen haben, ein Mal in kolossaler Größe zu sehn Gelegenheit finden; so ist uns der Anblick neu, interessant und belehrend; weil wir erst jetzt von den in ihnen sich äußernden Naturkräften eine angemessene Vorstellung erhalten. Beispiele dieser Art sind Mondfinsternisse, Feuersbrünste, große Wasserfälle,

Digitized by Google

das Oeffnen der Kanäle im Innern des Berges, bei S. Feriol, welche den Languedoker Kanal mit Wasser versehn, das Getümmel und Gedränge der Eisschollen beim Aufgehn eines Stroms, ein Schiff, das vom Stapel gelassen wird, selbst noch ein etwan 200 Ellen langes, gespanntes Strick, welches fast in einem Augenblick, seiner ganzen Länge nach, aus dem Wasser gezogen wird, wie Dies beim Schiffeziehn vorkommt, u. dgl. m. Was würde es erst seyn, wenn wir das Wirken der Gravitation, welches wir nur aus einem so höchst einseitigen Verhältnisse, wie die irdische Schwere ist, anschaulich kennen, ein Mal in seiner Thätigkeit im Großen, zwischen den Weltkörpern, unmittelbar anschaulich übersehn könnten und vor Augen hätten

„wie sie spielen
nach den lockenden Zielen".

§. 76.

Die Possen der Naturphilosophen aus der Schellingischen Schule einerseits und die Erfolge der Empirie andrerseits haben bei Vielen eine solche Systems- und Theorie-Scheu bewirkt, daß sie die Fortschritte der Physik ganz von den Händen, ohne Zuthun des Kopfs erwarten, also am liebsten bloß experimentiren möchten, ohne irgend etwas dabei zu denken.

Ueberhaupt aber wird zur Entdeckung der wichtigsten Wahrheiten nicht die Beobachtung der seltenen und verborgenen, nur durch Experimente darstellbaren Erscheinungen führen; sondern die der offen daliegenden, Jedem zugänglichen Phänomene. Daher ist die Aufgabe nicht sowohl, zu sehn was noch Keiner gesehn hat, als, bei Dem, was Jeder sieht, zu denken, was noch Keiner gedacht hat. Darum auch gehört so sehr viel mehr dazu, ein Philosoph als ein Physiker zu seyn.

§. 77.

Für das Gehör ist der Unterschied der Töne, in Hinsicht auf Höhe und Tiefe, ein qualitativer: die Physik führt ihn jedoch auf einen bloß quantitativen zurück, nämlich auf den der schnellern, oder langsamern Vibration; wobei sich demnach Alles aus bloß mechanischer Wirksamkeit erklärt. Daher eben läuft in der Musik nicht nur das rhythmische Element, der Takt,

Digitized by Google

sondern auch das harmonische, die Höhe und Tiefe der Töne, auf Bewegung, folglich auf bloßes Zeitmaaß und demnach auf Zahlen zurück.

Hier ergiebt nun die Analogie eine starke Präsumtion für die Locke'sche Naturansicht, daß nämlich Alles, was wir, mittelst der Sinne, an den Körpern als Qualität wahrnehmen (Locke's sekundäre Qualitäten), an sich nichts weiter sei, als Verschiedenheit des Quantitativen, nämlich bloßes Resultat der Undurchdringlichkeit, der Größe, der Form, der Ruhe oder Bewegung und Zahl der kleinsten Theile; welche Eigenschaften Locke als die allein objektiv wirklichen bestehn läßt und demnach primäre, d. i. ursprüngliche, Qualitäten nennt. An den Tönen ließe sich nun Dieses bloß darum geradezu nachweisen, weil hier das Experiment jede Vergrößerung erlaubt, indem man nämlich lange und dicke Saiten schwingen läßt, deren langsame Vibrationen sich zählen lassen: es verhielte sich jedoch mit allen Qualitäten eben so. — Aus dieser Ansicht würden sich dann Folgerungen zu Gunsten der Atomistik ergeben, wie sie besonders in Frankreich herrscht, aber auch in Deutschland um sich greift, nachdem schon die chemische Stöchiometrie des Berzelius ihr Vorschub geleistet hat. Auf die Widerlegung der Atomistik hier einzugehn, wäre überflüssig; da sie höchstens für eine unerwiesene Hypothese gelten kann. — Ein Atom wäre nicht etwan bloß ein Stück Materie ohne alle Poren; sondern, da es untheilbar seyn muß, entweder ohne Ausdehnung (dann wäre es aber nicht Materie), oder mit absoluter, d. h. jeder möglichen Gewalt überlegener Kohäsion seiner Theile begabt. — Ferner, wenn die chemischen Atome im eigentlichen Sinn, also objektiv und als real verstanden werden; so giebt es im Grunde gar keine eigentliche chemische Verbindung mehr; sondern eine jede läuft zurück auf ein sehr feines Gemenge verschiedener und ewig geschieden bleibender Atome. Dabei findet denn freilich die Manie und fire Idee der Franzosen, Alles auf mechanische Hergänge zurückzuführen, ihre Rechnung; aber nicht die Wahrheit. Die Deutschen thäten wohl, sich von der belobten Empirie so weit abzumüßigen, als nöthig ist, Kants Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft zu studiren, um ein Mal nicht bloß im Laboratorio, sondern auch im Kopfe aufzuräumen.

Digitized by Google

§. 78.

Chemische Auflösung ist Ueberwindung der Kohäsion durch die Verwandtschaft. Beides sind qualitates occultae.

§. 79.

Das Licht halte ich weder für eine Emanation, noch für eine Vibration: beide Hypothesen sind mechanisch und derjenigen verwandt, welche die Durchsichtigkeit durch Pori erklärt. Vielmehr ist das Licht als solches ganz sui generis und ohne eigentliches Analogon. Sein nächster Verwandter, im Grunde aber seine bloße Metamorphose, ist die Wärme, deren Natur daher am ersten dienen könnte, die seinige zu erläutern.

Die Wärme ist zwar, wie das Licht selbst, unwägbar, zeigt jedoch eine gewisse Materialität darin, daß sie sich als beharrliche Substanz verhält, sofern sie von einem Körper und Ort in den andern übergeht und jenen räumen muß, um diesen in Besitz zu nehmen; so daß, wenn sie aus einem Körper gewichen ist, sich stets muß angeben lassen, wohin sie gekommen sei, und sie irgendwo muß anzutreffen seyn; wäre es auch nur im latenten Zustande. Hierin also verhält sie sich als eine beharrende Substanz, d. h. wie die Materie. Zwar giebt es keinen ihr absolut undurchdringlichen Körper, mittelst dessen sie ganz eingesperrt werden könnte: jedoch sehn wir sie langsamer oder schneller entweichen, je nachdem sie durch bessere oder schlechtere Nichtleiter gehemmt war, und dürfen daher nicht zweifeln, daß ein absoluter Nichtleiter sie auf immer sperren und aufbewahren könnte. Besonders deutlich aber zeigt sie diese ihre Beharrlichkeit und substanzielle Natur, wann sie latent wird, indem sie dann in einen Zustand tritt, in welchem sie jede beliebige Zeit hindurch sich aufbewahren und nachmals wieder, als freie Wärme, sich unvermindert zu Tage bringen läßt. Kurz, wir sehn sie zwar migriren, auch sich verbergen, aber nie verschwinden, und können allezeit angeben, was aus ihr geworden sei. Bloß beim Glühen verwandelt sie sich in Licht und nimmt dann dessen Natur und ihre Gesetze an. Da alle Sonnen eine stete Quelle neuer Wärme sind, die vorhandene aber, wie gezeigt, nie vergeht, sondern nur wandert, höchstens latent wird; so könnte man schließen, daß die Welt im Ganzen immer wärmer werde. Ich lasse Dies dahingestellt. —

Digitized by Google

Die Wärme als solche zeigt sich also stets als ein zwar nicht wägbares, aber doch beharrendes Quantum. — Gegen die Ansicht jedoch, daß sie ein Stoff sei, der mit dem erwärmten Körper eine chemische Verbindung eingienge, ist geltend zu machen, daß, je mehr Verwandtschaft zwei Stoffe zu einander haben, desto schwerer sie zu trennen sind: nun aber lassen die Körper, welche die Wärme am leichtesten annehmen, sie auch am leichtesten wieder fahren, z. B. die Metalle. Als eine wirklich chemische Verbindung der Wärme mit den Körpern hingegen ist das Latentwerden derselben anzusehn: so giebt Eis und Wärme einen neuen Körper, Wasser. Weil sie mit einem solchen wirklich und durch überwiegende Verwandtschaft verbunden ist, geht sie nicht von ihm, wie von den Körpern, denen sie bloß adhärirt, in jeden andern, der ihr nahe kommt, sogleich über. — Wer Dies zu Gleichnissen der Art, wie Göthe's Wahlverwandtschaften, benutzen will, kann sagen, ein treues Weib ist mit dem Manne verbunden, wie die latente Wärme mit dem Wasser; die treulose Buhlerin hingegen ist ihm nur, wie dem Metall die Wärme, von außen angeflogen, auf so lange, als kein Andrer nahe kommt, der ihrer mehr begehrte.

Nicht so materiell wie die Wärme verhält sich das Licht, als welches vielmehr nur eine Gespensternatur hat, indem es erscheint und verschwindet, ohne Spur, wo es geblieben sei. Sogar ist es eigentlich nur da, so lange es entsteht: hört es auf, sich zu entwickeln; so hört es auch auf, zu leuchten, ist verschwunden und wir können nicht sagen, wo es hingekommen sei. Gefäße, deren Stoff ihm undurchdringlich ist, giebt es genug: dennoch können wir es nicht einsperren und wieder herauslassen. Höchstens bewahrt der Bononische Stein, wie auch einige Diamanten, es ein Paar Minuten. Jedoch wird in neuester Zeit von einem violetten Flußspath, den man deshalb Chlorophan oder Pyrosmaragd benannt hat, berichtet, daß er, wenn dem Sonnenlichte nur einige Minuten ausgesetzt, drei bis vier Wochen leuchtend bleibe. (Siehe Neumann's Chemie, 1842). Das erinnert stark an die alte Mythe vom Karfunkel, carbunculus, λυχνιτης, — über welchen man, beiläufig gesagt, alle Notizen zusammengestellt findet in Philostratorum opera, ed. Olearius, 1709, S. 65. nota 14. — Also bloß wann das Licht, auf einen

opaken Körper treffend, sich in Wärme verwandelt und nun die substanziellere Natur dieser angenommen hat, können wir insofern Rechenschaft von ihm geben. — Dagegen nun aber zeigt es eine gewisse Materialität, in der Reflexion, als wo es die Gesetze des Abprallens elastischer Körper befolgt; und ebenfalls in der Refraktion. Bei dieser legt es dann auch seinen Willen an den Tag, indem es nämlich, unter den ihm offenstehenden, also den durchsichtigen Körpern, die dichteren vorzieht und erwählt. Denn es verläßt seinen geradlinigen, eingeschlagenen Weg, um dahin sich zu neigen, wo das größere Quantum der dichteren durchsichtigen Materie sich befindet; daher es, beim Hinein- und Herausfahren aus Einem Medio in das andere, immer dahin ablenkt, wo ihm die Masse am nächsten liegt, oder wo sie am stärksten angehäuft ist, also allemal dieser sich anzunähern strebt. Beim Konverglase liegt die meiste Masse in der Mitte, also fährt das Licht kegelförmig aus; beim Konkavglas ist die Masse an der Peripherie angehäuft, also fährt das Licht, beim Herauskommen, trichterförmig aus einander: fällt es schief auf eine ebene Fläche; so lenkt es, beim Ein- und Ausgange, stets der Masse zu, von seinem Wege ab, streckt gleichsam dieser, beim Willkommen oder Abschied, die Hand entgegen. Auch bei der Beugung zeigt es dieses Hinstreben nach der Materie. Bei der Reflexion prallt es zwar ab, aber ein Theil geht durch: darauf beruht die sogenannte Polarität des Lichts. — Analoge Willensäußerungen der Wärme wären besonders in ihrem Verhalten zu guten und schlechten Leitern nachzuweisen. — Im Verfolgen der hier berührten Eigenschaften des Lichtes liegt die alleinige Hoffnung seine Natur zu ergründen; nicht aber in mechanischen Hypothesen von Vibration, oder Emanation, die seiner Natur unangemessen sind; geschweige in absurden Mährchen von Lichtmolekülen, dieser krassen Ausgeburt der fixen Idee der Franzosen, daß jeder Hergang zuletzt ein mechanischer seyn und Alles auf Stoß und Gegenstoß beruhen müsse. Ihnen steckt noch immer der Cartesius in den Gliedern.

Ueber das Wesen der Pellucidität können uns vielleicht den besten Aufschluß diejenigen Körper geben, welche bloß im flüssigen Zustande durchsichtig, im festen hingegen opak sind: dergleichen sind Wachs, Wallrath, Talg, Butter, Oel u. a. m. Man

Digitized by Google

kann vorläufig sich die Sache so auslegen, daß das diesen, wie allen festen Körpern, eigene Streben nach dem flüssigen Zustande, sich zeigt in einer starken Verwandschaft, d. i. Liebe, zur Wärme, als dem alleinigen Mittel dazu. Deshalb verwandeln sie, im festen Zustande, alles ihnen zufallende Licht sofort in Wärme, bleiben also opak, bis sie flüssig geworden sind: dann aber sind sie mit Wärme gesättigt, lassen also das Licht als solches durch.

Jenes allgemeine Streben der festen Körper nach dem flüssigen Zustande hat seinen letzten Grund wohl darin, daß derselbe die Bedingung alles Lebens ist, der Wille aber immer aufwärts strebt, in seiner Objektivationsskala. —

Die bekannte Thatsache, daß Nachts alle Töne und Geräusche lauter schallen, als bei Tage, wird gewöhnlich aus der allgemeinen Stille der Nacht erklärt. Ich weiß nicht mehr, wer vor etwan 30 Jahren die Hypothese aufgestellt hat, daß vielmehr die Sache auf einem wirklichen Antagonismus zwischen Schall und Licht beruhe. Bei öfterer Beobachtung jenes Phänomens fühlt man sich allerdings geneigt, diese Erklärung gelten zu lassen. Methodische Versuche allein können die Sache entscheiden. Jener Antagonismus nun aber könnte daraus erklärt werden, daß das in absolut geraden Linien strebende Wesen des Lichtes, indem es die Luft durchdringt, die Elasticität derselben verminderte. Wäre nun dies konstatirt, so würde es ein Datum mehr zur Kenntniß der Natur des Lichtes seyn. — Die Endursache hingegen ergäbe sich hier sehr leicht: daß nämlich die Abwesenheit des Lichtes, während sie den thierischen Wesen den Gebrauch des Gesichts benimmt, den des Gehörs erhöhte.

§. 80.

Keine Wissenschaft imponirt der Menge so sehr, wie die Astronomie. Demgemäß thun denn auch die Astronomen, die großentheils bloße Rechenköpfe und, wie es bei solchen die Regel ist, übrigens von untergeordneten Fähigkeiten sind, oft sehr vornehm mit ihrer „allererhabensten Wissenschaft" u. dgl. m. Schon Plato hat über diese Ansprüche der Astronomie gespottet und daran erinnert, daß das Erhabene nicht gerade Das heiße, was nach oben zu liegt (de Rep. L. VII. p. 156, 57. ed. Bip.). — Die fast abgöttische Verehrung, welche, zumal in England, Neu-

Digitized by Google

ton genießt, übersteigt allen Glauben. Noch kürzlich wurde er, in den Times, the greatest of human beings (das größte aller menschlichen Wesen) genannt, und in einem andern Aufsatze desselben Blattes sucht man uns dadurch wieder aufzurichten, daß man uns versichert, er wäre doch auch nur ein Mensch gewesen! Diese lächerliche Veneration des großen Rechenmeisters beruht nun darauf, daß die Leute zum Maaßstabe seines Verdienstes die Größe der Massen nehmen, deren Bewegung er auf ihre Gesetze, und diese auf die darin wirkende Naturkraft, zurückgeführt hat (welches Letztere übrigens nicht ein Mal seine, sondern Robert Hooke's Entdeckung war, der er bloß, durch Berechnung, Gewißheit ertheilt hat). Denn sonst ist nicht abzusehn, warum ihm mehr Verehrung gebühre, als jedem Andern, der gegebene Wirkungen auf die Aeußerung einer bestimmten Naturkraft zurückführt, und warum nicht z. B. Lavoisier eben so hoch zu schätzen seyn sollte. Im Gegentheil ist die Aufgabe, aus vielerlei zusammenwirkenden Naturkräften gegebene Erscheinungen zu erklären, und sogar jene erst aus diesen herauszufinden, viel schwieriger, als die, welche nur zwei und zwar so simple und einförmig wirkende Kräfte, wie Gravitation und Trägheit, im widerstandslosen Raume, zu berücksichtigen hat: und gerade auf dieser unvergleichlichen Einfachheit, oder Aermlichkeit, ihres Stoffes beruht die mathematische Gewißheit, Sicherheit und Genauigkeit der Astronomie, vermöge welcher sie die Welt dadurch in Erstaunen versetzt, daß sie sogar noch nicht gesehene Planeten ankündigen kann; — welches jedoch, beim Lichte betrachtet, nur die selbe Verstandesoperation ist, die bei jedem Bestimmen einer noch ungesehenen Ursache aus ihrer sich kundgebenden Wirkung vollzogen wird und in noch bewunderungswürdigerem Grade ausgeführt wurde, durch jenen Weinkenner, der aus einem Glase Wein mit Sicherheit erkannte, es müßte Leder im Fasse seyn, welches ihm abgeleugnet wurde, bis, nach endlicher Ausleerung desselben, sich, auf dessen Boden liegend, ein Schlüssel, mit einem Riemchen daran, fand. Die hiebei und bei der Entdeckung des Neptuns Statt findende Verstandesoperation ist bloß durch den Stoff, keineswegs durch die Form verschieden. — Daguerre's Erfindung hingegen, wenn nicht etwan, wie Einige behaupten, der Zufall viel dazu beigetragen hat, daher Arago die Theorie

Digitized by Google

dazu erst hinterher ersinnen mußte, ist hundert Mal scharfsinniger, als die so bewunderte Entdeckung des Leverrier. — Aber, wie gesagt, auf der Größe der in Rede stehenden Massen und den gewaltigen Entfernungen beruht die Ehrfurcht der Menge. —

Vom Standpunkte der Philosophie aus, könnte man die Astronomen Leuten vergleichen, welche der Aufführung einer großen Oper beiwohnten, jedoch, ohne sich durch die Musik, oder den Inhalt des Stücks, zerstreuen zu lassen, bloß Acht gäben auf die Maschinerie der Dekorationen und auch so glücklich wären, das Getriebe und den Zusammenhang derselben vollkommen herauszubringen.

§. 81.

Die Zeichen des Thierkreises sind das Familienwappen der Menschheit: denn sie finden sich als die selben Bilder und in der selben Ordnung bei Hindu, Chinesen, Persern, Aegyptern, Griechen, Römern u. s. w. und über ihren Ursprung wird gestritten.

§. 82.

In Rücksicht auf die Pythagorische Harmonie der Sphären, sollte man doch ein Mal berechnen, welcher Ackord herauskäme, wenn man eine Folge von Tönen im Verhältniß der verschiedenen Velocitäten der Planeten zusammenstellte, so daß Neptun den Baß, Merkur den Sopran abgäbe. — Man sehe hierüber Scholia in Aristotelem, collegit Brandis, p. 496.

§. 83.

Wenn, wie es dem jetzigen Stande unsrer Kenntnisse gemäß erscheint und auch schon Leibnitz und Büffon behauptet haben, die Erde einst im Zustande der Glühehitze und Schmelzung war, ja, es noch ist, indem bloß ihre Oberfläche sich abgekühlt und verhärtet hat; so war sie vor Diesem, wie alles Glühende, auch leuchtend. Da nun die Erkältung ihrer Oberfläche so langsam vor sich geht, daß, in historischen Zeiten, nicht die geringste Zunahme derselben nachweisbar ist, ja, solche, nach Fourier's Berechnungen, gar nicht mehr in irgend merklichem Grade Statt findet, weil gerade so viel Wärme, als die Erde jährlich aus-

Digitized by Google

strahlt, sie von der Sonne wiedererhält; so muß, an dem 1384472 Mal größern Volumen der Sonne, deren integrirender Theil die Erde einst gewesen, die Erkältung in dem dieser Differenz entsprechenden Verhältnisse langsamer, wenngleich ohne Kompensation von außen, vor sich gehn; wonach denn das Leuchten und Wärmen der Sonne sich daraus erklärt, daß sie noch in dem Zustande ist, in welchem einst auch die Erde gewesen, dessen Abnahme aber bei ihr viel zu langsam geht, als daß der Einfluß derselben, selbst auch nur in Jahrtausenden, zu spüren wäre. Daß dabei eigentlich ihre Atmosphäre das Leuchtende seyn soll, ließe sich wohl aus der Sublimation der glühendesten Theile erklären. — Das Selbe gälte dann von den Fixsternen. Dieser Annahme zufolge würde aber allmälig doch alle Gluth verlöschen und nach Billionen Jahre die ganze Welt in Kälte, Starrheit und Nacht versinken müssen; — wenn nicht inzwischen etwan neue Fixsterne aus leuchtendem Nebel zusammengerinnen, und so ein Kalpa sich an das andere knüpft.

§. 84.

Man könnte aus der physischen Astronomie folgende teleologische Betrachtung ableiten.

Die zum Erkalten oder Erwärmen eines Körpers in einem Medio von heterogener Temperatur nöthige Zeit steht in einem schnell anwachsenden Verhältniß zu seiner Größe, welches danach, in Hinsicht auf die als heiß angenommenen verschiedenen Massen der Planeten zu berechnen schon Büffon bemüht gewesen ist; jedoch mit mehr Gründlichkeit und Erfolg, in unsern Tagen, Fourrier. Im Kleinen zeigen es uns die Gletscher, welche kein Sommer zu schmelzen vermag, und sogar das Eis im Keller, als wo eine hinlänglich große Masse desselben sich erhält. Hienach hätte, beiläufig gesagt, das divide et impera seine beste Veranschaulichung an der Wirkung der Sommerwärme auf das Eis.

Die vier großen Planeten empfangen äußerst wenig Wärme von der Sonne; da z. B. auf dem Uranus die Beleuchtung nur $\frac{1}{360}$ derjenigen beträgt, welche die Erde erhält. Folglich sind sie, zur Erhaltung des Lebens auf ihrer Oberfläche, ganz auf ihre innere Wärme verwiesen; während die Erde es fast ganz auf

Digitized by Google

die äußere, von der Sonne kommende ist; wenn nämlich wir den Berechnungen Fourrier's trauen, nach welchen die Wirkung der so intensen Hitze des Innern der Erde auf die Oberfläche nur noch ein Minimum beträgt. Bei der Größe der vier großen Planeten, welche die der Erde respektive 80 bis 1300 Mal übertrifft, ist nun die zu ihrer Abkühlung erforderliche Zeit unberechenbar lang. Haben wir doch von der Abkühlung der gegen sie so kleinen Erde nicht die geringste Spur in der historischen Zeit; wie Dies ein Franzose, höchst scharfsinnig, daraus bewiesen hat, daß der Mond, im Verhältniß zur Rotation der Erde, nicht langsamer geht, als in der frühesten Zeit, von der wir Kunde haben. Wäre nämlich die Erde irgend kälter geworden; so müßte sie in eben dem Maaße sich zusammengezogen haben; wodurch eine Beschleunigung ihrer Rotation entstanden seyn würde, während der Gang des Mondes unverändert blieb. Diesemnach erscheint es als höchst zweckmäßig, daß die großen Planeten, die von der Sonne weit entfernten, die kleinen hingegen die ihr nahestehenden sind und der allerkleinste der allernächste. Denn diese werden allmälig ihre innere Wärme verlieren, oder wenigstens sich so dick inkrustiren, daß sie nicht mehr zur Oberfläche durchdringt: sie bedürfen daher der äußeren Wärmequelle. Die Planetoiden sind, als bloße Fragmente eines auseinandergesprengten Planeten, eine ganz zufällige Abnormität, kommen also hier nicht in Betracht. Wohl aber ist dieses Accidens an und für sich ein bedenklich antiteleologisches. Wir wollen hoffen, daß die Katastrophe Statt gefunden hat, ehe sie bewohnt waren.

Damit jedoch die aufgestellte Teleologie vollkommen wäre, müßten die vier großen Planeten so stehn, daß der größte unter ihnen der entfernteste, der kleinste aber der nächste wäre: allein hiemit verhält es sich vielmehr umgekehrt. Auch könnte man einwenden, daß ihre Masse viel leichter, also auch lockerer ist, als die der kleinen Planeten: doch ist sie Dies lange nicht in dem Verhältniß, um den enormen Unterschied der Größe zu kompensiren. Vielleicht ist sie es nur in Folge ihrer innern Wärme.

Ein Gegenstand ganz besonderer teleologischer Bewunderung ist die Schiefe der Ekliptik; weil nämlich ohne sie kein Wechsel der Jahreszeiten eintreten, sondern immerwährender Frühling auf der Erde herrschen würde, wobei die Früchte nicht reifen und ge-

Digitized by Google

deihen könnten und folglich die Erde nicht überall bis nahe an die Pole heran bewohnt seyn könnte. Daher seyn in der Schiefe der Ekliptik die Physikotheologen die weiseste aller Vorkehrungen und die Materialisten den glücklichsten aller Zufälle. Diese Bewunderung, bei der besonders Herder (Ideen z. Philosophie d. Gesch. I, 4) sich begeistert, ist jedoch, beim Lichte betrachtet, ein wenig einfältig. Denn, wenn besagtermaaßen ewiger Frühling herrschte; so würde die Pflanzenwelt gewiß nicht verfehlt haben, ihre Natur auch danach einzurichten, nämlich so, daß eine weniger intense, dagegen aber stets anhaltende und gleichmäßige Wärme ihr angemessen wäre; eben wie die jetzt fossile Flora der Vorwelt sich auf eine durchaus andere Beschaffenheit des Planeten eingerichtet hatte, gleichviel wodurch diese verursacht wurde, und bei derselben wundervoll gedieh.

Hier mag nun noch eine Hypothese über die Mondoberfläche eine Stelle finden; da ich sie zu verwerfen mich nicht entschließen kann; obwohl ich die Schwierigkeiten, denen sie unterworfen ist, recht wohl einsehe, sie auch nur als eine gewagte Konjektur betrachte und mittheile. Es ist diese, daß das Wasser des Mondes nicht abwesend, sondern gefroren sei, indem der Mangel einer Atmosphäre eine fast absolute Kälte herbeiführt, welche sogar die, außerdem durch denselben begünstigte Verdünstung des Eises nicht zuläßt. Nämlich bei der Kleinheit des Mondes, — an Volumen $\frac{1}{49}$, an Masse $\frac{1}{88}$ der Erde, — müssen wir seine innere Wärmequelle als erschöpft, oder wenigstens als nicht mehr auf die Oberfläche wirkend, betrachten. Von der Sonne erhält er nicht mehr Wärme, als die Erde. Denn, obgleich er, ein Mal im Monat, ihr um so viel, als sein Abstand von uns beträgt, näher kommt, wobei er zudem stets nur die allezeit von uns abgewandte Seite ihr zukehrt; so erhält diese Seite dadurch, nach Mädler, doch nur eine im Verhältniß von 101 zu 100 hellere Beleuchtung (folglich auch Erwärmung), als die uns zugekehrte, welche nie in diesen Fall und sogar in den entgegengesetzten kommt, wann er nämlich, nach 14 Tagen, wieder um eben so viel weiter, als wir von ihm abstehn, von der Sonne sich entfernt hat. Wir haben also keinen stärkern erwärmenden Einfluß der Sonne auf den Mond anzunehmen, als der ist, den sie auf die Erde hat; ja, sogar einen schwächern, da derselbe für jede

Seite zwar 14 Tage dauert, dann aber durch eine eben so lange Nacht unterbrochen wird, welche die Anhäufung seiner Wirkung verhindert. — Nun aber ist jede Erwärmung durch das Sonnenlicht von der Gegenwart einer Atmosphäre abhängig. Denn sie geschieht nur vermöge der Metamorphose des Lichtes in Wärme, welche eintritt, wann dasselbe auf einen opaken, d. h. ihm als Licht undurchdringlichen Körper trifft: einen solchen kann es nämlich nicht, wie den durchsichtigen, durch welchen es zu ihm gelangte, in seinem blitzschnellen geradlinigen Gange durchschießen: alsdann verwandelt es sich in die sich nach allen Seiten verbreitende und aufsteigende Wärme. Diese nun aber, als absolut leicht (imponderabel), muß kohibirt und zusammengehalten werden, durch den Druck einer Atmosphäre, sonst verfliegt sie schon im Entstehn. Denn so blitzschnell auch das Licht, in seiner ursprünglichen, strahlenden Natur, die Luft durchschneidet, so langsam ist hingegen sein Gang, wann es, in Wärme verwandelt, das Gewicht und den Widerstand eben dieser Luft zu überwältigen hat. Ist hingegen dieselbe verdünnt; so entweicht auch die Wärme leichter, und wenn jene ganz fehlt, augenblicklich. Dieserhalb sind die hohen Berge, wo der Druck der Atmosphäre doch erst auf die Hälfte reducirt ist, mit ewigem Schnee bedeckt, hingegen tiefe Thäler, wenn weit, die wärmsten: was muß es nun erst seyn, wo die Atmosphäre ganz fehlt! Hinsichtlich der Temperatur also hätten wir unbedenklich alles Wasser auf dem Monde als gefroren anzunehmen. Allein jetzt entsteht die Schwierigkeit, daß, wie die Verdünnung der Atmosphäre das Kochen befördert und den Siedepunkt erniedrigt, die gänzliche Abwesenheit derselben den Verdünstungsproceß überhaupt sehr beschleunigen muß, wonach das gefrorene Wasser des Mondes längst hätte verdünstet seyn müssen. Dieser Schwierigkeit nun begegnet die Erwägung, daß jede Verdünstung, selbst die im luftleeren Raume, nur vermöge einer sehr bedeutenden, eben durch sie latent werdenden, Quantität Wärme vor sich geht. Diese Wärme nun aber fehlt auf dem Monde, als wo die Kälte beinahe eine absolute seyn muß; weil die, durch die unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen entwickelte Wärme augenblicklich verfliegt und die geringe Verdünstung, die sie etwan dabei dennoch bewirkt, alsbald durch die Kälte wieder niedergeschlagen wird, gleich dem Reif. Denn daß

Digitized by Google

die Verdünnung der Luft, so sehr sie, an sich selbst, die Verdünstung befördert, diese noch mehr dadurch verhindert, daß sie die dazu nöthige Wärme entweichen läßt, sehn wir eben auch am Alpenschnee, der so wenig durch Verdünstung, wie durch Schmelzung, verschwindet. Bei gänzlicher Abwesenheit der Luft nun wird, in gleichem Verhältniß, das augenblickliche Entweichen der sich entwickelnden Wärme der Verdünstung ungünstiger seyn, als der Mangel des Luftdrucks an sich selbst, ihr günstig ist. — Dieser Hypothese zufolge hätten wir alles Wasser auf dem Monde als in Eis verwandelt und namentlich den ganzen, so räthselhaften, graueren Theil seiner Oberfläche, den man allezeit als maria bezeichnet hat, als gefrorenes Wasser anzusehn, wo alsdann seine vielen Unebenheiten keine Schwierigkeit mehr machen und die so auffallenden, tiefen und meist geraden Rillen, die ihn durchschneiden, als weit klaffende Spalten im geborstenen Eise zu erklären wären, welcher Auslegung ihre Gestalt sehr günstig ist.

Im Allgemeinen ist übrigens der Schluß vom Mangel der Atmosphäre und des Wassers auf Abwesenheit alles Lebens nicht ganz sicher; sogar könnte man ihn kleinstädtisch nennen, sofern er auf der Voraussetzung partout comme chèz nous beruht. Das Phänomen des thierischen Lebens könnte wohl noch auf andere Weise vermittelt werden, als durch Respiration und Blutumlauf: denn das Wesentliche alles Lebens ist allein der beständige Wechsel der Materie, beim Beharren der Form. Wir freilich können uns Dies nur unter Vermittelung des Flüssigen und Dunstförmigen denken. — Allein die Materie ist überhaupt die bloße Sichtbarkeit des Willens. Dieser nun aber strebt überall die Steigerung seiner Erscheinung, von Stufe zu Stufe, an. Die Formen, Mittel und Wege dazu können gar mannigfaltig seyn. — Andrerseits wieder ist zu erwägen, daß höchst wahrscheinlich die chemischen Elemente, nicht nur auf dem Monde, sondern auch auf allen Planeten die selben, wie auf der Erde sind; weil das ganze System aus dem selben Ur-Licht-Nebel, in den die jetzige Sonne ausgebreitet war, sich abgesetzt hat. Dies läßt allerdings eine Aehnlichkeit auch der höhern Willenserscheinungen vermuthen.

Digitized by Google

§. 85.

Die höchst scharfsinnige Kosmogonie, d. i. Theorie vom Ursprunge des Planetensystems, welche zuerst Kant, in seiner „Naturgeschichte des Himmels," 1755, und darauf vollendeter im 7. Kapitel seines „einzig möglichen Beweisgrundes" geliefert hat, ist, beinahe 50 Jahre später, von Laplace (expos. du système du monde V, 2) mit größerer astronomischer Kenntniß entwickelt und fester begründet worden. Ihre Wahrheit beruht jedoch nicht allein auf der von Laplace urgirten Grundlage des räumlichen Verhältnisses, daß nämlich 45 Weltkörper sämmtlich nach einer Richtung cirkuliren und zugleich nach eben derselben rotiren; sondern sie hat eine noch festere Stütze an dem zeitlichen Verhältniß, welches durch das erste und dritte Keppler'sche Gesetz ausgedrückt wird, sofern diese Gesetze die feste Regel und genaue Formel angeben, nach welcher alle Planeten, in streng gesetzmäßigem Verhältniß, schneller cirkuliren, je näher sie der Sonne stehn, bei dieser selbst aber an die Stelle der Cirkulation die bloße Rotation getreten ist und nun als das Maximum der Schnelligkeit jenes progressiven Verhältnisses dasteht. Als die Sonne noch bis zum Uranus ausgedehnt war, rotirte sie in 84 Jahren, jetzt aber, nachdem sie durch jede ihrer Zusammenziehungen eine Beschleunigung erlitten, und in Folge der letzten, in 25½ Tag.

Wären nämlich die Planeten nicht stehn gebliebene Theile des ehemals so großen Centralkörpers, sondern auf irgend anderm Wege und jeder für sich entstanden; so wäre nicht zu begreifen, wie jeder Planet genau auf die Stelle zu stehn gekommen sei, wo er, den beiden letzten Keppler'schen Gesetzen gemäß, gerade stehn muß, wenn er nicht, den Neutonischen Gravitations- und Centrifugal-gesetzen zufolge, entweder in die Sonne fallen, oder davon fliegen soll. Hierauf ganz vorzüglich beruht die Wahrheit der Kant-Laplace'schen Kosmogonie. Sehn wir nämlich, mit Neuton, die Cirkulation der Planeten an als das Produkt der Gravitation und einer ihr kontragirenden Centrifugalkraft; so giebt es für jeden Planeten, seine vorhandene Centrifugalkraft als gegeben und feststehend genommen, nur eine einzige Stelle, wo seine Gravitation dieser gerade das Gleichgewicht hält und er demnach in seiner Bahn bleibt. Daher nun muß es eine und dieselbe Ur-

Digitized by Google

sache gewesen seyn, welche jedem Planeten seine Stelle und zugleich seine Velocität ertheilte. Rückt man einen Planeten näher zur Sonne; so muß er um so schneller laufen, folglich auch mehr Centrifugalkraft erhalten, wenn er nicht hineinfallen soll: rückt man ihn weiter von der Sonne weg; so muß, in dem Maaße, wie dadurch seine Gravitation vermindert wird, auch seine Centrifugalkraft vermindert werden: sonst fliegt er davon. Seine Stelle könnte also ein Planet überall haben, wenn nur eine Ursache dawäre, welche ihm die jeder Stelle genau angepaßte, nämlich der daselbst wirkenden Gravitation gerade das Gleichgewicht haltende, Centrifugalkraft ertheilte. Da wir nun finden, daß jeder Planet wirklich die an dem Orte, wo er steht, gerade erforderliche Velocität hat; so ist Dies nur daraus zu erklären, daß die selbe Ursache, welche ihm seine Stelle ertheilte, auch zugleich den Grad seiner Geschwindigkeit bestimmt hat. Dies nun ist allein aus der in Rede stehenden Kosmogonie begreiflich; da sie den Centralkörper sich ruckweise zusammenziehn und dadurch einen Ring, der sich nachher zum Planeten ballt, absetzen läßt, wobei, dem ersten und dritten Keppler'schen Gesetze zufolge, nach jeder Zusammenziehung, die Rotation des Centralkörpers sich stark beschleunigen muß, und er die hierdurch bestimmte Velocität, bei der folgenden, abermaligen Zusammenziehung, dem daselbst abgesetzten Planeten zurückläßt. Nun kann er ihn an jedem beliebigen Ort seiner Sphäre absetzen: denn allemal erhält der Planet genau die für diesen, aber für keinen andern Ort passende Schwungkraft, als welche um so stärker ausfällt, je näher dem Centralkörper dieser Ort ist und je stärker daher die ihn zu jenem ziehende Gravitation wirkt, welcher seine Schwungkraft entgegenzuwirken hat: denn gerade in dem dazu erforderlichen Maaße hatte dazu sich auch die Schnelligkeit der Rotation des die Planeten successiv absetzenden Körpers vermehrt. — Wer übrigens diese nothwendige Beschleunigung der Rotation in Folge der Zusammenziehung, versinnlicht sehn möchte, dem wird Dies auf eine ergötzliche Art ein großes, spiralgewundenes, brennendes Feuerrad leisten, als welches Anfangs langsam und dann, in dem Maaße als es kleiner wird, schneller und immer schneller rotirt.

Keppler hat, in seinem ersten und dritten Gesetze, bloß das thatsächliche Verhältniß zwischen dem Abstand eines Plane-

Digitized by Google

neten von der Sonne und der Schnelligkeit seines Laufes ausgesprochen; es mag nun einen und denselben Planeten, zu verschiedenen Zeiten, oder zwei verschiedene Planeten betreffen. Dieses Verhältniß hat Neuton, indem er Robert Hooke's Grundgedanken, den er Anfangs verworfen hatte, endlich annahm, aus der Gravitation und ihrem Gegengewichte, der Centrifugalkraft abgeleitet und hieraus dargethan, daß und warum es so seyn müsse; weil nämlich, bei solcher Entfernung vom Centralkörper, der Planet gerade solche Geschwindigkeit haben müsse, um nicht entweder hineinzufallen, oder davonzufliegen. Dies ist zwar in absteigender Kausalreihe die causa efficiens; aber in aufsteigender ist es erst die causa finalis. Wie nun aber der Planet dazu gekommen sei, gerade an dieser Stelle eben die hier erforderte Geschwindigkeit wirklich zu erhalten, oder auch, bei dieser gegebenen Geschwindigkeit, gerade an die Stelle versetzt zu werden, woselbst allein ihr die Gravitation das Gleichgewicht hält, — diese Ursache, diese noch höher hinauf liegende causa efficiens lehrt ganz allein die Kant-Laplace'sche Kosmogonie.

Eben diese wird einst auch noch die ungefähr regelmäßige Stellung der Planeten uns begreiflich machen, so daß wir sie nicht mehr bloß als regelmäßig, sondern als gesetzmäßig, d. h. aus einem Naturgesetze hervorgegangen, verstehn werden. Auf ein solches deutet folgendes Schema, welches schon 100 Jahre vor der Entdeckung des Uranus bekannt war und darauf beruht, daß man, in der obern Reihe, allemal die Zahl verdoppelt und dann in der untern 4 hinzuzählt; wonach diese die ungefähren mittleren Abstände der Planeten in erträglicher Uebereinstimmung mit den heut zu Tage geltenden Angaben darstellt:

0.	3.	6.	12.	24.	48.	96.	192.	384.
4.	7.	10.	16.	28.	52.	100.	196.	388.
☿	♀	♁	♂	Planetoiden	♃	♄	♅	♆

Die Regelmäßigkeit dieser Stellung ist unverkennbar, wenn gleich nur approximativ zutreffend. Vielleicht giebt es jedoch für jeden Planeten eine Stelle seiner Bahn, zwischen ihrem Perihelio und Aphelio, wo die Regel genau zutrifft: diese würde dann als seine eigentliche und ursprüngliche Stelle anzusehn seyn.

Digitized by Google

Jedenfalls muß diese mehr oder minder genaue Regelmäßigkeit eine Folge der, bei der successiven Zusammenziehung des Centralkörpers thätig gewesenen Kräfte und der Beschaffenheit des ihnen zum Grunde liegenden Urstoffes gewesen seyn. Jede neue Zusammenziehung der Urnebelmasse war eine Folge der durch die ihr vorhergegangenen herbeigeführten Beschleunigung der Rotation, als welcher jetzt die äußere Zone nicht mehr folgen konnte, sich daher losriß und stehn blieb, wodurch eine abermalige Zusammenziehung entstand, welche abermalige Beschleunigung herbeiführte, u. s. f. Da hiebei der Centralkörper ruckweise an Größe abnahm; so betrug auch die Weite der Zusammenziehung jedes Mal, in eben dem Verhältniß, weniger, nämlich etwas unter der Hälfte der ihr vorhergegangenen; indem er sich jedes Mal um die Hälfte seiner noch vorhandenen Ausdehnung (— 2) zusammenzog. — Auffallend ist übrigens daß gerade den mittelsten der Planeten die Katastrophe betroffen hat, in Folge welcher nur noch seine Fragmente existiren. Er war der Gränzpfahl zwischen den 4 großen und den 4 kleinen Planeten.

Eine anderweitige Bestätigung der Kant-Laplace'schen Kosmogonie ist die Thatsache, daß die Dichtigkeit der Planeten ungefähr in dem Verhältniß, wie sie ferner von der Sonne stehn, abnimmt. Denn Dies erklärt sich daraus, daß der entfernteste Planet ein Ueberrest der Sonne ist, aus der Zeit, da sie am ausgedehntesten, folglich am dünnsten war: darauf zog sie sich zusammen —, wurde also dichter; — und so fort. Dasselbe hat eine Bestätigung daran, daß der Mond, welcher später, auf gleiche Weise, durch Zusammenziehung der noch dunstförmigen, aber dafür bis zum jetzigen Monde reichenden Erde, entstanden ist, auch nur $\frac{3}{10}$ der Dichtigkeit der Erde hat. Daß aber die Sonne selbst nicht der dichteste von allen Körpern des Systems ist, wird dadurch erklärlich, daß jeder Planet aus der nachherigen Zusammenballung eines ganzen Ringes zu einer Kugel entstanden, die Sonne aber bloß das nicht weiter zusammengedrückte Residuum jenes Centralkörpers nach seiner letzten Zusammenziehung ist. — Sogar der so seltsame Gang unsers Mondes, in welchem Rotation und Umlauf Eines sind, wodurch er uns immer die selbe Seite zukehrt, ist allein daraus zu begreifen, daß Dies gerade die Bewegung eines um die Erde cirkulirenden Ringes ist: aus einem

Digitized by Google

ſolchen iſt, durch Zuſammenziehung deſſelben, nachher der Mond entſtanden, darauf aber nicht, gleich den Planeten, durch irgend einen zufälligen Anſtoß, in ſchnellere Rotation verſetzt worden.

Dieſe kosmogoniſchen Betrachtungen geben uns zunächſt zu zwei metaphyſiſchen Anlaß. Erſtlich, daß im Weſen aller Dinge eine Zuſammenſtimmung begründet iſt, vermöge welcher die uranfänglichſten, blinden, rohen, niedrigſten Naturkräfte, von der ſtarreſten Geſetzlichkeit geleitet, durch ihren Konflikt an der ihnen gemeinſchaftlich Preis gegebenen Materie und durch die ſolchen begleitenden accidentellen Folgen, nichts Geringeres zu Stande bringen, als das Grundgerüſt einer Welt, mit bewundrungswürdiger Zweckmäßigkeit zum Entſtehungsort und Aufenthalt lebender Weſen eingerichtet, in der Vollkommenheit, wie es die beſonnenſte Ueberlegung, unter Leitung des durchdringendeſten Verſtandes und der ſchärfſten Berechnung, nur irgend vermocht hätte. Wir ſehn hier alſo, in überraſchendeſter Weiſe, wie die causa efficiens und die causa finalis, die αιτια εξ αναγκης und die χαριν τ̃ βελτιονος des Ariſtoteles, jede unabhängig von der andern daherſchreitend, im Reſultat zuſammentreffen. Die Ausführung dieſer Betrachtung und die Erklärung des ihr zum Grunde liegenden Phänomens aus den Principien meiner Metaphyſik findet man im zweiten Bande meines Hauptwerks, Kap. 25, S. 324 ff. Hier erwähne ich ſie nur, um darauf hinzuweiſen, daß ſie uns ein Schema an die Hand giebt, woran wir analogiſch uns faßlich machen, oder wenigſtens im Allgemeinen abſehn können, wie die zufälligen Begebenheiten, welche in den Lebenslauf des einzelnen Menſchen eingreifen und ſich durchkreuzen, dennoch in geheimer und präſtabilirter Harmonie, zuſammenſtimmen, um ein, in Beziehung auf ſeinen Charakter und ſein wahres, letztes Wohl, eben ſo zweckmäßig übereinſtimmendes Ganzes herauszubringen, wie wenn Alles nur ſeinetwegen dawäre, als eine bloße Phantasmagorie für ihn allein. Dieſes näher zu beleuchten iſt die Aufgabe der im erſten Bande befindlichen Abhandlung über die anſcheinende Zweckmäßigkeit im Leben des Einzelnen.

Die zweite durch jene Kosmogonie veranlaßte metaphyſiſche Betrachtung iſt eben, daß ſelbſt eine ſo beträchtlich weit reichende phyſiſche Erklärung der Entſtehung der Welt dennoch nie das Verlangen nach einer metaphyſiſchen aufheben, oder die Stelle

Digitized by Google

derselben einnehmen kann. Im Gegentheil: je weiter man der Erscheinung auf die Spur gekommen ist, desto deutlicher merkt man, daß man es nur mit einer solchen und nicht mit dem Wesen der Dinge an sich selbst zu thun hat. Damit meldet sich denn das Bedürfniß einer Metaphysik, als Gegengewicht jener so weit getriebenen Physik. Denn alle Materialien, daraus jene Welt, vor unserm Verstande, aufgebaut worden, sind im Grunde eben so viele unbekannte Größen, und treten gerade als die Räthsel und Probleme der Metaphysik auf: nämlich das innere Wesen jener Naturkräfte, deren blindes Wirken hier das Gerüst der Welt so zweckmäßig aufbaut; sodann das innere Wesen der chemisch verschiedenen und demgemäß auf einander wirkenden Stoffe, aus deren Kampf, den am vollkommensten Ampere geschildert hat, die individuelle Beschaffenheit der einzelnen Planeten hervorgegangen ist; wie solches an den Spuren desselben nachzuweisen die Geologie beschäftigt ist; endlich denn auch das innere Wesen der Kraft, die sich zuletzt als organisirend erweist und auf der äußersten Oberfläche der Planeten, wie einen Anhauch, wie einen Schimmel, Vegetation und Animalisation hervorbringt, mit welcher letztern allererst das Bewußtseyn, mithin die Erkenntniß eintritt, welche wiederum die Bedingung des ganzen soweit gediehenen Herganges ist; da Alles, woraus er besteht, nur für sie, nur in ihr, da ist und nur in Bezug auf sie Realität hat, ja, die Vorgänge und Veränderungen selbst nur vermöge ihrer selbsteigenen Formen (Zeit, Raum, Kausalität) sich darstellen konnten, also auch nur relativ, für den Intellekt, existiren.

Wenn man nämlich einerseits zugeben muß, daß alle jene physischen, kosmogonischen, chemischen und geologischen Vorgänge, da sie nothwendig, als Bedingungen, dem Eintritt eines Bewußtseyns lange vorhergehn mußten, auch vor diesem Eintritt, also außerhalb eines Bewußtseyns, existirten; so ist andrerseits nicht zu leugnen, daß eben die besagten Vorgänge außerhalb eines Bewußtseyns, da sie in und durch dessen Formen allererst sich darstellen können, gar nichts sind, sich nicht ein Mal denken lassen. Allenfalls ließe sich sagen: das Bewußtseyn bedingt die in Rede stehenden physischen Vorgänge, vermöge seiner Formen; ist aber wiederum durch sie bedingt, vermöge ihrer Materie. Im Grunde jedoch sind alle jene Vorgänge, welche Kosmogonie und

Digitized by Google

Geologie als lange vor dem Daſeyn irgend eines erkennenden Weſens geſchehen vorauszuſetzen uns nöthigen, ſelbſt nur eine Ueberſetzung in die Sprache unſers anſchauenden Intellekts, aus dem ihm nicht faßlichen Weſen an ſich der Dinge. Denn ein Daſeyn an ſich ſelbſt haben jene Vorgänge nie gehabt, ſo wenig als die jetzt gegenwärtigen; ſondern der Regreſſus an der Hand der Principien a priori aller möglichen Erfahrung leitet, einigen empiriſchen datis folgend, zu ihnen hin: er ſelbſt aber iſt nur die Verkettung einer Reihe bloßer Phänomene, die keine unbedingte Exiſtenz haben. Daher eben behalten jene Vorgänge, ſelbſt in ihrem empiriſchen Daſeyn, bei aller mechaniſchen Richtigkeit und mathematiſchen Genauigkeit der Beſtimmungen ihres Eintretens, doch immer einen dunkeln Kern, wie ein ſchweres, im Hintergrunde lauerndes Geheimniß; nämlich an den in ihnen ſich äußernden Naturkräften, an der dieſe tragenden Urmaterie und an der nothwendig anfangsloſen, alſo unbegreiflichen, Exiſtenz dieſer, — welchen dunkeln Kern auf empiriſchem Wege aufzuhellen unmöglich iſt; daher hier die Metaphyſik einzutreten hat, welche an unſerm eigenen Weſen uns den Kern aller Dinge im Willen kennen lehrt. In dieſem Sinne hat auch Kant geſagt: „es iſt augenſcheinlich, daß die allererſten Quellen „von den Wirkungen der Natur durchaus ein Vorwurf der „Metaphyſik ſeyn müſſen.“ (Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte, §. 51.)

Alſo von dem hier betretenen Standpunkt, welcher der der Metaphyſik iſt, aus geſehn, erſcheint jene mit ſo vielem Aufwande von Mühe und Scharfſinn erlangte phyſiſche Erklärung der Welt als ungenügend, ja, als oberflächlich, und wird gewiſſermaaßen zur bloßen Scheinerklärung; weil ſie in einer Zurückführung auf unbekannte Größen, auf qualitates occultas, beſteht. Sie iſt einer bloßen Flächenkraft, die nicht ins Innere dringt, dergleichen die Elektricität iſt, zu vergleichen; ja, ſogar dem Papiergelde, welches nur relativ, unter Vorausſetzung eines andern, Werth hat. Ich verweiſe hier auf die ausführlichere Darlegung dieſes Verhältniſſes in meinem Hauptwerke, Bd. 2. Kap. 17. S. S. 173. ff.

Reihet man, in Gedanken, die Kant-Laplace'ſche Kosmogonie, die Geologie, von Delüc an bis auf Elie de Beaumont

Digitized by Google

herab, endlich auch noch die vegetabilische und animalische Urerzeugung mit dem Kommentar ihrer Folgen, nämlich Botanik, Zoologie und Physiologie, an einander; so hat man eine vollständige Geschichte der Natur vor sich, indem man das Ganze des Phänomens der empirisch gegebenen Welt im Zusammenhange überblickt: diese aber macht erst das Problem der Metaphysik aus. Vermöchte die bloße Physik es zu lösen; so wäre es schon nahe daran, gelöst zu werden. Aber das ist ewig unmöglich: die oben erwähnten zwei Punkte, das Wesen an sich der Naturkräfte und das Bedingtseyn der objektiven Welt durch den Intellekt, woran sich auch noch die a priori gewisse Anfangslosigkeit sowohl der Kausalreihe, wie der Materie, knüpft, benehmen der Physik alle Selbstständigkeit, oder sind die Stengel, womit ihr Lotus auf dem Boden der Metaphysik wurzelt.

Uebrigens würde das Verhältniß der letzten Resultate der Geologie zu meiner Metaphysik sich, in der Kürze, folgendermaaßen ausdrücken lassen. In der allererſten Periode des Erdballs, welche die dem Granit vorhergängige gewesen ist, hat die Objektivation des Willens zum Leben sich auf ihre unterſten Stufen beschränkt, also auf die Kräfte der unorganischen Natur, woselbst sie nun aber sich im allergrößten Stil und mit blindem Ungestüme manifestirte, indem die schon chemisch differenzirten Urstoffe in einen Konflikt geriethen, dessen Schauplatz nicht die bloße Oberfläche, sondern die ganze Masse des Planeten war und dessen Erscheinungen so kolossal gewesen seyn müssen, daß keine Einbildungskraft sie zu erreichen vermag. Die, jene riesenhaften chemischen Urprocesse begleitenden Lichtentwickelungen werden von jedem Planeten unsers Systems aus sichtbar gewesen seyn, während die dabei Statt habenden Detonationen, die jedes Ohr gesprengt haben würden, freilich nicht über die Atmosphäre hinausgelangen konnten. Nachdem endlich dieser Titanenkampf ausgetobt und der Granit, als Grabstein, die Kämpfer bedeckt hatte, manifestirte, nach angemessener Pause und dem Zwischenspiel neptunischer Niederschläge, der Wille zum Leben sich, im stärksten Kontraste dazu, auf der nächsthöheren Stufe, im stummen und stillen Leben einer bloßen Pflanzenwelt, welches sich nun aber ebenfalls im kolossalen Maaßstabe darstellte, in den himmelhohen und endlosen Wäldern, deren Ueberreste uns, nach Myriaden von

Digitized by Google

Jahren, mit einem unerschöpflichen Vorrath von Steinkohlen versorgen. Diese Pflanzenwelt dekarbonisirte nun auch allmälig die Luft, wodurch diese allererst für das thierische Leben tauglich wurde. Bis dahin dauerte der lange und tiefe Friede dieser thierlosen Periode und endigte zuletzt durch eine Naturrevolution, welche jenes Pflanzenparadies zerstörte, indem sie die Wälder begrub. Da jetzt die Luft rein geworden war, trat die dritte große Objektivationsstufe des Willens zum Leben ein, in der Thierwelt: Fische und Cetaceen im Meer; aber auf dem Lande noch bloße Reptilien; diese jedoch kolossal. Wieder fiel der Weltvorhang, und sodann folgte die höhere Objektivation des Willens, im Leben warmblütiger Landthiere; wiewohl solcher, deren genera sogar nicht mehr existiren und die meistens Pachydermata waren. Nach abermaliger Zerstörung der Erdoberfläche, mit allem Lebenden darauf, entzündete endlich das Leben sich abermals von Neuem, indem jetzt der Wille zu demselben sich in einer Thierwelt objektivirte, die viel zahlreichere und mannigfaltigere Gestalten darbot und deren species zwar nicht mehr, wohl aber noch die genera vorhanden sind. Diese durch solche Vielheit und Verschiedenheit der Gestalten vollkommener gewordene Objektivation des Willens zum Leben steigerte sich bereits bis zum Affen. Allein auch diese, unsre letzte Vorwelt mußte untergehn, um, auf erneuertem Boden, der gegenwärtigen Bevölkerung Platz zu machen, in der die Objektivation die Stufe der Menschheit erreicht hat, welche, meines Erachtens, die letzte seyn muß; weil auf ihr bereits die Möglichkeit der Verneinung des Willens, also der Umkehr von dem ganzen Treiben, eingetreten ist; wodurch alsdann diese divina commedia ihr Ende erreicht. Wenn demnach auch keine physikalische Gründe den Nichteintritt einer abermaligen Weltkatastrophe verbürgen; so steht einer solchen doch ein moralischer Grund entgegen, nämlich dieser, daß sie jetzt zwecklos seyn würde, indem das innere Wesen der Welt jetzt keiner höheren Objektivation zur Möglichkeit seiner Erlösung daraus bedarf. Das Moralische ist aber der Kern, oder der Grundbaß, der Sache; so wenig bloße Physiker dies begreifen mögen.

§. 86.

Der Grundgedanke, die uns unmittelbar nur als Schwere bekannte Gravitation zum Zusammenhaltenden des Planetensystems

Digitized by Google

zu machen, iſt ein, durch die Wichtigkeit der ſich daran knüpfenden Folgen, ſo höchſt bedeutender, daß die Nachforſchung nach ſeinem Urſprunge nicht als irrelevant beſeitigt zu werden verdient; zumal wir uns beſtreben ſollten, wenigſtens als Nachwelt gerecht zu ſeyn, da wir als Mitwelt es ſo ſelten vermögen.

Daß, als Neuton 1686 ſeine principia veröffentlichte, Robert Hooke ein lautes Geſchrei über ſeine Priorität des Grundgedankens erhob, iſt bekannt; wie auch, daß ſeine und Anderer bittere Klagen dem Neuton das Verſprechen abnöthigten, in der erſten vollſtändigen Ausgabe der principia, 1687, ihrer zu erwähnen, was er denn auch in einem Scholion zu P. I. prop. 4, corol. 6, mit möglichſter Wortkargheit gethan hat, nämlich in parenthesi: „ut seorsum collegerunt etiam nostrates Wrennus, Hookius et Hallaeus.“

Daß Hooke ſchon im Jahr 1666 das Weſentliche des Gravitationsſyſtems, wiewohl nur als Hypotheſe, in einer communication to the Royal society ausgeſprochen hatte, erſehn wir aus der Hauptſtelle derſelben, welche, in Hooke's eigenen Worten, abgedruckt iſt in Dugald Stewarts philosophy of the human mind, Vol. 2, p. 434. — In der Quarterly review vom Auguſt 1828 ſteht eine recht artige koncíſe Geſchichte der Aſtronomie, welche Hooke's Priorität als ausgemachte Sache behandelt.

In der beinahe hundert Bände befaſſenden Biographie universelle ſcheint der Artikel Neuton eine Ueberſetzung aus der Biographia Brittannica zu ſeyn, auf welche er ſich beruft. Er enthält die Darſtellung des Weltſyſtems aus dem Gravitationsgeſetz, wörtlich und ausführlich, nach Robert Hooke's an attempt to prove the motion of the earth from observations, Lond. 1674, 4. — Ferner ſagt der Artikel, der Grundgedanke, daß die Schwere ſich auf alle Weltkörper erſtrecke, finde ſich ſchon ausgeſprochen in Borelli theoria motus planetarum e causis physicis deducta. Flor. 1666. Endlich giebt er noch die lange Antwort Neuton's auf Hooke's oben erwähnte Reklamation der Priorität der Entdeckung. — Die zum Ekel wiederholte Apfelgeſchichte hingegen iſt ohne Auktorität. Sie findet ſich zuerſt als eine bekannte Thatſache erwähnt in Turnor's hystory of Grantham, p. 160. Pem-

Digitized by Google

berton, der noch den Neuton, wiewohl in hohem und stumpfem Alter, gekannt hat, erzählt zwar, in der Vorrede zu seiner view of Newtons philosophy, der Gedanke sei demselben zuerst in einem Garten gekommen, sagt aber nichts vom Apfel: dieser wurde nachher ein plausibler Zusatz. Voltaire will ihn von Neutons Nichte mündlich erfahren haben; was denn wahrscheinlich die Quelle der Geschichte ist. Siehe Voltaire élémens de philos. de Neuton P. II. ch. 3.

Zu allen diesen, der Annahme, daß der große Gedanke der allgemeinen Gravitation ein Bruder der grundfalschen homogenen-Lichter-Theorie sei, widersprechenden Auktoritäten habe ich nun noch ein Argument zu fügen, welches zwar nur psychologisch ist, aber für Den, der die menschliche Natur auch von der intellektuellen Seite kennt, viel Gewicht haben wird.

Es ist eine bekannte und unbestrittene Thatsache, daß Neuton, sehr frühe, angeblich schon 1666, möge es nun aus eigenen, oder aus fremden Mitteln gewesen seyn, das Gravitationssystem aufgefaßt hatte und nun, durch Anwendung desselben auf den Mondlauf, es zu verifiziren versuchte; daß er jedoch, weil das Ergebniß nicht genau zur Hypothese stimmte, diese wieder fallen gelassen und sich der Sache auf viele Jahre entschlagen hat. Eben so bekannt ist der Ursprung jener ihn davon zurückschreckenden Diskrepanz: sie war nämlich bloß daraus entstanden, daß Neuton den Abstand des Mondes von uns um beinah $\frac{1}{7}$ zu klein annahm, und Dieses wieder, weil derselbe zunächst nur in Erdhalbmessern ausgerechnet werden kann, der Erdhalbmesser nun wieder aus der Größe der Grade des Erdumkreises berechnet wird, diese letzteren allein aber unmittelbar gemessen werden. Neuton nahm nun, bloß nach der gemeinen geographischen Bestimmung, in runder Zahl, den Grad zu 60 Englischen Meilen an, während er in Wahrheit $69\frac{1}{2}$ hat. Hievon war die Folge, daß der Mondlauf zur Hypothese der Gravitation, als einer Kraft, die nach dem Quadrat der Entfernung abnimmt, nicht wohl stimmte. Darum also gab Neuton die Hypothese auf und entschlug sich derselben. Erst etwan 16 Jahre später, nämlich 1682, erfuhr er zufällig das Resultat der bereits seit einigen Jahren vollendeten Gradmessung des Franzosen Picard, wonach der Grad beinahe $\frac{1}{7}$ größer war, als er ihn ehemals angenom-

Digitized by Google

men hatte. Ohne Dies für besonders wichtig zu halten, notirte er es sich, in der Akademie, woselbst es ihm aus einem Briefe mitgetheilt worden, und hörte sodann, ohne dadurch zerstreut zu seyn, dem Vortrage daselbst aufmerksam zu. Erst hinterher fiel ihm die alte Hypothese ein: er nahm seine Rechnungen darüber wieder vor und fand jetzt den Thatbestand genau derselben entsprechend, worüber er bekanntlich in große Ekstase gerieth.

Jetzt frage ich Jeden, der selbst Vater ist, der selbst Hypothesen erzeugt, genährt und gepflegt hat: geht man so mit seinen Kindern um? stößt man sie, wenn nicht Alles gleich klappen will, sofort unbarmherzig aus dem Hause, schlägt die Thüre zu und frägt in 16 Jahren nicht mehr nach ihnen? wird man nicht vielmehr in einem Fall obiger Art, ehe man das so bittere „es ist nichts damit" ausspricht, vorher noch überall, und müßte es bei Gott Vater in der Schöpfung seyn, einen Fehler vermuthen, eher als in seinem theuern, selbsterzeugten und gepflegten Kinde? — und nun gar hier, wo der Verdacht seine richtige Stelle so leicht hätte finden können, nämlich in dem (neben einem visirten Winkel) alleinigen empirischen Dato, welches der Rechnung zum Grunde lag, und dessen Unsicherheit so bekannt war, daß die Franzosen ihre Gradmessungen schon seit 1669 betrieben, welches schwierige Datum Neuton aber so ganz obenhin, nach der gemeinen Angabe, in Englischen Meilen, angenommen hatte. Und so verführe man mit einer wahren und welterklärenden Hypothese? Nimmermehr, wenn sie eine eigene ist! — Hingegen mit wem man so umgeht, weiß ich auch zu sagen: mit fremden, ungern ins Haus gelassenen Kindern, auf welche man, (am Arm seiner eigenen unfruchtbaren Gemahlin, die nur Ein Mal, und zwar ein Monstrum, geboren) scheel und misgünstig hinsieht und sie, eben nur von Amts wegen, zur Prüfung zuläßt, schon hoffend daß sie nicht bestehn werden, sobald aber sich Dieses bestätigt, sie mit Hohngelächter aus dem Hause jagt.

Dieses Argument ist, wenigstens bei mir, von so vielem Gewicht, daß ich darin eine vollkommene Beglaubigung der Angaben erkenne, welche den Grundgedanken der Gravitation dem Hooke zuschreiben und nur die Verifikation desselben durch Berechnungen dem Neuton lassen; wonach es dem armen Hooke

ergangen ist, wie dem Kolumbus: es heißt „Amerika", und es heißt „das Neutonische Gravitationssystem". —

Was übrigens das oben berührte siebenfarbige Monstrum betrifft; so könnte, daß es 40 Jahre nach Erscheinung der Göthe'schen Farbenlehre noch in vollem Ansehn steht und die alte Litanei vom foramen exiguum und den 7 Farben, aller Augenfälligkeit zum Trotz, noch immer abgesungen wird, mich allerdings irre machen; — hätte ich nicht schon längst mich gewöhnt, das Urtheil der Zeitgenossen den Imponderabilien beizuzählen. Daher also sehe ich darin nur einen Beweis der trübsäligen und beklagenswerthen Beschaffenheit einerseits der Physiker von Profession und andrerseits des sogenannten gebildeten Publikums, welches, statt zu prüfen, was ein großer Mann gesagt hat, jenen Sündern gläubig nachredet, Göthe's Farbenlehre sei ein mißlungener, unberufener Versuch, eine zu vergessende Schwachheit.

§. 87.

Die handgreifliche Thatsache der fossilen Muscheln, welche schon dem Eleaten Xenophanes bekannt war und von ihm, im Allgemeinen, auch richtig ausgelegt wurde, wird von Voltaire bestritten, geleugnet, ja, für eine Chimäre erklärt. (Man sehe Brandis, comment. Eleaticae, p. 50. und Voltaire, dict. phil. art. coquille.) So groß nämlich war sein Widerwille, irgend etwas gelten zu lassen, was zu einer Bestätigung der Mosaischen Berichte, in diesem Falle der Sündfluth, auch nur verdreht werden könnte. Ein warnendes Beispiel, wie sehr uns der Eifer irre führen kann, wenn wir Partei ergriffen haben.

§. 88a.

Eine vollkommene Versteinerung ist eine totale chemische Veränderung, ohne alle mechanische.

§. 88b.

Wenn ich, um einen Blick in die Inkunabeln des Erdballs zu genießen, den frischen Bruch eines Stückes Granit betrachte, will es mir gar nicht in den Sinn, daß dieses Urgestein irgendwie durch Fusion und Krystallisation, auf dem trockenen Wege,

Digitized by Google

entstanden seyn sollte, auch nicht durch Sublimation, aber auch eben so wenig durch Niederschlag; sondern mir dünkt, es müsse durch einen chemischen Proceß ganz anderer Art, der jetzt nicht mehr vorkommt, entstanden seyn. Am besten entspricht meinem Begriff der Sache der einer schnellen und simultanen Verbrennung einer Mischung von Metalloiden, vereint mit der sogleich wirkenden Wahlverwandschaft der Produkte jener Verbrennung. Ob man wohl je versucht hat, Silicium, Alumnium u. s. f., in dem Verhältnisse, wie sie die Radikale der Erden der drei Bestandtheile des Granits ausmachen, zusammenzumischen und dann, unter Wasser, oder an der Luft, schnell verbrennen zu lassen?

§. 89.

Die Vergleichung der Flußfische in sehr weit von einander entfernten Ländern legt vielleicht das deutlichste Zeugniß ab, von der ursprünglichen Schöpferkraft der Natur, welche sie überall, wo Ort und Umstände ähnlich sind, auch auf ähnliche Weise ausgeübt hat. Bei ungefährer Gleichheit der geographischen Breite, der topographischen Höhe, endlich auch der Größe und Tiefe der Ströme wird man, selbst an den von einander entlegensten Orten, entweder ganz die selben, oder doch sehr ähnliche Fischspecies finden. Man denke nur an die Forellen in den Bächen fast aller Gebirge. Die Muthmaaßung absichtlicher Einführung fällt bei diesen Thieren meistens ganz weg. Die Verbreitung durch Vögel, die den Laich fräßen, aber nicht verdaueten, reicht bei großen Entfernungen nicht aus: denn in kürzerer Zeit, als ihre Reise, wird ihr Verdauungsproceß vollbracht. Auch möchte ich wissen, ob es mit dem Nichtverdauen, also einem zweckwidrigen Fressen auch seine Richtigkeit habe; da wir doch den Kaviar sehr gut verdauen, Kropf und Magen der Vögel aber sogar auf Verdauung harter Körner eingerichtet sind. — Will man den Ursprung der Flußfische zurückverlegen auf die letzte große allgemeine Ueberschwemmung; so vergißt man, daß diese aus See- und nicht aus Flußwasser bestand.

§. 90.

Wir verstehn das Anschießen kubischer Krystalle aus dem Salzwasser nicht besser, als das des Hühnchens aus der Flüssig-

keit im Ei: und zwischen diesem wiederum und der generatio aequivoca wollte Delamark keinen wesentlichen Unterschied finden. Jedoch ist ein solcher vorhanden: da nämlich aus jedem Ei nur eine bestimmte Species hervorgeht; so ist Dies generatio univoca (ἐξ ὁμωνυμου· Arist. metaph. Z, 25.). Hiegegen ließe sich wieder einwenden, daß jede genau bestimmte Infusion auch nur eine bestimmte Art mikroskopischer Thiere zu erzeugen pflege.

§. 91.

Bei den allerschwierigsten Problemen, an deren Lösung beinahe verzweifelt wird, müssen wir die wenigen und geringen Data, welche wir haben, zum möglichsten Vortheil benutzen, um, durch Kombination derselben, doch etwas herauszubringen.

In der „Chronik der Seuchen" von Schnurrer, 1825, finden wir, daß, nachdem im 14. Jahrhundert der schwarze Tod ganz Europa, einen großen Theil Asiens und auch Afrika's entvölkert hatte, gleich darauf eine ganz außerordentliche Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts eingetreten und namentlich die Zwillingsgeburten sehr häufig geworden seien. In Uebereinstimmung hiemit lehrt Caspar („über die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen," 1835), auf vielfach wiederholte Erfahrungen im Großen gestützt, daß, in der gegebenen Bevölkerung eines Distrikts, die Sterblichkeit den entschiedensten Einfluß auf die Zeugungen hat und Beide stets im richtigen Verhältniß zu einander stehn; so daß, im Ganzen genommen, die Zahl der Geburten abhängt von der Zahl der Sterbefälle.

Hienach wäre es ein Naturgesetz, daß die prolifike Kraft des Menschengeschlechts, welche nur eine besondre Gestalt der Zeugungskraft der Natur überhaupt ist, durch eine ihr antagonistische Ursache erhöht wird, also mit dem Widerstande wächst; — daher man, mutatis mutandis, dieses Gesetz dem Mariottischen subsumiren könnte, daß mit der Kompression der Widerstand ins Unendliche zunimmt. Nehmen wir nun an, jene, der prolifiken Kraft antagonistische Ursache träte ein Mal, durch Verheerungen, mittelst Seuchen, Naturrevolutionen u. s. w. in einer noch nie dagewesenen Größe und Wirksamkeit auf; so müßte nachher auch wieder die prolifike Kraft auf eine bis jetzt ganz

Digitized by Google

unerhörte Höhe steigen. Gehn wir endlich in jener Verstärkung der antagonistischen Ursache bis zum äußersten Punkt, also der gänzlichen Ausrottung des Menschengeschlechts; so wird auch die so eingezwängte prolifike Kraft eine dem Druck angemessene Gewalt erlangen, mithin zu einer Anstrengung gebracht werden, die das jetzt unmöglich Scheinende leistet, nämlich, da ihr die generatio univoca, d. h. die Geburt des Gleichen vom Gleichen, versperrt wäre, sich dann auf die generatio aequivoca werfen. Diese jedoch läßt sich auf den obern Stufen des Thierreichs nicht mehr so denken, wie sie auf den allerunterſten sich uns darstellt: nimmermehr kann die Gestalt des Löwen, des Wolfes, des Elephanten, des Affen, oder gar des Menschen, nach Art der Infusionsthierchen, der Entozoen und Epizoen entstanden seyn und etwan geradezu sich erhoben haben aus zusammengerinnendem, sonnebebrüteten Meeresschlamm, oder Schleim, oder aus faulender organischer Masse; sondern ihre Entstehung kann nur gedacht werden als generatio in utero heterogeneo, folglich so, daß aus dem Uterus, oder vielmehr dem Ei, eines besonders begünstigten thierischen Paares, nachdem die durch irgend etwas gehemmte Lebenskraft seiner Species gerade in ihm sich angehäuft und abnorm erhöht hatte, nunmehr ein Mal, zur glücklichen Stunde, beim rechten Stande der Planeten und dem Zusammentreffen aller günstigen atmosphärischen, tellurischen und astralischen Einflüsse, ausnahmsweise nicht mehr seines Gleichen, sondern die ihm zunächst verwandte, jedoch eine Stufe höher stehende Gestalt hervorgegangen wäre; so daß dieses Paar, dieses Mal, nicht ein bloßes Individuum, sondern eine Species erzeugt hätte. Vorgänge dieser Art konnten natürlich erst eintreten, nachdem die allerunterſten Thiere sich, durch die gewöhnliche generatio aequivoca, aus organischer Fäulniß, oder aus dem Zellengewebe lebender Pflanzen ans Licht empor gearbeitet hatten, als erste Vorboten und Quartiermacher der kommenden Thiergeschlechter. Ein solcher Hergang muß eingetreten seyn nach jeder jener großen Erdrevolutionen, welche schon wenigstens 3 Mal alles Leben auf dem Planeten völlig ausgelöscht haben, so daß es sich von Neuem zu entzünden hatte, wonach es jedes Mal in vollkommeneren, d. h. der jetzigen Fauna näher stehenden Gestalten aufgetreten ist. Aber erst in der, nach der letzten großen Kata-

Digitized by Google

strophe der Erdoberfläche auftretenden Thierreihe hat jener Hergang sich bis zur Entstehung des Menschengeschlechtes gesteigert, nachdem er schon bei der vorletzten es bis zum Affen gebracht hatte.

Wir haben aber diese Steigerung uns zu denken nicht als in einer einzigen Linie, sondern in mehreren nebeneinander aufsteigenden. So z. B. ist ein Mal aus dem Ei eines Fisches ein Ophidier, ein ander Mal aus dieses seinem ein Saurier, zugleich aber aus dem eines andern Fisches ein Batrachier, dann aber aus dieses seinem ein Chelonier hervorgegangen; und vielleicht aus dem der Ente das Schnabelthier und aus dem eines Straußen irgend ein größeres Säugethier. Ueberhaupt muß der Vorgang in vielen Ländern der Erde zugleich und in gegenseitiger Unabhängigkeit Statt gefunden haben, überall jedoch in sogleich bestimmten, deutlichen Stufen, deren jede eine feste, bleibende Species gab; nicht aber in allmäligen, verwischten Uebergängen; also nicht nach Analogie eines von der untern Oktave bis zur obersten allmälig steigenden, folglich heulenden Tones, sondern nach der einer in bestimmten Absätzen aufsteigenden Tonleiter. Wir wollen es uns nicht verhehlen, daß wir danach die ersten Menschen uns zu denken hätten als in Asien vom Pongo und in Afrika vom Schimpansee geboren, wiewohl nicht als Affen, sondern sogleich als Menschen. Merkwürdig ist es, daß diesen Ursprung sogar ein Buddhaistischer Mythos lehrt, der zu finden ist in J. J. Schmidt's „Forschungen über die Mongolen und Tibeter" S. 210 — 214. wie auch in Klaproth's Fragmens Bouddhiques im nouveau Journal asiatique, 1831, Mars.

Den hier ausgeführten Gedanken einer generatio aequivoca in utero heterogeneo hat zuerst der anonyme Verfasser der Vestiges of the natural history of Creation, (6th. edition, 1847) aufgestellt, wiewohl keineswegs mit gehöriger Deutlichkeit und Bestimmtheit; weil er ihn eng verwebt hat mit unhaltbaren Annahmen und großen Irrthümern; welches im letzten Grunde daraus entspringt, daß bei ihm, als Engländern, jede die bloße Physik überschreitende, also metaphysische Annahme sogleich zusammenfällt mit dem Hebräischen Theismus, welchen eben vermeiden wollend er dann das Gebiet der Phy-

Digitized by Google

sik zu weit ausdehnt. So ein Engländer, in seiner Verwahrlosung und völligen Rohheit hinsichtlich aller spekulativen Philosophie, oder Metaphysik, ist eben gar keiner geistigen Auffassung der Natur fähig: er kennt daher kein Mittleres zwischen einer Auffassung ihres Wirkens, als nach strenger, wo möglich mechanischer Gesetzmäßigkeit vor sich gehend, oder aber als das vorher wohlüberlegte Kunstfabrikat des Hebräergottes, den er seinen maker nennt. — Die Pfaffen, die Pfaffen in England haben es zu verantworten: diese verschmitztesten aller Obskuranten. Sie haben die Köpfe daselbst so zugerichtet, daß sogar in den kenntnißreichsten und aufgeklärtesten derselben das Grundgedankensystem ein Gemisch von krassestem Materialismus mit plumpester Judensuperstition ist, die darin, wie Essig und Oel, durch einander gerüttelt werden, und sehn mögen, wie sie sich vertragen.

Eine Folgerung nach der andern Seite aus jenem von Schnurrer und Caspar aufgestellten Gesetze wäre nun diese. Es ist offenbar, daß in dem Maaße, als es uns gelänge, durch richtigste und sorgfältigste Benutzung aller Naturkräfte und jedes Landstriches, das Elend der untersten Volksklassen zu verringern, die Zahl dieser überaus treffend so genannten Proletarier zunehmen und dadurch das Elend sich immer von Neuem einstellen würde. Denn der Geschlechtstrieb arbeitet stets dem Hunger in die Hände; wie dieser, wann er befriedigt ist, dem Geschlechtstrieb. Das obige Gesetz nun aber würde uns dafür bürgen, daß die Sache nicht bis zu einer eigentlichen Uebervölkerung der Erde getrieben werden könne, einem Uebel, dessen Entsetzlichkeit die lebhafteste Phantasie sich kaum auszumalen vermag. Nämlich dem in Rede stehenden Gesetze zufolge würde, nachdem die Erde so viele Menschen erhalten hätte, als sie zu ernähren höchstens fähig ist, die Fruchtbarkeit des Geschlechts unterdessen bis zu dem Grade abgenommen haben, daß sie knapp ausreichte, die Sterbefälle zu ersetzen, wonach alsdann jede zufällige Vermehrung dieser die Bevölkerung wieder unter das Maximum zurückbringen würde.

§. 92.

Auf verschiedenen Theilen der Erde ist unter gleichen, oder analogen, klimatischen, topographischen und atmosphärischen Be-

dingungen das gleiche, oder analoge, Pflanzen- und Thiergeschlecht entstanden. Daher sind einige Species einander sehr ähnlich, ohne jedoch identisch zu seyn, und zerfallen manche in Varietäten, die nicht aus einander entstanden seyn können.

So wenig nun der nie abgerichtete afrikanische Elephant, dessen Ohren, sehr breit und lang, den Nacken bedecken und dessen Weibchen ebenfalls Stoßzähne hat, abstammen kann von dem so gelehrigen und intelligenten asiatischen Elephanten, dessen Weibchen keine Stoßzähne hat und dessen Ohren bei Weitem nicht so groß sind; — und so wenig der amerikanische Alligator vom Krokodil des Nils abstammt, da beide sich durch die Zähne und die Zahl der Schilder auf dem Nacken unterscheiden; — eben so wenig kann der Neger von der Kaukasischen Rasse abstammen.

Jedoch ist das Menschengeschlecht höchst wahrscheinlich nur an drei Stellen entstanden; weil wir nur drei bestimmt gesonderte Typen, die auf ursprüngliche Racen deuten, haben: den kaukasischen, den mongolischen und den äthiopischen Typus. Und zwar hat diese Entstehung nur in der alten Welt Statt finden können. Denn in Australien hat die Natur es zu gar keinen Affen, in Amerika aber nur zu langgeschwänzten Meerkatzen, nicht aber zu den kurzgeschwänzten, geschweige zu den obersten, den ungeschwänzten Affengeschlechtern bringen können, welche die letzte Stufe, vor dem Menschen, einnehmen. Natura non facit saltus. Ferner hat die Entstehung des Menschen nur zwischen den Wendekreisen eintreten können; weil in den andern Zonen der neu entstandene Mensch im ersten Winter umgekommen wäre. Denn er war, wenn auch wohl nicht ohne mütterliche Pflege, doch ohne Belehrung herangewachsen und hatte von keinen Vorfahren Kenntnisse ererbt. Also mußte der Säugling der Natur zuerst an ihrem warmen Busen ruhen, ehe sie ihn in die rauhe Welt hinausschicken durfte. In den heißen Zonen nun aber ist der Mensch schwarz, oder wenigstens dunkelbraun. Dies also ist, ohne Unterschied der Race, die wahre, natürliche und eigenthümliche Farbe des Menschengeschlechts und nie hat es eine von Natur weiße Rasse gegeben; ja, von einer solchen zu reden, wie noch in allen Büchern geschieht, zeugt von großer Befangenheit und Mangel an Nachdenken. Schon in meinem Hauptwerk, Bd. 2. Kap. 44. S. 550, habe ich den Gegenstand kurz erörtert. Nur zwi-

Digitized by Google

schen den Wendekreisen ist der Mensch zu Hause und da ist er überall schwarz, oder dunkelbraun; bloß in Amerika nicht durchgängig, weil dieser Welttheil größtentheils von bereits abgeblichenen Nationen, hauptsächlich Chinesen, bevölkert worden ist. Inzwischen sind die Wilden in den Brasilianischen Wäldern doch schwarzbraun. Erst nachdem der Mensch außerhalb der ihm allein natürlichen, zwischen den Wendekreisen gelegenen Heimath, lange Zeit hindurch sich fortgepflanzt hat, wird er hell und endlich weiß. Also erst in Folge des klimatischen Einflusses der gemäßigten und kalten Zone ist der Europäische Menschenstamm allmälig weiß geworden. Wie langsam Dies geht, sehn wir an den Zigeunern, einem Hindu-Stamm, der seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts in Europa nomadisirt und dessen Farbe noch ziemlich die Mitte hält zwischen der der Hindu und der unsrigen; desgleichen an den Negersklavenfamilien, welche seit 200 Jahren in Nordamerika sich fortpflanzen und bloß etwas heller geworden sind: indessen werden diese dadurch aufgehalten, daß sie doch zwischendurch mit frischen, ebenholzschwarzen Ankömmlingen sich vermischen; eine Erneuerung, welche den Zigeunern nicht zu Theil wird. Die nächste physische Ursache dieses Verbleichens des aus seiner natürlichen Heimath verbannten Menschen vermuthe ich darin, daß, im heißen Klima, Licht und Wärme auf dem rete Malpighi eine langsame, aber beständige Desoxydation der bei uns unzersetzt durch die Poren entweichenden Kohlensäure hervorbringen, welche alsdann soviel Karbon zurückläßt, als zur Färbung der Haut ausreicht: der specifische Geruch der Neger hängt wahrscheinlich damit zusammen. Daß bei weißen Völkern die untern, angestrengt arbeitenden Klassen durchgängig dunkler sind, als die höhern Stände, erklärt sich daraus, daß sie mehr schwitzen, welches, in viel schwächerm Grade, dem heißen Klima analog wirkt. Demnach nun muß jedenfalls der Adam unserer Rasse schwarz gedacht werden, und da Jehova ihn nach seinem eigenen Bilde geschaffen hat, so ist auf Kunstwerken auch dieser schwarz darzustellen; wobei man ihm jedoch den herkömmlichen weißen Bart lassen kann; da die Dünnbärtigkeit nicht der schwarzen Farbe, sondern bloß der Aethiopischen Rasse anhängt. Sind ja doch auch die ältesten Madonnenbilder, wie man sie im Orient und auch noch in einigen alten italiänischen Kirchen antrifft, mit sammt dem Christ-

Digitized by Google

kinde von schwarzer Gesichtsfarbe. In der That ist das ganze auserwählte Volk Gottes schwarz, oder doch dunkelbraun gewesen und ist noch jetzt dunkler, als wir, die wir von früher eingewanderten heidnischen Völkerschaften abstammen. Das jetzige Syrien aber ist von Mischlingen, die zum Theil aus Nordasien stammen (wie z. B. die Turkomannen), bevölkert worden. Daß die weiße Gesichtsfarbe eine Ausartung und unnatürlich sei, bezeugt der Ekel und Widerwille, den, bei einigen Völkern des innern Afrika's der erste Anblick derselben erregt hat: sie erscheint diesen Völkern als eine krankhafte Verkümmerung. Einen Reisenden in Afrika bewirtheten Negermädchen sehr freundlich mit Milch und sangen dazu: „armer Fremdling, wie dauerst du uns, daß du so weiß bist!" — Inzwischen reden die Ethnographen noch immer ganz getrost von der weißen, der gelben und der schwarzen Rasse, indem sie ihren Eintheilungen hauptsächlich die Farbe zum Grunde legen, während, in Wahrheit, diese gar nichts Wesentliches ist und ihr Unterschied keinen andern Ursprung hat, als die größere oder geringere, und frühere oder spätere Entfernung eines Stammes von der heißen Zone, als in welcher allein das Menschengeschlecht indigen ist und daher außerhalb ihrer nur unter künstlicher Pflege, indem es, wie die exotischen Pflanzen, im Treibhause überwintert, bestehn kann, dabei aber allmälig, und zwar zunächst in der Farbe, ausartet. — Daß die höchste Civilisation und Kultur sich, — abgesehn von den alten Hindu und Aegyptern, — ausschließlich bei den weißen Nationen findet und sogar bei manchen dunkeln Völkern die herrschende Kaste, oder Stamm, von hellerer Farbe, als die Uebrigen, daher augenscheinlich eingewandert ist, — z. B. die Bramanen, die Inkas, die Herrscher auf den Südseeinseln, — Dies beruht darauf, daß die Noth die Mutter der Künste ist; weil nämlich die früh nach Norden ausgewanderten und dort allmälig weißgebleichten Stämme daselbst im Kampfe mit der durch das Klima herbeigeführten, vielgestalteten Noth alle ihre intellektuellen Kräfte haben entwickeln und alle Künste erfinden und ausbilden müssen, um die Kargheit der Natur zu kompensiren. Daraus ist ihre hohe Civilisation hervorgegangen.

Wie die dunkle Farbe, so auch ist dem Menschen die vegetabilische Nahrung die natürliche. Aber wie jener, so bleibt er

Digitized by Google

auch dieser nur im tropischen Klima getreu. Als er sich in die kältere Zonen verbreitete, mußte er dem ihm unnatürlichen Klima durch eine ihm unnatürliche Nahrung entgegenwirken. Im eigentlichen Norden kann man ohne Fleischspeise gar nicht bestehn: man hat mir gesagt, daß schon in Kopenhagen eine sechswöchentliche Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod, wenn im strengsten Sinn und ohne Ausnahme vollzogen, als lebensgefährlich betrachtet werde. Der Mensch ist also zugleich weiß und karnivor geworden. Eben dadurch aber, wie auch durch die stärkere Bekleidung, hat er eine gewisse unreine und ekelhafte Beschaffenheit angenommen, welche die andern Thiere, wenigstens in ihrem Naturzustande, nicht haben, und der er durch beständige, besondere Reinlichkeit entgegenarbeiten muß, um nicht widerwärtig zu seyn; daher solches auch nur der wohlhabenderen, bequemer lebenden Klasse, der deshalb im Italiänischen treffend benannten gente pulita, zusteht.

§. 93.

Das Leben läßt sich definiren als der Zustand eines Körpers, darin er, unter beständigem Wechsel der Materie, seine ihm wesentliche (substanzielle) Form allezeit behält. — Wollte man mir einwenden, daß auch ein Wasserstrudel oder Wasserfall, seine Form, unter stetem Wechsel der Materie, behält; so wäre zu antworten, daß bei diesen die Form durchaus nicht wesentlich, sondern, allgemeine Naturgesetze befolgend, durch und durch zufällig ist, indem sie von äußern Umständen abhängt, durch deren Veränderung man auch die Form beliebig ändern kann, ohne dadurch das Wesentliche anzutasten.

§. 94.

Das heut zu Tage Mode werdende Polemisiren gegen die Annahme einer Lebenskraft verdient, trotz seiner vornehmen Mienen, nicht sowohl falsch, als geradezu dumm genannt zu werden. Wenn nicht eine eigenthümliche Naturkraft, der es so wesentlich ist, zweckmäßig zu verfahren, wie der Schwere wesentlich, die Körper einander zu nähern, das ganze komplicirte Getriebe des Organismus bewegt, lenkt, ordnet und in ihm sich so darstellt, wie die Schwerkraft in den Erscheinungen des Fal-

Digitized by Google

lens und Gravitirens, die elektrische Kraft in allen durch die Reibmaschine oder die Volta'sche Säule hervorgebrachten Erscheinungen u. s. f.; nun dann ist jedes Wesen ein bloßes Automat, d. h. ein Spiel mechanischer, physikalischer und chemischer Kräfte, zu diesem Phänomen zusammengebracht entweder durch Zufall, oder durch die Absicht eines Künstlers, dem es so beliebt hat. —

Man hat einen fundamentalen Unterschied der Lebenskraft von allen andern Naturkräften darin finden wollen, daß sie den Körper, von dem sie ein Mal gewichen ist, nicht wieder in Besitz nimmt. Die Kräfte der unorganischen Natur weichen eigentlich nur ausnahmsweise von dem Körper, den sie ein Mal beherrschen: so z. B. kann der Magnetismus dem Stahl durch Glühen genommen und durch neues Magnetisiren wiedergegeben werden. Noch entschiedener läßt von der Elektricität das Empfangen und Verlieren sich behaupten; obgleich man annehmen muß, daß der Körper nicht sie selbst von außen empfängt, sondern nur die Anregung, in Folge welcher die in ihm schon vorhandene elektrische Kraft jetzt in + E und — E auseinandertritt. Hingegen weicht die Schwere nie von einem Körper und eben so wenig seine chemische Qualität. Diese nämlich wird, durch Verbindung mit andern Körpern, bloß latent und ist, nach Zersetzung derselben, unversehrt wieder da. Z. B. Schwefel wird zur Schwefelsäure; diese zum Gips: aber durch successive Zersetzung Beider wird der Schwefel wieder hergestellt. Die Lebenskraft aber kann, nachdem sie einen Körper verlassen hat, ihn nicht wieder in Besitz nehmen. Der Grund hievon ist jedoch, daß sie nicht, wie die Kräfte der unorganischen Natur an dem bloßen Stoff, sondern zunächst an der Form haftet. Ihre Thätigkeit besteht ja eben in der Hervorbringung und Erhaltung (d. i. fortgesetzten Hervorbringung) dieser Form: daher nun ist, sobald sie von einem Körper weicht, auch schon seine Form, wenigstens in ihren feineren Theilen zerstört. Nun aber hat die Hervorbringung der Form ihren regelmäßigen und sogar planmäßigen Hergang in bestimmter Succession des Hervorzubringenden, also Anfang, Mittel und Fortschritt. Daher muß die Lebenskraft, wo immer sie von Neuem eintritt, auch ihr Gewebe von vorne anfangen, also ganz eigentlich ab ovo beginnen: folglich kann sie nicht das ein Mal stehengelassene, ja schon im

Digitized by Google

Verfall begriffene Werk wieder aufnehmen, also nicht gehn und kommen, wie der Magnetismus. Hierauf also beruht der in Rede stehende Unterschied zwischen der Lebenskraft und andern Naturkräften.

Jetzt erinnere ich daran, daß diese Lebenskraft, an sich selbst oder metaphysisch genommen, identisch ist mit dem Willen in uns, ja, daß im Grunde auch die übrigen Naturkräfte dies sind; nur daß er in diesen auf einer niedrigeren Stufe seiner Objektivation steht.

Die Lebenskraft ist nur eine, welche, — als Urkraft, als metaphysisch, als Ding an sich, als Wille, — unermüdlich, also keiner Ruhe bedürftig ist. Jedoch ihre Erscheinungsformen, Irritabilität, Sensibilität und Reproduktivität, ermüden allerdings und bedürfen der Ruhe; eigentlich wohl nur, weil sie allererst mittelst Ueberwindung der Willenserscheinungen niedrigerer Stufen, die ein früheres Recht an die selbe Materie haben, den Organismus hervorbringen, erhalten und beherrschen. Am unmittelbarsten wird Dies sichtbar an der Irritabilität, als welche fortwährend mit der Schwere zu kämpfen hat; daher sie am schnellsten ermüdet: aber zur Rast dient ihr auch schon jedes Stützen, Anlehnen, Sitzen, Liegen. Eben deshalb sind diese ruhenden Lagen der stärksten Anstrengung der Sensibilität, dem Denken, günstig; weil die Lebenskraft sich dann ungetheilt dieser Funktion zuwenden kann; zumal, wann sie nicht gerade von der dritten, der Reproduktion, besonders in Anspruch genommen wird, wie Dies während der Verdauung der Fall ist. Jedoch wird wohl jeder irgend selbstdenkende Kopf bemerkt haben, daß das Gehn in freier Luft dem Aufsteigen eigener Gedanken ungemein günstig ist. Dies aber schreibe ich dem, durch jene Bewegung beschleunigten Athmungsproceß zu, als welcher theils den Blutumlauf kräftigt und beschleunigt, theils das Blut besser orydirt; wodurch, erstlich, die zwiefache Bewegung des Gehirns, nämlich die, welche jedem Athemzuge, und die, welche jedem Pulsschlage folgt, rascher und energischer, wie auch der turgor vitalis desselben gespannter wird, und zweitens ein vollkommener orydirtes und dekarbonisirtes, also vitaleres, arterielles Blut aus den von den Karotiden ausgehenden Verzweigungen in die ganze Substanz des Gehirns bringt und die innere Vitalität desselben

Digitized by Google

erhöht. Die durch alles Dieses herbeigeführte Belebung der Denkkraft dauert jedoch nur, so lange man vom Gehn durchaus nicht ermüdet. Denn beim Eintritt der leiseſten Ermüdung nimmt die jetzt erzwungene Anſtrengung der Irritabilität die Lebenskraft in Anſpruch: dadurch ſinkt die Thätigkeit der Senſibilität, und zwar bei großer Ermüdung, bis zur Stumpfheit.

Die Senſibilität nun wieder ruht bloß im Schlafe, hält alſo eine längere Aktivität aus. Während zugleich mit ihr, Nachts, auch die Irritabilität ruht, nimmt die Lebenskraft, als welche nur unter einer ihrer drei Formen ganz und ungetheilt, daher mit voller Macht, wirken kann, durchweg die Geſtalt der Reproduktionskraft an. Darum geht die Bildung und Ernährung der Theile, namentlich die Nutrition des Gehirns, aber auch jedes Wachsthum, jeder Erſatz, jede Heilung, alſo die Wirkung der vis naturae medicatrix in allen ihren Geſtalten, beſonders aber in wohlthätigen Krankheitskriſen, hauptſächlich im Schlafe vor ſich. Auch die Verdauung geht im Schlafe, wegen des Pauſirens der Gehirnthätigkeit, leichter und ſchneller vor ſich; daher ein kurzer Schlaf, von 10 bis 15 Minuten, gleich nach der Mahlzeit, wohlthätig wirkt, auch durch den Kaffee, eben weil dieſer die Verdauung beſchleunigt, befördert wird. Hingegen iſt ein längerer Schlaf nachtheilig und kann ſogar gefährlich werden; welches ich mir daraus erkläre, daß im Schlaf einerſeits die Reſpiration bedeutend langſamer und ſchwächer vor ſich geht; andrerſeits aber, ſobald die durch denſelben beſchleunigte Verdauung bis zur Chyliſikation vorgeſchritten iſt, der Chylus in das Blut ſtrömt, und ſolches hyperkarboniſirt, ſo daß es der Dekarboniſation, mittelſt des Athmungsproceſſes, mehr als ſonſt bedarf: dieſer iſt nun aber durch den Schlaf vermindert und mit ihm ſowohl die Orydation, als die Cirkulation. Die Folge hievon kann man an blonden Subjekten, mit weißer, zarter Haut, wann ſie nach dem Eſſen lange geſchlafen haben, ſogar augenfällig wahrnehmen, indem ihr Geſicht, wie auch die Sklerotika, eine etwas braungelbe Farbe, als Symptom der Hyperkarboniſation, annimmt. Aus demſelben Grunde ſetzen vollblütige, gedrungene Naturen, durch langen Mittagsſchlaf, ſich der Apoplexie aus: ſogar will man in Folge deſſelben, wie auch kopioſer Abend-

Digitized by Google

mahlzeiten, Schwindsucht bemerkt haben, die aus demselben Princip sich leicht erklären ließe. Eben daraus erhellt auch, warum es leicht schädlich werden kann, nur Ein Mal täglich und stark zu essen; weil nämlich dadurch nicht nur dem Magen, sondern auch, nach so vermehrter Chylifikation, der Lunge zu viel Arbeit auf ein Mal aufgelegt wird. — Uebrigens ist, daß die Respiration im Schlafe abnimmt, daraus zu erklären, daß solche eine kombinirte Funktion ist, d. h. zum Theil von Spinalnerven ausgeht und soweit Reflerbewegung ist, die als solche auch im Schlafe fortdauert; zum Theil aber geht sie von Gehirnnerven aus und wird daher von der Willkür unterstützt, deren Pausiren im Schlafe die Respiration verlangsamt und auch das Schnarchen veranlaßt; wie des Näheren zu ersehen bei **Marshal Hall**, diseases of the nervous system §§. 290 — 311, womit zu vergleichen **Flourens**, du système nerveux, 2de édit. chap. 11. Aus diesem Antheil der Gehirnnerven an der Respiration ist es auch zu erklären, daß, bei Sammlung der Gehirnthätigkeit zum angestrengten Nachdenken oder Lesen, die Respiration leiser und langsamer wird; wie Nasse bemerkt hat. Anstrengungen der Irritabilität hingegen, imgleichen die rüstigen Affekte, wie Freude, Zorn u. dgl. beschleunigen, mit dem Blutumlauf, auch die Respiration; daher der Zorn keineswegs unbedingt schädlich ist und sogar, wenn er nur sich gehörig auslassen kann, auf manche Naturen, die eben deshalb instinktmäßig nach ihm streben, wohlthätig wirkt, zumal er zugleich den Erguß der Galle befördert.

Einen anderweitigen Beleg zu dem hier in Betracht genommenen Balancement der drei physiologischen Grundkräfte gegen einander giebt die wohl nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß die Neger mehr Körperkraft haben, als die Menschen der andern Rassen, folglich was ihnen an Sensibilität abgeht an Irritabilität mehr haben; wodurch sie freilich den Thieren näher stehn, als welche alle, im Verhältniß ihrer Größe, mehr Muskelkraft haben, als der Mensch.

Ueber das verschiedene Verhältniß der drei Grundkräfte in den Individuen verweise ich auf den „Willen in der Natur" am Schluß der Rubrik „Physiologie".

§. 95.

Man würde den lebenden thieriſchen Organismus anſehn können als eine Maſchine ohne primum mobile, eine Reihe von Bewegungen ohne Anfang, eine Kette von Wirkungen und Urſachen, deren keine die erſte wäre; wenn das Leben ſeinen Gang gienge, ohne an die Außenwelt anzuknüpfen. Aber dieſer Anknüpfungspunkt iſt der Athmungsproceß: er iſt das nächſte und weſentlichſte Verbindungsglied mit der Außenwelt und giebt den erſten Anſtoß. Daher muß die Bewegung des Lebens als von ihm ausgehend und er als das erſte Glied der Kauſalkette gedacht werden. Demnach tritt als erſter Impuls, alſo als erſte äußere Urſache des Lebens, ein wenig Luft auf, welche, eindringend und orydirend, fernere Proceſſe einleitet und ſo das Leben zur Folge hat. Was nun aber dieſer äußeren Urſache von innen entgegenkommt, giebt ſich kund als heftiges Verlangen, ja, unaufhaltſamer Drang, zu athmen, alſo unmittelbar als Wille. — Die zweite äußere Urſach des Lebens iſt die Nahrung. Auch ſie wirkt Anfangs von außen, als Motiv, doch nicht ſo dringend und ohne Aufſchub zu geſtatten, wie die Luft: erſt im Magen fängt ihre phyſiologiſche kauſale Wirkſamkeit an.

§. 96.

Marſhal Hall's ſchöne Entdeckung der Reflexbewegungen iſt eine Theorie der unwillkürlichen Aktionen, d. h. ſolcher, die nicht durch den Intellekt vermittelt werden; wiewohl ſie dennoch vom Willen ausgehn müſſen. Daß dieſelbe auf meine Metaphyſik Licht zurückwirft, indem ſie den Unterſchied zwiſchen Willen und Willkür zu verdeutlichen hilft, habe ich im zweiten Bande meines Hauptwerks Kap. 20 auseinandergeſetzt. — Hier noch einige, durch Hall's Theorie veranlaßte Bemerkungen.

Daß der Eintritt in ein kaltes Bad die Reſpiration augenblicklich ſehr beſchleunigt, welche Wirkung, wenn das Bad ſehr kalt war, auch nach dem Herauskommen eine Weile anhält, erklärt Marſhal Hall, in ſeinem oben erwähnten Buche §. 302, für eine Reflexbewegung, welche durch die plötzlich auf daß Rükkenmark wirkende Kälte hervorgerufen wird. Zu dieſer causa

Digitized by Google

efficiens der Sache möchte ich noch die Endursache hinzufügen, daß nämlich die Natur einen so bedeutenden und plötzlichen Wärmeverlust möglichst schnell ersetzen will, welches dann eben durch Vermehrung der Respiration, als der innern Wärmequelle, geschieht. Das sekundäre Resultat derselben, Vermehrung des arteriellen und Verminderung des venösen Bluts, mag, neben der direkten Wirkung auf die Nerven, viel Antheil haben an der unvergleichlich klaren, heitern und rein beschaulichen Stimmung, welche die unmittelbare Folge eines kalten Bades zu seyn pflegt, und um so mehr, je kälter es war.

Das Gähnen gehört zu den Reflexbewegungen. Ich vermuthe, daß seine entferntere Ursache eine durch Langeweile, Geistesträgheit, oder Schläfrigkeit herbeigeführte momentane Depotenzirung des Gehirns ist, über welches jetzt das Rückenmark das Uebergewicht erhält und nun aus eigenen Mitteln jenen sonderbaren Krampf hervorruft. Hingegen kann das dem Gähnen oft gleichzeitige Recken der Glieder, da es, obwohl unvorsätzlich eintretend, doch der Willkür unterworfen bleibt, nicht mehr den Reflexbewegungen beigezählt werden. Ich glaube, daß, wie das Gähnen in letzter Instanz aus einem Deficit an Sensibilität entsteht, so das Recken aus einem angehäuften, momentanen Ueberschuß an Irritabilität, dessen man sich dadurch zu entledigen sucht. Demgemäß tritt es nur in Perioden der Stärke, nicht in denen der Schwäche ein.

Daß der Drang zum Uriniren, wenn ihm widerstanden wird, ganz verschwindet, später wiederkommt, und das Selbe sich wiederholt, erkläre ich mir folgendermaaßen. Das Verschlossenhalten des sphincter vesicae ist eine Reflexbewegung, die als solche von Spinalnerven, folglich ohne Bewußtseyn und Willkür, unterhalten wird. Wenn nun diese Nerven, durch den vermehrten Druck der gefüllten Blase, ermüden, lassen sie los, alsbald aber übernehmen andere, dem Cerebralsystem angehörige Nerven die Funktion derselben; welches daher mit bewußter Willkür und peinlicher Empfindung geschieht und so lange dauert, bis jene ersteren Nerven ausgeruht sind und ihre Funktion wieder antreten. Dies kann sich mehrmals wiederholen. — Daß wir, während jenes Vikariats cerebraler Nerven für spinale und demgemäß bewußter Funktionen für unbewußte, durch rasche Be-

Digitized by Google

wegung der Beine und Arme uns einige Erleichterung zu ſchaffen ſuchen, erkläre ich daraus, daß, indem hiedurch die Nervenkraft auf die aktiven, die Irritabilität excitirenden Nerven gelenkt wird, die ſenſibelen Nerven, welche, als Boten zum Gehirn, jene peinliche Empfindung verurſachen, etwas an Senſibilität verlieren. —

Mich wundert, daß Marſhal Hall zu den Reflexbewegungen nicht auch Lachen und Weinen zählt. Denn ohne Zweifel gehören ſie dahin, als entſchieden unwillkürliche Bewegungen. Wir können ſie nämlich ſo wenig, wie das Gähnen, oder das Nieſen, durch bloßen Vorſatz zu Wege bringen; ſondern eben wie von Dieſen, nur eine ſchlechte, ſogleich erkannte Nachahmung: ebenfalls ſind dieſe alle Vier gleich ſchwer zu unterdrücken. Daß Lachen und Weinen auf bloßen stimulus mentalis eintreten, haben ſie mit der Erektion, welche den Reflexbewegungen beigezählt wird, gemein: jedoch kann das Lachen auch ganz phyſiſch, durch Kitzeln, erregt werden. Seine gewöhnliche, alſo mentale Erregung, muß man ſich daraus erklären, daß die Gehirnfunktion, mittelſt welcher wir plötzlich die Inkongruenz einer anſchaulichen und einer ihr ſonſt angemeſſenen abſtrakten Vorſtellung erkennen, eine eigenthümliche Einwirkung auf die Medulla oblongata, oder ſonſt einen dem excitor-motoriſchen Syſtem angehörigen Theil hat, von dem ſodann dieſe ſeltſame, viele Theile zugleich erſchütternde Reflexbewegung ausgeht. Das par quintum und der nervus vagus ſcheinen den meiſten Antheil daran zu haben. —

In meinem Hauptwerke wird (Bd. 1, §. 60) geſagt: „Die Genitalien ſind viel mehr, als irgend ein anderes äußeres Glied des Leibes, bloß dem Willen und gar nicht der Erkenntniß unterworfen: ja, der Wille zeigt ſich hier faſt ſo unabhängig von der Erkenntniß, als in den, auf Anlaß bloßer Reize, dem vegetativen Leben dienenden Theilen.“ In der That wirken Vorſtellungen auf die Genitalien nicht, wie ſonſt auf den Willen überall, als Motive, ſondern, eben weil die Erektion eine Reflexbewegung iſt, bloß als Reize, mithin unmittelbar und nur ſo lange ſie gegenwärtig ſind: auch iſt eben deshalb zu ihrer Wirkſamkeit eine gewiſſe Dauer ihrer Anweſenheit erfordert; während hingegen eine Vorſtellung, die als Motiv wirkt, dies

Digitized by Google

oft nach der kürzesten Anwesenheit thut und überhaupt in ihrer Wirksamkeit an kein Verhältniß zur Dauer ihrer Gegenwart gebunden ist. (Diesen und jeden Unterschied zwischen Reiz und Motiv findet man auseinandergesetzt in meiner Ethik S. 34, auch in der Abhandlung über den Satz vom Grund, 2. Aufl. S. 46.) Ferner kann die Wirkung, welche eine Vorstellung auf die Genitalien hat, nicht, wie die eines Motivs, durch eine andere Vorstellung aufgehoben werden, als nur sofern die erstere durch diese aus dem Bewußtseyn verdrängt wird, also nicht mehr gegenwärtig ist: dann aber geschieht es unfehlbar und auch wenn jene gar nichts der ersten Entgegengesetztes enthält; wie hingegen Dies von einem Gegenmotiv erfordert ist. — Dem entsprechend ist, zur Vollziehung des coitus, nicht hinreichend, daß die Gegenwart eines Weibes auf den Mann als Motiv (etwan zum Kinderzeugen, oder zur Pflichterfüllung u. dgl.) wirke, wann dieses auch als solches ein noch so mächtiges wäre; sondern jene Gegenwart muß unmittelbar als Reiz wirken.

§. 97.

Daß ein Ton, um hörbar zu seyn, wenigstens 16 Schwingungen in der Sekunde machen muß, scheint mir daran zu liegen, daß seine Schwingungen dem Gehörnerven mechanisch mitgetheilt werden müssen, indem die Empfindung des Hörens nicht, wie die des Sehns, eine durch bloßen Eindruck auf den Nerven hervorgerufene Erregung ist, sondern erfordert, daß der Nerv selbst hin und her gerissen werde. Dieses muß daher mit einer bestimmten Schnelle und Kürze geschehn, welche ihn nöthigt, kurz umzukehren, in scharfem Zickzack, nicht in gerundeter Biegung. Zudem muß Dies im Innern des Labyrinths und der Schnecke vor sich gehn; weil überall die Knochen der Resonanzboden der Nerven sind: die Lymphe jedoch, welche daselbst den Gehörnerven umgiebt, mildert, als unelastisch, die Gegenwirkung des Knochens.

§. 98.

Wenn man erwägt, daß, den neuesten Untersuchungen zufolge, die Schädel der Idioten, wie auch der Neger, allein in

Digitized by Google

der Breitendimension, also von Schläfe zu Schläfe, durchgängig gegen andere Schädel zurückstehn, und daß, im Gegentheil, große Denker ungewöhnlich breite Köpfe haben, wovon sogar Platons Namen abgeleitet wird; — wenn man ferner dazu nimmt, daß das Weißwerden der Haare, welches mehr die Folge der Geistesanstrengung, wie auch des Grams, als des Alters ist, — von den Schläfen auszugehn pflegt, und sogar ein Spanisches Sprichwort sagt: canas son, que no lunares, cuando comienzan por los aladares (weiße Haare sind kein Makel, wann sie an den Schläfen anfangen); — so wird man zu der Vermuthung geführt, daß der unter der Schläfengegend liegende Theil des Gehirns der beim Denken vorzugsweise thätige sei. — Vielleicht wird man einst eine wahre Kraniologie aufstellen können, die aber dann ganz anders lauten wird, als die Gall'sche, mit ihrer so plumpen, wie absurden psychologischen Grundlage und ihrer Annahme von Gehirnorganen für moralische Eigenschaften. — Uebrigens ist das graue und weiße Haar für den Menschen, was für die Bäume das rothe und gelbe Laub im Oktober, und Beides nimmt sich oft recht gut aus; nur darf kein Ausfall hinzugekommen seyn.

Da das Gehirn aus gar vielen, weichen und durch unzählige Zwischenräume getrennten Falten und Bündeln besteht, auch in seinen Höhlen wässrichte Feuchtigkeit enthält; so müssen doch, in Folge der Schwere, alle jene so weichen Theile theils sich beugen, theis auf einander drücken, und zwar, bei verschiedenen Lagen des Kopfes, auf sehr verschiedene Weise; welches der turgor vitalis doch wohl nicht ganz aufheben kann. Stellt man sich nun die Denkoperationen als mit wirklichen, wenn auch noch so kleinen, Bewegungen in der Gehirnmasse verknüpft vor; so müßte der Einfluß der Lage ein sehr großer und augenblicklicher seyn. Daß er nun aber dies nicht ist, beweist, daß die Sache nicht gerade mechanisch vor sich gehe. Dennoch kann die Lage des Kopfes, da von ihr nicht nur jener Druck der Gehirntheile auf einander, sondern auch der, jedenfalls wirksame, größere oder geringere Blutzufluß abhängt, nicht gleichgültig seyn. Ich habe wirklich gefunden, daß, wenn ich vergeblich bestrebt war, mir etwas ins Gedächtniß zurückzurufen, es mir sodann durch eine starke Veränderung der Lage gelungen ist. Für das Denken über-

Digitized by Google

haupt ſcheint die vortheilhafteſte Lage die, bei welcher die basis encephali ganz horizontal zu liegen kommt. Daher man beim tiefen Nachdenken den Kopf nach vorne ſenkt — und großen Denkern, z. B. Kanten, dieſe Stellung habituell geworden iſt; — welches jedoch, vielleicht und zum Theil, auch dem abnorm größeren Gewicht ihres Gehirns, bei ungewöhnlicher Dünnheit des Rückenmarks und demnach auch der Wirbelbeine, zugeſchrieben werden könnte. Dieſe Letztere findet nicht Statt bei denjenigen Dickköpfen, die zugleich Dummköpfe ſind; daher dieſe die Naſe ganz hoch tragen: zudem verrathen die Köpfe dieſer Art ſich auch durch die ſichtbarlich dicken und maſſiven Schädelknochen, in Folge welcher, trotz der Dicke des Kopfes, der Gehirnraum ſehr klein ausfällt. Es giebt wirklich ein gewiſſes Hochtragen des Kopfes, bei ſehr gerader Wirbelſäule, welches wir, auch ohne Reflexion und Vorkenntniſſe, als ein phyſiognomiſches Merkmal von Dummheit geradezu empfinden. Wie die nach vorne geſenkte Lage des Kopfes dem Nachdenken, ſo ſcheint die entgegengeſetzte, alſo das Erheben und ſogar Zurückbeugen deſſelben, der augenblicklichen Anſtrengung des Gedächtniſſes günſtig zu ſeyn, da wir Die, welche ſich auf etwas zu beſinnen bemüht ſind, oft eine ſolche Stellung annehmen ſehn. — Auch gehört hierher, daß ſehr kluge Hunde, welche bekanntlich einen Theil der menſchlichen Rede verſtehn, wenn ihr Herr zu ihnen ſpricht und ſie ſich anſtrengen, den Sinn ſeiner Worte herauszubringen, den Kopf abwechſelnd auf die eine und die andere Seite legen; welches ihnen ein höchſt intelligentes und ergötzliches Anſehn giebt.

§. 99.

Mir hat die Anſicht gar ſehr eingeleuchtet, daß die akuten Krankheiten, von einigen Ausnahmen abgeſehn, nichts Anderes ſind, als Heilungsproceſſe, welche die Natur ſelbſt einleitet, zur Abſtellung irgend einer im Organismus eingeriſſenen Unordnung; zu welchem Zwecke nun die vis naturae medicatrix, mit diktatoriſcher Gewalt bekleidet, außerordentliche Maaßregeln ergreift. Einem ſolchen Proceß arbeitet die Allopathie, oder Enantiopathie, aus allen Kräften entgegen; die Homoiopathie ihrerſeits trachtet ihn zu beſchleunigen, oder zu verſtärken; wenn nicht etwan gar,

Digitized by Google

durch Karikiren desselben, ihn der Natur zu verleiden. Beide demnach wollen es besser verstehn, als die Natur selbst, die doch gewiß sowohl das Maaß, als die Richtung ihrer Heilmethode kennt. — Daher ist vielmehr die Physiatrik, in allen den Fällen zu empfehlen, die nicht zu den besagten Ausnahmen gehören. Ueberhaupt sind bei Weitem die meisten Genesungen bloß das Werk der Natur, für welches der Arzt die Bezahlung einstreicht, — sogar wenn sie nur seinen Bemühungen zum Trotz gelungen sind.

§. 100.

Daß das Leben des Thieres weniger Leiden, aber auch weniger Freuden enthält, als das menschliche, beruht großentheils darauf, daß es einerseits von der Sorge und Besorgniß, nebst ihrer Quaal, frei bleibt, andrerseits aber auch die eigentliche Hoffnung entbehrt, und daher jener Anticipation einer freudigen Zukunft, durch die Gedanken, nebst der diese begleitenden, von der Einbildungskraft hinzugegebenen beseeligenden Phantasmagorie, dieser Quelle unserer meisten und größten Freuden und Genüsse, nicht theilhaft wird, folglich in diesem Sinne hoffnungslos ist: Beides, weil sein Bewußtseyn auf das Anschauliche, und dadurch auf die Gegenwart, beschränkt ist; daher es nur in Beziehung auf Gegenstände, die in dieser bereits anschaulich vorliegen, ein, mithin äußerst kurz angebundenes, Fürchten und Hoffen kennt; während das menschliche einen Gesichtskreis hat, der das ganze Leben umfaßt, ja darüber hinausgeht. — Aber eben in Folge hievon erscheinen die Thiere, mit uns verglichen, in Einem Betracht, wirklich weise, nämlich im ruhigen, ungetrübten Genusse der Gegenwart: die augenscheinliche Gemüthsruhe, deren sie dadurch theilhaft sind, beschämt oft unsern, durch Gedanken und Sorgen häufig unruhigen und unzufriedenen Zustand. Und sogar die in Rede stehenden Freuden der Hoffnung und Anticipation haben wir nicht unentgeltlich. Was nämlich Einer durch das Hoffen und Erwarten einer Befriedigung zum voraus genießt, geht nachher, als vom wirklichen Genuß derselben vorweggenommen, von diesem ab, indem die Sache selbst dann um so weniger befriedigt. Das Thier hingegen bleibt, wie vom Vorgenuß, so auch von dieser Deduktion

Digitized by Google

vom Genusse frei und genießt sonach das Gegenwärtige und Reale selbst ganz und unvermindert. Und ebenfalls drücken auch die Uebel auf dasselbe bloß mit ihrer wirklichen und eigenen Schwere, während uns das Fürchten und Vorhersehn, *ἡ προσδοκια των κακων*, diese oft verzehnfacht.

§. 101.

Die Nothwendigkeit der Metamorphose der Insekten erkläre ich mir folgendermaaßen. Die metaphysische Kraft, welche der Erscheinung eines solchen Thierchens zum Grunde liegt, ist so gering, daß sie die verschiedenen Funktionen des thierischen Lebens nicht gleichzeitig vollziehen kann: daher muß sie dieselben vertheilen, um successiv zu leisten, was bei den höher stehenden Thieren gleichzeitig vor sich geht. Demnach theilt sie das Insektenleben in zwei Hälften: in der ersten, dem Larvenzustande, stellt sie sich ausschließlich dar als Reproduktionskraft, Ernährung, Plasticität. Dieses Leben der Larve hat zu seinem unmittelbaren Zwecke bloß die Hervorbringung der Chrysalis: diese nun aber, da sie im Innern ganz flüssig ist, kann angesehn werden als ein zweites Ei, daraus künftig die Imago hervorgehn wird. Also Bereitung der Säfte, daraus die Imago werden kann, ist der alleinige Zweck des Larvenlebens. In der zweiten Hälfte des Insektenlebens, welche von der ersten durch jenen eierartigen Zustand geschieden ist, stellt die an sich metaphysische Lebenskraft sich dar als hundertfach vermehrte Irritabilität, — im unermüdlichen Fluge, — als hochgesteigerte Sensibilität, — in vollkommneren, oft ganz neuen Sinnen, und in wundervollen Instinkten und Kunsttrieben, — hauptsächlich aber als Genitalfunktion, die jetzt als letzter Zweck des Lebens auftritt: dagegen ist die Nutrition sehr verringert, bisweilen selbst ganz aufgehoben; wodurch denn das Leben einen völlig ätherischen Charakter angenommen hat. Diese gänzliche Veränderung und Sonderung der Lebensfunktionen stellt also gewissermaaßen zwei successiv lebende Thiere dar, deren höchst verschiedene Gestalt dem Unterschied ihrer Funktionen entspricht. Was sie verbindet ist der eierartige Zustand der Chrysalis, deren Inhalt und Stoff zu bereiten das Lebensziel des ersten Thieres war, dessen vorwaltend

Digitized by Google

plaſtiſche Kräfte nunmehr, in dieſem Puppenzuſtande, durch Hervorbringung der zweiten Geſtalt, ihr Letztes thun. — Alſo die Natur, oder vielmehr das ihr zum Grunde liegende Metaphyſiſche, vollbringt bei dieſen Thieren in zwei Abſätzen was ihr auf Ein Mal zu viel wäre: ſie theilt ihre Arbeit. Demgemäß ſehn wir, daß die Metamorphoſe am vollkommenſten dort iſt, wo die Sonderung der Funktionen ſich am entſchiedenſten zeigt, z. B. bei den Lepidopteren. Viele Raupen nämlich freſſen täglich das Doppelte ihres Gewichts: dagegen freſſen viele Schmetterlinge, wie auch manche andere Inſekten, im vollkommenen Zuſtande, gar nicht, z. B. der Schmetterling der Seidenraupe u. a. m. Hingegen iſt die Metamorphoſe unvollkommen bei denjenigen Inſekten, bei welchen auch im vollkommenen Zuſtande die Nutrition ſtark von Statten geht, z. B. bei den Gryllen, Lokuſten, Wanzen u. ſ. w.

§. 102 a.

Das faſt allen gallertartigen Radiarien (radiaires mollasses) eigene phosphoresçirende Leuchten im Meer entſpringt vielleicht, eben wie das Leuchten des Phosphors ſelbſt, aus einem langſamen Verbrennungsproceß, wie ja auch das Athmen der Wirbelthiere ein ſolcher iſt, deſſen Stelle es vertritt, als eine Reſpiration mit der ganzen Oberfläche und demnach ein äußerliches langſames Verbrennen, wie jenes ein innerliches iſt: oder vielmehr fände auch hier ein innerliches Verbrennen Statt, deſſen Lichtentwickelung bloß vermöge der völligen Durchſichtigkeit aller dieſer gallertartigen Thiere äußerlich ſichtbar würde. Daran könnte man die kühne Vermuthung knüpfen, daß jedes Athmen, mit Lungen oder Kiemen, von einer Phosphorescenz begleitet und folglich das Innere eines lebenden Thorax erleuchtet wäre.

§. 102 b.

Wenn es nicht objektiv einen ganz beſtimmten Unterſchied zwiſchen Pflanze und Thier gäbe; ſo würde die Frage, worin er eigentlich beſtehe, keinen Sinn haben: denn ſie verlangt nur dieſen, mit Sicherheit, aber undeutlich, von Jedem verſtandenen

Digitized by Google

Unterschied auf deutliche Begriffe zurückgeführt zu seyn. Ich habe ihn angegeben in meiner Ethik S. 33 f. f. und in der Abhandlung über den Satz vom Grunde S. 46.

Die verschiedenen Thiergestalten, in denen der Wille zum Leben sich darstellt, verhalten sich zu einander wie der selbe Gedanke, in verschiedenen Sprachen und dem Geiste einer jeden derselben gemäß ausgedrückt. Näher betrachtet jedoch ist jene Verschiedenheit der Thiergestalten abzuleiten aus der verschiedenen Lebensweise jeder Species und der aus dieser entspringenden Verschiedenheit der Zwecke; — wie Dies von mir speciell ausgeführt ist in der Abhandlung vom „Willen in der Natur", unter der Rubrik „vergleichende Anatomie". Von der Verschiedenheit der Pflanzenformen hingegen können wir im Einzelnen die Gründe lange nicht so bestimmt angeben. Wie weit wir es ungefähr vermögen habe ich im Allgemeinen angedeutet in meinem Hauptwerke Bd. 1, §. 28, S. 77, 78. Dazu kommt nun noch, daß wir Einiges an den Pflanzen teleologisch erklären können, wie z. B. die abwärts gekehrten niederhängenden Blüten der Fuchsia daraus, daß ihr Pistill sehr viel länger ist, als die Stamina; daher diese Lage das Herabfallen und Auffangen des Pollens begünstigt, u. dgl. m. Im Ganzen jedoch läßt sich sagen, daß in der objektiven Welt, also der anschaulichen Vorstellung, sich überhaupt nichts darstellen kann, was nicht im Wesen der Dinge an sich, also in dem der Erscheinung zum Grunde liegenden Willen, ein genau dem entsprechend modificirtes Streben hätte. Denn die Welt als Vorstellung kann nichts aus eigenen Mitteln liefern, eben darum aber auch kann sie kein eitles, müßig ersonnenes Mährchen auftischen. Die endlose Mannigfaltigkeit der Formen und sogar der Färbungen der Pflanzen und ihrer Blüthen muß doch überall der Ausdruck eines eben so modifizirten subjektiven Wesens seyn: d. h. der Wille als Ding an sich, der sich darin darstellt, muß durch sie genau abgebildet seyn.

Aus demselben metaphysischen Grunde und weil auch der Leib des menschlichen Individuums nur die Sichtbarkeit seines individuellen Willens ist, also diesen objektiv darstellt, zu demselben aber sogar auch sein Intellekt, oder Gehirn, eben als Erscheinung seines Erkennenwollens gehört, muß eigentlich nicht nur die Beschaffenheit seines Intellekts aus der seines Gehirns und

Digitized

dem dasselbe excitirenden Blutlauf, sondern auch sein gesammter moralischer Charakter, mit allen seinen Zügen und Eigenheiten, muß aus der nähern Beschaffenheit seiner ganzen übrigen Korporisation, also aus der Textur, Größe, Qualität und dem gegenseitigen Verhältniß des Herzens, der Leber, der Lunge, der Milz, der Nieren u. s. w. zu verstehn und abzuleiten seyn; wenn wir auch wohl nie dahin gelangen werden, dies wirklich zu leisten. Aber objektiv muß die Möglichkeit dazu vorhanden seyn.

Digitized by Google

Kapitel VII.

Zur Farbenlehre.

---

§. 103.

Da an der Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit meiner Theorie der Farbe die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen mich keineswegs irre machen konnte, habe ich dieselbe zwei Mal bearbeitet und herausgegeben: Deutsch, im Jahr 1816, und Latein, im Jahre 1830, im dritten Bande der Scriptores ophthalmologici minores von J. Radius. Weil jedoch jener gänzliche Mangel an Theilnahme mir, bei meinem vorgerückten Alter, wenig Hoffnung läßt, eine zweite Auflage dieser Abhandlungen zu erleben; so will ich das Wenige, was ich über den Gegenstand noch beizubringen habe, hier niederlegen.

Wer zu einer gegebenen Wirkung die Ursache zu entdecken unternimmt, wird, wenn er überlegt zu Werke geht, damit anfangen, die Wirkung selbst vollständig zu untersuchen: da die Data zur Auffindung der Ursache nur aus ihr geschöpft werden können, und sie allein die Richtung und den Leitfaden zur Auffindung der Ursache giebt. Dennoch hat Keiner von Denen, die vor mir Theorien der Farben aufgestellt haben, Dies gethan. Nicht allein Neuton ist, ohne die zu erklärende Wirkung irgend genau gekannt zu haben, zur Aufsuchung der Ursache geschritten, sondern auch seine Vorgänger hatten es so gemacht, und selbst Göthe, der allerdings viel mehr, als die Andern, die Wirkung, das gegebene Phänomen, also die Empfindung im Auge, untersucht und dargelegt hat, ist darin noch nicht weit genug gegangen; da er sonst hätte auf meine Wahrheiten gerathen müssen, welche die Wurzel aller Theorie der Farbe sind und zu der seinigen die Gründe enthalten. So aber kann ich ihn nicht aus-

Digitized by Google

nehmen, wenn ich ſage, daß Alle vor mir, von den älteſten bis zu den letzten Zeiten, nur darauf bedacht geweſen ſind, zu erforſchen, welche Modifikation entweder die Oberfläche eines Körpers, oder aber das Licht, ſei es nun durch Zerlegung in ſeine Beſtandtheile, oder durch Trübung oder ſonſtige Verdunkelung, erleiden müſſe, um Farbe zu zeigen, d. h. um in unſerm Auge jene ganz eigenthümliche und ſpecifiſche Empfindung zu erregen, die ſich durchaus nicht definiren, ſondern nur ſinnlich nachweiſen läßt. Statt Deſſen nun aber iſt offenbar der methodiſche und rechte Weg, ſich zunächſt an dieſe Empfindung zu wenden, um zu ſehn, ob nicht aus ihrer näheren Beſchaffenheit und der Geſetzmäßigkeit ihrer Phänomene ſich herausbringen laſſe, was phyſiologiſch dabei vorgehe. Denn ſo allererſt hat man eine gründliche und genaue Kenntniß der Wirkung, als des Gegebenen, welche jedenfalls auch Data liefern muß zur Erforſchung der Urſache, als des Geſuchten, d. h. hier des äußeren Reizes, der, auf unſer Auge wirkend, jenen phyſiologiſchen Vorgang hervorruft. Nämlich für jede mögliche Modifikation einer gegebenen Wirkung muß ſich eine ihr genau entſprechende Modifikabilität ihrer Urſache nachweiſen laſſen; ferner, wo die Modifikationen der Wirkung keine ſcharfen Gränzen gegen einander zeigen, da dürfen auch in der Urſache dergleichen nicht abgeſteckt ſeyn, ſondern muß auch hier dieſelbe Allmäligkeit der Uebergänge ſtattfinden: endlich, wo die Wirkung Gegenſätze zeigt, d. h. eine gänzliche Umkehrung ihrer Art und Weiſe geſtattet, da müſſen auch hiezu die Bedingungen in der Natur der angenommenen Urſache liegen, u. dgl. m. Die Anwendung dieſer allgemeinen Grundſätze auf die Theorie der Farbe iſt leicht zu machen. Jeder mit dem Thatbeſtande Bekannte wird ſofort einſehn, daß meine Theorie, welche die Farbe nur an ſich ſelbſt, d. h. als gegebene ſpecifiſche Empfindung im Auge, betrachtet, ſchon Data a priori an die Hand giebt, zur Beurtheilung der Neutoniſchen und Göthe'ſchen Lehre vom Objektiven der Farbe, d. h. von den äußeren Urſachen, die im Auge ſolche Empfindung erregen: bei näherer Unterſuchung aber wird er finden, daß, vom Standpunkt meiner Theorie aus, Alles für die Göthe'ſche und gegen die Neutoniſche Lehre ſpricht.

Um hier, für Sachkundige, nur Einen Beleg zu dem Ge-

Digitized by Google

ſagten zu geben, will ich mit wenigen Worten darlegen, wie die Richtigkeit des Göthe'ſchen phyſikaliſchen Urphänomens aus meiner phyſiologiſchen Theorie ſchon a priori hervorgeht. — Iſt die Farbe an ſich, d. h. im Auge, die qualitativ halbirte, alſo nur theilweiſe erregte Nerventhätigkeit der Retina; ſo muß ihre äußere Urſache ein vermindertes Licht ſeyn, jedoch ein auf ganz beſondere Weiſe vermindertes, die das Eigenthümliche haben muß, daß ſie jeder Farbe gerade ſo viel Licht zutheilt, als dem phyſiologiſchen Gegenſatz und Komplement derſelben Finſterniß (σκιερον). Dies aber kann, auf einem ſicheren und allen Fällen genügenden Wege, nur dadurch geſchehn, daß die Urſache der Helle in einer gegebenen Farbe, gerade die Urſache des Schattigen oder Dunkeln im Komplement derſelben ſei. Dieſer Forderung nun genügt vollkommen die Scheidewand des zwiſchen Licht und Finſterniß eingeſchobenen Trüben, indem ſie, unter entgegengeſetzter Beleuchtung, allezeit zwei ſich phyſiologiſch ergänzende Farben hervorbringt, welche, je nach dem Grade der Dicke und Dichtigkeit dieſes Trüben, verſchieden ausfallen, zuſammen aber immer zum Weißen, d. h. zur vollen Thätigkeit der Retina, einander ergänzen werden. Demgemäß werden dieſe Farben, bei größter Dünnheit des Trüben, die gelbe und die violette ſeyn; bei zunehmender Dichtigkeit deſſelben werden dieſe in Orange und Blau übergehn, und endlich, bei noch größerer, Roth und Grün werden; welches letztere jedoch, auf dieſem einfachen Wege, nicht ſwohl darzuſtellen iſt; obgleich der Himmel, bei Sonnenuntergang, es bisweilen zu ſchwacher Erſcheinung bringt. Wird endlich die Trübe vollendet, d. h. bis zur Undurchdringlichkeit verdichtet; ſo erſcheint, bei auffallendem Lichte, Weiß; bei dahinter geſtelltem, die Finſterniß, oder Schwarz. — Die Ausführung dieſer Betrachtungsart der Sache findet man in der lateiniſchen Bearbeitung meiner Farbentheorie, §. 11.

Hieraus erhellt, daß wenn Göthe meine phyſiologiſche Farbentheorie, welche die fundamentale und weſentliche iſt, ſelbſt aufgefunden hätte, er daran eine ſtarke Stütze ſeiner phyſikaliſchen Grundanſicht gehabt haben und zudem nicht in den Irrthum gerathen ſeyn würde, die Möglichkeit der Herſtellung des Weißen aus Farben ſchlechthin zu leugnen; während die Erfahrung ſie bezeugt, wiewohl ſtets nur im Sinne meiner Theorie, niemals

Digitized by Google

aber in dem der Neutonischen. Allein obwohl Göthe die Materialien zur physiologischen Theorie der Farbe auf das vollständigste zusammengebracht hatte, blieb es ihm versagt, jene selbst, welche doch, als das Fundamentale, die eigentliche Hauptsache ist, zu finden. — Dies läßt sich jedoch aus der Natur seines Geistes erklären: er war nämlich zu objektiv dazu. Chacun a les défauts de ses vertus soll irgendwo Madame George Sand gesagt haben. Gerade die erstaunliche Objektivität seines Geistes, welche seinen Dichtungen überall den Stämpel des Genie's aufdrückt, stand ihm im Wege, wo es galt, auf das Subjekt, hier das sehende Auge selbst, zurückzugehn, um daselbst die letzten Fäden, an denen die ganze Erscheinung der Farbenwelt hängt, zu erfassen; während hingegen ich, aus Kants Schule kommend, dieser Anforderung zu genügen aufs Beste vorbereitet war: daher konnte ich, ein Jahr nachdem ich Göthes persönlichem Einfluß entzogen war, die wahre, fundamentale und unumstößliche Theorie der Farbe herausfinden. Göthe's Trieb war, Alles rein objektiv aufzufassen und wiederzugeben: damit aber war er dann sich bewußt, das Seinige gethan zu haben, und vermochte gar nicht, darüber hinauszusehn. Daher kommt es, daß wir in seiner Farbenlehre bisweilen eine bloße Beschreibung finden, wo wir eine Erklärung erwarten. So schien ihm denn auch hier eine richtige und vollständige Darlegung des objektiven Hergangs der Sache das letzte Erreichbare. Demgemäß ist die allgemeinste und oberste Wahrheit seiner ganzen Farbenlehre eine ausgesprochene, objektive Thatsache, die er selbst ganz richtig Urphänomen benennt. Damit hielt er Alles für gethan: ein richtiges „so ist's" war ihm überall das letzte Ziel; ohne daß ihn nach einem „so muß es seyn" verlangt hätte. Konnte er doch sogar spotten:

„Der Philosoph, der tritt herein,
Und beweist euch, es müßt' so seyn."

Dafür nun freilich war er eben ein Poet und kein Philosoph, d. h. von dem Streben nach den letzten Gründen und dem innersten Zusammenhange der Dinge nicht beseelt, — oder besessen; wie man will. Gerade deshalb aber hat er die beste Erndte mir, als Nachlese, lassen müssen, indem die wichtigsten Aufschlüsse über das Wesen der Farbe, die letzte Befriedigung und der Schlüssel zu Allem, was Göthe lehrt, allein bei mir zu finden

Digitized by Google

sind. Demgemäß verdient sein Urphänomen, nachdem ich es, wie oben kurz angegeben, aus meiner Theorie abgeleitet habe, diesen Namen nicht mehr. Denn es ist nicht, wie er es nahm, ein schlechthin Gegebenes und aller Erklärung auf immer Entzogenes: vielmehr ist es nur die Ursache, wie sie, meiner Theorie zufolge, zur Hervorbringung der Wirkung, also der Halbirung der Thätigkeit der Netzhaut, erfordert ist. Eigentliches Urphänomen ist allein diese organische Fähigkeit der Netzhaut, ihre Nerventhätigkeit in zwei qualitativ entgegengesetzte, bald gleiche, bald ungleiche Hälften auseinandergehn und successiv hervortreten zu lassen. Dabei freilich müssen wir stehn bleiben, indem, von hier an, sich höchstens nur noch Endursachen absehn lassen; wie uns Dies in der Physiologie durchgängig begegnet: also etwan, daß wir, durch die Farbe, ein Mittel mehr haben, die Dinge zu unterscheiden und zu erkennen.

Zudem hat meine Farbentheorie vor allen andern den großen Vorzug, daß sie über die Eigenthümlichkeit des Eindrucks jeder Farbe Rechenschaft ertheilt, indem sie diese kennen lehrt als einen bestimmten Zahlenbruch der vollen Thätigkeit der Retina, der dann ferner entweder der + oder der — Seite angehört; wodurch man die specifische Verschiedenheit der Farben und das eigenthümliche Wesen einer jeden verstehn lernt; während hingegen die Neutonische Theorie jene specifische Verschiedenheit und eigenthümliche Wirkung jeder Farbe ganz unerklärt läßt, da ihr die Farbe eben eine qualitas occulta (colorifica) der sieben homogenen Lichter ist, demgemäß sie jeder dieser sieben Farben einen Namen giebt und sie dann laufen läßt; und Göthe seinerseits sich damit begnügt, die Farben in warme und kalte zu theilen, das Uebrige seinen ästhetischen Betrachtungen anheim gebend. Nur bei mir also erhält man den bisher stets vermißten Zusammenhang des Wesens jeder Farbe mit der Empfindung derselben.

Ich darf endlich meiner Farbentheorie noch einen eigenthümlichen, wiewohl äußerlichen Vorzug vindiciren. Nämlich bei allen neu entdeckten Wahrheiten, vielleicht ohne Ausnahme, wird bald gefunden, daß schon früher etwas ihnen sehr Aehnliches gesagt worden sei und nur ein Schritt bis zu ihnen gefehlt habe, ja, bisweilen gar, daß sie geradezu ausgesprochen, jedoch unbeachtet geblieben waren, weil solches ohne Nachdruck geschehn

Digitized by Google

war, indem der Aufsteller selbst ihren Werth nicht erkannt und ihren Folgenreichthum nicht begriffen hatte, welches ihn verhinderte, sie eigentlich auszuführen. In dergleichen Fällen also hatte man, wenn gleich nicht die Pflanze, doch den Samen gehabt. Hievon nun macht meine Farbentheorie eine glückliche Ausnahme. Nie und nirgends ist es Jemanden eingefallen, die Farbe, diese so objektive Erscheinung, als halbirte Thätigkeit der Netzhaut zu betrachten und demgemäß jeder einzelnen Farbe ihren bestimmten Zahlenbruch anzuweisen, der mit dem einer andern die Einheit ergänzt, welche das Weiße darstellt. Und doch sind diese Brüche so entschieden einleuchtend, daß Herr Prof. Rosas, indem er sie sich aneignen möchte, sie geradezu als selbst-evident einführt, in seinem „Handbuch der Augenheilkunde" B. 1, §. 535, und auch S. 308.

Allerdings aber kommt diese augenfällige Richtigkeit der von mir aufgestellten Brüche der Sache sehr zu statten: denn dieselben eigentlich zu beweisen, würde, bei aller ihrer Gewißheit, doch schwer seyn. Allenfalls ließe es sich auf folgende Art bewerkstelligen. Man verschaffe sich vollkommen schwarzen und vollkommen weißen Sand und mische diese in sechs Verhältnissen, deren jedes einer der sechs Hauptfarben an Dunkelheit genau gleichkommt: dann muß sich ergeben, daß das Verhältniß des schwarzen zum weißen Sande bei jeder Farbe dem von mir derselben beigelegten Zahlenbruch entspricht, also z. B. zu einem dem Gelben an Dunkelheit entsprechenden Grau drei Theile weißen und ein Theil schwarzen Sandes genommen wäre, ein dem Violetten entsprechendes Grau hingegen die Mischung des Sandes gerade in umgekehrtem Verhältniß erfordert hätte; Grün und Roth hingegen von beiden gleich viel. Jedoch entsteht hiebei die Schwierigkeit, zu bestimmen, welches Grau jeder Farbe an Dunkelheit gleichkommt. Dies ließe sich dadurch entscheiden, daß man die Farbe, hart neben dem Grau, durch das Prisma betrachtete, um zu sehn, welches von beiden sich bei der Refraktion als Helles zum Dunkeln verhält: sind sie hierin gleich, so muß die Refraktion keine Farbenerscheinung geben.

Unsere Prüfung der Reinheit einer gegebenen Farbe, z. B. ob dieses Gelb genau ein solches sei, oder aber ins Grüne, oder auch ins Orange falle, bezieht sich eben auf die genaue Richtig-

Digitized by Google

keit des durch sie ausgedrückten Bruchs. Daß wir aber dies rein arithmetische Verhältniß nach dem bloßen Gefühl beurtheilen können, erhält einen Beleg von der Musik, deren Harmonie auf den viel größeren und komplicirteren Zahlenverhältnissen der gleichzeitigen Schwingungen beruht, deren Töne wir jedoch, nach dem bloßen Gehör, höchst genau und doch arithmetisch beurtheilen. — Wie die sieben Töne der Tonleiter sich von den unzähligen andern, der Möglichkeit nach, zwischen ihnen liegenden nur durch die Rationalität ihrer Vibrationszahlen auszeichnen; so auch die sechs, mit eigenen Namen belegten Farben von den unzähligen zwischen ihnen liegenden nur durch die Rationalität und Simplicität des in ihnen sich darstellenden Bruches der Thätigkeit der Retina. — Wie ich, ein Instrument stimmend, die Richtigkeit eines Tons dadurch prüfe, daß ich seine Quint oder Oktave anschlage; so prüfe ich die Reinheit einer vorliegenden Farbe dadurch, daß ich ihr physiologisches Spektrum hervorrufe, dessen Farbe oft leichter zu beurtheilen ist, als sie selbst: so z. B. habe ich, daß das Grün des Grases stark ins Gelbe fällt, bloß daraus ersehn, daß das Roth seines Spektrums stark ins Violette zieht.

§. 104.

Das Phänomen der physiologischen Farben, auf welchem meine ganze Theorie beruht, wurde, nachdem Büffon es entdeckt hatte, vom Pater Scherffer in Gemäßheit der Neutonischen Theorie ausgelegt, in seiner „Abhandlung von den zufälligen Farben", Wien, 1765. Da man diese Erklärung der Thatsache in vielen Büchern und sogar noch in Cüvier's anatomie comp. (leç. 12, art. 1.) wiederholt findet, will ich sie hier ausdrücklich widerlegen, ja, ad absurdum führen. Sie geht dahin, daß das Auge, durch das längere Anschauen einer Farbe ermüdet, für diese Sorte homogener Lichtstrahlen die Empfänglichkeit verlöre, daher es dann ein gleich darauf angeschautes Weiß nur mit Ausschluß eben jener homogenen Farbestrahlen empfände, weshalb es dasselbe nicht mehr weiß sähe, sondern statt dessen ein Produkt der übrigen 6 homogenen Strahlen, die mit jener ersten Farbe zusammen das Weiße ausmachen, empfände: dieses Produkt nun also soll die als physiologisches Spektrum erscheinende Farbe seyn. Diese Auslegung der Sache läßt sich nun aber ex suppositis als absurd erkennen. Denn nach angeschau-

Digitized by Google

tem Violett erblickt das Auge auf einer weißen (noch beſſer aber auf einer grauen) Fläche ein gelbes Spektrum. Dieſes Gelb müßte nun das Produkt der, nach Ausſonderung des Violetten, übrig bleibenden 6 homogenen Lichter, alſo aus Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau und Indigoblau zuſammengeſetzt ſeyn: eine ſchöne Miſchung, um gelb zu erhalten! Straßenkothfarbe wird ſie geben, ſonſt nichts. Zudem iſt ja das Gelbe ſelbſt ein homogenes Licht: wie ſollte es denn erſt das Reſultat jener Miſchung ſeyn? Allein ſchon die einfache Thatſache, daß ein homogenes Licht, für ſich allein, vollkommen die geforderte und phyſiologiſch als Spektrum ihm nachfolgende Farbe des andern iſt, wie Gelb des Violetten, Blau des Orangen, Roth des Grünen, und vice versa, ſtößt die Scherffer'ſche Erklärung über den Haufen, indem es zeigt, daß was nach anhaltendem Anſchauen einer Farbe das Auge auf der weißen Fläche erblickt nichts weniger, als eine Vereinigung der 6 übrigen homogenen Lichter, ſondern ſtets nur eines derſelben iſt: z. B. nach angeſchautem Violett gelb.

Außerdem giebt es noch eine Menge Thatſachen, die mit der Scherffer'ſchen Auslegung in Widerſpruch ſtehn. So z. B. iſt es ſchon von vorne herein nicht wahr, daß das Auge durch etwas anhaltendes Anſehn der erſten Farbe gegen dieſelbe unempfindlich werde, und gar in dem Maaße, daß es ſolche nachher ſogar im Weißen nicht mehr mitempfinden könne: denn es ſieht ja dieſe erſte Farbe ganz deutlich, bis zu dem Augenblick, da es ſich von ihr zum Weißen wendet. — Ferner iſt es eine bekannte Erfahrung, daß wir die phyſiologiſchen Farben am deutlichſten und leichteſten früh Morgens, gleich nach dem Erwachen, anſichtig werden: gerade dann aber iſt, in Folge der langen Ruhe, das Auge in vollſter Kraft, alſo am wenigſten geeignet, durch das, einige Sekunden lang fortgeſetzte, Anſchauen einer Farbe, ermüdet und bis zur Unempfindlichkeit gegen dieſelbe abgeſtumpft zu werden. — Vollends aber ein ſchlimmer Umſtand iſt, daß wir, um die phyſiologiſchen Farben zu ſehn, gar nicht auf eine weiße Fläche zu blicken brauchen: jede farbloſe Fläche iſt dazu tauglich, eine graue am beſten, ſelbſt eine ſchwarze leiſtet es, ja, ſogar mit geſchloſſenen Augen erblicken wir die phyſiologiſche Farbe! Dies hatte bereits Büffon angegeben, und Scherffer ſelbſt geſteht es, §. 17 ſeiner oben genannten Schrift, ein. Hier ha-

Digitized by Google

den wir nun einen Fall, wo einer falschen Theorie, sobald sie an einem bestimmten Punkt angelangt ist, die Natur geradezu in den Weg tritt und ihr die Lüge ins Gesicht wirft. Auch wird hiebei Scherffer sehr betreten und gesteht, hier liege die größte Schwierigkeit der Sache. Jedoch, statt an seiner Theorie, die nimmermehr damit bestehn kann, irre zu werden, greift er nach allerlei elenden und absurden Hypothesen, windet sich erbärmlich und läßt zuletzt die Sache auf sich beruhen.

Noch will ich hier eine nur selten bemerkte Thatsache erwähnen; theils weil auch sie ein Argument gegen die Scherfferſche Theorie liefert, indem sie dieser gemäß durchaus unbegreiflich ist; theils aber auch, weil sie verdient, durch eine kleine Specialerörterung als mit meiner Theorie vereinbar nachgewiesen zu werden. Wenn nämlich auf einer großen gefärbten Fläche einige kleinere farblose Stellen sind; so werden diese, wenn nachher das von der gefärbten Fläche geforderte physiologische Spektrum eintritt, nicht mehr farblos bleiben, sondern sich in der zuerst dagewesenen Farbe der ganzen Fläche selbst darstellen, obgleich sie keineswegs vom Komplement derselben afficirt gewesen sind. Z. B. auf den Anblick einer grünen Hausmauer mit kleinen grauen Fenstern folgt als Spektrum eine rothe Mauer, nicht mit grauen, sondern mit grünen Fenstern. Gemäß meiner Theorie haben wir Dies daraus zu erklären, daß, nachdem auf der ganzen Retina eine bestimmte qualitative Hälfte ihrer Thätigkeit, durch die gefärbte Fläche hervorgerufen war, jedoch einige kleine Stellen von dieser Erregung ausgeschlossen blieben, und nun nachher, beim Aufhören des äußern Reizes, die Ergänzung der durch ihn erregten Thätigkeitshälfte sich als Spektrum einstellt, alsdann die davon ausgeschlossen gewesenen Stellen, auf konsensuelle Weise, in jene zuerst dagewesene qualitative Hälfte der Thätigkeit gerathen, indem sie jetzt gleichsam nachahmen, was vorher der ganze übrige Theil der Retina gethan hat, während sie allein, durch Ausbleiben des Reizes, davon ausgeschlossen waren; mithin daß sie, so zu sagen, nachererciren.

Wollte man endlich eine Schwierigkeit etwan darin finden, daß, meiner Theorie zufolge, beim Anblick einer sehr bunten Fläche, die Thätigkeit der Retina, an hundert Stellen zugleich, in sehr verschiedenen Proportionen getheilt würde; so erwäge

Digitized by Google

man, daß beim Anhören der Harmonie eines zahlreichen Orchesters, oder der schnellen Läufe eines Virtuosen, das Trommelfell und der Gehörnerv bald simultan, bald in der raschesten Succession, in Schwingungen nach verschiedenen Zahlenverhältnissen versetzt wird, welche die Intelligenz alle auffaßt, arithmetisch abschätzt, die ästhetische Wirkung davon empfängt und jede Abweichung von der mathematischen Richtigkeit eines Tons sogleich bemerkt: dann wird man finden, daß ich dem viel vollkommneren Gesichtssinne nicht zu viel zugetraut habe.

§. 105.

Der wesentlich subjektiven Natur der Farbe ist erst durch meine Theorie ihr volles Recht geworden; obgleich das Gefühl derselben schon in dem alten Sprichwort des goûts et des couleurs il ne faut disputer ausgedrückt ist. Dabei aber gilt von der Farbe, was Kant vom ästhetischen, oder Geschmacksurtheil aussagt, nämlich daß es zwar nur ein subjektives sei, jedoch den Anspruch mache, gleich einem objektiven, die Beistimmung aller normal beschaffenen Menschen zu erhalten. Wenn wir nicht eine subjektive Anticipation der 6 Hauptfarben hätten, die uns ein Maaß a priori für sie giebt; so würden wir, da dann die Bezeichnung derselben durch eigene Namen bloß konventionell wäre, wie die mancher Modefarben es wirklich ist, über die Reinheit einer gegebenen Farbe kein Urtheil haben und demnach Manches gar nicht verstehn können, z. B. was Göthe vom wahren Roth sagt, — daß es das des Karmins, nicht aber das gewöhnliche Scharlach-Roth sei, als welches gelbroth ist; — während jetzt Dies uns sehr wohl verständlich und dann auch einleuchtend ist.

Auf dieser wesentlich subjektiven Natur der Farbe beruht zuletzt auch die überaus leichte Veränderlichkeit der chemischen Farben, als welche bisweilen so weit geht, daß einer totalen Veränderung der Farbe nur eine äußerst geringfügige, oder selbst gar nicht ein Mal nachweisbare in den Eigenschaften des Objekts, dem sie inhärirt, entspricht. So z. B. ist der durch Zusammenschmelzen des Merkurs mit dem Schwefel erlangte Zinnober schwarz, (ganz wie eine ähnliche Verbindung des Bleies mit dem Schwefel): erst nachdem er sublimirt worden, nimmt er

Digitized by Google

die bekannte feuerrothe Farbe an; und doch ist eine chemische Veränderung durch diese Sublimation nicht nachweisbar. Durch bloße Erwärmung wird rothes Queckſilberoxyd ſchwarzbraun und gelber ſalpeterſaurer Merkur roth. Eine bekannte chineſiſche Schminke kommt uns auf Stückchen Pappe aufgetragen zu und iſt dann dunkelgrün: mit benetztem Finger berührt färbt ſie dieſen augenblicklich hochroth. Selbſt das Rothwerden der Krebſe durch Kochen gehört hierher; auch das Umſchlagen des Grüns mancher Blätter in Roth, beim erſten Froſt, und das Rothwerden der Aepfel auf der Seite, die von der Sonne beſchienen wird, welches man einer ſtärkeren Desoxydation dieſer Seite zuſchreiben will; imgleichen, daß einige Pflanzen den Stengel und das ganze Gerippe des Blattes hochroth haben, das Parenchyma aber grün; überhaupt die Vielfarbigkeit mancher Blumenblätter. In andern Fällen können wir die chemiſche Differenz, welche von der Farbe indicirt wird, als eine ſehr geringe nachweiſen, z. B. wann Lakmustinktur, oder Veilchenſaft, durch die leichteſte Spur von Oxydation, oder Alkaliſation, ihre Farbe ändern. An dieſem Allen nun erſehn wir, daß das Auge das empfindlichſte Reagens, im chemiſchen Sinne, iſt; indem es nicht nur die geringſten nachweisbaren, ſondern ſogar ſolche Veränderungen der Miſchung, die kein anderes Reagens anzeigt, uns augenblicklich zu erkennen giebt. Auf dieſer unvergleichlichen Empfindlichkeit des Auges beruht überhaupt die Möglichkeit der chemiſchen Farben, welche an ſich ſelbſt noch ganz unerklärt iſt, während wir in die phyſiſchen die richtige Einſicht, durch Göthe, endlich erlangt haben; ungeachtet die vorgeſchobene Neutoniſche falſche Theorie ſolche erſchwerte. Die phyſiſchen Farben verhalten ſich zu den chemiſchen genau ſo, wie der durch den galvaniſchen Apparat hervorgebrachte und inſofern aus ſeiner nächſten Urſache verſtändliche Magnetismus zu dem im Stahl und in Eiſenerzen fixirten. Jener giebt einen temporären Magneten, der nur durch eine Komplikation von Umſtänden beſteht und, ſobald ſie wegfallen, es zu ſeyn aufhört: dieſer hingegen iſt einem Körper inhärirend, unveränderlich und bis jetzt unerklärt. Er iſt eben hineingebannt, wie ein verzauberter Prinz: daſſelbe nun gilt von der chemiſchen Farbe eines Körpers.

Digitized by Google

§. 106.

Ich habe in meiner Theorie dargethan, daß auch die Herstellung des Weißen aus Farben ausschließlich auf dem physiologischen Grunde ruht, indem sie allein dadurch zu Stande kommt, daß ein Farbenpaar, also daß zwei Ergänzungsfarben, d. h. zwei Farben, in welche die Thätigkeit der Retina, sich halbirend, auseinandergetreten ist, wieder zusammengebracht werden. Dies aber kann nur dadurch geschehn, daß die zwei äußern, jede von ihnen im Auge anregenden Ursachen zugleich auf eine und dieselbe Stelle der Retina wirken. Ich habe mehrere Arten Dies zu Wege zu bringen angegeben: am leichtesten und einfachsten erhält man es, wenn man das Violett des prismatischen Spektrums auf gelbes Papier fallen läßt. Sofern man aber sich nicht mit bloß prismatischen Farben begnügen will, wird es am besten dadurch gelingen, daß man eine transparente und eine reflektirte Farbe vereinigt, z. B. auf einen Spiegel aus blauem Glase das Licht durch ein rothgelbes Glas fallen läßt. Der Ausdruck „komplementäre Farben" hat nur, sofern er im physiologischen Sinne verstanden wird, Wahrheit und Bedeutung; außerdem schlechterdings nicht.

Göthe hat, mit Unrecht, die Möglichkeit der Herstellung des Weißen aus Farben überhaupt geleugnet: Dies kam aber daher, daß Neuton sie aus einem falschen Grunde und in einem falschen Sinne behauptet hatte. Wäre sie im Neutonischen Sinne wahr, oder überhaupt Neutons Theorie richtig; so müßte zunächst jede Vereinigung zweier der von ihm angenommenen Grundfarben sofort eine hellere Farbe, als jede von ihnen allein ist, geben; weil die Vereinigung zweier homogener Theile des in solche zerfallenen weißen Lichtes schon ein Rückschritt zur Herstellung dieses weißen Lichtes wäre. Allein Jenes ist nicht ein einziges Mal der Fall. Bringen wir nämlich die drei im chemischen Sinne fundamentalen Farben, aus denen alle übrigen zusammengesetzt sind, paarweise zusammen; so giebt Blau mit Roth Violett, welches dunkler ist, als jede von beiden; Blau mit Gelb giebt Grün, welches, obwohl etwas heller als jenes, doch viel dunkler als dieses ist; Gelb mit Roth giebt Orange, welches heller als dieses, aber dunkler als jenes ist. Schon hierin liegt eigentlich eine hinreichende Widerlegung der Neutonischen Theorie.

Digitized by Google

Aber die rechte, faktiſche, bündige und unabweisbare Widerlegung derſelben iſt der achromatiſche Refraktor, daher eben auch Neuton, ſehr konſequent, einen ſolchen für unmöglich hielt. Beſteht nämlich das weiße Licht aus ſieben Lichtarten, deren jede eine andere Farbe und zugleich eine andere Brechbarkeit hat: ſo ſind nothwendig der Grad der Brechung und die Farbe des Lichts unzertrennliche Gefährten: alsdann muß, wo Licht gebrochen iſt, es ſich auch gefärbt zeigen; wie ſehr auch dabei die Brechung vermannigfaltigt und komplicirt, hin und her, hinauf und herab gezogen werden mag; ſo lange nur nicht alle ſieben Strahlen vollzählig wieder auf einen Klumpen zuſammengebracht ſind und dadurch, nach Neutoniſcher Theorie, das Weiße rekomponirt, zugleich aber auch aller Wirkung der Brechung ein Ende gemacht, nämlich Alles wieder an Ort und Stelle gebracht iſt. Als nun aber die Erfindung der Achromaſie das Gegentheil dieſes Reſultats an den Tag legte, da griffen die Neutonianer, in ihrer Verlegenheit, zu einer Erklärung, welche man mit Göthen für ſinnloſen Wortkram zu halten ſich ſehr verſucht fühlt: denn, beim beſten Willen, iſt es ſehr ſchwer, ihr auch nur einen verſtändlichen Sinn, d. h. ein anſchaulich einigermaaßen Vorſtellbares, unterzulegen. Da ſoll nämlich neben der Farbenbrechung noch eine von ihr verſchiedene Farbenzerſtreuung Statt finden und hierunter zu verſtehn ſeyn das Sich-entfernen der einzelnen farbigen Lichter von einander, das Auseinandertreten derſelben, welches die nächſte Urſache der Verlängerung des Spektri iſt. Daſſelbe iſt aber, ex hypothesi, die Wirkung der verſchiedenen Brechbarkeit jener farbigen Strahlen. Beruht nun alſo dieſe ſogenannte Zerſtreuung, d. h. die Verlängerung des Spektrums, alſo des Sonnenbildes nach der Brechung, darauf, daß das Licht aus verſchiedenen farbigen Lichtern beſteht, deren jedes, ſeiner Natur nach, eine verſchiedene Brechbarkeit hat, d. h. in einem andern Winkel bricht; ſo muß doch dieſe beſtimmte Brechbarkeit jedes Lichts, als weſentliche Eigenſchaft, ſtets und überall ihm anhängen, alſo das einzelne homogene Licht ſtets auf die ſelbe Weiſe gebrochen werden, eben wie es ſtets auf die ſelbe Weiſe gefärbt iſt. Denn der Neutoniſche homogene Lichtſtrahl und ſeine Farbe ſind durchaus Eines und das Selbe: er iſt eben ein farbiger Strahl und ſonſt nichts: alſo wo der Lichtſtrahl iſt, da iſt

ſeine Farbe, und wo dieſe iſt, da iſt der Strahl. Liegt es, ex hypothesi, in der Natur eines jeden ſolchen anders gefärbten Strahls auch in einem andern Winkel zu brechen; ſo wird ihn in dieſen und jeden Winkel auch ſeine Farbe begleiten: folglich müſſen dann bei jeder Brechung die verſchiedenen Farben zum Vorſchein kommen. Um alſo der von den Neutonianern beliebten Erklärung „zwei verſchiedenartige brechende Mittel können das Licht gleich ſtark brechen, aber die Farben in verſchiedenem Grade zerſtreuen" einen Sinn unterzulegen, müſſen wir annehmen, daß, während Krown- und Flint-Glas das Licht im Ganzen, alſo das weiße Licht, gleich ſtark brechen, dennoch die Theile, aus welchen eben dieſes Ganze durch und durch beſteht, vom Flint- anders, als vom Krown-Glas gebrochen werden, alſo ihre Brechbarkeit ändern. Eine harte Nuß! — Ferner müſſen ſie ihre Brechbarkeit in der Weiſe ändern, daß, bei Anwendung von Flintglas, die am brechbarſten Strahlen noch ſtärkere Brechbarkeit erhalten, die am wenigſten brechbaren hingegen eine noch geringere Brechbarkeit annehmen; daß alſo dieſes Flintglas die Brechbarkeit gewiſſer Strahlen vermehrt und zugleich die gewiſſer anderer vermindert, und dabei dennoch das Ganze, welches allein aus dieſen Strahlen beſteht, ſeine vorherige Brechbarkeit behält. Nichts deſtoweniger ſteht dieſes ſo ſchwer faßliche Dogma noch immer in allgemeinem Kredit und Reſpekt, und kann man, bis auf den heutigen Tag, aus den optiſchen Schriften aller Nationen erſehn, wie ernſthaft von der Differenz zwiſchen Refraktion und Diſperſion geredet wird. Doch jetzt zur Wahrheit!

Die nächſte und weſentliche Urſache der mittelſt der Kombination des Konverglaſes aus Krown- und des Konkavglaſes aus Flint-Glas zu Stande gebrachten Achromaſie iſt, ohne Zweifel, eine durchaus phyſiologiſche, nämlich die Herſtellung der vollen Thätigkeit der Retina, auf den von den phyſiſchen Farben getroffenen Stellen, indem daſelbſt, zwar nicht 7, aber doch 2 Farben, nämlich zwei ſich zu jener Thätigkeit ergänzende Farben, auf einander gebracht werden, alſo ein Farbenpaar wieder vereinigt wird. Objektiv, oder phyſikaliſch, wird dies folgendermaaßen herbeigeführt. Durch die zweimalige Refraktion, in entgegengeſetztem Sinne (mittelſt Konkav- und Konverglas), entſteht auch die entgegengeſetzte Farbenerſcheinung, nämlich einerſeits ein gelbro-

Digitized by Google

ther Rand mit gelbem Saum, und andrerseits ein blauer Rand mit violettem Saum. Diese zweimalige Refraktion, in entgegengesetztem Sinne, führt aber auch zugleich jene beiden farbigen Randerscheinungen dergestalt über einander, daß der blaue Rand den gelbrothen Rand und der violette Saum den gelben Saum deckt, wodurch diese zwei physiologischen Farbenpaare, nämlich das von $\frac{1}{3}$ und $\frac{2}{3}$, und das von $\frac{1}{4}$ und $\frac{3}{4}$ der vollen Thätigkeit der Netzhaut wieder vereinigt werden, mithin auch die Farblosigkeit wiederhergestellt wird. Dies also ist die nächste Ursache der Achromasie.

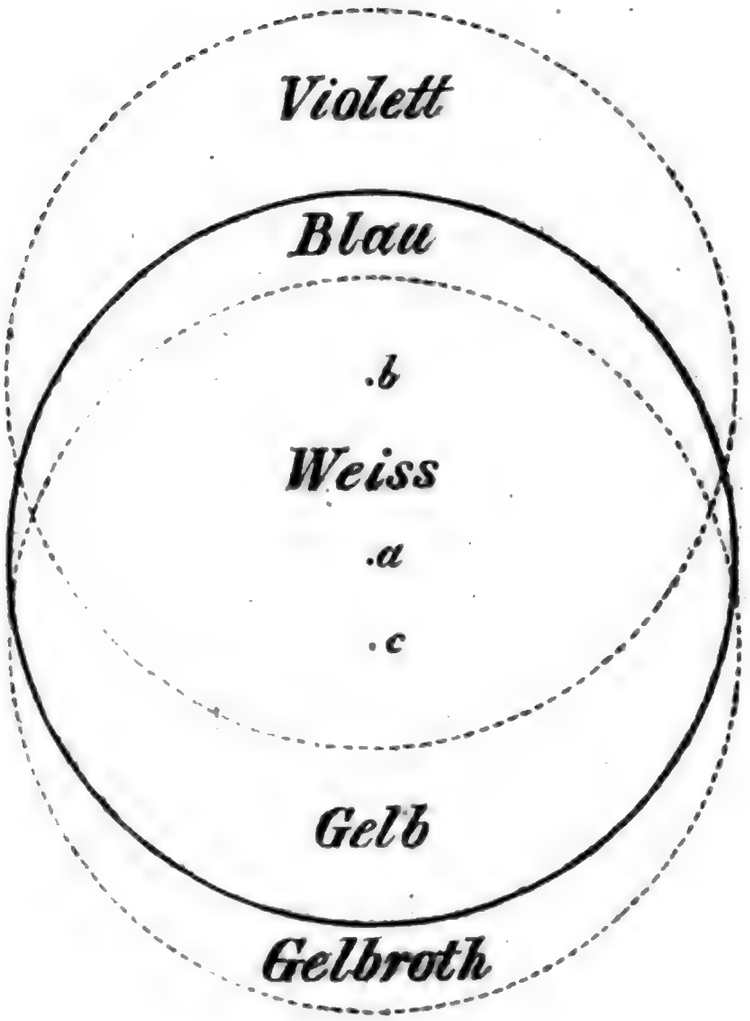
Was nun aber ist die entferntere? Da nämlich das verlangte dioptrische Resultat, — ein Ueberschuß farblos bleibender Refraktion, — dadurch herbeigeführt wird, daß das in entgegengesetztem Sinne wirkende Flintglas, schon bei bedeutend geringerer Refraktion, die Farbenerscheinung des Krownglases, durch eine gleich breite ihr entgegengesetzte, zu neutralisiren vermag, weil seine eigenen Farbenränder und Säume schon ursprünglich bedeutend breiter, als die des Krownglases, sind; so entsteht die Frage: wie geht es zu, daß zwei verschiedenartige brechende Mittel, bei gleicher Brechung, eine so sehr verschiedene Breite der Farbenerscheinung geben? — Hievon läßt sich sehr genügende Rechenschaft, gemäß der Göthe'schen Theorie, geben, wenn man nämlich diese etwas weiter und dadurch deutlicher ausführt, als er selbst es gethan hat. Seine Ableitung der prismatischen Farbenerscheinung aus seinem obersten Grundsatz, den er Urphänomen nennt, ist vollkommen richtig: nur hat er sie nicht genug ins Einzelne herabgeführt; während doch ohne eine gewisse Akribologie solchen Dingen kein Genüge geschieht. Er erklärt ganz richtig jene farbige, die Refraktion begleitende Randerscheinung aus einem, das durch Brechung verrückte Hauptbild begleitenden Nebenbilde. Aber er hat nicht die Lage und Wirkungsweise dieses Nebenbildes ganz speciell bestimmt und durch eine Zeichnung veranschaulicht; ja, er spricht durchweg nur von einem Nebenbilde; wodurch denn die Sache so zu stehn kommt, daß wir annehmen müssen, nicht bloß das Licht oder leuchtende Bild, sondern auch die es umgebende Finsterniß erleide eine Brechung. Ich muß daher hier seine Sache ergänzen, um zu zeigen, wie eigentlich jene, bei gleicher Brechung, aber verschiedenen

brechenden Substanzen, verschiedene Breite der farbigen Randerscheinung entsteht, welche die Neutonianer durch den sinnlosen Ausdruck einer Verschiedenheit der Refraktion und Dispersion bezeichnen.

Zuvor ein Wort über den Ursprung dieser, bei der Refraktion, das Hauptbild begleitenden Nebenbilder. Natura non facit saltus: so lautet das Gesetz der Kontinuität aller Veränderungen, vermöge dessen, in der Natur, kein Uebergang, sei er im Raum, oder in der Zeit, oder im Grade irgend einer Eigenschaft, ganz abrupt eintritt. Nun wird das Licht, bei seinem Eintritt in das Prisma, und abermals bei seinem Austritt, also zwei Mal, von seinem geraden Wege plötzlich abgelenkt. Sollen wir nun voraussetzen, dies geschehe so abrupt und mit solcher Schärfe, daß dabei das Licht auch nicht die geringste Vermischung mit der es umgebenden Finsterniß erlitte, sondern, mitten durch diese, in so bedeutenden Winkeln sich schwenkend, doch seine Gränzen auf das Schärfste bewahrte, — so daß es in ganz unvermischter Lauterkeit durchkäme und ganz vollständig zusammenbliebe? Ist nicht vielmehr die Annahme naturgemäßer, daß, sowohl bei der ersten, als bei der zweiten Brechung, ein sehr kleiner Theil dieser Lichtmasse nicht schnell genug in die neue Richtung komme, sich dadurch etwas absondere und nun, gleichsam eine Erinnerung des eben verlassenen Weges nachtragend, als Nebenbild das Hauptbild begleite, nach der einen Brechung etwas über, nach der andern etwas unter ihm schwebend? Ja, man könnte hiebei an die Polarisation des Lichts, mittelst eines Spiegels, denken, der einen Theil desselben zurückwirft, einen andern durchläßt.

Beifolgende Figur zeigt nun specieller, wie aus der Wirkung jener beiden, bei der prismatischen Refraktion abfallenden Nebenbilder, gemäß dem Göthe'schen Grundgesetze, die vier prismatischen Farben entstehn, als welche allein, nicht aber sieben, wirklich vorhanden sind.

Digitized by Google



Dieſe Figur ſtellt eine auf ſchwarzes glanzloſes Papier geklebte, weiße Papierſcheibe, von etwan 4 Zoll Durchmeſſer, vor, wie ſie, durch das Prisma, in einer Entfernung von etwan 3 Schritten, angeſchaut, in der Natur und nicht nach Neutoniſchen Fiktionen, ſich darſtellt. Hievon nun aber hat hier Jeder, der wiſſen will wovon die Rede ſei, ſich durch Autopſie zu überzeugen. Er wird alsdann, das Prisma vor die Augen haltend und bald näher, bald ferner tretend, die beiden Nebenbilder beinahe geradezu und unmittelbar wahrnehmen, und wird ſehn, wie ſie, ſeiner Bewegung folgend, ſich vom Hauptbilde bald mehr, bald weniger entfernen und über einander ſchieben. — Prismatiſche Verſuche überhaupt laſſen ſich auf zweierlei Weiſe machen: entweder ſo, daß die Refraktion der Reflexion, oder ſo, daß dieſe jener vorhergeht: Erſteres geſchieht, wenn das Sonnenbild durch das Prisma auf die Wand fällt; Letzteres, wenn man durch das Prisma ein weißes Bild betrachtet. Dieſe letztere Art iſt nicht

nur weniger umſtändlich auszuführen, ſondern zeigt auch das eigentliche Phänomen viel deutlicher; welches daher kommt, daß hier die Wirkung der Refraktion unmittelbar zum Auge gelangt, wodurch man den Vortheil hat, die Wirkung aus erſter Hand zu erhalten, während man ſie, bei jener andern Art, erſt aus zweiter Hand, nämlich nach geſchehener Reflexion, von der Wand erhält: ein zweiter Vortheil hiebei iſt, daß das Licht von einem nahen, ſcharf begränzten und nicht blendenden Gegenſtande ausgeht. Daher zeigt denn die hier abgebildete weiße Scheibe ganz deutlich die ſie begleitenden, auf Anlaß einer zweimaligen, ſie nach oben verrückenden Refraktion entſtandenen zwei Nebenbilder. Das von der erſten Refraktion, die beim Eintritt des Lichts in das Prisma Statt findet, herrührende Nebenbild ſchleppt hinten nach und bleibt daher mit ſeinem äußerſten Rande noch in der Finſterniß ſtecken und von ihr überzogen; das andere hingegen, welches bei der zweiten Refraktion, alſo beim Austritt des Lichts aus dem Prisma, entſteht, eilt vor und zieht ſich deshalb über die Finſterniß her. Die Wirkungsart beider erſtreckt ſich aber auch, wiewohl ſchwächer, auf den Theil des Hauptbildes, der durch ihren Verluſt geſchwächt iſt; daher nur der Theil deſſelben, welcher von beiden Nebenbildern bedeckt bleibt, und alſo ſein volles Licht behält, weiß erſcheint: da hingegen, wo ein Nebenbild allein mit der Finſterniß kämpft, oder das durch den Abgang dieſes Nebenbildes etwas geſchwächte Hauptbild ſchon von der Finſterniß beeinträchtigt wird, entſtehn Farben, und zwar dem Göthe'ſchen Geſetze gemäß. Demnach ſehn wir am obern Theile, wo ein Nebenbild allein voreilend ſich über die ſchwarze Fläche zieht, violett entſtehn; darunter aber, wo ſchon das Hauptbild, jedoch durch Verluſt geſchwächt, wirkt, blau; am untern Theile des Bildes hingegen zeigt ſich da, wo das einzelne Nebenbild in der Finſterniß ſtecken bleibt, gelbroth, darüber aber, wo ſchon das geſchwächte Hauptbild durchſcheint, gelb; eben wie die aufgehende Sonne zuerſt vom dickern, niedern Dunſtkreiſe bedeckt gelbroth, in den dünnern angelangt, nur noch gelb erſcheint.

Wenn wir nun dieſes wohl gefaßt und eingeſehn haben, wird es uns nicht ſchwer werden, wenigſtens im Allgemeinen zu begreifen, warum, bei gleicher Brechung des Lichts, einige brechende Mittel, wie eben das Flintglas, eine breitere, andere, wie

Digitized by Google

das Krownglas, eine ſchmälere, farbige Randerſcheinung geben; oder, in der Sprache der Neutonianer, worauf die Ungleichmäßigkeit der Lichtbrechung und Farbenzerſtreuung, ihrer Möglichkeit nach, beruhe. Die Brechung nämlich iſt die Entfernung des Hauptbildes von ſeiner Einfallslinie; die Zerſtreuung hingegen iſt die dabei eintretende Entfernung der beiden Nebenbilder vom Hauptbilde: dieſes Accidens nun aber finden wir bei verſchiedenartigen lichtbrechenden Subſtanzen in verſchiedenem Grade vorhanden. Demnach können zwei durchſichtige Körper gleiche Brechungskraft haben, d. h. das durch ſie gehende Lichtbild gleich weit von ſeiner Einfallslinie ablenken; dabei jedoch können die Nebenbilder, welche die Farbenerſcheinung verurſachen, bei der Brechung durch den einen Körper mehr, als bei der durch den andern, ſich vom Hauptbilde entfernen.

Um nun dieſe Rechenſchaft von der Sache mit der ſo oft wiederholten, oben analyſirten, Neutonianiſchen Erklärung des Phänomens zu vergleichen, wähle ich den Ausdruck dieſer letzteren, welcher am 27. Oktober 1836 in den „Münchner gelehrten Anzeigen", nach den philosophical transactions, mit folgenden Worten gegeben wird: „verſchiedene durchſichtige Subſtanzen „brechen die verſchiedenen homogenen Lichter in ſehr ungleichem „Verhältniß;"*) ſo daß das Spektrum, durch verſchiedene brechende „Mittel erzeugt, bei übrigens gleichen Umſtänden, eine ſehr ver„ſchiedene Ausdehnung erlangt." — Wenn die Verlängerung des Spektrums überhaupt von der ungleichen Brechbarkeit der homogenen Lichter ſelbſt herrührte; ſo müßte ſie überall dem Grade der Brechung gemäß ausfallen, und demnach könnte nur in Folge größerer Brechungskraft eines Mittels größere Verlängerung des Bildes entſtehn. Iſt nun aber Dies nicht der Fall; ſondern giebt von zwei, gleich ſtark brechenden Mitteln das eine ein längeres, das andere ein kürzeres Spektrum; ſo beweiſt Dies, daß die Verlängerung des Spektri nicht direkte Wirkung der Brechung, ſondern bloß Wirkung eines die Brechung begleitenden Accidens ſei. Ein ſolches nun ſind die dabei entſtehenden Nebenbilder: dieſe können ſehr wohl, bei gleicher Brechung, nach Be-

*) jedoch die Summe derſelben, das weiße Licht, in gleichem! ſetze ich ergänzend hinzu.

Digitized by Google

ſchaffenheit der brechenden Subſtanz, ſich mehr oder weniger vom Hauptbilde entfernen.

Sollte man nicht meynen, daß Betrachtungen dieſer Art den Neutonianern die Augen öffnen müßten? Freilich wohl, wenn man noch nicht weiß, wie groß und wie entſetzlich der Einfluß iſt, den auf die Wiſſenſchaften, ja, auf alle geiſtigen Leiſtungen, der Wille ausübt, d. h. die Neigungen, und noch eigentlicher zu reden, die ſchlechten Neigungen. Der Engliſche Maler und Gallerieinſpektor Eaſtlake hat, 1840, eine ſo überaus vortreffliche Engliſche Ueberſetzung der Farbenlehre Göthe's geliefert, daß ſie das Original vollkommen wiedergiebt und dabei ſich leichter lieſt, ja, leichter zu verſtehn iſt, als dieſes. Da muß man nun ſehn, wie Brewſter, der ſie in der Edinburgh' review recenſirt, ſich dazu gebärdet, nämlich ungefähr ſo, wie eine Tiegerin, in deren Höhle man dringt, ihr die Jungen zu entreißen. Iſt etwan Das der Ton der ruhigen und ſichern Ueberzeugung, dem Irrthum eines großen Mannes gegenüber! Es iſt vielmehr der Ton des intellektuellen ſchlechten Gewiſſens; welches, mit Schrecken, das Recht auf der andern Seite ſpürt und nun entſchloſſen iſt, die ohne Prüfung gedankenlos angenommene Scheinwiſſenſchaft, durch deren Feſthalten man ſich bereits kompromittirt hat, jetzt als Nationaleigenthum πυξ και λαξ zu vertheidigen. Wird nun alſo, bei den Engländern, die Neutoniſche Farbenlehre als Nationalſache genommen; ſo wäre eine gute Franzöſiſche Ueberſetzung des Göthe'ſchen Werkes höchſt wünſchenwerth: denn von der Franzöſiſchen Gelehrtenwelt, als einer inſofern neutralen, iſt allerdings Gerechtigkeit zu hoffen; wenn gleich auch von ihrer Befangenheit in der Neutoniſchen Farbenlehre einſtweilen beluſtigende Proben vorkommen. So z. B. erzählt im Journal des savans, April 1836, Biot mit Herzensbeifall, wie Arago gar pfiffige Experimente angeſtellt habe, um zu ermitteln, ob nicht etwan die 7 homogenen Lichter eine ungleiche Schnelligkeit der Fortpflanzung hätten; ſo daß von den veränderlichen Fixſternen, die bald näher, bald ferner ſtehn, etwan das rothe, oder das violette Licht zuerſt anlangte und daher der Stern ſucceſſiv verſchieden gefärbt erſchiene: er hätte aber am Ende glücklich herausgebracht, daß dem doch nicht ſo wäre. Sancta simplicitas! — Recht artig macht es auch

Digitized by Google

Herr Becquerel, der in einem mémoire présenté à l'académie des sciences le 13. Juin 1842, vor der Akademie, das alte Lied von Frischem anstimmt, als wäre es ein neues: si on refracte un faisceau (!) de rayons solaires à travers un prisme, on distingue assez nettement (hier klopft das Gewissen an) sept sortes de couleurs, qui sont: le rouge, l'orangé, le jaune, le vert, le bleu, l'indigo (diese Mischung von ¾ Schwarz mit ¼ Blau soll im Lichte stecken!) et le violet. Da Hr. Becquerell dieses Lied 32 Jahre nach dem Erscheinen der Göthe'schen Farbenlehre noch so unbefangen und furchtlos abzusingen sich nicht entblödet; so könnte man sich versucht fühlen, ihm assez nettement zu deklariren: „entweder ihr seid blind, oder ihr lügt." Allein man würde ihm doch Unrecht thun: denn es liegt bloß daran, daß Herr Becquerell dem Neuton mehr glaubt, als seinen eigenen, zwei offenen Augen. Das wirkt die Neuton-Superstition. —

Was aber die Deutschen betrifft, so entspricht ihr Urtheil über Göthe's Farbenlehre den Erwartungen, die man sich zu machen hat von einer Nation, welche einen geist- und verdienstlosen, Unsinn schmierenden, und durchaus hohlen Philosophaster, wie Hegel, 30 Jahre lang als den größten aller Denker und Weisen präkonisiren konnte, und zwar in einem solchen Tutti, daß ganz Europa davon wiederhallte. Wohl weiß ich, daß ineptire est juris gentium, d. h. daß jeder das Recht hat, zu urtheilen, wie er's versteht und wie's ihm beliebt: dafür aber wird er sich dann auch gefallen lassen, von Nachkommen und zuvor noch von Nachbarn nach seinen Urtheilen beurtheilt zu werden. Denn auch hier giebt es noch eine Nemesis.

§. 107.

Am Schlusse dieser chromatologischen Nachträge will ich noch ein Paar artige Thatsachen beibringen, welche zur Bestätigung des von Göthen aufgestellten Grundgesetzes der physischen Farben dienen, von ihm selbst aber nicht bemerkt worden sind.

Wenn man, in einem finstern Zimmer, die Elektricität des Konduktors in eine luftleere Glasröhre ausströmen läßt; so erscheint dies elektrische Licht sehr schön violett. Hier ist, eben wie bei den blauen Flammen, das Licht selbst zugleich das trübe

Digitized by Google

Mittel: denn es ist kein wesentlicher Unterschied, ob das erleuchtete Trübe, durch welches man ins Dunkle sieht, eigenes oder reflektirtes Licht ins Auge wirft. Weil aber hier dies elektrische Licht ein überaus dünnes und schwaches ist, verursacht es, ganz nach Göthe's Lehre, violett; statt daß auch die schwächeste Flamme, wie die des Spiritus, Schwefels u. s. w. schon blau verursacht. —

Ein alltäglicher und vulgarer, aber von Göthen übersehener Beleg zu seiner Theorie ist, daß manche, mit rothem Wein, oder dunkelm Bier, gefüllte Bouteillen, nachdem sie längere Zeit im Keller gestanden haben, oft eine beträchtliche Trübung des Glases, durch einen Ansatz im Innern, erleiden, in Folge welcher sie alsdann, bei auffallendem Lichte, hellblau erscheinen, und eben so, wenn man, nachdem sie ausgeleert sind, etwas Schwarzes dahinter hält: bei durchscheinendem Lichte hingegen zeigen sie die Farbe der Flüssigkeit, oder, wenn leer, des Glases. —

Die gefärbten Ringe, welche sich zeigen, wenn man zwei geschliffene Spiegelgläser, oder auch konver geschliffene Gläser, mit den Fingern fest zusammenpreßt, erkläre ich mir auf folgende Weise. Das Glas ist nicht ohne Elasticität. Daher giebt, bei jener starken Kompression, die Oberfläche etwas nach und wird eingedrückt: dadurch verliert sie für den Augenblick die vollkommene Glätte und Ebenheit, wodurch denn eine gradweise zunehmende Trübung entsteht, derjenigen, welche matt geschliffenes Glas zeigt, der Art nach verwandt. Wir haben also auch hier ein trübes Mittel, und die verschiedenen Abstufungen seiner Trübung, bei theils auffallendem, theils durchgehendem Licht, verursachen die farbigen Ringe. Läßt man das Glas los, so stellt alsbald die Elasticität seinen vorigen Zustand wieder her, und die Ringe verschwinden.

Hier mag nun noch ein Aufsatz dem größeren Publiko mitgetheilt werden, mit welchem ich mein Blatt des, bei Gelegenheit des hundertjährigen Geburtstages Göthe's, im Jahr 1849, von der Stadt Frankfurt eröffneten und in ihrer Bibliothek deponirten Albums auf beiden Seiten vollgeschrieben habe. —

Digitized by Google

Der Eingang desselben bezieht sich auf die höchst imposanten Feierlichkeiten, mit denen jener Tag öffentlich daselbst begangen worden war.

In das Frankfurter Göthe-Album.

Nicht bekränzte Monumente, noch Kanonensalven, noch Glokkengeläute, geschweige Festmahle mit Reden, reichen hin, das schwere und empörende Unrecht zu sühnen, welches Göthe erleidet in Betreff seiner Farbenlehre. Denn, statt daß die vollkommene Wahrheit und hohe Vortrefflichkeit derselben gerechte Anerkennung gefunden hätte, gilt sie allgemein für einen verfehlten Versuch, über welchen, wie jüngst eine Zeitschrift sich ausdrückte, die Leute vom Fache nur lächeln, ja, für eine mit Nachsicht und Vergessenheit zu bedeckende Schwäche des großen Mannes. — Diese beispiellose Ungerechtigkeit, diese unerhörte Verkehrung aller Wahrheit, ist nur dadurch möglich geworden, daß ein stumpfes, träges, gleichgültiges, urtheilsloses, folglich leicht betrogenes Publikum in dieser Sache sich aller eigenen Untersuchung und Prüfung, — so leicht auch, sogar ohne Vorkenntnisse, solche wäre, — begeben hat, um sie den „Leuten von Fach," d. h. den Leuten, welche eine Wissenschaft nicht ihrer selbst, sondern des Lohnes wegen betreiben, anheimzustellen, und nun von diesen sich durch Machtsprüche und Grimassen imponiren läßt. Wollte nun ein Mal dieses Publikum nicht aus eigenen Mitteln urtheilen, sondern, wie die Unmündigen, sich durch Auktorität leiten lassen; so hätte doch wahrlich die Auktorität des größten Mannes, welchen, neben Kant, die Nation aufzuweisen hat, und noch dazu in einer Sache, die er, sein ganzes Leben hindurch, als seine Hauptangelegenheit betrieben hat, mehr Gewicht haben sollen, als die vieler Tausende solcher Gewerbsleute zusammengenommen. Was nun die Entscheidung dieser Fachmänner betrifft; so ist die ungeschminkte Wahrheit, daß sie sich erbärmlich geschämt haben, als zu Tage kam, daß sie das handgreiflich Falsche nicht nur sich hatten aufbinden lassen, sondern es hundert Jahre hindurch, ohne alle eigene Untersuchung und Prüfung, mit blindem Glauben, und andächtiger Bewunderung, verehrt, gelehrt und verbreitet hatten, bis denn zuletzt ein alter Poet gekommen war, sie eines bessern zu belehren. Nach

Digitized by Google

dieſer, nicht zu verwindenden Demüthigung haben ſie alsdann, wie Sünder pflegen, ſich verſtockt, die ſpäte Belehrung trotzig von ſich gewieſen und durch ein, jetzt ſchon vierzigjähriges, hartnäckiges Feſthalten am aufgedeckten und nachgewieſenen offenbar Falſchen, ja, Abſurden, zwar Friſt gewonnen, aber auch ihre Schuld verhundertfacht. Denn veritatem laborare nimis saepe, extingui nunquam, hat ſchon Livius geſagt: der Tag der Enttäuſchung wird, er muß kommen: und dann? — Nun dann — „wollen wir uns gebärden wie wir können" (Egm. 3, 2.).

In den deutſchen Staaten, welche Akademien der Wiſſenſchaften beſitzen, könnten die denſelben vorgeſetzten Miniſter des öffentlichen Unterrichts ihre, ohne Zweifel vorhandene, Verehrung Göthes, nicht edler und aufrichtiger an den Tag legen, als wenn ſie jenen Akademien die Aufgabe ſtellten, binnen geſetzter Friſt, eine gründliche und ausführliche Unterſuchung und Kritik der Götheſchen Farbenlehre, nebſt Entſcheidung ihres Widerſtreites mit der Neutoniſchen, zu liefern. Möchten doch jene hochgeſtellten Herren meine Stimme vernehmen und, da ſie Gerechtigkeit für unſern größten Todten anſpricht, ihr willfahren, ohne erſt Die zu Rathe zu ziehn, welche, durch ihr unverantliches Schweigen, ſelbſt Mitſchuldige ſind. Dies iſt der ſicherſte Weg, jene unverdiente Schmach von Göthen abzunehmen. Alsdann nämlich würde die Sache nicht mehr mit Machtſprüchen und Grimaſſen abzuthun ſeyn und auch das unverſchämte Vorgeben, daß es hier nicht auf Urtheil, ſondern auf Rechnerei ankäme, ſich nicht mehr hören laſſen dürfen: vielmehr würden die Gildenmeiſter ſich in die Alternative verſetzt ſehn, entweder der Wahrheit die Ehre zu geben, oder ſich auf das Allerbedenklichſte zu kompromittiren. Daher läßt, unter dem Einfluß ſolcher Daumſchrauben, ſich etwas von ihnen hoffen; fürchten hingegen, nicht das Geringſte. Denn, wie ſollten doch, bei ernſtlicher und ehrlicher Prüfung, die Neutoniſchen Chimären, die augenfällig gar nicht vorhandenen, ſondern bloß zu Gunſten der Tonleiter erfundenen 7 prismatiſchen Farben, das Roth, welches keines iſt, und das einfache Urgrün, welches auf das deutlichſte, vor unſern Augen, ſich ganz gelaſſen aus Blau und Gelb zuſammenmiſcht, zumal aber die Monſtroſität der im lautern, klaren Sonnenlichte ſteckenden und verhüllten, dunkeln, ſogar indigofarbnen,

Digitized by Google

homogenen Lichter, dazu noch ihre verſchiedene Refrangibilität, die jeder achromatiſche Opernkucker Lügen ſtraft, — wie ſollten, ſage ich, dieſe Mährchen Recht behalten, gegen Göthe's klare und einfache Wahrheit, gegen ſeine auf ein großes Naturgeſetz zurückgeführte Erklärung aller Farbenerſcheinungen, für welches die Natur überall und unter jedweden Umſtänden ihr unbeſtochenes Zeugniß ablegt! Eben ſo gut könnten wir beſürchten, das Ein Mal Eins widerlegt zu ſehn.

Qui non libere veritatem pronuntiat proditor veritatis est.

Kapitel VIII.

Zur Ethik.

---

§. 108.

Phyſikaliſche Wahrheiten können viel äußere Bedeutſamkeit haben; aber die innere fehlt ihnen. Dieſe iſt das Vorrecht der intellektuellen und moraliſchen Wahrheiten, als welche die höchſten Stufen der Objektivation des Willens zum Thema haben; während jene die niedrigſten. Z. B. wenn wir Gewißheit darüber erlangten, daß, wie man jetzt nur muthmaaßt, die Sonne am Aequator Thermoelektricität, dieſe den Magnetismus der Erde und dieſer das Polarlicht verurſacht; ſo wären dieſe Wahrheiten von vieler äußeren Bedeutſamkeit; an innerer aber arm. Beiſpiele von dieſer letzteren hingegen liefern nicht nur alle hohen und wahren geiſtigen Philoſopheme, ſondern auch die Kataſtrophe jedes guten Trauerſpiels.

§. 109.

Daß die Welt bloß eine phyſiſche, keine moraliſche, Bedeutung habe, iſt der größte, der verderblichſte, der fundamentale Irrthum, die eigentliche Perverſität der Geſinnung, und iſt wohl im Grunde auch Das, was der Glaube als den Antichriſt perſonificirt hat. Dennoch und allen Religionen zum Trotz, als welche ſämmtlich das Gegentheil davon behaupten und ſolches in ihrer mythiſchen Weiſe zu begründen ſuchen, ſtirbt jener Grundirrthum nie ganz auf Erden aus, ſondern erhebt immer, von Zeit zu Zeit, ſein Haupt von Neuem, bis ihn die allgemeine Indignation abermals zwingt, ſich zu verſtecken.

So ſicher aber auch das Gefühl einer moraliſchen Bedeutung der Welt und des Lebens iſt; ſo iſt dennoch die Verdeutlichung derſelben und die Enträthſelung des Widerſpruchs zwi-

Digitized by Google

schen ihr und dem Laufe der Welt so schwierig, daß es mir aufbehalten bleiben konnte, das wahre, allein ächte und reine, daher überall und allezeit wirksame Fundament der Moralität, nebst dem Ziele, welchem es zuführt, darzulegen; wobei ich zu sehr die Wirklichkeit des moralischen Hergangs auf meiner Seite habe, als daß ich zu besorgen hätte, diese Lehre könne jemals noch wieder durch eine andere ersetzt und verdrängt werden.

So lange jedoch selbst meine Ethik noch von den Professoren unbeachtet bleibt, gilt auf den Universitäten das Kantische Moralprincip, und unter seinen verschiedenen Formen ist die der „Würde des Menschen" jetzt am beliebtesten. Die Leerheit derselben habe ich bereits in meiner Abhandlung über das Fundament der Moral §. 8. S. 169. dargethan. Daher hier nur soviel. Wenn man überhaupt früge, worauf denn diese angebliche Würde des Menschen beruhe; so würde die Antwort bald dahin gehn, daß es auf seiner Moralität sei. Also die Moralität auf der Würde, und die Würde auf der Moralität. — Aber hievon auch abgesehn, scheint mir der Begriff der Würde auf ein am Willen so sündliches, am Geiste so beschränktes, am Körper so verletzbares und hinfälliges Wesen, wie der Mensch ist, nur ironisch anwendbar zu seyn:

> Quid superbit homo? cujus conceptio culpa,
> Nasci poena, labor vita, necesse mori!

Daher möchte ich, im Gegensatz zu besagter Form des Kantischen Moralprincips, folgende Regel aufstellen: bei jedem Menschen, mit dem man in Berührung kommt, unternehme man nicht eine objektive Abschätzung desselben nach Werth und Würde, ziehe also nicht die Schlechtigkeit seines Willens, noch die Beschränktheit seines Verstandes und die Verkehrtheit seiner Begriffe in Betrachtung; da Ersteres leicht Haß, Letzteres Verachtung gegen ihn erwecken könnte: sondern man fasse allein seine Leiden, seine Noth, seine Angst, seine Schmerzen ins Auge: — da wird man sich stets mit ihm verwandt fühlen, mit ihm sympathisiren und, statt Haß oder Verachtung, jenes Mitleid mit ihm empfinden, welches allein die αγαπη ist, zu der das Evangelium aufruft. Um keinen Haß, keine Verachtung gegen ihn aufkommen zu lassen, ist wahrlich nicht die Aufsuchung seiner angeblichen „Würde",

ſondern, umgekehrt, der Standpunkt des Mitleids der allein geeignete.

§. 110.

Die Buddhaiſten gehn, in Folge ihrer tieferen, ethiſchen und metaphyſiſchen Einſichten, nicht von Kardinaltugenden, ſondern von Kardinal-Laſtern aus, als deren Gegenſätze, oder Verneinungen, allererſt die Kardinal-Tugenden auftreten. Nach J. J. Schmidt's Geſchichte der Oſtmongolen, S. 7, ſind die Buddhaiſtiſchen Kardinal-Laſter: Wolluſt, Trägheit, Zorn und Geiz. Wahrſcheinlich aber muß ſtatt Trägheit Hochmuth ſtehn: ſo nämlich werden ſie angegeben in den lettres édifiantes et curieuses, édit. de 1819. Vol. 6. p. 372; woſelbſt jedoch noch der Neid, oder Haß, als fünftes hinzukommt. Für meine Berichtigung der Angabe des hochverdienten J. J. Schmidt ſpricht noch die Uebereinſtimmung derſelben mit den Lehren der, jedenfalls unter dem Einfluß des Brahmanismus und Buddhaismus ſtehenden Sufis. Auch dieſe nämlich ſtellen die ſelben Kardinallaſter, und zwar ſehr treffend paarweiſe, auf, ſo daß die Wolluſt mit dem Geiz, und der Zorn mit dem Hochmuth verſchwiſtert auftritt. (Siehe Tholuck's Blüthenſammlung aus der morgenländiſchen Myſtik, S. 206.) Wolluſt, Zorn und Geiz finden wir ſchon im Bhagavat Gita (XVI, 21.) als Kardinallaſter aufgeſtellt; welches das hohe Alter der Lehre bezeugt. Als die jenen Kardinallaſtern entgegengeſetzten Kardinaltugenden würden ſich ergeben Keuſchheit und Freigebigkeit, nebſt Milde und Demuth. —

Vergleicht man nun mit dieſen tiefgefaßten orientaliſchen Grundbegriffen der Ethik die ſo berühmten und viele tauſend Mal wiederholten Platoniſchen Kardinaltugenden, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Weisheit; ſo findet man ſie ohne einen deutlichen, leitenden Grundbegriff und daher oberflächlich gewählt, zum Theil ſogar offenbar falſch. Tugenden müſſen Eigenſchaften des Willens ſeyn: Weisheit aber gehört zunächſt dem Intellekt an. Die σωφροσυνη, welche von Cicero temperantia und im Deutſchen Mäßigkeit überſetzt wird, iſt ein gar unbeſtimmter und vieldeutiger Ausdruck, unter welchen ſich daher freilich mancherlei bringen läßt, — wie Beſonnenheit, Nüchternheit, den Kopf oben behalten: er kommt wahrſcheinlich von σωο-

Digitized by Google

ἐχειν το φρονειν. Tapferkeit iſt gar keine Tugend, wiewohl bisweilen ein Diener, oder Werkzeug, derſelben: aber ſie iſt auch eben ſo bereit, der größten Nichtswürdigkeit zu dienen: eigentlich iſt ſie eine Temperamentseigenſchaft. Schon Geulinx (Ethica, in praefatione) verwarf die Platoniſchen Kardinaltugenden und ſtellte dieſe auf: diligentia, obedientia, justitia, humilitas; — offenbar ſchlecht. Die Chineſen nennen fünf Kardinaltugenden: Mitleid, Gerechtigkeit, Höflichkeit, Wiſſenſchaft und Aufrichtigkeit (Journ. Asiatique, Vol. 9. p. 62). — Das Chriſtenthum hat nicht Kardinal-, ſondern Theologal-Tugenden: Glaube, Liebe und Hoffnung.

Der Punkt, an welchem die moraliſchen Tugenden und Laſter des Menſchen zuerſt auseinandergehn, iſt jener Gegenſatz der Grundgeſinnung gegen Andere, welche nämlich entweder den Charakter des Neides, oder aber den des Mitleides annimmt. Denn dieſe zwei einander diametral entgegengeſetzten Eigenſchaften trägt jeder Menſch in ſich, indem ſie entſpringen aus der ihm unvermeidlichen Vergleichung ſeines eigenen Zuſtandes mit dem der Andern: je nachdem nun das Reſultat dieſer auf ſeinen individuellen Charakter wirkt, wird die eine oder die andere Eigenſchaft ſeine Grundgeſinnung und die Quelle ſeines Handelns. Der Neid nämlich baut die Mauer zwiſchen Du und Ich feſter auf: dem Mitleid wird ſie dünn und durchſichtig; ja bisweilen reißt es ſie ganz ein, wo dann der Unterſchied zwiſchen Ich und Nicht-Ich verſchwindet.

§. 111.

Die oben zur Sprache gekommene Tapferkeit, oder genauer der ihr zum Grunde liegende Muth, (denn Tapferkeit iſt nur der Muth im Kriege) verdient noch eine nähere Unterſuchung. Die Alten zählten den Muth den Tugenden, die Feigheit den Laſtern bei: dem Chriſtlichen Sinne, der auf Wohlwollen und Dulden gerichtet iſt, und deſſen Lehre alle Feindſäligkeit, eigentlich ſogar den Widerſtand, verbietet, entſpricht Dies nicht; daher es bei den Neuern weggefallen iſt. Dennoch müſſen wir zugeben, daß Feigheit uns mit einem edlen Charakter nicht wohl verträglich ſcheint; ſchon wegen der übergroßen Beſorglich-

Digitized by Google

keit um die eigene Person, welche sich darin verräth. Der Muth nun aber läßt sich auch darauf zurückführen, daß man den im gegenwärtigen Augenblicke drohenden Uebeln willig entgegengeht, um dadurch größeren, in der Zukunft liegenden, vorzubeugen; während die Feigheit es umgekehrt hält. Nun ist jenes Erstere der Charakter der Geduld, als welche eben in dem deutlichen Bewußtseyn besteht, daß es noch größere Uebel, als die eben gegenwärtigen, giebt und man durch heftiges Fliehen, oder Abwehren dieser jene herbeiziehn könnte. Demnach wäre denn der Muth eine Art Geduld, und weil eben diese es ist, die uns zu Entbehrungen und Selbstüberwindungen jeder Art befähigt; so ist, mittelst ihrer, auch der Muth wenigstens der Tugend verwandt.

Doch läßt er vielleicht noch eine höhere Betrachtungsweise zu. Man könnte nämlich alle Todesfurcht zurückführen auf einen Mangel an derjenigen natürlichen, daher auch bloß gefühlten Metaphysik, vermöge welcher der Mensch die Gewißheit in sich trägt, daß er in Allen, ja in Allem, eben so wohl existirt, wie in seiner eigenen Person, deren Tod ihm daher wenig anhaben kann. Eben aus dieser Gewißheit hingegen entspränge demnach der heroische Muth, folglich (wie der Leser sich aus meiner Ethik erinnert) aus derselben Quelle mit den Tugenden der Gerechtigkeit und der Menschenliebe. Dies heißt nun freilich die Sache gar weit oben anfassen: jedoch ist außerdem nicht wohl zu erklären, weshalb Feigheit verächtlich, persönlicher Muth hingegen edel und erhaben erscheint; da von keinem niedrigeren Standpunkt aus sich absehn läßt, weshalb ein endliches Individuum, welches sich selber Alles, ja, sich selber die Grundbedingung zum Daseyn der übrigen Welt ist, nicht der Erhaltung dieses Selbst alles Andere nachsetzen sollte. Daher wird eine ganz immanente, also rein empirische Erklärung, indem sie nur auf der Nützlichkeit des Muthes fußen könnte, wohl nicht ausreichen. Hieraus mag es entsprungen seyn, daß Calderon ein Mal eine skeptische, aber beachtenswerthe, Ansicht über den Muth ausspricht, ja, eigentlich die Realität desselben leugnet; und zwar thut er Dies aus dem Munde eines alten, weisen Ministers, seinem jungen Könige gegenüber:

Digitized by Google

Que aunque el natural temor
En todos obra igualmente,
No mostrarle es ser valiente,
Y esto es lo que hace el valor.
La hija del aire, P. II. Jorn. 2.

„Denn obwohl die natürliche Furcht in Allen auf gleiche Weiſe wirkſam iſt; ſo iſt man dadurch, daß man ſie nicht ſehn läßt, tapfer, und Dieſes eben macht die Tapferkeit aus."

Die Tochter der Luft. Th. II. A. 2.

Hinſichtlich der oben berührten Verſchiedenheiten zwiſchen der Geltung des Muthes als Tugend bei den Alten und bei den Neuern, iſt jedoch noch in Erwägung zu ziehn, daß die Alten unter Tugend, virtus, ἀρετη, jede Trefflichkeit, jede an ſich ſelbſt lobenswerthe Eigenſchaft verſtanden, ſie mochte moraliſch, oder intellektuell, ja, allenfalls bloß körperlich ſeyn. Nachdem aber das Chriſtenthum die Grund-Tendenz des Lebens als eine moraliſche nachgewieſen hatte, wurden unter dem Begriff der Tugend nur noch die moraliſchen Vorzüge gedacht. Inzwiſchen findet man den früheren Sprachgebrauch noch bei den älteren Latiniſten, wie auch im Italiäniſchen, wo ihn zudem der bekannte Sinn des Wortes virtuoso bezeugt. — Man ſollte auf dieſen Punkt, hinſichtlich der Alten, die Schüler ausdrücklich aufmerkſam machen; da er ſonſt leicht eine heimliche Perplexität bei ihnen erzeugt.

§. 112.

Wie die Stelle der Tapferkeit unter den Tugenden, ſo läßt auch die des Geizes unter den Laſtern ſich in Zweifel ziehn. Nur muß man ſolchen nicht mit der Habſucht verwechſeln, welche zunächſt es iſt, die das lateiniſche Wort avaritia ausdrückt. Wir wollen daher ein Mal das pro et contra über den Geiz auftreten laſſen und abhören, wonach das Endurtheil Jedem anheimgeſtellt bleibe.

A. Nicht der Geiz iſt ein Laſter, ſondern ſein Gegentheil die Verſchwendung. Sie entſpringt aus einer thieriſchen Beſchränktheit auf die Gegenwart, gegen welche alsdann die noch in bloßen Gedanken beſtehende Zukunft keine Macht erlangen kann, und beruht auf dem Wahn eines poſitiven und realen

Digitized by

Werthes der sinnlichen Genüsse. Demgemäß sind künftiger Mangel und Elend der Preis, um welchen der Verschwender diese leeren, flüchtigen, ja oft bloß eingebildeten Genüsse erkauft. Dieserhalb soll man ihn fliehen, wie einen Verpesteten, und, nachdem man sein Laster entdeckt hat, bei Zeiten mit ihm brechen; damit man nicht, wann späterhin die Folgen eintreten, entweder sie tragen zu helfen, oder aber die Rolle der Freunde des Timon von Athen zu spielen habe. — Imgleichen steht nicht zu erwarten, daß Der, welcher sein eigenes Vermögen leichtsinnig durchbringt, das eines Andern, wenn es etwan in seine Hände gegeben ist, unangetastet lassen werde. — Der Geiz hingegen hat den Ueberfluß in seinem Gefolge: und wann wäre dieser unerwünscht gekommen? Das aber muß ein gutes Laster seyn, welches gute Folgen hat. Der Geiz geht nämlich von dem richtigen Grundsatz aus, daß alle Genüsse bloß negativ wirken, und daher eine aus ihnen zusammengesetzte Glückseligkeit eine Chimäre ist; daß hingegen die Schmerzen positiv und sehr real sind. Daher versagt er sich jene, um sich vor diesen desto besser zu sichern: sonach wird das sustine et abstine seine Maxime. Und weil er ferner weiß, wie unerschöpflich die Möglichkeiten des Unglücks und zahllos die Wege der Gefahr sind; so häuft er die Mittel dagegen an, um sich, wo möglich, mit einer dreifachen Schutzmauer zu umgeben. Wer kann denn sagen, wo die Vorsorge gegen Unfälle anfängt übertrieben zu werden? nur Der, welcher wüßte, wo die Tücke des Schicksals ihr Ende erreicht. Und sogar wenn die Vorsorge übertrieben wäre, würde dieser Irrthum höchstens ihm selbst, nicht Andern zum Schaden gereichen. Wird er die Schätze, welche er auflegt, nie nöthig haben; nun, so werden sie einst Andern zu Gute kommen, denen die Natur weniger Vorsorge verliehen hat. Daß er bis dahin das Geld der Cirkulation entzieht, bringt gar keinen Nachtheil: denn Geld ist kein Konsumtionsartikel: vielmehr ist es ein bloßer Repräsentant der wirklichen, brauchbaren Güter; nicht selbst ein solches. Die Dukaten sind im Grunde selbst nur Rechenpfennige: nicht sie haben Werth, sondern Das, was sie vertreten: dieses aber kann er gar nicht der Cirkulation entziehn. Zudem wird, durch sein Zurückhalten des Geldes, der Werth des übrigen, cir-

Digitized by Google

kulirenden, genau um so viel erhöht. — Wenn nun auch, wie man behauptet, mancher Geizige zuletzt das Geld unmittelbar und seiner selbst wegen liebt; so liebt dagegen, eben so gewiß, mancher Verschwender die Ausgabe und das Verschleudern geradezu ihrer selbst wegen. — Die Freundschaft aber, oder gar Verwandschaft mit dem Geizigen ist nicht nur gefahrlos, sondern ersprießlich, da sie großen Nutzen bringen kann. Denn jedenfalls werden die ihm Nächsten, nach seinem Tode, die Früchte seiner Selbstbeherrschung ernten: aber auch noch bei seinem Leben ist, in Fällen großer Noth, etwas von ihm zu hoffen, wenigstens immer noch mehr, als vom ausgebeutelten, selbst hülflosen Verschwender. Mas dà el duro, que el desnudo (mehr giebt der Hartherzige, als der Nackte) sagt ein Spanisches Sprichwort. Diesem Allen nun zufolge ist der Geiz kein Laster.

B. Er ist die Quintessenz der Laster! — Wenn physische Genüsse den Menschen von der rechten Bahn ableiten; so trägt seine sinnliche Natur, das Thierische in ihm, die Schuld. Er wird eben vom Reize hingerissen und handelt, vom Eindruck der Gegenwart überwältigt, ohne Ueberlegung. — Hingegen wenn er durch Körperschwäche, oder Alter, dahin gekommen ist, daß die Laster, die er nie verlassen konnte, endlich ihn verlassen, indem seine Fähigkeit zu sinnlichen Genüssen erstorben ist; da überlebt, wenn er sich zum Geize wendet, die geistige Gier die fleischliche. Das Geld, als welches der Repräsentant aller Güter der Welt, das Abstraktum derselben ist, wird jetzt der dürre Stamm, an welchen seine abgestorbenen Begierden, als Egoismus in abstracto, sich klammern. Sie regeneriren sich nunmehr in der Liebe zum Mammon. Aus der flüchtigen, sinnlichen Begierde ist eine überlegte und berechnende Gier nach Gelde geworden, welche, wie ihr Gegenstand, symbolischer Natur und, wie er, unzerstörbar ist. Es ist die hartnäckige, gleichsam sich selbst überlebende Liebe zu den Genüssen der Welt, die vollendete Unbekehrbarkeit, die sublimirte und vergeistigte Fleischeslust, der abstrakte Brennpunkt, in den alle Gelüste zusammengeschossen sind, zu welchen er daher sich verhält wie der allgemeine Begriff zum einzelnen Dinge. Dem entsprechend ist Geiz das Laster des Alters, wie Verschwendung das der Jugend.

Digitized by Google

§. 113.

Die ſoeben abgehörte disputatio in utramque partem iſt allerdings geeignet, uns zur Justemilieu-Moral des Ariſtoteles hinzutreiben. Eben dieſer iſt auch noch die folgende Betrachtung günſtig.

Jede menſchliche Vollkommenheit iſt einem Fehler verwandt, in welchen überzugehn ſie droht; jedoch auch, umgekehrt, jeder Fehler, einer Vollkommenheit. Daher beruht der Irrthum, in welchen wir, hinſichtlich eines Menſchen, gerathen, oft darauf, daß wir, im Anfang der Bekanntſchaft, ſeine Fehler mit den ihnen verwandten Vollkommenheiten verwechſeln, oder auch umgekehrt: da ſcheint uns dann der Vorſichtige feige, der Sparſame geizig; oder auch der Verſchwender liberal, der Grobian gerade und aufrichtig, der Dummdreiſte als mit edelem Selbſtvertrauen auftretend, u. dgl. m.

§. 114.

Immer von Neuem fühlt ſich wer unter Menſchen lebt zu der Annahme verſucht, daß moraliſche Schlechtigkeit und intellektuelle Unfähigkeit eng zuſammenhängen, indem ſie direkt Einer Wurzel entſprõſſen. Daß Dem jedoch nicht ſo ſei, habe ich im 2. Bande meines Hauptwerkes, Kap. 19, §. 8, ausführlich dargethan. Jener Anſchein, der bloß daraus entſpringt, daß man Beide ſo gar oft beiſammen findet, iſt gänzlich aus dem ſehr häufigen Vorkommen Beider zu erklären, in Folge deſſen ihnen leicht begegnet, unter Einem Dache wohnen zu müſſen. Dabei iſt aber nicht zu leugnen, daß ſie einander, zu gegenſeitigem Vortheil, in die Hände ſpielen, wodurch denn die ſo unerfreuliche Erſcheinung zu Stande kommt, welche nur zu viele Menſchen darbieten, und die Welt geht, wie ſie geht. Namentlich iſt der Unverſtand dem deutlichen Sichtbarwerden der Falſchheit, Niederträchtigkeit und Bosheit günſtig; während die Klugheit dieſe beſſer zu verhüllen verſteht. Und wie oft verhindert andrerſeits die Perverſität des Herzens den Menſchen, Wahrheiten einzuſehn, denen ſein Verſtand ganz wohl gewachſen wäre.

Jedoch, es überhebe ſich Keiner. Wie Jeder, auch das größte Genie, in irgend einer Sphäre der Erkenntniß entſchieden bornirt iſt und dadurch ſeine Stammverwandſchaft mit dem we-

Digitized by Google

sentlich verkehrten und absurden Menschengeschlechte beurkundet; so trägt auch Jeder moralisch etwas durchaus Schlechtes in sich, und selbst der beste, ja edelste Charakter wird uns bisweilen durch einzelne Züge von Schlechtigkeit überraschen; gleichsam um seine Verwandschaft mit dem Menschengeschlechte, unter welchem jeder Grad von Nichtswürdigkeit, ja Grausamkeit, vorkommt, anzuerkennen. Denn gerade kraft dieses Schlechten in ihm, dieses bösen Princips, hat er ein Mensch werden müssen. Und aus dem selben Grunde ist überhaupt die Welt Das, als was mein treuer Spiegel derselben sie gezeigt hat.

Bei dem Allen jedoch bleibt, auch zwischen Menschen, der Unterschied unermeßlich groß, und Mancher würde erschrecken, wenn er den Andern sähe, wie er ist. — O, um einen Asmodäus der Moralität, welcher seinem Günstlinge nicht bloß Dächer und Mauern, sondern den über Alles ausgebreiteten Schleier der Verstellung, Falschheit, Heuchelei, Grimace, Lüge und Trug durchsichtig machte, und ihn sehn ließe, wie wenig wahre Redlichkeit in der Welt zu finden ist, und wie so oft, auch wo man es am wenigstens vermuthet, hinter allen den tugendsamen Außenwerken, heimlich und im innersten Receß, die Unrechtlichkeit am Ruder sitzt. — Daher eben kommen die vierbeinigen Freundschaften so vieler Menschen besserer Art: denn freilich, woran sollte man sich von der endlosen Verstellung, Falschheit und Heimtücke der Menschen erholen, wenn die Hunde nicht wären, in deren ehrliches Gesicht man ohne Mißtrauen schauen kann? — Ist doch unsre civilisirte Welt nur eine große Maskerade. Man trifft daselbst Ritter, Pfaffen, Soldaten, Doktoren, Advokaten, Priester, Philosophen, und was nicht alles an! Aber sie sind nicht was sie vorstellen: sie sind bloße Masken, unter welchen, in der Regel, Geldspekulanten (moneymakers) stecken. Doch nimmt auch wohl Einer die Maske des Rechts, die er sich dazu beim Advokaten geborgt hat, vor, bloß um auf einen Andern tüchtig losschlagen zu können: wieder Einer hat, zum selben Zwecke, die des öffentlichen Wohls und des Patriotismus gewählt; ein Dritter die der Religion, der Glaubensreinigkeit. Zu allerlei Zwecken hat schon Mancher die Maske der Philosophie, wohl auch der Philantropie u. dgl. m. vorgesteckt. Die Weiber haben weniger Auswahl: meistens bedienen sie sich der Maske der Sittsamkeit, Schaamhaftigkeit, Häuslich-

Digitized by Google

keit und Bescheidenheit. Sodann giebt es auch allgemeine Masken, ohne besondern Charakter, gleichsam die Dominos, die man daher überall antrifft: dahin gehören die strenge Rechtlichkeit, die Höflichkeit, die aufrichtige Theilnahme und grinzende Freundlichkeit. Meistens stecken, wie gesagt, lauter Industrielle, Handelsleute und Spekulanten unter diesen sämmtlichen Masken. In dieser Hinsicht machen den einzigen ehrlichen Stand die Kaufleute aus; da sie allein sich für Das geben, was sie sind: sie gehn also unmaskirt herum; stehn daher auch niedrig im Rang. — Es ist sehr wichtig, schon früh, in der Jugend darüber belehrt zu werden, daß man sich auf der Maskerade befinde. Denn sonst wird man manche Dinge gar nicht begreifen und auffriegen können, sondern davor stehn ganz verdutzt, und zwar am längsten Der, cui ex meliori luto dedit praecordia Titan: der Art sind die Gunst, welche die Niederträchtigkeit findet, die Vernachlässigung, welche das Verdienst, selbst das seltenste und größte, von den Leuten seines Faches erleidet, das Verhaßtseyn der Wahrheit und der großen Fähigkeiten, die Unwissenheit der Gelehrten in ihrem Fach, und daß fast immer die ächte Waare verschmäht, die bloß scheinbare gesucht wird. Also werde schon der Jüngling belehrt, daß auf dieser Maskerade die Aepfel von Wachs, die Blumen von Seide, die Fische von Pappe sind, und Alles, Alles Tand und Spaaß; und daß von jenen Zweien, die er dort so ernstlich mit einander handeln sieht, der Eine lauter falsche Waare giebt und der Andre sie mit Rechenpfennigen bezahlt.

Aber ernstere Betrachtungen sind anzustellen und schlimmere Dinge zu berichten. Der Mensch ist im Grunde ein wildes, entsetzliches Thier. Wir kennen es bloß im Zustande der Bändigung und Zähmung, welcher Civilisation heißt: daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche seiner Natur. Aber wo und wann ein Mal Schloß und Kette der gesetzlichen Ordnung abfallen und Anarchie eintritt, da zeigt sich was er ist. — Wer inzwischen auch ohne solche Gelegenheit sich darüber aufklären möchte, der kann die Ueberzeugung, daß der Mensch an Grausamkeit und Unerbittlichkeit keinem Tiger und keiner Hyäne nachsteht, aus hundert alten und neuen Berichten schöpfen. Ein vollwichtiges Beispiel aus der Gegenwart liefert ihm die Ant-

Digitized by Google

wort, welche die Brittische Antisklavereigesellschaft, auf ihre Frage nach der Behandlung der Sklaven in den sklavenhaltenden Staaten der Nordamerikanischen Union, von der Nordamerikanischen Antisklavereigesellschaft im Jahre 1840. erhalten hat: **Slavery and the internal Slavetrade in the United States of North-America: being replies to questions transmitted by the British Antislavery-society to the American Antislavery society. Lond. 1841. 280 S. gr. 8. price 4 sh. in cloth.** Dieses Buch macht eine der schwersten Anklageakten gegen die Menschheit aus. Keiner wird es ohne Entsetzen, Wenige ohne Thränen aus der Hand legen. Denn was der Leser desselben jemals vom unglücklichen Zustande der Sklaven, ja, von menschlicher Härte und Grausamkeit überhaupt, gehört, oder sich gedacht, oder geträumt haben mag, wird ihm geringfügig erscheinen, wenn er liest, wie jene Teufel in Menschengestalt, jene bigotten, kirchengehenden, streng den Sabbath beobachtenden Schurken, namentlich auch die Anglikanischen Pfaffen unter ihnen, ihre unschuldigen schwarzen Brüder behandeln, welche durch Unrecht und Gewalt in ihre Teufelsklauen gerathen sind. Dies Buch, welches aus trockenen, aber authentischen und dokumentirten Berichten besteht, empört alles Menschengefühl in dem Grade, daß man, mit demselben in der Hand, einen Kreuzzug predigen könnte, zur Unterjochung und Züchtigung der sklavenhaltenden Staaten Nordamerika's. Denn sie sind ein Schandfleck der ganzen Menschheit. Ein anderes Beispiel aus der Gegenwart, da die Vergangenheit Manchem nicht mehr gültig scheint, enthalten „Tschudi's Reisen in Peru" 1846, an der Beschreibung der Behandlung der Peruvianischen Soldaten durch ihre Offiziere. — Aber wir brauchen die Beispiele nicht in der neuen Welt, dieser Kehrseite des Planeten, zu suchen. Ist es doch im Jahre 1848 zu Tage gekommen, daß in England, nicht *ein*, sondern, in kurzem Zeitraume, wohl hundert Mal, ein Ehegatte den andern, oder beide in Gemeinschaft ihre Kinder, eines nach dem andern, vergiftet, oder auch sie durch Hunger und schlechte Pflege langsam zu Tode gemartert haben, bloß um von den Begräbnißvereinen (burial-clubs) die für den Todesfall ihnen zugesicherten Begräbnißkosten zu empfangen; zu welchem Zwecke sie ein Kind in mehrere, sogar bis in 20 solcher Vereine zugleich eingekauft haben. Man sehe hier-

Digitized by Google

über die Times vom 20., 22. und 23. September 1848, welche Zeitung, bloß deswegen, auf Aufhebung der Begräbnißvereine dringt.

Freilich gehören Berichte dieser Art zu den schwärzesten Blättern in den Kriminalakten des Menschengeschlechts. Aber die Quelle von Dem und allem Aehnlichen ist doch das innere und angeborene Wesen des Menschen, dieses Gottes κατ' εξοχην der Pantheisten. Da nistet in Jedem zunächst ein kolossaler Egoismus, der die Schranke des Rechts mit größter Leichtigkeit überspringt; wie Dies das tägliche Leben im Kleinen und die Geschichte, auf jeder Seite, im Großen lehrt. Liegt denn nicht schon in der anerkannten Nothwendigkeit des so ängstlich bewachten Europäischen Gleichgewichts das Bekenntniß, daß der Mensch ein Raubthier ist, welches sobald es einen Schwächeren neben sich erspäht hat, unfehlbar über ihn herfällt? und erhalten wir nicht täglich die Bestätigung desselben im Kleinen? — Zum gränzenlosen Egoismus unserer Natur gesellt sich aber noch ein, mehr oder weniger in jeder Menschenbrust vorhandener Vorrath von Haß, Zorn, Neid, Geiser und Bosheit, angesammelt, wie das Gift in der Blase des Schlangenzahns, und nur auf Gelegenheit wartend, sich Luft zu machen, um dann wie ein entfesselter Dämon zu toben und zu wüthen. Will kein großer Anlaß dazu sich einfinden; so wird er am Ende den kleinsten benutzen, indem er ihn durch seine Phantasie vergrößert,

Quantulacunque adeo est occasio, sufficit irae,
Juv.

und wird dann es so weit treiben, wie er irgend kann und darf. Dies sehn wir im täglichen Leben, woselbst solche Eruptionen unter dem Namen „seine Galle über etwas ausschütten", bekannt sind. Auch will man wirklich bemerkt haben, daß, wenn sie nur auf keinen Widerstand gestoßen sind, das Subjekt sich entschieden wohler danach befindet. Daß der Zorn nicht ohne Genuß sei, sagt schon Aristoteles: το οργιζεσθαι ηδυ (Rhet. I, 11. II, 2.), wozu er noch eine Stelle aus dem Homer anführt, der den Zorn für süßer, als Honig, erklärt. Aber nicht nur dem Zorn, sondern auch dem Haß, der sich zu ihm wie die chronische zur akuten Krankheit verhält, giebt man sich so recht con amore hin:

Digitized

For hatred is by far the longer pleasure:
Men love in haste, but they detest at leisure.'

(Der Haß gewährt gewiß den süßern Trank:
Wir lieben flüchtig, aber haſſen lang.)

Wirklich alſo liegt im Herzen eines Jeden ein wildes Thier, das nur auf Gelegenheit wartet, um zu toben und zu raſen, indem es Andern wehe thun und wenn ſie gar ihm den Weg verſperren, ſie vernichten möchte: es iſt eben Das, woraus alle Kampf- und Kriegsluſt entſpringt; und eben Das, welches zu bändigen und einigermaaßen in Schranken zu halten die Erkenntniß, ſein beigegebener Wächter, ſtets vollauf zu thun hat. Immerhin mag man es das radikale Böſe nennen, als womit wenigſtens Denen, welchen ein Wort die Stelle einer Erklärung vertritt, gedient ſeyn wird. Ich aber ſage: es iſt der Wille zum Leben, der, durch das ſtete Leiden des Daſeyns mehr und mehr erbittert, ſeine eigene Quaal durch das Verurſachen der fremden zu erleichtern ſucht. Aber auf dieſem Wege entwickelt er ſich allmälig zur eigentlichen Bosheit und Grauſamkeit. Auch kann man hiezu die Bemerkung machen, daß wie, nach Kant, die Materie nur durch den Antagonismus der Expanſions- und Kontraktionskraft beſteht; ſo die menſchliche Geſellſchaft nur durch den des Haſſes, oder Zorns, und der Furcht. Denn die Gehäſſigkeit unſrer Natur würde vielleicht Jeden ein Mal zum Mörder machen, wenn ihr nicht eine gehörige Doſis Furcht beigegeben wäre, um ſie in Schranken zu halten; und wiederum dieſe allein würde ihn zum Spott und Spiel jedes Buben machen, wenn nicht in ihm der Zorn bereit läge und Wache hielte.

Der ſchlechteſte Zug in der menſchlichen Natur bleibt aber die Schadenfreude, da ſie der Grauſamkeit enge verwandt iſt, ja eigentlich von dieſer ſich nur wie Theorie von Praxis unterſcheidet, überhaupt aber da eintritt, wo das Mitleid ſeine Stelle finden ſollte, welches, als ihr Gegentheil, die wahre Quelle aller ächten Gerechtigkeit und Menſchenliebe iſt. In einem andern Sinne dem Mitleid entgegengeſetzt iſt der Neid; ſofern er nämlich durch den entgegengeſetzten Anlaß hervorgerufen wird: ſein Gegenſatz zum Mitleid beruht alſo zunächſt auf dem Anlaß, und erſt in Folge hievon zeigt er ſich auch in der Empfindung ſelbſt. Daher eben iſt der Neid, wenngleich verwerflich, doch noch einer Entſchuldi-

Digitized by Google

gung fähig und überhaupt menschlich; während die Schadenfreude teuflisch und ihr Hohn das Gelächter der Hölle ist. Sie tritt, wie gesagt, gerade da ein, wo Mitleid eintreten sollte; der Neid hingegen doch nur da, wo kein Anlaß zu diesem, vielmehr zum Gegentheil desselben vorhanden ist; und eben als dieses Gegentheil entsteht er in der menschlichen Brust, mithin so weit noch als eine menschliche Gesinnung: ja, ich befürchte, daß Keiner ganz frei davon befunden werden wird. Denn daß der Mensch beim Anblick fremden Genusses und Besitzes, den eigenen Mangel bitterer fühle, ist natürlich, ja, unvermeidlich: nur sollte Dies nicht seinen Haß gegen den Beglückteren erregen: gerade hierin aber besteht der eigentliche Neid. Am wenigsten aber sollte dieser eintreten, wo nicht die Gaben des Glückes, oder Zufalls, oder fremder Gunst, sondern die der Natur der Anlaß sind; weil alles Angeborene auf einem metaphysischen Grunde beruht, also eine Berechtigung höherer Art hat und, so zu sagen, von Gottes Gnaden ist. Aber leider hält der Neid es gerade umgekehrt: er ist bei persönlichen Vorzügen am unversöhnlichsten; daher eben Verstand, und gar Genie, sich auf der Welt erst Verzeihung erbetteln müssen, wo immer sie nicht in der Lage sind, die Welt stolz und kühn verachten zu dürfen. Wenn nämlich der Neid bloß durch Reichthum, Rang, oder Macht erregt worden ist, wird er noch oft durch den Egoismus gedämpft; indem dieser absieht, daß von dem Beneideten, vorkommenden Falls, Hülfe, Genuß, Beistand, Schutz, Beförderung u. s. w. zu hoffen steht, oder daß man wenigstens im Umgange mit ihm, von dem Abglanze seiner Vornehmigkeit beleuchtet, selbst Ehre genießen kann: auch bleibt hier die Hoffnung übrig, alle jene Güter einst noch selbst zu erlangen. Hingegen für den auf Naturgaben und persönliche Vorzüge, dergleichen bei Weibern die Schönheit, bei Männern der Geist ist, gerichteten Neid giebt es keinen Trost der einen und keine Hoffnung der andern Art; so daß ihm nichts übrig bleibt, als die so Bevorzugten bitter und unversöhnlich zu hassen. Daher ist sein einziger Wunsch, Rache an seinem Gegenstand zu nehmen. Hiebei nun aber befindet er sich in der unglücklichen Lage, daß alle seine Schläge machtlos fallen, sobald an den Tag kommt, daß sie von ihm ausgegangen sind. Daher also versteckt er sich so sorgsam, wie die geheimen Wollustsünden, und wird nun

ein unerschöpflicher Erfinder von Listen, Schlichen und Kniffen, sich zu verhüllen und zu maskiren, um ungesehn seinen Gegenstand zu verwunden. Da wird er z. B. die Vorzüge, welche sein Herz zerfleischen, mit unbefangenster Miene ignoriren, sie gar nicht sehn, nicht kennen, nie bemerkt, noch davon gehört haben, und wird so im Dissimuliren einen Meister abgeben. Dabei aber wird er, vor allen Dingen, bemüht seyn, durch heimliche Machinationen, jenen Vorzügen alle Gelegenheit, sich zu zeigen und bekannt zu werden, sorgfältig zu entziehn. Sodann wird er über sie, aus dem Finstern, Tadel, Hohn und Spott aussenden. Nicht weniger wird er unbedeutende Menschen, oder auch das Mittelmäßige, ja Schlechte, in der selben Gattung von Leistungen, enthusiastisch loben. Kurz, er wird ein Proteus an Stratagemen, um zu verletzen, ohne sich zu zeigen. Aber, was hilft es? das geübte Auge erkennt ihn doch. Ihn verräth schon die Scheu und Flucht vor seinem Gegenstande, der daher, je glänzender er ist, desto mehr allein steht; weshalb schöne Mädchen keine Freundinnen haben: ihn verräth sein Haß ohne allen Anlaß, der bei der geringsten, ja oft nur eingebildeten Gelegenheit, zur heftigsten Explosion kommt. Wie ausgebreitet übrigens seine Familie sei, erkennt man an dem allgemeinen Lobe der Bescheidenheit, dieser zu Gunsten der platten Gewöhnlichkeit erfundenen, schlauen Tugend, welche dennoch, eben durch die in ihr an den Tag gelegte Nothwendigkeit der Schonung der Armsäligkeit, diese gerade ans Licht zieht. — Jedoch für unser Selbstgefühl und unsern Stolz kann es nichts Schmeichelhafteres geben, als den Anblick des in seinem Verstecke lauernden und seine Machinationen betreibenden Neides: zudem ist die Entdeckung desselben für unsere Sicherheit von Wichtigkeit. Daher soll man ihn studiren, um ihm auf die Schliche zu kommen; da er, überall zu finden, allezeit inkognito einhergeht, oder auch, der giftigen Kröte gleich, in finstern Löchern lauert. Hingegen verdient er weder Schonung, noch Mitleid, sondern die Verhaltungsregel sei:

Den Neid wirst nimmer du versöhnen:
So magst du ihn getrost verhöhnen.

Wenn man nun, wie hier geschehn, die menschliche Schlechtigkeit ins Auge gefaßt hat und sich darüber entsetzen möchte;

Digitized by Google

so muß man alsbald den Blick auf den Jammer des menschlichen Daseyns werfen; und wieder eben so, wenn man vor diesem erschrocken ist, auf jene: da wird man finden, daß sie einander das Gleichgewicht halten, und wird der ewigen Gerechtigkeit inne werden, indem man merkt, daß die Welt selbst das Weltgericht ist. Vom selben Standpunkt aus verliert sich auch die Indignation über die intellektuelle Unfähigkeit der Allermeisten, die uns im Leben so häufig anwidert. Also miseria humana, nequitia humana und stultitia humana entsprechen einander vollkommen, in diesem Sansara der Buddhaisten.

§. 115.

Die Leser meiner Ethik wissen, daß bei mir das Fundament der Moral zuletzt auf jener Wahrheit beruht, welche im Veda und Vedanta ihren Ausdruck hat an der stehend gewordenen mystischen Formel tat twam asi (Dies bist du), welche mit Hindeutung auf jedes Lebende, sei es Mensch oder Thier, ausgesprochen wird und dann die Mahavakya, das große Wort, heißt.

In der That kann man die ihr gemäß geschehenden Handlungen, z. B. die der Wohlthätigkeit, als den Anfang der Mystik betrachten. Jede, in reiner Absicht erzeigte Wohlthat giebt kund, daß Der, welcher sie ausübt, im geraden Widerspruch mit der Erscheinungswelt, in welcher das fremde Individuum von ihm selbst gänzlich gesondert dasteht, sich als identisch mit demselben erkennt. Demnach ist jede ganz uninteressirte Wohlthat eine mysteriöse Handlung, ein Mysterium: daher eben hat man, um Rechenschaft davon zu geben, zu allerlei Fiktionen seine Zuflucht nehmen müssen. Nachdem Kant dem Theismus alle andern Stützen weggezogen hatte, ließ er ihm bloß die, daß er die beste Deutung und Auslegung jener und aller ihr ähnlichen mysteriösen Handlungen abgäbe. Er ließ ihn demnach als eine zwar theoretisch unerweisliche, aber zum praktischen Behufe gültige Annahme bestehn. Daß es ihm aber auch nur hiemit so ganz Ernst gewesen sei, möchte ich bezweifeln. Denn die Moral mittelst des Theismus stützen, heißt sie auf Egoismus zurückführen; obgleich die Engländer, wie auch bei uns die untersten Klassen der Gesellschaft, gar nicht die Möglichkeit einer andern Begründung absehn.

Digitized by Google

Das oben in Anregung gebrachte Wiedererkennen seines eigenen wahren Wesens in einem fremden, sich objektiv darstellenden Individuo tritt besonders schön und deutlich hervor in den Fällen, wo ein bereits rettungslos dem Tode anheimfallender Mensch noch mit ängstlicher Besorgniß und thätigem Eifer auf das Wohl und die Rettung Anderer bedacht ist. Dieser Art ist die bekannte Geschichte von einer Magd, welche, Nachts auf dem Hofe von einem tollen Hunde gebissen, sich als rettungslos verloren gebend, nun den Hund packt und in den Stall schleppt, den sie verschließt, damit kein Anderer mehr sein Opfer werde. Ebenfalls jener Vorfall in Neapel, den Tischbein in einem seiner Aquarellbilder verewigt hat: vor der, dem Meere schnell zuströmenden Lava fliehend trägt der Sohn den alten Vater auf dem Rücken: aber als nur noch ein schmaler Landstrich beide zerstörende Elemente trennt, heißt der Vater den Sohn ihn niederlegen, um sich selbst durch laufen zu retten; weil sonst Beide verloren sind. Der Sohn gehorcht und wirft im Scheiden noch einen Abschiedsblick auf den Vater. Dies stellt das Bild dar. Auch ist ganz dieser Art die historische Thatsache, welche Walter Scott mit seiner Meisterhand darstellt im heart of Mid-Lothian, Chap. 2, wo nämlich, von zwei zum Tode verurtheilten Delinquenten, der, welcher durch sein Ungeschick die Gefangennehmung des andern veranlaßt hatte, diesen, in der Kirche, nach der Sterbepredigt, durch kräftige Ueberwältigung der Wache, glücklich befreit, ohne dabei irgend einen Versuch für sich selbst zu unternehmen. Ja, hierher zu zählen, wenngleich es dem occidentalischen Leser anstößig seyn mag, ist auch die auf einem oft wiederholten Kupferstiche dargestellte Scene, wo der, um füsillirt zu werden, bereits knieende Soldat seinen Hund, der zu ihm will, eifrig mit dem Tuche zurückscheucht. — In allen Fällen dieser Art nämlich sehn wir ein seinem unmittelbaren persönlichen Untergange mit voller Gewißheit entgegengehendes Individuum, an seine eigene Erhaltung nicht mehr denken, um seine ganze Sorgfalt und Anstrengung auf die eines andern zu richten. Wie könnte doch deutlicher das Bewußtseyn sich aussprechen, daß dieser Untergang nur der einer Erscheinung und also selbst Erscheinung ist, hingegen das wahre Wesen des Untergehenden, davon unberührt, in dem Andern fortbesteht, in welchem er es

eben jetzt, wie seine Handlung verräth, so deutlich erkennt. Denn, wie könnte, wenn Dem nicht so wäre, sondern wir ein in der wirklichen Vernichtung begriffenes Wesen vor uns hätten, dieses noch, durch äußerste Anstrengung seiner letzten Kräfte, einen so innigen Antheil am Wohl und Fortbestand eines andern beweisen? —

Es giebt in der That zwei entgegengesetzte Weisen, sich seines eigenen Daseyns bewußt zu werden: ein Mal, in empirischer Anschauung, wie es von außen sich darstellt, als eines verschwindend kleinen, in einer, der Zeit und dem Raume nach, gränzenlosen Welt; — dann aber, indem man in sein eigenes Inneres sich versenkt und dadurch sich bewußt wird, Alles in Allem und eigentlich das allein wirkliche Wesen zu seyn, welches, zur Zugabe, sich in den andern, ihm von außen gegebenen, nochmals, wie im Spiegel, erblickt. Daß nun die erstere Erkenntnißweise bloß die durch das principium individuationis vermittelte Erscheinung erfasse, die andere aber ein unmittelbares Innewerden seiner selbst als des Dinges an sich sei, — ist eine Lehre, in der ich, der erstern Hälfte nach, Kanten, in beiden aber den Veda für mich habe. Allerdings ist der einfache Einwand gegen die letztere Erkenntnißweise, sie setze voraus, daß Eines und dasselbe Wesen an verschiedenen Orten zugleich und doch in jedem ganz seyn könne. Wenn nun gleich Dieses, auf dem empirischen Standpunkt, die palpabelste Unmöglichkeit, ja eine Absurdität ist; so bleibt es dennoch vom Dinge an sich vollkommen wahr; weil jene Unmöglichkeit und Absurdität bloß auf den Formen der Erscheinung, die das principium individuationis ausmachen, beruht. Denn das Ding an sich, der Wille zum Leben, ist in jedem Wesen, auch dem geringsten, ganz und ungetheilt vorhanden, so vollständig, wie in allen, die je waren, sind und seyn werden, zusammen genommen. Hierauf eben beruht es, daß jedes Wesen, selbst das geringste, zu sich sagt: dum ego salvus sim, pereat mundus. Und in Wahrheit würde, wenn auch alle andern Wesen untergiengen, in diesem Einen, übrig gebliebenen, doch noch das ganze Wesen an sich der Welt ungekränkt und unvermindert dastehn und jenes Untergangs als eines Gauckelspieles lachen. Dies ist freilich ein Schluß per impossibile, welchem man, als eben so berechtigt, diesen gegen-

Digitized by Google

überstellen kann, daß wenn irgend ein Wesen, auch nur das geringste, gänzlich vernichtet wäre, in und mit ihm die ganze Welt untergegangen seyn würde. In diesem Sinne eben sagt der Mystiker Angelus Silesius:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben:
Werd' ich zunicht; er muß von Noth den Geist aufgeben."

Um aber diese Wahrheit, oder wenigstens die Möglichkeit, daß unser eigenes Selbst in andern Wesen existiren könne, deren Bewußtseyn ein von dem unsrigen getrenntes und verschiedenes ist, auch vom empirischen Standpunkt aus einigermaaßen absehn zu können, dürfen wir nur uns der magnetisirten Somnambulen erinnern, deren identisches Ich, nachdem sie erwacht sind, nichts von allen Dem weiß, was sie den Augenblick vorher selbst gesagt, gethan und erlitten haben. Ein so ganz phänomeneller Punkt ist also das individuelle Bewußtseyn, daß sogar in dem selben Ich deren zwei entstehen können, davon das eine nicht vom andern weiß.

Immer jedoch behalten Betrachtungen, wie die vorhergehenden, hier, in unserm judaisirten Occident, etwas sehr Fremdartiges: aber nicht so im Vaterlande des Menschengeschlechts, in jenem Lande, wo ein ganz anderer Glaube herrscht, ein Glaube, welchem gemäß, auch noch heute, z. B. nach der Todtenbestattung, die Priester, vor allem Volke und mit Begleitung der Instrumente, den Vedahymnus anstimmen, der also beginnt:

„Der verkörperte Geist, welcher tausend Häupter, tausend Augen, tausend Füße hat, wurzelt in der Menschenbrust und durchdringt zugleich die ganze Erde. Dieses Wesen ist die Welt und Alles, was je war und seyn wird. Es ist Das, was durch die Nahrung wächst, und Das, was Unsterblichkeit verleihet. Dieses ist seine Größe: und darum ist es der allerherrlichste verkörperte Geist. Die Bestandtheile dieser Welt machen Einen Theil seines Wesens aus, und drei Theile sind Unsterblichkeit, im Himmel. Diese drei Theile haben sich aus der Welt emporgehoben; aber der Eine Theil ist zurückgeblieben und ist Das, was (durch die Seelenwandrung) die Früchte guter und böser Thaten genießt und nicht genießt." u. s. w. (nach Colebrooke, on the religious ceremonies of the Hindus, im 5. Bande

der Asiatic researches S. 345 der Kalkutter Ausg., auch in dessen Miscellaneous essays Vol. 1. p. 167.).

Wenn man nun dergleichen Gesänge mit unsern Gesangbüchern vergleicht, wird man sich nicht mehr wundern, daß die Anglikanischen Missionarien am Ganges so erbärmlich schlechte Geschäfte machen und mit ihren Vorträgen über ihren „maker“*)

---

*) Maker ist das deutsche „Macher“ und auch, wie dieses, in compositis häufig, z. B. watchmaker, shoemaker, — Uhrmacher, Schuhmacher, u. a. m. Our maker „unser Macher“, ist nun in Englischen Schriften, Predigten und dem gemeinen Leben ein sehr gewöhnlicher und beliebter Ausdruck für „Gott“: welches ich, als für die Englische Religionsauffassung höchst charakteristisch, zu bemerken bitte. Wie jedoch dem, in der Lehre des heiligen Veda erzogenen Brahmanen und dem ihm nacheifernden Vaisia, ja, wie dem gesammten, vom Glauben an die Metempsychose und die Vergeltung durch sie durchdrungenen und bei jedem Vorgange im Leben ihrer eingedenken Indischen Volke zu Muthe werden muß, wenn man ihm solche Begriffe aufdringen will, wird der unterrichtete Leser leicht ermessen. Von dem ewigen Brahm, welches in Allem und in Jedem da ist, leidet, lebt und Erlösung hofft, überzugehn zu jenem maker aus nichts ist für die Leute eine schwere Zumuthung. Ihnen wird nie beizubringen seyn, daß die Welt und der Mensch ein Machwerk aus nichts sei. Mit großem Rechte sagt daher der edele Verfasser des im Texte sogleich zu lobenden Buches, S. 15 desselben: „die Bemühungen der „Missionarien werden fruchtlos bleiben: kein irgend achtungswürdiger Hindu „wird jemals ihren Vermahnungen nachgeben.“ Desgleichen S. 50, nach Darlegung der Brahmanischen Grundlehren: „Zu hoffen, daß sie, durchdrungen von diesen Ansichten, in denen sie leben, weben und sind, jemals sie aufgeben werden, um die Christliche Lehre anzunehmen, ist, meiner festen Ueberzeugung nach, eine eitele Erwartung.“ Auch S. 68. „Und wenn, zu solchem Zweck, die ganze Synode der Englischen Kirche Hand anlegte, würde es ihr, es wäre denn durch absoluten Zwang, wahrlich nicht gelingen, auch nur einen Menschen aus Tausend in der großen Indischen Bevölkerung zu bekehren.“ Wie richtig seine Vorhersagung gewesen bezeugt noch jetzt, 41 Jahre später, ein langer Brief in den Times vom 6. November 1849, unterzeichnet Civis, der, wie aus demselben erhellt, von einem Manne herrührt, welcher lange in Indien gelebt hat. Darin heißt es unter Anderm: „nie ist „mir auch nur ein einziges Beispiel bekannt geworden, daß in Indien ein Mensch „dessen wir uns rühmen dürften, zum Christenthum bekehrt worden wäre; nicht „einen Fall wüßte ich, wo es nicht Einer gewesen wäre, der dem Glauben, den „er annahm, zum Vorwurf, und dem, den er abschwur, zur Warnung gereichte. „Die Proselyten, welche man bis jetzt gemacht hat, so wenige ihrer sind, haben daher bloß gedient, Andere von der Nachfolge ihres Beispiels abzuschrecken.“ Nachdem auf diesen Brief Widerspruch erfolgt war, erscheint, zur

Digitized by Google

bei den Brahmanen keinen Eingang finden. Wer aber das Vergnügen genießen will, zu sehn, wie den absurden und unverschämten Prätensionen jener Herren, schon vor 41 Jahren, ein Englischer Offizier kühn und nachdrücklich entgegengetreten ist, der lese die Vindication of the Hindoos from the aspersions of the reverend Claudius Buchanan, with a refutation of his arguments in favour of an ecclesiastical establishment in British India: the whole tending to evince the excellence of the moral system of the Hindoos; by a Bengal officer. Lond. 1808. Der Verfasser setzt darin, mit seltener Freimüthigkeit, die Vorzüge der Hindostanischen Glaubenslehren vor den Europäischen auseinander. Die kleine Schrift, welche Deutsch etwan 5 Bogen füllen würde, verdiente noch jetzt übersetzt zu werden; da sie besser und aufrichtiger, als irgend eine mir bekannte, den so wohlthätigen praktischen Einfluß des Brahmanismus, sein Wirken im Leben und im Volke, darlegt, — ganz anders, als die aus geistlichen Federn geflossenen Berichte, die, eben als solche wenig Glauben verdienen; hingegen übereinstimmend mit Dem, was ich mündlich von Englischen Offizieren, die ihr halbes Leben in Indien zugebracht hatten, vernommen habe. Denn, um zu wissen, wie neidisch und ergrimmt die stets für ihre Pfründen zitternde Anglikanische Kirche auf den Brahmanismus ist, muß man z. B. das laute Gebelle kennen, wel-

---

Bekräftigung desselben, in den Times vom 20. November, ein zweiter, Sevahee unterschrieben, darin es heißt: „ich habe über 12 Jahre in der Präsidentur Madras gedient und während dieser langen Zeit nie ein einziges „Individuum gesehn, welches sich auch nur nominell, vom Hinduismus, oder „vom Islam, zur protestantischen Religion bekehrt hätte. So weit also stimme „ich ganz mit Civis überein und glaube, daß fast alle Offiziere der Armee „ein ähnliches Zeugniß ablegen werden." — Auch auf diesen Brief ist starker Widerspruch erfolgt: allein ich glaube, daß solcher, wenn auch nicht von Missionarien, doch von Cousins der Missionarien herrührt; wenigstens sind es sehr gottselige Gegner. Mag also auch nicht Alles, was sie anführen, ohne Grund seyn; so messe ich denn doch den oben extrahirten, unbefangenen Gewährsmännern mehr Glauben bei. Denn bei mir findet, in England, der rothe Rock mehr Glauben, als der schwarze, und Alles, was daselbst zu Gunsten der Kirche, dieser so reichen und bequemen Versorgungsanstalt der mittellosen jüngern Söhne der gesammten Aristokratie, gesagt wird ist mir eo ipso verdächtig.

Digitized by Google

ches, vor einigen Jahren, die Bischöfe im Parlament erhoben, Monate lang fortsetzten und, da die Ostindischen Behörden, wie immer bei solchen Gelegenheiten, sich überaus zähe bezeigten, stets wieder aufs Neue anstimmten, bloß über einige äußere Ehrenbezeugungen, welche, wie billig, in Indien, von Englischen Behörden, der uralten, ehrwürdigen Landesreligion erzeigt wurden, z. B. daß, wann die Procession mit den Götterbildern vorüberzieht, die Wache mit dem Offizier hübsch heraustritt und trommelt; ferner über die Lieferung rothen Tuches, den Wagen von Jagernauth zu bedecken, u. dgl. m. Letztere ist wirklich jenen Herren zu Gefallen, nebst dem dabei erhobenen Pilger-Zoll, eingestellt worden. Inzwischen läßt das unabläßige Geifern jener sich selbst sehr-ehrwürdig nennenden Pfründen- und Allongenperucken-Träger über solche Dinge, nebst der noch ganz mittelalterlichen, heut zu Tage aber roh und pöbelhaft zu nennenden Weise, in der sie sich über die Urreligion unsers Geschlechtes ausdrükken, imgleichen auch das schwere Aergerniß, welches sie daran nahmen, daß Lord Ellenborough 1845 die Pforte der, i. J. 1022 von jenem fluchwürdigen Mahmud dem Ghaznewiden zerstörten Pagode von Sumenaut im Triumphzuge nach Bengalen zurückbrachte und den Brahmanen übergab, — dies Alles, sage ich, läßt vermuthen, daß ihnen nicht unbekannt ist, wie sehr die meisten der Europäer, welche lange in Indien leben, in ihrem Herzen dem Brahmanismus zugethan werden und über die religiösen, wie die socialen Vorurtheile Europa's nur noch die Achsel zucken. „Das fällt Alles ab, wie Schuppen, sobald man nur zwei Jahre in Indien gelebt hat," — sagte zu mir ein Mal ein Solcher. Sogar ein Franzose, jener sehr gefällige und gebildete Herr, der vor etwan zehn Jahren, die Dewadassi (vulgo Bayaderen) in Europa begleitete, rief, als ich mit ihm auf die Religion jenes Landes zu sprechen kam, sogleich mit feuriger Begeisterung aus: Monsieur, c'est la vraie religion! — Höchst drollig hingegen ist, nebenbei gesagt, die gelassen lächelnde Süffisance, mit welcher einige servile Deutsche Philosophaster, wie auch manche Buchstaben-Orientalisten, von der Höhe ihres rationalistischen Judenthums auf Brahmanismus und Buddhaismus herabsehn. Solchen Herrlein möchte ich wahrlich ein Engagement bei der Affenkomödie auf der Frankfurter Messe

Digitized by Google

vorschlagen; wenn anders die Nachkommen des Hanuman sie unter sich dulden wollen. —

§. 116.

Nach meiner Preisschrift über die moralische Freiheit kann keinem denkenden Menschen zweifelhaft bleiben, daß diese nirgends in der Natur, sondern nur außerhalb der Natur zu suchen ist. Sie ist ein Metaphysisches, aber in der physischen Welt ein Unmögliches. Demnach sind unsere einzelnen Thaten keineswegs frei; hingegen ist der individuelle Charakter eines Jeden anzusehn als seine freie That. Er selbst ist ein Solcher, weil er, ein für alle Mal, ein Solcher seyn will. Denn der Wille selbst und an sich ist, auch sofern er in einem Individuo erscheint, also das Ur- und Grundwollen desselben ausmacht, von aller Erkenntniß unabhängig, weil ihr vorhergängig. Von ihr erhält er bloß die Motive, an denen er successive sein Wesen entwickelt und sich kenntlich macht, oder in die Sichtbarkeit tritt: aber er selbst ist, als außer der Zeit liegend, unveränderlich, so lange er überhaupt ist. Daher kann Jeder, als ein Solcher, der er nun ein Mal ist, und unter den jedesmaligen Umständen, die aber ihrerseits nach strenger Nothwendigkeit eintreten, schlechterdings nie etwas Anderes thun, als was er jedesmal gerade jetzt thut. Demnach ist der ganze empirische Verlauf des Lebens eines Menschen, in allen seinen Vorgängen, großen und kleinen, so nothwendig vorherbestimmt, wie der eines Uhrwerks. Dies entsteht im Grunde daraus, daß die Art, wie die besagte, metaphysische freie That ins erkennende Bewußtseyn fällt, eine Anschauung ist, welche Zeit und Raum zur Form hat, mittelst welcher nunmehr die Einheit und Untheilbarkeit jener That sich darstellt als auseinandergezogen in eine Reihe von Zuständen und Begebenheiten, die am Leitfaden des Satzes vom Grunde in seinen vier Gestalten, — und dies eben heißt nothwendig, — eintreten. Das Resultat aber ist ein moralisches, nämlich Dieses, daß wir an Dem, was wir thun, erkennen was wir sind; wie wir an Dem, was wir leiden, erkennen was wir verdienen.

Hieraus folgt nun ferner, daß die Individualität nicht allein auf dem principio individuationis beruht und daher nicht

durch und durch bloße Erscheinung ist; sondern daß sie im Dinge an sich, im Willen des Einzelnen, wurzelt: denn sein Charakter selbst ist individuell. Wie tief nun aber hier ihre Wurzeln gehn, gehört zu den Fragen, deren Beantwortung ich nicht unternehme.

Hiebei verdient in Erinnerung gebracht zu werden, daß schon Plato, auf seine Weise, die Individualität eines Jeden als dessen freie That darstellt, indem er ihn, in Folge seines Herzens und Charakters, als einen Solchen, wie er ist, mittelst der Metempsychose, geboren werden läßt. De legib. X. p. 106. ed. Bip. — Auch die Brahmanen ihrerseits drücken die unveränderliche Bestimmtheit des angeborenen Charakters mythisch dadurch aus, daß sie sagen, Brahma habe, bei der Hervorbringung jedes Menschen, sein Thun und sein Leiden, in Schriftzeichen auf seinen Schädel gegraben, denen gemäß sein Lebenslauf ausfallen müsse. Als diese Schrift weisen sie die Zacken der Suturen der Schädelknochen nach. Der Inhalt derselben sei eine Folge seines vorhergegangenen Lebens und dessen Thuns. (Siehe lettres édifiantes, édition de 1819, Vol. 6, p. 149, et Vol. 7, p. 135.)

Eine andere Folge des Obigen, die sich empirisch durchgängig bestätigt, ist, daß alle ächten Verdienste, die moralischen, wie die intellektuellen, nicht bloß einen physischen, oder sonst empirischen, sondern einen metaphysischen Ursprung haben, demnach a priori und nicht a posteriori gegeben, d. h. angeboren und nicht erworben sind, folglich nicht in der bloßen Erscheinung, sondern im Ding an sich wurzeln. Daher leistet Jeder im Grunde nur Das, was schon in seiner Natur, d. h. eben in seinem Angeborenen, unwiderruflich feststeht. Die intellektuellen Fähigkeiten bedürfen zwar der Ausbildung; wie manche Naturprodukte der Zurichtung, um genießbar, oder sonst nutzbar, zu seyn: wie aber hier keine Zurichtung das ursprüngliche Material ersetzen kann, so auch dort nicht. Daher eben sind alle bloß erworbenen, angelernten, erzwungenen Eigenschaften, also die Eigenschaften a posteriori, moralische, wie intellektuelle, eigentlich unächt, eiteler Schein, ohne Gehalt. Wie nun Dies aus einer richtigen Metaphysik folgt, so lehrt es auch ein tieferer Blick in die Erfahrung. Sogar bezeugt es das große Gewicht, welches

Digitized by Google

Alle auf die Physiognomie und das Aeußere, also das Angeborene, jedes irgendwie ausgezeichneten Menschen legen und daher so begierig sind, ihn zu sehn. Die Oberflächlichen freilich und, aus guten Gründen, die gemeinen Naturen werden der entgegengesetzten Ansicht seyn, um bei Allem, was ihnen abgeht, sich getrösten zu können, es werde noch kommen. — So ist denn diese Welt nicht bloß ein Kampfplatz, für dessen Siege und Niederlagen die Preise in einer künftigen ausgetheilt werden; sondern sie selbst ist schon das jüngste Gericht, indem Jeder Lohn und Schmach, je nach seinen Verdiensten, mitbringt; — wie denn auch Brahmanismus und Buddhaismus, indem sie Metempsychose lehren, Dies nicht anders wissen. —

§. 117.

Ueber diese Apriorität des moralischen Charakters giebt zu mannigfaltigen Betrachtungen Stoff des Dänen Bastholm Buch: „Historische Nachrichten zur Kenntniß des Menschen im rohen Zustande." Ihm selbst fällt auf, daß Geisteskultur und moralische Güte der Nationen sich als ganz unabhängig von einander erweisen, indem die Eine oft ohne die Andere sich vorfindet. Wir werden Dies daraus erklären, daß die moralische Güte keineswegs aus der Reflexion entspringt, deren Ausbildung von der Geisteskultur abhängt; sondern geradezu aus dem Willen selbst, dessen Beschaffenheit angeboren ist und der an sich selbst keiner Verbesserung durch Bildung fähig ist. Bastholm schildert nun die meisten Nationen als sehr lasterhaft und schlecht: hingegen hat er von einzelnen wilden Völkern die vortrefflichsten allgemeinen Charakterzüge mitzutheilen: so von den Orotchysen, den Bewohnern der Insel Sawu, den Tungusen und den Pelew-Insulanern. Da versucht er, das Problem zu lösen, woher es komme, daß einzelne Völkerschaften so ausgezeichnet gut sind, unter lauter bösen Nachbarn. Mir scheint, es könne daraus erklärt werden, daß, da die moralischen Eigenschaften vom Vater erblich sind, in obigen Fällen eine solche isolirte Völkerschaft aus Einer Familie entstanden, mithin dem selben Ahnherrn, der gerade ein guter Mann war, entsprossen ist und sich unvermischt erhalten hat. Haben doch auch, bei mancherlei unangenehmen Anlässen, wie Staatsschulden-Repudiationen, Raubzügen u. s. w.,

Digitized by Google

die Engländer den Nordamerikanern ins Gedächtniß gerufen, daß sie von einer englischen Verbrecherkolonie abstammen; — wiewohl dies nur von einem geringen Theil derselben gelten kann.

§. 118.

Wie ein Botaniker an Einem Blatte die ganze Pflanze erkennt; wie Cüvier aus Einem Knochen das ganze Thier konstruirte; so kann man aus Einer charakteristischen Handlung eines Menschen eine richtige Kenntniß seines Charakters erlangen, also ihn gewissermaaßen daraus konstruiren; sogar auch wenn diese Handlung eine Kleinigkeit betrifft; ja, dann oft am besten: denn bei wichtigern Dingen nehmen die Leute sich in Acht; bei Kleinigkeiten folgen sie, ohne vieles Bedenken, ihrer Natur. Zeigt Einer in solchen, durch sein absolut rücksichtsloses, egoistisches Benehmen, daß die Gerechtigkeit der Gesinnung seinem Herzen fremd ist; so soll man ihm, ohne gehörige Sicherheit, keinen Groschen anvertrauen. Denn wer wird glauben, daß Der, welcher in allen andern, nicht das Eigenthum betreffenden Angelegenheiten, sich täglich ungerecht bezeugt und dessen gränzenloser Egoismus aus den kleinen, keiner Rechenschaft unterworfenen Handlungen des gemeinen Lebens überall hervorguckt, wie ein schmutziges Hemd aus den Löchern einer zerlumpten Jacke, — daß ein Solcher in den Angelegenheiten des Mein und Dein, ohne andern Antrieb, als den der Gerechtigkeit, ehrlich seyn werde? Nach dem selben Princip soll man auch mit sogenannten guten Freunden, selbst über Kleinigkeiten, wenn sie einen boshaften, oder schlechten, oder gemeinen Charakter verrathen, sogleich brechen, um dadurch ihren großen schlechten Streichen vorzubeugen, die nur auf Gelegenheit warten, sich einzustellen. Das Selbe gilt von Dienern. Stets denke man: besser allein, als unter Verräthern.

Wirklich ist die Grundlage und Propädeutik zu aller Menschenkenntniß die Ueberzeugung, daß das Handeln des Menschen, im Ganzen und Wesentlichen, nicht von seiner Vernunft und deren Vorsätzen geleitet wird; daher Keiner Dieses oder Jenes dadurch wird, daß er es, wenn auch noch so gern, seyn möchte: sondern aus seinem angeborenen und unveränderlichen Charakter

Digitized by Google

geht sein Thun hervor, wird näher und im Besondern bestimmt durch die Motive, ist folglich das nothwendige Produkt dieser beiden Faktoren. Demgemäß kann man das Handeln des Menschen sich veranschaulichen an dem Lauf eines Planeten, als welcher das Resultat der diesem beigegebenen Tangential- und der von seiner Sonne aus wirkenden Centripetal-Kraft ist; wobei denn die erstere Kraft den Charakter, die letztere den Einfluß der Motive darstellt. Dies ist fast mehr als ein bloßes Gleichniß; sofern nämlich die Tangentialkraft, von welcher eigentlich die Bewegung ausgeht, während sie von der Gravitation beschränkt wird, metaphysisch genommen, der in einem solchen Körper sich darstellende Wille ist.

Wer nun Dieses begriffen hat, wird auch einsehn, daß wir über Das, was wir in einer zukünftigen Lage thun werden, eigentlich nie mehr, als eine Muthmaaßung haben; obwohl wir diese oft für einen Entschluß halten. Wenn z. B. ein Mensch, in Folge eines Vorschlags, die Verbindlichkeit, beim Eintritt noch in der Zukunft liegender Umstände, Dieses oder Jenes zu thun, höchst aufrichtig und sogar sehr gern eingegangen ist; so ist hiedurch noch gar nicht ausgemacht, daß er sie erfüllen werde; es sei denn, er wäre so beschaffen, daß sein gegebenes Versprechen selbst und als solches stets und überall ein hinreichendes Motiv für ihn würde, indem es, mittelst der Rücksicht auf seine Ehre, wie ein fremder Zwang auf ihn wirkte. Außerdem aber läßt sich was er, beim Eintritt jener Umstände, thun wird, ganz allein, jedoch mit völliger Gewißheit vorherbestimmen aus einer richtigen und genauen Kenntniß seines Charakters und der äußern Umstände, unter deren Einwirkung er alsdann geräth. Dies ist sogar sehr leicht, wenn man ihn schon ein Mal in der gleichen Lage gesehn hat: denn unfehlbar wird er das zweite Mal das Selbe thun, vorausgesetzt, daß er schon beim ersten die Umstände richtig und vollständig erkannt hatte; da, wie ich öfter bemerkt habe, causa finalis non movet secundum suum esse reale, sed secundum esse cognitum. (Suarez, disp. metaph. disp. XXIII, sect. 7 et 8.) Was er nämlich das erste Mal nicht erkannt oder verstanden hatte, konnte dann auch nicht auf seinen Willen einwirken; eben wie ein elektrischer Proceß

Digitized by Google

ſtockt, wenn irgend ein iſolirender Körper die Einwirkung eines Leiters hemmt. — Ungemein deutlich dringt die Unveränderlichkeit des Charakters und daraus hervorgehende Nothwendigkeit der Handlungen ſich Dem auf, der, bei irgend einer Gelegenheit, ſich nicht benommen hat, wie er geſollt, indem er etwan an Entſchloſſenheit, oder Feſtigkeit, oder Muth, oder ſonſtige vom Augenblick geforderte Eigenſchaften es hat fehlen laſſen. Jetzt hinterher erkennt und bereut er ſein unrichtiges Verfahren aufrichtig und denkt auch wohl: „Ja, wenn mir Das wieder geboten würde, da wollt' ich es anders machen!" Es wird ihm wieder geboten, der gleiche Fall tritt ein: und er macht es wieder ganz eben ſo, — zu ſeiner großen Verwunderung.

Zu der hier in Rede ſtehenden Wahrheit liefern uns durchgängig die beſte Erläuterung Shakeſpeare's Dramen. Denn er war von ihr durchdrungen nnd ſeine intuitive Weisheit ſpricht ſie in concreto auf jeder Seite aus. Ich will Dies jedoch jetzt an einem Fall exemplificiren, in welchem er es mit beſonderer Deutlichkeit hervorhebt, wiewohl ohne Abſichtlichkeit und Affektation, da er, als ein ächter Künſtler, nie von Begriffen ausgeht; ſondern offenbar nur, um der pſychologiſchen Wahrheit, wie er ſie anſchaulich und unmittelbar auffaßt, zu genügen, unbekümmert darum, daß es von Wenigen recht beachtet und verſtanden werden würde, und ohne Ahndung davon, daß einſt in Deutſchland fade und flache Geſellen breit auseinanderſetzen würden, daß er ſeine Stücke geſchrieben habe, um moraliſche Gemeinplätze zu illuſtriren. Was nun ich hier meyne, iſt der Charakter des Grafen Northumberland, den wir durch drei Trauerſpiele hindurchgeführt ſehn, ohne daß derſelbe eigentlich als Hauptperſon aufträte, vielmehr nur in wenigen Scenen, die in 15 Akte vertheilt ſind, vorkommt; daher wer nicht mit voller Aufmerkſamkeit lieſt den in ſo weiten Zwiſchenräumen dargeſtellten Charakter und die moraliſche Identität deſſelben leicht aus den Augen verlieren kann; ſo feſt ihn auch der Dichter vor den ſeinigen behalten hat. Er läßt dieſen Grafen überall mit edlem, ritterlichem Anſtande auftreten, eine dieſem angemeſſene Sprache reden, ja, hat ihm mitunter ſehr ſchöne und ſelbſt erhabene Stellen in den Mund gelegt; indem er weit davon entfernt iſt, es zu machen wie Schiller, der gern den Teufel ſchwarz malt, und deſſen mo-

Digitized by Google

ralische Billigung, oder Mißbilligung, der von ihm dargestellten Charaktere durch ihre eigenen Worte durchklingt. Sondern bei Shakespeare, und so auch bei Göthe, hat Jeder, während er dasteht und redet, vollkommen Recht, und wäre er der Teufel selbst. Man vergleiche in dieser Hinsicht den Herzog Alba bei Göthe und bei Schiller. — Die Bekanntschaft des Grafen Northumberland also machen wir schon im Richard **II**, wo er der Erste ist, eine Verschwörung gegen den König anzuzetteln, zu Gunsten des Bolingbroke, nachherigen Heinrich's **IV**, welchem er auch schon (Akt 2, Sc. 3) persönlich schmeichelt. Im folgenden Akt erleidet er eine Zurechtweisung, weil er, vom Könige redend, schlechtweg Richard gesagt hat, versichert jedoch, es bloß beliebter Kürze halber gethan zu haben. Bald darauf bewegt seine hinterlistige Rede den König zur Kapitulation. Im folgenden Akt behandelt er diesen, beim Kronentsagungsaktus, mit solcher Härte und Schnöde, daß der unglückliche, gebrochene Monarch doch noch ein Mal die Geduld verliert und ausruft: „Teufel! du quälst mich, noch ehe ich in der Hölle bin." Am Schlusse berichtet er dem neuen Könige, daß er die abgeschlagenen Köpfe der Anhänger des vorigen nach London gesandt habe. — Im folgenden Trauerspiele, Heinrich **IV**, zettelt er, ganz eben so, eine Verschwörung gegen den neuen König an. Im vierten Akte sehn wir diese Rebellen vereinigt, sich zur morgenden Hauptschlacht vorbereiten, nur auf ihn und seine Heeresabtheilung mit Ungeduld wartend. Da kommt endlich ein Brief von ihm: er selbst wäre krank, seine Heeresmacht aber könne er einem Andern nicht anvertrauen, jedoch sollten sie nur muthig fortfahren und tapfer darauf losgehn. Sie thun es: aber durch sein Ausbleiben bedeutend geschwächt werden sie gänzlich geschlagen, die meisten ihrer Häupter gefangen und sein eigener Sohn, der heldenmüthige Hotspur, fällt von der Hand des Kronprinzen. — Wieder im folgenden Stücke, dem zweiten Theile Heinrichs **IV**, sehn wir ihn durch den Tod dieses Sohnes in den wildesten Zorn versetzt und wüthend Rache schnauben. Er facht daher die Rebellion wieder an: die Häupter derselben sammeln sich aufs Neue. Wie nun diese, im vierten Akte, eben die Hauptschlacht zu liefern haben und nur noch darauf warten, daß er zu ihnen stoße, kommt ein Brief: er habe die genügende Heeresmacht

nicht zusammenziehn können, werde daher für jetzt seine Sicherheit in Schottland suchen, wünsche jedoch von Herzen ihrem heldenmüthigen Unternehmen den besten Erfolg. Worauf sie sich dem König unter einer Konvention ergeben, die nicht gehalten wird, und so zu Grunde gehn. —

Weit entfernt also, daß der Charakter das Werk vernünftiger Wahl und Ueberlegung wäre, hat der Intellekt beim Handeln nichts weiter zu thun, als dem Willen die Motive vorzuhalten: dann aber muß er, als bloßer Zuschauer und Zeuge, zusehn, wie aus ihrer Wirkung auf den gegebenen Charakter der Lebenslauf sich gestaltet, dessen sämmtliche Vorgänge, genau genommen, mit derselben Nothwendigkeit eintreten, wie die Bewegungen eines Uhrwerks; worüber ich auf meine Preisschrift von der Willensfreiheit verweise. Die hiebei nichtsdestoweniger Statt findende Illusion einer gänzlichen Freiheit des Willens, bei jeder einzelnen Handlung, habe ich ebendaselbst auf ihre wahre Bedeutung und ihren Ursprung zurückgeführt und dadurch die bewirkende Ursach derselben angegeben, welcher ich hier nur noch die Endursache beigeben will, in folgender teleologischer Erklärung jenes natürlichen Scheins. Indem die Freiheit und Ursprünglichkeit, welche in Wahrheit allein dem intelligibeln Charakter eines Menschen, dessen bloße Auffassung durch den Intellekt sein Lebenslauf ist, zukommt, jeder einzelnen Handlung anzuhängen scheint und so das ursprüngliche Werk, für das empirische Bewußtseyn, scheinbar in jeder einzelnen Handlung aufs Neue vollbracht wird; so erhält hiedurch unser Lebenslauf die größtmöglichste moralische *νουτεθησις*, indem sämmtliche schlechte Seiten unsers Charakters uns dadurch erst recht fühlbar werden. Jede That nämlich begleitet das Gewissen mit dem Kommentar „du könntest auch anders handeln", — obwohl dessen wahrer Sinn ist: „du könntest auch ein Andrer seyn."

Machiavelli, der sich durchaus nicht mit philosophischen Spekulationen beschäftigt zu haben scheint, wird, vermöge der durchdringenden Schärfe seines so einzigen Verstandes, zu folgendem, wahrhaft tiefsinnigen Ausspruche geführt, der eine intuitive Erkenntniß der gänzlichen Nothwendigkeit, mit der, bei gegebenen Charakteren und Motiven, alle Handlungen eintreten, voraussetzt. Er hebt mit demselben den Prolog zu seiner Ko-

Digitized by Google

möchte Clitia an: Se nel mondo tornassino i medesimi nomini, come tornano i medisimi casi, non passarebbono mai cento anni, che noi non ci troyassimo un altra volta insieme, a fare le medesime cose, che hora. (Wenn, auf der Welt, die selben Menschen wiederkehrten, wie die selben Fälle wiederkehren, so würden niemals hundert Jahre verlaufen, ohne daß wir abermals uns beisammen befänden, um das Selbe wie jetzt wieder zu thun).

Das Fatum, die *εἱμαρμενη*, der Alten ist eben nichts Anderes, als die zum Bewußtseyn gebrachte Gewißheit, daß alles Geschehende durch die Kausalkette fest verbunden ist und daher streng nothwendig eintritt, demnach das Zukünftige schon vollkommen fest steht, sicher und genau bestimmt ist und daran so wenig etwas geändert werden kann, wie am Vergangenen. Bloß das Vorherwissen desselben kann an den fatalistischen Mythen der Alten als fabelhaft angesehn werden; — wenn wir hiebei von der Möglichkeit des magnetischen Hellsehns und des zweiten Gesichts abstrahiren. Statt die Grundwahrheit des Fatalismus durch seichtes Geschwätz und alberne Ausflüchte beseitigen zu wollen, sollte man suchen, sie recht deutlich zu verstehn und zu erkennen; da sie eine demonstrable Wahrheit ist, welche ein wichtiges Datum zum Verständniß unsers so räthselhaften Daseyns liefert.

Prädestination und Fatalismus sind nicht in der Hauptsache verschieden, sondern nur darin, daß der gegebene Charakter und die von außen kommende Bestimmung des menschlichen Thuns bei jener von einem erkennenden, bei diesem von einem erkenntnißlosen Wesen ausgeht. Im Resultat treffen sie zusammen: es geschieht was geschehen muß. — Der Begriff einer moralischen Freiheit hingegen ist unzertrennlich von dem der Ursprünglichkeit. Denn daß ein Wesen das Werk eines Andern, dabei aber, seinem Wollen und Thun nach, frei sei, läßt sich mit Worten sagen, aber nicht mit Gedanken erreichen. Der nämlich, welcher ihn aus nichts ins Daseyn rief, hat eben damit auch sein Wesen, d. h. seine sämmtlichen Eigenschaften, mitgeschaffen und festgestellt. Denn nimmermehr kann man schaffen, ohne daß man ein Etwas schaffe, d. h. ein durchweg und allen seinen Eigenschaften nach genau bestimmtes Wesen. Aus diesen

dadurch festgestellten Eigenschaften aber fließen nachher mit Nothwendigkeit die sämmtlichen Aeußerungen und Wirkungen desselben, indem diese eben nur die ins Spiel gesetzten Eigenschaften selbst sind, welche bloß der Veranlassung von außen bedurften, um hervorzutreten. Wie der Mensch ist, so muß er handeln: also nicht seinen einzelnen Thaten, sondern seinem Wesen und Seyn klebt Schuld und Verdienst an. Daher sind Theismus und moralische Verantwortlichkeit des Menschen unvereinbar; weil eben die Verantwortlichkeit immer auf den Urheber des Wesens zurückfällt, als woselbst sie ihren Schwerpunkt hat. Vergebens hat man gesucht, zwischen jene beiden Unvereinbaren eine Brücke zu schlagen, mittelst des Begriffs der moralischen Freiheit des Menschen: sie stürzt immer wieder zusammen. Das freie Wesen muß auch das ursprüngliche seyn. Ist unser Wille frei, so ist er auch das Urwesen; und umgekehrt. Der vorkantische Dogmatismus, welcher diese beiden Prädikamente getrennt halten wollte, war eben dadurch auch genöthigt, zwei Freiheiten anzunehmen, nämlich die der ersten Weltursache, für die Kosmologie, und die des menschlichen Willens für die Moral und Theologie: dem entsprechend handelt auch bei Kant sowohl die dritte, wie die vierte Antinomie von der Freiheit.

In meiner Philosophie hingegen entspricht die unbefangene Anerkennung der strengen Necessitation der Handlungen der Lehre, daß auch in den erkenntnißlosen Wesen das sich Manifestirende Wille sei. Sonst würde die, beim Wirken dieser augenfällige Necessitation dasselbe zum Wollen in Gegensatz stellen, wenn nämlich es wirklich so eine Freiheit des einzelnen Thuns gäbe und dieses nicht vielmehr eben so streng necessitirt wäre, wie jedes andere Wirken. — Andererseits macht, wie ich eben gezeigt habe, die selbe Lehre von der Necessitation der Willensakte nöthig, daß das Daseyn und Wesen des Menschen selbst Werk seiner Freiheit, mithin seines Willens sei, dieser also Aseität habe. Unter der entgegengesetzten Voraussetzung nämlich fiele, wie gezeigt, alle Verantwortlichkeit weg, und die moralische, wie die physische Welt wäre eine bloße Maschine, die ihr außerhalb befindlicher Verfertiger zu eigener Unterhaltung ablaufen ließe. — So hängen die Wahrheiten alle zusammen, fordern sich, ergänzen sich; während der Irrthum an allen Ecken anstößt.

Digitized by Google

§. 119.

Welcher Art der Einfluß sei, den moralische Belehrung auf das Handeln haben kann, und welches die Gränzen desselben, habe ich §. 20 meiner Abhandlung über das Fundament der Moral hinlänglich untersucht. Im Wesentlichen analog verhält sich der Einfluß des Beispiels, welcher jedoch mächtiger ist, als der der Lehre; daher er eine kurze Analyse wohl verdient.

Das Beispiel wirkt zunächst entweder hemmend, oder befördernd. Ersteres, wenn es den Menschen bestimmt, zu unterlassen was er gern thäte. Er sieht nämlich, daß Andere es nicht thun; woraus er im Allgemeinen abnimmt, daß es nicht räthlich sei, also wohl der eigenen Person, oder dem Eigenthum, oder der Ehre Gefahr bringen müsse: daran hält er sich und sieht sich gern eigener Untersuchung überhoben. Oder er sieht gar, daß ein Anderer, der es gethan hat, schlimme Folgen davon trägt: dies ist das abschreckende Beispiel. Befördernd hingegen wirkt das Beispiel auf zweierlei Weise: nämlich entweder so, daß es den Menschen bewegt, zu thun was er gern unterließe, jedoch ebenfalls besorgt, daß die Unterlassung ihm irgend welche Gefahr bringen, oder ihm in der Meinung Anderer schaden könne; — oder aber es wirkt so, daß es ihn ermuthigt, zu thun was er gern thut, jedoch bisher, aus Furcht vor Gefahr, oder Schande, unterließ: dies ist das verführerische Beispiel. Endlich kann auch noch das Beispiel ihn auf etwas bringen, das ihm sonst gar nicht eingefallen wäre. Offenbar wirkt es in diesem Fall zunächst nur auf den Intellekt: die Wirkung auf den Willen ist dabei sekundär und wird, wenn sie eintritt, durch einen Akt eigener Urtheilskraft, oder durch Zutrauen auf Den, der das Beispiel giebt, vermittelt werden. — Die gesammte, sehr starke Wirkung des Beispiels beruht darauf, daß der Mensch, in der Regel, zu wenig Urtheilskraft, oft auch zu wenig Kenntniß hat, um seinen Weg selbst zu exploriren; daher er gern in die Fußstapfen Anderer tritt. Demnach wird Jeder dem Einflusse des Beispiels um so mehr offen stehn, je mehr es ihm an jenen beiden Befähigungen gebricht. Die Art der Wirkung aber wird durch seinen Charakter bestimmt: daher das selbe Beispiel auf den Einen verführerisch, auf den Andern abschreckend wirken kann. Dies zu beobachten geben gewisse gesellschaftliche Unarten, welche,

Digitized by Google

früher nicht vorhanden, allmälig einreißen, uns leicht Gelegenheit. Beim erſten Wahrnehmen einer ſolchen wird Einer denken „pfui, wie läßt Das! wie egoiſtiſch, wie rückſichtslos! wahrlich, ich will mich hüten, nie dergleichen zu thun.“ Zwanzig Andere aber werden denken: „aha! thut Der Das, darf ich's auch.“

In moraliſcher Hinſicht kann das Beiſpiel, eben wie die Lehre, zwar eine civile, oder legale Beſſerung befördern, jedoch nicht die innerliche, welches die eigentlich moraliſche iſt. Denn es wirkt ſtets nur als ein perſönliches Motiv, folglich unter Vorausſetzung der Empfänglichkeit für ſolche Art der Motive. Aber gerade Dies, ob ein Charakter für dieſe, oder für jene Art der Motive überwiegend empfänglich ſei, iſt für die eigentliche und wahre, jedoch ſtets nur angeborene Moralität deſſelben entſcheidend. Ueberhaupt wirkt das Beiſpiel als ein Beförderungsmittel des Hervortretens der guten und ſchlechten Charaktereigenſchaften: aber es ſchafft ſie nicht: daher Seneka's Ausſpruch velle non discitur auch hier Stich hält. Daß das Angebornſeyn aller ächten moraliſchen Eigenſchaften, der guten, wie der ſchlechten, beſſer zur Metempſychoſenlehre der Brahmaniſten und Buddhaiſten, derzufolge „dem Menſchen ſeine guten und ſchlechten Thaten aus einer Exiſtenz in die andere, wie ſein Schatten, nachfolgen,“ als zum Judenthum paßt, welches vielmehr erfordert, daß der Menſch als moraliſche Null auf die Welt komme, um nun, vermöge eines undenkbaren liberi arbitrii indifferentiae, ſonach in Folge vernünftiger Ueberlegung, ſich zu entſcheiden, ob er ein Engel, oder ein Teufel, oder was ſonſt etwan zwiſchen beiden liegt, ſeyn wolle, — Das weiß ich ſehr wohl, kehre mich aber durchaus nicht daran: denn meine Standarte iſt die Wahrheit. Bin ich doch eben kein Philoſophieprofeſſor und erkenne daher nicht meinen Beruf darin, nur vor allen Dingen die Grundgedanken des Judenthums ſicher zu ſtellen, ſelbſt wenn ſolche aller und jeder philoſophiſchen Erkenntniß auf immer den Weg verrennen ſollten. Liberum arbitrium indifferentiae, unter dem Namen „die ſittliche Freiheit,“ iſt eine allerliebſte Spielpuppe für Philoſophieprofeſſoren, die man ihnen laſſen muß, — den geiſtreichen, redlichen und aufrichtigen.

Digitized by Google

Kapitel IX.

Zur Rechtslehre und Politik.

---

§. 120.

Ein eigenthümlicher Fehler der Deutschen ist, daß sie, was vor ihren Füßen liegt, in den Wolken suchen. Ein ausgezeichnetes Beispiel hievon liefert die Behandlung des Naturrechts von den Philosophieprofessoren. Um die einfachen menschlichen Lebensverhältnisse, die den Stoff desselben ausmachen, also Recht und Unrecht, Besitz, Staat, Strafrecht u. s. w. zu erklären, werden die überschwänglichsten, abstraktesten, folglich weitesten und inhaltsleersten Begriffe herbeigeholt, und nun aus ihnen bald dieser, bald jener Babelthurm in die Wolken gebaut, je nach der speciellen Grille des jedesmaligen Professors. Dadurch werden die klärsten, einfachsten, und uns unmittelbar angehenden Lebensverhältnisse unverständlich gemacht, zum großen Nachtheil der jungen Leute, die in solcher Schule gebildet werden; während die Sachen selbst höchst einfach und begreiflich sind; wovon man sich überzeugen kann durch meine Darstellung derselben (üb. das Fundament der Moral §. 17; und Welt als W. und V. Bd. 1. §. 62.). Aber bei gewissen Worten, wie da sind Recht, Freiheit, das Gute, das Seyn (dieser nichtssagende Infinitiv der Kopula) u. a. m. wird dem Deutschen ganz schwindlich, er geräth alsbald in eine Art Delirium und fängt an, sich in nichtssagenden, hochtrabenden Phrasen zu ergehn, indem er die weitesten, folglich hohlsten Begriffe künstlich aneinanderreiht; statt daß er die Realität ins Auge fassen und die Dinge und Verhältnisse leibhaftig anschauen sollte, aus denen jene Begriffe abstrahirt sind und die folglich ihren alleinigen wahren Inhalt ausmachen.

Digitized by Google

§. 121.

Wer von der vorgefaßten Meinung, daß der Begriff des Rechts ein positiver seyn müsse, ausgeht und nun ihn zu definiren unternimmt, wird nicht damit zu Stande kommen: denn er will einen Schatten greifen, verfolgt ein Gespenst, sucht ein Nonens. Der Begriff des Rechts ist nämlich, eben wie auch der der Freiheit, ein negativer: sein Inhalt ist eine bloße Negation. Der Begriff des Unrechts ist der positive und ist gleichbedeutend mit Verletzung im weitesten Sinne, also laesio. Eine solche kann nun entweder die Person, oder das Eigenthum, oder die Ehre betreffen. — Hienach sind denn die Menschenrechte leicht zu bestimmen: Jeder hat das Recht, alles Das zu thun, wodurch er Keinen verletzt. —

Ein Recht zu etwas, oder auf etwas haben, heißt nichts weiter, als es thun, oder aber es nehmen, oder benutzen können, ohne dadurch irgend einen Andern zu verletzen: — Simplex sigillum veri. — Hieraus erhellt auch die Sinnlosigkeit mancher Fragen, z. B. ob wir das Recht haben, uns das Leben zu nehmen. Was aber dabei die Ansprüche, die etwan Andere auf uns persönlich haben können, betrifft, so stehn sie unter der Bedingung, daß wir leben, fallen also mit dieser weg. Daß Der, welcher für sich selbst nicht mehr leben mag, nun noch als bloße Maschine zum Nutzen Andrer fortleben solle, ist eine überspannte Forderung.

§. 122.

Obgleich die Kräfte der Menschen ungleich sind, so sind doch ihre Rechte gleich; weil diese nicht auf den Kräften beruhen, sondern, wegen der moralischen Natur des Rechts, darauf, daß in Jedem der selbe Wille zum Leben, auf der gleichen Stufe seiner Objektivation, sich darstellt. Dies gilt jedoch nur vom ursprünglichen und abstrakten Rechte, welches der Mensch als Mensch hat. Das Eigenthum, wie auch die Ehre, welche Jeder, mittelst seiner Kräfte, sich erwirbt, richtet sich nach dem Maaße und der Art dieser Kräfte und giebt dann seinem Rechte eine weitere Sphäre: hier hört also die Gleichheit auf. Der hierin besser Ausgestattete, oder Thätigere, erweitert, durch größern Erwerb, nicht sein Recht, sondern nur die Zahl der Dinge, auf die es sich erstreckt.

Digitized by Google

§. 123.

In meinem Hauptwerke (Bd. 2, Kap. 17) habe ich dargethan, daß der Staat wesentlich eine bloße Schutzanstalt ist, gegen äußere Angriffe des Ganzen und innere der Einzelnen unter einander. Hieraus folgt, daß die Nothwendigkeit des Staats, im letzten Grunde, auf der anerkannten Ungerechtigkeit des Menschengeschlechts beruht: ohne diese würde an keinen Staat gedacht werden; da niemand Beeinträchtigung seiner Rechte zu fürchten hätte und ein bloßer Verein gegen die Angriffe wilder Thiere, oder der Elemente, nur eine schwache Aehnlichkeit mit einem Staate haben würde. Von diesem Gesichtspunkt aus sieht man deutlich die Bornirtheit und Plattheit der Philosophaster, welche, in pompösen Redensarten, den Staat als den höchsten Zweck und die Blüthe des menschlichen Daseyns darstellen und damit eine Apotheose der Philisterei liefern.

§. 124.

Wenn auf der Welt Gerechtigkeit herrschte, wäre es hinreichend, sein Haus gebaut zu haben, und es bedürfte keines anderen Schutzes, als dieses offenbaren Eigenthumsrechts. Aber weil das Unrecht an der Tagesordnung ist; so ist erfordert, daß, wer das Haus gebaut hat, auch im Stande sei, es zu schützen. Sonst ist sein Recht de facto unvollkommen: der Angreifer hat nämlich Faustrecht, welches geradezu der Rechtsbegriff des Spinoza ist, der kein anderes Recht anerkennt, sondern sagt: unusquisque tantum juris habet, quantum potentiâ valet (tract. pol. c. 2, §. 8) und uniuscujusque jus potentiâ ejus definitur (Eth. IV. pr. 37. sch. 1). — Die Anleitung zu diesem Rechtsbegriff scheint ihm gegeben zu haben Hobbes, namentlich de cive c. 1. §. 14, welcher Stelle dieser die seltsame Erläuterung hinzufügt, daß das Recht des lieben Gottes auf alle Dinge doch auch nur auf seiner Allmacht beruhe. — In der bürgerlichen Welt ist nun zwar dieser Rechtsbegriff, wie in der Theorie, so auch in der Praxis, abgeschafft; in der politischen aber in ersterer allein: in praxi gilt er hier fortwährend; wie er denn noch kürzlich, an dem Raubzug der Nordamerikaner gegen Mexiko, eine glänzende Bestätigung erhalten

Digitized by Google

hat; wenngleich dieſe noch weit übertroffen wird durch die ältere der Raubzüge der Franzoſen, unter ihrem Hauptmann Buonaparte, über ganz Europa. Nur aber ſollten ſolche Eroberer, Statt die Sache mit öffentlichen, officiellen Lügen zu beſchönigen, die faſt noch mehr, als jene ſelbſt, empören, ſich, frech und frei, auf die Lehre des Macchiavelli berufen. Aus dieſer nämlich läßt ſich entnehmen, daß zwar zwiſchen Individuen, und in der Moral und Rechtslehre für Dieſe, der Grundſatz quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris allerdings gilt; hingegen zwiſchen Völkern und in der Politik der umgekehrte: quod tibi fieri non vis, id alteri tu feceris. Willſt du nicht unterjocht werden; ſo unterjoche bei Zeiten den Nachbarn: ſobald nämlich ſeine Schwäche dir die Gelegenheit darbietet. Denn, läßt du dieſe vorübergehn; ſo wird ſie ein Mal ſich als Ueberläuferin im fremden Lager zeigen: dann wird jener Dich unterjochen; wenn auch die jetzige Unterlaſſungsſünde nicht von der Generation, die ſie beging, ſondern von den folgenden abgebüßt werden ſollte. Dieſer Macchiavelliſtiſche Grundſatz iſt für die Raubluſt immer noch eine viel anſtändigere Hülle, als der ganz durchſichtige Lappen palpabelſter Lügen in Präſidentenreden, und gar ſolcher, welche auf die bekannte Geſchichte vom Kaninchen, welches den Hund angegriffen haben ſoll, hinauslaufen.

§. 125.

Zwiſchen Leibeigenſchaft, wie in Rußland, und Grundbeſitz, wie in England, und überhaupt zwiſchen dem Leibeigenen und dem Pächter, Einſaſſen, Hypothekenſchuldner u. dgl. m., liegt der Unterſchied mehr in der Form, als in der Sache. Ob mir der Bauer gehört, oder das Land, von welchem er ſich nähren muß; der Vogel, oder ſein Futter; die Frucht oder der Baum; iſt im Weſentlichen wenig verſchieden; wie denn auch Shakeſpeare den Shylok ſagen läßt:

You take my life,
When you do take the means, whereby I live.

(Mein Leben nimmſt du, wenn du mir die Mittel nimmſt, wodurch ich lebe.)

Der freie Bauer hat zwar Dies voraus, daß er davon gehn kann, in die weite Welt; wogegen der leibeigene und glebae

adscriptus den vielleicht größeren Vortheil hat, daß, wenn Mißwachs, Krankheit, Alter und Unfähigkeit ihn hülflos machen, sein Herr für ihn sorgen muß: daher schläft er ruhig, während, bei Mißwachs, der Herr sich auf dem schlaflosen Lager wälzt, auf Mittel sinnend, seinen Leibeigenen Brod zu schaffen. Ein anderer Vorzug des Freien ist die Möglichkeit, sich durch etwanige Talente in einen bessern Zustand zu versetzen: aber ganz benommen ist diese dem Sklaven auch nicht. Wird er durch Leistungen höherer Art seinem Herrn werth; so wird er auch danach behandelt; wie denn in Rom die Handwerker, Fabrikvorsteher, Architekten, ja die Aerzte, meistens Sklaven waren, und auch noch jetzt in Rußland es große Banquiers geben soll, die Leibeigene sind. Auch kann der Sklave, in Folge seines Erwerbs, sich frei kaufen, wie in Amerika oft geschieht.

Armuth und Sklaverei sind also nur zwei Formen, fast möchte man sagen zwei Namen, der selben Sache, deren Wesen darin besteht, daß die Kräfte eines Menschen großentheils nicht für ihn selbst, sondern für Andere verwendet werden; woraus für ihn theils Ueberladung mit Arbeit, theils kärgliche Befriedigung seiner Bedürfnisse hervorgeht. Denn die Natur hat dem Menschen nur so viel Kräfte gegeben, daß er, unter mäßiger Anstrengung derselben, seinen Unterhalt der Erde abgewinnen kann: großen Ueberschuß von Kräften hat er nicht erhalten. Nimmt man nun die gemeinsame Last der physischen Erhaltung des Daseyns des Menschengeschlechts einem nicht ganz unbeträchtlichen Theile desselben ab; so wird dadurch der übrige übermäßig belastet und ist elend. So zunächst entspringt also jenes Uebel, welches, entweder unter dem Namen der Sklaverei, oder unter dem des Proletariats, jederzeit auf der großen Mehrzahl des Menschengeschlechts gelastet hat. Die entferntere Ursache desselben aber ist der Luxus. Damit nämlich einige Wenige das Entbehrliche, Ueberflüssige und Raffinirte haben, ja, erkünstelte Bedürfnisse befriedigen können, muß auf Dergleichen ein großes Maaß der vorhandenen Menschenkräfte verwendet und daher dem Nothwendigen, der Hervorbringung des Unentbehrlichen, entzogen werden. Statt Hütten für sich, bauen Tausende Prachtwohnungen für Wenige: statt grober Stoffe für sich und die Ihrigen, weben sie feine, oder seidene Stoffe, oder gar Spitzen, für die

Digitized by Google

Reichen, und verfertigen überhaupt tausend Gegenstände des Luxus, die Reichen zu vergnügen. Aus solchen Luxusarbeitern besteht ein großer Theil der Bevölkerung der Städte: für diese also und ihre Besteller muß nun der Bauer mit pflügen, säen und weiden, hat also mehr Arbeit, als die Natur ihm ursprünglich aufgelegt hatte. Ueberdies muß auch er selbst noch viele Kräfte und Land, statt auf Getraide, Kartoffeln und Viehzucht, auf Wein, Seide, Taback, Hopfen, Spargel u. s. w. verwenden. Ferner werden eine Menge Menschen dem Ackerbau entzogen, um dem Schiffbau und der Seefahrt zu dienen, damit Zucker, Kaffee, Thee u. s. w. herbeigeschafft werde. Die Produktion dieser Ueberflüssigkeiten wird dann wieder die Ursache des Elends jener Millionen Negersklaven, die ihrem Vaterlande gewaltsam entrissen werden, um mit ihrem Schweiß und ihrer Marter jene Gegenstände des Genusses hervorzubringen. Kurz, ein großer Theil der Kräfte des Menschengeschlechts wird der Hervorbringung des Allen Nothwendigen entzogen, um das ganz Ueberflüssige und Entbehrliche für Wenige herbeizuschaffen. So lange daher auf der einen Seite der Luxus besteht, muß nothwendig auf der andern übermäßige Arbeit und schlechtes Leben bestehn; sei es unter dem Namen der Armuth, oder dem der Sklaverei, der proletarii, oder der servi. Zwischen Beiden ist der Fundamentalunterschied, daß Sklaven ihren Ursprung der Gewalt, Arme der List zuzuschreiben haben. Der ganze unnatürliche Zustand der Gesellschaft, der allgemeine Kampf, um dem Elend zu entgehn, die so viel Leben kostende Seefahrt, das verwickelte Handelsinteresse und endlich die Kriege, zu welchen das Alles Anlaß giebt, — alles Dieses hat zur alleinigen Wurzel den Luxus, der nicht ein Mal Die, welche ihn genießen, glücklich, vielmehr kränklich und übelgelaunt macht. Demnach würde zur Milderung des menschlichen Elends das Wirksamste die Verminderung, ja, Aufhebung des Luxus seyn.

Dieser ganze Gedankengang nun hat unstreitig viel Wahres. Dennoch wird er im Resultat widerlegt durch einen anderen, den überdies das Zeugniß der Erfahrung bekräftigt. Was nämlich, durch jene dem Luxus fröhnenden Arbeiten, das Menschengeschlecht an Muskelkräften (Irritabilität) für seine nothwendigsten Zwecke verliert, wird ihm allmälig tausendfach ersetzt

durch die gerade bei dieser Gelegenheit frei (im chemischen Sinn) werdenden Nervenkräfte (Sensibilität, Intelligenz). Denn da diese höherer Art sind, so übertreffen auch ihre Leistungen tausendfach jene der ersteren:

ὡς ἓν σοφον βουλευμα τας πολλων χειρας νικᾳ.
(ut vel unum sapiens consilium multorum manuum opus superat)
(Eur. Antiop.)

Ein Volk von lauter Bauern würde wenig entdecken und erfinden: aber müßige Hände geben thätige Köpfe. Künste und Wissenschaften sind selbst Kinder des Luxus, und sie tragen ihm ihre Schuld ab. Ihr Werk ist jene Vervollkommnung der Technologie in allen ihren Zweigen, in den mechanischen, den chemischen und den physikalischen, welche in unsern Tagen das Maschinenwesen zu einer früher nie geahndeten Höhe gebracht hat und namentlich durch Dampfmaschinen und Elektricität Dinge leistet, welche frühere Zeiten der Hülfe des Teufels zugeschrieben haben würden. Da thun jetzt, in Fabriken und Manufakturen jeder Art, mitunter auch beim Feldbau, Maschinen tausend Mal mehr Arbeit, als die Hände aller jetzt müßigen Wohlhabenden, Gebildeten und Kopfarbeitenden jemals vermocht hätten, und als mithin durch Abstellung alles Luxus und Einführung eines allgemeinen Bauernlebens je erreicht werden könnte. Die Erzeugnisse aller jener Betriebe aber kommen keineswegs den Reichen allein, sondern Allen zu Gute. Dinge, die ehemals kaum zu erschwingen waren, sind jetzt wohlfeil und in Menge zu haben, und auch das Leben der niedrigsten Klasse hat an Bequemlichkeit viel gewonnen. Im Mittelalter erborgte einst ein König von England von einem seiner Großen ein Paar seidene Strümpfe, um damit angethan dem französischen Gesandten Audienz zu ertheilen: heut zu Tage hat jeder Handlungsdiener dergleichen. Vor funfzig Jahren trugen die Damen eben solche kattunene Kleider, wie heut zu Tage die Mägde. Wenn das Maschinenwesen seine Fortschritte in demselben Maaße noch eine Zeit hindurch weiter führt; so kann es dahin kommen, daß die Anstrengung der Menschenkräfte beinahe ganz erspart wird; wie die eines großen Theils der Pferdekräfte schon jetzt. Dann freilich ließe sich an eine gewisse Allgemeinheit der Geisteskultur des Menschengeschlechts denken, welche hingegen so lange unmöglich ist, als ein großer Theil

Digitized by Google

deſſelben ſchwerer körperlicher Arbeit obliegen muß; da Irritabilität und Senſibilität ſtets und überall, im Allgemeinen wie im Einzelnen, im Antagonismus ſtehn; eben weil die eine und ſelbe Lebenskraft beiden zum Grunde liegt. Weil ferner artes molliunt mores; ſo werden alsdann die Kriege im Großen und die Raufereien, oder Duelle, im Kleinen vielleicht ganz aus der Welt kommen; wie Beide ſchon jetzt viel ſeltener geworden ſind. Doch iſt hier nicht mein Zweck, eine Utopia zu ſchreiben. —

Aber auch abgeſehn von allen dieſen Gründen, iſt gegen jene oben dargelegte, auf Abſchaffung des Luxus und gleichmäßige Vertheilung aller körperlichen Arbeit hinweiſende Argumentation in Erwägung zu geben, daß die große Heerde des Menſchengeſchlechts, ſtets und überall, nothwendig der Führer, Leiter und Berather, in mannigfaltigen Geſtalten, je nach den Angelegenheiten, bedarf: ſolche ſind die Richter, Regierer, Heerführer, Beamte, Prieſter, Aerzte, Gelehrte, Philoſophen u. ſ. w., als welche ſämmtlich die Aufgabe haben, dies in der Mehrzahl höchſt unfähige und verkehrte Geſchlecht durch das Labyrinth des Lebens zu führen, über welches daher jeder von ihnen, je nach ſeiner Stellung und Befähigung, einen Ueberblick, in engerem oder weiterem Geſichtskreiſe, ſich erworben hat. Daß nun dieſe Führer ſowohl von körperlicher Arbeit, als von gemeinem Mangel, oder Unbequemlichkeit, befreit bleiben, ja auch, nach Maaßgabe ihrer viel größern Leiſtungen, mehr beſitzen und genießen müſſen, als der gemeine Mann, iſt natürlich und der Billigkeit gemäß. Sogar die Großhändler ſind jener erimirten Führerklaſſe beizuzählen; ſofern ſie die Bedürfniſſe des Volks lange vorherſehn und denſelben entgegenkommen.

§. 126.

Die Frage nach der Souverainität des Volkes läuft im Grunde darauf hinaus, ob irgend Jemand urſprünglich das Recht haben könne, ein Volk wider ſeinen Willen zu beherrſchen. Wie ſich Das vernünftigerweiſe behaupten laſſe, ſehe ich nicht ab. Allerdings alſo iſt das Volk ſouverain: jedoch iſt es ein ewig unmündiger Souverain, welcher daher unter bleibender Vormundſchaft ſtehn muß und nie ſeine Rechte ſelbſt verwalten kann, ohne gränzenloſe Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmün-

Digitized by Google

digen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen. —

Ursprünglich sind wohl alle Fürsten siegreiche Heerführer gewesen, und lange Zeit haben sie eigentlich in dieser Eigenschaft regiert. Nachdem sie stehende Heere hatten, betrachteten sie das Volk als das Mittel sich und ihre Soldaten zu ernähren, folglich als eine Heerde für die man sorgt, damit sie Wolle, Milch und Fleisch gebe. Allein mit der Zeit und ihren Fortschritten hat sich aus dem Königthum etwas ganz Anderes entwickelt und ist jener Begriff in den Hintergrund getreten, an welchem man ihn nur noch bisweilen als Gespenst vorüberschweben sieht. An seine Stelle ist nämlich der des Landesvaters gekommen und der König ist der feste, unerschütterliche Pfeiler geworden, auf welchem allein die ganze gesetzliche Ordnung, und dadurch die Rechte Aller sich stützen und so bestehn. Dies aber kann er nur leisten vermöge seines angeborenen Vorrechts, welches ihm, und nur ihm, eine Auktorität giebt, der keine gleichkommt, die nicht bezweifelt und angefochten werden kann, ja, der ein Jeder wie instinktiv gehorcht. Daher heißt er mit Recht „von Gottes Gnaden" und ist allemal die nützlichste Person im Staat, deren Verdienste durch keine Civilliste zu theuer vergolten werden können, und wäre sie noch so stark.

Aber noch Machiavelli gieng von jenem ersteren, mittelalterlichen Begriffe des Fürsten so ganz entschieden aus, daß er ihn, als eine Sache, die sich von selbst versteht, nicht erörtert, sondern stillschweigend voraussetzt, und darauf seine Rathschläge gründet. Ueberhaupt ist sein Buch bloß die auf die Theorie zurückgeführte und in dieser mit systematischer Konsequenz dargestellte, damals noch herrschende Praxis, die dann eben in der ihr neuen, theoretischen Form und Vollendung ein höchst pikantes Ansehn erhält. — Dies Letztere gilt, beiläufig gesagt, ebenfalls von dem unsterblichen Büchlein des Rochefoucauld, dessen Thema aber das Privatleben, nicht das öffentliche ist, und der nicht Rathschläge, sondern Bemerkungen giebt. An dem herrlichen Büchlein könnte man allenfalls den Titel tadeln: meistentheils nämlich sind es nicht maximes, noch réflexions, sondern apperçus: so sollte es daher heißen. — Uebrigens findet selbst im Machiavelli Vieles auch auf das Privatleben Anwendung.

Digitized by Google

§. 127.

Von Natur herrscht die Gewalt: statt dieser dem Rechte zur Herrschaft zu verhelfen, Dies ist das Problem der Staatskunst. Und wohl ist es ein schweres. Man wird Dies erkennen, wenn man bedenkt, welch ein gränzenloser Egoismus fast in jeder Menschenbrust nistet, zu welchem meistens noch ein angehäufter Vorrath von Haß und Bosheit sich gesellt, so daß ursprünglich das νεικος die φιλια bei Weitem überwiegt; und nun dazu nimmt, daß viele Millionen so beschaffener Individuen es sind, die in den Schranken der Ordnung, des Friedens, der Ruhe und Gesetzlichkeit gehalten werden sollen, während doch ursprünglich Jeder das Recht hat, zu Jedem zu sagen „was Du bist, bin ich auch!" Dies wohl erwogen, muß man sich wundern, daß es im Ganzen noch so ruhig und friedlich, rechtlich und ordentlich in der Welt hergeht, wie wir es sehn; welches doch die Staatsmaschine allein zu Wege bringt. — Denn unmittelbar kann immer nur die physische Gewalt wirken; da vor ihr allein die Menschen, wie sie in der Regel sind, Empfänglichkeit und Respekt haben. Wenn man, um sich hievon durch die Erfahrung zu überzeugen, ein Mal allen Zwang beseitigen und ihnen bloß Vernunft, Recht und Billigkeit, aber ihrem Interesse entgegen, auf das Deutlichste und Eindringlichste vorhalten wollte; so würde die Machtlosigkeit bloß moralischer Gewalten daran augenfällig werden, daß man meistens nur ein Hohngelächter zur Antwort erhielte. Also allein die physische Gewalt vermag sich Respekt zu verschaffen. Nun ist aber diese Gewalt ursprünglich bei der Masse, bei welcher Unwissenheit, Dummheit und Unrechtlichkeit ihr Gesellschaft leisten. Die Aufgabe der Staatskunst ist demnach zunächst diese, unter so schwierigen Umständen, dennoch die physische Gewalt der Intelligenz, der geistigen Ueberlegenheit, zu unterwerfen uud dienstbar zu machen. Ist jedoch diese selbst nicht mit der Gerechtigkeit und der guten Absicht gepaart; so ist, wenn es gelingt, das Resultat, daß der so errichtete Staat aus Betrügern und Betrogenen besteht. Dies aber kommt dann allmälig, durch die Fortschritte der Intelligenz der Masse, so sehr man diese auch zu hemmen sucht, an den Tag und führt zu einer Revolution. Ist hingegen bei der In-

Digitized by Google

telligenz die Gerechtigkeit und die gute Absicht; so giebt es einen, nach dem Maaßstabe menschlicher Dinge überhaupt, vollkommenen Staat. Sehr zweckdienlich ist es hiezu, daß die Gerechtigkeit und gute Absicht nicht nur vorhanden, sondern auch nachweisbar sei und offen dargelegt werde, daher der öffentlichen Rechenschaft und Kontrole sich unterwerfe; wobei jedoch zu verhüten ist, daß durch die hiedurch entstehende Betheiligung Mehrerer der Einheitspunkt der Macht des ganzen Staates, mit welchem er nach innen und außen zu wirken hat, an seiner Koncentration und Kraft verliere; wie dies Letztere in Republiken fast immer der Fall ist. Allen diesen Anforderungen durch die Form des Staates zu genügen wäre sonach die höchste Aufgabe der Staatskunst: diese hat jedoch, in der Wirklichkeit, auch noch das gegebene Volk mit seinen nationalen Eigenheiten, als das rohe Material zu berücksichtigen, dessen Beschaffenheit daher auf die Vollkommenheit des Werkes stets großen Einfluß haben wird.

Es wird immer schon viel seyn, wenn die Staatskunst ihre Aufgabe so weit löst, daß möglichst wenig Unrecht im Gemeinwesen übrig bleibe: denn daß es ganz, ohne irgend einen Rest, geschehn sollte, ist bloß das ideale Ziel, welches nur approximativ erreicht werden kann. Wird nämlich das Unrecht von Einer Seite herausgeworfen, so schleicht es sich von der andern wieder herein; weil eben die Unrechtlichkeit tief im menschlichen Wesen liegt. Man sucht jenes Ziel durch die künstliche Form der Verfassung und die Vollkommenheit der Gesetzgebung zu erreichen: doch bleibt es die Asymptote; schon weil festgestellte Begriffe nie alle einzelnen Fälle erschöpfen und nicht bis auf's Individuelle herabzuführen sind; indem sie den Steinen des Musivbildes, nicht den Pinselnüancen des Gemäldes gleichen. Zudem sind hier alle Experimente gefährlich; weil man es mit dem am schwersten zu behandelnden Stoff, dem Menschengeschlechte, zu thun hat, dessen Handhabung fast so gefährlich ist, wie die des Knallgoldes. In dieser Hinsicht ist allerdings für die Staatsmaschine die Preßfreiheit Das, was für die Dampfmaschine die Sicherheitsvalve: denn mittelst derselben macht jede Unzufriedenheit sich alsbald durch Worte Luft, ja wird sich, wenn sie nicht sehr viel Stoff hat, an ihnen erschöpfen. Hat sie jedoch diesen, so ist es gut, daß man ihn bei Zeiten erkenne, um abzuhelfen. So geht es

Digitized by Google

sehr viel besser, als wenn die Unzufriedenheit eingezwängt bleibt, brütet, gährt, kocht und anwächst, bis sie endlich zur Explosion gelangt. — Andrerseits jedoch ist die Preßfreiheit anzusehn als die Erlaubniß Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüth. Denn was läßt sich nicht dem kenntniß- und urtheilslosen großen Haufen in den Kopf setzen? zumal wenn man ihm Vortheil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher Unthat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, daß die Gefahren der Preßfreiheit ihren Nutzen überwiegen; zumal wo gesetzliche Wege jeder Beschwerde offen stehn. Jedenfalls aber sollte Preßfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt seyn. —

Im Allgemeinen ließe sich sogar die Hypothese aufstellen, daß das Recht von einer analogen Beschaffenheit sei, wie gewisse chemische Substanzen, die sich nicht rein und isolirt, sondern höchstens nur mit einer geringen Beimischung, die ihnen zum Träger dient, oder die nöthige Konsistenz ertheilt, darstellen lassen, wie z. B. Fluor, selbst Alkohol, Blausäure u. a. m.; daß demnach auch das Recht, wenn es in der wirklichen Welt Fuß fassen und sogar herrschen soll, eines geringen Zusatzes von Willkür und Gewalt nothwendig bedürfe, um, seiner eigentlichen nur idealen und daher ätherischen Natur ungeachtet, in dieser realen und materialen Welt wirken und bestehn zu können, ohne sich zu evaporiren und davon zu fliegen, in den Himmel; wie dies beim Hesiodus geschieht. Als eine solche nothwendige chemische Basis, oder Legierung, mag wohl anzusehn seyn alles Geburtsrecht, alle erblichen Privilegien, jede Staatsreligion und manches Andere; indem erst auf einer willkürlich festgestellten Grundlage dieser Art das Recht sich geltend machen und konsequent durchführen ließe: sie wäre also gleichsam das δος μοι που στω des Rechts.

Des Linnäus künstliches und arbiträr gewähltes Pflanzensystem kann durch kein natürliches ersetzt werden, so sehr auch ein solches der Vernunft angemessen wäre, und so vielfach es auch versucht worden; weil nämlich ein solches nie die Sicherheit und Festigkeit der Bestimmungen gewährt, die das künstliche und arbiträre hat. Eben so nun kann die künstliche und arbiträre Grundlage der Staatsverfassung, wie sie im obigen angedeutet ist, nicht ersetzt werden durch eine rein natürliche Grund-

Digitized by Google

lage, welche, die besagten Bedingungen verwerfend, an die Stelle der Vorrechte der Geburt die des persönlichen Werthes, an die Stelle der Landesreligion die Resultate der Vernunftforschung u. s. f. setzen wollte; weil eben, so sehr auch das Alles der Vernunft angemessen wäre, es demselben doch an derjenigen Sicherheit und Festigkeit der Bestimmungen fehlt, welche allein die Stabilität des gemeinen Wesens sichern.

Dagegen sehn wir in den vereinigten Staaten von Nordamerika den Versuch, ganz ohne alle solche arbiträre Grundlage fertig zu werden, also das ganz unversetzte, reine, abstrakte Recht herrschen zu lassen. Allein der Erfolg ist nicht anlockend: denn, bei aller materiellen Prosperität des Landes, finden wir daselbst als herrschende Gesinnung den niedrigen Utilitarianismus, nebst seiner unausbleiblichen Gefährtin, der Unwissenheit, welche der stupiden anglikanischen Bigotterie, dem dummen Dünkel, der brutalen Rohheit, im Verein mit einfältiger Weiberveneration, den Weg gebahnt hat. Und sogar noch schlimmere Dinge sind dort an der Tagesordnung, nämlich himmelschreiende Negersklaverei, verbunden mit äußerster Grausamkeit gegen die Sklaven, ungerechteste Unterdrückung der freien Schwarzen, lynchlaw, häufiger und oft ungestrafter Meuchelmord, unerhört brutale Duelle, mitunter offene Verhöhnung des Rechts und der Gesetze, Repudiation öffentlicher Schulden, empörende politische Eskrokerie einer Nachbarsprovinz, in Folge derselben gierige Raubzüge in das reiche Nachbarland, welche sodann von höchster Stelle aus, durch Unwahrheiten, die Jeder im Lande als solche kennt und verlacht, beschönigt werden mußten, immer wachsende Ochlokratie und endlich der ganze verderbliche Einfluß, welchen die erwähnte Verleugnung der Rechtlichkeit in der obern Region auf die Privatmoralität ausüben muß. Also dies Probestück einer reinen Rechtsverfassung, auf jener Kehrseite des Planeten, spricht gar wenig für die Republiken, noch weniger aber die Nachahmungen desselben in Mexiko, Guatimala, Kolumbien und Peru. Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachtheil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen, als in Monarchien. Denn gegen solche Köpfe sind nun ein Mal, überall, immerdar und in allen Verhältnissen, sämmt-

Digitized by Google

liche bornirte, ſchwache und gewöhnliche Köpfe, als gegen ihren natürlichen Feind, verſchworen, oder inſtinktmäßig verbündet, und werden feſt zuſammengehalten durch ihre gemeinſame Furcht vor jenen. Ihrer ſtets zahlreichen Schaar nun wird es, bei einer republikaniſchen Verfaſſung, leicht gelingen, die überlegenen zu unterdrücken und auszuſchließen, um ja nicht von ihnen überflügelt zu werden; ſind ſie doch, und zwar hier bei gleichem urſprünglichem Rechte, ſtets Fünfzig gegen Einen. In der Monarchie hingegen iſt dieſe überall natürliche Ligue der bornirten gegen die bevorzugten Köpfe doch nur einſeitig vorhanden, nämlich bloß von unten: von oben hingegen haben hier Verſtand und Talent natürliche Fürſprache und Beſchützer. Denn zuvörderſt der Monarch ſelbſt ſteht viel zu hoch und zu feſt, als daß er irgend jemandes Kompetenz zu fürchten hätte: zudem dient er ſelbſt dem Staate mehr durch ſeinen Willen, als durch ſeinen Kopf, als welcher ſo vielen Anforderungen nie gewachſen ſeyn kann. Er muß alſo ſtets ſich fremder Köpfe bedienen, und wird natürlich, angeſehn, daß ſein Intereſſe mit dem des Landes feſt verwachſen, unzertrennlich und Eines iſt, die allerbeſten, weil ſie die tauglichſten Werkzeuge für ihn ſind, vorziehn und begünſtigen; ſobald er nnr die Fähigkeit hat, ſie herauszufinden; was ſo gar ſchwer nicht iſt, wenn man ſie aufrichtig ſucht. Eben ſo haben ſelbſt die Miniſter vor angehenden Staatsmännern einen zu großen Vorſprung, als daß ſie ſolche mit Eiferſucht betrachten ſollten, und werden daher, aus analogen Gründen, die ausgezeichneten Köpfe gern hervorziehn und in Thätigkeit ſetzen, um ihre Kräfte zu benutzen. Auf dieſe Art alſo hat in Monarchien der Verſtand immer noch viel beſſere Chancen gegen ſeinen unverſöhnlichen und allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieſer Vorzug aber iſt ein großer.

Ueberhaupt aber iſt die monarchiſche Regierungsform die dem Menſchen natürliche; faſt ſo, wie ſie es den Bienen und Ameiſen, den reiſenden Kranichen, den wandernden Elephanten, den zu Raubzügen vereinigten Wölfen und andern Thieren mehr iſt, welche alle Einen an die Spitze ihrer Unternehmung ſtellen. Auch muß jede menſchliche, mit Gefahr verknüpfte Unternehmung, jeder Heereszug, jedes Schiff, Einem Oberbefehlshaber gehorchen: überall muß Ein Wille der leitende ſeyn. Sogar der thieriſche

Organismus ist monarchisch construirt: das Gehirn allein ist der Lenker und Regierer, das ἡγεμονικον. Wenn gleich Herz, Lunge und Magen zum Bestande des Ganzen viel mehr beitragen; so können diese Spießbürger darum doch nicht lenken und leiten: Dies ist Sache des Gehirns allein und muß von Einem Punkte ausgehn. Selbst das Planetensystem ist monarchisch. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höhern Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften, ungünstig ist. Diesem Allen entsprechend finden wir, auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten, die Völker, sie mögen civilisirt, oder wild seyn, oder auf den Zwischenstufen stehn, allemal monarchisch regiert. Ueberall ist Einer der König, und seine Würde ist, in der Regel, erblich. Er ist gleichsam die Personifikation, oder das Monogramm, des ganzen Volkes, welches in ihm zur Individualität gelangt: in diesem Sinne kann er sogar mit Recht sagen: l'état c'est moi. Gerade daher sehn wir in Shakespeares historischen Dramen die Könige von England und Frankreich sich gegenseitig France und England, auch den Herzog von Oesterreich Austria (K. John III, 1.) anreden, gleichsam sich als Inkarnation ihrer Nationalitäten betrachtend. So ist es eben der menschlichen Natur gemäß; und eben deshalb kann der erbliche Monarch sein und seiner Familie Wohl von dem des Landes gar nicht trennen; wie Dies hingegen beim gewählten meistens der Fall ist: — man sehe den Kirchenstaat. Republiken aber sind widernatürlich, künstlich gemacht und aus der Reflexion entsprungen, kommen daher auch nur als seltene Ausnahmen in der ganzen Weltgeschichte vor, nämlich die kleinen griechischen Republiken, die römische und die karthagische, welche noch dazu sämmtlich dadurch bedingt waren, daß $\frac{5}{6}$, vielleicht gar $\frac{7}{8}$, der Bevölkerung aus Sklaven bestanden. Hatten doch auch, im Jahre 1840, die vereinigten Staaten in Amerika auf 16 Millionen Einwohner 3 Millionen Sklaven. Zudem ist die Dauer der Republiken des Alterthums, gegen die der Monarchien, sehr kurz gewesen. — Republiken sind überhaupt leicht zu errichten, hingegen schwer zu erhalten: von Monarchien gilt gerade das Umgekehrte.

Die konstitutionellen Könige haben eine unläugbare Aehnlichkeit mit den Göttern des Epikuros, als welche, ohne sich in

die menschlichen Angelegenheiten zu mischen, in ungestörter Seeligkeit und Gemüthsruhe, da oben in ihrem Himmel sitzen. Sie sind nun aber ein Mal jetzt Mode geworden, und in jedem deutschen Duodezfürstenthum wird eine Parodie der englischen Verfassung aufgeführt, ganz komplet, mit Oberhaus und Unterhaus, bis auf die habeas corpus Akte und die Jury herab. Aus dem englischen Charakter und englischen Verhältnissen hervorgegangen und Beide voraussetzend sind diese Formen dem englischen Volke gemäß und natürlich: eben so aber ist dem deutschen Volke sein Getheiltseyn in viele Stämme, die unter eben so vielen, wirklich regierenden Fürsten stehn, mit einem Kaiser über Alle, der den Frieden im Innern wahrt und des Reiches Einheit nach außen vertritt, natürlich; weil aus seinem Charakter und seinen Verhältnissen hervorgegangen. Die Engländer zeigen ihren großen Verstand auch darin, daß sie ihre alten Institutionen, Sitten und Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Tenacität zu weit und bis ins Lächerliche zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müssigen Kopfe ausgeheckt, sondern allmälig aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als Nation, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden lassen, er müsse in einem englischen Frack einhergehn; das schicke sich nicht anders: er hat ihn demnach vom Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, lächerlich genug darin aus. Aber der Frack wird ihn noch sehr drücken und inkommodiren, und zwar zu allernächst durch die Jury, als welche, aus dem rohesten englischen Mittelalter, den Zeiten Königs Johann, da noch lesen und schreiben können den Menschen von der Todesstrafe eximirte, stammend, das schlechteste aller Kriminalgerichte ist, wo nämlich, statt gelehrter und geübter Kriminalrichter, welche unter täglicher Entwirrung der von Dieben, Mördern und Gaunern versuchten Schliche und Finten grau geworden sind und so den Sachen auf die Spur zu kommen gelernt haben, nunmehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu Gerichte sitzen, um mit ihrem plumpen, rohen, ungeübten, tölpelhaften, ja, nicht ein Mal einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewohnten Verstande die Wahrheit aus dem täuschenden Gewebe des Truges und Scheines herauszufinden,

Digitized by Google

während ſie noch obendrein dazwiſchen an ihr Tuch und ihr Leder denken und ſich nach Hauſe ſehnen, vollends aber vom Unterſchiede zwiſchen Wahrſcheinlichkeit und Gewißheit durchaus keinen deutlichen Begriff haben, vielmehr ſo eine Art von calculus probabilium in ihrem dumpfen Kopfe anſtellen, nach welchem ſie ſodann getroſt über das Leben Anderer den Stab brechen. Aber Die, meint man, würden ſo recht unparteiiſch ſeyn. — Das malignum vulgus da? Als ob nicht Parteilichkeit zehn Mal mehr von den Standes-Gleichen des Beklagten zu befürchten wäre, als von den ihm völlig fremden, in ganz andern Regionen lebenden, unabſetzbaren und ihrer Amtsehre ſich bewußten Kriminalrichtern. Nun aber gar die Verbrechen gegen den Staat und ſein Oberhaupt, nebſt Preßvergehn, von der Jury richten laſſen, heißt recht eigentlich den Bock zum Gärtner machen.

§. 128.

Ueberall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Geſetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großentheils aber nur, weil man ſtets bereit iſt, dieſen das Elend zur Laſt zu legen, welches dem menſchlichen Daſeyn ſelbſt unzertrennlich anhängt, indem es, mythiſch zu reden, der Fluch iſt, den Adam empfing, und mit ihm ſein ganzes Geſchlecht. Jedoch nie iſt jene falſche Vorſpiegelung auf lügenhaftere und frechere Weiſe gemacht worden, als von den Demagogen der „Jetztzeit". Dieſe nämlich ſind, als Feinde des Chriſtenthums, Optimiſten: die Welt iſt ihnen „Selbſtzweck" und daher an ſich ſelbſt, d. h. ihrer natürlichen Beſchaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückſäligkeit. Die nun hiegegen ſchreienden, koloſſalen Uebel der Welt ſchreiben ſie gänzlich den Regierungen zu: thäten nämlich nur dieſe ihre Schuldigkeit; ſo würde der Himmel auf Erden exiſtiren, d. h. Alle würden ohne Mühe und Noth vollauf freſſen, ſaufen, ſich propagiren und krepiren können: denn Dies iſt die Paraphraſe ihres „Selbſtzweck".

§. 129.

Weiland war die Hauptſtütze des Thrones der Glaube; heut zu Tage iſt es der Credit. Kaum mag dem Papſte ſelbſt

das Zutrauen seiner Gläubigen mehr am Herzen liegen, als das seiner Gläubiger. Beklagte man ehemals die Schuld der Welt, so sieht man jetzt mit Grausen auf die Schulden der Welt und, wie ehemals den jüngsten Tag, so prophezeit man jetzt den universellen Staatsbankrott, jedoch ebenfalls mit der zuversichtlichen Hoffnung, ihn nicht selbst zu erleben.

§. 130.

Das Recht des Besitzes ist zwar ethisch und rationell ungleich besser begründet, als das Recht der Geburt; jedoch ist es mit diesem verwandt und verwachsen, welches man daher schwerlich würde wegschneiden können, ohne jenes in Gefahr zu setzen. Der Grund hievon ist, daß der meiste Besitz ererbt, folglich auch eine Art Geburtsrecht ist; wie denn eben der alte Adel auch nur den Namen des Stammgutes führt, also durch denselben bloß seinen Besitz ausdrückt. — Demgemäß sollten alle Besitzenden, wenn sie, statt neidisch zu seyn, klug wären, auch der Erhaltung der Rechte der Geburt anhängen.

Der Adel als solcher gewährt sonach den doppelten Nutzen, daß er einerseits das Recht des Besitzes und andrerseits das Geburtsrecht des Königs zu stützen hilft: denn der König ist der erste Edelmann im Lande, behandelt auch, in der Regel, den Adligen als einen geringen Anverwandten und ganz anders, als den noch so hoch betrauten Bürgerlichen. Es ist auch ganz natürlich, daß er mehr Zutrauen zu Denen hat, deren Vorfahren meistens die ersten Diener und stets die nächste Umgebung seiner Vorfahren gewesen sind. Mit Recht beruft deshalb ein Edelmann sich auf seinen Namen, wann er, bei etwan entstehendem Verdacht, seinem Könige die Versicherung seiner Treue und Ergebenheit wiederholt. Allerdings ist der Charakter vom Vater erblich; wie meinen Lesern bekannt ist. Bornirt und lächerlich ist es, nicht darauf sehn zu wollen, wessen Sohn Einer ist.

§. 131.

Ich bin der Meinung, daß die Weiber nie ganz mündig werden, sondern stets unter wirklicher männlicher Aufsicht stehn sollten, sei es die des Vaters, des Gatten, des Sohnes, oder des Staats, — wie es in Indien ist; daß sie demnach niemals

Digitized by Google

über ein Vermögen, welches ſie nicht ſelbſt erworben haben, müßten eigenmächtig verfügen können. Daß hingegen eine Mutter ſogar beſtellter Vormund und Verwalter des väterlichen Erbtheils ihrer Kinder werden könne, halte ich für unverzeihliche und verderbliche Thorheit. In den allermeiſten Fällen wird ein ſolches Weib das vom Vater der Kinder, und mit ſtärkendem Hinblick auf ſie, durch die Arbeit ſeines ganzen Lebens Erworbene mit ihrem Buhlen verpraſſen; gleichviel, ob ſie ihn heirathet, oder nicht. Dieſe Warnung giebt uns ſchon Vater Homer:

Οισθα γαρ, οιος θυμος ενι στηθεσσι γυναικος·
Κεινου βουλεται οικον οφελλειν, ὁς κεν οπυιοι,
Παιδων δε προτερων και κουριδιοιο φιλοιο
Ουκετι μεμνηται τεθνηοτος, ουδε μεταλλα.

Od. XV, 20.

Die wirkliche Mutter wird, nach dem Tode des Mannes, oft zur Stiefmutter. Stehn doch überhaupt nur die Stiefmütter in ſo ſchlechtem Kredit, der das Wort „ſtiefmütterlich“ erzeugt hat; während von ſtiefväterlich nie die Rede geweſen. Jedenfalls bedarf ein Weib ſtets des Vormundes, darf alſo nie Vormund ſeyn. — Auch bin ich der Meinung, daß, vor Gericht, das Zeugniß eines Weibes, caeteris paribus, weniger Gewicht haben ſollte, als das eines Mannes; ſo daß z. B. zwei männliche Zeugen etwan drei, oder gar vier, weibliche aufwögen. Denn ich glaube, daß das weibliche Geſchlecht, in Maſſe genommen, täglich drei Mal ſo viel Lügen in die Luft ſchickt, als das männliche, und noch dazu mit einem Anſchein von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt. Die Mohammedaner freilich excediren auf der andern Seite. Ein junger Türke von Bildung ſagte ein Mal zu mir: „Wir betrachten das Weib bloß als das Erdreich, darin man das Samenkorn legt. Daher iſt auch ihre Religion gleichgültig: wir können eine Chriſtin heirathen, ohne ihre Bekehrung zu verlangen“. Auf meine Frage, ob die Derwiſche verheirathet ſeien, ſagte er: „das verſteht ſich von ſelbſt: war doch der Prophet verheirathet, und ſie dürfen nicht heiliger ſeyn wollen, als dieſer“. —

Sollte es nicht beſſer ſeyn, wenn es gar keine Feiertage gäbe, dafür aber ſo viel mehr Feierſtunden? Wie wohlthätig

würden die 16 Stunden des langweiligen und eben dadurch gefährlichen Sonntags wirken, wenn 12 davon auf alle Tage der Woche vertheilt wären! Zur Religionsübung hätte der Sonntag an zweien immer noch genug, und mehr werden derselben doch fast nie gewidmet, noch weniger der andächtigen Meditation. Die Alten hatten auch keinen wöchentlichen Ruhetag. Freilich aber würde es sehr schwer halten, die so erkauften zwei täglichen Mußestunden den Leuten wirklich zu erhalten und vor Eingriffen zu sichern.

§. 132.

Der ewige Jude Ahasverus ist nichts Anderes, als die Personifikation des ganzen jüdischen Volks. Weil er an dem Heiland und Welterlöser schwer gefrevelt hat, soll er von dem Erdenleben und seiner Last nie erlöst werden und dabei heimathlos in der Fremde umherirren. Dies ist ja eben das Vergehn und das Schicksal des kleinen jüdischen Volkes, welches, wirklich wundersamer Weise, seit bald zwei Tausend Jahren aus seinem Wohnsitze vertrieben, noch immer fortbesteht und heimathlos umherirrt; während so viele große und glorreiche Völker, neben welchen eine solche Winkelnation gar nicht zu nennen ist, Assyrer, Meder, Perser, Phönizier, Aegypter, Hetrurier u. s. w. zur ewigen Ruhe eingegangen und gänzlich verschwunden sind. So ist denn noch heute diese gens extorris, dieser Johann ohne Land unter den Völkern, auf dem ganzen Erdboden zu finden, nirgends zu Hause und nirgends fremd, behauptet dabei mit beispielloser Hartnäckigkeit seine Nationalität, ja, möchte, eingedenk des Abraham, der in Kanaan wohnte als ein Fremdling, aber allmälig, wie sein Gott es ihm verheißen, Herr des ganzen Landes ward (1. Mos. 17, 8.), — auch gern irgendwo recht fußen und Wurzel schlagen, um wieder zu einem Lande zu gelangen, ohne welches ja ein Volk ein Ball in der Luft ist. — Bis dahin lebt es parasitisch auf den andern Völkern und ihrem Boden, ist aber dabei nichtsdestoweniger vom lebhaftesten Patriotismus für die eigene Nation beseelt, den es an den Tag legt durch das festeste Zusammenhalten, wonach Alle für Einen und Einer für Alle stehn. Ihre Religion, von Hause aus mit ihrem Staate verschmolzen und Eins, ist dabei keineswegs die Haupt-

Digitized by Google

ſache, vielmehr nur das Band, welches ſie zuſammenhält, der point de raliement und das Feldzeichen, daran ſie ſich erkennen. Dies zeigt ſich auch daran, daß ſogar der getaufte Jude, keineswegs, wie doch ſonſt alle Apoſtaten, den Haß und Abſcheu der Uebrigen auf ſich ladet, vielmehr, in der Regel, nicht aufhört, Freund und Genoſſe derſelben, mit Ausnahme einiger Orthodoxen, zu ſeyn und ſie als ſeine wahren Landsleute zu betrachten. Sogar kann, bei dem regelmäßigen und feierlichen Gebete der Juden, zu welchem zehn vereint ſeyn müſſen, wenn einer mangelt, ein getaufter Jude dafür eintreten, jedoch kein anderer Chriſt. Daſſelbe gilt von allen übrigen religiöſen Handlungen. Noch deutlicher würde die Sache hervortreten, wenn ein Mal das Chriſtenthum ganz in Verfall geriethe und aufhörte; indem alsdann die Juden deshalb nicht aufhören würden als Juden geſondert und für ſich zu ſeyn und zuſammenzuhalten. Demnach iſt es eine höchſt oberflächliche und falſche Anſicht, wenn man die Juden bloß als Religionsſekte betrachtet: wenn aber gar, um dieſen Irrthum zu begünſtigen, das Judenthum, mit einem der Chriſtlichen Kirche entlehnten Ausdruck, bezeichnet wird als „Jüdiſche Konfeſſion"; ſo iſt Dies ein grundfalſcher, auf das Irreleiten abſichtlich berechneter Ausdruck, der gar nicht geſtattet ſeyn ſollte. Vielmehr iſt „Jüdiſche Nation" das Richtige. Die Juden haben gar keine Konfeſſion: der Monotheismus gehört zu ihrer Nationalität und Staatsverfaſſung und verſteht ſich bei ihnen von ſelbſt. Ja, wohlverſtanden, ſind Monotheismus und Judenthum Wechſelbegriffe. — Daß die dem Nationalcharakter der Juden anhängenden, bekannten Fehler, worunter eine wunderſame Abweſenheit alles Deſſen, was das Wort verecundia ausdrückt, der hervorſtechendeſte, wenn gleich ein Mangel iſt, der in der Welt beſſer weiter hilft, als vielleicht irgend eine poſitive Eigenſchaft; daß, ſage ich, dieſe Fehler hauptſächlich dem langen und ungerechten Drucke, den ſie erlitten haben, zuzuſchreiben ſind, entſchuldigt ſolche zwar, aber hebt ſie nicht auf. Den vernünftigen Juden, welcher, alte Fabeln, Flauſen und Vorurtheile aufgebend, durch die Taufe, aus einer Genoſſenſchaft heraustritt, die ihm weder Ehre, noch Vortheil bringt (wenn auch in Ausnahmsfällen Letzteres vorkommt), muß ich durchaus loben, ſelbſt wenn es ihm mit dem chriſtlichen Glauben kein großer

Digitized by Google

Ernſt ſeyn ſollte: iſt es denn ein ſolcher jedem jungen Chriſten, der bei der Konfirmation ſein Credo herſagt? Um ihm jedoch auch dieſen Schritt zu erſparen und auf die ſanfteſte Art von der Welt dem ganzen tragikomiſchen Unweſen ein Ende zu machen, iſt gewiß das beſte Mittel, daß man die Ehe zwiſchen Juden und Chriſten geſtatte, ja, begünſtige; wogegen die Kirche nichts einwenden kann, da es die Auktorität des Apoſtels ſelbſt für ſich hat (1. Cor. 7, 12—16). Dann wird es über 100 Jahre nur noch ſehr wenige Juden geben, und bald darauf das Geſpenſt ganz gebannt, der Ahasverus begraben ſeyn. Jedoch wird dieſes wünſchenswerthe Reſultat vereitelt werden, wenn man die Emancipation der Juden ſo weit treibt, daß ſie Staatsrechte, alſo Theilnahme an der Verwaltung und Regierung chriſtlicher Länder erhalten. Denn alsdann werden ſie erſt recht con amore Juden ſeyn und bleiben. Daß ſie mit Andern gleiche bürgerliche Rechte genießen, heiſcht die Gerechtigkeit: aber ihnen Antheil am Staat einzuräumen, iſt abſurd: ſie ſind und bleiben ein fremdes, orientaliſches Volk, müſſen daher ſtets nur als anſäſſige Fremde gelten. Als, vor ungefähr 25 Jahren, im engliſchen Parlament, die Judenemancipation debattirt wurde, ſtellte ein Redner folgenden hypothetiſchen Fall auf: ein engliſcher Jude kommt nach Liſſabon, woſelbſt er zwei Männer in äußerſter Noth und Bedrängniß antrifft, jedoch ſo, daß es in ſeine Macht gegeben iſt, einen von ihnen zu retten. Perſönlich ſind ihm beide fremd. Jedoch iſt der eine ein Engländer, aber ein Chriſt; der andere ein Portugieſe, aber ein Jude. Wen wird er retten? — Ich glaube, daß kein einſichtiger Chriſt und kein aufrichtiger Jude über die Antwort im Zweifel ſeyn wird. Sie aber giebt den Maaßſtab für die den Juden einzuräumenden Rechte.

§. 133.

Bei keiner Angelegenheit greift die Religion ſo unmittelbar und augenfällig in das praktiſche und materielle Leben ein, wie beim Eide. Es iſt ſchlimm genug, daß dadurch Leben und Eigenthum des Einen von den metaphyſiſchen Ueberzeugungen des Andern abhängig gemacht werden. Wenn nun aber gar dereinſt, wie doch zu beſorgen ſteht, die Religionen ſämmtlich in Verfall gerathen und aller Glaube aufhören ſollte; wie wird es dann

Digitized by Google

mit dem Eide ſtehn? — Daher iſt es wohl der Mühe werth, zu unterſuchen, ob es nicht eine rein moraliſche, von allem poſitiven Glauben unabhängige und doch auf deutliche Begriffe zu bringende Bedeutung des Eides gebe, welche, als ein Allerheiligſtes aus reinem Golde, jenen univerſellen Kirchenbrand überſtehn könnte; wenn gleich dieſelbe, neben dem Pomp und der Kraftſprache des religiöſen Eides, ſich etwas kahl und nüchtern ausnehmen ſollte.

Der unbeſtrittene Zweck des Eides iſt, der nur zu häufigen Falſchheit und Lügenhaftigkeit des Menſchen auf bloß moraliſchem Wege zu begegnen, dadurch, daß man die von ihm anerkannte moraliſche Verpflichtung, die Wahrheit zu ſagen, durch irgend eine außerordentliche, hier eintretende Rückſicht erhöht, ihm lebhaft zum Bewußtſeyn bringt. Den rein moraliſchen, von allem Transſcendenten und Mythiſchen freien Sinn einer ſolchen Hervorhebung jener Pflicht will ich verſuchen, gemäß meiner Ethik, deutlich zu machen.

Ich habe, in meinem Hauptwerk, B. 1, §. 62, S. 384 und ausführlicher in der Preisſchrift über das Fundament der Moral §. 17, S. 221 — 230 den paradoxen, jedoch wahren Satz, daß in gewiſſen Fällen dem Menſchen ein Recht zu lügen zuſtehe, aufgeſtellt und denſelben mittelſt einer durchgeführten Erläuterung und Begründung geſtützt. Jene Fälle waren erſtlich Die, wo er das Recht hätte, Gewalt gegen Andere zu gebrauchen, und zweitens Die, wo völlig unbefugte Fragen an ihn gerichtet werden, die dabei ſo beſchaffen ſind, daß er eben ſo wohl durch Ablehnen der Beantwortung, als durch das aufrichtige Ertheilen derſelben, ſein Intereſſe gefährden würde. Eben weil, in dergleichen Fällen, eine Berechtigung zur Unwahrheit unſtreitig Statt findet, bedarf es, in wichtigen Angelegenheiten, deren Entſcheidung von der Ausſage eines Menſchen abhängig wird, wie auch bei Verſprechungen, deren Erfüllung von großer Wichtigkeit iſt, zunächſt der ausdrücklichen und feierlichen Erklärung deſſelben, daß er die beſagten Fälle als hier nicht vorhanden anerkenne, alſo wiſſe und einſehe, daß ihm hier keine Gewalt geſchieht, oder gedroht wird, ſondern bloß das Recht waltet, und gleichfalls, daß er die ihm vorgelegte Frage als eine wohl befugte anerkenne, endlich auch, daß ihm bewußt

Digitized by Google

sei, was Alles von seiner gegenwärtigen Aussage über dieselbe abhänge. Diese Erklärung schließt in sich, daß, wenn er unter solchen Umständen lügt, er mit deutlichem Bewußtseyn ein schweres Unrecht begeht, indem er jetzt dasteht als Einer, dem man, im Vertrauen auf seine Redlichkeit, volle Gewalt für diesen Fall in die Hände gegeben hat, die er zum Unrechte, wie zum Rechte gebrauchen kann. Wenn er jetzt lügt; so trägt er das klare Bewußtseyn davon, daß er Einer sei, der, wenn er freie Gewalt hat, sie, bei ruhigster Ueberlegung, zum Unrechte gebraucht. Dies Zeugniß über ihn selbst giebt ihm der Meineid. Hieran nun aber knüpft sich der Umstand, daß, weil kein Mensch ohne das Bedürfniß irgend einer Metaphysik ist, auch jeder die, wenn gleich undeutliche, Ueberzeugung in sich trägt, daß die Welt nicht bloß eine physische Bedeutung habe, sondern zugleich irgend wie eine metaphysische, und sogar auch, daß, in Bezug auf solche, unser individuelles Handeln, seiner bloßen Moralität nach, noch ganz anderartige und viel wichtigere Folgen habe, als ihm vermöge seiner empirischen Wirksamkeit zukomme, und sonach wirklich von transscendenter Bedeutsamkeit sei. Hierüber verweise ich auf meine Preisschrift über das Fundament der Moral §. 21, und füge nur hinzu, daß der Mensch, welcher seinem eigenen Handeln jede andere, als die empirische Bedeutsamkeit, abspricht, diese Behauptung nie ohne innern Widerspruch dagegen zu spüren und Selbstzwang zu üben aufstellen wird. Die Aufforderung zum Eide stellt nun den Menschen ausdrücklich auf den Standpunkt, wo er sich, in diesem Sinne, als bloß moralisches Wesen, und mit Bewußtseyn der hohen Wichtigkeit für ihn selbst seiner in dieser Eigenschaft gegebenen Entscheidungen anzusehn hat, wodurch jetzt bei ihm alle andern Rücksichten zusammenschrumpfen sollen, bis zum gänzlichen Verschwinden. — Hiebei nun ist es unwesentlich, ob die also in Anregung gebrachte Ueberzeugung, von einer metaphysischen und zugleich moralischen Bedeutung unsers Daseyns, bloß dumpf gefühlt, oder in allerlei Mythen und Fabeln gekleidet und dadurch belebt, oder aber zur Klarheit des philosophischen Denkens gebracht sei; woraus wieder folgt, daß es im Wesentlichen nicht darauf ankommt, ob die Eidesformel diese, oder jene mythologische Beziehung ausdrücke, oder aber ganz abstrakt sei, wie das

Digitized by Google

in Frankreich gebräuchliche je le jure. Die Formel müßte nach dem Grade der intellektuellen Bildung des Schwörenden gewählt werden; wie man ſie ja auch je nach ſeinem poſitiven Glauben verſchieden auswählt. Die Sache ſo betrachtet, könnte ſogar Einer, der ſich zu keiner Religion bekennte, ſehr wohl zum Eide gelaſſen werden.

Digitized by

Kapitel X.

Zur Lehre von der Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod.

---

§. 134.

Obgleich ich in meinem Hauptwerke diesen Gegenstand im Zusammenhange und ausführlich behandelt habe, glaube ich doch, daß eine kleine Nachlese vereinzelter Betrachtungen darüber, welche auf jene Darstellung immer noch einiges Licht zurückwerfen, für Manchen nicht ohne Werth seyn werde. —

Man muß Jean Paul's Selina lesen, um zu sehn, wie ein höchst eminenter Geist sich herumschlägt mit den sich ihm aufdringenden Absurditäten eines falschen Begriffs, den er nicht aufgeben will, weil er sein Herz daran gehängt hat, dabei aber stets von den Ungereimtheiten, die er nicht verdauen kann, beunruhigt wird. Es ist der Begriff der individuellen Fortdauer unsers gesammten persönlichen Bewußtseyns, nach dem Tode. Eben jenes Kämpfen und Ringen Jean Pauls beweist, daß dergleichen, aus Falschem und Wahrem zusammengesetzte Begriffe nicht, wie man behauptet, heilsame Irrthümer, vielmehr entschieden schädlich sind. Denn nicht nur wird, durch den falschen Gegensatz von Seele und Leib, wie auch durch Erhebung der gesammten Persönlichkeit zu einem Dinge an sich selbst, welches ewig bestehn soll, die wahre, auf dem Gegensatz zwischen Erscheinung und Ding an sich beruhende Erkenntniß von der Unzerstörbarkeit unsers eigentlichen Wesens, als eines von Zeit, Kausalität und Veränderung Unberührten, unmöglich gemacht, sondern jener falsche Begriff kann nicht ein Mal als Stellvertreter der Wahrheit fest gehalten werden; weil die Vernunft sich stets von Neuem gegen das darin liegende Absurde empört, mit diesem dann aber auch das demselben amalgamisch verbundene Wahre aufgeben

muß. Denn das Wahre kann, auf die Länge, doch nur in seiner Lauterkeit bestehn: mit Irrthümern versetzt, wird es ihrer Hinfälligkeit theilhaft; wie der Granit zerfällt, wenn sein Feldspath verwittert, obgleich Quarz und Glimmer solcher Verwitterung nicht unterworfen sind. Es steht also schlimm um die Surrogate der Wahrheit.

§. 135.

Wenn man, so im täglichen Umgange, von einem der vielen Leute, die Alles wissen möchten, aber nichts lernen wollen, über die Fortdauer nach dem Tode befragt wird, ist wohl die passendeste, auch zunächst richtigste Antwort: „nach deinem Tode wirst du seyn was du vor deiner Geburt warst". Denn sie implicirt die Verkehrtheit der Forderung, daß die Art von Existenz, welche einen Anfang hat, ohne Ende seyn solle; zudem aber enthält sie die Andeutung, daß es wohl zweierlei Existenz und, dem entsprechend, zweierlei Nichts geben möge. — Imgleichen jedoch könnte man antworten: „was immer du nach deinem Tode seyn wirst, — und wäre es nichts, — wird dir alsdann eben so natürlich und angemessen seyn, wie es dir jetzt dein individuelles, organisches Daseyn ist: also hättest du höchstens den Augenblick des Uebergangs zu fürchten. Ja, da eine reifliche Erwägung der Sache das Resultat ergiebt, daß einem Daseyn, wie das unsrige, das gänzliche Nichtseyn vorzuziehn seyn würde; so kann der Gedanke des Aufhörens unsrer Existenz, oder einer Zeit, da wir nicht mehr wären, uns vernünftigerweise so wenig betrüben, wie der Gedanke, daß wir nie geworden wären. Da nun dieses Daseyn wesentlich ein persönliches ist, so ist demnach auch das Ende der Persönlichkeit nicht als ein Verlust anzusehn".

Dem hingegen, der, auf dem objektiven und empirischen Wege, dem plausibeln Faden des Materialismus nachgegangen wäre und nun voll Schrecken über die gänzliche Vernichtung durch den Tod, die ihm da entgegenstarrte, sich an uns wendete, würden wir vielleicht auf die kürzeste und seiner empirischen Auffassung entsprechende Weise Beruhigung verschaffen, wenn wir ihm den Unterschied zwischen der Materie und der temporär sie in Besitz nehmenden stets metaphysischen Kraft augenfällig nachwiesen, z. B. am Vogelei, dessen so homogene, gestaltlose Flüs-

Digitized by Google

figkeit, sobald nur die gehörige Temperatur hinzutritt, die so komplicirte und genau bestimmte Gestalt der Gattung und Art seines Vogels annimmt. Gewissermaaßen ist Dies doch eine Art generatio aequivoca: und höchst wahrscheinlich ist dadurch, daß sie einst in der Urzeit und zur glücklichen Stunde, vom Typus des Thieres, welchem das Ei angehörte, zu einem höhern übersprang, die aufsteigende Reihe der Thierformen entstanden. Jedenfalls tritt hier am augenscheinlichsten ein von der Materie Verschiedenes hervor, zumal da es, beim geringsten ungünstigen Umstande, ausbleibt. Dadurch wird fühlbar, daß es, nach vollbrachtem, oder später behindertem Wirken, auch eben so unversehrt von ihr weichen kann; welches denn auf eine ganz andersartige Permanenz hindeutet, als das Beharren der Materie in der Zeit ist.

§. 136.

Wenn wir uns ein Wesen denken, welches Alles erkennte, verstände und übersähe; so würde die Frage, ob wir nach dem Tode fortdauern, für dasselbe wahrscheinlich gar keinen Sinn haben; weil über unser jetziges zeitliches, individuelles Daseyn hinaus Fortdauern und Aufhören keine Bedeutung mehr hätten und ununterscheidbare Begriffe wären; wonach auf unser eigentliches und wahres Wesen, oder das in unsrer Erscheinung sich darstellende Ding an sich, weder der Begriff des Untergangs, noch der der Fortdauer Anwendung fände, da Diese aus der Zeit entlehnt sind, welche bloß die Form der Erscheinung ist. — Wir inzwischen können die Unzerstörbarkeit jenes Kerns unserer Erscheinung uns nur als eine Fortdauer desselben denken und zwar eigentlich nach dem Schema der Materie, als welche, unter allen Veränderungen der Formen, in der Zeit beharrt. — Wird nun demselben diese Fortdauer abgesprochen; so sehn wir unser zeitliches Ende an als eine Vernichtung, nach dem Schema der Form, welche verschwindet, wann ihr die sie tragende Materie entzogen wird. Beides ist jedoch eine μεταβασις εις αλλο γενος, nämlich ein Uebertragen der Formen der Erscheinung auf das Ding an sich. Von einer Unzerstörbarkeit aber, die keine Fortdauer wäre, können wir kaum uns auch nur einen abstrakten Begriff bilden; weil uns alle Anschauung, ihn zu belegen, mangelt.

Digitized by Google

In Wahrheit aber iſt das beſtändige Entſtehn neuer Weſen und Zunichtewerden der vorhandenen anzuſehn als eine Illuſion, hervorgebracht durch den Apparat zweier geſchliffener Gläſer (Gehirnfunktionen), durch die allein wir etwas ſehn können: ſie heißen Raum und Zeit, und in ihrer Wechſeldurchdringung Kauſalität. Denn Alles, was wir unter dieſen Bedingungen wahrnehmen, iſt bloße Erſcheinung; nicht aber erkennen wir die Dinge, wie ſie an ſich ſelbſt, d. h. unabhängig von unſerer Wahrnehmung, ſeyn mögen. Dies iſt eigentlich der Kern der Kantiſchen Philoſophie; an welche und ihren Inhalt man nicht zu oft erinnern kann, nach einer Periode, wo feile Scharlatanerie, durch ihren Verdummungsproceß, die Philoſophie aus Deutſchland vertrieben hatte, unter williger Beihülfe der Leute, denen Wahrheit und Geiſt die gleichgültigſten Dinge auf der Welt ſind, hingegen Gehalt und Honorar die wichtigſten.

§. 137.

Jeder fühlt, daß er etwas Anderes iſt, als ein von einem Andern einſt belebtes Nichts. Daraus entſteht ihm die Zuverſicht, daß der Tod wohl ſeinem Leben, jedoch nicht ſeinem Daſeyn ein Ende machen kann.

§. 138.

Je deutlicher Einer ſich der Hinfälligkeit, Nichtigkeit und traumartigen Beſchaffenheit aller Dinge bewußt wird, deſto deutlicher wird er ſich auch der Ewigkeit ſeines eigenen innern Weſens bewußt; weil doch eigentlich nur im Gegenſatz zu dieſem jene Beſchaffenheit der Dinge erkannt wird; wie man den raſchen Lauf ſeines Schiffs nur nach dem feſten Ufer ſehend wahrnimmt, nicht wenn man in das Schiff ſelbſt ſieht.

§. 139.

Wann immer wir auch leben mögen; ſtets ſtehn wir, mit unſerm Bewußtſeyn, im Centro der Zeit, nie an ihren Endpunkten, und könnten daraus abnehmen, daß Jeder den unbeweglichen Mittelpunkt der ganzen unendlichen Zeit in ſich ſelbſt trägt. Dies iſt es auch im Grunde, was ihm die Zuverſicht giebt, mit der er ohne beſtändige Todesſchauer dahinlebt. Wer nun aber, ver-

Digitized by Google

möge der Stärke ſeiner Erinnerung und Phantaſie, ſich das längſt Vergangene am lebhafteſten vergegenwärtigen kann, der wird ſich der Identität des Jetzt in aller Zeit deutlicher, als die Andern, bewußt. Vielleicht ſogar gilt dieſer Satz richtiger umgekehrt. Jedenfalls aber iſt ein ſolches deutlicheres Bewußtſeyn der Identität alles Jetzt ein weſentliches Erforderniß zur philoſophiſchen Anlage. Mittelſt ſeiner faßt man das Allerflüchtigſte, das Jetzt, als das allein Beharrende auf. Wer nun auf ſolche intuitive Weiſe inne wird, daß die Gegenwart, welche doch die alleinige Form aller Realität, im engſten Sinne, iſt, ihre Quelle in uns hat, alſo von innen, nicht von außen quillt, der kann an der Unzerſtörbarkeit ſeines eigenen Weſens nicht zweifeln. Vielmehr wird er begreifen, daß bei ſeinem Tode zwar die objektive Welt, mit dem Medio ihrer Darſtellung, dem Intellekt, für ihn untergeht, Dies aber ſein Daſeyn nicht anficht: denn es war eben ſo viel Realität innerhalb, wie außerhalb.

Wer alles Dieſes nicht gelten läßt, muß das Gegentheil behaupten und ſagen: „die Zeit iſt etwas rein Objektives und Reales, das ganz unabhängig von mir exiſtirt. Ich bin nur zufällig hineingeworfen, eines kleinen Theiles derſelben habhaft geworden und dadurch zu einer vorübergehenden Realität gelangt, wie tauſend Andere vor mir, die jetzt eben nichts mehr ſind, und auch ich werde ſehr bald nichts ſeyn. Die Zeit hingegen, die iſt das Reale: ſie zieht dann weiter ohne mich". Ich denke, daß das Grundverkehrte, ja Abſurde dieſer Anſicht durch die Entſchiedenheit des Ausdrucks fühlbar wird.

Das Leben kann, dieſem Allen zufolge, allerdings angeſehen werden als ein Traum, und der Tod als das Erwachen. Dann aber gehört die Perſönlichkeit, das Individuum, dem träumenden und nicht dem wachen Bewußtſeyn an; weshalb denn jenem der Tod ſich als Vernichtung darſtellt. Jedenfalls jedoch iſt er, von dieſem Geſichtspunkt aus, nicht zu betrachten als der Uebergang zu einem uns ganz neuen und fremden Zuſtande, vielmehr nur als der Rücktritt zu dem uns urſprünglich eigenen, als von welchem das Leben nur eine kurze Epiſode war.

Wenn inzwiſchen ein Philoſoph etwan vermeinen ſollte, er würde im Sterben einen ihm allein eigenen Troſt, jedenfalls eine Diverſion, darin finden, daß dann ihm ein Problem ſich

Digitized by Google

löſte, welches ihn ſo häufig beſchäftigt hat; ſo wird es ihm vermuthlich gehn, wie Einem, dem, als er eben das Geſuchte zu finden im Begriff iſt, die Laterne ausgeblaſen wird.

Denn im Tode geht allerdings das Bewußtſeyn unter; hingegen keineswegs Das, was bis dahin daſſelbe hervorgebracht hatte. Das Bewußtſeyn nämlich beruht zunächſt auf dem Intellekt; dieſer aber auf einem phyſiologiſchen Proceß. Denn er iſt augenſcheinlich die Funktion des Gehirns und daher bedingt durch das Zuſammenwirken des Nerven- und Gefäßſyſtems; näher, durch das vom Herzen aus ernährte, belebte und fortwährend erſchütterte Gehirn, durch deſſen künſtlichen und geheimnißvollen Bau, welchen die Anatomie beſchreibt, aber die Phyſiologie nicht verſteht, das Phänomen der objektiven Welt und das Getriebe unſrer Gedanken zu Stande kommt. Wie nun alſo der Intellekt, phyſiologiſch, mithin in der empiriſchen Realität, d. i. in der Erſcheinung, als ein Sekundäres, ein Reſultat des Lebensproceſſes, auftritt; ſo iſt er auch pſychologiſch ſekundär, im Gegenſatz des Willens, der allein das Primäre und überall das Urſprüngliche iſt. Iſt doch ſogar der Organismus ſelbſt eigentlich nur der im Gehirne anſchaulich und objektiv, mithin in deſſen Formen Raum und Zeit, ſich darſtellende Wille; wie ich Dies öfter auseinandergeſetzt habe, beſonders im „Willen in der Natur“ und in meinem Hauptwerk Bd. 2, Kap. 20. Da alſo das Bewußtſeyn nicht unmittelbar dem Willen anhängt, ſondern durch den Intellekt und dieſer durch den Organismus bedingt iſt; ſo bleibt kein Zweifel, daß durch den Tod das Bewußtſeyn erliſcht, — wie ja ſchon durch den Schlaf und jede Ohnmacht. Aber getroſt! was für ein Bewußtſeyn iſt denn dieſes? — ein cerebrales, ein animales, ein etwas höher potenzirtes thieriſches, ſofern wir es, im Weſentlichen, mit der ganzen Thierreihe gemein haben, wenn gleich es in uns ſeinen Gipfel erreicht. Daſſelbe iſt, wie ich genugſam nachgewieſen habe, ſeinem Zweck und Urſprung nach, eine bloße μηχανη der Natur, ein Auskunftsmittel, den thieriſchen Weſen zu ihrem Bedarf zu verhelfen. Der Zuſtand hingegen, in welchen uns der Tod zurückverſetzt, iſt unſer urſprünglicher, d. h. iſt der ſelbſteigene Zuſtand des Weſens deſſen Urkraft in der Hervorbringung und Unterhaltung des jetzt aufhörenden Lebens ſich darſtellt. Es iſt nämlich der Zuſtand des

Dinges an sich, im Gegensatz der Erscheinung. In diesem Urzustande nun ist, ohne Zweifel, ein solcher Nothbehelf, wie das cerebrale, höchst mittelbare und eben deshalb bloße Erscheinungen liefernde Erkennen, durchaus überflüssig; daher wir es eben verlieren. Sein Wegfallen ist Eins mit dem Aufhören der Erscheinungswelt für uns, deren bloßes Medium es war und zu nichts Anderm dienen kann. Würde in diesem unserm Urzustande die Beibehaltung jenes animalen Bewußtseyns uns sogar angeboten; so würden wir es von uns weisen, wie der geheilte Lahme die Krücken. Wer also den bevorstehenden Verlust dieses cerebralen, bloß erscheinungsmäßigen und erscheinungsfähigen Bewußtseyns beklagt, ist den Grönländischen Konvertiten zu vergleichen, welche nicht in den Himmel wollten, als sie vernahmen, es gäbe daselbst keine Seehunde.

Zudem beruht Alles hier Gesagte auf der Voraussetzung, daß wir nun einmal einen nicht bewußtlosen Zustand uns nicht anders vorstellen können, als daß er ein erkennender sei, mithin die Grundform alles Erkennens, das Zerfallen in Subjekt und Objekt, in ein Erkennendes und ein Erkanntes, an sich trage. Allein wir haben zu erwägen, daß diese ganze Form des Erkennens und Erkanntwerdens bloß durch unsere animale, mithin sehr sekundäre und abgeleitete Natur bedingt, also keineswegs der Urzustand aller Wesenheit und alles Daseyns ist, welcher daher ganz anderartig und doch nicht bewußtlos seyn mag. Ist doch sogar unser eigenes, gegenwärtiges Wesen, soweit wir es in sein Inneres zu verfolgen vermögen, bloßer Wille, dieser aber, an sich selbst, schon ein Erkenntnißloses. Wenn wir nun, durch den Tod, den Intellekt einbüßen; so werden wir dadurch nur in den erkenntnißlosen Urzustand versetzt, der aber deshalb nicht ein schlechthin bewußtloser, vielmehr ein über jene Form erhabener seyn wird.

Auch wird, im tiefsten Innern, vielleicht eines Jeden, dann und wann ein Mal, ein Bewußtseyn sich spüren lassen, daß ihm doch eigentlich eine ganz andere Art von Existenz angemessen wäre und zukäme, als diese so unaussprechlich lumpige, zeitliche, individuelle, mit lauter Miseren beschäftigte; wobei er dann denkt, daß zu jener der Tod ihn zurückführen könnte.

Digitized by Google

§. 140.

Wenn wir jetzt, im Gegenſatz zu dieſer nach innen gerichteten Betrachtungsweiſe, wieder nach außen blicken und die ſich uns darſtellende Welt ganz objektiv auffaſſen; ſo erſcheint uns allerdings der Tod als ein Uebergang ins Nichts; dagegen aber auch die Geburt als ein Hervorgehn aus dem Nichts. Das Eine wie das Andere kann jedoch nicht unbedingt wahr ſeyn, da es nur die Realität der Erſcheinung hat. Auch iſt, daß wir, in irgend einem Sinne, den Tod überleben ſollten, immer noch kein größeres Wunder, als das der Zeugung, welches wir täglich vor Augen haben. Was ſtirbt geht dahin, wo alles Leben herkommt und auch das ſeine. In dieſem Sinne haben die Aegypter den Orkus Amenthes genannt, welches, nach Plutarch (de Is. et Osir. c. 29), bedeutet ὁ λαμβανων και διδους, „der Nehmende und Gebende", um auszudrücken, daß es der ſelbe Quell iſt, in den Alles zurück und aus dem Alles hervorgeht. Demnach ſtirbt nichts von Allem, was da ſtirbt, für immer; aber auch Keines, das geboren wird, empfängt ein von Grund aus neues Daſeyn. Dies iſt das Myſterium der Palingeneſie, als deſſen Erläuterung man das 41ſte Kapitel im zweiten Bande meines Hauptwerks betrachten kann. Danach leuchtet uns ein, daß alle in dieſem Augenblicke lebenden Weſen den eigentlichen Kern aller künftig leben werdenden enthalten, dieſe alſo gewiſſermaaßen ſchon jetzt da ſind. Imgleichen ſcheint jedes in voller Blüthe daſtehende Thier uns zuzurufen: „was klagſt du über die Vergänglichkeit der Lebendigen? wie könnte ich daſeyn, wenn nicht alle Die meiner Gattung, welche vor mir waren, geſtorben wären?" — So ſehr auch, demzufolge, auf der Bühne der Welt die Stücke wechſeln, ſo bleiben doch in allen die Schauſpieler die ſelben.

Wenn wir nun aber, um in das Geheimniß der Palingeneſie tiefer einzudringen, hier noch das 43ſte Kapitel des zweiten Bandes meines Hauptwerks zu Hülfe nehmen; ſo wird uns die Sache, näher betrachtet, ſo zu ſtehn ſcheinen, daß, alle Zeit hindurch, das männliche Geſchlecht der Aufbewahrer des Willens, das weibliche aber der des Intellekts der Menſchengattung ſei, wodurch dann dieſe immerwährenden Beſtand erhält. Danach nun hat Jeder einen väterlichen und einen mütterlichen Beſtandtheil; und wie dieſe durch die Zeugung vereint wurden,

Digitized by Google

ſo werden ſie durch den Tod zerſetzt, welcher alſo das Ende des Individuums iſt. Dieſes Individuum iſt es, deſſen Tod wir ſo ſehr betrauern, im Gefühl, daß es wirklich verloren geht, da es eine bloße Verbindung war, die unwiederbringlich aufhört. — Jedoch dürfen wir bei allem Dieſem nicht vergeſſen, daß die Erblichkeit des Intellekts von der Mutter nicht eine ſo entſchiedene und unbedingte iſt, wie die des Willens vom Vater, wegen der ſekundären und bloß phyſiſchen Weſenheit des Intellekts und ſeiner gänzlichen Abhängigkeit vom Organismus, nicht allein hinſichtlich des Gehirns, ſondern auch anderweitig; wie Dies in meinem beſagten Kapitel ausgeführt worden. — Beiläufig ſei hier noch erwähnt, daß ich mit Plato zwar inſofern zuſammentreffe, als auch er in ſeiner ſogenannten Seele einen ſterblichen und einen unſterblichen Theil unterſcheidet: allein er tritt in diametralen Gegenſatz mit mir und mit der Wahrheit, indem er, nach Weiſe aller mir vorhergängigen Philoſophen, den Intellekt für den unſterblichen, den Willen hingegen, d. h. den Sitz der Begierden und Leidenſchaften, für den ſterblichen Theil hält; — wie zu erſehn aus dem Timäos (p.p. 386, 387 et 395, ed. Bip.).

Wie aber auch immer, durch Zeugung und Tod, nebſt ſichtlicher Zuſammenſetzung der Individuen aus Willen und Intellekt, und nachmaliger Auflöſung derſelben, das Phyſiſche wunderlich und bedenklich walten mag; ſo iſt doch das ihm zum Grunde liegende Metaphyſiſche ſo ganz heterogener Weſenheit, daß es davon nicht angefochten wird und wir getroſt ſeyn dürfen.

Man kann demnach jeden Menſchen aus zwei entgegengeſetzten Geſichtspunkten betrachten: aus dem einen iſt er das zeitlich anfangende und endende, flüchtig vorübereilende Individuum, σκιας οναρ, dazu mit Fehlern und Schmerzen ſchwer behaftet; — aus dem andern iſt er das unzerſtörbare Urweſen, welches in allem Daſeyenden ſich objektivirt und darf, als ſolches, wie das Iſisbild zu Sais, ſagen: εγω ειμι παν το γεγονος, και ον, και εσομενον. — Freilich könnte ein ſolches Weſen etwas Beſſeres thun, als in einer Welt, wie dieſe iſt, ſich darzuſtellen. Denn es iſt die Welt der Endlichkeit, des Leidens und des Todes. Was in ihr und aus ihr iſt muß enden und ſterben. Allein was nicht aus ihr iſt und nicht aus ihr ſeyn will durchzuckt ſie

Digitized by Google

mit Allgewalt, wie ein Blitz, der nach oben ſchlägt, und kennt dann weder Zeit noch Tod. — Alle dieſe Gegenſätze zu vereinen iſt eigentlich das Thema der Philoſophie.

§. 141.

Kleine dialogiſche Schlußbeluſtigung.

Thraſymachos. Kurzum, was bin ich nach meinem Tode? — Klar und präcis!

Philalethes. Alles und Nichts.

Thraſymachos. Da haben wir's! Als Löſung eines Problems ein Widerſpruch. Der Pfiff iſt abgenutzt.

Philalethes. Transſcendente Fragen in der für immanente Erkenntniß geſchaffenen Sprache zu beantworten, kann allerdings auf Widerſprüche führen.

Thraſymachos. Was nennſt du transſcendente und was immanente Erkenntniß? — Mir ſind dieſe Ausdrücke zwar auch bekannt, von meinem Profeſſor her; aber nur als Prädikate des lieben Gottes, mit welchem ſeine Philoſophie, wie ſich das eben auch geziemt, es ausſchließlich zu thun hatte. Steckt nämlich der in der Welt drinne; ſo iſt er immanent: ſitzt er aber irgendwo draußen; ſo iſt er transſcendent. — Ja ſieh, Das iſt klar, Das iſt faßlich! Da weiß man, woran man ſich zu halten hat. Aber deine altmodiſche Kantiſche Kunſtſprache verſteht kein Menſch mehr. Das Zeitbewußtſeyn der Jetztzeit iſt, von der Metropole der deutſchen Wiſſenſchaft aus, durch eine ganze Succeſſion großer Männer, beſonders durch den großen Schleiermacher und den Rieſengeiſt Hegel, von allen Dem zurück, oder vielmehr ſo weit vorwärts gebracht, daß es das Alles hinter ſich hat und nichts mehr davon weiß. — Alſo was ſoll's damit?

Philalethes. Transſcendente Erkenntniß iſt die, welche, über alle Möglichkeit der Erfahrung hinausgehend, das Weſen der Dinge, wie ſie an ſich ſelbſt ſind, zu beſtimmen anſtrebt; immanente Erkenntniß hingegen die, welche ſich innerhalb der Schranken der Möglichkeit der Erfahrung hält, daher aber auch nur von Erſcheinungen reden kann. — Du, als Individuum, endeſt mit deinem Tode. Allein das Individuum iſt nicht dein wahres und letztes Weſen, vielmehr eine bloße Aeußerung deſſelben: es iſt nicht das Ding an ſich ſelbſt, ſondern nur deſſen Er-

Digitized by Google

ſcheinung, welche in der Form der Zeit ſich darſtellt und demgemäß Anfang und Ende hat. Dein Weſen an ſich ſelbſt hingegen kennt weder Zeit, noch Anfang, noch Ende, noch die Schranke einer gegebenen Individualität: daher kann es von keiner Individualität ausgeſchloſſen werden; ſondern iſt in Jedem und Allem da. Im erſteren Sinne alſo wirſt du durch deinen Tod zu nichts; im zweiten biſt und bleibſt du Alles. Daher ſagte ich, daß du, nach deinem Tode, Alles und Nichts ſeyn würdeſt. Schwerlich läßt deine Frage eine richtigere Antwort, ſo in der Kürze, zu, als eben dieſe, welche aber allerdings einen Widerſpruch enthält; weil eben dein Leben in der Zeit iſt, deine Unſterblichkeit aber in der Ewigkeit. — Daher kann dieſe auch eine Unzerſtörbarkeit ohne Fortdauer genannt werden, — welches denn abermals auf einen Widerſpruch hinausläuft. Aber ſo geht es, wenn das Transſcendente in die immanente Erkenntniß gebracht werden ſoll: dieſer geſchieht dabei eine Art Gewalt, indem ſie mißbraucht wird zu Dem, wozu ſie nicht geboren iſt.

Thraſymachos. Höre, ohne Fortdauer meiner Individualität, gebe ich für deine ganze Unſterblichkeit keinen Heller.

Philalethes. Vielleicht läßt du doch noch mit dir handeln. Setze, ich garantirte dir die Fortdauer deiner Individualität, machte jedoch zur Bedingung, daß vor dem Wiedererwachen derſelben ein völlig bewußtloſer Todesſchlaf von drei Monaten vorherginge.

Thraſymachos. Ließe ſich eingehn.

Philalethes. Da wir nun aber in einem völlig bewußtloſen Zuſtande durchaus kein Zeitmaaß haben; ſo iſt es für uns ganz einerlei, ob, während wir in jenem Todesſchlafe lagen, derweilen, in der ſich bewußten Welt, drei Monate, oder zehn Tauſend Jahre verſtrichen ſind. Denn Eines, wie das Andere, müſſen wir, beim Erwachen, auf Treu und Glauben annehmen. Demnach kann es dir gleichgültig ſeyn, ob dir deine Individualität nach drei Monaten, oder nach zehn Tauſend Jahren zurückgegeben wird.

Thraſymachos. Läßt ſich im Grunde wohl nicht leugnen.

Philalethes. Wenn nun aber, nach Verfluß der zehn Tauſend Jahre, etwan ganz vergeſſen würde, dich zu wecken; ſo glaube ich, daß, nachdem dir jenes auf ein gar kurzes Daſeyn gefolgte lange Nichtſeyn ſchon ſo ſehr zur Gewohnheit geworden,

Digitized by Google

das Unglück nicht groß ſeyn würde. Gewiß aber iſt, daß du nichts davon ſpüren könnteſt. Und gänzlich würdeſt du dich über die Sache tröſten, wenn du wüßteſt, daß das geheime Triebwerk, welches deine jetzige Erſcheinung in Bewegung erhält, auch in jenen zehn Tauſend Jahren nicht einen Augenblick aufgehört hätte, andere Erſcheinungen derſelben Art darzuſtellen und zu bewegen.

Thraſymachos. So?! — und auf dieſe Art gedenkſt du mich ganz ſachte und unvermerkt um meine Individualität zu prellen? Solche Naſen dreht man mir nicht. Die Fortdauer meiner Individualität habe ich mir ausbedungen, und über die können mich keine Triebfedern und Erſcheinungen tröſten. Sie liegt mir am Herzen und von ihr laſſe ich nicht.

Philalethes. Du hältſt alſo wohl deine Individualität für ſo angenehm, vortrefflich, vollkommen und unvergleichlich, daß es keine vorzüglichere geben könne, daher du ſie nicht vertauſchen möchteſt gegen irgend eine andere, von welcher etwan behauptet würde, daß in ihr es ſich beſſer und leichter leben ließe?

Thraſymachos. Siehe, meine Individualität, ſie ſei nun wie ſie ſei, das bin Ich.

„Mir geht nun auf der Welt nichts über mich:
Denn Gott iſt Gott, und ich bin ich."

Ich, ich, ich will daſeyn! daran iſt mir gelegen, und nicht an einem Daſeyn, von welchem mir erſt anräſonnirt werden muß, daß es das meinige ſei.

Philalethes. Sieh dich doch um! Was da ruft „Ich, ich, ich will daſeyn", Das biſt du nicht allein, ſondern Alles, durchaus Alles, was nur eine Spur von Bewußtſeyn hat. Folglich iſt dieſer Wunſch in dir gerade Das, was nicht individuell iſt, ſondern Allen, ohne Unterſchied, gemein: er entſpringt nicht aus der Individualität, ſondern aus dem Daſeyn überhaupt, iſt Jedem, das daiſt, weſentlich, ja, iſt Das wodurch es daiſt, und wird demgemäß befriedigt durch das Daſeyn überhaupt, als auf welches allein er ſich bezieht; nicht aber ausſchließlich durch irgend ein beſtimmtes, individuelles Daſeyn; da er auf ein ſolches gar nicht gerichtet iſt; obgleich es jedesmal den Schein hievon

hat, weil er nicht anders, als in einem individuellen Weſen, zum Bewußtſeyn gelangen kann und deshalb jedesmal auf dieſes allein ſich zu beziehn ſcheint. Dies iſt jedoch ein bloßer Schein, an welchem zwar die Befangenheit des Individuums klebt, den aber die Reflexion zerſtören und uns davon befreien kann. Was nämlich ſo ungeſtüm das Daſeyn verlangt, iſt bloß mittelbar das Individuum; unmittelbar und eigentlich iſt es der Wille zum Leben überhaupt, welcher in Allen Einer und derſelbe iſt. Da nun das Daſeyn ſelbſt ſein freies Werk, ja, ſein bloßer Abglanz iſt; ſo kann daſſelbe ihm nicht entgehn: er aber wird durch das Daſeyn überhaupt vorläufig befriedigt; ſo weit nämlich, als er, der ewig Unzufriedene, befriedigt werden kann. Die Individualitäten ſind ihm gleich: er redet eigentlich nicht von ihnen; obgleich er dem Individuo, welches unmittelbar ihn nur in ſich vernimmt, davon zu reden ſcheint. Dadurch wird herbeigeführt, daß er dieſes ſein eigenes Daſeyn mit einer Sorgfalt bewacht, wie es außerdem nicht geſchehn würde, und eben dadurch die Erhaltung der Gattung ſichert. Hieraus ergiebt ſich, daß die Individualität keine Vollkommenheit, ſondern eine Beſchränkung iſt: daher iſt, ſie los zu werden, kein Verluſt, vielmehr Gewinn. Laß daher eine Sorge fahren, welche dir wahrlich, wenn du dein eigenes Weſen ganz und bis auf den Grund erkennteſt, nämlich als den univerſellen Willen zum Leben, der du biſt, — kindiſch und überaus lächerlich erſcheinen würde.

Thraſymachos. Kindiſch und überaus lächerlich biſt du ſelbſt und alle Philoſophen; und es geſchieht bloß zum Spaaß und Zeitvertreib, wenn ein geſetzter Mann, wie ich, mit dieſer Art von Narren ſich auf ein Viertelſtündchen einläßt. Habe jetzt wichtigere Dinge vor: Gottbefohlen!

Digitized by Google

Kapitel XI.

Nachträge zur Lehre von der Nichtigkeit des Daſeyns.

---

§. 142.

Dieſe Nichtigkeit findet ihren Ausdruck an der ganzen Form des Daſeyns, an der Unendlichkeit der Zeit und des Raumes, gegenüber der Endlichkeit des Individuums in Beiden; an der dauerloſen Gegenwart, als der alleinigen Daſeynsweiſe der Wirklichkeit; an der Abhängigkeit und Relativität aller Dinge; am ſteten Werden ohne Seyn; am ſteten Wünſchen ohne Befriedigung; an der ſteten Hemmung des Sterbens, durch die das Leben beſteht, bis dieſelbe ein Mal überwunden wird.

§. 143.

Was *geweſen* iſt, das *iſt* nicht mehr; iſt eben ſo wenig, wie Das, was *nie* geweſen iſt. Aber Alles, was iſt, iſt im nächſten Augenblick ſchon geweſen. Daher hat vor der bedeutendeſten Vergangenheit die unbedeutendeſte Gegenwart die *Wirklichkeit* voraus; wodurch ſie zu jener ſich verhält, wie Etwas zu Nichts. —

Man iſt mit Einem Male, zu ſeiner Verwunderung, da, nachdem man, zahlloſe Jahrtauſende hindurch, nicht geweſen, und, nach einer kurzen Zeit, eben ſo lange wieder nicht zu ſeyn hat. — Das iſt nimmermehr richtig, ſagt das Herz: und ſelbſt dem rohen Verſtande muß aus Betrachtungen dieſer Art eine Ahndung der Idealität der Zeit aufgehn. Dieſe aber, nebſt der des Raumes, iſt der Schlüſſel zu aller wahren Metaphyſik; weil durch dieſelbe für eine ganz andre Ordnung der Dinge, als die der Natur iſt, Platz gewonnen wird. Daher iſt Kant ſo groß.

Jedem Vorgang unſers Lebens gehört nur auf einen Augenblick das Iſt; ſodann für immer das War. Jeden Abend ſind wir um einen Tag ärmer. Wir würden vielleicht, beim

Digitized by Google

Anblick dieses Ablaufens unsrer kurzen Zeitspanne, rasend werden; wenn nicht im tiefsten Grunde unsres Wesens ein heimliches Bewußtseyn läge, daß uns der nie zu erschöpfende Born der Ewigkeit gehört, um immerdar die Zeit des Lebens daraus erneuern zu können.

Auf Betrachtungen, wie die obigen, kann man allerdings die Lehre gründen, daß die Gegenwart zu genießen und Dies zum Zwecke seines Lebens zu machen, die größte Weisheit sei; weil ja jene allein real, alles Andere nur Gedankenspiel wäre. Aber eben so gut könnte man es die größte Thorheit nennen: denn was im nächsten Augenblicke nicht mehr ist, was so gänzlich verschwindet, wie ein Traum, ist nimmermehr eines ernstlichen Strebens werth.

§. 144.

Unser Daseyn hat wesentlich die beständige Bewegung zur Form, ohne Möglichkeit der von uns stets angestrebten Ruhe. Es gleicht dem Laufe eines bergab Rennenden, der, wenn er stillstehn wollte, fallen müßte und nur durch Weiterrennen sich auf den Beinen erhält; — ebenfalls der auf der Fingerspitze balancirten Stange; — wie auch dem Planeten, der in seine Sonne fallen würde, sobald er aufhörte, unaufhaltsam vorwärts zu eilen. — Also Unruhe ist der Typus des Daseyns.

In einer solchen Welt, wo keine Stabilität irgend einer Art, kein dauernder Zustand möglich, sondern Alles in rastlosem Wirbel und Wechsel begriffen ist, Alles eilt, fliegt, sich auf dem Seile, durch stetes Schreiten und Bewegen, aufrecht erhält, — läßt Glückseligkeit sich nicht ein Mal denken. Sie kann nicht wohnen, wo Plato's „beständiges Werden und nie Seyn" allein Statt findet.

Inzwischen muß man sich wundern, wie, in der Menschen- und Thierwelt, jene so große, mannigfaltige und rastlose Bewegung hervorgebracht und im Gange erhalten wird durch die zwei einfachen Triebfedern, Hunger und Geschlechtstrieb, denen allenfalls nur noch die Langeweile ein wenig nachhilft, und daß diese es vermögen, das primum mobile einer so komplicirten, das bunte Puppenspiel bewegenden Maschine abzugeben.

Betrachten wir nun aber die Sache näher, so sehn wir

Digitized by Google

zuvörderst die Existenz des Unorganischen jeden Augenblick angegriffen und endlich aufgerieben von den chemischen Kräften; die des Organischen hingegen nur möglich gemacht durch den beständigen Wechsel der Materie, welcher fortwährenden Zufluß, folglich Hülfe von außen, erfordert. Schon an sich selbst also gleicht das organische Leben der auf der Hand balancirten Stange, die stets bewegt seyn muß, und ist daher ein beständiges Bedürfen, stets wiederkehrender Mangel und endlose Noth. Jedoch ist erst vermittelst dieses organischen Lebens Bewußtseyn möglich. — Dies Alles demnach ist das endliche Daseyn, als dessen Gegensatz ein unendliches zu denken wäre als weder dem Angriff von außen ausgesetzt, noch der Hülfe von außen bedürftig und daher *αει ὡσαυτως ον*, in ewiger Ruhe, *ουτε γιγνομενον, ουτε απολλυμενον*, ohne Wechsel, ohne Zeit, ohne Vielheit und Verschiedenheit, — dessen negative Erkenntniß der Grundton der Philosophie des Plato ist. Ein solches muß dasjenige seyn, wohin die Verneinung des Willens zum Leben den Weg eröffnet.

§. 145.

Die Scenen unsers Lebens gleichen den Bildern in grober Musaik, welche in der Nähe keine Wirkung thun, sondern von denen man fern stehn muß, um sie schön zu finden. Daher heißt etwas Ersehntes erlangen dahinter kommen, daß es eitel ist, und leben wir allezeit in der Erwartung des Besseren, auch oft zugleich in reuiger Sehnsucht nach dem Vergangenen. Das Gegenwärtige hingegen wird nur einstweilen so hingenommen und für nichts geachtet, als für den Weg zum Ziel. Daher werden die Meisten, wenn sie am Ende zurückblicken, finden, daß sie ihr ganzes Leben hindurch ad interim gelebt haben, und verwundert seyn, zu sehn, daß Das, was sie so ungeachtet und ungenossen vorübergehn ließen, eben ihr Leben war, eben Das war, in dessen Erwartung sie lebten. Und so ist denn der Lebenslauf des Menschen, in der Regel, dieser, daß er, von der Hoffnung genarrt, dem Tode in die Arme tanzt.

Nun aber dazu die Unersättlichkeit des individuellen Willens, vermöge welcher jede Befriedigung einen neuen Wunsch erzeugt und sein Begehren, ewig ungenügsam, ins Unendliche

Digitized by Google

geht! Sie beruht jedoch im Grunde darauf, daß der Wille, an sich selbst genommen, der Herr der Welten ist, dem Alles angehört, dem daher kein Theil, sondern nur das Ganze, welches aber unendlich ist, Genüge geben könnte. — Wie muß es inzwischen unser Mitleid erregen, wenn wir betrachten, wie blutwenig dagegen diesem Herrn der Welt, in seiner individuellen Erscheinung, wird: meistens eben nur so viel, als hinreicht, den individuellen Leib zu erhalten. Daher sein tiefes Weh.

§. 146.

In der gegenwärtigen, geistig impotenten und sich durch die Verehrung des Schlechten in jeder Gattung auszeichnenden Periode, — welche sich recht passend mit dem selbstfabricirten, so prätensiösen, wie kakophonischen Worte „Jetztzeit" bezeichnet, als wäre ihr Jetzt das Jetzt κατ' εξοχην, das Jetzt, welches heranzubringen alle andern Jetzt allein dagewesen, — entblöden denn auch die Pantheisten sich nicht, zu sagen, das Leben sei, wie sie es nennen, „Selbstzweck." — Wenn dieses unser Daseyn der letzte Zweck der Welt wäre; so wäre es der albernste Zweck der je gesetzt worden; möchten nun wir selbst, oder ein Anderer ihn gesetzt haben. —

Das Leben stellt sich zunächst dar als eine Aufgabe, nämlich die, es zu erhalten, de gagner sa vie. Ist diese gelöst, so ist das Gewonnene eine Last, und es tritt die zweite Aufgabe ein, darüber zu disponiren, um nämlich die Langeweile abzuwehren, die über jedes gesicherte Leben, wie ein lauernder Raubvogel, herfällt. Also ist die erste Aufgabe, etwas zu gewinnen, und die zweite, dasselbe, nachdem es gewonnen ist, unfühlbar zu machen, indem es sonst eine Last ist. —

Daß das menschliche Daseyn eine Art Verirrung seyn müsse, geht zur Genüge aus der einfachen Bemerkung hervor, daß der Mensch ein Konkrement von Bedürfnissen ist, deren schwer zu erlangende Befriedigung ihm doch nichts gewährt, als einen schmerzlosen Zustand, in welchem er nur noch der Langenweile Preis gegeben ist, welche dann geradezu beweist, daß das Daseyn an sich selbst keinen Werth hat: denn sie ist eben nur die Empfindung der Leerheit desselben. Wenn nämlich das Leben, in dem Verlangen nach welchem unser Wesen und Daseyn

Digitized by Google

besteht, einen positiven Werth und realen Gehalt in sich selbst hätte; so könnte es gar keine Langeweile geben: sondern das bloße Daseyn, an sich selbst, müßte uns erfüllen und befriedigen. Nun aber werden wir unsers Daseyns nicht anders froh, als entweder im Streben, wo die Ferne und die Hindernisse das Ziel als befriedigend uns vorspiegeln, — welche Illusion nach der Erreichung verschwindet; — oder aber in einer rein intellektuellen Beschäftigung, in welcher wir jedoch eigentlich aus dem Leben heraustreten, um es von außen zu betrachten, gleich Zuschauern in den Logen. Sogar der Sinnengenuß selbst besteht in einem fortwährenden Streben und hört auf, sobald sein Ziel erreicht ist. So oft wir nun nicht in einem jener beiden Fälle begriffen, sondern auf das Daseyn selbst zurückgewiesen sind, werden wir von der Gehaltlosigkeit und Nichtigkeit desselben überführt, — und Das ist die Langeweile. — Sogar das uns inwohnende und unvertilgbare, begierige Haschen nach dem Wunderbaren zeigt an, wie gern wir die so langweilige, natürliche Ordnung des Verlaufs der Dinge unterbrochen sähen. —

§. 147.

Daß die vollkommenste Erscheinung des Willens zum Leben, die sich in dem so überaus künstlich komplicirten Getriebe des menschlichen Organismus darstellt, zu Staub zerfallen muß und so ihr ganzes Wesen und Streben am Ende augenfällig der Vernichtung anheim gegeben wird, — Dies ist die naive Aussage der allezeit wahren und aufrichtigen Natur, daß das ganze Streben dieses Willens ein wesentlich nichtiges sei. Wäre es etwas an sich Werthvolles, etwas, das unbedingt seyn sollte; so würde es nicht das Nichtseyn zum Ziele haben. — Das Gefühl hievon liegt auch Göthe's schönem Liede

„Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,"

zum Grunde. —

Welch ein Abstand ist doch zwischen unserm Anfang und unserm Ende! jener in dem Wahn der Begier und dem Entzücken der Wollust; dieses in der Zerstörung aller Organe und dem Moderdufte der Leichen. Auch geht der Weg zwischen Beiden, in Hinsicht auf Wohlseyn und Lebensgenuß, stetig bergab:

Digitized by Google

die ſeelig träumende Kindheit, die fröhliche Jugend, das mühſälige Mannesalter, das gebrechliche, oft jämmerliche Greiſenthum, die Marter der letzten Krankheit und endlich der Todeskampf: — ſieht es nicht geradezu aus, als wäre das Daſeyn ein Fehltritt, deſſen Folgen allmälig und immer mehr offenbar würden?

Am richtigſten werden wir das Leben faſſen als einen desengaño, eine Enttäuſchung: darauf iſt, ſichtbarlich genug, Alles abgeſehn.

Digitized by Google

Kapitel XII.

Nachträge zur Lehre vom Leiden der Welt.

---

§. 148.

Wenn nicht der nächste und unmittelbare Zweck unſers Lebens das Leiden iſt; ſo iſt unſer Daſeyn das Zweckwidrigſte auf der Welt. Denn es iſt abſurd, anzunehmen, daß der endloſe, aus der dem Leben weſentlichen Noth entſpringende Schmerz, davon die Welt überall voll iſt, zwecklos und rein zufällig ſeyn ſollte.

§. 149.

Wie der Bach keine Strudel macht, ſo lange er auf keine Hinderniſſe trifft, ſo bringt die menſchliche, wie die thieriſche Natur es mit ſich, daß wir Alles, was unſerm Willen gemäß geht, nicht recht merken und inne werden. Sollen wir es merken; ſo muß es nicht ſogleich unſerm Willen gemäß gegangen ſeyn, ſondern irgend einen Anſtoß gefunden haben. — Hingegen Alles, was unſerm Willen ſich entgegenſtellt, ihn durchkreuzt, ihm widerſtrebt, alſo alles Unangenehme und Schmerzliche empfinden wir unmittelbar, ſogleich und ſehr deutlich. Hierauf beruht die, von mir öfter hervorgehobene Negativität des Wohlſeyns und Glücks, im Gegenſatz der Poſitivität des Schmerzes.

Ich kenne demnach keine größere Abſurdität, als die der meiſten metaphyſiſchen Syſteme, welche das Uebel für etwas Negatives erklären; während es gerade das Poſitive, das ſich ſelbſt fühlbar machende iſt; hingegen das Gute, d. h. alles Glück und alle Befriedigung, iſt das Negative, nämlich das bloße Aufheben des Wunſches und Endigen einer Pein.

Hiezu ſtimmt auch Dies, daß wir, in der Regel, die Freuden weit unter, die Schmerzen weit über unſere Erwartung finden. —

Digitized by Google

Wer die Behauptung, daß, in der Welt, der Genuß den Schmerz überwiegt, oder wenigstens sie einander die Waage halten, in der Kürze prüfen will, vergleiche die Empfindung des Thieres, welches ein anderes frißt, mit der dieses andern. —

§. 150.

Die Geschichte zeigt uns das Leben der Völker, und findet nichts, als Kriege und Empörungen zu erzählen: die friedlichen Jahre erscheinen nur als kurze Pausen, Zwischenakte, dann und wann ein Mal. Und eben so ist das Leben des Einzelnen ein fortwährender Kampf, nicht etwan bloß metaphorisch mit der Noth, oder mit der Langenweile; sondern auch wirklich mit Andern. Er findet überall den Widersacher, lebt in beständigem Kampfe und stirbt, die Waffen in der Hand. —

§. 151.

Zur Plage unsers Daseyns trägt nicht wenig auch Dieses bei, daß stets die Zeit uns drängt, uns nicht zu Athem kommen läßt und hinter Jedem her ist, wie ein Zuchtmeister mit der Peitsche. — Bloß Dem setzt sie nicht zu, den sie der Langenweile überliefert hat.

§. 152.

Jedoch, wie unser Leib auseinanderplatzen müßte, wenn der Druck der Atmosphäre von ihm genommen wäre; — so würde, wenn der Druck der Noth, Mühsäligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Bestrebungen vom Leben der Menschen weggenommen wäre, ihr Uebermuth sich steigern, wenn auch nicht bis zum Platzen, doch bis zu den Erscheinungen der zügellosesten Narrheit, ja, Raserei. — Sogar bedarf Jeder allezeit eines gewissen Quantums Sorge, oder Schmerz, oder Noth, wie das Schiff des Ballasts, um fest und gerade zu gehn.

§. 153.

Wegen der oben in Erinnerung gebrachten Negativität des Wohlseyns und Genusses, im Gegensatz der Positivität des Schmerzes, ist das Glück eines gegebenen Lebenslaufes nicht nach dessen Freuden und Genüssen abzuschätzen, sondern nach der

Digitized by Google

Abwesenheit der Leiden, als des Positiven. Dann aber erscheint das Loos der Thiere erträglicher, als das des Menschen. Wir wollen Beide etwas näher betrachten.

So mannigfaltig auch die Formen sind, unter denen das Glück und Unglück des Menschen sich darstellt und ihn zum Verfolgen, oder Fliehen, anregt; so ist doch die materielle Basis von dem Allen der körperliche Genuß, oder Schmerz. Diese Basis ist sehr schmal: es ist Gesundheit, Nahrung, Schutz vor Nässe und Kälte, und Geschlechtsbefriedigung; oder aber der Mangel an diesen Dingen. Folglich hat der Mensch an realem physischem Genusse nicht mehr, denn das Thier; als etwan nur insofern sein höher potenzirtes Nervensystem die Empfindung jedes Genusses, jedoch auch die jedes Schmerzes, steigert. Allein, wie sehr viel stärker sind die Affekte, welche in ihm erregt werden, als die des Thieres! wie ungleich tiefer und heftiger wird sein Gemüth bewegt! — um zuletzt doch nur das selbe Resultat zu erlangen: Gesundheit, Nahrung, Bedeckung u. s. w.

Dies entsteht zuvörderst daraus, daß bei ihm Alles eine mächtige Steigerung erhält durch das Denken an das Abwesende und Zukünftige, wodurch nämlich Sorge, Furcht und Hoffnung erst eigentlich ins Daseyn treten, dann aber ihm viel stärker zusetzen, als die gegenwärtige Realität der Genüsse, oder Leiden, auf welche das Thier beschränkt ist, es vermag. Diesem nämlich fehlt, mit der Reflexion, der Kondensator der Freuden und Leiden, welche daher sich nicht anhäufen können, wie dies beim Menschen, mittelst Erinnerung und Vorhersehung geschieht: sondern beim Thiere bleibt das Leiden der Gegenwart, auch wenn es unzählige Mal hinter einander wiederkehrt, doch immer nur, wie das erste Mal, das Leiden der Gegenwart, und kann sich nicht aufsummiren. Daher die beneidenswerthe Sorglosigkeit und Gemüthsruhe der Thiere. Hingegen mittelst der Reflexion und Dem, was an ihr hängt, entwickelt sich im Menschen, aus jenen nämlichen Elementen des Genusses und Leidens, die das Thier mit ihm gemein hat, eine Steigerung der Empfindung seines Glückes und Unglücks, die bis zum augenblicklichen, bisweilen sogar tödtlichen Entzücken, oder auch zum verzweifelten Selbstmord führen kann. Näher betrachtet ist der Gang der Sache folgender. Seine Bedürfnisse, die ursprünglich nur wenig

Digitized by Google

ſchwerer zu befriedigen ſind, als die des Thieres, ſteigert er abſichtlich, um den Genuß zu ſteigern: daher Luxus, Leckerbiſſen, Tabak, Opium, geiſtige Getränke, Pracht und Alles, was dahin gehört. Dann kommt, ebenfalls in Folge der Reflexion, noch hinzu eine ihm allein fließende Quelle des Genuſſes, und folglich der Leiden, die ihm über alle Maaßen viel, ja, faſt mehr als alle übrigen zu ſchaffen macht, nämlich Ambition, und Gefühl für Ehre und Schande: — in Proſa, ſeine Meinung von der Meinung Anderer von ihm. Dieſe nun wird, in tauſendfachen und oft ſeltſamen Geſtalten, das Ziel faſt aller ſeiner, über den phyſiſchen Genuß, oder Schmerz, hinausgehenden Beſtrebungen. Zwar hat er allerdings vor dem Thiere noch die eigentlich intellektuellen Genüſſe voraus, die gar viele Abſtufungen zulaſſen, von der einfältigſten Spielerei, oder auch Konverſation, bis zu den höchſten geiſtigen Leiſtungen: aber als Gegengewicht dazu, auf der Seite der Leiden, tritt bei ihm die Langeweile auf, welche das Thier, wenigſtens im Naturzuſtande, nicht kennt, ſondern von der nur im gezähmten Zuſtande die allerklügſten Thiere leichte Anfälle ſpüren; während ſie beim Menſchen zu einer wirklichen Geiſſel wird, wie beſonders zu erſehn an jenem Heer der Erbärmlichen, die ſtets nur darauf bedacht geweſen ſind, ihren Beutel, aber nie ihren Kopf zu füllen, und denen nun gerade ihr Wohlſtand zur Strafe wird, indem er ſie der marternden Langenweile in die Hände liefert, welcher zu entgehn, ſie jetzt bald herumjagen, bald herumſchleichen, bald herumreiſen, und überall, kaum angelangt, ſich ängſtlich erkundigen nach den Reſſourcen des Ortes, wie der Bedürftige nach den Hülfsquellen deſſelben: — denn freilich ſind Noth und Langeweile die beiden Pole des Menſchenlebens. Endlich iſt noch zu erwähnen, daß beim Menſchen ſich an die Geſchlechtsbefriedigung eine nur ihm eigene, ſehr eigenſinnige Auswahl knüpft, die bisweilen ſich zu der, mehr oder minder, leidenſchaftlichen Liebe ſteigert, welcher ich, im zweiten Bande meines Hauptwerks, ein ausführliches Kapitel gewidmet habe. Jene wird dadurch bei ihm eine Quelle langer Leiden und kurzer Freuden.

Zu bewundern iſt es inzwiſchen, wie, mittelſt der Zuthat des Denkens, welches dem Thiere abgeht, auf der ſelben ſchmalen Baſis der Leiden und Freuden, die auch das Thier hat, das

Digitized by Google

so hohe und weitläuftige Gebäude des Menschenglückes und Unglücks sich erhebt, in Beziehung auf welches sein Gemüth so starken Affekten, Leidenschaften und Erschütterungen Preis gegeben ist, daß das Gepräge derselben in bleibenden Zügen auf seinem Gesichte lesbar wird; während doch am Ende und im Realen es sich nur um die selben Dinge handelt, die auch das Thier erlangt, und zwar mit unvergleichlich geringerem Aufwande von Affekten und Quaalen. Durch dieses Alles aber wächst im Menschen das Maaß des Schmerzes viel mehr, als das des Genusses, und wird nun noch speciell dadurch gar sehr vergrößert, daß er vom Tode wirklich weiß; während das Thier diesen nur instinktiv flieht, ohne ihn eigentlich zu kennen und daher ohne jemals ihn wirklich ins Auge zu fassen, wie der Mensch, der diesen Prospekt stets vor sich hat. Wenn nun also auch nur wenige Thiere natürlichen Todes sterben, die meisten aber nur so viel Zeit gewinnen, ihr Geschlecht fortzupflanzen, und dann, wenn nicht schon früher, die Beute eines andern werden, der Mensch allein hingegen es dahin gebracht hat, daß, in seinem Geschlechte, der sogenannte natürliche Tod zur Regel geworden ist, die inzwischen beträchtliche Ausnahmen leidet; so bleiben, aus obigem Grunde, die Thiere doch im Vortheil. Ueberdies aber erreicht er sein wirklich natürliches Lebensziel eben so selten, wie jene; weil die Widernatürlichkeit seiner Lebensweise, nebst seinen Anstrengungen und Leidenschaften, und die durch alles Dieses entstandene Degeneration der Rasse ihn selten dahin gelangen läßt.

§. 154.

Hat sich uns nun im Obigen ergeben, daß die erhöhte Erkenntnißkraft es ist, welche das Leben des Menschen schmerzensreicher macht, als das des Thieres; so können wir Dieses auf ein allgemeineres Gesetz zurückführen und dadurch einen viel weiteren Ueberblick erlangen.

Erkenntniß ist, an sich selbst, stets schmerzlos. Der Schmerz trifft allein den Willen und besteht in der Hemmung, Hinderung, Durchkreuzung desselben: dennoch ist dazu erfordert, daß diese Hemmung von der Erkenntniß begleitet sei. Wie nämlich das Licht den Raum nur dann erhellt, wann Gegenstände dasind, es zurückzuwerfen; wie der Ton der Resonanz bedarf, und der

Schall überhaupt nur dadurch, daß die Wellen der vibrirenden Luft sich an harten Körpern brechen, weit hörbar wird; daher er auf isolirten Bergspitzen auffallend schwach ausfällt, ja, schon ein Gesang im Freien wenig Wirkung thut; — eben so nun muß die Hemmung des Willens, um als Schmerz empfunden zu werden, von der Erkenntniß, welcher doch, an sich selbst, aller Schmerz fremd ist, begleitet seyn.

Daher ist schon der physische Schmerz durch Nerven und deren Verbindung mit dem Gehirn bedingt, weshalb die Verletzung eines Gliedes nicht gefühlt wird, wenn dessen zum Gehirn gehende Nerven durchschnitten sind, oder das Gehirn selbst, durch Chloroform, depotenzirt ist. Ebendeswegen auch halten wir, sobald im Sterben das Bewußtseyn erloschen ist, alle noch folgenden Zuckungen für schmerzlos. Daß der geistige Schmerz durch Erkenntniß bedingt sei, versteht sich von selbst, und daß er mit dem Grade derselben wachse, ist leicht abzusehn, zudem im Obigen, wie auch in meinem Hauptwerke (Bd. 1. §. 56), nachgewiesen worden. — Wir können also das ganze Verhältniß bildlich so ausdrücken: der Wille ist die Saite, seine Durchkreuzung, oder Hinderung, deren Vibration, die Erkenntniß der Resonanzboden, der Schmerz ist der Ton.

Demzufolge nun ist nicht nur das Unorganische, sondern auch die Pflanze keines Schmerzes fähig; so viele Hemmungen auch der Wille in Beiden erleiden mag. Hingegen jedes Thier, selbst ein Infusorium, leidet Schmerz; weil Erkenntniß, sei sie auch noch so unvollkommen, der wahre Charakter der Thierheit ist. Mit ihrer Steigerung, auf der Skala der Animalität, wächst demgemäß auch der Schmerz. Er ist sonach bei den untersten Thieren noch äußerst gering: daher kommt es z. B. daß Insekten, die ihren abgerissenen und bloß an einem Darm hängenden Hinterleib nach sich schleppen, dabei noch fressen. Aber sogar bei den obersten Thieren kommt, wegen Abwesenheit der Begriffe und des Denkens, der Schmerz dem des Menschen noch nicht nahe. Auch durfte die Fähigkeit zu diesem ihren Höhepunkt erst da erreichen, wo vermöge der Vernunft und ihrer Besonnenheit, auch die Möglichkeit zur Verneinung des Willens vorhanden ist. Denn ohne diese wäre sie eine zwecklose Grausamkeit gewesen.

Digitized by Google

§. 155.

In früher Jugend ſitzen wir vor unſerm bevorſtehenden Lebenslauf, wie die Kinder vor dem Theatervorhang, in froher und geſpannter Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen. Ein Glück, daß wir nicht wiſſen, was wirklich kommen wird. Denn wer es weiß, dem können zu Zeiten die Kinder vorkommen wie unſchuldige Delinquenten, die zwar nicht zum Tode, hingegen zum Leben verurtheilt ſind, jedoch den Inhalt ihres Urtheils noch nicht vernommen haben. — Nichtsdeſtoweniger wünſcht Jeder ſich ein hohes Alter, alſo einen Zuſtand, darin es heißt: „es iſt heute ſchlecht und wird nun täglich ſchlechter werden, — bis das Schlimmſte kommt.“

§. 156.

Wenn man, ſo weit es annäherungsweiſe möglich iſt, die Summe von Noth, Schmerz und Leiden jeder Art ſich vorſtellt, welche die Sonne in ihrem Laufe beſcheint; ſo wird man einräumen, daß es viel beſſer wäre, wenn ſie auf der Erde ſo wenig, wie auf dem Monde, hätte das Phänomen des Lebens hervorrufen können, ſondern, wie auf dieſem, ſo auch auf jener die Oberfläche ſich noch im kryſtalliniſchen Zuſtande befände. —

Man kann auch unſer Leben auffaſſen als eine unnützerweiſe ſtörende Epiſode in der ſeeligen Ruhe des Nichts. Jedenfalls wird ſelbſt Der, dem es darin erträglich ergangen, je länger er lebt, deſto deutlicher inne, daß es im Ganzen a disappointment, nay, a cheat iſt, oder, deutſch zu reden, den Charakter einer großen Myſtifikation, nicht zu ſagen einer Prellerei, trägt. —

Man denke ſich ein Mal, daß der Zeugungsakt weder ein Bedürfniß, noch von Wolluſt begleitet, ſondern eine Sache der reinen, vernünftigen Ueberlegung wäre: könnte wohl dann das Menſchengeſchlecht noch beſtehn? würde nicht vielmehr Jeder ſo viel Mitleid mit der kommenden Generation gehabt haben, daß er ihr die Laſt des Daſeyns lieber erſpart, oder wenigſtens es nicht hätte auf ſich nehmen mögen, ſie kaltblütig ihr aufzulegen? —

Da werde ich wohl wieder vernehmen müſſen, meine Philoſophie ſei troſtlos; — eben nur weil ich nach der Wahrheit rede, die Leute aber hören wollen, Gott der Herr habe Alles

Digitized by Google

wohlgemacht. Geht in die Kirche und laßt die Philosophen in Ruhe. Wenigstens verlangt nicht, daß sie ihre Lehren eurer Abrichtung gemäß einrichten sollen: das thun die Lumpe, die Philosophaster: bei denen könnt ihr euch Lehren nach Belieben bestellen.

Brahma bringt durch eine Art Sündenfall, oder Verirrung, die Welt hervor, bleibt aber dafür selbst darin, es abzubüßen, bis er sich daraus erlöst hat. — Sehr gut! — Im Buddhaismus entsteht sie in Folge einer, nach langer Ruhe eintretenden, unerklärlichen Trübung in der Himmelsklarheit des, durch Buße erlangten, seeligen Zustandes Nirwana, also durch eine Art Fatalität, die aber doch im Grunde moralisch zu verstehn ist; wiewohl die Sache sogar im Physischen, durch das unerklärliche Entstehn so eines Urweltnebelstreifs, aus dem eine Sonne wird, ein genau entsprechendes Bild und Analogon hat. — Vortrefflich! — Den Griechen waren Welt und Götter das Werk einer unergründlichen Nothwendigkeit: — das ist erträglich, sofern es uns einstweilen zufrieden stellt. — Ormuzd lebt im Kampfe mit Ahriman: — das läßt sich hören. — Aber so ein Gott Jehova, der animi causa und de gaieté de coeur diese Welt der Noth und des Jammers hervorbringt und dann noch gar sich selber Beifall klatscht, mit *παντα καλα λιαν*, — Das ist nicht zu ertragen.

Wenn auch die Leibnitzische Demonstration, daß unter den möglichen Welten diese noch immer die beste sei, richtig wäre; so gäbe sie doch noch keine Theodicee. Denn der Schöpfer hat ja nicht bloß die Welt, sondern auch die Möglichkeit selbst geschaffen: er hätte demnach diese darauf einrichten sollen, daß sie eine bessere Welt zuließe.

Ueberhaupt aber schreiet gegen eine solche Ansicht der Welt, als des gelungenen Werkes eines allweisen, allgütigen und dabei allmächtigen Wesens, zu laut einerseits das Elend, dessen sie voll ist, und andrerseits die augenfällige Unvollkommenheit und selbst burleske Verzerrung der vollendetesten ihrer Erscheinungen, der menschlichen. Hier liegt eine nicht aufzulösende Dissonanz. Hingegen werden eben jene Instanzen zu unsrer Rede stimmen und als Belege derselben dienen, wenn wir die Welt auffassen als das Werk unserer eigenen Schuld, mithin als etwas, das

Digitized by Google

beſſer nicht wäre. Während dieſelben unter jener erſten Annahme, zu einer bittern Anklage gegen den Schöpfer werden und zu Sarkasmen Stoff geben, treten ſie, unter der andern, als eine Anklage unſers eigenen Weſens und Willens auf, geeignet uns zu demüthigen. Denn ſie leiten uns zu der Einſicht hin, daß wir, wie die Kinder liederlicher Väter, ſchon verſchuldet auf die Welt gekommen ſind und daß nur, weil wir fortwährend dieſe Schuld abzuverdienen haben, unſer Daſeyn ſo elend ausfällt und den Tod zum Finale hat. Dieſer Anſicht gemäß iſt es allein die Geſchichte vom Sündenfall, die mich mit dem A. T. ausſöhnt: ſogar iſt ſie in meinen Augen die einzige metaphyſiſche, wenn auch im Gewande der Allegorie auftretende Wahrheit in demſelben. Denn nichts Anderm ſieht unſer Daſeyn ſo völlig ähnlich, wie der Folge eines Fehltritts und eines ſtrafbaren Gelüſtens. Ich kann mich nicht entbrechen, dem denkenden Leſer eine populare, aber überaus innige Betrachtung über dieſen Gegenſtand, von Claudius zu empfehlen, welche den weſentlich peſſimiſtiſchen Geiſt des Chriſtenthums an den Tag legt: ſie ſteht, unter dem Titel „Verflucht ſei der Acker um deinetwillen," im 4. Theile des Wandsbecker Boten.

Um allezeit einen ſichern Kompaß, zur Orientirung im Leben, bei der Hand zu haben, und um daſſelbe, ohne je irre zu werden, ſtets im richtigen Lichte zu erblicken, iſt nichts tauglicher, als daß man ſich angewöhne, dieſe Welt zu betrachten als einen Ort der Buße, alſo gleichſam als eine Strafanſtalt, a penal colony; — welche Anſicht derſelben auch ihre theoretiſche und objektive Rechtfertigung findet, nicht bloß in meiner Philoſophie, ſondern in der Weisheit aller Zeiten, nämlich im Brahmanismus, im Buddhaismus und ſelbſt im ächten und wohlverſtandenen Chriſtenthum, als welche ſämmtlich unſer Daſeyn auffaſſen als die Folge einer Schuld, eines Fehltritts. Hat man jene Gewohnheit angenommen; ſo wird man ſeine Erwartungen vom Leben ſo ſtellen, wie ſie der Sache angemeſſen ſind, und demnach die Widerwärtigkeiten, Leiden, Plagen und Noth deſſelben, im Großen und im Kleinen, nicht mehr als etwas Regelwidriges und Unerwartetes anſehn, ſondern ganz in der Ordnung finden. Zu den Uebeln einer Strafanſtalt gehört denn auch die Geſellſchaft, welche man daſelbſt antrifft. Wie es um dieſe hie-

Digitized by Google

ſelbſt ſtehe, wird wer irgendwie einer beſſern würdig wäre auch ohne mein Sagen wiſſen. Der ſchönen Seele nun gar, wie auch dem Genie, mag bisweilen darin zu Muthe ſeyn, wie einem edlen Staatsgefangenen, auf der Galeere, unter gemeinen Verbrechern; daher ſie, wie dieſer, ſuchen werden, ſich zu iſoliren. Ueberhaupt jedoch wird die beſagte Auffaſſung uns befähigen, die ſogenannten Unvollkommenheiten, d. h. die moraliſch und intellektuell und dem entſprechend auch phyſiognomiſch nichtswürdige Beſchaffenheit der meiſten Menſchen ohne Befremden, geſchweige mit Entrüſtung, zu betrachten: denn wir werden ſtets im Sinne behalten, wo wir ſind.

In der That iſt die Ueberzeugung, daß die Welt, alſo auch der Menſch, etwas iſt, daß eigentlich nicht ſeyn ſollte, geeignet, uns mit Nachſicht gegen einander zu erfüllen: denn was kann man von Weſen unter ſolchem Prädikament erwarten? — Ja, von dieſem Geſichtspunkt aus könnte man auf den Gedanken kommen, daß die eigentlich paſſende Anrede zwiſchen Menſch und Menſch, ſtatt Monsieur, Sir, u. ſ. w., ſeyn möchte „Leidensgefährte, Soci malorum, compagnon de misères, my fellow-sufferer." So ſeltſam dies klingen mag; ſo entſpricht es doch der Sache, wirft auf den Andern das richtigſte Licht und erinnert an das Nöthigſte, an die Toleranz, Geduld, Schonung und Nächſtenliebe, deren Jeder bedarf und die daher auch Jeder ſchuldig iſt.

Digitized by Google

Kapitel XIII.

Ueber den Selbstmord.

---

§. 157.

So viel ich sehe, sind es allein die monotheistischen, also jüdischen Religionen, deren Bekenner die Sebstödtung als ein Verbrechen betrachten. Dies ist um so auffallender, als weder im alten, noch im neuen Testament irgend ein Verbot, oder auch nur eine entschiedene Mißbilligung derselben zu finden ist; daher denn die Religionslehrer ihre Verpönung des Selbstmordes auf ihre eigenen philosophischen Gründe zu stützen haben, um welche es aber so schlecht steht, daß sie, was den Argumenten an Stärke abgeht durch die Stärke der Ausdrücke ihres Abscheues, also durch Schimpfen, zu ersetzen suchen. Da müssen wir denn hören, Selbstmord sei die größte Feigheit, sei nur im Wahnsinn möglich, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr. Die Alten hingegen waren weit davon entfernt, die Sache in diesem Lichte zu betrachten. Wurde doch, in Massilia und auf der Insel Keos, der Schierlingstrank sogar öffentlich, vom Magistrat, Demjenigen überreicht, der triftige Gründe, das Leben zu verlassen, anführen konnte (Val. Max. L. II. c. 6, §. 7 et 8.). Und wie viele Helden und Weise des Alterthums haben nicht ihr Leben durch freiwilligen Tod geendet! Zwar sagt Aristoteles (Eth. Nicom. V, 15.) der Selbstmord sei ein Unrecht gegen den Staat, wiewohl nicht gegen die eigene Person: andrerseits aber wieder finden wir denselben von den Stoikern als eine edele und heldenmüthige Handlung gepriesen; was sich durch Hunderte von Stellen, die stärksten aus dem Seneka, belegen ließe. Bei den Hindu nun gar kommt bekanntlich die Selbstödtung oft als religiöse Handlung vor, namentlich als Witwenverbrennung, auch als Hinwerfen un-

Digitized by Google

ter die Räder des Götterwagens zu Jaggernaut, als Sichpreisgeben den Krokodilen des Ganges, oder heiliger Tempelteiche, und ſonſt. — Die Gründe aber gegen den Selbſtmord, welche von den Geiſtlichen der monotheiſtiſchen Religionen und den ihnen ſich anbequemenden Philoſophen aufgeſtellt werden, ſind ſchwache, leicht zu widerlegende Sophismen. (Siehe meine Abhandlung über das Fundament der Moral, §. 5.) Den allein triftigen moraliſchen Grund gegen den Selbſtmord habe ich dargelegt in meinem Hauptwerk Bd. 1. §. 69. Derſelbe iſt jedoch ein aſketiſcher, gilt alſo nur von einem viel höheren ethiſchen Standpunkt aus, als der, den europäiſche Moralphiloſophen jemals eingenommen haben. Verlaſſen wir aber jenen Standpunkt; ſo giebt es keinen haltbaren moraliſchen Grund mehr, den Selbſtmord zu verdammen. Der außerordentlich lebhafte, und doch weder durch die Bibel, noch durch triftige Gründe unterſtützte Eifer der Geiſtlichkeit monotheiſtiſcher Religionen gegen denſelben ſcheint daher auf einem verhehlten Grunde beruhen zu müſſen: ſollte es nicht dieſer ſeyn, daß das freiwillige Aufgeben des Lebens ein ſchlechtes Kompliment iſt für Den, welcher geſagt hat *παντα καλα λιαν*? — So wäre es denn abermals der obligate Optimismus dieſer Religionen, welcher die Selbſttödtung anklagt, um nicht von ihr angeklagt zu werden.

§. 158.

Im Ganzen wird man finden, daß, ſobald es dahin gekommen iſt, daß die Schreckniſſe des Lebens die Schreckniſſe des Todes überwiegen, der Menſch ſeinem Leben ein Ende macht. Der Widerſtand der letzteren iſt jedoch bedeutend: ſie ſtehn gleichſam als Wächter vor der Ausgangspforte. Vielleicht lebt Keiner, der nicht ſchon ſeinem Leben ein Ende gemacht hätte, wenn dies Ende etwas rein Negatives wäre, ein plötzliches Aufhören des Daſeyns. — Allein es iſt etwas Poſitives dabei: die Zerſtörung des Leibes. Dieſe ſcheucht zurück; eben weil der Leib die Erſcheinung des Willens zum Leben iſt.

Inzwiſchen iſt der Kampf mit jenen Wächtern, in der Regel, nicht ſo ſchwer, wie es uns von Weitem ſcheinen mag; und zwar in Folge des Antagonismus zwiſchen geiſtigen und körperlichen Leiden. Nämlich wenn wir körperlich ſehr ſtark, oder anhaltend leiden, werden wir gegen allen andern Kummer gleich-

Digitized by Google

gültig: unsre Herstellung allein liegt uns am Herzen. Eben so nun machen starke geistige Leiden uns gegen körperliche unempfindlich: wir verachten sie. Ja, wenn sie etwan das Uebergewicht erlangen; so ist uns Dies eine wohlthuende Zerstreuung, eine Pause der geistigen Leiden. Dies eben ist es, was den Selbstmord erleichtert, indem der mit demselben verknüpfte körperliche Schmerz in den Augen des von übergroßen geistigen Leiden Gepeinigten alle Wichtigkeit verliert. Besonders sichtbar wird Dies an Denen, welche durch rein krankhafte, tiefe Mißstimmung zum Selbstmord getrieben werden. Diesen kostet er gar keine Selbstüberwindung: sie brauchen gar keinen Anlauf dazu zu nehmen; sondern sobald der ihnen beigegebene Hüter sie auf zwei Minuten allein läßt, machen sie rasch ihrem Leben ein Ende.

§. 159.

Wenn in schweren, grausenhaften Träumen die Beängstigung den höchsten Grad erreicht; so bringt eben sie selbst uns zum Erwachen, durch welches alle jene Ungeheuer der Nacht verschwinden. Das Selbe geschieht im Traume des Lebens, wann der höchste Grad der Beängstigung uns nöthigt, ihn abzubrechen.

§. 160.

Der Selbstmord kann auch angesehn werden als ein Experiment, eine Frage, die man der Natur stellt und die Antwort darauf erzwingen will: nämlich, welche Aenderung das Daseyn und die Erkenntniß des Menschen durch den Tod erfahre. Aber es ist ein ungeschicktes: denn es hebt die Identität des Bewußtseyns, welches die Antwort zu vernehmen hätte, auf.

Digitized by Google

Kapitel XIV.

Nachträge zur Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben.

---

§. 161.

Gewissermaaßen ist es a priori einzusehn, vulgo versteht es sich von selbst, daß Das, was jetzt das Phänomen der Welt hervorbringt, auch fähig seyn müsse, dieses nicht zu thun, mithin in Ruhe zu verbleiben, — oder, mit andern Worten, daß es zur gegenwärtigen *διαστολη* auch eine *συστολη* geben müsse. Ist nun die Erstere die Erscheinung des Wollens des Lebens; so wird die Andere die Erscheinung des Nichtwollens desselben seyn. Auch wird diese, im Wesentlichen, das Selbe seyn mit dem magnum Sakhepat der Vedalehre (im Oupnekhat Vol. 1. p. 163), auch mit dem *επεκεινα* der Neuplatoniker.

§. 162.

Zwischen der Ethik der Griechen und der Hindu ist ein greller Gegensatz. Jene (wiewohl mit Ausnahme des Plato) hat zum Zweck die Befähigung, ein glückliches Leben, vitam beatam, zu führen; diese hingegen die Befreiung und Erlösung vom Leben überhaupt; — wie Solches direkt ausgesprochen ist gleich im ersten Satz der Sankhya Karika.

Einen hiemit verwandten und durch die Anschaulichkeit stärkern Kontrast wird man erhalten, wenn man den schönen antiken Sarkophag auf der Gallerie zu Florenz betrachtet, dessen Rilievi die ganze Reihe der Ceremonien einer Hochzeit, vom ersten Antrag an, bis wo Hymens Fackel zum Torus leuchtet, darstellen, und nun daneben sich den christlichen Sarg denkt, schwarz behängt, zum Zeichen der Trauer, und mit dem Kruciſix darauf.

Digitized by Google

Der Gegensatz ist ein höchst bedeutsamer. Beide wollen über den Tod trösten; beide auf entgegengesetzte Weise, und beide haben Recht. Der eine bezeichnet die Bejahung des Willens zum Leben, als welcher das Leben, alle Zeit hindurch, gewiß bleibt, so schnell auch die Gestalten wechseln mögen. Der andere bezeichnet, durch die Symbole des Leidens und des Todes, die Verneinung des Willens zum Leben und die Erlösung aus einer Welt, wo Tod und Teufel regieren.

§. 163.

Zu allen Ethiken europäischer Philosophie steht die meinige im Verhältniß des neuen Testaments zum alten; nach dem kirchlichen Begriff dieses Verhältnisses. Das A. T. nämlich stellt den Menschen unter die Herrschaft des Gesetzes, welches jedoch nicht zur Erlösung führt. Das N. T. hingegen erklärt das Gesetz für unzulänglich, ja, spricht davon los (z. B. Röm. 7, Gal. 2 u. 3). Dagegen predigt es das Reich der Gnade, zu welchem man gelange durch Glauben, Nächstenliebe und gänzliche Verleugnung seiner selbst: Dies sei der Weg zur Erlösung vom Uebel und von der Welt. Denn allerdings ist, allen protestantisch-rationalistischen Verdrehungen zum Trotz, der asketische Geist ganz eigentlich die Seele des N. T. Dieser aber ist eben die Verneinung des Willens zum Leben, und jener Uebergang vom A. T. zum N. T., von der Herrschaft des Gesetzes zur Herrschaft des Glaubens, von der Rechtfertigung durch Werke zur Erlösung durch den Mittler, von der Herrschaft der Sünde und des Todes zum ewigen Leben in Christo, bedeutet, sensu proprio, den Uebergang von den bloß moralischen Tugenden zur Verneinung des Willens zum Leben. — Im Geiste des A. T. nun sind alle mir vorhergängigen philosophischen Ethiken gehalten, mit ihrem absoluten (d. h. des Grundes, wie des Zieles entbehrenden) Sittengesetz und allen ihren moralischen Geboten und Verboten, zu denen im Stillen der befehlende Jehovah hinzugedacht wird; so verschieden auch die Formen und Darstellungen der Sache bei ihnen ausfallen. Meine Ethik hingegen hat Grund, Zweck und Ziel: sie weist zuvörderst theoretisch den metaphysischen Grund der Gerechtigkeit und Menschenliebe nach und zeigt dann auch das Ziel, zu welchem diese, wenn vollkommen geleistet, am Ende

hinführen müſſen. Zugleich geſteht ſie die Verwerflichkeit der Welt aufrichtig ein und weiſt auf die Verneinung des Willens, als den Weg zur Erlöſung aus ihr, hin. Sie iſt ſonach wirklich im Geiſte des N. T., während die andern ſämmtlich in dem des alten ſind und demgemäß auch theoretiſch auf bloßes Judenthum (nackten, despotiſchen Theismus) hinauslaufen. In dieſem Sinne könnte man meine Lehre die eigentliche Chriſtliche Philoſophie nennen; — ſo paradox Dies Denen ſcheinen mag, die nicht auf den Kern der Sache gehn, ſondern bei der Schaale ſtehn bleiben.

§. 164.

Wer etwas tiefer zu denken fähig iſt wird bald abſehn, daß die menſchlichen Begierden nicht erſt auf dem Punkte anfangen können, ſündlich zu ſeyn, wo ſie, in ihren individuellen Richtungen einander zufällig durchkreuzend, Uebel von der einen und Böſes von der andern Seite veranlaſſen; ſondern daß, wenn Dieſes iſt, ſie auch ſchon urſprünglich und ihrem Weſen nach ſündlich und verwerflich ſeyn müſſen, folglich der ganze Wille zum Leben ſelbſt ein verwerflicher iſt. — Daß unſer Daſeyn ſelbſt eine Schuld implicirt, beweiſt der Tod.

§. 165.

Ein edler Charakter wird nicht leicht über ſein eigenes Schickſal klagen; vielmehr wird von ihm gelten, was Hamlet dem Horatio nachrühmt:

for thou hast been
As one, in suffering all, that suffers nothing.

(Denn du biſt, während du Alles zu leiden hatteſt, geweſen wie Einer, Dem nichts widerfuhr.)

Und Dies iſt daraus zu verſtehn, daß ein ſolcher, ſein eigenes Weſen auch in Andern erkennend und daher an ihrem Schickſale Theil nehmend, rings um ſich, faſt immer, noch härtere Looſe als ſein eigenes erblickt; weshalb er zu einer Klage über dieſes nicht kommen kann. Hingegen wird ein unedler Egoiſt, der alle Realität auf ſich ſelbſt beſchränkt und die Andern als bloße Larven und Phantasmen anſieht, am Schickſal dieſer keinen Theil

Digitized by Google

nehmen, sondern seinem eigenen seine ganze Theilnahme zuwenden; wovon denn große Empfindlichkeit und häufige Klagen die Folge sind.

Eben jenes Sichwiedererkennen in der fremden Erscheinung, aus welchem, wie ich oft nachgewiesen habe, zunächst Gerechtigkeit und Menschenliebe hervorgehn, führt endlich zum Aufgeben des Willens; weil die Erscheinungen, in denen dieser sich darstellt, so entschieden im Zustande des Leidens sich befinden, daß wer sein Selbst auf sie alle ausdehnt es nicht ferner wollen kann; — eben wie Einer, der alle Loose der Lotterie nimmt, nothwendig großen Verlust erleiden muß. Die Bejahung des Willens setzt Beschränkung des Selbstbewußtseyns auf das eigene Individuum voraus und baut auf die Möglichkeit eines günstigen Lebenslaufes aus der Hand des Zufalls.

§. 166.

Geht man, bei der Auffassung der Welt, vom Dinge an sich, dem Willen zum Leben, aus; so findet man als dessen Kern, als dessen größte Koncentration, den Generationsakt: dieser stellt sich dann dar als das Erste, als der Ausgangspunkt: er ist das punctum saliens des Welteies und die Hauptsache. Welch ein Kontrast hingegen, wenn man von der als Erscheinung gegebenen, empirischen Welt, der Welt als Vorstellung, ausgeht! Hier nämlich stellt jener Akt sich dar, als ein ganz Einzelnes und Besonderes, von untergeordneter Wichtigkeit, ja, als eine verdeckte und versteckte Nebensache, die sich nur einschleicht, eine paradoxe Anomalie, die häufigen Stoff zum Lachen giebt. Es könnte uns jedoch auch bedünken, der Teufel habe nur sein Spiel dabei verstecken wollen: denn der Beischlaf ist sein Handgeld und die Welt sein Reich. Hat man denn nicht bemerkt, wie illico post coitum cachinnus auditur Diaboli? welches, ernstlich gesprochen, darauf beruht, daß die Geschlechtsbegierde, zumal wenn, durch Fixiren auf ein bestimmtes Weib, zur Verliebtheit koncentrirt, die Quintessenz der ganzen Prellerei dieser nobeln Welt ist; da sie so unaussprechlich, unendlich und überschwänglich viel verspricht und dann so erbärmlich wenig hält. —

Der Antheil des Weibes an der Zeugung ist, in gewissem Sinne, schuldloser, als der des Mannes; sofern nämlich dieser

dem zu Erzeugenden den Willen giebt, welcher die erſte Sünde und daher die Quelle alles Böſen und Uebels iſt; das Weib hingegen die Erkenntniß, welche den Weg zur Erlöſung eröffnet. Der Generationsakt beſagt: „der Wille zum Leben hat ſich aufs Neue bejaht". In dieſem Sinne wehklagt eine ſtehende Brahmaniſche Floskel „wehe, wehe! der Lingam iſt in der Joni". — Die Konception und Schwangerſchaft hingegen beſagt: „dem Willen iſt auch wieder das Licht der Erkenntniß beigegeben"; — bei welchem nämlich er ſeinen Weg wieder hinausfinden kann, und alſo die Möglichkeit der Erlöſung aufs Neue eingetreten iſt.

Hieraus erklärt ſich die beachtenswerthe Erſcheinung, daß, während jedes Weib, wenn beim Generationsakte überraſcht, vor Schaam vergehn möchte, ſie hingegen ihre Schwangerſchaft, ohne eine Spur von Schaam, ja, mit einer Art Stolz, zur Schau trägt; da doch ſonſt überall ein unfehlbar ſicheres Zeichen als gleichbedeutend mit der bezeichneten Sache ſelbſt genommen wird, daher denn auch jedes andere Zeichen des vollzogenen Coitus das Weib im höchſten Grade beſchämt; nur allein die Schwangerſchaft nicht. Dies iſt daraus zu erklären, daß, laut Obigem, die Schwangerſchaft, in gewiſſem Sinne, eine Tilgung der Schuld, welche der Coitus contrahirt, mit ſich bringt, oder wenigſtens in Ausſicht ſtellt. Daher trägt der Coitus alle Schaam und Schande der Sache; hingegen die ihm ſo nahe verſchwiſterte Schwangerſchaft bleibt rein und unſchuldig, ja, wird gewiſſermaaßen ehrwürdig.

Der Coitus iſt hauptſächlich die Sache des Mannes; die Schwangerſchaft ganz allein des Weibes. Vom Vater erhält das Kind den Willen, den Charakter; von der Mutter den Intellekt. Dieſer iſt das erlöſende Princip; der Wille das bindende. Das Anzeichen des ſteten Daſeyns des Willens zum Leben in der Zeit, trotz aller Steigerung der Beleuchtung durch den Intellekt, iſt der Coitus: das Anzeichen des dieſem Willen aufs Neue zugeſellten, die Möglichkeit der Erlöſung offen haltenden Lichtes der Erkenntniß, und zwar im höchſten Grade der Klarheit, iſt die erneuerte Menſchwerdung des Willens zum Leben. Das Zeichen dieſer iſt die Schwangerſchaft, welche daher

Digitized by Google

frank und frei, ja, stolz einhergeht, während der Coitus sich verkriecht, wie ein Verbrecher.

§. 167.

Einige Kirchenväter haben gelehrt, daß sogar die eheliche Beiwohnung nur dann erlaubt sei, wann sie bloß der Kindererzeugung wegen geschehe. (Die betreffenden Stellen findet man zusammengestellt in **P. E. Lind, de coelibatu Christianorum, c. 1.**) Das ist, genau genommen, irrig. Denn, wird der Coitus nicht mehr seiner selbst wegen gewollt; so ist schon die Verneinung des Willens zum Leben eingetreten, und dann ist die Fortpflanzung des Menschengeschlechts überflüssig und sinnleer; sofern der Zweck bereits erreicht ist.

Auf dem umgekehrten Grunde beruht eigentlich die Verdammlichkeit aller widernatürlichen Geschlechtsbefriedigungen; weil durch diese dem Triebe willfahrt, also der Wille zum Leben bejaht wird, die Propagation aber wegfällt, welche doch allein die Möglichkeit der Verneinung des Willens offen erhält. Hieraus ist zu erklären, daß erst mit dem Eintritt des Christenthums, weil dessen Tendenz asketisch ist, die Päderastie als eine schwere Sünde erkannt wurde.

§. 168.

Der innere Geist und Sinn des ächten Klosterlebens, wie der Askese überhaupt, ist dieser, daß man sich eines bessern Daseyns, als unseres ist, würdig und fähig erkannt hat und diese Ueberzeugung dadurch bekräftigen und erhalten will, daß man was diese Welt bietet verachtet, alle ihre Genüsse als werthlos von sich wirft und nun das Ende dieses, seines eitlen Köders beraubten Lebens mit Ruhe und Zuversicht abwartet, um einst die Stunde des Todes, als die der Erlösung, willkommen zu heißen. Das Saniassithum hat ganz die selbe Tendenz und Bedeutung.

§. 169.

Zur Verneinung des eigenen Willens ist die Vorstellung, daß man sich einem fremden, individuellen Willen gänzlich und ohne Rückhalt unterwerfe und ergebe, ein psychisches Erleichte-

Digitized by Google

rungsmittel und daher ein passendes allegorisches Vehikel der Wahrheit.

§. 170.

Die Zahl der regulären Trappisten ist freilich klein; dagegen aber besteht wohl die Hälfte der Menschheit aus unfreiwilligen Trappisten: Armuth, Gehorsam, Ermangelung aller Genüsse, ja, der nothwendigsten Erleichterungsmittel, — und oft auch gezwungene, oder durch Mangel herbeigeführte Keuschheit sind ihr Loos. Der Unterschied ist bloß, daß die Trappisten die Sache aus freier Wahl, methodisch und ohne Hoffnung auf Besserwerden betreiben; während hingegen die erstere Weise Dem beizuzählen ist, was ich, in meinen asketischen Kapiteln, mit dem Ausdrucke *δευτερος πλους* bezeichnet habe; welches herbeizuführen die Natur also schon vermöge der Grundlage ihrer Ordnung genugsam gesorgt hat; zumal wenn man den direkt aus ihr entspringenden Uebeln noch jene andern hinzurechnet, welche die Zwietracht und Bosheit der Menschen herbeiführt, im Kriege und im Frieden. Aber eben diese Nothwendigkeit unfreiwilliger Leiden, zum ewigen Heile, drückt auch jener Ausspruch des Heilandes aus: *ευκοπωτερον εστιν, καμιλον δια τρυπηματος ραφιδος διελθειν, η πλουσιον εις την βασιλειαν του θεου εισελθειν.* (Facilius est, funem ancorarium per foramen acus transire, quam divitem regnum divinum ingredi.)

Wer, durch solche Betrachtungen, sich vergegenwärtigt, wie nothwendig zu unserm Heil Noth und Leiden meistens sind; der wird erkennen, daß wir Andere nicht sowohl um ihr Glück, als um ihr Unglück zu beneiden hätten.

Auch ist, aus demselben Grunde, der Stoicismus der Gesinnung, welcher dem Schicksale Trotz bietet, zwar ein guter Panzer gegen die Leiden des Lebens und dienlich, die Gegenwart besser zu ertragen: aber dem wahren Heile steht er entgegen. Denn er verstockt das Herz. Wie sollte doch dieses durch Leiden gebessert werden, wenn es, von einer steinernen Rinde umgeben, sie nicht empfindet? — Uebrigens ist ein gewisser Grad dieses Stoicismus nicht sehr selten. Oft mag er affektirt seyn und auf bonne mine au mauvais jeu zurücklaufen: wo er je-

Digitized by Google

doch unverstellt ist, entspringt er meistens aus bloßer Gefühllosigkeit, aus Mangel an der Energie, Lebhaftigkeit, Empfindung und Phantasie, die sogar zu einem großen Herzeleid erfordert sind. Dieser Art des Stoicismus ist das Phlegma und die Schwerfälligkeit der Deutschen besonders günstig.

§. 171.

Ungerechte, oder boshafte Handlungen sind, in Hinsicht auf Den, der sie ausübt, Anzeichen der Stärke seiner Bejahung des Willens zum Leben und demnach der Ferne, in der von ihm noch das wahre Heil, die Verneinung desselben, mithin die Erlösung von der Welt liegt, sonach auch der langen Schule der Erkenntniß und des Leidens, die er noch durchzumachen hat, bis er dahin gelangt. — In Hinsicht aber auf Den, der durch jene Handlungen zu leiden hat, sind sie zwar physisch ein Uebel, hingegen metaphysisch ein Gut und im Grunde eine Wohlthat, da sie beitragen, ihn seinem wahren Heile entgegenzuführen.

§. 172.

Weltgeist. Hier also ist das Pensum deiner Arbeiten und deiner Leiden: dafür sollst du daseyn, wie alle andern Dinge dasind.

Mensch. Was aber habe ich vom Daseyn? Ist es beschäftigt, habe ich Noth; ist es unbeschäftigt, Langeweile. Wie kannst du mir für so viel Arbeit und so viel Leiden einen so kümmerlichen Lohn bieten?

Weltgeist. Und doch ist er ein Aequivalent aller deiner Mühen und aller deiner Leiden: und dies ist er gerade vermöge seiner Dürftigkeit.

Mensch. So?! Das freilich übersteigt meine Fassungskraft.

Weltgeist. Ich weiß es. — (bei Seite) Sollte ich Dem sagen, daß der Werth des Lebens gerade darin besteht, daß es ihn lehrt, es nicht zu wollen?! Zu dieser höchsten Weihe muß erst das Leben selbst ihn vorbereiten.

§. 173.

Können wir nun, durch Betrachtungen, wie die obigen, also von einem sehr hohen Standpunkt aus, eine Rechtfertigung der

Digitized

Leiden der Menſchheit abſehn; ſo erſtreckt jedoch dieſe ſich nicht auf die Thiere, deren Leiden, zwar großentheils durch den Menſchen herbeigeführt, oft aber auch ohne deſſen Zuthun, bedeutend ſind. Da drängt ſich alſo die Frage auf: wozu dieſer gequälte, geängſtigte Wille in ſo tauſendfachen Geſtalten, ohne die durch Beſonnenheit bedingte Freiheit zur Erlöſung? — Wenn ich mich auch nicht getraue, ſie ganz zu erledigen; ſo verweiſe ich doch zunächſt auf §. 153 und 154 zurück, als welche darthun, daß die Fähigkeit zum Leiden im Thiere ſehr viel geringer iſt, als im Menſchen. Was nun aber darüber hinaus ſich noch beibringen ließe würde hypothetiſch, ja ſogar mythiſch ausfallen, mag alſo der eigenen Spekulation des Leſers überlaſſen bleiben.

Digitized by Google

Kapitel XV.
Ueber Religion.

---

§. 174.
Ein Dialog.

Demopheles. Unter uns gesagt, lieber alter Freund, es gefällt mir nicht, daß du gelegentlich deine philosophische Befähigung durch Sarkasmen, ja, offenbaren Spott über die Religion an den Tag legst. Der Glaube eines Jeden ist ihm heilig, sollte es daher auch dir seyn.

Philalethes. Nego consequentiam! Sehe nicht ein, warum ich, der Einfalt des Andern wegen, Respekt vor Lug und Trug haben sollte. Die Wahrheit achte ich überall; eben darum aber nicht was ihr entgegensteht. Mein Wahlspruch ist: vigeat veritas, et pereat mundus, dem der Juristen angepaßt: fiat justitia, et pereat mundus. Jede Fakultät sollte einen analogen zur Devise haben.

Demopheles. Da würde der der medicinischen wohl lauten: tornentur pilulae, et pereat mundus, — welcher am leichtesten in Erfüllung zu bringen wäre.

Philalethes. Bewahre der Himmel! Alles cum grano salis.

Demopheles. Nun gut: eben darum aber wollte ich, daß du auch die Religion cum grano salis verständest und einsähest, daß dem Bedürfniß des Volks nach Maaßgabe seiner Fassungskraft begegnet werden muß. Die Religion ist das einzige Mittel, dem rohen Sinn und ungelenken Verstande der in niedriges Treiben und materielle Arbeit tief eingesenkten Menge die hohe Bedeutung des Lebens anzukündigen und fühlbar zu machen. Denn der Mensch, wie er in der Regel ist, hat ursprünglich für nichts Anderes Sinn, als für die Befriedigung seiner physischen

Digitized by Google

Bedürfniſſe und Gelüſte, und danach für etwas Unterhaltung und Kurzweil. Religionsſtifter und Philoſophen kommen auf die Welt, ihn aus ſeiner Betäubung aufzurütteln und auf den hohen Sinn des Daſeyns hinzudeuten: Philoſophen, für die Wenigen, die Eximirten; Religionsſtifter, für die Vielen, die Menſchheit im Großen. Denn φιλοσοφον πληθος αδυνατον ειναι, wie ſchon dein Plato geſagt hat und du nicht vergeſſen ſollteſt. Die Religion iſt die Metaphyſik des Volks, die man ihm ſchlechterdings laſſen und daher ſie äußerlich achten muß: denn ſie diskreditiren heißt ſie ihm nehmen. Wie es eine Volkspoeſie giebt und, in den Sprichwörtern, eine Volksweisheit; ſo muß es auch eine Volksmetaphyſik geben. Sie iſt allemal eine allegoriſche Einkleidung der Wahrheit, der Faſſungskraft des Volkes angemeſſen, uud leiſtet, in praktiſcher und gemüthlicher Hinſicht, d. h. als Richtſchnur für das Handeln und als Beruhigung und Troſt im Leiden und im Tode, vielleicht eben ſo viel, als die Wahrheit, wenn wir ſie beſäßen, ſelbſt leiſten könnte. Daher, mein Lieber, iſt, nimm mir's nicht übel, ſie zu verſpotten, beſchränkt und ungerecht zugleich.

Philalethes. Aber iſt es nicht eben ſo beſchränkt und ungerecht, zu verlangen, daß es keine andere Metaphyſik, als dieſe, nach dem Bedürfniß und der Faſſungskraft des Volkes zugeſchnittene, geben ſolle? daß ihre Lehren der Markſtein des menſchlichen Forſchens und die Richtſchnur alles Denkens ſeyn ſollen, ſo daß auch die Metaphyſik der Wenigen und Eximirten, wie du ſie nennſt, hinauslaufen müſſe auf Beſtätigung, Befeſtigung und Erläuterung jener Metaphyſik des Volks? daß alſo die höchſten Kräfte des menſchlichen Geiſtes unbenutzt und unentwickelt bleiben, ja, im Keim erſtickt werden ſollen, damit nicht etwan ihre Thätigkeit ſich mit jener Volksmetaphyſik durchkreuze? Und ſteht es denn, bei den Prätenſionen der Religion, im Grunde anders? Ziemt es Dem, Toleranz, ja, zarte Schonung zu predigen, der die Intoleranz und Schonungsloſigkeit ſelbſt iſt? Ich rufe Ketzergerichte und Inquiſitionen, Religionskriege und Kreuzzüge, Sokrates' Becher und Bruno's Scheiterhaufen zum Zeugen an! Und iſt es nun damit zwar heut zu Tage vorbei; was kann dem ächten philoſophiſchen Streben, dem aufrichtigen Forſchen nach Wahrheit, dieſem edelſten Beruf edel-

Digitized by Google

ster Menschheit, mehr im Wege stehn, als jene konventionelle, vom Staate mit dem Monopol belehnte Metaphysik, deren Satzungen jedem Kopfe, in frühester Jugend, eingeprägt werden, so ernstlich, so tief, so fest, daß sie, wenn er nicht von mirakuloser Elasticität ist, unauslöschlich haften, wodurch seiner gesunden Vernunft Ein für alle Mal das Koncept verrückt wird, d. h. seine ohnehin schwache Fähigkeit zum eigenen Denken und unbefangenen Urtheilen, hinsichtlich auf alles damit Zusammenhangende, auf immer gelähmt und verdorben ist.

Demopheles. Eigentlich heißt dies wohl, die Leute haben alsdann eine Ueberzeugung gewonnen, die sie nicht aufgeben wollen, um die Deinige dagegen anzunehmen.

Philalethes. O, wenn es auf Einsicht gegründete Ueberzeugung wäre! Der wäre mit Gründen beizukommen und uns stände das Feld zum Kampfe mit gleichen Waffen offen. Allein die Religionen wenden sich ja eingeständlich nicht an die Ueberzeugung, mit Gründen, sondern an den Glauben, mit Offenbarungen. Zu diesem letzteren ist nun aber die Fähigkeit am stärksten in der Kindheit: daher ist man, vor Allem, darauf bedacht, sich dieses zarten Alters zu bemächtigen. Hiedurch, viel mehr noch, als durch Drohungen und Berichte von Wundern, schlagen die Glaubenslehren Wurzel. Wenn nämlich dem Menschen, in früher Kindheit, gewisse Grundansichten und Lehren mit ungewohnter Feierlichkeit und mit der Miene des höchsten, bis dahin von ihm noch nie gesehenen Ernstes wiederholt vorgetragen werden, dabei die Möglichkeit eines Zweifels daran ganz übergangen, oder aber nur berührt wird, um darauf als den ersten Schritt zum ewigen Verderben hinzudeuten; da wird der Eindruck so tief ausfallen, daß, in der Regel, d. h. in fast allen Fällen, der Mensch fast so unfähig seyn wird, an jenen Lehren, wie an seiner eigenen Existenz, zu zweifeln; weshalb dann unter vielen Tausenden kaum Einer die Festigkeit des Geistes besitzen wird, sich ernstlich und aufrichtig zu fragen: ist Das wahr? passender, als man glaubte, hat man daher Die, welche es dennoch vermögen, starke Geister, esprits forts, benannt. Für die Uebrigen nun aber giebt es nichts so Absurdes, oder Empörendes, daß nicht, wenn auf jenem Wege eingeimpft, der festeste Glaube daran in ihnen Wurzel schlüge. Wäre es z. B., daß

Digitized by Google

die Tödtung eines Ketzers, oder Ungläubigen, ein wesentliches Stück zum dereinstigen Seelenheil sei; so würde fast Jeder Dies zur Hauptangelegenheit seines Lebens machen und im Sterben aus der Erinnerung des Gelingens Trost und Stärkung schöpfen; wie ja wirklich ehemals fast jeder Spanier ein auto de fè für das frömmste und gottgefälligste Werk hielt; wozu wir ein Gegenstück in Indien haben, an der erst vor Kurzem durch zahlreiche Hinrichtungen, von den Engländern, unterdrückten religiösen Genossenschaft der Thugs, deren Mitglieder ihre Religiosität und Verehrung der Göttin Kali dadurch bethätigten, daß sie, bei jeder Gelegenheit, ihre eigenen Freunde und Reisegefährten meuchlerisch ermordeten, um sich ihres Eigenthums zu bemächtigen, und ganz ernstlich in dem Wahne standen, etwas sehr Löbliches und ihrem ewigen Heile Förderliches damit zu leisten*). So stark demnach ist die Gewalt früh eingeprägter religiöser Dogmen, daß sie das Gewissen und zuletzt alles Mitleid und alle Menschlichkeit zu ersticken vermag. Willst du aber was frühe Glaubenseinimpfung leistet, mit eigenen Augen und in der Nähe sehn; so betrachte die Engländer. Sieh' diese von der Natur vor allen andern begünstigte und mit Verstand, Geist, Urtheilskraft und Charakterfestigkeit mehr, als alle übrigen, ausgestattete Nation, sieh' sie, tief unter alle andern herabgesetzt, ja, geradezu verächtlich gemacht, durch ihren stupiden Kirchenaberglauben, welcher, zwischen ihren übrigen Fähigkeiten, ordentlich wie ein fixer Wahn, eine Monomanie, erscheint. Das haben sie bloß Dem zu danken, daß die Erziehung in den Händen der Geistlichkeit ist, welche Sorge trägt, ihnen sämmtliche Glaubensartikel in frühester Jugend so einzuprägen, daß es bis zu einer Art partieller Gehirnlähmung geht, die sich dann zeitlebens in jener blödsinnigen Bigotterie äußert, durch welche sogar übrigens höchst verständige und geistreiche Leute unter ihnen sich degradiren und uns an ihnen ganz irre werden lassen. Wenn wir nun aber erwägen, wie wesentlich es zu dergleichen Meisterstücken ist, daß die Glaubensimpfung im zarten Kindesalter geschehe; so wird uns das Missionswesen nicht mehr bloß als der Gipfel menschlicher

*) Illustrations of the history and practice of the Thugs. London 1837, auch Edinburgh' Review, Octr.—Jan. 1836/37.

Digitized by Google

Zudringlichkeit, Arroganz und Impertinenz, sondern auch als absurd erscheinen, so weit nämlich, als es sich nicht auf Völker beschränkt, die noch im Zustande der Kindheit sind, wie etwan Hottentotten, Kaffern, Südseeinsulaner und dergleichen, wo es demgemäß auch wirklich Erfolg gehabt hat; während hingegen in Indien die Brahmanen die Vorträge der Missionarien mit herablassendem beifälligen Lächeln, oder mit Achselzucken erwidern und überhaupt unter diesem Volke, der bequemsten Gelegenheit ungeachtet, die Bekehrungsversuche der Missionarien durchgängig gescheitert sind. Ein authentischer Bericht, im 21. Bande des **Asiatic Journal**, von 1826 giebt an, daß, nach so vieljähriger Thätigkeit der Missionarien, in ganz Indien, (davon die Englischen Besitzungen allein 115 Millionen Einwohner haben) nicht mehr als 300 lebende Konvertiten zu finden sind, und zugleich wird eingestanden, daß die Christlichen Konvertiten sich durch die äußerste Immoralität auszeichnen. Es werden eben 300 feile, erkaufte Seelen gewesen seyn, aus so vielen Millionen. Daß es seitdem in Indien mit dem Christenthum besser gienge, ersehe ich nirgends;*) wiewohl die Missionäre jetzt suchen, in den ausschließlich dem weltlichen Englischen Unterricht gewidmeten Schulen, dennoch, gegen die Abrede, in ihrem Sinn auf die Kinder zu wirken, um das Christenthum einzuschwärzen, wogegen jedoch die Hindu mit größter Eifersucht auf ihrer Hut sind. Denn, wie gesagt, nur die Kindheit, nicht das Mannesalter, ist die Zeit, die Saat des Glaubens zu säen, zumal nicht, wo schon ein früherer wurzelt: die gewonnene Ueberzeugung aber, welche erwachsene Konvertiten vorgeben, ist, in der Regel, nur die Maske irgend eines persönlichen Interesses. Eben weil man fühlt, daß Dies fast nicht anders seyn könne, wird überall ein Mensch, der im reifen Alter seine Religion wechselt, von den Meisten verachtet: gleichwohl legen eben diese dadurch an den Tag, daß sie die Religion nicht für Sache vernünftiger Ueberzeugung, sondern bloß des früh und vor aller Prüfung eingeimpften Glaubens halten. Daß sie aber hierin Recht haben geht auch daraus hervor, daß nicht bloß die blind glaubende Menge, sondern auch die Priesterschaft jeder Religion, welche, als solche, die Quellen

*) Vergl. oben §. 115.

Digitized by Google

und Gründe und Dogmen und Streitigkeiten derſelben ſtudirt hat, in allen ihren Mitgliedern, getreu und eifrig der Religion ihres jedesmaligen Vaterlandes anhängt; daher der Uebergang eines Geiſtlichen der einen Religion, oder Konfeſſion, zu einer andern die ſeltenſte Sache der Welt iſt. So z. B. ſehn wir die katholiſche Geiſtlichkeit von der Wahrheit aller Sätze ihrer Kirche vollkommen überzeugt, und eben ſo die proteſtantiſche von der der ihrigen, und Beide vertheidigen die Satzungen ihrer Konfeſſion mit gleichem Eifer. Dennoch richtet dieſe Ueberzeugung ſich bloß nach dem Lande, wo jeder geboren iſt: dem ſüddeutſchen Geiſtlichen nämlich leuchtet die Wahrheit des katholiſchen Dogma's vollkommen ein, dem norddeutſchen aber die des proteſtantiſchen. Wenn nun alſo dergleichen Ueberzeugungen auf objektiven Gründen beruhen; ſo müſſen dieſe Gründe klimatiſch ſeyn und, wie die Pflanzen, die einen nur hier, die andern nur dort gedeihen. Das Volk nun aber nimmt überall auf Treu und Glauben die Ueberzeugungen dieſer Lokal-Ueberzeugten an.

Demopheles. Schadet nicht und macht im Weſentlichen keinen Unterſchied: auch iſt z. B. wirklich der Proteſtantismus dem Norden, der Katholicismus dem Süden angemeſſener.

Philalethes. Es ſcheint ſo. Ich aber habe einen höheren Geſichtspunkt gefaßt und behalte einen wichtigeren Gegenſtand im Auge, nämlich die Fortſchritte der Erkenntniß der Wahrheit im Menſchengeſchlecht. Für dieſe iſt es eine erſchreckliche Sache, daß Jedem, wo immer auch er geboren ſei, ſchon in früheſter Jugend gewiſſe Behauptungen eingeprägt werden, unter der Verſicherung, daß er, bei Gefahr ſein ewiges Heil zu verwirken, ſie nie in Zweifel ziehn dürfe; ſofern nämlich, als es Behauptungen ſind, welche die Grundlage aller unſerer übrigen Erkenntniſſe betreffen, demzufolge für dieſe den Geſichtspunkt auf immer feſtſtellen und, falls ſie ſelbſt falſch ſind, ihn auf immer verrücken: da ferner ihre Folgeſätze in das ganze Syſtem unſerer Erkenntniſſe überall eingreifen, wird dann durch ſie das geſammte menſchliche Wiſſen durch und durch verfälſcht. Dies belegt jede Litteratur, am auffallendeſten die des Mittelalters, aber nur zu ſehr auch die des 16. und 17. Jahrhunderts. Sehn wir doch, in allen jenen Zeiten, ſelbſt die Geiſter erſten Ranges wie gelähmt durch ſolche falſche Grundvorſtellungen, beſonders aber

Digitized by Google

alle Einſicht in das wahre Weſen und Wirken der Natur ihnen wie mit einem Brette vernagelt. Denn während des ganzen Chriſtlichen Zeitraums liegt der Theismus wie ein drückender Alp auf allen geiſtigen, zumal philoſophiſchen Beſtrebungen und hemmt, oder verkümmert, jeden Fortſchritt. Gott, Teufel, Engel und Dämonen verdecken den Gelehrten jener Zeiten die ganze Natur: keine Unterſuchung wird zu Ende geführt, keiner Sache auf den Grund gegangen; ſondern Alles, was über den augenfälligſten Kauſalnexus hinausgeht, durch jene Perſönlichkeiten alsbald zur Ruhe gebracht, indem es ſogleich heißt, wie, bei einer ſolchen Gelegenheit, Pomponatius ſich ausdrückt: certe philosophi nihil verisimile habent ad haec, quare necesse est, ad Deum, ad angelos et daemones recurrere (de incantat. c. 7.). Dieſen Mann freilich kann man dabei in den Verdacht der Ironie nehmen; da ſeine Tücke anderweitig bekannt iſt: jedoch hat er damit nur die allgemeine Denkungsart ſeines Zeitalters ausgeſprochen. Hatte hingegen wirklich Einer die ſeltene Elaſticität des Geiſtes, welche allein die Feſſeln zu ſprengen vermag; ſo wurden ſeine Schriften, und wohl gar er mit, verbrannt; wie es dem Bruno und Vanini ergangen iſt. — Wie völlig gelähmt aber die gewöhnlichen Köpfe durch jene frühzeitige, metaphyſiſche Zurichtung werden, kann man am grellſten und von der lächerlichen Seite dann ſehn, wann ein ſolcher eine fremde Glaubenslehre zu kritiſiren unternimmt. Da findet man ihn in der Regel bloß bemüht, ſorgfältig darzuthun, daß die Dogmen derſelben zu denen ſeiner eigenen nicht ſtimmen, indem er mühſam auseinanderſetzt, daß in jenen nicht nur nicht das Selbe geſagt, ſondern auch ganz gewiß nicht das Selbe gemeint ſei, wie in denen der ſeinigen. Damit glaubt er, in aller Einfalt, die Falſchheit der fremden Glaubenslehre bewieſen zu haben. Es fällt ihm wirklich gar nicht ein, die Frage aufzuwerfen, welche von Beiden wohl Recht haben möge. Ein beluſtigendes Beiſpiel dieſer Art hat der Reverend Mr. Morrison im 20. Bande des Asiatic Journal geliefert, woſelbſt er die Religion und Philoſophie der Chineſen kritiſirt, — daß es eine Freude iſt.

Demopheles. Das iſt nun alſo dein höherer Geſichtspunkt. Aber ich verſichere dich, daß es einen noch höheren giebt.

Digitized by Google

Das primum vivere, deinde philosophari hat einen umfassenderen Sinn, als den, der sogleich ins Auge fällt. — Vor Allem kommt es darauf an, die rohen und schlechten Gemüther der Menge zu bändigen, um sie vom äußersten Unrecht, von Grausamkeiten, von Gewalt- und Schandthaten abzuhalten. Wenn man nun damit warten wollte, bis sie die Wahrheit erkannt und gefaßt hätten; so käme man unfehlbar zu spät. Denn, gesetzt auch, sie wäre bereits gefunden; so wird sie ihre Fassungskraft übersteigen. Für sie taugt jedenfalls bloß eine allegorische Einkleidung derselben, eine Parabel, ein Mythos. Es muß, wie Kant gesagt hat, eine öffentliche Standarte des Rechts und der Tugend geben, ja, diese muß allezeit hoch flattern. Es ist am Ende einerlei, welche heraldische Figuren darauf stehn; wenn sie nur bezeichnet was gemeint ist. Eine soche Allegorie der Wahrheit ist jederzeit und überall, für die Menschheit im Großen, ein taugliches Surrogat der ihr doch ewig unzugänglichen Wahrheit selbst und überhaupt der ihr nimmermehr faßlichen Philosophie; zu geschweigen, daß diese täglich ihre Gestalt wechselt und noch in keiner zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist. Die praktischen Zwecke also, mein guter Philalethes, gehn, in jeder Beziehung, den theoretischen vor.

Philalethes. Fast argwöhne ich, du wolltest, nach heutiger Mode, mir zu Gemüthe führen

„Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen,"

und deine Empfehlung laufe darauf hinaus, daß wir bei Zeiten Sorge tragen sollen, damit alsdann die Wogen der unzufriedenen, tobenden Menge uns nicht bei Tafel stören mögen. Dieser ganze Gesichtspunkt aber ist so falsch, wie er heut zu Tage allgemein beliebt und belobt ist; daher ich mich beeile, Verwahrung dagegen einzulegen. Es ist falsch, daß Staat, Recht und Gesetz nicht ohne Beihülfe der Religion und ihrer Glaubensartikel aufrecht erhalten werden können, und daß Justiz und Polizei, um die gesetzliche Ordnung durchzusetzen, der Religion, als ihres nothwendigen Komplementes bedürfen. Falsch ist es, und wenn es hundert Mal wiederholt wird. Denn eine faktische und schlagende instantia in contrarium liefern uns die Alten,

Digitized by Google

zumal die Griechen. Das nämlich, was wir unter Religion verstehn, hatten sie durchaus nicht. Sie hatten keine heilige Urkunden und kein Dogma, das gelehrt, dessen Annahme von Jedem gefordert und das der Jugend frühzeitig eingeprägt worden wäre. — Eben so wenig wurde von den Dienern der Religion Moral gepredigt, oder kümmerten sich die Priester irgend um die Moralität, oder überhaupt um das Thun und Lassen der Leute. Ganz und gar nicht! Sondern die Pflicht der Priester erstreckte sich bloß auf Tempelceremonien, Gebete, Gesänge, Opfer, Processionen, Lustrationen u. dgl. m., welches Alles nichts weniger, als die moralische Besserung der Einzelnen zum Zweck hatte. Vielmehr bestand die ganze sogenannte Religion bloß darin, daß, vorzüglich in den Städten, einige der Deorum majorum gentium, hier dieser, dort jener, Tempel hatten, in denen ihnen der besagte Kultus, von Staats wegen, geleistet wurde, der also im Grunde Polizeisache war. Kein Mensch, außer den dabei thätigen Funktionarien, war irgend genöthigt, dabei gegenwärtig zu seyn, oder auch nur daran zu glauben. Im ganzen Alterthum ist keine Spur von einer Verpflichtung, irgend ein Dogma zu glauben. Bloß wer die Existenz der Götter öffentlich leugnete, oder sonst sie verunglimpfte, war strafbar: denn er beleidigte den Staat, der ihnen diente: außerdem aber blieb Jedem überlassen, was er davon halten wollte. Beliebte es Einem, sich privatim, durch Gebete oder Opfer, die Gunst eben jener Götter zu erwerben; so stand ihm Dies, auf eigene Kosten und Gefahr, frei: that er es nicht; so hatte auch kein Mensch etwas dagegen: am wenigsten der Staat. Zu Hause hatte, bei den Römern, Jeder seine eigenen Laren und Penaten, die aber im Grunde bloß die verehrten Bilder seiner Ahnen waren. Von der Unsterblichkeit der Seele und einem Leben nach dem Tode, hatten die Alten gar keine feste, deutliche, am wenigsten dogmatisch fixirte Begriffe, sondern ganz lockere, schwankende, unbestimmte und problematische Vorstellungen, Jeder in seiner Weise: und eben so verschieden, individuell und vage waren auch die Vorstellungen von den Göttern. Also Religion, in unserm Sinne des Wortes, hatten die Alten wirklich nicht. Hat nun aber deswegen bei ihnen Anarchie und Gesetzlosigkeit geherrscht? ist nicht vielmehr Gesetz und bürgerliche Ordnung so

Digitized by Google

ſehr ihr Werk, daß es noch die Grundlage der unſrigen ausmacht? war nicht das Eigenthum, obwohl es ſogar großen Theils aus Sklaven beſtand, vollkommen geſichert? Und hat dieſer Zuſtand nicht weit über ein Jahrtauſend gedauert? —

Alſo kann ich die praktiſchen Zwecke und die Nothwendigkeit der Religion, in dem von dir angedeuteten und heut zu Tage allgemein beliebten Sinne, nämlich als einer unentbehrlichen Grundlage aller geſetzlichen Ordnung, nicht anerkennen, und muß mich dagegen verwahren. Denn von einem ſolchen Standpunkt aus würde das reine und heilige Streben nach Licht und Wahrheit wenigſtens donquichotiſch und, falls es wagen ſollte, im Gefühl ſeines Rechts, den Auktoritätsglauben als den Uſurpator, der den Thron der Wahrheit in Beſitz genommen hat und ihn durch fortgeſetzten Trug behauptet, zu denunziren, als verbrecheriſch erſcheinen.

Demopheles. Zur Wahrheit ſteht die Religion aber nicht im Gegenſatz: denn ſie lehrt ſelbſt die Wahrheit. Nur darf ſie, weil ihr Wirkungskreis nicht ein enger Hörſal, ſondern die Welt und die Menſchheit im Großen iſt, dem Bedürfniſſe und der Faſſungskraft eines ſo großen und gemiſchten Publikums gemäß, die Wahrheit nicht nackt auftreten laſſen, oder, ein mediciniſches Gleichniß zu gebrauchen, ſie nicht unverſetzt eingeben, ſondern muß ſich, als eines Menſtruums, eines mythiſchen Vehikels bedienen. Auch kannſt du ſie, in dieſer Hinſicht, gewiſſen chemiſchen, an ſich ſelbſt gasförmigen Stoffen vergleichen, welche man, zum offizinellen Gebrauch, wie auch zur Aufbewahrung, oder zur Verſendung, an eine feſte, palpable Baſis binden muß, weil ſie ſonſt ſich verflüchtigen: z. B. das Chlor, welches, zu allen ſolchen Zwecken, nur in Geſtalt der Chlorüren angewandt wird. Im Fall aber, daß die reine und abſtrakte, von allem Mythiſchen freie Wahrheit, uns Allen, auch den Philoſophen, auf immer unerreichbar bleiben ſollte; dann wäre ſie dem Fluor zu vergleichen, welches für ſich allein gar nicht ein Mal darſtellbar iſt, ſondern nur an andere Stoffe gebunden auftreten kann. Oder, — weniger gelehrt: die überhaupt nicht anders, als mythiſch und allegoriſch ausſprechbare Wahrheit gliche dem Waſſer, welches ohne Gefäß nicht transportabel iſt; die Philoſophen aber, welche darauf beſtehn, ſie unverſetzt zu beſitzen, glichen Dem, der das

Digitized by Google

Gefäß zerschlüge, um das Wasser für sich allein zu haben. Vielleicht verhält es sich wirklich so. Jedenfalls aber ist Religion die allegorisch und mythisch ausgesprochene, und dadurch der Menschheit im Großen zugänglich und verdaulich gemachte Wahrheit: denn rein und unversetzt könnte sie solche nimmermehr vertragen; wie wir nicht im reinen Oxygen leben können, sondern eines Zusatzes von $\frac{4}{5}$ Azot bedürfen. Und ohne Bild geredet: dem Volke kann der tiefe Sinn und das hohe Ziel des Lebens nur symbolisch eröffnet und vorgehalten werden; weil es nicht fähig ist, solche im eigentlichen Verstande zu fassen. Philosophie hingegen soll seyn wie die Eleusinischen Mysterien, für die Wenigen, die Auserwählten.

Philalethes. Verstehe schon: die Sache läuft hinaus auf die Wahrheit im Gewande der Lüge. Aber damit tritt sie in eine ihr verderbliche Allianz. Denn was für eine gefährliche Waffe wird nicht Denen in die Hände gegeben, welche die Befugniß erhalten, sich der Unwahrheit als Vehikels der Wahrheit zu bedienen! Wenn es so steht, fürchte ich, daß das Unwahre an der Sache mehr Schaden stiften wird, als das Wahre je Nutzen. Ja, wenn die Allegorie sich eingeständlich als eine solche geben dürfte, da gienge es schon an: allein das würde ihr allen Respekt und damit alle Wirksamkeit benehmen. Sie muß daher als sensu proprio wahr sich geltend machen und behaupten; während sie höchstens sensu allegorico wahr ist. Hier liegt der unheilbare Schaden, der bleibende Uebelstand, welcher Ursache ist, daß die Religion mit dem unbefangenen, edlen Streben nach reiner Wahrheit stets in Konflikt gerathen ist und es immer von Neuem wird.

Demopheles. Doch nicht: denn auch dafür ist gesorgt. Darf gleich die Religion ihre allegorische Natur nicht geradezu bekennen; so deutet sie solche doch genugsam an.

Philalethes. Und wo denn Das?

Demopheles. In ihren Mysterien. Sogar ist „Mysterium" im Grunde nur der theologische terminus technicus für religiöse Allegorie. Auch haben alle Religionen ihre Mysterien. Eigentlich ist ein Mysterium ein offenbar absurdes Dogma, welches jedoch eine hohe, an sich selbst dem gemeinen Verstande der rohen Menge völlig unfaßliche Wahrheit in sich verbirgt, die

Digitized by Google

nun derselbe in dieser Verhüllung aufnimmt, auf Treu und Glauben, ohne sich von der, auch ihm augenfälligen Absurdität irre machen zu lassen: dadurch nun wird er des Kerns der Sache, so weit es ihm möglich ist, theilhaft. Zur Erläuterung kann ich hinzusetzen, daß sogar in der Philosophie der Gebrauch des Mysteriums versucht worden ist, z. B. wenn Paskal, welcher Pietist, Mathematiker und Philosoph zugleich war, in dieser dreifachen Eigenschaft sagt: Gott ist Centrum überall und nirgends Peripherie. Auch Malebranche hat ganz richtig bemerkt: la liberté est un mystère. — Man könnte weiter gehn und behaupten, an den Religionen sei eigentlich Alles Mysterium. Denn die Wahrheit sensu proprio dem Volke, in seiner Rohheit, beizubringen ist schlechterdings unmöglich: nur ein mythisch-allegorischer Abglanz derselben kann ihm zufallen und es erleuchten. Die nackte Wahrheit gehört nicht vor die Augen des profanen Vulgus: nur dicht verschleiert darf sie vor ihm erscheinen. Dieserwegen nun ist es eine ganz unbillige Zumuthung an eine Religion, daß sie sensu proprio wahr seyn solle, und daher, beiläufig gesagt, sind, in unsern Tagen, sowohl Rationalisten, als Supranaturalisten absurd, indem Beide von der Voraussetzung, daß sie es seyn müsse, ausgehn, unter welcher dann Jene beweisen, daß sie es nicht sei, und Diese hartnäckig behaupten, sie sei es; oder vielmehr Jene das Allegorische so zuschneiden und zurechtlegen, daß es sensu proprio wahr seyn könnte, dann aber eine Plattitüde wäre; Diese aber es, ohne weitere Zurichtung, als sensu proprio wahr behaupten wollen, — welches doch ohne Ketzergerichte und Scheiterhaufen gar nicht durchzusetzen ist; wie sie wissen sollten. Wirklich hingegen ist Mythos und Allegorie das eigentliche Element der Religion: aber unter dieser, wegen der geistigen Beschränktheit des großen Haufens, unumgänglichen Bedingung, leistet sie dem so unvertilgbaren, metaphysischen Bedürfniß des Menschen sehr wohl Genüge und vertritt die Stelle der, unendlich schwer und vielleicht nie zu erreichenden, reinen philosophischen Wahrheit.

Philalethes. O ja, ungefähr so, wie ein hölzernes Bein die Stelle eines natürlichen vertritt: es füllt sie aus, thut auch nothdürftig dessen Dienste, prätendirt dabei für ein natürliches angesehn zu werden, ist bald mehr, bald weniger künstlich zu-

Digitized by Google

ſammengeſetzt u. ſ. f. Ein Unterſchied dagegen iſt, daß, in der Regel, ein natürliches Bein früher dawar, als das hölzerne, die Religion hingegen überall der Philoſophie den Vorſprung abgewonnen hat.

Demopheles. Mag Alles ſeyn: aber für Den, der kein natürliches Bein hat, iſt ein hölzernes von großem Werth. Du mußt im Auge behalten, daß das metaphyſiſche Bedürfniß des Menſchen ſchlechterdings Befriedigung verlangt; weil der Horizont ſeiner Gedanken abgeſchloſſen werden muß, nicht unbegränzt bleiben darf. Urtheilskraft nun aber, Gründe abzuwiegen und dann zwiſchen Wahrem und Falſchem zu entſcheiden, hat der Menſch, in der Regel, nicht: zudem läßt die von der Natur und ihrer Noth ihm aufgelegte Arbeit ihm keine Zeit zu derartigen Unterſuchungen, noch zu der Bildung, die ſie vorausſetzen. Alſo kann bei ihm nicht die Rede ſeyn von Ueberzeugung aus Gründen; ſondern auf Glauben und Auktorität iſt er verwieſen. Selbſt wenn eine wirklich wahre Philoſophie die Stelle der Religion eingenommen hätte; ſo würde ſie von allerwenigſtens $\frac{9}{10}$ der Menſchen doch nur auf Auktorität angenommen werden, alſo wieder Glaubensſache ſeyn: denn bei Plato's *φιλοσοφον πληθος αδυνατον ειναι* wird es immerdar bleiben. Auktorität nun aber wird allein durch Zeit und Umſtände begründet; daher wir ſie nicht Dem verleihen können, was nichts, als Gründe, für ſich hat: ſonach müſſen wir ſie Dem laſſen, was, durch den Weltlauf, ſie ein Mal erlangt hat, wenn es auch nur die allegoriſch dargeſtellte Wahrheit iſt. Dieſe nun, auf Auktorität geſtützt, wendet ſich zunächſt an die eigentlich metaphyſiſche Anlage des Menſchen, alſo an das theoretiſche Bedürfniß, welches aus dem ſich aufdringenden Räthſel unſers Daſeyns und aus dem Bewußtſeyn hervorgeht, daß hinter dem Phyſiſchen der Welt irgendwie ein Metaphyſiſches ſtecken müſſe, ein Unwandelbares, welches dem beſtändigen Wandel zur Grundlage dient; ſodann aber an den Willen, an Furcht und Hoffnung der in ſteter Noth lebenden Sterblichen: ſie ſchafft ihnen demnach Götter und Dämonen, die ſie anrufen, die ſie beſänftigen, die ſie gewinnen können; endlich aber auch wendet ſie ſich an ihr unleugbar vorhandenes moraliſches Bewußtſeyn, dem ſie Beſtätigung und Anhalt von außen verleiht, eine Stütze, ohne welche daſſelbe, im Kampfe mit

Digitized by Google

so vielen Versuchungen, sich nicht leicht würde aufrecht erhalten können. Eben von dieser Seite gewährt die Religion, in den zahllosen und großen Leiden des Lebens, eine unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Beruhigung, welche den Menschen auch im Tode nicht verläßt, vielmehr gerade dann ihre ganze Wirksamkeit entfaltet.

Philalethes. Diese letztere Seite ist allerdings der Glanzpunkt der Religion. Ist sie eine fraus; so ist sie wahrlich eine pia fraus: das ist nicht zu leugnen. Sonach aber werden uns die Priester zu einem sonderbaren Mittelding von Betrügern und Sittenlehrern. Denn die eigentliche Wahrheit dürfen sie, wie du selbst ganz richtig auseinandergesetzt hast, nicht lehren, auch wenn sie ihnen bekannt wäre; wie sie es nicht ist. Eine wahre Philosophie kann es danach allenfalls geben; aber gar keine wahre Religion: ich meyne wahr im wahren und eigentlichen Wortverstande und nicht bloß so durch die Blume, oder Allegorie, wie du es geschildert hast, in welchem Sinne vielmehr jede wahr seyn wird, nur in verschiedenen Graden. Allerdings aber ist es dem unentwirrbaren Gemische von Wohl und Uebel, Redlichkeit und Falschheit, Güte und Bosheit, Edelmuth und Niederträchtigkeit, welches die Welt uns durchgängig darbietet, ganz entsprechend, daß die wichtigste, höchste und heiligste Wahrheit nicht anders, als mit der Lüge versetzt, auftreten kann, ja, von dieser, als welche stärker auf die Menschen wirkt, Kraft borgen und von ihr eingeführt werden muß, als Offenbarung. Man könnte sogar dies Faktum als Monogramm der moralischen Welt betrachten. Indessen wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Menschheit dereinst auf den Punkt der Reife und Bildung gelangen wird, wo sie die wahre Philosophie einerseits hervorzubringen und andrerseits aufzunehmen vermag. Diese wird dann freilich die Religion von dem Platze herunterstoßen, den sie so lange vikarirend eingenommen, aber eben dadurch jener offen gehalten hatte. Dann nämlich wird die Religion ihren Beruf erfüllt und ihre Bahn durchlaufen haben: sie kann dann das bis zur Mündigkeit geleitete Geschlecht entlassen, selbst aber in Frieden dahinscheiden. Dies wird die Euthanasie der Religion seyn. Aber so lange sie lebt hat sie zwei Gesichter: eines der Wahrheit und eines des Truges. Je nachdem man das eine,

Digitized by Google

oder das andere ins Auge faßt, wird man sie lieben, oder anfeinden. Daher muß man sie als ein nothwendiges Uebel betrachten, dessen Nothwendigkeit auf der erbärmlichen Geistesschwäche der großen Mehrzahl der Menschen beruht, welche die Wahrheit zu fassen unfähig ist und daher, in einem dringenden Fall, eines Surrogats derselben bedarf.

Demopheles. Wahrhaftig, man sollte denken, daß ihr Philosophen die Wahrheit schon ganz fertig liegen hättet und es nur noch darauf ankäme, sie zu fassen.

Philalethes. Wenn wir sie nicht haben, so ist Dies hauptsächlich dem Drucke zuzuschreiben, unter welchem, zu allen Zeiten und in allen Ländern, die Philosophie von der Religion gehalten worden ist. Nicht nur das Aussprechen und die Mittheilung der Wahrheit, nein, selbst das Denken und Auffinden derselben hat man unmöglich zu machen gesucht, dadurch, daß man in frühester Kindheit die Köpfe den Priestern, zum Bearbeiten, in die Hände gab, die nun das Gleis, in welchem die Grundgedanken sich fortan zu bewegen hatten, so fest hineindrückten, daß solche, in der Hauptsache, für die ganze Lebenszeit festgestellt und bestimmt waren. Erschrecken muß ich bisweilen, wenn ich, zumal von meinen orientalischen Studien kommend, die Schriften, selbst der vortrefflichsten Köpfe, des 16. und 17. Jahrhunderts in die Hand nehme und nun sehe, wie sie überall durch den jüdischen Grundgedanken paralysirt und von allen Seiten eingehemmt sind. So zugerichtet ersinne mir Einer die wahre Philosophie!

Demopheles. Und wäre sie übrigens gefunden, diese wahre Philosophie; so würde darum doch nicht, wie du meinst, die Religion aus der Welt kommen. Denn es kann nicht Eine Metaphysik für Alle geben: der natürliche Unterschied der Geisteskräfte und der hinzukommende ihrer Ausbildung läßt es nimmehr zu. Die große Mehrzahl der Menschen muß nothwendig der schweren körperlichen Arbeit obliegen, die zur Herbeischaffung des endlosen Bedarfs des ganzen Geschlechts unerläßlich erfordert ist: nicht nur läßt ihr Dies keine Zeit zur Bildung, zum Lernen, zum Nachdenken; sondern, vermöge des entschiedenen Antagonismus zwischen Irritabilität und Sensibilität, stumpft die viele und angestrengte körperliche Arbeit den Geist ab, macht

Digitized by Google

ihn ſchwer, plump, ungelenk und daher unfähig andere, als ganz einfache und palpable Verhältniſſe zu faſſen. Unter dieſe Kategorie nun aber fallen wenigſtens $^{9}/_{10}$ des Menſchengeſchlechts. Einer Metaphyſik aber, d. i. einer Rechenſchaft über die Welt und unſer Daſeyn, bedürfen die Leute darum doch; weil ſolche zu den natürlichſten Bedürfniſſen des Menſchen gehört; und zwar einer Volksmetaphyſik, welche, um Dies ſeyn zu können, gar viele und ſeltene Eigenſchaften vereinigen muß: nämlich eine große Faßlichkeit mit einer gewiſſen Dunkelheit, ja, Undurchdringlichkeit, an den rechten Stellen; ſodann muß mit ihren Dogmen eine richtige und ausreichende Moral verknüpft ſeyn: vor Allem aber muß ſie unerſchöpflichen Troſt im Leiden und im Tode mit ſich bringen. Hieraus folgt nun ſchon, daß ſie nur sensu allegorico, nicht sensu proprio wahr ſeyn kann. Ferner muß ſie nun noch die Stütze einer, durch hohes Alter, allgemeine Anerkennung, Urkunden, nebſt Ton und Vortrag derſelben, imponirenden Auktorität haben, lauter Eigenſchaften, die ſo unendlich ſchwer zu vereinigen ſind, daß gar Mancher, wenn er es erwöge, nicht ſo bereitwillig mithelfen würde, eine Religion zu unterminiren, ſondern bedenken, daß ſie der heiligſte Schatz des Volkes iſt. Der höher Gebildete mag immerhin ſich die Religion cum grano salis auslegen; der Gelehrte, der denkende Kopf, mag ſie, in der Stille, gegen eine Philoſophie vertauſchen. Und paßt doch ſogar hier nicht eine Philoſophie für Alle, ſondern eine jede zieht, nach Geſetzen der Wahlverwandſchaft, dasjenige Publikum an ſich, deſſen Bildung und Geiſteskräften ſie angemeſſen iſt. Daher giebt es allezeit eine niedrige Schulmetaphyſik, für den gelehrten Plebs, und eine höhere, für die Elite. Mußte z. B. doch auch Kants hohe Lehre erſt für die Schulen herabgezogen und verdorben werden, durch Fries, Krug, Salat und ähnliche Leute. Kurz, hier gilt ſo ſehr, als irgendwo, Göthe's „Eines paßt ſich nicht für Alle." Reiner Offenbarungsglaube und reine Metaphyſik ſind für die beiden Extreme: für die Zwiſchenſtufen ſind eben auch Modifikationen jener Beiden wechſelſeitig durch einander, in zahlloſen Kombinationen und Gradationen. So erfordert es der unermeßliche Unterſchied, den Natur und Bildung zwiſchen Menſchen ſetzen.

Philalethes. Dieſer Geſichtspunkt erinnert mich ernſtlich

Digitized by Google

an die, von dir schon erwähnten Mysterien der Alten, als welchen die Absicht zum Grunde zu liegen scheint, jenem, aus der Verschiedenheit der geistigen Anlagen und der Bildung entspringenden Uebelstande abzuhelfen. Ihr Plan dabei war, aus dem großen Haufen der Menschen, welchem die unverschleierte Wahrheit durchaus unzugänglich ist, Einige auszusondern, denen man solche, bis auf einen gewissen Grad, enthüllen durfte; aus diesen aber wieder Einige, denen man noch mehr offenbarte, da sie mehr zu fassen vermochten; und so aufwärts bis zu den Epopten. So gab es denn *μικρα, και μειζονα, και μεγιστα μυστηρια.* Eine richtige Erkenntniß der intellektuellen Ungleichheit der Menschen lag der Sache zum Grunde.

Demopheles. Gewissermaaßen vertritt bei uns die Bildung auf niedern, mittleren und hohen Schulen die verschiedenen Weihen der Mysterien.

Philalethes. Doch nur sehr annäherungsweise, und auch Dies nur, so lange über Gegenstände des höheren Wissens ausschließlich latein geschrieben wurde. Aber seitdem Das aufgehört hat, werden alle Mysterien profanirt.

Demopheles. Wie Dem auch seyn möge, so wollte ich, hinsichtlich der Religion, noch erinnern, daß du sie weniger von der theoretischen, und mehr von der praktischen Seite auffassen solltest. Mag immerhin die personificirte Metaphysik ihre Feindin, so wird doch die personificirte Moral ihre Freundin seyn. Vielleicht ist in allen Religionen das Metaphysische falsch; aber das Moralische ist in allen wahr: Dies ist schon daraus zu vermuthen, daß in jenem sie einander sämmtlich widerstreiten, in diesem aber alle übereinstimmen, —

Philalethes. Welches einen Beleg abgiebt zu der logischen Regel, daß aus falschen Prämissen eine wahre Konklusion folgen kann.

Demopheles. Nun so halte dich an die Konklusion und sei stets eingedenk, daß die Religion zwei Seiten hat. Sollte sie auch, bloß von der theoretischen, also intellektualen Seite gesehn, nicht zu Rechte bestehn können; so zeigt sie dagegen von der moralischen Seite sich als das alleinige Lenkungs-, Bändigungs- und Besänftigungsmittel dieser Rasse vernunftbegabter Thiere, deren Verwandschaft mit dem Affen die mit dem Tiger nicht ausschließt.

Digitized by Google

Zugleich ist sie die, in der Regel, ausreichende Befriedigung des dumpfen metaphysischen Bedürfnisses derselben. Wenn du sie so auffassest, und bedenkst, daß ihre Zwecke überwiegend praktisch und nur untergeordnet theoretisch sind; so wird sie dir höchst achtungswerth erscheinen.

Philalethes. Welcher Respekt denn doch am Ende auf dem Grundsatz beruhen würde, daß der Zweck die Mittel heiligt. Ich fühle jedoch zu einem darauf errichteten Kompromiß keine Neigung. Mag immerhin die Religion ein excellentes Zähmungs- und Abrichtungsmittel des verkehrten, stumpfen und boshaften bipedischen Geschlechtes seyn; in den Augen des Freundes der Wahrheit bleibt jede fraus, sei sie auch noch so pia, verwerflich. Lug und Trug wären doch ein seltsames Tugendmittel. Die Fahne, zu der ich geschworen habe, ist die Wahrheit: ihr werde ich überall treu bleiben und, unbekümmert um den Erfolg, kämpfen für Licht und Wahrheit. Erblicke ich die Religionen in der feindlichen Reihe; so werde ich — — — —

Demopheles. Da findest du sie aber nicht! Die Religion ist kein Betrug: sie ist wahr, und ist die wichtigste aller Wahrheiten. Weil aber, wie schon gesagt, ihre Lehren so hoher Art sind, daß der große Haufen sie nicht unmittelbar fassen könnte; weil, sage ich, das Licht derselben das gemeine Auge blenden würde; so tritt sie in den Schleier der Allegorie gehüllt auf und lehrt Das, was nicht geradezu an sich selbst, wohl aber dem hohen, darin enthaltenen Sinne nach, wahr ist: und so verstanden, ist sie die Wahrheit.

Philalethes. Das ließe sich schon hören, — wenn sie nur sich als bloß allegorisch wahr geben dürfte. Allein sie tritt auf mit dem Anspruch, geradezu und im ganz eigentlichen Sinne des Wortes wahr zu seyn: darin liegt der Trug, und hier ist es, wo der Freund der Wahrheit sich ihr feindlich entgegenstellen muß.

Demopheles. Aber Das ist ja conditio sine qua non. Wollte sie eingestehn, daß bloß der allegorische Sinn ihrer Lehren das Wahre daran sei; so würde ihr dies alle Wirksamkeit benehmen, und ihr unschätzbar wohlthätiger Einfluß auf das Moralische und Gemüthliche im Menschen würde durch solchen Rigorismus verloren gehn. Statt also mit pedantischem Starrsinn

Digitized by Google

darauf zu bestehn, richte den Blick auf ihre großen Leistungen im praktischen Gebiet, im Moralischen, im Gemüthlichen, als Lenkerin des Handelns, als Stütze und Trost der leidenden Menschheit, im Leben und im Tode. Wie sehr wirst du danach Dich hüten, durch theoretische Kritteleien dem Volke etwas zu verdächtigen und dadurch endlich zu entreißen, was ihm eine unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Beruhigung ist, deren es so sehr, ja, bei seinem härteren Loose, mehr als wir bedarf: denn schon darum sollte es schlechthin unantastbar seyn.

Philalethes. Mit dem Argument hätte man den Luther aus dem Felde schlagen können, als er die Ablaßkrämerei angriff: denn wie Manchem haben nicht die Ablaßzettel zum unersetzlichen Trost und vollkommener Beruhigung gereicht, so daß er, im vollen Vertrauen auf ein Päckchen derselben, welches er sterbend in der Hand festhielt, überzeugt, eben so viele Eintrittskarten in alle neun Himmel daran zu haben, mit froher Zuversicht dahinschied. — Was helfen Trost- und Beruhigungsgründe, über welchen beständig das Damoklesschwerdt der Enttäuschung schwebt! Die Wahrheit, mein Freund, die Wahrheit allein hält Stich, beharrt und bleibt treu: ihr Trost allein ist der solide: sie ist der unzerstörbare Diamant.

Demopheles. Ja, wenn ihr die Wahrheit in der Tasche hättet, um uns auf Verlangen damit zu beglücken. Aber was ihr habt sind eben nur metaphysische Systeme, an denen nichts gewiß ist, als das Kopfbrechen, welches sie kosten. Ehe man Einem etwas nimmt, muß man etwas Besseres an dessen Stelle zu geben haben.

Philalethes. Wenn ich nur Das nicht immer hören müßte! Einen von einem Irrthum befreien heißt nicht ihm etwas nehmen, sondern geben: denn die Erkenntniß, daß etwas falsch sei, ist eben eine Wahrheit. Kein Irrthum aber ist unschädlich; sondern jeder wird früher oder später Dem, der ihn hegt, Unheil bereiten. Darum betrüge man niemanden, gestehe lieber ein, nicht zu wissen was man nicht weiß, und überlasse Jedem, sich seine Glaubenssätze selbst zu machen. Vielleicht werden sie so übel nicht ausfallen, zumal da sie sich an einander abreiben und gegenseitig rektificiren werden: jedenfalls wird die Mannigfaltigkeit der Ansichten Toleranz begründen. Die aber,

Digitized by Google

denen Kenntniſſe und Fähigkeit beiwohnen, mögen ſich an das Studium der Philoſophen machen, oder wohl gar ſelbſt die Geſchichte der Philoſophie weiter führen.

Demopheles. Das würde etwas Schönes werden! Ein ganzes Volk naturaliſirender, ſich ſtreitender und eventualiter prügelnder Metaphyſiker!

Philalethes. Je nun, etwas Prügel, hin und wieder, ſind die Würze des Lebens, oder wenigſtens ein gar kleines Uebel, wenn verglichen mit Pfaffenherrſchaft, Laienplünderung, Ketzerverfolgungen, Inquiſitionsgerichten, Kreuzzügen, Religionskriegen, Bartholomäusnächten u. ſ. w. Das ſind denn doch die Erfolge der oktroyirten Volksmetaphyſik geweſen: daher bleibe ich dabei, daß vom Dornbuſch keine Trauben und von Lug und Trug kein Heil zu erwarten ſteht.

Demopheles. Wie oft ſoll ich dir wiederholen, daß die Religion nichts weniger, als Lug und Trug, ſondern die Wahrheit ſelbſt, nur in mythiſch-allegoriſchem Gewande iſt? — Aber hinſichtlich deines Plans, daß Jeder ſein eigener Religionsſtifter ſeyn ſolle, hatte ich dir noch zu ſagen, daß ein ſolcher Partikularismus ganz und gar der Natur des Menſchen widerſtreitet und eben daher alle geſellſchaftliche Ordnung aufheben würde. Der Menſch iſt ein animal metaphysicum, d. h. hat ein überwiegend ſtarkes metaphyſiſches Bedürfniß: demnach faßt er das Leben vor Allem in ſeiner metaphyſiſchen Bedeutung und will aus dieſer Alles abgeleitet wiſſen. Daher iſt, ſo ſeltſam es, bei der Ungewißheit aller Dogmen, klingt, die Uebereinſtimmung in den metaphyſiſchen Grundanſichten für ihn die Hauptſache, dermaaßen, daß nur unter den hierin Gleichgeſinnten ächte und dauernde Gemeinſchaft möglich iſt. In Folge hievon identificiren und ſcheiden die Völker ſich viel mehr nach den Religionen, als nach den Regierungen, oder ſelbſt nach den Sprachen. Demgemäß ſteht das Gebäude der Geſellſchaft, der Staat, erſt dann vollkommen feſt, wann ein allgemein anerkanntes Syſtem der Metaphyſik ihm zur Unterlage dient. Natürlich kann ein ſolches nur Volksmetaphyſik, d. i. Religion, ſeyn. Daſſelbe ſchmilzt aber dann mit der Staatsverfaſſung und allen gemeinſchaftlichen Lebensäußerungen des Volkes, wie auch mit allen feierlichen Akten des Privatlebens, zuſammen. So war es im alten Indien, ſo

Digitized by Google

bei den Persern, den Aegyptern, den Juden, auch bei den Griechen und Römern, so ist es noch bei den Brahmanischen, Buddhaistischen und Mohammedanischen Völkern. In China sind zwar drei Glaubenslehren, von welchen gerade die am meisten verbreitete, der Buddhaismus, am wenigsten vom Staate gepflegt wird: jedoch lautet ein in China allgemein geltender und täglich gebrauchter Spruch so: „die drei Lehren sind nur Eine", d. h. sie stimmen in der Hauptsache überein. Europa endlich ist der christliche Staatenbund: das Christenthum ist die Basis jeder seiner Glieder und das gemeinschaftliche Band aller; daher auch die Türkei, obgleich in Europa gelegen, eigentlich nicht dazu gerechnet wird. Dem entsprechend sind die Europäischen Fürsten es „von Gottes Gnaden" und ist der Papst der Statthalter Gottes, welcher demgemäß, als sein Ansehn am höchsten stand, alle Throne nur als von ihm verliehene Lehen betrachtet haben wollte: Dem entsprach auch, daß Erzbischöfe und Bischöfe als solche weltliche Herrschaft hatten, wie noch jetzt, in England, Sitz und Stimme im Oberhause. Protestantische Herrscher sind, als solche, Häupter ihrer Kirche: in England war dies, noch vor wenig Jahren, ein achtzehnjähriges Mädchen. Schon durch den Abfall vom Papste hat die Reformation das Europäische Staatengebäude erschüttert, besonders aber hat sie, durch Aufhebung der Glaubensgemeinschaft, die wahre Einheit Deutschlands aufgelöst, welche daher später, nachdem sie faktisch auseinandergefallen war, durch künstliche, bloß politische Bande wiederhergestellt werden mußte. Du siehst also, wie wesentlich der Glaube und seine Einheit mit der gesellschaftlichen Ordnung und jedem Staate zusammenhängt. Er ist überall die Stütze der Gesetze und der Verfassung, also die Grundlage des geselligen Gebäudes, das sogar schwerlich bestehn könnte, wenn nicht er der Auktorität der Regierung und dem Ansehn des Herrschers Nachdruck verliehe.

Philalethes. O ja, den Fürsten ist der Herrgott der Knecht Ruprecht, mit dem sie die großen Kinder zu Bette jagen, wenn nichts Anderes mehr helfen will; daher sie auch viel auf ihn halten. Inzwischen hat, seitdem die ultima ratio theologorum, der Scheiterhaufen, außer Gebrauch gekommen, dieses Mittel sehr an Wirksamkeit verloren. Denn, du weißt es, die Religionen sind wie die Leuchtwürmer: sie bedürfen der Dunkel-

heit um zu leuchten. Ein gewiſſer Grad allgemeiner Unwiſſenheit iſt die Bedingung aller Religionen, iſt das Element, in welchem allein ſie leben können. Sobald hingegen Aſtronomie, Naturwiſſenſchaft, Geologie, Geſchichte, Länder- und Völkerkunde ihr Licht allgemein verbreiten und endlich gar die Philoſophie zum Worte kommen darf; da muß jeder auf Wunder und Offenbarung geſtützte Glaube untergehn; worauf dann die Philoſophie ſeinen Platz einnimmt. In Europa brach, gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, mit der Ankunft gelehrter Neugriechen, jener Tag der Erkenntniß und Wiſſenſchaft an, ſeine Sonne ſtieg immer höher, in dem ſo ergiebigen 16ten und 17ten Jahrhundert, und zerſtreute die Nebel des Mittelalters. In gleichem Maaße mußte allmälig die Kirche und der Glaube ſinken; daher im 18ten Jahrhundert Engliſche und Franzöſiſche Philoſophen ſich ſchon direkt gegen dieſelben erheben konnten, bis endlich, unter Friedrich dem Großen, Kant kam, der dem religiöſen Glauben die bisherige Stütze der Philoſophie entzog und die ancilla theologiae emancipirte, indem er die Sache mit deutſcher Gründlichkeit und Gelaſſenheit angriff, wodurch ſie eine weniger frivole, aber deſto ernſthaftere Miene annahm. In Folge davon ſehn wir im 19ten Jahrhundert das Chriſtenthum ſehr geſchwächt daſtehn, vom ernſtlichen Glauben faſt ganz verlaſſen, ja, ſchon um ſeine eigene Exiſtenz kämpfend; während beſorgliche Fürſten ihm durch künſtliche Reizmittel aufzuhelfen ſuchen, wie der Arzt dem Sterbenden durch Moſchus. Allein höre hier aus dem Condorcet, des progrès de l'esprit humain, eine Stelle, die zur Warnung unſerer Zeit geſchrieben zu ſeyn ſcheint: le zèle religieux des philosophes et des grands n'était qu'une dévotion politique: et toute religion, qu'on se permet de défendre comme une croyance qu'il est utile de laisser au peuple, ne peut plus espérer qu'une agonie plus ou moins prolongée (ep. 5.) — Im ganzen Verlaufe des beſchriebenen Hergangs kannſt du immer beobachten, daß Glauben und Wiſſen ſich verhalten wie die zwei Schalen einer Waage: in dem Maaße, als die eine ſteigt, ſinkt die andere. Ja, ſo empfindlich iſt dieſe Waage, daß ſie ſogar momentane Einflüſſe indicirt: als z. B., im Anfange dieſes Jahrhunderts, die Raubzüge Franzöſiſcher Horden, unter ihrem Anführer Buonaparte,

Digitized by Google

und die große Anſtrengung, welche nachher die Austreibung und Züchtigung dieſes Raubgeſindels erforderte, eine temporäre Vernachläſſigung der Wiſſenſchaften und dadurch eine gewiſſe Abnahme in der allgemeinen Verbreitung der Kenntniſſe herbeigeführt hatte, fieng ſogleich die Kirche wieder an, ihr Haupt zu erheben, und der Glaube zeigte ſofort eine neue Belebung, die freilich, dem Zeitalter gemäß, zum Theil nur poetiſcher Natur war. Hingegen in dem darauf folgenden, mehr als dreißigjährigen Frieden hat Muße und Wohlſtand den Anbau der Wiſſenſchaften und die Verbreitung der Kenntniſſe in ſeltenem Maaße befördert; wovon die Folge der beſagte, Auflöſung drohende Verfall der Religion iſt. Vielleicht daß ſogar der ſo oft prophezeite Zeitpunkt bald daſeyn wird, wo dieſe von der Europäiſchen Menſchheit ſcheidet, wie eine Amme, deren Pflege das Kind entwachſen iſt, welches nunmehr der Belehrung des Hofmeiſters zufällt. Denn ohne Zweifel ſind bloße, auf Auktorität, Wunder und Offenbarung geſtützte Glaubenslehren eine nur dem Kindesalter der Menſchheit angemeſſene Aushülfe: daß aber ein Geſchlecht, deſſen ganze Dauer, nach übereinſtimmender Anzeige aller phyſiſchen und hiſtoriſchen Data, bis jetzt nicht mehr beträgt, als ungefähr 100 Mal das Leben eines 60jährigen Mannes, noch in der erſten Kindheit ſich befinde, wird Jeder zugeben.

Demopheles. O, wenn du doch, ſtatt mit unverhohlenem Wohlgefallen den Untergang des Chriſtenthums zu prophezeien, betrachten wollteſt, wie unendlich viel die Europäiſche Menſchheit dieſer ihr, aus ihrer wahren alten Heimath, dem Orient, ſpät nachgefolgten Religion zu verdanken hat! Sie erhielt durch dieſelbe eine ihr bis dahin fremde Tendenz, vermöge der Erkenntniß der Grundwahrheit, daß das Leben nicht Selbſtzweck ſeyn könne, ſondern der wahre Zweck unſers Daſeyns jenſeit deſſelben liege. Griechen und Römer nämlich hatten ihn durchaus in das Leben ſelbſt geſetzt, daher ſie, in dieſem Sinne, allerdings blinde Heiden heißen können. Demgemäß laufen auch alle ihre Tugenden auf das dem Gemeinwohl Dienliche, — das Nützliche, zurück, und Ariſtoteles ſagt ganz naiv: „nothwendigerweiſe müſſen die Tugenden die größten ſeyn, welche Andern die nützlichſten ſind.“ (*αναγκη δε μεγιστας ειναι αρετας τας τοις αλλοις χρησιμωτατας.* Rhetor. I, c. 9.) Daher iſt denn auch die Vater-

landsliebe die höchſte Tugend bei den Alten, — wiewohl ſie eigentlich eine gar zweideutige iſt, indem Beſchränktheit, Vorurtheil, Eitelkeit und wohlverſtandener Eigennutz großen Antheil an ihr haben. Dicht vor der ſoeben angeführten Stelle zählt Ariſtoteles ſämmtliche Tugenden auf, um ſie ſodann einzeln zu erläutern. Sie ſind: Gerechtigkeit, Muth, Mäßigkeit, Splendidität (μεγαλοπρεπεια), Großmuth, Liberalität, Sanftmuth, Vernünftigkeit und Weisheit. Wie verſchieden von den chriſtlichen! Selbſt Plato, der ohne Vergleich transſcendenteſte Philoſoph des vorchriſtlichen Alterthums, kennt keine höhere Tugend als die Gerechtigkeit, welche ſogar nur er allein unbedingt und ihrer ſelbſt wegen empfiehlt; während bei allen ihren übrigen Philoſophen das Ziel aller Tugend ein glückliches Leben, vita beata, iſt und die Moral die Anleitung zu einem ſolchen. Von dieſem platten und rohen Aufgehn in einem ephemeren, ungewiſſen und ſchaalen Daſeyn befreite das Chriſtenthum die Europäiſche Menſchheit,

coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Demgemäß predigte das Chriſtenthum nicht bloße Gerechtigkeit, ſondern Menſchenliebe, Mitleid, Wohlthätigkeit, Verſöhnlichkeit, Feindesliebe, Geduld, Demuth, Entſagung, Glaube und Hoffnung. Ja, es gieng weiter: es lehrte, daß die Welt vom Uebel ſei, und daß wir der Erlöſung bedürften: demnach predigte es Weltverachtung, Selbſtverleugnung, Keuſchheit, Aufgeben des eigenen Willens, d. h. Abwendung vom Leben und deſſen trügeriſchen Genüſſen: ja, es lehrte die heiligende Kraft des Leidens erkennen und ein Marterinſtrument iſt das Symbol des Chriſtenthums. — Ich geſtehe dir gern zu, daß dieſe ernſte und allein richtige Anſicht des Lebens, unter andern Formen, in ganz Aſien ſchon Jahrtauſende früher verbreitet war, wie ſie es, unabhängig vom Chriſtenthum, auch noch jetzt iſt: aber für die Europäiſche Menſchheit war dieſelbe eine neue und große Offenbarung. Denn bekanntlich beſteht die Bevölkerung Europa's aus verdrängten und verirrten, nach und nach eingetroffenen Aſiatiſchen Stämmen, welchen, auf der weiten Wanderung, ihre heimathliche Urreligion und damit die richtige Lebensanſicht verloren gegangen war; daher ſie alsdann, im neuen Klima, ſich

Digitized by Google

eigene und ziemlich rohe Religionen bildeten, hauptsächlich die Druidische, die Odinische und die Griechische, deren metaphysischer Gehalt gering und gar seicht war. — Inzwischen entwickelte sich bei den Griechen ein ganz specieller, man möchte sagen instinktartiger, ihnen allein, unter allen Völkern der Erde, die je gewesen sind, eigener, feiner und richtiger Schönheitssinn: daher nahm, im Munde ihrer Dichter und unter den Händen ihrer Bildner, ihre Mythologie eine überaus schöne und ergötzliche Gestalt an. Hingegen die ernste, wahre und tiefe Bedeutung des Lebens war Griechen und Römern verloren gegangen: sie lebten dahin, wie große Kinder, bis das Christenthum kam und sie zum Ernst des Lebens zurückrief.

Philalethes. Und um den Erfolg zu beurtheilen, brauchen wir nur das Alterthum mit dem darauf folgenden Mittelalter zu vergleichen, etwan das Zeitalter des Perikles mit dem 13ten Jahrhundert. Kaum glaubt man in beiden die selbe Art von Wesen vor sich zu haben: dort die schönste Entfaltung der Humanität, vortreffliche Staatseinrichtungen, weise Gesetze, klug vertheilte Magistraturen, vernünftig geregelte Freiheit, sämmtliche Künste, nebst Poesie und Philosophie, auf ihrem Gipfel, Werke schaffend, die noch nach Jahrtausenden als unerreichte Muster, beinahe als Werke höherer Wesen, denen wir es nie gleichthun können, dastehn, und dabei das Leben durch die edelste Geselligkeit verschönert, wie das Gastmahl des Xenophon sie uns abschattet. Und nun sieh' hieher, wenn du es vermagst. — Siehe die Zeit, da die Kirche die Geister und die Gewalt die Leiber gefesselt hatte, damit Ritter und Pfaffen ihrem gemeinsamen Lastthiere, dem dritten Stande, die ganze Bürde des Lebens auflegen konnten. Da findest du Faustrecht, Feudalismus und Fanatismus in engem Bunde, und in ihrem Gefolge gräueliche Unwissenheit und Geistesfinsterniß, ihr entsprechende Intoleranz, Glaubenszwiste, Religionskriege, Kreuzzüge, Ketzerverfolgungen und Inquisitionen; als Form der Geselligkeit aber das aus Rohheit und Geckerei zusammengeflickte Ritterwesen, mit seinen pedantisch ausgebildeten und in ein System gebrachten Fratzen und Flausen, mit degradirendem Aberglauben und affenwürdiger Weiberveneration, von der ein noch vorhandener Rest, die Galan-

terie, mit wohlverdienter Weiberarroganz bezahlt wird und allen Asiaten dauernden Stoff zu einem Lachen giebt, in welches die Griechen miteingestimmt haben würden. Im goldenen Mittelalter freilich gieng das Ding bis zum förmlichen und methodischen Frauendienst, mit auferlegten Heldenthaten, cours d'amour, schwülstigem Troubadoursgesang u. s. w.; wiewohl zu bemerken ist, daß diese letzteren Possen, die denn doch eine intellektuelle Seite haben, hauptsächlich in Frankreich zu Hause waren; während bei den materiellen und stumpfen Deutschen die Ritter mehr im Saufen und Rauben sich hervorthaten: Humpen und Raubschlösser waren ihre Sache; an den Höfen freilich fehlte es auch nicht an einiger faden Minnesängerei. Wodurch nun hatte die Scene so gewechselt? Durch Völkerwanderung und Christenthum.

Demopheles. Gut, daß du daran erinnerst. Die Völkerwanderung war die Quelle des Uebels und das Christenthum der Damm, an dem es sich brach. Eben für die durch die Fluth der Völkerwanderung herangeschwemmten, rohen, wilden Horden, wurde das Christenthum zunächst das Bändigungs- und Zähmungsmittel. Der rohe Mensch muß zuerst niederknien, Verehrung und Gehorsam erlernen: danach erst kann man ihn civilisiren. Dies leistete, wie in Irland St. Patricius, so in Deutschland Winfried der Sachs und ward ein wahrer Bonifacius. Die Völkerwanderung, dieses letzte Nachrücken asiatischer Stämme nach Europa, dem nur noch fruchtlose Versuche der Art, unter Attila, Dschengischan und Timur und, als komisches Nachspiel, die Zigeuner gefolgt sind, die Völkerwanderung war es, welche die Humanität des Alterthums weggeschwemmt hatte: das Christenthum aber war gerade das der Rohheit entgegenwirkende Princip; wie selbst noch späterhin, das ganze Mittelalter hindurch, die Kirche, mit ihrer Hierarchie, höchst nöthig war, der Rohheit und Barbarei der physischen Gewalthaber, der Fürsten und Ritter, Schranken zu setzen: sie wurde der Eisbrecher dieser mächtigen Schollen. Jedoch ist ja überhaupt der Zweck des Christenthums nicht sowohl, dieses Leben angenehm, als vielmehr uns eines bessern würdig zu machen: über diese Spanne Zeit, über diesen flüchtigen Traum, sieht es weg, um uns dem ewigen Heile zuzuführen. Seine Tendenz ist ethisch, im allerhöchsten, bis da-

Digitized by Google

hin in Europa nicht gekannten Sinne des Worts; wie ich dir ja schon, durch Zusammenstellung der Moral und Religion der Alten mit der christlichen, bemerklich gemacht habe.

Philalethes. Mit Recht, soweit es die Theorie betrifft: aber sieh die Praxis an. Unstreitig waren, im Vergleich mit den folgenden christlichen Jahrhunderten, die Alten weniger grausam, als das Mittelalter, mit seinen gesuchten Todesmartern und Scheiterhaufen ohne Zahl; ferner waren die Alten sehr duldsam, hielten besonders viel auf Gerechtigkeit, opferten sich häufig fürs Vaterland, zeigten edelmüthige Züge jeder Art und eine so ächte Humanität, daß, bis auf den heutigen Tag, die Bekanntschaft mit ihrem Thun und Denken Humanitätsstudium heißt. Religionskriege, Religionsmetzeleien, Kreuzzüge, Inquisition, nebst andern Ketzergerichten, Ausrottung der Urbevölkerung Amerika's und Einführung Afrikanischer Sklaven an ihre Stelle, — waren Früchte des Christenthums, und nichts ihnen Analoges, oder die Waage Haltendes, ist bei den Alten zu finden: denn die Sklaven der Alten, die familia, die vernae, ein zufriedenes, dem Herrn treu ergebenes Geschlecht, sind von den unglücksäligen, die Menschheit anklagenden Negern der Zuckerplantagen so weit verschieden, wie ihre beiderseitigen Farben. Die allerdings tadelnswerthe Toleranz der Päderastie, welche man hauptsächlich der Moral der Alten vorwirft, ist, gegen die angeführten christlichen Gräuel gehalten, eine Kleinigkeit, und ist solche auch bei den Neueren lange nicht in dem Maaße seltener geworden, als sie weniger zum Vorschein kommt. Kannst du, Alles wohlerwogen, behaupten, daß durch das Christenthum die Menschheit wirklich moralisch besser geworden sei?

Demopheles. Wenn der Erfolg nicht überall der Reinheit und Richtigkeit der Lehre entsprochen hat; so mag es daher kommen, daß diese Lehre zu edel, zu erhaben für die Menschheit gewesen ist, mithin dieser das Ziel zu hoch gesteckt war: der heidnischen Moral nachzukommen war freilich leichter; wie eben auch der mohammedanischen. Sodann steht überall gerade das Erhabenste am meisten dem Mißbrauch und Betruge offen: abusus optimi pessimus: daher haben denn auch jene hohen Lehren mitunter dem abscheulichsten Treiben und wahren Unthaten zum Vorwande gedient. — Der Untergang der alten Staatseinrich-

tungen aber, wie auch der Künste und Wissenschaften der alten Welt, ist, wie gesagt, dem Eindringen fremder Barbaren zuzuschreiben. Daß danach Unwissenheit und Rohheit die Oberhand gewannen und, als Folge hievon, Gewalt und Betrug sich der Herrschaft bemächtigten, so daß Ritter und Pfaffen auf der Menschheit lasteten, war unausbleiblich. Zum Theil ist es jedoch auch daraus erklärlich, daß die neue Religion statt des zeitlichen, das ewige Heil suchen lehrte, die Einfalt des Herzens dem Wissen des Kopfes vorzog, und allen weltlichen Genüssen, welchen ja auch die Wissenschaften und Künste dienen, abhold war. Soweit jedoch letztere sich der Religion dienstbar machten, wurden sie befördert und erlangten einen gewissen Flor.

Philalethes. In gar engem Bereich. Die Wissenschaften aber waren verdächtige Gesellen und wurden als solche in Schranken gehalten; hingegen die liebe Unwissenheit, dieses den Glaubenslehren so nothwendige Element, wurde sorgfältig gepflegt.

Demopheles. Und doch wurde was die Menschheit bis dahin am Wissen sich erworben und in den Schriften der Alten niedergelegt hatte, allein durch die Geistlichkeit, zumal in den Klöstern, vom Untergange gerettet. O, wie wäre es, nach der Völkerwanderung, gekommen, wenn das Christenthum nicht kurz zuvor eingetreten wäre!

Philalethes. Es würde wirklich eine höchst nützliche Untersuchung seyn, wenn man ein Mal, mit größter Unbefangenheit und Kälte, die durch die Religionen erlangten Vortheile und die durch dieselben herbeigeführten Nachtheile unpartheiisch, genau und richtig gegen einander abzuwägen versuchte. Dazu bedarf es freilich einer viel größeren Menge historischer und psychologischer Data, als uns Beiden zu Gebote stehn. Akademieen könnten es znm Gegenstand einer Preisfrage machen.

Demopheles. Werden sich hüten.

Philalethes. Mich wundert, daß du das sagst: denn es ist ein schlimmes Zeichen für die Religionen. Uebrigens aber giebt es ja auch Akademien, bei deren Fragen die stillschweigende Bedingung ist, daß den Preis erhält wer am besten ihnen nach dem Maule zu reden versteht. — Wenn nur zunächst ein Statistiker uns angeben könnte, wie viele Verbrechen alljährlich aus

Digitized by Google

religiösen Motiven unterbleiben, und wie viele aus andern. Der Ersteren werden gar wenige seyn. Denn, wenn Einer sich versucht fühlt, ein Verbrechen zu begehn, da ist zuverlässig das Erste was sich dem Gedanken daran entgegenstellt, die darauf gesetzte Strafe und die Wahrscheinlichkeit von ihr erreicht zu werden; danach aber kommt, als das Zweite, die Gefahr für seine Ehre in Betracht. An diesen beiden Anstößen wird er, wenn ich nicht irre, Stunden lang ruminiren, ehe ihm die religiösen Rücksichten auch nur einfallen. Ist er aber über jene beiden ersten Schutzwehren gegen das Verbrechen hinweggekommen; so glaube ich, daß höchst selten die Religion allein ihn noch abhalten wird.

Demopheles. Ich aber glaube, daß sie es recht oft wird; zumal wenn ihr Einfluß schon durch das Medium der Gewohnheit wirkt, so daß der Mensch vor großen Uebelthaten sogleich zurückbebt. Der frühe Eindruck haftet. Bedenke, zur Erläuterung, wie Viele, namentlich vom Adel, ihr gegebenes Versprechen oft mit schweren Opfern erfüllen, ganz allein dadurch bestimmt, daß in der Kindheit ihnen der Vater, mit ernster Miene, oft vorgesagt hat: „ein Mann von Ehre, — oder, ein gentleman, — oder, ein Kavalier, — hält stets und unverbrüchlich sein Wort."

Philalethes. Ohne eine gewisse angeborene probitas wirkt auch das nicht. Du darfst überhaupt nicht der Religion zuschreiben, was Folge der angeborenen Güte des Charakters ist, **vermöge welcher sein Mitleid mit Dem, den das Verbrechen treffen würde, ihn davon abhält. Dies ist das ächte moralische Motiv und als solches von allen Religionen unabhängig.**

Demopheles. Selbst dieses aber wirkt bei dem großen Haufen selten ohne Einkleidung in religiöse Motive, durch die es jedenfalls verstärkt wird. Jedoch auch ohne solche natürliche Unterlage verhüten oft die religiösen Motive für sich allein die Verbrechen: auch darf Dies uns beim Volke nicht wundern, wenn wir ja sehn, daß sogar Leute von hoher Bildung bisweilen unter dem Einfluß, nicht etwan religiöser Motive, denen doch immer die Wahrheit wenigstens allegorisch zum Grunde liegt, sondern selbst des absurdesten Aberglaubens stehn und ihr Leben lang sich von ihm lenken lassen, z. B. Freitags nichts unternehmen, nicht zu Dreizehn am Tische sitzen, zufälligen ominibus

Digitized by Google

gehorchen, u. dgl. m., wie viel mehr das Volk. Du vermagst nur nicht genugsam, dich in die große Beschränktheit roher Geister hineinzudenken: es sieht darin gar finster aus, zumal wenn, wie nur zu oft, ein schlechtes, ungerechtes, boshaftes Herz die Grundlage bildet. Dergleichen Menschen, welche die Masse des Geschlechts ausmachen, muß man einstweilen lenken und bändigen, wie man kann, und geschähe es durch wirklich superstitiose Motive, bis sie für richtigere und bessere empfänglich werden. Von der direkten Wirkung der Religion zeugt aber z. B., daß gar oft, namentlich in Italien, ein Dieb das Gestohlene durch seinen Beichtvater zurückstellen läßt; weil nämlich dieser solches zur Bedingung der Absolution macht. Sodann denke an den Eid, bei welchem ja die Religion den entschiedensten Einfluß zeigt; sei es nun, weil dabei der Mensch sich ausdrücklich auf den Standpunkt eines bloß moralischen Wesens gestellt und als solches feierlich angerufen sieht, — so scheint man es in Frankreich zu nehmen, wo die Eidesformel bloß ist je le jure, und eben so nimmt man es mit den Quäkern, indem man ihr feierliches Ja, oder Nein, statt des Eides gelten läßt; — oder sei es, daß er wirklich an die Verwirkung seiner ewigen Seeligkeit glaubt, die er dabei ausspricht, — welcher Glaube auch dann wohl nur die Einkleidung des ersteren Gefühls ist. Jedenfalls aber sind die religiösen Vorstellungen das Mittel, seine moralische Natur zu wecken und hervorzurufen. Wie oft sind nicht zugeschobene falsche Eide zuerst angenommen, aber, wenn es zur Sache kam, plötzlich verweigert worden; wodurch dann Wahrheit und Recht den Sieg erlangten.

Philalethes. Und noch öfter sind falsche Eide wirklich geschworen worden, wodurch Wahrheit und Recht, bei deutlicher Mitwissenheit aller Zeugen des Akts, mit Füßen getreten wurden. Der Eid ist die metaphysische Eselsbrücke der Juristen: sie sollten sie so selten, als irgend möglich, betreten. Wenn es aber unvermeidlich ist, da sollte es mit größter Feierlichkeit, nie ohne Gegenwart des Geistlichen, ja, sogar in der Kirche, oder in einer dem Gerichtshofe beigegebenen Kapelle, geschehn. In höchst verdächtigen Fällen ist es zweckmäßig, sogar die Schuljugend dabei gegenwärtig seyn zu lassen. Die Französische abstrakte Eidesformel taugt, eben darum, gar nichts: das Abstrahiren vom ge-

Digitized by Google

gebenen Positiven sollte dem eigenen Gedankengange eines Jeden, dem Grade seiner Bildung gemäß, überlassen bleiben. — Inzwischen hast du Recht, den Eid als unleugbares Beispiel praktischer Wirksamkeit der Religion anzuführen. Daß jedoch diese auch außerdem weit reicht, muß ich, trotz Allem was du gesagt hast, bezweifeln. Denke dir ein Mal, es würden jetzt plötzlich, durch öffentliche Proklamation, alle Kriminalgesetze für aufgehoben erklärt; so glaube ich, daß weder du noch ich den Muth hätten, unter dem Schutz der religiösen Motive, auch nur von hier allein nach Hause zu gehn. Würde hingegen, auf gleiche Weise, alle Religion für unwahr erklärt; so würden wir, unter dem Schutze der Gesetze allein, ohne sonderliche Vermehrung unsrer Besorgnisse und Vorsichtsmaaßregeln, nach wie vor leben. — Aber ich will dir mehr sagen: die Religionen haben sehr häufig einen entschieden demoralisirenden Einfluß. In jeder Religion nämlich kommt es bald dahin, daß für die nächsten Gegenstände des göttlichen Willens nicht sowohl moralische Handlungen, als Glaube, Tempelceremonien und Latreia mancherlei Art ausgegeben werden; ja, allmälig werden die Letzteren, zumal wann sie mit Emolumenten der Priester verknüpft sind, auch als Surrogate der Ersteren betrachtet: Thieropfer im Tempel, oder Messelesenlassen, oder Errichtung von Kapellen, oder Kreuzen am Wege, sind bald die verdienstlichsten Werke, so daß selbst grobe Verbrechen durch sie gesühnt werden, wie auch durch Buße, Unterwerfung der Priesterauktorität, Beichte, Pilgerfahrten, Donationen an die Tempel und ihre Priester, Klosterbauten u. dgl. m., so daß zuletzt die Priester fast nur noch als die Vermittler des Handels mit bestechlichen Göttern erscheinen. Und wenn es auch so weit nicht kommt; wo ist die Religion, deren Bekenner nicht wenigstens Gebete und mancherlei Andachtsübungen für einen wenigstens theilweisen Ersatz des moralischen Wandels halten? Sieh' z. B. nach England, wo dreister Pfaffentrug den, von Konstantin dem Großen, in Opposition zum Judensabbath, eingesetzten christlichen Sonntag dennoch mit jenem, sogar dem Namen nach, identifizirt, um Jehova's Satzungen für den Sabbath, d. h. den Tag, da die von sechstägiger Arbeit ermüdete Allmacht sich ausruhen mußte, auf den Sonntag der Christen, diesen Tag der Andacht und Freude, zu übertragen und wo demnach das sab-

bathbreaking, oder the desacration of the Sabbath, d. h. jede, auch die leichteſte, nützliche, oder angenehme Beſchäftigung, jedes Spiel, jede Muſik, jeder Strickſtrumpf, jedes weltliche Buch, am Sonntage, den ſchweren Sünden beigezählt wird. Muß da nicht der gemeine Mann glauben, daß, wenn er nur allezeit, wie ihm ſeine geiſtlichen Lenker vorſagen, a strict observance of the holy sabbath, and a regular attendance on divine service beobachtet, d. h. wenn er nur am Sonntage unverbrüchlich, recht gründlich faulenzt und nicht verfehlt, zwei Stunden in der Kirche zu ſitzen, um dieſelbe Litanei zum tauſendſten Male anzuhören und a tempo mitzuplappern, — er dafür wohl anderweitig auf Nachſicht mit Dieſem und Jenem, was er ſich gelegentlich erlaubt, rechnen darf? — Der demoraliſirende Einfluß der Religionen iſt alſo weniger problematiſch, als der moraliſirende. Wie groß und gewiß müßte hingegen nicht dieſer ſeyn, um einen Erſatz zu bieten für die Gräuel, welche die Religionen, namentlich die Chriſtliche und Mohammedaniſche, hervorgerufen und den Jammer, welchen ſie über die Welt gebracht haben! Denke an den Fanatismus, an die endloſen Verfolgungen, an die Religionskriege, an die Kreuzzüge, die ein zweihundertjähriges, ganz unverantwortliches Gemetzel, mit dem Feldgeſchrei „Gott will es", waren, um das Grab Deſſen, der Liebe und Duldung gepredigt hat, zu erobern; denke an die Bluthochzeiten, an die Inquiſitionen, und andern Ketzergerichte, nicht weniger an die blutigen und großen Eroberungen der Mohammedaner in drei Welttheilen; dann aber auch an die der Chriſten in Amerika, deſſen Bewohner ſie größtentheils, auf Kuba ſogar gänzlich, ausgerottet und, nach Las Caſas, binnen 40 Jahren, zwölf Millionen Menſchen gemordet haben, verſteht ſich Alles in majorem Dei gloriam und zum Behuf der Verbreitung des Evangeliums und weil überdies was nicht Chriſt war auch nicht als Menſch angeſehn wurde. Zwar habe ich dieſe Dinge ſchon vorhin berührt: aber wenn noch in unſern Tagen „Neueſte Nachrichten aus dem Reiche Gottes"*) gedruckt werden, wollen auch wir nicht müde werden, dieſe älteren Nachrichten in Erinnerung zu bringen. Beſonders laß uns Indien nicht vergeſſen, dieſen heiligen Boden,

*) Zeitſchrift, welche über die Leiſtungen der Miſſionen berichtet.

Digitized by Google

dieſe Wiege des Menſchengeſchlechts, wenigſtens der Raſſe, welcher wir angehören, woſelbſt zuerſt Mohammedaner und nachher Chriſten auf das Gräuelichſte gegen die Anhänger des heiligen Urglaubens der Menſchheit gewüthet haben und die ewig beklagenswerthe, muthwillige und grauſame Zerſtörung und Verunſtaltung urälteſter Tempel und Götterbilder noch jetzt die Spuren des monotheiſtiſchen Wüthens der Mohammedaner uns vorhält, wie es von Mahmud dem Ghazneviden, verfluchten Andenkens, an, bis zum Aureng-Zeb, dem Brudermörder, herab, betrieben wurde, welchen nachher es gleich zu thun die portugieſiſchen Chriſten ſich treulich bemüht haben, ſowohl durch Tempelzerſtörungen als durch Autos de Fe der Inquiſition zu Goa. Auch das auserwählte Volk Gottes laß uns nicht vergeſſen, welches, nachdem es, in Aegypten, auf Jehova's ausdrücklichen Special-Befehl, ſeinen alten, zutrauensvollen Freunden die dargeliehenen goldenen und ſilbernen Gefäße geſtohlen hatte, nunmehr, den Mörder Moſes an der Spitze, ſeinen Raubzug ins gelobte Land antrat, um, auf deſſelben Jehova's Befehl, unter Rauben und Morden, es den rechtmäßigen Beſitzern zu entreißen, — weil ſie eben nicht beſchnitten waren und den Jehova nicht kannten, welches Grund genug war, alle Gräuel gegen ſie zu rechtfertigen; wie ja, aus demſelben Grunde, auch früher die infame Schurkerei des Patriarchen Jakob und ſeiner Auserwählten gegen Hemor, den König von Salem und ſein Volk uns (1. Moſ. 34) ganz glorreich erzählt wird, weil ja eben die Leute Ungläubige waren. Wahrlich Dies iſt die ſchlimmſte Seite der Religionen, daß die Gläubigen einer jeden gegen die aller andern ſich Alles erlaubt halten und daher mit der äußerſten Ruchloſigkeit und Grauſamkeit gegen ſie verfahren: ſo die Mohammedaner gegen Chriſten und Hindu; die Chriſten gegen Hindu, Mohammedaner, amerikaniſche Völker, Neger, Juden, Ketzer u. ſ. f. Doch gehe ich vielleicht zu weit, wenn ich ſage alle Religionen: denn, zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß die aus dieſem Grundſatz entſprungenen fanatiſchen Gräuel uns eigentlich doch nur von den Anhängern der monotheiſtiſchen Religionen, alſo allein des Judenthums und ſeiner zwei Verzweigungen, Chriſtenthum und Islam, bekannt ſind. Von Hindu und Buddhaiſten wird Dergleichen uns nicht berichtet. Obwohl wir

Digitized by Google

nämlich wiſſen, daß der Buddhaismus, etwan im 5ten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung, aus ſeiner urſprünglichen Heimath, der vorderſten Halbinſel Indiens, von den Brahmanen vertrieben worden iſt, wonach er ſich über ganz Aſien ausgebreitet hat; ſo haben wir doch, meines Wiſſens, keine beſtimmte Kunde von Gewaltthätigkeiten, Kriegen und Grauſamkeiten, durch die es geſchehn wäre. Allerdings mag Dies der Dunkelheit zuzuſchreiben ſeyn, in welche die Geſchichte jener Länder gehüllt iſt: doch läßt der überaus milde Charakter jener, Schonung alles Lebenden unaufhörlich einprägenden Religionen, wie auch der Umſtand, daß der Brahmanismus, wegen des Kaſtenweſens, eigentlich keine Proſelyten zuläßt, uns hoffen, daß ihre Anhänger von Blutvergießen im Großen und Grauſamkeiten jeder Art ſich frei gehalten haben. — Auf die Hauptſache zurückzukommen; ſo haſt du gewiß Recht, das ſtarke metaphyſiſche Bedürfniß des Menſchen zu urgiren: aber die Religionen ſcheinen mir nicht ſowohl die Befriedigung, als der Mißbrauch deſſelben zu ſeyn. Wenigſtens haben wir geſehn, daß in Hinſicht auf Beförderung der Moralität ihr Nutzen großentheils problematiſch iſt, ihre Nachtheile hingegen und zumal die Gräuelthaten, welche in ihrem Gefolge ſich eingeſtellt haben, am Tage liegen. Anders freilich ſtellt ſich die Sache, wenn wir den Nutzen der Religionen als Stützen der Throne in Erwägung ziehen: denn ſofern dieſe von Gottes Gnaden verliehen ſind, ſtehn Altar und Thron in genauer Verwandtſchaft. Auch wird demnach jeder weiſe Fürſt, der ſeinen Thron und ſeine Familie liebt, ſtets als ein Muſter wahrer Religioſität ſeinem Volke vorangehn; wie denn auch ſogar Macchiavelli den Fürſten die Religioſität dringend anempfiehlt, im 18ten Kapitel. Ueberdies könnte man anführen, daß die geoffenbarten Religionen zur Philoſophie ſich gerade ſo verhielten, wie die Souveräne von Gottes Gnaden zur Souveränität des Volkes; weshalb denn die beiden vordern Glieder dieſer Gleichung in natürlicher Allianz ſtänden.

Demopheles. O, nur dieſen Ton ſtimme nicht an! Sondern bedenke, daß du damit in das Horn der Ochlokratie und Anarchie ſtoßen würdeſt, des Erzfeindes aller geſetzlichen Ordnung, aller Civiliſation und aller Humanität.

Philalethes. Du haſt Recht. Es waren eben Sophis-

Digitized by Google

men, oder was die Fechtmeiſter Sauhiebe nennen. Ich nehme es alſo zurück. Aber ſieh, wie doch das Disputiren mitunter auch den Redlichen ungerecht und boshaft machen kann. Laß uns alſo abbrechen.

Demopheles. Zwar muß ich, nach aller angewandten Mühe, bedauern, deine Stimmung in Hinſicht auf die Religionen nicht geändert zu haben: dagegen aber kann auch ich dich verſichern, daß Alles, was du vorgebracht haſt, meine Ueberzeugung vom hohen Werth und der Nothwendigkeit derſelben durchaus nicht erſchüttert hat.

Philalethes. Das glaube ich dir:

A man convinc'd against his will
Is of the same opinion still, *)

Aber ich tröſte mich damit, daß bei Kontroverſen und Mineralbädern die Nachwirkung erſt die eigentliche iſt.

Demopheles. So wünſche ich dir eine geſegnete Nachwirkung.

Philalethes. Könnte ſich vielleicht einſtellen, wenn mir nur nicht wieder ein ſpaniſches Sprichwort auf dem Magen läge.

Demopheles. Und das lautet?

Philalethes. Detras de la cruz está el Diablo.

Demopheles. Zu deutſch, Spaniard!

Philalethes. Aufzuwarten! — „Hinterm Kreuze ſteht der Teufel."

§. 175.

Glauben und Wiſſen.

Die Philoſophie hat, als eine Wiſſenſchaft, es durchaus nicht damit zu thun, was *geglaubt* werden ſoll, oder darf; ſondern bloß damit, was man *wiſſen* kann. Sollte nun Dieſes auch etwas ganz Anderes ſeyn, als was man zu glauben hat; ſo wäre ſelbſt für den Glauben dies kein Nachtheil: denn dafür iſt er Glaube, daß er lehrt was man nicht wiſſen kann. Könnte man es wiſſen; ſo würde der Glaube als unnütz und lächerlich daſtehn; etwan wie wenn hinſichtlich der Mathematik eine Glaubenslehre aufgeſtellt würde.

*) Wer überzeugt wird wider Willen
Bleibt ſeiner Meinung doch im Stillen.

Digitized by Google

Hiegegen ließe sich nun aber einwenden, daß zwar der Glaube immerhin mehr, und viel mehr, als die Philosophie lehren könne; jedoch nichts mit den Ergebnissen dieser Unvereinbares: weil nämlich das Wissen aus einem härteren Stoff ist, als der Glaube, so daß, wenn sie gegen einander stoßen, dieser bricht.

Jedenfalls sind Beide von Grund aus verschiedene Dinge, die, zu ihrem beiderseitigen Wohl, streng geschieden bleiben müssen, so daß jedes seinen Weg gehe, ohne vom andern auch nur Notiz zu nehmen.

§. 176.

Offenbarung.

Der ist nur noch ein großes Kind, welcher im Ernst denken kann, daß jemals Wesen, die keine Menschen waren, unserm Geschlecht Aufschlüsse über sein und der Welt Daseyn und Zweck gegeben hätten. Es giebt keine andere Offenbarung, als die Gedanken der Weisen; wenn auch diese, dem Loose alles Menschlichen gemäß, dem Irrthum unterworfen, auch oft in wunderliche Allegorien und Mythen eingekleidet sind, wo sie dann Religionen heißen. Insofern ist es also einerlei, ob Einer im Verlaß auf eigene, oder auf fremde Gedanken, lebt und stirbt: denn immer sind es nur menschliche Gedanken, denen er vertraut, und menschliches Bedünken. Jedoch haben die Menschen, in der Regel, die Schwäche, lieber Andern, welche übernatürliche Quellen vorgeben, als ihrem eigenen Kopfe zu trauen. Fassen wir nun aber die so überaus große intellektuelle Ungleichheit zwischen Mensch und Mensch ins Auge; so könnten allenfalls wohl die Gedanken des Einen dem Andern gewissermaaßen als Offenbarungen gelten. —

Hingegen das Grundgeheimniß und die Urlist aller Pfaffen, auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten, mögen sie brahmanische, oder mohammedanische, buddhaistische, oder christliche seyn, ist Folgendes. Sie haben die große Stärke und Unvertilgbarkeit des metaphysischen Bedürfnisses des Menschen richtig erkannt und wohl gefaßt: nun geben sie vor, die Befriedigung desselben zu besitzen, indem das Wort des großen Räthsels ihnen, auf außerordentlichem Wege, direkt zugekommen wäre. Dies nun den Menschen Ein Mal eingeredet, können sie solche leiten und be-

Digitized by Google

herrſchen, nach Herzensluſt. Von den Regenten gehn daher die klügeren eine Allianz mit ihnen ein: die andern werden ſelbſt von ihnen beherrſcht.

§. 177.

Ueber das Chriſtenthum.

Um über daſſelbe gerecht zu urtheilen, muß man auch betrachten was vor ihm dawar und von ihm verdrängt wurde. Zuvörderſt das Griechiſch-Römiſche Heidenthum: als Volks-Metaphyſik genommen, eine höchſt unbedeutende Erſcheinung, ohne eigentliche, beſtimmte Dogmatik, ohne entſchieden ausgeſprochene Ethik, ja, ohne wahre moraliſche Tendenz und ohne heilige Urkunden; ſo daß es kaum den Namen einer Religion verdient, vielmehr nur ein Spiel der Phantaſie und ein Machwerk der Dichter aus Volksmährchen iſt, zum beſten Theil eine augenfällige Perſonifikation der Naturmächte. Man kann ſich kaum denken, daß es mit dieſer kindiſchen Religion jemals Männern Ernſt geweſen ſei: dennoch zeugen hievon manche Stellen der Alten, vorzüglich das erſte Buch des Valerius Maximus. In ſpätern Zeiten und bei fortgeſchrittener Philoſophie war dieſer Ernſt freilich verſchwunden; wodurch es dem Chriſtenthum möglich wurde, jene Staats-Religion, trotz ihrer äußern Stützen, zu verdrängen. Daß jedoch dieſelbe, ſogar in der beſten Griechiſchen Zeit, keineswegs mit dem Ernſt genommen worden ſei, wie in der neuern die Chriſtliche, oder in Aſien die Buddhaiſtiſche, Brahmaniſche, oder auch die Mohammedaniſche, daß mithin der Polytheismus der Alten etwas ganz Anderes geweſen ſei, als der bloße Plural des Monotheismus, bezeugen genugſam die Fröſche des Ariſtophanes, in denen Dionyſos als der erbärmlichſte Geck und Haſenfuß, der ſich nur denken läßt, auftritt und dem Spotte Preis gegeben wird: und Das wurde an ſeinem eigenen Feſte, den Dionyſien, öffentlich dargeſtellt. — Das Zweite, was das Chriſtenthum zu verdrängen hatte, war das Judenthum, deſſen plumpes Dogma durch das chriſtliche ſublimirt und ſtillſchweigend allegoriſirt wurde. Ueberhaupt iſt das Chriſtenthum durchaus allegoriſcher Natur: denn was man in profanen Dingen Allegorie nennt heißt bei den Religionen Myſterium. Man muß zugeben, daß das Chriſtenthum, nicht nur in der Moral, wo die Lehren von

Digitized by Google

der Caritas, Verſöhnlichkeit, Feindesliebe, Reſignation und Verleugnung des eignen Willens ihm, — verſteht ſich, im Occident, — ausſchließlich eigen ſind, ſondern ſelbſt in der Dogmatik, jenen beiden frühern Religionen weit überlegen iſt. Was aber läßt dem großen Haufen, welcher die Wahrheit unmittelbar zu faſſen denn doch unfähig iſt, ſich Beſſeres geben, als eine ſchöne Allegorie, die als Leitfaden für das praktiſche Leben und als Anker des Troſtes und der Hoffnung vollkommen ausreicht. Einer ſolchen aber iſt eine kleine Beimiſchung von Abſurdität ein nothwendiges Ingrediens, indem es zur Andeutung ihrer allegoriſchen Natur dient. Verſteht man die Chriſtliche Dogmatik sensu proprio; ſo behält Voltaire Recht. Hingegen allegoriſch genommen, iſt ſie ein heiliger Mythos, ein Vehikel, mittelſt deſſen dem Volke Wahrheiten beigebracht werden, die ihm ſonſt durchaus unerreichbar wären. Man könnte dieſelbe den Arabesken von Raphael, wie auch denen von Runge, vergleichen, welche das handgreiflich Widernatürliche und Unmögliche darſtellen, aus denen aber dennoch ein tiefer Sinn ſpricht. Sogar die Behauptung der Kirche, daß in den Dogmen der Religion die Vernunft völlig inkompetent, blind und verwerflich ſei, beſagt im innerſten Grunde Dies, daß dieſe Dogmen allegoriſcher Natur und daher nicht nach dem Maaßſtabe, welchen die Vernunft, die Alles sensu proprio nimmt, allein anlegen kann, zu beurtheilen ſeien. Die Abſurditäten im Dogma ſind eben das Stämpel und Abzeichen des Allegoriſchen und Mythiſchen; obwohl ſie, im vorliegenden Falle, daraus entſpringen, daß zwei ſo heterogene Lehren, wie die des A. T. und N. T. zu verknüpfen waren. Jene große Allegorie iſt erſt allmälig zu Stande gekommen, auf Anlaß äußerer und zufälliger Umſtände, mittelſt Auslegung derſelben, unter dem ſtillen Zuge tief liegender, nicht zum deutlichen Bewußtſeyn gebrachter Wahrheit, bis ſie vollendet wurde durch Auguſtinus, der in ihren Sinn am tiefſten eindrang und ſodann ſie als ein ſyſtematiſches Ganzes aufzufaſſen und das Fehlende zu ergänzen vermochte. Demnach iſt erſt die Auguſtiniſche, auch von Luther bekräftigte Lehre das vollkommene Chriſtenthum, nicht aber, wie die heutigen Proteſtanten, die „Offenbarung“ sensu proprio nehmend und daher auf Ein Individuum beſchränkend, meynen, das Urchriſtenthum; — wie nicht der Keim, ſondern

Digitized by Google

die Frucht das Genießbare ist. — Jedoch der schlimme Punkt für alle Religionen bleibt immer, daß sie nicht eingeständlich, sondern nur versteckterweise, allegorisch seyn dürfen und demnach ihre Lehren, alles Ernstes, als sensu proprio wahr, vorzutragen haben; was bei den wesentlich erforderten Absurditäten in denselben einen fortgesetzten Trug herbeiführt und ein großer Uebelstand ist. Ja, was noch schlimmer ist, mit der Zeit kommt es an den Tag, daß sie sensu proprio nicht wahr sind: dann gehn sie zu Grunde. Insofern wäre es besser, die allegorische Natur gleich einzugestehn. Allein, wie soll man dem Volke beibringen, daß etwas zugleich wahr und nicht wahr seyn könne? Da wir nun aber alle Religionen, mehr oder weniger, von solcher Beschaffenheit finden; so müssen wir anerkennen, daß dem Menschengeschlechte das Absurde, in gewissem Grade, angemessen, ja, ein Lebenselement und die Täuschung ihm unentbehrlich ist; — wie Dies auch andere Erscheinungen bestätigen.

Ein Beispiel und Beleg zu der oben erwähnten, aus der Verbindung des A. und N. T. entspringenden Quelle des Absurden, liefert uns, unter Anderm, die Christliche, von Augustinus, diesem Leitsterne Luther's, ausgebildete Lehre von der Prädestination und Gnade, der zufolge Einer vor dem Andern die Gnade eben voraus hat, welche sonach auf ein, bei der Geburt erhaltenes und fertig auf die Welt gebrachtes Privilegium, und zwar in der allerwichtigsten Angelegenheit, hinausläuft. Die Anstößigkeit und Absurdität hievon entspringt aber bloß aus der Alttestamentlichen Voraussetzung, daß der Mensch das Werk eines fremden Willens und von diesem aus dem Nichts hervorgerufen sei. Hingegen erhält, — im Hinblick darauf, daß die ächten moralischen Vorzüge wirklich angeboren sind, — die Sache schon eine ganz andere und vernünftigere Bedeutung, unter der Brahmanischen und Buddhaistischen Voraussetzung der Metempsychosis, nach welcher was Einer, bei der Geburt, also aus einer andern Welt, und einem früheren Leben mitbringt und vor den Andern voraushat, nicht ein fremdes Gnadengeschenk, sondern die Früchte seiner eigenen, in jener andern Welt vollbrachten Thaten sind. — An jenes Dogma des Augustinus schließt sich nun aber gar noch dieses, daß aus der verderbten und daher der ewigen Verdammniß anheimgefallenen Masse des

Menſchengeſchlechts nur höchſt Wenige, und zwar in Folge der Gnadenwahl und Prädeſtination, gerecht befunden und demnach ſeelig werden, die Uebrigen aber das verdiente Verderben, alſo ewige Höllenquaal, trifft.*) — Sensu proprio genommen wird hier das Dogma empörend. Denn nicht nur läßt es, vermöge ſeiner ewigen Höllenſtrafen, die Fehltritte, oder ſogar den Unglauben, eines oft kaum zwanzigjährigen Lebens durch endloſe Quaalen büßen; ſondern es kommt hinzu, daß dieſe faſt allgemeine Verdammniß eigentlich Wirkung der Erbſünde und alſo nothwendige Folge des erſten Sündenfalles iſt. Dieſen nun aber hätte jedenfalls Der vorherſehn müſſen, welcher die Menſchen erſtlich nicht beſſer, als ſie ſind, geſchaffen, dann aber ihnen eine Falle geſtellt hatte, in die er wiſſen mußte, daß ſie gehn würden, da Alles miteinander ſein Werk war und ihm nichts verborgen bleibt. Endlich kommt noch hinzu, daß der Gott, welcher Nachſicht und Vergebung jeder Schuld, bis zur Feindesliebe, vorſchreibt, keine übt. Denn ſo betrachtet erſcheint in der That das ganze Geſchlecht als zur ewigen Quaal und Verdammniß geradezu beſtimmt und ausdrücklich geſchaffen, — bis auf jene wenigen Ausnahmen, welche, durch die Gnadenwahl, gerettet werden. Dieſe aber bei Seite geſetzt, kommt es heraus, als hätte der liebe Gott die Welt geſchaffen, damit der Teufel ſie holen ſolle; wonach er denn viel beſſer gethan haben würde, es ſeyn zu laſſen. — So geht es mit den Dogmen, wenn man ſie sensu proprio nimmt: hingegen sensu allegorico verſtanden, iſt alles Dieſes noch einer genügenden Auslegung fähig. Zunächſt aber iſt, wie geſagt, das Abſurde, ja, Empörende dieſer Lehre bloß eine Folge des Jüdiſchen Theismus, mit ſeiner Schöpfung aus nichts und der damit zuſammenhängenden, wirklich paradoren und anſtößigen Verleugnung der natürlichen, gewiſſermaaßen von ſelbſt einleuchtenden und daher, mit Ausnahme der Juden, faſt vom geſammten Menſchengeſchlechte, zu allen Zeiten, angenommenen Lehre von der Metempſychoſe. Eben um den hieraus entſpringenden koloſſalen Uebelſtand zu beſeitigen und das Empörende des Dogma's zu mildern hat, im 6. Jahrhundert, Papſt Gregor I, ſehr weislich, die Lehre vom Purgatorio, welche im

*) Siehe Wigger's „Auguſtinismus und Pelagianismus", S. 335.

Digitized by Google

Wesentlichen sich schon beim Origenes findet, ausgebildet und dem Kirchenglauben förmlich einverleibt, wodurch die Sache sehr gemildert und die Metempsychose einigermaaßen ersetzt wird; da das Eine wie das Andere, einen Läuterungsproceß giebt. In derselben Absicht ist auch die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge (αποκαταστασις παντων) aufgestellt worden, durch welche, im letzten Akte der Weltkomödie, sogar die Sünder, sammt und sonders, in integrum restituirt werden. — Bloß die Protestanten, in ihrem starren Bibelglauben, haben sich die ewigen Höllenstrafen nicht nehmen lassen. Wohl bekomm's, — könnte sagen wer boshaft wäre: allein das Tröstliche dabei ist, daß sie eben auch nicht daran glauben, sondern die Sache einstweilen auf sich beruhen lassen, in ihrem Herzen denkend: nun, es wird ja wohl so schlimm nicht werden.

Die an sich richtige Augustinische Auffassung, von der übergroßen Zahl der Sünder und der äußerst kleinen der die ewige Seeligkeit Verdienenden, findet sich auch im Brahmanismus und Buddhaismus wieder, giebt aber daselbst, in Folge der Metempsychose, keinen Anstoß, indem zwar der erstere die endliche Erlösung (final emancipation) und der letztere das Nirwana (Beides das Aequivalent unsrer ewigen Seeligkeit) auch nur höchst Wenigen zuerkennt, welche jedoch nicht etwan dazu privilegirt, sondern mit in früheren Leben aufgehäuften Verdiensten schon auf die Welt gekommen sind und nun auf dem selben Wege weitergehn. Dabei werden aber alle Uebrigen nicht in den ewig brennenden Höllenpfuhl gestürzt, sondern nur in die, ihrem Thun angemessenen Welten versetzt. Wer demnach die Lehrer dieser Religionen früge, wo und was denn jetzt alle jene Uebrigen, nicht zur Erlösung Gelangten, seien, Dem würde die Antwort werden: „siehe um dich, hier und Dies sind sie: dies ist ihr Tummelplatz, dies ist Sansara, d. h. die Welt des Verlangens, der Geburt, des Schmerzes, des Alterns, der Krankheit und des Todes." — Verstehen wir hingegen das in Rede stehende Augustinische Dogma, von der so kleinen Zahl der Auserwählten und der so großen der ewig Verdammten, bloß sensu allegorico, um es im Sinne unserer Philosophie auszulegen; so stimmt es zu der Wahrheit, daß allerdings nur Wenige zur Verneinung des Willens, und dadurch zur Erlösung von dieser Welt gelan-

gen (wie bei den Buddhaisten zur Nirwana). Was hingegen das Dogma als ewige Verdammniß hypostasirt, ist eben nur diese unsere Welt: der fallen jene Uebrigen anheim. Sie ist schlimm genug: sie ist Hölle, sie ist Purgatorium.

Aber wahrlich, wenn mich ein Hochasiate früge, was Europa sei; so müßte ich ihm antworten: es ist der Welttheil, der gänzlich von dem unerhörten und unglaublichen Wahn besessen ist, daß die Geburt des Menschen sein absoluter Anfang und er aus dem Nichts hervorgegangen sei. —

Ein anderer, bei dieser Gelegenheit zu erwähnender, aber nicht weg zu erklärender Grundfehler des Christenthums ist, daß es widernatürlicherweise den Menschen losgerissen hat von der Thierwelt, welcher er doch wesentlich angehört, und ihn nun ganz allein gelten lassen will, die Thiere geradezu als Sachen betrachtend; — während Brahmanismus und Buddhaismus, der Wahrheit getreu, die augenfällige Verwandschaft des Menschen, wie im Allgemeinen mit der ganzen Natur, so zunächst und zumeist mit der thierischen, entschieden anerkennen und ihn stets, durch Metempsychose und sonst, in enger Verbindung mit der Thierwelt darstellen. Jenen Grundfehler zu beschönigen, wirklich aber ihn vergrößernd, finden wir den so erbärmlichen, wie unverschämten, bereits in meiner Ethik S. 244 gerügten Kunstgriff, alle die natürlichen Verrichtungen, welche die Thiere mit uns gemein haben und welche die Identität unserer Natur mit der ihrigen zunächst bezeugen, wie Essen, Trinken, Schwangerschaft, Geburt, Tod, Leichnam u. a. m. an ihnen durch ganz andere Worte zu bezeichnen, als beim Menschen. Dies ist wirklich ein niederträchtiger Kniff. Der besagte Grundfehler nun aber ist eine Folge der Schöpfung aus nichts, nach welcher der Schöpfer, Kapitel 1 und 9 der Genesis, sämmtliche Thiere, ganz wie Sachen und ohne alle Empfehlung zu guter Behandlung, wie sie doch meistens selbst ein Hundeverkäufer, wenn er sich von seinem Zöglinge trennt, hinzufügt, dem Menschen übergiebt, damit er über sie herrsche, also mit ihnen thue was ihm beliebt; worauf er ihn, im zweiten Kapitel, noch dazu zum ersten Professor der Zoologie bestellt, durch den Auftrag, ihnen Namen zu geben, die sie fortan führen sollen; welches eben wieder nur

Digitized by Google

ein Symbol ihrer gänzlichen Abhängigkeit von ihm, d. h. ihrer Rechtloſigkeit iſt. — Heilige Ganga! Mutter unſers Geſchlechts! dergleichen Hiſtorien wirken auf mich, wie Judenpech und foetor Judaicus! Aber leider machen die Folgen davon ſich bis auf den heutigen Tag fühlbar; weil ſie auf das Chriſtenthum übergegangen ſind, welchem nachzurühmen, daß ſeine Moral die allervollkommenſte ſei, man eben deshalb ein Mal aufhören ſollte. Sie hat wahrlich eine große und weſentliche Unvollkommenheit darin, daß ſie ihre Vorſchriften auf den Menſchen beſchränkt und die geſammte Thierwelt rechtlos läßt. Daher nun, in Beſchützung derſelben gegen den rohen und gefühlloſen, oft mehr als beſtialiſchen Haufen, die Polizei die Stelle der Religion vertreten muß und, weil das nicht ausreicht, heut zu Tage Geſellſchaften zum Schutze der Thiere, überall in Europa und Amerika, ſich bilden, welche hingegen im ganzen unbeſchnittenen Aſien die überflüſſigſte Sache von der Welt ſeyn würden, als wo die Religion die Thiere genugſam ſchützt und ſogar ſie zum Gegenſtand poſitiver Wohlthätigkeit macht, deren Früchte wir z. B. im großen Thierſpital zu Surate vor uns haben, in welches zwar auch Chriſten, Mohammedaner und Juden ihre kranken Thiere ſchicken können, ſolche aber, nach gelungener Kur, ſehr richtig, nicht wiedererhalten; und ebenfalls wann, bei jedem perſönlichen Glücksfall, jedem günſtigen Ausgang, der Brahmaniſt, oder Buddhaiſt nicht etwan ein te Deum plärrt, ſondern auf den Markt geht und Vögel kauft, um vor dem Stadtthore ihre Käfige zu öffnen; wie man Dies ſchon in Aſtrachan, wo Bekenner aller Religionen zuſammentreffen, zu beobachten häufig Gelegenheit hat; und noch in hundert ähnlichen Dingen. Dagegen ſehe man die himmelſchreiende Ruchloſigkeit, mit welcher unſer Pöbel gegen die Thiere verfährt, ſie völlig zwecklos und lachend tödtet, oder verſtümmelt, oder martert, und ſelbſt die von ihnen, welche unmittelbar ſeine Ernährer ſind, ſeine Pferde, im Alter, auf das Aeußerſte anſtrengt, um das letzte Mark aus ihren armen Knochen zu arbeiten, bis ſie unter ſeinen Streichen erliegen. Das ſind die Folgen jener Inſtallations-Scene im Garten des Paradieſes. Denn dem Pöbel iſt nur durch Gewalt, oder durch Religion beizukommen: hier aber läßt das Chriſtenthum uns ſchmählich

im Stich. Ich habe, von ſicherer Hand, vernommen, daß ein proteſtantiſcher Prediger, von einer Thierſchutzgeſellſchaft aufgefordert, eine Predigt gegen die Thierquälerei zu halten, erwidert habe, daß er, bei dem beſten Willen, es nicht könne, weil die Religion ihm keinen Anhalt gebe. Der Mann war ehrlich und hatte Recht. Der Schutz der Thiere fällt alſo den ihn bezweckenden Geſellſchaften und der Polizei anheim, die aber Beide gar wenig vermögen gegen jene allgemeine Ruchloſigkeit des Pöbels, hier, wo es ſich um Weſen handelt, die nicht klagen können, und wo von hundert Grauſamkeiten kaum Eine geſehn wird, zumal da auch die Strafen zu gelinde ſind. In England iſt kürzlich Prügelſtrafe vorgeſchlagen worden, die mir auch ganz angemeſſen ſcheint. Jedoch, was ſoll man vom Pöbel erwarten, wenn es Gelehrte und ſogar Zoologen giebt, welche, ſtatt die ihnen ſo intim bekannte Identität des Weſentlichen in Menſch und Thier anzuerkennen, vielmehr bigott und bornirt genug ſind, gegen redliche und vernünftige Kollegen, welche den Menſchen in die betreffende Thierklaſſe einreihen, oder die große Aehnlichkeit des Schimpanſees und Orangutans mit ihm nachweiſen, zu polemiſiren und zelotiſiren. Aber wirklich empörend iſt es, wenn der ſo überaus chriſtlich geſinnte und fromme Jung-Stilling, in ſeinen „Scenen aus dem Geiſterreich" Bd. 2. Sc. 1. S. 15, folgendes Gleichniß anbringt: „plötzlich ſchrumpfte das Gerippe „in eine unbeſchreiblich ſcheußliche, kleine Zwerggeſtalt zuſammen; „ſo wie eine große Kreuzſpinne, wenn man ſie in den Brenn„punkt eines Zündglaſes bringt und nun das eiterähnliche Blut „in der Glut ziſcht und kocht." Alſo eine ſolche Schandthat hat dieſer Mann Gottes verübt, oder als ruhiger Beobachter mit angeſehn, — welches, in dieſem Falle, auf Eins hinausläuft; — ja, er hat ſo wenig ein Arges daraus, daß er ſie uns beiläufig, ganz unbefangen erzählt! Das ſind die Wirkungen des erſten Kapitels der Geneſis und überhaupt der ganzen Jüdiſchen Naturauffaſſung. Bei den Hindu und Buddhaiſten hingegen gilt die Mahavakya (das große Wort) „Tat-twam aſi" (Dies biſt du) welches allezeit über jedes Thier auszuſprechen iſt, um uns die Identität des innern Weſens in ihm und uns gegenwärtig zu erhalten, zur Richtſchnur unſers Thuns. — Geht mir mit euerer allervollkommenſten Moral.

Digitized by Google

§. 178.

Ueber Theismus.

Wie der Polytheismus die Personifikation einzelner Theile und Kräfte der Natur ist; so ist der Monotheismus die der ganzen Natur, — mit Einem Schlage. —

Wenn ich aber suche, mir vorstellig zu machen, daß ich vor einem individuellen Wesen stände, zu dem ich sagte: „mein Schöpfer! ich bin einst nichts gewesen: du aber hast mich hervorgebracht, so daß ich jetzt etwas und zwar ich bin;" — und dazu noch: „ich danke dir für diese Wohlthat;" — und am Ende gar: „wenn ich nichts getaugt habe, so ist ist das meine Schuld;" — so muß ich gestehn, daß in Folge philosophischer und Indischer Studien mein Kopf unfähig geworden ist, einen solchen Gedanken auszuhalten. Derselbe ist übrigens das Seitenstück zu dem, welchen Kant uns vorführt in der Kritik der reinen Vernunft (im Abschnitt „von der Unmöglichkeit eines kosmologischen Beweises"): „man kann sich des Gedankens nicht „erwehren, man kann ihn aber auch nicht ertragen: daß ein „Wesen, welches wir uns auch als das höchste unter allen mög„lichen vorstellen, gleichsam zu sich selbst sage: Ich bin von „Ewigkeit zu Ewigkeit, außer mir ist nichts, ohne Das, was „bloß durch meinen Willen etwas ist: aber woher bin ich „denn?" — Beiläufig gesagt, hat so wenig diese letzte Frage, als der ganze eben angeführte Abschnitt, die Philosophieprofessoren seit Kant abgehalten, zum beständigen Hauptthema alles ihres Philosophirens das Absolutum zu machen, d. h. plan geredet, Das, was keine Ursach hat. Das ist so recht ein Gedanke für sie.

§. 179.

A. und N. T.

Das Judenthum hat zum Grundcharakter Realismus und Optimismus, als welche nahe verwandt und die Bedingungen des eigentlichen Theismus sind; da dieser die materielle Welt für absolut real und das Leben für ein uns gemachtes, angenehmes Geschenk ausgiebt. Brahmanismus und Buddhaismus haben, im Gegentheil, zum Grundcharakter Idealismus und Pessimismus; da sie der Welt nur eine traumartige

Exiſtenz zugeſtehn und das Leben als Folge unſrer Schuld betrachten. In der Zendaveſtalehre, welcher bekanntlich das Judenthum entſproſſen iſt, wird das peſſimiſtiſche Element doch noch durch den Ahriman vertreten. Im Judenthum hat aber dieſer nur noch eine untergeordnete Stelle, als Satan, welcher jedoch, eben wie Ahriman, auch Urheber der Schlangen, Skorpionen und des Ungeziefers iſt. Das Judenthum verwendet ihn ſogleich zur Nachbeſſerung ſeines optimiſtiſchen Grundirrthums, nämlich zum Sündenfall, der nun das, zur Steuer der augenſcheinlichſten Wahrheit erforderte, peſſimiſtiſche Element in jene Religion bringt und noch der richtigſte Grundgedanke in derſelben iſt; obwohl er in den Verlauf des Daſeyns verlegt, was als Grund deſſelben und ihm vorhergängig dargeſtellt werden müßte.

Beiläufig ſei hier, als Beſtätigung des Urſprungs des Judenthums aus der Zendreligion, angeführt, daß, nach dem A. T. und andern Jüdiſchen Auktoritäten, die Cherubim ſtierköpfige Weſen ſind, auf welchen der Jehova reitet. (Pſalm 99, 1.) Derartige Thiere, halb Stier, halb Menſch, auch halb Löwe, der Beſchreibung Ezechiels, Kap. 1 u. 10, ſehr ähnlich, finden ſich auf den Skulpturen in Perſepolis, beſonders aber unter den in Moſul und Nimrud gefundenen Aſſyriſchen Statuen, und ſogar iſt in Wien ein geſchnittener Stein, welcher den Ormuzd auf einem ſolchen Ochſen-Cherubim reitend darſtellt: worüber das Nähere in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, September 1833, Rec. der Reiſen in Perſien. Die ausführliche Darlegung jenes Urſprungs hat übrigens geliefert J. G. Rhode, in ſeinem Buche „die heilige Sage des Zendvolks.“ Dies Alles wirft Licht auf den Stammbaum des Jehovah.

Das N. T. hingegen muß irgendwie indiſcher Abſtammung ſeyn: davon zeugt ſeine durchaus indiſche, die Moral in die Askeſe überführende Ethik, ſein Peſſimismus und ſein Avatar. Durch eben Dieſe aber ſteht es mit dem A. T. in entſchiedenem, innerlichem Widerſpruch; ſo daß nur die Geſchichte vom Sündenfall dawar, ein Verbindungsglied, dem es angehängt werden konnte, abzugeben. Denn als jene indiſche Lehre den Boden des gelobten Landes betrat, entſtand die Aufgabe, die Erkenntniß der Verderbniß und des Jammers der Welt, ihrer Erlöſungsbedürftigkeit und des Heils durch einen Avatar, nebſt der Moral der

Digitized by Google

Selbſtverleugnung und Buße — mit dem Jüdiſchen Monotheismus und ſeinem *παντα καλα λιαν* zu vereinigen. Und es iſt gelungen, ſo gut es konnte, ſo gut nämlich zwei ſo ganz heterogene, ja, entgegengeſetzte Lehren ſich vereinigen ließen.

Wie eine Epheuranke, da ſie der Stütze und des Anhalts bedarf, ſich um einen roh behauenen Pfahl ſchlingt, ſeiner Ungeſtalt ſich überall anbequemend, ſie wiedergebend, aber mit ihrem Leben und Liebreiz bekleidet, wodurch, ſtatt ſeines, ein erfreulicher Anblick ſich uns darſtellt; ſo hat die aus Indiſcher Weisheit entſprungene Chriſtuslehre den alten, ihr ganz heterogenen Stamm des rohen Judenthums überzogen, und was von ſeiner Grundgeſtalt hat beibehalten werden müſſen iſt in etwas ganz Anderes, etwas Lebendiges und Wahres, durch ſie verwandelt: es ſcheint das Selbe, iſt aber ein wirklich Anderes.

Der von der Welt geſonderte Schöpfer aus Nichts iſt nämlich identifizirt mit dem Heiland und durch ihn mit der Menſchheit, als deren Stellvertreter dieſer daſteht, da ſie in ihm erlöſt wird, wie ſie im Adam gefallen war und ſeitdem in den Banden der Sünde, des Verderbens, des Leidens und des Todes verſtrickt lag. Denn als alles Dieſes ſtellt hier, ſo gut wie im Buddhaismus, die Welt ſich dar; — nicht mehr im Lichte des jüdiſchen Optimismus, welcher „Alles ſehr ſchön" (*παντα καλα λιαν*) gefunden hatte: vielmehr heißt jetzt der Teufel ſelbſt „Fürſt dieſer Welt", — *ὁ αρχων του κοσμου τουτου* (Joh. 12, 32), wörtlich Weltregierer. Die Welt iſt nicht mehr Zweck, ſondern Mittel: das Reich der ewigen Freuden liegt jenſeit derſelben und des Todes. Entſagung in dieſer Welt und Richtung aller Hoffnung auf eine beſſere iſt der Geiſt des Chriſtenthums. Den Weg zu einer ſolchen aber öffnet die Verſöhnung, d. i. die Erlöſung von der Welt und ihren Wegen. In der Moral iſt an die Stelle des Vergeltungsrechtes das Gebot der Feindesliebe getreten, an die des Verſprechens zahlloſer Nachkommenſchaft die Verheißung des ewigen Lebens, und an die des Heimſuchens der Miſſethat an den Kindern bis ins vierte Glied der heilige Geiſt, der Alles überſchattet.

So ſehn wir durch die Lehren des N. T. die des alten rektificirt und umgedeutet, wodurch im Innerſten und Weſentlichen eine Uebereinſtimmung mit den alten Religionen Indiens zu

Wege gebracht wird. Alles, was im Christenthum Wahres ist, findet sich auch im Brahmanismus und Buddhaismus. Aber die jüdische Ansicht von einem belebten Nichts, einem zeitlichen Machwerk, welches sich für eine ephemere Existenz, voll Jammer, Angst und Noth, nicht demüthig genug bedanken und den Jehova dafür preisen kann, — wird man im Hinduismus und Buddhaismus vergeblich suchen. Denn wie ein aus fernen tropischen Gefilden, über Berge und Ströme hergewehter Blüthenduft, ist im N. T. der Geist der Indischen Weisheit zu spüren. Vom A. T. hingegen paßt zu dieser nichts, als nur der Sündenfall, der eben als Korrektiv des optimistischen Theismus sogleich hat hinzugefügt werden müssen und an den denn auch das N. T. sich anknüpfte, als an den einzigen ihm sich darbietenden Anhaltspunkt.

Wie nun aber zur gründlichen Kenntniß einer Species die ihres Genus erfordert ist; dieses selbst jedoch wieder nur in seinen speciebus erkannt wird; so ist zum gründlichen Verständniß des Christenthums die Kenntniß der beiden andern weltverneinenden Religionen, also des Brahmanismus und Buddhaismus erforderlich, und zwar eine solide und möglichst genaue. Denn, wie allererst das Sanskrit uns das recht gründliche Verständniß der griechischen und lateinischen Sprache eröffnet; so Brahmanismus und Buddhaismus das des Christenthums.

Ich hege sogar die Hoffnung, daß einst mit den indischen Religionen vertraute Bibelforscher kommen werden, welche die Verwandschaft derselben mit dem Christenthum auch durch ganz specielle Züge werden belegen können. Bloß versuchsweise mache ich einstweilen auf folgenden aufmerksam. In der Epistel des Jakobus (Jak. 3, 6.), ist der Ausdruck *ὁ τροχὸς τῆς γενέσεως* (wörtlich „das Rad der Entstehung") von jeher eine crux interpretum gewesen. Im Buddhaismus ist aber das Rad der Seelenwanderung ein sehr geläufiger Begriff. In Abel Remüsat's Uebersetzung des Foe Koue Ki heißt es S. 28: la roue est l'emblème de la transmigration des âmes, qui est comme un cercle sans commencement ni fin. S. 179 la roue est un emblème familier aux Bouddhistes, il exprime le passage successif de l'âme dans le cercle des divers modes d'existence. S. 282 sagt der Buddha selbst:

Digitized by Google

qui ne connâit pas la raison, tombera par le tour de la roue dans la vie et la mort. In Bürnouf's introduction à l'histoire du Buddhisme finden wir, Vol. 1, p. 434, die bedeutſame Stelle: il reconnut ce que c'est que la roue de la transmigration, qui porte cinq marques, qui est à la fois mobile et immobile; et ayant triomphé de toutes les voies par lesquelles on entre dans le monde, en les détruisant, etc.

Eine ganz äußerliche und zufällige Aehnlichkeit des Buddhaismus mit dem Chriſtenthum iſt die, daß er im Lande ſeiner Entſtehung nicht herrſchend iſt, alſo Beide ſagen müſſen: *προφητης εν τη ιδια πατριδι τιμην ουκ εχει.* (vates in propria patria honore caret.)

Wollte man, um jene Uebereinſtimmung mit den indiſchen Lehren zu erklären, ſich in allerlei Konjekturen ergehn; ſo könnte man annehmen, daß der evangeliſchen Notiz von der Flucht nach Aegypten etwas Hiſtoriſches zum Grunde läge und daß Jeſus, von Aegyptiſchen Prieſtern, deren Religion indiſchen Urſprungs geweſen iſt, erzogen, von ihnen die indiſche Ethik und den Begriff des Avatars angenommen hätte und nachher bemüht geweſen wäre, ſolche daheim den jüdiſchen Dogmen anzupaſſen und ſie auf den alten Stamm zu pfropfen. Gefühl eigener moraliſcher und intellektueller Ueberlegenheit hätte ihn endlich bewogen, ſich ſelbſt für einen Avatar zu halten und demgemäß ſich des Menſchen Sohn zu nennen, um anzudeuten, daß er mehr, als ein bloßer Menſch ſei. Sogar ließe ſich denken, daß, bei der Stärke und Reinheit ſeines Willens, und vermöge der Allmacht, die überhaupt dem Willen als Ding an ſich zukommt und die wir aus dem animaliſchen Magnetismus und den dieſem verwandten magiſchen Wirkungen kennen, er auch vermocht hätte, ſogenannte Wunder zu thun, d. h. mittelſt des metaphyſiſchen Einfluſſes des Willens zu wirken; wobei denn ebenfalls der Unterricht der Aegyptiſchen Prieſter ihm zu Statten gekommen wäre. Dieſe Wunder hätte dann nachher die Sage vergrößert und vermehrt. Denn ein eigentliches Wunder wäre überall ein démenti, welches die Natur ſich ſelber gäbe. Inzwiſchen wird es uns nur unter Vorausſetzungen ſolcher Art einigermaaßen erklärlich, wie Paulus, deſſen Hauptbriefe doch wohl ächt ſeyn müſſen, einen

Digitized by Google

damals noch so kürzlich, daß noch viele Zeitgenossen desselben lebten, Verstorbenen ganz ernstlich als inkarnirten Gott und als Eins mit dem Weltschöpfer darstellen kann; indem doch sonst ernstlich gemeinte Apotheosen dieser Art und Größe vieler Jahrhunderte bedürfen, um allmälig heranzureifen.

Daß überhaupt unsern Evangelien irgend ein Original, oder wenigstens Fragment, aus der Zeit und Umgebung Jesu selbst zum Grunde liege, möchte ich schließen gerade aus der so anstößigen Prophezeiung des Weltendes und der glorreichen Wiederkehr des Herrn in den Wolken, welche Statt haben soll, noch bei Lebzeiten Einiger, die bei der Verheißung gegenwärtig waren. Daß nämlich diese Verheißungen unerfüllt geblieben, ist ein überaus verdrießlicher Umstand, der nicht nur in späteren Zeiten Anstoß gegeben, sondern schon dem Paulus und Petrus Verlegenheiten bereitet hat, welche in des Reimarus sehr lesenswerthem Buche „vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" §§. 42 — 44 ausführlich erörtert sind. Wären nun die Evangelien, etwan hundert Jahre später, ohne vorliegende gleichzeitige Dokumente verfaßt; so würde man sich wohl gehütet haben, dergleichen Prophezeiungen hinein zu bringen, deren so anstößige Nichterfüllung damals schon am Tage lag. Eben so wenig würde man in die Evangelien alle jene Stellen hineingebracht haben, aus welchen Reimarus sehr scharfsinnig Das konstruirt, was er das Erste System der Jünger nennt und wonach ihnen Jesus nur ein weltlicher Befreier der Juden war; wenn nicht die Abfasser der Evangelien auf Grundlage gleichzeitiger Dokumente gearbeitet hätten, die solche Stellen enthielten. Denn sogar eine bloß mündliche Tradition unter den Gläubigen würde Dinge, die dem Glauben Ungelegenheiten bereiteten, haben fallen lassen. Beiläufig gesagt, hat Reimarus unbegreiflicherweise die seiner Hypothese vor allen andern günstige Stelle Joh. 11, 48 übersehn, imgleichen auch Matth. 27, V. 28 — 30; Luk. 23, V. 1 — 4, 37, 38. und Joh. 19, V. 19 — 22. Wollte man aber diese Hypothese ernstlich geltend machen und durchführen; so müßte man annehmen, daß der religiöse und moralische Gehalt des Christenthums von alexandrinischen, der indischen und Buddhaistischen Glaubenslehren kundigen Juden zusammengestellt und dann ein politischer Held, mit seinem traurigen Schicksale, zum

Digitized by Google

Anknüpfungspunkt derſelben gemacht ſei, indem man den urſprünglich irdiſchen Meſſias in einen himmlichen umſchuf. Allerdings hat Dies ſehr viel gegen ſich. Jedoch bleibt das von Strauß aufgeſtellte mythiſche Princip, zur Erklärung der evangeliſchen Geſchichte, wenigſtens für die Einzelheiten derſelben, gewiß das richtige: und es wird ſchwer auszumachen ſeyn, wie weit es ſich erſtreckt. Was überhaupt es mit dem Mythiſchen für ein Bewandniß habe, muß man ſich an näher liegenden und weniger bedenklichen Beiſpielen klar machen. So z. B. iſt, im ganzen Mittelalter, ſowohl in Frankreich, wie in England, der König Arthur eine feſtbeſtimmte, ſehr thatenreiche, wunderſame, ſtets mit gleichem Charakter und mit der ſelben Begleitung auftretende Perſon und macht, mit ſeiner Tafelrunde, ſeinen Rittern, ſeinen unerhörten Heldenthaten, ſeinem wunderlichen Seneſchall, ſeiner treuloſen Gattin, nebſt deren Lancelot vom See u. ſ. w., das ſtehende Thema der Dichter und Romanenſchreiber vieler Jahrhunderte aus, welche ſämmtlich uns die nämlichen Perſonen mit den ſelben Charakteren vorführen, auch in den Begebenheiten ziemlich übereinſtimmen, nur aber im Koſtüme und den Sitten, nämlich nach Maaßgabe ihres jedesmaligen eigenen Zeitalters, ſtark von einander abweichen. Nun hatte, vor einigen Jahren, das franzöſiſche Miniſterium den Herrn de la Villemarqué nach England geſandt, um den Urſprung der Mythen von jenem König Arthur zu unterſuchen. Da iſt, hinſichtlich des zum Grunde liegenden Faktiſchen, das Ergebniß geweſen, daß, im Anfang des ſechsten Jahrhunderts, in Wales, ein kleiner Häuptling, Namens Arthur, gelebt hat, deſſen unbedeutende Thaten jedoch vergeſſen ſind. Aus Dem alſo iſt, der Himmel weiß warum, eine ſo glänzende, viele Jahrhunderte hindurch, in unzähligen Liedern, Romanzen und Romanen celebrirte Perſon geworden. Man ſehe: **Contes populaires des anciens Bretons, avec un essay sur l'origine des épopées sur la table ronde, par Th. de la Villemarqué. 2 Vol. 1842.** Ein anderes Beiſpiel liefert der weltberühmte Cid der Spanier, welchen Sagen und Chroniken, vor Allem aber die Volkslieder in dem ſo berühmten, wunderſchönen Romancero, endlich auch noch Corneille's beſtes Trauerſpiel, verherrlichen und dabei auch in den Hauptbegebenheiten, namentlich was die Chimene be-

Digitized by Google

trifft, ziemlich übereinſtimmen; während die ſpärlichen hiſtoriſchen Data über ihn nichts ergeben, als einen zwar tapfern Ritter und ausgezeichneten Heerführer, aber von ſehr grauſamem und treuloſem, ja, feilem Charakter, bald dieſer bald jener Partei und öfter den Saracenen, als den Chriſten dienend; beinahe wie ein Condottiere; jedoch mit einer Chimene verheirathet; wie das Nähere zu erſehn iſt aus den recherches sur l'histoire de l'Espagne par Dozy, 1849. Bd. 1., — der zuerſt an die rechte Quelle gekommen zu ſeyn ſcheint. — Was mag wohl die hiſtoriſche Grundlage der Ilias ſeyn? — Ja, um die Sache ganz in der Nähe zu haben, denke man an das Hiſtörchen vom Apfel des Neuton, deſſen Grundloſigkeit ich bereits oben, §. 86, erörtert habe, welches jedoch in tauſend Büchern wiederholt worden iſt; wie denn ſogar Euler, im erſten Bande ſeiner Briefe an die Prinzeſſin, nicht verfehlt hat, es recht con amore auszumalen. — Wenn es überhaupt mit aller Geſchichte viel auf ſich haben ſollte, müßte unſer Geſchlecht nicht ein ſo erzlügenhaftes ſeyn, wie es leider iſt.

§. 180.

Sekten.

Der Auguſtinismus, mit ſeinem Dogma von der Erbſünde und was ſich daran knüpft, iſt, wie ſchon geſagt, das eigentliche und wohlverſtandene Chriſtenthum. Der Pelagianismus hingegen iſt das Bemühen, das Chriſtenthum zum plumpen und platten Judenthum und ſeinem Optimismus zurückzubringen.

Den die Kirche beſtändig theilenden Gegenſatz zwiſchen Auguſtinismus und Pelagianismus könnte man, als auf ſeinen letzten Grund, darauf zurückführen, daß Erſterer vom Weſen an ſich der Dinge, Letzterer hingegen von der Erſcheinung redet, die er jedoch für das Weſen nimmt. Z. B. der Pelagianer leugnet die Erbſünde; da das Kind, welches noch gar nichts gethan hat, unſchuldig ſeyn müſſe; — weil er nicht einſieht, daß zwar als Erſcheinung das Kind erſt anfängt zu ſeyn, nicht aber als Ding an ſich. Eben ſo ſteht es mit der Freiheit des Willens, dem Verſöhnungstode des Heilands, der Gnade, kurz mit Allem. — In Folge ſeiner Begreiflichkeit und Plattheit herrſcht der Pelagianismus immer vor: mehr als je aber jetzt, als Ratio-

Digitized by Google

nalismus. Gemildert pelagianisch ist die Griechische Kirche, und seit dem Concilio Tridentino ebenfalls die katholische, die sich dadurch in Gegensatz zum Augustinisch und daher mystisch gesinnten Luther, wie auch zu Kalvin, hat stellen wollen: nicht weniger sind die Jesuiten semipelagianisch. Hingegen sind die Jansenisten augustinisch und ihre Auffassung möchte wohl die ächteste Form des Christenthums seyn. Denn der Protestantismus ist dadurch, daß er das Cölibat und überhaupt die eigentliche Askese, wie auch deren Repräsentanten, die Heiligen, verwarf, zu einem abgestumpften, oder vielmehr abgebrochenen Christenthum geworden, als welchem die Spitze fehlt: es läuft in nichts aus.

§. 181.

Rationalismus.

Der Mittelpunkt und das Herz des Christenthums ist die Lehre vom Sündenfall, von der Erbsünde, von der Heillosigkeit unsers natürlichen Zustandes und der Verderbtheit des natürlichen Menschen, verbunden mit der Vertretung und Versöhnung durch den Erlöser, deren man theilhaft wird durch den Glauben an ihn. Dadurch nun aber zeigt dasselbe sich als Pessimismus, ist also dem Optimismus des Judenthums, wie auch des ächten Kindes desselben, des Islams, gerade entgegengesetzt, hingegen dem Brahmanismus und Buddhaismus verwandt. — Dadurch, daß im Adam Alle gesündigt haben und verdammt sind, im Heiland hingegen Alle erlöst werden, ist auch ausgedrückt, daß das eigentliche Wesen und die wahre Wurzel des Menschen nicht im Individuo liegt, sondern in der Species, welche die (platonische) Idee des Menschen ist, deren auseinandergezogene Erscheinung in der Zeit die Individuen sind.

Der Grundunterschied der Religionen liegt darin, ob sie Optimismus oder Pessimismus sind; keineswegs darin, ob Monotheismus, Polytheismus, Trimurti, Dreieinigkeit, Pantheismus, oder Atheismus (wie der Buddhaismus). Dieserwegen sind A. T. und N. T. einander diametral entgegengesetzt und ihre Vereinigung bildet einen wunderlichen Kentauren. Das A. T. nämlich ist Optimismus, das N. T. Pessimismus. Jenes stammt erwiesenermaaßen von der Ormuzdlehre; dieses ist, seinem innern Geiste nach, dem Brahmanismus und Buddhaismus ver-

wandt, also wahrscheinlich auch historisch irgendwie aus ihnen abzuleiten. Jenes ist eine Musik in Dur, dieses in Moll. Bloß der Sündenfall macht im A. T. eine Ausnahme, bleibt aber unbenutzt, steht da wie ein hors d'oeuvre, bis das Christenthum ihn, als seinen allein passenden Anknüpfungspunkt, wieder aufnimmt.

Allein jenen oben angegebenen Grundcharakter des Christenthums, welchen Augustinus, Luther und Melanchthon sehr richtig aufgefaßt und möglichst systematisirt hatten, suchen unsere heutigen Rationalisten, in die Fußstapfen des Pelagius tretend, nach Kräften zu verwischen und hinauszuexegesiren, um das Christenthum zurückzuführen auf ein nüchternes, egoistisches, optimistisches Judenthum, mit Hinzufügung einer bessern Moral und eines künftigen Lebens, als welches der konsequent durchgeführte Optimismus verlangt, damit nämlich die Herrlichkeit nicht so schnell ein Ende nehme und der Tod, der gar zu laut gegen die optimistische Ansicht schreit und wie der steinerne Gast am Ende zum fröhlichen D. Juan eintritt, abgefertigt werde. — Diese Rationalisten sind ehrliche Leute, jedoch platte Gesellen, die vom tiefen Sinne des neutestamentlichen Mythos keine Ahndung haben und nicht über den jüdischen Optimismus hinaus können, als welcher ihnen faßlich ist und zusagt. Wie weit diese Leute von aller Erkenntniß, ja, aller Ahndung des Sinnes und Geistes des Christenthums entfernt sind, zeigt z. B. ihr großer Apostel Wegscheider, in seiner naiven Dogmatik, wo er, (§. 115 nebst Anmerkungen) den tiefen Aussprüchen Augustins und der Reformatoren über die Erbsünde und die wesentliche Verderbtheit des natürlichen Menschen das fade Geschwätze des Cicero in den Büchern de officiis entgegenzustellen sich nicht entblödet, da solches ihm viel besser zusagt. Man muß wirklich sich über die Unbefangenheit wundern, mit der dieser Mann seine Nüchternheit, Flachheit, ja gänzlichen Mangel an Sinn für den Geist des Christenthums zur Schau trägt. Aber er ist nur unus e multis. Hat doch Brettschneider die Erbsünde aus der Bibel hinausexegisirt; während Erbsünde und Erlösung die Essenz des Christenthums ausmachen. — Andrerseits ist nicht zu leugnen, daß die Supranaturalisten bisweilen etwas viel Schlimmeres, nämlich Pfaffen, im ärgsten Sinne des Wortes, sind. Da mag

Digitized by Google

num das Christenthum seyn, wie es zwischen Skylla und Charybdis durchkomme. Der gemeinsame Irrthum beider Parteien ist, daß sie in der Religion die unverschleierte, trockne, buchstäbliche Wahrheit suchen. Diese aber wird allein in der Philosophie angestrebt: die Religion hat nur eine Wahrheit, wie sie dem Volke angemessen ist, eine indirekte, eine symbolische, allegorische Wahrheit. Das Christenthum ist eine Allegorie, die einen wahren Gedanken abbildet; aber nicht ist die Allegorie an sich selbst das Wahre. Dies dennoch anzunehmen ist der Irrthum, darin Supranaturalisten und Rationalisten übereinstimmen. Jene wollen die Allegorie als an sich wahr behaupten; Diese sie umdeuteln und modeln, bis sie, so nach ihrem Maaßstabe, an sich wahr seyn könne. Danach streitet denn jede Partei mit treffenden und starken Gründen gegen die andere. Die Rationalisten sagen zu den Supranaturalisten: „eure Lehre ist nicht wahr". Diese hingegen zu Jenen: „eure Lehre ist kein Christenthum". Beide haben Recht. Die Rationalisten glauben die Vernunft zum Maaßstabe zu nehmen: in der That aber nehmen sie dazu nur die in den Voraussetzungen des Theismus und Optimismus befangene Vernunft, so etwas wie Rousseau's profession de foi du vicaire savoyard, diesen Prototyp alles Rationalismus. Vom Christlichen Dogma wollen sie daher nichts bestehn lassen, als eben was sie für sensu proprio wahr halten: nämlich den Theismus und die unsterbliche Seele. Wenn sie aber dabei, mit der Dreistigkeit der Unwissenheit, an die reine Vernunft appelliren; so muß man sie mit der Kritik derselben bedienen, um sie zu der Einsicht zu nöthigen, daß diese ihre, als vernunftgemäß zur Beibehaltung ausgewählten Dogmen sich bloß auf einer transscendenten Anwendung immanenter Principien basiren und demnach nur einen unkritischen, folglich unhaltbaren philosophischen Dogmatismus ausmachen, wie ihn die Kritik der reinen Vernunft auf jeder Seite bekämpft und als ganz eitel nachweist; daher eben schon ihr Name ihren Antagonismus gegen den Rationalismus ankündigt. Während demnach der Supranaturalismus doch allegorische Wahrheit hat; kann man dem Rationalismus gar keine zuerkennen. Die Rationalisten haben geradezu Unrecht. Wer ein Rationalist seyn will, muß ein Philosoph seyn und als solcher sich von aller Auktorität emancipiren, vor-

Digitized by Google

wärts gehn und vor nichts zurückbeben. Will man aber ein Theolog seyn; so sei man konsequent und verlasse nicht das Fundament der Auktorität, auch nicht wenn sie das Unbegreifliche zu glauben gebietet. Man kann nicht zweien Herren dienen: also entweder der Vernunft oder der Schrift. Juste milieu heißt hier, sich zwischen zwei Stühlen niederlassen. Entweder glauben, oder philosophiren! was man erwählt, sei man ganz. Aber glauben, bis auf einen gewissen Punkt und nicht weiter, und eben so philosophiren, bis auf einen gewissen Punkt und nicht weiter, — Dies ist die Halbheit, welche den Grundcharakter des Rationalismus ausmacht. Hingegen sind die Rationalisten moralisch gerechtfertigt, sofern sie ganz ehrlich zu Werke gehn und nur sich selbst täuschen; während die Supranaturalisten mit ihrer Vindicirung der Wahrheit sensu proprio für eine bloße Allegorie denn doch wohl meistens absichtlich Andere zu täuschen suchen. Dennoch wird, bei dem Streben Dieser, die in der Allegorie enthaltene Wahrheit gerettet; während hingegen die Rationalisten, in ihrer nordischen Nüchternheit und Plattheit, diese und mit ihr die ganze Essenz des Christenthums, zum Fenster hinauswerfen, ja, Schritt vor Schritt, am Ende dahin kommen, wohin, vor 80 Jahren, Voltaire im Fluge gelangt war. Oft ist es belustigend zu sehn, wie sie, bei Feststellung der Eigenschaften Gottes (der Quiddităs desselben), wo sie doch mit dem bloßen Wort und Schiboleth „Gott" nicht mehr ausreichen, sorgfältig zielen, den juste milieu zu treffen, zwischen einem Menschen und einer Naturkraft; was denn freilich schwer hält. Inzwischen reiben, in jenem Kampfe der Rationalisten und Supranaturalisten beide Parteien einander auf, wie die geharnischten Männer aus des Kadmus Saat der Drachenzähne. Dazu giebt noch der von einer gewissen Seite her thätige Tartüffianismus der Sache den Todesstoß. Nämlich, wie man, im Karneval italiänischer Städte, zwischen den Leuten, die nüchtern und ernst ihren Geschäften nachgehn, tolle Masken herumlaufen sieht; so sehn wir heut zu Tage in Deutschland zwischen den Philosophen, Naturforschern, Historikern, Kritikern und Rationalisten, Tartüffes herumschwärmen, im Gewande einer schon Jahrhunderte zurückliegenden Zeit, und der Effekt ist burlesk, besonders wenn sie harangiren.

Die, welche wähnen, daß die Wissenschaften immer weiter

Digitized by Google

fortschreiten und immer mehr sich verbreiten können, ohne daß Dies die Religion hindere, immerfort zu bestehn und zu floriren, — sind in einem großen Irrthum befangen. Religionen sind Kinder der Unwissenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben. Omar, Omar hat es verstanden, als er die Alexandrinische Bibliothek verbrannte: sein Grund dazu, daß der Inhalt der Bücher entweder im Koran enthalten, oder aber überflüssig wäre, gilt für albern, ist aber sehr gescheut, wenn nur cum grano salis verstanden, wo er alsdann besagt, daß die Wissenschaften, wenn sie über den Koran hinausgehn, Feinde der Religionen und daher nicht zu dulden seien. Es stände viel besser um das Christenthum, wenn die Christlichen Herrscher so klug gewesen wären, wie Omar. Jetzt aber ist es etwas spät, alle Bücher zu verbrennen, die Akademien aufzuheben, den Universitäten das pro ratione voluntas durch Mark und Bein dringen zu lassen, — um die Menschheit dahin zurückzuführen, wo sie im Mittelalter stand. Und mit einer Handvoll Obskuranten ist da nichts auszurichten: man sieht diese heut zu Tage an, wie Leute, die das Licht auslöschen wollen, um zu stehlen. So ist es denn augenscheinlich, daß nachgerade die Völker schon damit umgehn, das Joch des Glaubens abzuschütteln: die Symptome davon zeigen sich überall, wiewohl in jedem Lande anders modifizirt. Die Ursache ist das zu viele Wissen, welches unter sie gekommen ist. Denn Glauben und Wissen vertragen sich nicht wohl im selben Kopfe: sie sind darin wie Wolf und Schaaf in Einem Käfig; und zwar ist das Wissen der Wolf, der den Nachbar aufzufressen droht. — In ihren Todesnöthen sieht man die Religion sich an die Moral anklammern, für deren Mutter sie sich ausgeben möchte: — aber mit Nichten! Aechte Moral und Moralität ist von keiner Religion abhängig; wiewohl jede sie sanktionirt und ihr dadurch eine Stütze gewährt. — Zuerst nun aus den mittlern Ständen vertrieben flüchtet das Christenthum sich in die niedrigsten, wo es als Konventikelwesen auftritt, und in die höchsten, wo es Sache der Politik ist, man aber wohl bedenken sollte, daß auch hierauf Göthe's Wort Anwendung findet:

„So fühlt man Absicht und man ist verstimmt."

Dem Leſer wird hier die §. 174 angeführte Stelle des Condorcet wieder beifallen.

Der Glaube iſt wie die Liebe: er läßt ſich nicht erzwingen. Daher iſt es ein mißliches Unternehmen, ihn durch Staatsmaaßregeln einführen, oder befeſtigen zu wollen: denn, wie der Verſuch, Liebe zu erzwingen, Haß erzeugt; ſo der, Glauben zu erzwingen, erſt rechten Unglauben. Nur ganz mittelbar und folglich durch lange zum voraus getroffene Anſtalten kann man den Glauben befördern, indem man nämlich ihm ein gutes Erdreich, darauf er gedeiht, vorbereitet: ein ſolches iſt die Unwiſſenheit. Für dieſe hat man daher in England, ſchon ſeit alten Zeiten und bis auf die unſrige, Sorge getragen, ſo daß $\frac{2}{3}$ der Nation nicht leſen können; daher denn auch noch heut zu Tage daſelbſt ein Köhlerglauben herrſcht, wie man ihn außerdem vergeblich ſuchen würde. Nunmehr aber nimmt auch dort die Regierung den Volksunterricht dem Klerus aus den Händen; wonach es mit dem Glauben bald bergab gehn wird. — Im Ganzen alſo geht das Chriſtenthum ſeinem Ende allmälig entgegen. Inzwiſchen ließe ſich für daſſelbe Hoffnung ſchöpfen aus der Betrachtung, daß nur ſolche Religionen untergehn, die keine Urkunden haben. Die Religion der Griechen und Römer, dieſer weltbeherrſchenden Völker, iſt untergegangen. Hingegen hat die Religion des verachteten Judenvölkchens ſich erhalten: eben ſo die des Zendvolks, bei den Gebern. Hingegen iſt die der Gallier, Skandinaven und Germanen untergegangen. Die brahmaniſche und buddhaiſtiſche aber beſtehn und floriren: ſie ſind die älteſten von allen und haben ausführliche Urkunden.

§. 182.

In frühern Jahrhunderten war die Religion ein Wald, hinter welchem Heere halten und ſich decken konnten. Aber nach ſo vielen Fällungen iſt ſie nur noch ein Buſchwerk, hinter welchem gelegentlich Gauner ſich verſtecken. Man hat dieſerhalb ſich vor Denen zu hüten, die ſie in Alles hineinziehn möchten, und begegne ihnen mit dem oben angezogenen Sprichwort: detras de la cruz està el diablo.

Digitized by Google

Kapitel XVI.

Einiges zur Sanskritlitteratur.

§. 183.

So sehr ich auch die religiösen und philosophischen Werke der Sanskrit-Litteratur verehre; so habe ich dennoch an den poetischen nur selten einiges Wohlgefallen finden können; sogar hat es mich zu Zeiten bedünken wollen, diese wären so geschmacklos und monstros, wie die Skulptur derselben Völker. Selbst ihre dramatischen Werke schätze ich hauptsächlich nur wegen der sehr belehrenden Erläuterungen und Belege des religiösen Glaubens und der Sitten, die sie enthalten. Dies Alles mag daran liegen, daß Poesie, ihrer Natur nach, unübersetzbar ist. Denn in ihr sind Gedanken und Worte so innig und fest mit einander verwachsen, wie pars uterina et pars foetalis placentae; so daß man nicht, ohne jene zu afflziren, diesen fremde substituiren kann. Ist doch alles Metrische und Gereimte eigentlich von Hause aus ein Kompromiß zwischen dem Gedanken und der Sprache: dieses aber darf, seiner Natur nach, nur auf dem eigenen, mütterlichen Boden des Gedankens vollzogen werden, nicht auf einem fremden, dahin man ihn verpflanzen möchte, und gar auf einem so unfruchtbaren, wie die Uebersetzerköpfe in der Regel sind. Da nun überdies in Europa an poetischen, uns direkt ansprechenden Werken kein Mangel ist, gar sehr aber an richtigen metaphysischen Einsichten, so bin ich der Meinung, daß die Uebersetzer aus dem Sanskrit ihre Mühe viel weniger der Poesie und viel mehr den Veden, Upanischaden und philosophischen Werken zuwenden sollten.

§. 184.

Wenn ich bedenke, wie schwer es ist, mit Hülfe der besten, sorgfältig dazu herangebildeten Lehrer und vortrefflicher, im Laufe

der Jahrhunderte zu Stande gebrachter philologischer Hülfsmittel, es zu einem eigentlich richtigen, genauen und lebendigen Verständniß der griechischen und römischen Auktoren zu bringen, deren Sprachen denn doch die unserer Vorgänger in Europa und die Mütter noch jetzt lebender Sprachen sind; das Sanskrit hingegen eine vor tausend Jahren im fernen Indien gesprochene Sprache ist und die Mittel zur Erlernung desselben verhältnißmäßig doch noch sehr unvollkommen sind; und wenn ich den Eindruck dazunehme, den die Uebersetzungen europäischer Gelehrten aus dem Sanskrit, — höchst wenige Ausnahmen bei Seite gesetzt, — auf mich machen; so beschleicht mich der Verdacht, daß unsre Sanskritgelehrten ihre Texte nicht sehr viel besser verstehn mögen, als etwan die Sekundaner unserer Schulen die griechischen; daß sie jedoch, weil sie nicht Knaben, sondern Männer von Kenntnissen und Verstand sind, aus Dem, was sie eigentlich verstehn, den Sinn im Ganzen ungefähr zusammensetzen, wobei denn freilich Manches ex ingenio mitunterlaufen mag. Noch sehr viel schlechter steht es mit dem Chinesischen der europäischen Sinologen, als welche oft ganz im Dunkeln tappen; wovon man die Ueberzeugung erhält, wenn man sieht, wie selbst die gründlichsten unter ihnen sich gegenseitig berichtigen und einander kolossale Irrthümer nachweisen. Beispiele der Art findet man häufig im Foe-Kue-ki von Abel Remüsat.

Erwäge ich nun andrerseits, daß Sultan Daraschekn, der Bruder des Aureng-Zeb, in Indien geboren und erzogen, dabei gelehrt, denkend und wißbegierig war, also sein Sanskrit etwan so gut verstehn mochte, wie wir unser Latein, dazu nun aber noch eine Anzahl der gelehrtesten Pundits zu Mitarbeitern hatte; so giebt mir Dies schon zum voraus eine hohe Meinung von seiner Uebersetzung der Upanischaden des Veda ins Persische. Sehe ich nun ferner mit welcher tiefen, der Sache angemessenen Ehrfurcht Anquetil dü Perron diese persische Uebersetzung gehandhabt hat, indem er sie Wort für Wort lateinisch wiedergab, dabei die Persische Syntax, der lateinischen Grammatik zum Trotz, genau beibehaltend und die vom Sultan unübersetzt herübergenommenen Sanskritwörter eben so belassend, um sie nur im Glossar zu erklären; so lese ich diese Uebersetzung mit dem vollsten

Digitized by Google

Zutrauen, welches alsbald seine erfreuliche Bewährung erhält. Denn, wie athmet doch der Oupnekhat durchweg den heiligen Geist der Veden! Wie wird doch Der, dem, durch fleißiges Lesen, das Persisch-Latein dieses unvergleichlichen Buches geläufig geworden, von jenem Geist im Innersten ergriffen! Wie ist doch jede Zeile so voll fester, bestimmter und durchgängig zusammenstimmender Bedeutung! Und aus jeder Seite treten uns tiefe, ursprüngliche, erhabene Gedanken entgegen, während ein hoher und heiliger Ernst über dem Ganzen schwebt. Alles athmet hier Indische Luft und ursprüngliches, naturverwandtes Daseyn. Und o, wie wird hier der Geist rein gewaschen von allem ihm früh eingeimpften jüdischen Aberglauben und aller diesem fröhnenden Philosophie! Es ist die belohnendeste und erhebendeste Lektüre, die (den Urtext ausgenommen) auf der Welt möglich ist: sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens seyn. — Hinsichtlich gewisser, gegen die Aechtheit des Oupnekhat aufgebrachter Verdächtigungen verweise ich auf die Note S. 271 meiner Ethik.

Vergleiche ich nun damit die Europäischen Uebersetzungen heiliger indischer Texte, oder indischer Philosophen; so machen sie (mit höchst wenigen Ausnahmen, wie z. B. der Bhagwat Gita von Schlegel und einige Stellen in Colebrooke's Uebersetzungen aus den Veden) auf mich den entgegengesetzten Eindruck: sie liefern Perioden, deren Sinn ein allgemeiner, abstrakter, oft schwankender und unbestimmter und deren Zusammenhang locker ist: ich erhalte bloße Umrisse der Gedanken des Urtextes, mit Ausfüllseln, denen ich das Fremdartige anmerke; Widersprüche scheinen mitunter auch durch; Alles ist modern, leer, fade, flach, sinnarm und occidentalisch: es ist europäisirt, anglisirt, französirt, oder gar (was das Aergste) deutsch verschwebelt und vernebelt, d. h. statt eines klaren, bestimmten Sinnes bloße, aber recht breite Worte liefernd: mitunter ist auch etwas vom foetor Judaicus daran zu spüren. Alles Dieses schwächt mein Zutrauen zu solchen Uebersetzungen, zumal wenn ich nun noch bedenke, daß die Uebersetzer ihre Studien als Broderwerb treiben; während der edele Anquetil dü Perron nicht seine Sache dabei gesucht hat, sondern von bloßer Liebe zur Wissenschaft und Er-

kenntniß dazu angetrieben wurde; und daß Sultan Daraſcheku, zum Lohn und Honorar, den Kopf vor die Füße gelegt bekam, durch ſeinen kaiſerlichen Bruder Aureng-Zeb.

§. 185.

Allerdings kann die Sanhita des Veda nicht von den ſelben Verfaſſern, noch aus der ſelben Zeit mit dem Upaniſchad ſeyn: davon erlangt man volle Ueberzeugung, wenn man das erſte Buch der Sanhita des Rig-Veda von Roſen, und die des Sama-Veda von Stevenſen überſetzt lieſt. Beide nämlich beſtehn aus Geboten und Ritualen, welche einen ziemlich rohen Sabäismus athmen. Da iſt Indra der höchſte Gott, der angerufen wird, und mit ihm Sonne, Mond, Winde und Feuer. Dieſen werden, in allen Hymnen, die ſervilſten Lobhudeleien, nebſt Bitten um Kühe, Eſſen, Trinken und Sieg vorgebetet und dazu geopfert. Opfer und Beſchenkung der Pfaffen ſind die einzigen Tugenden, die gelobt werden. — Da Ormuzd (aus dem nachher Jehova geworden) eigentlich Indra (nach J. J. Schmidt) und ferner auch Mithra die Sonne iſt; ſo iſt der Feuerdienſt der Gebern wohl mit dem Indra zu ihnen gelangt. — Der Upaniſchad iſt, wie geſagt, die Ausgeburt der höchſten menſchlichen Weisheit; hingegen liefert die Sanhita eine durchaus inſipide Lektüre, — nämlich nach beſagten Proben zu urtheilen: denn allerdings hat Colebrook, in ſeiner Abhandlung on the religious ceremonies of the Hindus, aus andern Büchern der Sanhita Hymnen überſetzt, die einen dem Upaniſchad verwandten Geiſt athmen; wie namentlich der ſchöne Hymnus, im zweiten essay: „the embodied spirit“ u. ſ. w., von dem ich, §. 115, eine Ueberſetzung gegeben habe.

§. 186.

Zu der Zeit, als in Indien die großen Felſentempel ausgehauen wurden, war vielleicht die Schreibekunſt noch nicht erfunden, und die jene bewohnenden, zahlreichen Prieſterſchaaren waren die lebendigen Behältniſſe der Veden, von denen jeder Prieſter, oder jede Schule, einen Theil auswendig wußte und fortpflanzte; wie es eben auch die Druiden gemacht haben. Später ſind wohl, in eben dieſen Tempeln, alſo in würdigſter Umgebung, die Upaniſchaden abgefaßt worden.

Digitized by Google

§. 187.

Die Sankhya-Philosophie, wie wir sie in der Karika des Iswara Krischna, von Wilson übersetzt, in extenso vor uns sehn (obwohl immer noch wie durch einen Nebel, wegen der Unvollkommenheit selbst dieser Uebersetzung), ist interessant und belehrend, sofern sie die Hauptdogmen aller Indischen Philosophie, wie die Nothwendigkeit der Erlösung aus einem traurigen Daseyn, die Transmigration nach Maaßgabe der Handlungen, die Erkenntniß als Grundbedingung zur Erlösung u. dgl. m. uns in der Ausführlichkeit und mit dem hohen Ernst vorführt, womit sie in Indien, seit Jahrtausenden, betrachtet werden.

Inzwischen sehn wir diese ganze Philosophie verdorben durch einen falschen Grundgedanken, den absoluten Dualismus zwischen Prakriti und Puruscha. Dies ist aber gerade auch der Punkt, in welchem die Sankhya von den Veden abweicht. — Prakriti ist offenbar die natura naturans und zugleich die Materie an sich, d. h. ohne alle Form, wie sie nur gedacht, nicht angeschaut wird: diese, so gefaßt, kann, sofern Alles aus ihr sich gebiert, wirklich als identisch mit der natura naturans angesehn werden. Puruscha aber ist das Subjekt des Erkennens: denn sie ist wahrnehmend, unthätig, bloßer Zuschauer. Nun werden jedoch Beide, als absolut verschieden und von einander unabhängig genommen; wodurch die Erklärung, warum Prakriti sich für die Erlösung der Puruscha abarbeitet, ungenügend ausfällt. (V. 60.) Ferner wird, im ganzen Werke, gelehrt, daß die Erlösung der Puruscha der letzte Zweck sei: hingegen ist es (V. 62, 63) mit einem Male die Prakriti, welche erlöst werden soll. — Alle diese Widersprüche würden wegfallen, wenn man für Prakriti und Puruscha eine gemeinsame Wurzel hätte, auf welche doch, auch wider Willen des Kapila, Alles hindeutet; oder Puruscha eine Modifikation der Prakriti wäre, also jedenfalls der Dualismus sich auflöste. — Ich kann, um Verstand in die Sache zu bringen, nicht anders, als in Prakriti den Willen und in Puruscha das Subjekt der Erkenntniß sehn.

Ein eigener Zug von Kleinlichkeit und Pedantismus in der Sankhya ist das Zahlenwesen, das Aufzählen und Numeriren aller Eigenschaften u. s. w.: Er scheint jedoch landesüblich, da in Buddhaistischen Schriften eben so verfahren wird.

Digitized by Google

§. 188.

Der moralische Sinn der Metempsychose, in allen indischen Religionen, ist nicht bloß, daß wir jedes Unrecht, welches wir verüben, in einer folgenden Wiedergeburt abzubüßen haben; sondern auch, daß wir jedes Unrecht, welches uns widerfährt, ansehn müssen als wohlverdient, durch unsere Missethaten in einem frühern Daseyn.

§. 189.

Daß die drei obern Kasten die wiedergeborenen heißen, mag immerhin, wie gewöhnlich angegeben wird, daraus erklärt werden, daß die Investitur mit der heiligen Schnur, welche den Jünglingen derselben die Mündigkeit verleiht, gleichsam eine zweite Geburt sei: der wahre Grund aber ist, daß man nur in Folge bedeutender Verdienste, in einem vorhergegangenen Leben, zur Geburt in jenen Kasten gelangt, folglich in solchem schon als Mensch existirt haben muß; während wer in der untersten Kaste, oder gar noch niedriger, geboren wird, vorher auch Thier gewesen seyn kann.

§. 190.

Zu den Anzeichen, daß die Aegypter (Aethiopen), oder wenigstens ihre Priester, aus Indien gekommen sind, gehören auch, im Leben des Apollonius von Thyana, die Stellen **L. III**, 20; et **Lib. VI**, 11.

Digitized by Google

Kapitel XVII.

Einige archäologische Betrachtungen.

§. 191.

Der Name Pelasger, ohne Zweifel mit Pelagus verwandt, ist die allgemeine Bezeichnung für die vereinzelten, verdrängten, verirrten, kleinen Asiatischen Stämme, welche zuerst nach Europa gelangten, woselbst sie ihre heimathliche Kultur, Tradition und Religion bald gänzlich vergaßen, dagegen aber, begünstigt durch den Einfluß des schönen, gemäßigten Klimas und guten Bodens, wie auch der vielen Seeküsten Griechenlands und Kleinasiens, aus sich selbst, unter dem Namen der Hellenen, eine ganz naturgemäße Entwickelung und rein menschliche Kultur erlangten, in einer Vollkommenheit, wie solche außerdem nie und nirgends vorgekommen ist. Dieser gemäß hatten sie auch keine andre, als eine halb scherzhaft gemeinte Kinderreligion: der Ernst flüchtete sich in die Mysterien und das Trauerspiel. Dieser Griechischen Nation ganz allein verdanken wir die richtige Auffassung und naturgemäße Darstellung der menschlichen Gestalt und Gebärde, die Auffindung der allein regelrechten und von ihnen auf immer festgestellten Verhältnisse der Baukunst, die Entwickelung aller ächten Formen der Poesie, nebst Erfindung der wirklich schönen Sylbenmaaße, die Aufstellung philosophischer Systeme, nach allen Grundrichtungen des menschlichen Denkens, die Elemente der Mathematik, die Grundlagen einer vernünftigen Gesetzgebung und überhaupt die normale Darstellung einer wahrhaft schönen und edlen menschlichen Existenz. Denn dieses kleine auserwählte Volk der Musen und Grazien war, so zu sagen, mit einem Instinkt der Schönheit ausgestattet. Dieser erstreckte sich auf Alles: auf Gesichter, Gestalten, Stel-

lungen, Gewänder, Waffen, Gebäude, Gefäße, Geräthe und was noch sonst war, und verließ sie nie und nirgends. Daher werden wir stets uns eben so weit vom guten Geschmack und der Schönheit entfernt haben, als wir uns von den Griechen entfernen; zu allermeist in Skulptur und Baukunst; und nie werden die Alten veralten; wenn auch irgend eine verdorbene, erbärmliche und rein materiell gesinnte „Jetztzeit" ihrer Schule entlaufen sollte, um im eigenen Dünkel sich behaglicher zu fühlen.

Dagegen stehn die Griechen in den mechanischen und technischen Künsten, wie auch in allen Zweigen der Naturwissenschaft, weit hinter uns zurück; weil eben diese Dinge mehr Zeit, Geduld, Methode und Erfahrung, als hohe Geisteskräfte erfordern. Daher auch ist aus den meisten naturwissenschaftlichen Werken der Alten für uns wenig mehr zu lernen, als was doch Alles sie nicht gewußt haben.

§. 192.

Die Ode des Orpheus, im ersten Buche der Eklogen des Stobäus, ist indischer Pantheismus, durch den plastischen Sinn der Griechen spielend verziert. Sie ist freilich nicht vom Orpheus, aber doch alt; da ein Stück davon schon im Pseudo-Aristoteles de mundo angeführt wird, welches Buch man neuerlich dem Chrysippus hat zuschreiben wollen. Irgend etwas ächt Orphisches könnte ihr wohl zum Grunde liegen; ja, man fühlt sich versucht, sie als ein Dokument des Uebergangs der indischen Religion in den hellenischen Polytheismus anzusehn. Jedenfalls kann man sie nehmen als ein Gegengift zum vielgepriesenen Hymnus des Kleanthes auf den Zeus, als welcher einen unverkennbaren Judengeruch hat, daher eben er den Leuten so gefällt.

§. 193.

Im Homer sind die vielen, unendlich oft vorkommenden Phrasen, Tropen, Bilder und Redensarten so steif, starr und mechanisch eingesetzt, als wäre es mit Schablonen geschehn.

§. 194.

Daß die Poesie älter ist, als die Prosa, indem Pherekydes der erste gewesen, der Philosophie, und Hekatäos von Milet der erste, welcher Geschichte in Prosa geschrieben, und daß dieses von den Alten als eine Denkwürdigkeit angemerkt worden, ist folgendermaaßen zu erklären. Ehe man überhaupt schrieb, suchte

Digitized by Google

man aufbehaltenswerthe Thatſachen und Gedanken dadurch unverfälſcht zu perpetuiren, daß man ſie in Verſe brachte. Als man nun anfieng zu ſchreiben, war es natürlich, daß man Alles in Verſen ſchrieb; weil man eben nicht anders wußte, als daß Denkwürdigkeiten in Verſen konſervirt würden. Davon giengen, als von einer überflüſſig gewordenen Sache, jene erſten Proſaiker ab.

§. 195.

Faſt auf alle unſere Stellungen und Gebärden hat unſere Kleidung einen gewiſſen Einfluß: nicht eben ſo die der Alten, welche vielleicht, ihrem äſthetiſchen Sinne gemäß, durch das Vorgefühl eines ſolchen Uebelſtandes mit bewogen wurden, ihre weite, nicht anſchließende Kleidung beizubehalten. Dieſerwegen hat ein Schauſpieler, wann er antikes Koſtüm trägt, alle die Bewegungen und Stellungen zu vermeiden, welche irgendwie durch unſere Kleidung veranlaßt und dann zur Gewohnheit geworden ſind: doch braucht er deshalb ſich nicht zu ſpreitzen und zu blähen, wie ein franzöſiſcher, ſeinen Racine tragirender Hanswurſt in Toga und Tunika.

Digitized by Google

Kapitel XVIII.

Einige mythologiſche Betrachtungen.

---

§. 196.

Es mag eine Folge der Urverwandtſchaft aller Weſen dieſer Erſcheinungswelt, mittelſt ihrer Einheit im Dinge an ſich, ſeyn; jedenfalls iſt es Thatſache, daß ſie ſämmtlich einen ähnlichen Typus tragen und gewiſſe Geſetze ſich als die ſelben bei allen geltend machen, wenn nur allgemein genug gefaßt. Hieraus wird es erklärlich, daß man nicht nur die heterogenſten Dinge an einander erläutern, oder veranſchaulichen kann, ſondern auch treffende Allegorien ſelbſt in Darſtellungen findet, bei denen ſie nicht beabſichtigt waren. Einen auserleſenen Beleg hiezu giebt Göthe's unvergleichlich ſchönes Mährchen von der grünen Schlange u. ſ. w. Jeder Leſer fühlt ſich faſt nothgedrungen, eine allegoriſche Deutung dazu zu ſuchen; daher dieſes auch gleich nach dem Erſcheinen deſſelben, von Vielen, mit großem Ernſt und Eifer und auf die verſchiedenſte Weiſe ausgeführt wurde, zur großen Beluſtigung des Dichters, der keine Allegorie dabei im Sinne gehabt hatte. Man findet den Bericht hierüber in den „Studien zu Göthe's Werken", 1849, von Düntzel: mir war es überdies durch perſönliche, von Göthen ausgehende Mittheilungen, ſchon längſt bekannt. — Dieſer univerſellen Analogie und typiſchen Identität der Dinge verdankt die Aeſopiſche Fabel ihren Urſprung, und auf ihr beruht es, daß das Hiſtoriſche allegoriſch, das Allegoriſche hiſtoriſch werden kann.

Mehr als alles Andere jedoch hat von jeher die Mythologie der Griechen Stoff zu allegoriſchen Auslegungen gegeben; weil ſie dazu einladet, indem ſie Schemata zur Veranſchaulichung faſt jedes Grundgedankens liefert, ja, gewiſſermaaßen die Urtypen

Digitized by Google

aller Dinge und Verhältniſſe enthält, welche, eben als ſolche, immer und überall durchſcheinen. Daher wurden ſchon in den älteſten Zeiten, ja, ſchon vom Heſiodus ſelbſt, jene Mythen allegoriſch aufgefaßt. So z. B. iſt es eben nur moraliſche Allegorie, wenn er (Theog. v. 211 f. f.) die Kinder der Nacht und bald darauf (V. 226 f. f.) die Kinder der Eris aufzählt, welche nämlich ſind: Anſtrengung, Schaden *), Hunger, Schmerz, Kampf, Mord, Zank, Lügen, Unrechtlichkeit, Unheil und der Eid. Phyſiſche Allegorie nun wieder iſt ſeine Darſtellung der perſonifizirten Nacht und Tag, Schlaf und Tod (V. 746—765).

Auch für jedes kosmologiſche, und ſelbſt jedes metaphyſiſche Syſtem wird ſich, aus dem angegebenen Grunde, eine in der Mythologie vorhandene Allegorie finden laſſen. Ueberhaupt haben wir die meiſten Mythen als den Ausdruck mehr bloß geahndeter, als deutlich gedachter Wahrheiten anzuſehn. Hingegen das von Creuzer, mit unendlicher Breite und marternder Weitſchweifigkeit ausgeführte, ernſte und penible Auslegen der Mythologie, als des Depoſitoriums abſichtlich darin niedergelegter phyſiſcher und metaphyſiſcher Wahrheiten, muß ich mit der Abweiſung des Ariſtoteles abfertigen: *αλλα περι μεν των μυθικως σοφιζομενων ουκ αξιον μετα σπουδης σκοπειν* (sed ea, quae mythice blaterantur, non est operae pretium serio et accurate considerare). Metaph. II, 4. Uebrigens aber zeigt Ariſtoteles ſich auch hierin als den Antipoden Plato's, welcher ſich gern mit den Mythen, jedoch auf dem allegoriſchen Wege, zu thun macht. —

In dem oben dargelegten Sinne alſo mögen die folgenden, von mir verſuchten, allegoriſchen Deutungen einiger Griechiſcher Mythen genommen werden.

§. 197.

In den erſten, großen Grundzügen des Götterſyſtems kann man eine Allegorie der oberſten ontologiſchen und kosmologiſchen Principien erblicken. — Uranos iſt der Raum, die erſte Bedingung alles Daſeyenden, alſo der erſte Erzeuger, mit der Gäa, der Trägerin der Dinge. — Kronos iſt die Zeit. Er entmannt das zeugende Princip: die Zeit vernichtet jede Zeugungs-

*) Ich leſe nämlich, nach eigener Konjektur, ſtatt *λήθην*, *λώβην*.

kraft; oder genauer: die Fähigkeit der Erzeugung neuer Formen, die Urerzeugung der lebenden Geschlechter, hört, nach der ersten Weltperiode, auf. — Zeus, welcher der Freßgier seines Vaters entzogen wird, ist die Materie: sie allein entgeht der, alles Andere vernichtenden Gewalt der Zeit: sie beharrt. Aus ihr aber gehn alle Dinge hervor: Zeus ist Vater der Götter und Menschen.

Nun etwas näher: Uranos läßt die Kinder, welche er mit der Erde erzeugt hat, nicht an's Licht, sondern verbirgt sie in die Tiefen der Erde (Hes. Theog. 156 sqq.). Dies läßt sich deuten auf die ersten thierischen Erzeugnisse der Natur, die uns nur im fossilen Zustande zu Gesichte kommen. Eben so wohl aber kann man in den Knochen der Megatherien und Mastodonten die vom Zeus in die Unterwelt hinabgeschleuderten Giganten sehn; — hat man ja noch im vorigen Jahrhundert die Knochen der gefallenen Engel darin erkennen wollen. — Wirklich aber scheint der Theogonie des Hesiodus ein dunkler Begriff von den ersten Veränderungen der Erdkugel und dem Kampfe zwischen der oxydirten, lebensfähigen Oberfläche und den durch sie ins Innere gebannten, unbändigen, die oxydablen Stoffe beherrschenden Naturkräften zum Grunde zu liegen.

Kronos nun ferner, der verschmitzte, αγκυλομητης, entmannt den Uranos, durch List. Dies läßt sich deuten: die Alles beschleichende Zeit, welche mit Allem fertig wird, und uns Eines nach dem Andern heimlich entwendet, nahm endlich auch dem Himmel, der mit der Erde zeugte, d. i. der Natur, die Kraft, neue Gestalten ursprünglich hervorzubringen. Die aber bereits erzeugten bestehn fort, in der Zeit, als Species. Kronos jedoch verschlingt seine eigenen Kinder: — die Zeit, da sie nicht mehr Gattungen hervorbringt, sondern bloß Individuen zu Tage fördert, gebiert nur sterbliche Wesen. Zeus allein entgeht diesem Schicksal: die Materie beharrt: — zugleich aber auch: Helden und Weise sind unsterblich. Der nähere Hergang des Obigen ist nun noch dieser. Nachdem Himmel und Erde, d. i. die Natur, ihre Urzeugungskraft, welche neue Gestalten lieferte, verloren haben, verwandelt dieselbe sich in die Aphrodite, welche nämlich aus dem Schaum der ins Meer gefallenen abgeschnittenen Genitalien des Uranos entsteht und eben die ge-

Digitized by Google

schlechtliche Zeugung bloßer Individuen, zur Erhaltung der vorhandenen Species, ist; da jetzt keine neue mehr entstehn können. Als Begleiter und Helfer der Aphrodite kommen, zu diesem Zweck, Eros und Himeros hervor (Theog. 173—201).

§. 198.

Der Zusammenhang, ja, die Einheit der menschlichen mit der thierischen und ganzen übrigen Natur, mithin des Mikrokosmos mit dem Makrokosmos, spricht aus der geheimnißvollen, räthselschwangern Sphinx, aus den Kentauren, aus der Ephesischen Artemis mit den, unter ihren zahllosen Brüsten angebrachten, mannigfaltigen Thiergestalten, eben wie aus den Aegyptischen Menschenkörpern mit Thierköpfen und dem indischen Ganesa.

§. 199.

Die Japetiden stellen vier Grundeigenschaften des menschlichen Charakters, nebst den ihnen beigegebenen Leiden dar. Atlas, der Geduldige, muß tragen. Menötius, der Tapfere, wird überwältigt und ins Verderben gestürzt. Prometheus, der Bedächtige und Kluge, wird gefesselt, d. h. in seiner Wirksamkeit gehemmt, und der Geier, d. i. die Sorge, zernagt ihm das Herz. Den Epimetheus, den Gedankenlosen, Unüberlegten, straft seine eigene Thorheit.

Im Prometheus ist ganz eigentlich die menschliche Vorsorge personifizirt, das Denken an morgen, welches der Mensch vor dem Thiere voraushat. Darum hat Prometheus Weissagungsgabe: sie bedeutet das Vermögen der bedächtigen Vorhersehung. Darum auch verleiht er dem Menschen den Gebrauch des Feuers, den kein Thier hat, und legt den Grund zu den Künsten des Lebens. Aber dieses Privilegium der Vorsorge muß der Mensch büßen durch die unabläßige Quaal der Sorge, die ebenfalls kein Thier kennt: sie ist der Geier, welcher an der Leber des angeschmiedeten Prometheus zehrt. — Epimetheus, der wohl nachträglich, als Korollarium, hinzuerfunden seyn wird, repräsentirt die Nachsorge, den Lohn des Leichtsinns und der Gedankenlosigkeit.

Eine ganz anderartige, nämlich eine metaphysische, jedoch sinnreiche Deutung des Prometheus giebt Plotinus (Enn. IV, l. 1. c. 14). Da ist Prometheus die Weltseele, macht Men-

Digitized by Google

ſchen, geräth dadurch ſelbſt in Banden, die nur ein Herkules löſen kann, u. ſ. w.

Den Kirchenfeinden unſerer Zeit nun wieder würde folgende Deutung zuſagen: der *Προμηθευς δεσμωτης* iſt die von den Göttern (der Religion) gefeſſelte Vernunft: nur durch den Sturz des Zeus kann ſie befreiet werden.

§. 200.

Die Fabel von der Pandora iſt mir von jeher nicht klar geweſen, ja, ungereimt und verkehrt vorgekommen. Ich vermuthe, daß ſie ſchon vom Heſiodus ſelbſt mißverſtanden und verdreht worden iſt. Nicht alle Uebel, ſondern alle Güter der Welt hat die Pandora, wie es ſchon ihr Name anzeigt, in der Büchſe. Als Epimetheus dieſe voreilig öffnet, fliegen die Güter auf und davon: die Hoffnung allein wird noch gerettet und bleibt uns zurück. — Endlich habe ich denn die Befriedigung gehabt, ein Paar Stellen der Alten zu finden, welche dieſer meiner Anſicht gemäß ſind, nämlich ein Epigramm in der Anthologie (Delectus epigr. graec. ed. Jacobs, cap. VII, ep. 84) und eine daſelbſt citirte Stelle des Babrius, welche gleich anhebt: *Ζευς εν πιθῳ τα Χρηστα παντα συλλεξας.*

§. 201.

Das beſondere Epitheton *λιγυφωνοι*, welches Heſiodus, an zwei Stellen der Theogonie (v. 275 et 518), den Hesperiden beilegt, hat, zuſammengenommen mit ihrem Namen und ihrem ſo weit nach Abend hin verlegten Aufenthalt, mich auf den allerdings ſeltſamen Gedanken gebracht, ob nicht irgendwie unter den Hesperiden Fledermäuſe gedacht worden ſeien. Jenes Epitheton nämlich entſpricht ſehr gut dem kurzen, pfeifenden Ton dieſer Thiere, welche überdies paſſender *ἑσπεριδες*, als *νυκτεριδες* heißen würden, da ſie viel mehr Abends, als Nachts fliegen, indem ſie auf Inſektenfang ausgehn, und *ἑσπεριδες* geradezu das lateiniſche vespertiliones iſt. Ich habe daher den Einfall nicht unterdrücken wollen, da es möglich wäre, daß, hiedurch aufmerkſam gemacht, Jemand noch etwas zur Beſtätigung deſſelben fände. Sind doch die Cherubim geflügelte Ochſen; warum ſollten die Hesperiden nicht Fledermäuſe ſeyn?

Digitized by Google

§. 202.

Daß die Eule der Vogel der Athene iſt, mag die nächtlichen Studien der Gelehrten zum Anlaß haben.

§. 203.

Es iſt nicht ohne Grund und Sinn, daß der Mythos den Kronos Steine verſchlingen und verdauen läßt: denn das ſonſt ganz Unverdauliche, alle Betrübniß, Aerger, Verluſt, Kränkung, verdaut allein die Zeit.

§. 204.

So ſtehe denn hier zum Schluſſe noch meine ſehr ſubtile und höchſt ſeltſame allegoriſche Deutung eines bekannten, beſonders durch Apulejus verherrlichten Mythos; obwohl ſie, ihres Stoffes halber, dem Spotte aller Derer bloß liegt, die das du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas ſich dabei zu Nutze machen wollen.

Vom Gipfelpunkte meiner Philoſophie, welcher bekanntlich der asketiſche Standpunkt iſt, aus geſehn, koncentrirt die Bejahung des Willens zum Leben ſich im Zeugungsakt und dieſer iſt ihr entſchiedenſter Ausdruck. Die Bedeutung dieſer Bejahung nun aber iſt eigentlich dieſe, daß der Wille, welcher urſprünglich erkenntnißlos, alſo ein blinder Drang iſt, nachdem ihm, durch die Welt als Vorſtellung, die Erkenntniß ſeines eigenen Weſens aufgegangen und geworden iſt, hiedurch in ſeinem Wollen und ſeiner Sucht ſich nicht ſtören oder hemmen läßt, ſondern nunmehr, bewußt und beſonnen, eben Das will, was er bis dahin als erkenntnißloſer Trieb und Drang gewollt hat. (Siehe Welt als W. u. V. Bd. 1. §. 54). Dieſem gemäß nun finden wir, daß der, durch freiwillige Keuſchheit, das Leben asketiſch Verneinende von dem, durch Zeugungsakte, daſſelbe Bejahenden empiriſch dadurch ſich unterſcheidet, daß bei Jenem ohne Erkenntniß und als blinde, phyſiologiſche Funktion, nämlich im Schlafe, Das vor ſich geht, was von Dieſem mit Bewußtſeyn und Beſonnenheit vollbracht wird, alſo beim Lichte der Erkenntniß geſchieht. Nun iſt es in der That ſehr merkwürdig, daß dieſes abſtrakte und dem Geiſte der Griechen keineswegs verwandte Philoſophem, nebſt dem es belegenden empiriſchen Hergang, ſeine genaue allegoriſche Darſtellung hat an der ſchönen Fabel von der Pſyche, welche den Amor nur ohne ihn zu

ſehn genießen ſollte, jedoch, damit nicht zufrieden, ihn, aller Warnungen ungeachtet, durchaus auch ſehn gewollt hat, wodurch ſie, nach einem unabwendbaren Ausſpruch geheimnißvoller Mächte, in gränzenloſes Elend gerieth, welches nur durch eine Wanderung in die Unterwelt, nebſt ſchweren Leiſtungen daſelbſt, abgebüßt werden konnte.

Kapitel XIX.

Zur Metaphysik des Schönen und Aesthetik.

---

§. 205.

Da ich über die Auffassung der (Platonischen) Ideen und über das Korrelat derselben, das reine Subjekt des Erkennens, in meinem Hauptwerke ausführlich genug gewesen bin, würde ich es für überflüssig halten, hier nochmals darauf zurückzukommen, wenn ich nicht erwöge, daß dies eine Betrachtung ist, welche, in diesem Sinne, vor mir niemals angestellt worden, weshalb es besser ist, nichts zurückzubehalten, was, als Erläuterung derselben, einst willkommen seyn könnte. Natürlich setze ich dabei jene früheren Erörterungen als bekannt voraus. —

Das eigentliche Problem der Metaphysik des Schönen läßt sich sehr einfach so ausdrücken: wie ist Wohlgefallen und Freude an einem Gegenstande möglich, ohne irgend eine Beziehung desselben auf unser Wollen?

Jeder nämlich fühlt, daß Freude und Wohlgefallen an einer Sache eigentlich nur aus ihrem Verhältniß zu unserm Willen, oder, wie man es gern ausdrückt, zu unsern Zwecken, entspringen kann; so daß eine Freude ohne Anregung des Willens ein Widerspruch zu seyn scheint. Dennoch erregt, ganz offenbar, das Schöne als solches unser Wohlgefallen, unsre Freude, ohne daß es irgend eine Beziehung auf unsre persönlichen Zwecke, also unsern Willen, hätte.

Meine Lösung ist gewesen, daß wir im Schönen allemal die wesentlichen und ursprünglichen Gestalten der belebten und unbelebten Natur, also Plato's Ideen derselben, auffassen, und daß diese Auffassung zu ihrer Bedingung ihr wesentliches Korrelat, das willensreine Subjekt des Erkennens, d. h. eine reine Intelligenz ohne Absichten und Zwecke, habe. Dadurch verschwindet, beim Eintritt einer ästhetischen Auffassung, der

Digitized by Google

Wille ganz aus dem Bewußtſeyn. Er allein aber iſt die Quelle aller unſerer Betrübniſſe und Leiden. Dies iſt der Urſprung jenes Wohlgefallens und jener Freude, welche die Auffaſſung des Schönen begleitet. Sie beruht alſo auf der Wegnahme der ganzen Möglichkeit des Leidens. — Wollte man etwan einwenden, daß dann auch die Möglichkeit der Freude aufgehoben wäre; ſo iſt man zu erinnern, daß, wie ich öfter dargethan habe, das Glück, die Befriedigung, negativer Natur, nämlich bloß das Ende eines Leidens, der Schmerz hingegen das Poſitive iſt. Daher bleibt, beim Verſchwinden alles Wollens aus dem Bewußtſeyn, doch der Zuſtand der Freude, d. h. der Abweſenheit alles Schmerzes, und hier ſogar der Abweſenheit der Möglichkeit deſſelben, beſtehn, indem das Individuum, in ein rein erkennendes und nicht mehr wollendes Subjekt verwandelt, ſich ſeiner und ſeiner Thätigkeit, eben als eines ſolchen, doch bewußt bleibt. Wie wir wiſſen, iſt die Welt als Wille die erſte (ordine prior) und die als Vorſtellung die zweite Welt (ordine posterior). Jene iſt die Welt des Verlangens und daher des Schmerzes und tauſendfältigen Wehes. Die zweite aber iſt an ſich ſelbſt weſentlich ſchmerzlos: dazu enthält ſie ein ſehenswerthes Schauſpiel, durchweg bedeutſam, aufs Wenigſte beluſtigend. Im Genuß deſſelben beſteht die äſthetiſche Freude. — Reines Subjekt des Erkennens werden, heißt, ſich ſelbſt loswerden: weil aber Dies die Menſchen meiſtens nicht können, ſind ſie zur rein objektiven Auffaſſung der Dinge, welche die Begabung des Künſtlers ausmacht, in der Regel, unfähig.

§. 206.

Wenn jedoch der individuelle Wille die ihm beigegebene Vorſtellungskraft auf eine Weile frei läßt und ſie von dem Dienſte, zu welchem ſie entſtanden und vorhanden iſt, ein Mal ganz dispenſirt, ſo daß ſie die Sorge für den Willen, oder die eigene Perſon, welche allein ihr natürliches Thema und daher ihre regelmäßige Beſchäftigung iſt, für jetzt fahren läßt, dennoch aber nicht aufhört, energiſch thätig zu ſeyn und das Anſchauliche, mit voller Anſpannung, deutlich aufzufaſſen; ſo wird ſie alsbald vollkommen objektiv, d. h. ſie wird zum treuen Spiegel der Objekte, oder, genauer, zum Medium der Objektivation des in den jedesmaligen Objekten ſich darſtellenden Willens, deſſen In-

Digitized by Google

nerstes jetzt um so vollständiger in ihr hervortritt, als die Anschauung länger anhält, bis sie dasselbe ganz erschöpft hat. Nur so entsteht, mit dem reinen Subjekt, das reine Objekt, d. h. die vollkommene Manifestation des im angeschauten Objekt erscheinenden Willens, welche eben die (Platonische) Idee desselben ist. Die Auffassung einer solchen aber erfordert, daß ich, bei Betrachtung eines Objekts, wirklich von seiner Stelle, in Zeit und Raum, und dadurch von seiner Individualität, abstrahire. Denn diese, allemal durch das Gesetz der Kausalität bestimmte Stelle ist es, die jenes Objekt zu mir, als Individuo, in irgend ein Verhältniß setzt: daher wird nur unter Beseitigung jener Stelle das Objekt zur Idee und eben damit ich zum reinen Subjekt des Erkennens. Deshalb giebt jedes Gemälde, schon dadurch, daß es den flüchtigen Augenblick für immer fixirt und so aus der Zeit herausreißt, nicht das Individuelle, sondern die Idee, das Dauernde in allem Wechsel. Zu jener postulirten Veränderung im Subjekt und Objekt ist nun aber die Bedingung, nicht nur, daß die Erkenntnißkraft ihrer ursprünglichen Dienstbarkeit entzogen und ganz sich selber überlassen sei, sondern auch, daß sie dennoch mit ihrer ganzen Energie thätig bleibe, trotz Dem, daß der natürliche Sporn ihrer Thätigkeit, der Antrieb des Willens, jetzt fehlt. Hier liegt die Schwierigkeit, und an dieser die Seltenheit der Sache; weil all unser Denken und Trachten, unser Hören und Sehn, naturgemäß stets, mittelbar oder unmittelbar, im Dienste unserer zahllosen, größern und kleinern, persönlichen Zwecke steht und demnach der Wille es ist, der die Erkenntnißkraft zur Vollziehung ihrer Funktion anspornt; ohne welchen Antrieb sie sogleich ermattet. Auch ist die auf solchen Antrieb thätige Erkenntniß vollkommen ausreichend für das praktische Leben, sogar auch für die Fachwissenschaften, als welche immer nur auf die Relationen der Dinge, nicht auf das eigene und innere Wesen derselben gerichtet sind; daher auch alle ihre Erkenntnisse am Leitfaden des Satzes vom Grunde, diesem Elemente der Relationen, fortschreiten. Ueberall daher, wo es auf Erkenntniß von Ursach und Wirkung, oder sonstigen Gründen und Folgen, ankommt, also in allen Zweigen der Naturwissenschaft und der Mathematik, wie auch der Geschichte, oder bei Erfindungen u. s. w., muß die gesuchte Erkenntniß ein Zweck

des Willens ſeyn, und je heftiger er ſie anſtrebt, deſto eher wird ſie erlangt werden. Eben ſo in Staatsangelegenheiten, im Kriege, in Finanz- oder Handelsgeſchäften, in Intriguen jeder Art u. dgl. m. muß zuvörderſt der Wille, durch die Heftigkeit ſeines Begehrens, den Intellekt nöthigen, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, um, bei der vorliegenden Angelegenheit, allen Gründen und Folgen genau auf die Spur zu kommen. Ja, es iſt zum Erſtaunen, wie weit hier der Sporn des Willens einen gegebenen Intellekt über das gewöhnliche Maaß ſeiner Kräfte hinaus treiben kann. Daher eben iſt zu allen ausgezeichneten Leiſtungen in ſolchen Dingen nicht bloß ein kluger, oder feiner Kopf, ſondern auch ein energiſcher Wille erfordert, als welcher allererſt jenen antreiben muß, damit er ſich in die mühſame, angeſpannte und raſtloſe Thätigkeit verſetze, ohne welche ſolche nicht auszuführen ſind.

Ganz anders nun aber verhält es ſich bei der Auffaſſung des objektiven, ſelbſteigenen Weſens der Dinge, welches ihre (Platoniſche) Idee ausmacht und jeder Leiſtung in den ſchönen Künſten zum Grunde liegen muß. Der Wille nämlich, welcher dort ſo förderlich, ja, unerläßlich war, muß hier ganz aus dem Spiele bleiben: denn hier taugt nur Das, was der Intellekt ganz allein, ganz aus eigenen Mitteln leiſtet und als freiwillige Gabe darbringt. Hier muß ſich Alles von ſelbſt machen: die Erkenntniß muß abſichtslos thätig, folglich willenslos ſeyn. Denn nur im Zuſtande des reinen Erkennens, wo dem Menſchen ſein Wille und deſſen Zwecke, mit ihm aber ſeine Individualität, ganz entrückt ſind, kann diejenige rein objektive Anſchauung entſtehn, in welcher die (Platoniſchen) Ideen der Dinge aufgefaßt werden. Eine ſolche Auffaſſung aber muß es allemal ſeyn, welche der Konception, d. i. der erſten, allemal intuitiven Erkenntniß vorſteht, die nachmals den eigenlichen Stoff und Kern, gleichſam die Seele eines ächten Kunſtwerks, einer Dichtung, ja, eines wahren Philoſophems, ausmacht. Das Unvorſätzliche, Unabſichtliche, ja, zum Theil Unbewußte und Inſtinktive, welches man von jeher an den Werken des Genie's bemerkt hat, iſt eben die Folge davon, daß die künſtleriſche Urerkenntniß eine vom Willen ganz geſonderte und unabhängige, eine willensreine, willensloſe iſt. Und eben weil der Wille der eigentliche Menſch iſt, ſchreibt

Digitized by Google

man jene einem von diesem verschiedenen Wesen, einem Genius, zu. Eine Erkenntniß dieser Art hat, wie oft von mir erörtert worden, auch nicht den Satz vom Grunde zum Leitfaden, und ist eben dadurch das Widerspiel jener ersteren.

Hingegen bei der Ausführung des Werkes, als wo die Mittheilung und Darstellung des also Erkannten der Zweck ist, kann, ja muß, eben weil ein Zweck vorhanden ist, der Wille wieder thätig seyn: demnach herrscht hier auch wieder der Satz vom Grunde, welchem gemäß Kunstmittel zu Kunstzwecken gehörig angeordnet werden. So, wo den Maler die Richtigkeit der Zeichnung und die Behandlung der Farben, den Dichter die Anordnung des Plans, sodann Ausdruck und Metrum beschäftigen.

Weil aber der Intellekt dem Willen entsprossen ist, daher er objektiv sich als Gehirn, also als ein Theil des Leibes, welcher die Objektivation des Willens ist, darstellt; weil demnach der Intellekt ursprünglich zum Dienste des Willens bestimmt ist; so ist seine ihm natürliche Thätigkeit die der oben beschriebenen Art, wo er jener natürlichen Form seiner Erkenntnisse, welche der Satz vom Grunde ausdrückt, getreu bleibt und vom Willen, dem Ursprünglichen im Menschen, in Thätigkeit gesetzt und darin erhalten wird. Hingegen ist die Erkenntniß der zweiten Art eine ihm unnatürliche, abusive Thätigkeit: demgemäß ist sie bedingt durch ein entschieden abnormes, daher eben sehr seltenes, Uebergewicht des Intellekts und seiner objektiven Erscheinung, des Gehirns, über den übrigen Organismus und über das Verhältniß, welches die Zwecke des Willens erfordern. Eben weil dies Ueberwiegen des Intellekts ein abnormes ist, erinnern die daraus entspringenden Phänomene bisweilen an den Wahnsinn.

Die Erkenntniß wird also ihrem Ursprung, dem Willen, hier schon untreu: auf einem andern Wege kann sie sogar sich wider ihn wenden; indem sie, in den Phänomenen der Heiligkeit, ihn aufhebt.

Uebrigens ist jene rein objektive Auffassung der Welt und der Dinge, welche als Urerkenntniß, jeder künstlerischen, dichterischen und rein philosophischen Konception zum Grunde liegt, sowohl aus objektiven als aus subjektiven Gründen, nur eine vorübergehende, indem theils die dazu erforderte Anspannung nicht anhalten kann, theils der Lauf der Welt nicht erlaubt, daß wir durch-

Digitized by Google

weg, wie der Philoſoph nach der Definition des Pythagoras, ruhige und antheilsloſe Zuſchauer darin bleiben, ſondern Jeder im großen Marionettenſpiel des Lebens doch mitagiren muß und faſt immer den Draht fühlt, durch welchen auch er damit zuſammenhängt und in Bewegung geſetzt wird.

§. 207.

Was nun aber das Objektive ſolcher äſthetiſchen Anſchauung, alſo die (Platoniſche) Idee betrifft; ſo läßt dieſe ſich beſchreiben als Das, was wir vor uns haben würden, wenn die Zeit, dieſe formale und ſubjektive Bedingung unſers Erkennens, weggezogen würde, wie das Glas aus dem Kaleidoſkop. Wir ſehn z. B. die Entwickelung von Knospe, Blume und Frucht, und erſtaunen über die treibende Kraft, welche nie ermüdet, dieſe Reihe von Neuem durchzuführen. Dieſes Erſtaunen würde wegfallen, wenn wir erkennen könnten, daß wir, bei allem jenem Wechſel, doch nur die eine und unveränderliche Idee der Pflanze vor uns haben, welche aber als eine Einheit von Knospe, Blume und Frucht anzuſchauen wir nicht vermögen, ſondern ſie mittelſt der Form der Zeit erkennen müſſen, wodurch unſerm Intellekt die Idee auseinandergelegt wird, in jene ſucceſſiven Zuſtände.

§. 208.

Wenn man betrachtet, wie ſowohl die Poeſie, als auch die bildenden Künſte zu ihrem jedesmaligen Thema ein Individuum nehmen, um ſolches, mit allen Eigenthümlichkeiten ſeiner Einzelnheit, bis auf die geringfügigſten herab, mit ſorgfältigſter Genauigkeit, uns darzuſtellen; und wenn man dann zurückſieht auf die Wiſſenſchaften, die mittelſt der Begriffe arbeiten, deren jeder zahlloſe Individuen vertritt, indem er das Eigenthümliche der ganzen Art derſelben, ein für alle Mal, beſtimmt und bezeichnet; — ſo könnte, bei dieſer Betrachtung, das Treiben der Kunſt uns geringfügig, kleinlich, ja, faſt kindiſch vorkommen. Allein das Weſen der Kunſt bringt es mit ſich, daß ihr Ein Fall für Tauſende gilt, indem was ſie durch jene ſorgfältige und ins Einzelne gehende Darſtellung des Individuums beabſichtigt, die Offenbarung der Idee ſeiner Gattung iſt; ſo daß z. B. ein Vorgang, eine Scene des Menſchenlebens, richtig und vollſtändig, alſo mit genauer Darſtellung der darin verwickelten Indivi-

Digitized by Google

duen, geſchildert, die Idee der Menſchheit ſelbſt, von irgend einer Seite aufgefaßt, zur deutlichen und tiefen Erkenntniß bringt. Denn, wie der Botaniker aus dem unendlichen Reichthum der Pflanzenwelt eine einzige Blume pflückt, ſie dann zerlegt, um uns die Natur der Pflanze überhaupt daran zu demonſtriren; ſo nimmt der Dichter aus dem endloſen Gewirre des überall in unaufhörlicher Bewegung dahineilenden Menſchenlebens eine einzige Scene, ja, oft nur eine Stimmung und Empfindung heraus, um uns daran zu zeigen, was das Leben und Weſen des Menſchen ſei. Dieſerhalb ſehn wir die größten Geiſter, Shakeſpeare und Göthe, Raphael und Rembrand, es ihrer nicht unwürdig erachten, ein nicht ein Mal hervorragendes Individuum, in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit bis auf das Kleinſte herab, mit größter Genauigkeit und ernſtem Fleiße, uns darzuſtellen und zu veranſchaulichen. Denn nur anſchaulich wird das Beſondere und Einzelne gefaßt; — weshalb ich die Poeſie definirt habe als die Kunſt, durch Worte die Phantaſie ins Spiel zu verſetzen.

Will man den Vorzug, welchen die anſchauende Erkenntniß, als die primäre und fundamentale, vor der abſtrakten hat, unmittelbar empfinden und daraus inne werden, wie die Kunſt uns mehr offenbart, als alle Wiſſenſchaft vermag; ſo betrachte man, ſei es in der Natur, oder unter Vermittelung der Kunſt, ein ſchönes und bewegtes menſchliches Antlitz voll Ausdruck. Welche tiefere Einſicht in das Weſen des Menſchen, ja, der Natur überhaupt, giebt nicht dieſes, als alle Worte, ſammt den Abſtraktis, die ſie bezeichnen. — Beiläufig ſei hier bemerkt, daß was, für eine ſchöne Gegend, der aus den Wolken plötzlich hervorbrechende Sonnenblick, für ein ſchönes Geſicht der Eintritt ſeines Lachens iſt. Daher ridete, puellae, ridete!

§. 209.

Was jedoch macht, daß ein Bild uns leichter zur Auffaſſung einer (Platoniſchen) Idee bringt, als ein Wirkliches; alſo Das, wodurch das Bild der Idee näher ſteht, als die Wirklichkeit, iſt, im Allgemeinen, Dieſes, daß das Kunſtwerk das ſchon durch ein Subjekt hindurchgegangene Objekt iſt und daher für den Geiſt Das, was für den Leib die animaliſche Nahrung, nämlich die ſchon aſſimilirte vegetabiliſche. Näher aber betrach-

tet, beruht die Sache darauf, daß das Werk der bildenden Kunſt nicht, wie die Wirklichkeit, uns Das zeigt, was nur Ein Mal da iſt und nie wieder, nämlich die Verbindung dieſer Materie mit dieſer Form, welche Verbindung eben das Konkrete, das eigentlich Einzelne, ausmacht; ſondern daß es uns die Form allein zeigt, welche ſchon, wenn nur vollkommen und allſeitig gegeben, die Idee ſelbſt wäre. Das Bild leitet uns mithin ſogleich vom Individuo weg, auf die bloße Form. Schon dieſes Abſondern der Form von der Materie bringt ſolche der Idee um Vieles näher. Eine ſolche Abſonderung aber iſt jedes Bild; ſei es Gemälde, oder Statue. Darum nun gehört dieſe Abſonderung, dieſe Trennung der Form von der Materie, zum Charakter des äſthetiſchen Kunſtwerks; eben weil deſſen Zweck iſt, uns zur Erkenntniß einer (Platoniſchen) Idee zu bringen. Es iſt alſo dem Kunſtwerke weſentlich, die Form allein, ohne die Materie, zu geben, und zwar Dies offenbar und augenfällig zu thun. Hier liegt nun eigentlich der Grund, warum Wachsfiguren keinen äſthetiſchen Eindruck machen und daher keine Kunſtwerke (im äſthetiſchen Sinne) ſind; obgleich ſie, wenn gut gemacht, hundert Mal mehr Täuſchung hervorbringen, als das beſte Bild, oder Statue, es vermag, und daher, wenn täuſchende Nachahmung des Wirklichen der Zweck der Kunſt wäre, den erſten Rang einnehmen müßten. Sie ſcheinen nämlich nicht die bloße Form, ſondern, mit ihr, auch die Materie zu geben; daher ſie die Täuſchung, daß man die Sache ſelbſt vor ſich habe, zu Wege bringen. Statt daß alſo das wahre Kunſtwerk uns von Dem, welches nur Ein Mal und nie wieder da iſt, d. i. dem Individuo, hinleitet zu Dem, was ſtets und unendliche Male, in unendlich Vielen da iſt, der bloßen Form, oder Idee; giebt das Wachsbild uns ſcheinbar das Individuum ſelbſt, alſo Das, was nur Ein Mal und nie wieder da iſt, jedoch ohne Das, was einer ſolchen vorübergehenden Exiſtenz Werth verleiht, ohne das Leben. Darum erregt das Wachsbild Grauſen, indem es wirkt, wie ein ſtarrer Leichnam.

Man könnte meynen, daß allein die Statue es ſei, welche die Form ohne die Materie gebe, das Gemälde hingegen auch die Materie, ſofern es, mittelſt der Farbe, den Stoff und deſſen Beſchaffenheit nachahmt. Dies hieße jedoch, die Form im rein

Digitized by Google

geometrischen Sinne verstehn, und ist nicht, was hier gemeint war: denn im philosophischen Sinn ist die Form der Gegensatz der Materie, begreift daher auch die Farbe, Glätte, Textur, kurz, alle Qualität. Allerdings giebt bloß die Statue die rein geometrische Form allein, sie darstellend an einer derselben augenscheinlich fremden Materie, dem Marmor: hiedurch also isolirt sie handgreiflich die Form. Das Gemälde hingegen giebt gar keine Materie, sondern den bloßen Schein der Form, — nicht im geometrischen, sondern im philosophischen oben angegebenen Sinne. Diese Form giebt, sage ich, das Gemälde nicht ein Mal selbst, sondern den bloßen Schein derselben, nämlich bloß ihre Wirkung auf Einen Sinn, das Gesicht, und auch diese nur von Einem Gesichtspunkte aus. Daher bringt auch das Gemälde nicht eigentlich die Täuschung hervor, daß man die Sache selbst, d. h. Form und Materie vor sich habe; sondern auch die täuschende Wahrheit des Bildes steht immer noch unter gewissen zugestandenen Bedingungen dieser Darstellungsweise: zeigt doch z. B. das Bild, durch das unvermeidliche Wegfallen der Parallaxe unserer zwei Augen, die Dinge stets so, wie nur ein Einäugiger sie sehn würde. Also auch das Gemälde giebt allein die Form; indem es nur die Wirkung derselben, und zwar ganz einseitig, nämlich auf das Auge allein, darstellt. — Die übrigen Gründe, weshalb das Kunstwerk leichter, als die Wirklichkeit, uns zur Auffassung einer (Platonischen) Idee erhebt, findet man im 2. Bande meines Hauptwerkes, Kap. 30. S. 370, dargelegt.

Der obigen Betrachtung verwandt ist folgende, — bei welcher inzwischen die Form wieder im geometrischen Sinne zu verstehn ist. Schwarze Kupferstiche und Tuschbilder entsprechen einem edleren und höheren Geschmack, als kolorirte Kupfer und Aquarellbilder; während hingegen diese dem weniger gebildeten Sinne mehr zusagen. Dies beruht offenbar darauf, daß die schwarzen Darstellungen die Form allein, gleichsam in abstracto geben; deren Apprehension (wie wir wissen) intellektual, d. h. Sache des anschauenden Verstandes ist. Die Farbe hingegen ist bloß Sache des Sinnesorgans und zwar einer ganz besondern Einrichtung in demselben (Qualitative Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina). In dieser Hinsicht kann man auch die

Digitized by Google

bunten Kupferstiche den gereimten Versen, die schwarzen den bloß metrischen vergleichen; in Folge des, in meinem Hauptwerke, Bd. 2, Kap. 37, S. 427, angegebenen Verhältnisses zwischen diesen.

§. 210.

Daß die Eindrücke, welche wir in der Jugend erhalten, so bedeutsam sind und im Morgenrothe des Lebens Alles so idealisch, so verklärt, sich uns darstellt, entspringt daraus, daß alsdann noch das Einzelne uns mit seiner Gattung allererst bekannt macht, als welche uns noch neu ist, jedes Einzelne also seine Gattung für uns vertritt. Demnach erfassen wir darin die (Platonische) Idee dieser Gattung, welcher als solcher die Schönheit wesentlich ist.

§. 211.

„Schön" ist, ohne Zweifel, verwandt mit dem Englischen to shew und wäre demnach shewy, schaulich, what shews well, was sich gut zeigt, sich gut ausnimmt, also das deutlich hervortretende Anschauliche, mithin der deutliche Ausdruck bedeutsamer (Platonischer) Ideen.

„Malerisch" bedeutet im Grunde das Selbe, wie schön: denn es wird Dem beigelegt, was sich so darstellt, daß es die Idee seiner Gattung deutlich an den Tag legt; daher es zur Darstellung des Malers taugt, als welcher eben auf Darstellung, Hervorhebung, der Ideen, die ja das Objektive im Schönen ausmachen, gerichtet ist.

§. 212.

Schönheit und Grazie der Menschengestalt, im Verein, sind die deutlichste Sichtbarkeit des Willens, auf der obersten Stufe seiner Objektivation, und eben deshalb die höchste Leistung der bildenden Kunst. Inzwischen ist allerdings, wie ich (Welt als W. u. V. Bd. 1. §. 41.) gesagt habe, jedes natürliche Ding schön: also auch jedes Thier. Wenn uns Dieses bei einigen Thieren nicht einleuchten will; so liegt es daran, daß wir nicht im Stande sind, sie rein objektiv zu betrachten und dadurch ihre Idee aufzufassen, sondern hievon abgezogen werden durch irgend eine unvermeidliche Gedankenassociation, meistens in Folge einer sich uns aufdringenden Aehnlichkeit, z. B. der des Affen mit dem Menschen, daher wir nicht die Idee dieses Thieres auffassen, son-

Digitized by Google

dern nur die Karikatur eines Menschen seyn. Eben so scheint die Aehnlichkeit der Kröte mit Koth und Schlamm zu wirken: indessen reicht Dies hier doch nicht aus, den gränzenlosen Abscheu, ja das Entsetzen und Grausen zu erklären, welches einige Leute beim Anblick dieser Thiere, wie andere bei dem der Spinnen, befällt: vielmehr scheint dieses in einer viel tieferen, metaphysischen und geheimnißvollen Beziehung seinen Grund zu haben. Dieser Meinung entspricht der Umstand, daß man zu sympathetischen Kuren (und Maleficien), also zu magischen Zwecken, gerade diese Thiere zu nehmen pflegt, z. B. das Fieber vertreibt, durch eine in einer Nußschale eingeschlossene Spinne, am Halse des Kranken getragen, bis sie todt ist; oder, bei großer Todesgefahr, eine Kröte, in den Urin des Kranken gelegt, in einem wohlverschlossenen Topfe, Mittags Schlag zwölf Uhr im Keller des Hauses vergräbt. Die langsame Todesmarter solcher Thiere verlangt jedoch von der ewigen Gerechtigkeit eine Abbüßung: Dies nun wieder giebt eine Erläuterung der Annahme, daß wer Magie treibt sich dem Teufel verschreibe.

§. 213.

Die unorganische Natur, sofern sie nicht etwan aus Wasser besteht, macht, wenn sie ohne alles Organische sich darstellt, einen sehr traurigen, ja, beklemmenden Eindruck auf uns. Beispiele davon sind die bloß nackte Felsen darbietenden Gegenden, namentlich das lange Felsenthal, ohne alle Vegetation, nahe vor Toulon, durch welches der Weg nach Marseille führt: im Großen aber und viel eindringlicher wird es die Afrikanische Wüste leisten. Die Traurigkeit dieses Eindrucks des Unorganischen auf uns entspringt zunächst daraus, daß die unorganische Masse ausschließlich dem Gesetze der Schwere gehorcht, nach deren Richtung daher hier Alles gelagert ist. — Dagegen nun erfreut uns der Anblick der Vegetation unmittelbar und in hohem Grade; natürlich aber um so mehr, je reicher, mannigfaltiger, ausgebreiteter und dabei sich selber überlassen sie ist. Der nächste Grund hievon liegt darin, daß in der Vegetation das Gesetz der Schwere als überwunden erscheint, indem die Pflanzenwelt sich in der seiner Richtung gerade entgegengesetzten erhebt: hiedurch kündigt sich unmittelbar das Phänomen des Lebens an, als eine neue und höhere Ordnung der Dinge. Wir selbst gehören dieser an:

Digitized by Google

ſie iſt das uns Verwandte, das Element unſers Daſeyns. Dabei geht uns das Herz auf. Zunächſt alſo iſt es jene ſenkrechte Richtung nach oben, wodurch der Anblick der Pflanzenwelt uns unmittelbar erfreut: ein umgehauener Baum wirkt nicht mehr auf uns; ja, ein ſehr ſchräge gewachſener ſchon weniger, als der gerade ſtehende: die herabhängenden, alſo der Schwere nachgebenden Zweige der Trauerweide, (saule pleureur, weeping willow,) haben ihr dieſe Namen verſchafft. — Das Waſſer hebt die traurige Wirkung ſeiner unorganiſchen Weſenheit durch ſeine große Beweglichkeit, die einen Schein des Lebens giebt, und durch ſein beſtändiges Spiel mit dem Lichte großentheils auf: zudem iſt es die Urbedingung alles Lebens.

§. 214.

Man hat längſt erkannt, daß jedes zu menſchlichen Zwecken beſtimmte Werk, alſo jedes Geräth und jedes Gebäude, um ſchön zu ſeyn, eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den Werken der Natur haben müſſe: aber darin hat man geirrt, daß man meinte, dieſe müſſe eine direkte ſeyn und unmittelbar in den Formen liegen; ſo daß z. B. Säulen Bäume, oder gar menſchliche Gliedmaaßen darſtellen, Gefäße wie Muſcheln, oder Schnecken, oder Blumenkelche geſtaltet ſeyn und überall vegetabiliſche, oder thieriſche Formen erſcheinen müßten. Vielmehr ſoll jene Aehnlichkeit keine direkte, ſondern eine nur mittelbare ſeyn, d. h. nicht in den Formen, ſondern im Charakter der Formen liegen, welcher auch bei gänzlicher Verſchiedenheit dieſer der ſelbe ſeyn kann. Demnach ſollen Gebäude und Geräthe nicht der Natur nachgeahmt, ſondern im Geiſte derſelben geſchaffen ſeyn. Dieſer nun zeigt ſich darin, daß jedes Ding und jeder Theil ſeinem Zwecke ſo unmittelbar entſpricht, daß es ihn ſogleich ankündigt; welches dadurch geſchieht, daß es denſelben auf dem kürzeſten Wege und auf die einfachſte Weiſe erreicht. Dieſe augenfällige Zweckmäßigkeit nämlich iſt Charakter des Naturprodukts. Obgleich nun zwar in dieſem der Wille von innen aus wirkt und ſich der Materie ganz bemeiſtert hat; während er im Menſchenwerke, von außen wirkend, erſt unter Vermittelung der Anſchauung und ſogar eines Begriffs vom Zwecke des Dinges, dann aber durch Ueberwältigung einer fremden, d. h. urſprünglich einen andern Willen ausdrückenden Materie ſeine Abſicht erreicht und ſich aus-

Digitized by Google

spricht; so kann dabei der angegebene Charakter des Naturprodukts doch beibehalten werden. Dies zeigt die antike Baukunst, in der genauen Angemessenheit jedes Theiles, oder Gliedes, zu seinem unmittelbaren Zwecke, den es eben dadurch naiv darlegt, und in der Abwesenheit alles Zwecklosen; im Gegensatz der gothischen Baukunst, welche gerade den vielen zwecklosen Zierrathen und Beiwerken, indem wir ihnen einen uns unbekannten Zweck unterschieben, ihr geheimnißvolles, mysteriöses Ansehn verdankt; oder gar jedes völlig entarteten Baustils, welcher, Originalität affektirend, auf allerlei unnöthigen Umwegen und in tändelnden Willkürlichkeiten, mit den Mitteln der Kunst spielt, deren Zwecke er nicht versteht. Das Selbe gilt von den antiken Gefäßen, deren Schönheit daraus entspringt, daß sie auf so naive Art ausdrücken, was sie zu seyn und zu leisten bestimmt sind; und eben so von allem übrigen Geräthe der Alten: man fühlt dabei, daß wenn die Natur Vasen, Amphoren, Lampen, Tische, Stühle, Helme, Schilde, Panzer u. s. w. hervorbrächte, sie so aussehn würden. Man sehe dagegen die porzellanen, reich vergoldeten Schandgefäße, nebst der Weibertracht u. s. w. der jetzigen Zeit, welche dadurch, daß sie den bereits eingeführten Stil des Alterthums gegen den niederträchtigen Rokokostil vertauschte, ihren erbärmlichen Geist an den Tag gelegt und sich gebrandmarkt hat, für alle Zukunft. Denn keineswegs ist so etwas Kleinigkeit: sondern es ist das Stämpel des Geistes dieser Zeit. Den Beleg dazu giebt die Litteratur derselben, giebt die Verhunzung der deutschen Sprache durch unwissende Tintenklexer, welche, in frecher Willkür, mit ihr umgehn, wie Vandalen mit Kunstwerken, und es ungestraft dürfen.

§. 215.

Sehr treffend hat man das Entstehn des Grundgedankens zu einem Kunstwerke die Konception desselben genannt: denn sie ist, wie zum Entstehn des Menschen die Zeugung, das Wesentlichste. Und auch wie diese, erfordert sie nicht sowohl Zeit, als Anlaß und Stimmung. Ueberhaupt nämlich übt das Objekt, gleichsam als Männliches, einen beständigen Zeugungsakt auf das Subjekt, als Weibliches, aus. Dieser wird jedoch nur in einzelnen glücklichen Augenblicken und bei begünstigten Subjekten fruchtbar: dann aber entspringt aus ihm irgend ein neuer,

Digitized by Google

origineller und daher fortlebender Gedanke. Und eben auch wie bei der phyſiſchen Zeugung hängt die Fruchtbarkeit viel mehr vom weiblichen, als vom männlichen Theile ab: iſt jener (das Subjekt) in der zum Empfangen geeigneten Stimmung; ſo wird faſt jedes jetzt in ſeine Apperception fallende Objekt anfangen, zu ihm zu reden, d. h. einen lebhaften, eindringenden und originellen Gedanken in ihm erzeugen; daher bisweilen der Anblick eines unbedeutenden Gegenſtandes, oder Vorganges, der Keim eines großen und ſchönen Werkes geworden iſt; wie denn auch Jakob Böhme durch den plötzlichen Anblick eines zinnernen Gefäßes in den Zuſtand der Erleuchtung verſetzt und in den innerſten Grund der Natur eingeführt wurde. Kommt doch überall zuletzt Alles auf die eigene Kraft an: und wie keine Speiſe, oder Arznei, Lebenskraft ertheilen, oder erſetzen kann; ſo kein Buch, oder Studium, den eigenen Geiſt.

§. 216.

Ein Improviſatore aber iſt ein Mann, der omnibus horis sapit, indem er ein vollſtändiges und wohlaſſortirtes Magazin von Gemeinplätzen jeder Art bei ſich führt, ſonach für jedes Begehren, nach Beſchaffenheit des Falles und der Gelegenheit, prompte Bedienung verſpricht, und ducentos versus, stans pede in uno liefert.

§. 217.

Ein Mann, der von der Gunſt der Muſen, ich meyne von ſeinen poetiſchen Gaben, zu leben unternimmt, kommt mir einigermaaßen vor, wie ein Mädchen, die von ihren Reizen lebt. Beide profaniren, zum ſchnöden Erwerb, was die freie Gabe ihres Innerſten ſeyn ſollte. Beide leiden an Erſchöpfung, und Beide werden meiſtens ſchmählich enden. Alſo würdigt euere Muſe nicht zur Hure herab: ſondern

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet," —

ſei der Wahlſpruch des Dichters. Denn die poetiſchen Gaben gehören dem Feiertage, nicht dem Werktage des Lebens an. Wenn ſie dann auch, durch ein Gewerbe, welches der Dichter daneben treibt, ſich etwas beengt und behindert fühlen ſollten;

Digitized by Google

so können sie dabei doch gedeihen; weil ja der Dichter nicht große Kenntnisse und Wissenschaft zu erwerben braucht, wie Dies der Fall des Philosophen ist; ja, sie werden dadurch kondensirt, wie durch zu viele Muße und das Betreiben ex professo diluirt. Der Philosoph hingegen kann, aus dem angeführten Grunde, nicht wohl ein anderes Gewerbe daneben treiben: da nun aber das Geldverdienen mit der Philosophie seine anderweitigen und bekannten großen Nachtheile hat, wegen welcher die Alten dasselbe zum Merkmale des Sophisten, im Gegensatz des Philosophen, machten; so ist Salomo zu loben, wenn er sagt: „Weisheit ist gut mit einem Erbgute, und hilft, daß Einer sich der Sonne freuen kann" (Koheleth 7, 12).

Daß wir aus dem Alterthume Klassiker haben, d. h. Geister, deren Schriften, in unvermindertem Jugendglanz, durch die Jahrtausende gehn, kommt großentheils daher, daß bei den Alten das Bücherschreiben kein Erwerbszweig gewesen ist: ganz allein hieraus aber ist es abzuleiten, daß von diesen Klassikern, neben ihren guten Schriften, nicht auch noch schlechte vorhanden sind; indem sie nicht, wie selbst die besten unter den Neueren, nachdem der Spiritus verflogen war, noch das Phlegma zu Markte trugen, Geld dafür zu lösen.

§. 218.

Die Musik ist die wahre allgemeine Sprache, die man überall versteht: daher wird sie in allen Ländern und durch alle Jahrhunderte, mit großem Ernst und Eifer, unaufhörlich geredet, und macht eine bedeutsame, vielsagende Melodie gar bald ihren Weg um das ganze Erdenrund; während eine sinnarme und nichtssagende gleich verhallt und erstirbt; welches beweiset, daß der Inhalt der Melodie ein sehr wohl verständlicher ist. Jedoch redet sie nicht von Dingen, sondern von lauter Wohl und Wehe, als welche die alleinigen Realitäten für den Willen sind: darum spricht sie so sehr zum Herzen, während sie dem Kopfe unmittelbar nichts zu sagen hat und es ein Mißbrauch ist, wenn man ihr Dies zumuthet, wie in aller malenden Musik geschieht, welche daher, ein für alle Mal, verwerflich ist; wenn gleich Haydn und Beethoven sich zu ihr verirrt haben: Mozart und Rossini haben es, meines Wissens, nie gethan. Denn ein

Digitized by Google

Anderes iſt Ausdruck der Leidenſchaften, ein Anderes Malerei der Dinge.

Auch die Grammatik jener allgemeinen Sprache iſt auf's Genaueſte regulirt worden; wiewohl erſt ſeitdem Rameau den Grund dazu gelegt hatte. Hingegen das Lexikon, ich meyne die, laut Obigem, nicht zu bezweifelnde, wichtige Bedeutung des Inhalts derſelben, zu enträthſeln, d. h. der Vernunft, wenn auch nur im Allgemeinen, faßlich zu machen, was es ſei, das die Muſik, in Melodie und Harmonie, beſagt, und wovon ſie rede, Dies hat man, bis ich es unternahm, nicht ein Mal ernſtlich verſucht; — welches, wie ſo vieles Andere, beweiſt, wie wenig überhaupt zur Reflexion und zum Nachdenken geneigt die Menſchen ſind, mit welcher Beſinnungsloſigkeit vielmehr ſie dahinleben. Ueberall iſt ihre Abſicht, nur zu genießen und zwar mit möglichſt geringem Aufwande von Gedanken. Ihre Natur bringt es ſo mit ſich. Daher kommt es ſo poſſenhaft heraus, wenn ſie vermeinen, die Philoſophen ſpielen zu müſſen; wie an unſern Philoſophieprofeſſoren, ihren vortrefflichen Werken und der Aufrichtigkeit ihres Eifers für Philoſophie und Wahrheit zu erſehn iſt.

§. 219.

Allgemein und zugleich populär redend kann man den Ausſpruch wagen: die Muſik überhaupt iſt die Melodie, zu der die Welt der Text iſt. Den eigentlichen Sinn deſſelben aber erhält man allein durch meine Auslegung der Muſik.

Nun aber das Verhältniß der Tonkunſt zu dem ihr jedesmal aufgelegten beſtimmten Aeußerlichen, wie Text, Aktion, Marſch, Tanz, geiſtliche, oder weltliche Feierlichkeit u. ſ. w. iſt analog dem Verhältniß der Architektur als bloß ſchöner, d. h. auf rein äſthetiſche Zwecke gerichteter Kunſt zu den wirklichen Bauwerken, die ſie zu errichten hat, mit deren nützlichen, ihr ſelbſt fremden Zwecken ſie daher die ihr eigenen zu vereinigen ſuchen muß, indem ſie dieſe unter den Bedingungen, die jene ſtellen, doch durchſetzt, und demnach einen Tempel, Palaſt, Zeughaus, Schauſpielhaus u. ſ. w. ſo hervorbringt, daß es ſowohl an ſich ſchön, als auch ſeinem Zwecke angemeſſen ſei und ſogar dieſen, durch ſeinen äſthetiſchen Charakter, ſelbſt ankündige. In analoger alſo, wiewohl nicht eben ſo unvermeidlicher Dienſtbarkeit ſteht die Muſik zum Text, oder den ſonſtigen, ihr aufgeleg-

Digitized by Google

ten Realitäten. Sie muß zunächst dem Texte sich fügen, obwohl sie seiner keineswegs bedarf, ja, ohne ihn, sich viel freier bewegt: sie muß aber nicht nur jede Note seiner Wortlänge und seinem Wortsinn anpassen; sondern auch durchweg eine gewisse Homogeneität mit ihm annehmen und ebenso auch den Charakter der übrigen, ihr etwan gesetzten, willkürlichen Zwecke tragen und demnach Kirchen-, Opern-, Militair-, Tanz-Musik u. dgl. m. seyn. Das Alles aber ist ihrem Wesen so fremd, wie der rein ästhetischen Baukunst die menschlichen Nützlichkeitszwecke, denen also Beide sich zu bequemen und ihre selbsteigenen den ihnen fremden Zwecken unterzuordnen haben. Der Baukunst ist Dies fast immer unvermeidlich; der Musik nicht also: sie bewegt sich frei im Concerte, in der Sonate und vor allem in der Symphonie, ihrem schönsten Tummelplatz, auf welchem sie ihre Saturnalien feiert.

Eben so nun ferner ist der Abweg, auf welchem sich unsere Musik befindet, dem analog, auf welchen die römische Architektur unter den spätern Kaisern gerathen war, wo nämlich die Ueberladung mit Verzierungen die wesentlichen, einfachen Verhältnisse theils versteckte, theils sogar verrückte: sie bietet nämlich vielen Lerm, viele Instrumente, viel Kunst, aber gar wenig deutliche, eindringende und ergreifende Grundgedanken. Zudem findet man in den schaalen, nichtssagenden, melodielosen Kompositionen des heutigen Tages den selben Zeitgeschmack wieder, welcher die undeutliche, schwankende, nebelhafte, räthselhafte, ja, sinnleere Schreibart sich gefallen läßt, deren Ursprung hauptsächlich in der miserabeln Hegelei und ihrem Scharlatanismus zu suchen ist.

§. 220.

Die große Oper ist eigentlich kein Erzeugniß des reinen Kunstsinnes, vielmehr des etwas barbarischen Begriffs von Erhöhung des ästhetischen Genusses mittelst Anhäufung der Mittel, Gleichzeitigkeit ganz verschiedenartiger Eindrücke und Verstärkung der Wirkung durch Vermehrung der wirkenden Masse und Kräfte; während doch die Musik, als die mächtigste aller Künste, für sich allein, den für sie empfänglichen Geist vollkommen auszufüllen vermag; ja, ihre höchsten Produktionen, um gehörig aufgefaßt und genossen zu werden, den ganzen ungetheilten und unzerstreuten Geist verlangen, damit er sich ihnen hingebe und sich in sie

Digitized by Google

verſenke, um ihre ſo unglaublich innige Sprache ganz zu verſtehn. Statt deſſen dringt man, während einer ſo höchſt komplicirten Opern-Muſik, zugleich durch das Auge auf den Geiſt ein, mittelſt des bunteſten Gepränges, der phantaſtiſcheſten Bilder und der lebhafteſten Licht- und Farben-Eindrücke; wobei noch außerdem die Fabel des Stücks ihn beſchäftigt. Durch dies Alles wird er abgezogen, zerſtreut, betäubt und ſo am wenigſten für die heilige, geheimnißvolle, innige Sprache der Töne empfänglich gemacht. Alſo wird, durch Dergleichen, dem Erreichen des muſikaliſchen Zweckes gerade entgegengearbeitet. Dazu kommen nun noch die Ballette, ein oft mehr auf die Lüſternheit, als auf äſthetiſchen Genuß berechnetes Schauſpiel, welches überdies, durch den engen Umfang ſeiner Mittel und hieraus entſpringende Monotonie, bald höchſt langweilig wird und dadurch beiträgt die Geduld zu erſchöpfen, vorzüglich indem, durch die langwierige, oft Viertelſtunden dauernde Wiederholung der ſelben, untergeordneten Tanzmelodie, der muſikaliſche Sinn ermüdet und abgeſtumpft wird, ſo daß ihm für die nachfolgenden muſikaliſchen Eindrücke ernſterer und höherer Art, keine Empfänglichkeit mehr bleibt.

Es möchte hingehn, obgleich ein rein muſikaliſcher Geiſt es nicht verlangt, daß man der reinen Sprache der Töne, obwohl ſie, ſelbſtgenugſam, keiner Beihülfe bedarf, Worte, ſogar auch eine anſchaulich vorgeführte Handlung, zugeſellt und unterlegt, damit unſer anſchauender und reflektirender Intellekt, der nicht ganz müßig ſeyn mag, doch auch eine leichte und analoge Beſchäftigung dabei erhalte, wodurch ſogar die Aufmerkſamkeit der Muſik feſter anhängt und folgt, auch zugleich Dem, was die Töne in ihrer allgemeinen, bilderloſen Sprache des Herzens beſagen, ein anſchauliches Bild, gleichſam ein Schema, oder wie ein Exempel zu einem allgemeinen Begriff, untergelegt wird: ja, dergleichen wird den Eindruck der Muſik erhöhen. Jedoch ſollte es in den Schranken der größten Einfachheit gehalten werden; da es ſonſt dem muſikaliſchen Hauptzwecke gerade entgegenwirkt.

Die große Anhäufung vokaler und inſtrumentaler Stimmen in der Oper wirkt zwar auf muſikaliſche Weiſe: jedoch ſteht die **Erhöhung der Wirkung, vom bloßen Quartett bis zu jenen hun-**

Digitized by Google

dertstimmigen Orchestern, durchaus nicht im Verhältniß mit der Vermehrung der Mittel; weil eben der Ackord doch nicht mehr, als drei, nur in Einem Fall vier, Töne haben und der Geist nie mehr zugleich auffassen kann; von wie vielen Stimmen verschiedenster Oktaven auf Ein Mal jene 3 oder 4 Töne auch angegeben werden mögen. — Aus dem Allen ist erklärlich, wie eine schöne, nur vierstimmig aufgeführte Musik bisweilen uns tiefer ergreifen kann, als die ganze opera seria, deren Auszug sie liefert; — eben wie die Zeichnung bisweilen mehr wirkt, als das Oelgemälde. Was dennoch die Wirkung des Quartetts hauptsächlich niederhält, ist, daß ihm die Weite der Harmonie, d. h. die Entfernung zweier, oder mehrerer, Oktaven zwischen dem Baß und der tiefsten der drei obern Stimmen, abgeht, wie sie, von der Tiefe des Kontrabasses aus, dem Orchester zu Gebote steht, dessen Wirkung selbst aber, eben darum, noch unglaublich erhöht wird, wenn eine große, bis zur letzten Stufe der Hörbarkeit hinabgehende Orgel fortwährend den Grundbaß dazu spielt, wie Dies in der katholischen Kirche zu Dresden geschieht. Denn nur so thut die Harmonie ihre ganze Wirkung. — Ueberhaupt aber ist aller Kunst, allem Schönen, aller geistigen Darstellung die Einfachheit, welche ja auch der Wahrheit anzuhängen pflegt, ein wesentliches Gesetz: wenigstens ist es immer gefährlich sich von ihr zu entfernen.

Strenge genommen also könnte man die Oper eine unmusikalische Erfindung zu Gunsten unmusikalischer Geister nennen, als bei welchen die Musik erst eingeschwärzt werden muß durch ein ihr fremdes Medium, also etwan als Begleitung einer breit ausgesponnenen, faden Liebesgeschichte und ihrer poetischen Wasserſuppen: denn eine gedrängte, geist- und gedankenvolle Poesie verträgt der Operntext gar nicht; weil einem solchen die Komposition nicht nachkommen kann. Nun aber die Musik ganz zum Knechte schlechter Poesie machen zu wollen, ist ein Irrweg, den vorzüglich Gluck gewandelt ist, dessen Opernmusik daher, von den Ouvertüren abgesehn, ohne die Worte gar nicht genießbar ist. Ja, man kann sagen, die Oper sei zu einem Verderb der Musik geworden. Denn nicht nur, daß diese sich biegen und schmiegen muß, um sich dem Gange und den ungeregelten Vorgängen einer abgeschmackten Fabel anzupassen; nicht nur, daß

Digitized by Google

durch die kindiſche und barbariſche Pracht der Dekorationen und Koſtüme, durch die Gaukeleien der Tänzer und die kurzen Röcke der Tänzerinnen der Geiſt von der Muſik abgezogen und zerſtreut wird: nein, ſogar der Geſang ſelbſt ſtört oft die Harmonie, ſofern die vox humana, welche, muſikaliſch genommen, ein Inſtrument wie jedes andere iſt, ſich nicht den übrigen Stimmen koordiniren und einfügen, ſondern ſchlechthin dominiren will. Zwar wo ſie Soprano, oder Alto iſt, geht Dies ſehr wohl an; weil ihr, in ſolcher Eigenſchaft, die Melodie weſentlich und von Natur zukommt. Aber in den Baß- und Tenor-Arien fällt die leitende Melodie meiſtens den hohen Inſtrumenten zu; wobei denn der Geſang ſich ausnimmt, wie eine vorlaute, an ſich bloß harmoniſche Stimme, welche die Melodie überſchreien will. Oder aber die Begleitung wird kontrapunktiſch nach oben verſetzt, ganz wider die Natur der Muſik, um der Tenor- oder Baßſtimme die Melodie zu ertheilen; wobei dennoch das Ohr ſtets den höchſten Tönen, alſo der Begleitung, folgt. Ich bin wirklich der Meinung, daß Solo-Arien, mit Orcheſterbegleitung, nur dem Alto oder Soprano angemeſſen ſind; und man daher die Männerſtimmen nur im Duetto mit jenen, oder in mehrſtimmigen Stücken, anwenden ſollte; es ſei denn, daß ſie ohne alle, oder mit einer bloßen Baß-Begleitung ſängen. Die Melodie iſt das natürliche Vorrecht der höchſten Stimme und muß es bleiben. Daher, wann, in der Oper, auf eine ſo erzwungene und erkünſtelte Baryton- oder Baß-Arie eine Sopran-Arie folgt, wir ſogleich, mit Befriedigung, das allein Natur- und Kunſtgemäße dieſer empfinden. Daß große Meiſter, wie Mozart und Roſſini, den Uebelſtand jener erſtern zu mildern, ja, zu überwinden wiſſen, hebt ihn nicht auf.

Einen viel reineren muſikaliſchen Genuß, als die Oper, gewährt die geſungene Meſſe, deren meiſtens unvernommene Worte, oder endlos wiederholte Halleluja, Gloria, Eleiſon, Amen u. ſ. w. zu einem bloßen Solfeggio werden, in welchem die Muſik, nur den allgemeinen Kirchencharakter bewahrend, ſich frei ergeht und nicht, wie beim Operngeſange, in ihrem eigenen Gebiete von Miſeren aller Art beeinträchtigt wird; ſo daß ſie hier ungehindert alle ihre Kräfte entwickelt, indem ſie auch nicht, mit dem gedrückten puritaniſchen, oder methodiſtiſchen Charakter

Digitized by Google

der proteſtantiſchen Kirchenmuſik, ſtets auf dem Boden kreucht, wie die proteſtantiſche Moral, ſondern ſich frei und mit großen Flügelſchlägen emporſchwingt, wie ein Seraph. Meſſe und Symphonie allein geben ungetrübten, vollen muſikaliſchen Genuß; während in der Oper die Muſik ſich mit dem ſchalen Stück und ſeiner Afterpoeſie elend herumquält und mit der ihr aufgelegten fremden Laſt durchzukommen ſucht, ſo gut ſie kann. Die höhnende Verachtung, mit welcher der große Roſſini bisweilen den Text behandelt hat, iſt, wenn auch nicht gerade zu loben, doch ächt muſikaliſch. — Ueberhaupt aber iſt die große Oper, indem ſie, ſchon durch ihre dreiſtündige Dauer, unſre muſikaliſche Empfänglichkeit immer mehr abſtumpft, während dabei der Schneckengang einer meiſtens ſehr faden Handlung unſre Geduld auf die Probe ſtellt, an ſich ſelbſt, weſentlich und eſſentiel, langweiliger Natur; welcher Fehler nur durch die überſchwängliche Vortrefflichkeit der einzelnen Leiſtung überwunden werden kann: daher ſind in dieſer Gattung die Meiſterwerke allein genießbar und alles Mittelmäßige iſt verwerflich. Auch ſollte man ſuchen, die Oper mehr zu koncentriren und zu kontrahiren, um ſie, wo möglich, auf Einen Akt und Eine Stunde zu beſchränken. Im Gefühl der Sache war man in Rom, zu meiner Zeit, auf den ſchlechten Ausweg gerathen, im Teatro della Valle, die Akte einer Oper und einer Komödie mit einander abwechſeln zu laſſen.

§. 221.

Ein Vaudeville iſt einem Menſchen zu vergleichen, der in Kleidern paradirt, die er auf dem Trödel zuſammengekauft hat: jedes Stück hat ſchon ein Anderer getragen, für den es gemacht und dem es angemeſſen worden war: auch merkt man, daß ſie nicht zuſammengehören. — Dem analog iſt eine, aus Fetzen, die man honetten Leuten vom Rocke abgeſchnitten, zuſammengeflickte Harlekinsjacke der Potpourri, — eine wahre muſikaliſche Schändlichkeit, die von der Polizei verboten ſeyn ſollte.

§. 222.

Es verdient bemerkt zu werden, daß in der Muſik der Werth der Kompoſition den der Ausführung überwiegt; hingegen beim Schauſpiel es ſich gerade umgekehrt verhält. Nämlich eine vortreffliche Kompoſition, ſehr mittelmäßig, nur eben rein und richtig ausgeführt, giebt viel mehr Genuß, als die vortrefflichſte

Ausführung einer ſchlechten Kompoſition. Hingegen leiſtet ein ſchlechtes Theaterſtück, von ausgezeichneten Schauſpielern gegeben, viel mehr, als das vortrefflichſte, von Stümpern geſpielt.

§. 223.

Der „Kampf des Menſchen mit dem Schickſal", welchen unſere faden, hohlen, verblaſenen und ekelhaft ſüßlichen modernen Aeſthetiker, ſeit etwan 50 Jahren, wohl einſtimmig, als das allgemeine Thema des Trauerſpiels aufſtellen, hat zu ſeiner Vorausſetzung die Freiheit des Willens, dieſe Marotte aller Ignoranten, und dazu wohl auch noch den kategoriſchen Imperativ, deſſen moraliſche Zwecke, oder Befehle, dem Schickſale zum Trotz, nun durchgeſetzt werden ſollen; woran denn die beſagten Herren ihre Erbauung finden. Zudem aber iſt jenes vorgebliche Thema des Trauerſpiels ſchon darum ein lächerlicher Begriff, weil es der Kampf mit einem unſichtbaren Gegner, einem Kämpen in der Nebelkappe, wäre, gegen den daher jeder Schlag ins Leere geführt würde und dem man ſich in die Arme würfe, indem man ihm ausweichen wollte, wie ja Dies dem Lajus und dem Oedipus begegnet iſt. Dazu kommt, daß das Schickſal allgewaltig iſt, daher mit ihm zu kämpfen die lächerlichſte aller Vermeſſenheiten wäre. So verſteht die Sache auch Shakeſpeare, wenn er ſagt:

> Fate, show thy force: ourselves we do not owe;
> What is decreed must be, and be this so!
> Twelfth night A. 1, the close.

Welcher Vers (beiläufig geſagt) zu den höchſt ſeltenen gehört, die in der Ueberſetzung gewinnen:

> „Jetzt kannſt du deine Macht, o Schickſal, zeigen:
> Was ſeyn ſoll, muß geſchehn, und Keiner iſt ſein eigen."

Bei den Alten iſt der Begriff des Schickſals der einer im Ganzen der Dinge verborgenen Nothwendigkeit, welche, ohne alle Rückſicht, weder auf unſere Wünſche und Bitten, noch auf Schuld oder Verdienſt, die menſchlichen Angelegenheiten leitet und an ihrem geheimen Bande auch die äußerlich von einander unabhängigſten Dinge zieht, um ſie zu bringen wohin ſie will; ſo daß deren offenbar zufälliges Zuſammentreffen ein im höheren Sinne nothwendiges iſt. Wie nun, vermöge dieſer Nothwendig-

Digitized by Google

keit, Alles vorherbestimmt ist (fatum); so ist auch ein Vorherwissen desselben möglich, durch Orakel, Seher, Träume u. s. w.

Die Vorsehung ist das christianisirte Schicksal, also das in die auf das Beste der Welt gerichtete Absicht eines Gottes verwandelte.

§. 224.

Als den ästhetischen Zweck des Chors im Trauerspiel betrachte ich: erstlich, daß neben der Ansicht, welche die vom Sturme der Leidenschaften erschütterten Hauptpersonen von den Sachen haben, auch die der ruhigen, antheilslosen Besonnenheit zur Sprache komme; und zweitens, daß die wesentliche Moral des Stücks, welche in concreto die Handlung desselben successive darlegt, zugleich auch als Reflexion über diese, in abstracto, folglich kurz, ausgesprochen werde. So wirkend gleicht der Chor dem Baß in der Musik, welcher, als stete Begleitung, den Grundton jedes einzelnen Akkordes der Fortschreitung vernehmen läßt.

§. 225.

Wie Steinschichten der Erde uns die Gestalten der Lebendigen einer fernen Vorwelt in den Abdrücken zeigen, welche die Spur eines kurzen Daseyns ungezählte Jahrtausende hindurch aufbewahren; so haben die Alten in ihren Komödien uns einen treuen und bleibenden Abdruck ihres heitern Lebens und Treibens hinterlassen, so deutlich und genau, daß es den Schein erhält, als hätten sie es in der Absicht gethan, von der schönen und edlen Existenz, deren Flüchtigkeit sie bedauerten, wenigstens ein bleibendes Abbild auf die späteste Nachwelt zu vererben. Füllen wir nun diese uns überlieferten Hüllen und Formen wieder mit Fleisch und Bein aus, durch Darstellung des Plautus und Terenz auf der Bühne; so tritt jenes längst vergangene, rege Leben wieder frisch und froh vor uns hin, — wie die antiken Musaikfußböden, wenn benetzt, wieder im Glanze ihrer alten Farben dastehn.

§. 226.

Die allein ächte Deutsche Komödie, aus dem Wesen und Geiste der Nation hervorgegangen und ihn darstellend, ist, neben der einzig dastehenden Minna von Barnhelm, das Iffländische Schauspiel. Die Vorzüge dieser Stücke sind, eben wie die der Nation, die sie treu abbilden, mehr moralisch, als intellektuell: wovon das Umgekehrte von der Französischen und Englischen

Digitized by Google

Komödie behauptet werden könnte. Die Deutschen sind so selten originell, daß man nicht, sobald es ein Mal dazu gekommen ist, gleich mit Knitteln drein schlagen sollte, wie Dies Schiller und die Schlegel gethan haben, welche gegen Iffland ungerecht gewesen und selbst gegen Kotzebue zu weit gegangen sind. Eben so ist man heut zu Tage wieder ungerecht gegen Raupach, zollt hingegen den Fratzen armsäliger Pfuscher seinen Beifall.

§. 227.

Das Drama überhaupt, als die vollkommenste Abspiegelung des menschlichen Daseyns, hat einen dreifachen Klimax seiner Auffassungsweise desselben und mithin seiner Absicht und Prätension. Auf der ersten und frequentesten Stufe bleibt es beim bloß Interessanten: die Personen erlangen unsere Theilnahme, indem sie ihre eigenen, den unsern ähnlichen, Zwecke verfolgen; die Handlung schreitet, mittelst der Intrigue, der Charaktere und des Zufalls, vorwärts: Witz und Scherz sind die Würze des Ganzen. — Auf der zweiten Stufe wird das Drama sentimal: Mitleid mit den Helden, und mittelbar mit uns selbst, wird erregt: die Handlung wird pathetisch: doch kehrt sie zur Ruhe und Befriedigung zurück, im Schluß. — Auf der höchsten und schwierigsten Stufe wird das Tragische beabsichtigt: das schwere Leiden, die Noth des Daseyns, wird uns vorgeführt, und die Nichtigkeit alles menschlichen Strebens ist hier das letzte Ergebniß. Wir werden tief erschüttert und die Abwendung des Willens vom Leben wird in uns angeregt, entweder direkt, oder als mitklingender harmonischer Ton. —

Das Drama von politischer, mit den momentanen Grillen des süßen Pöbels liebäugelnder Tendenz, dieses beliebte Fabrikat unsrer heutigen Litteraten, habe ich natürlich nicht in Betracht gezogen: dergleichen Piecen liegen bald, oft schon im nächsten Jahre, da, wie alte Kalender. Das kümmert jedoch den Litteraten nicht: denn der Anruf an seine Muse enthält nur Eine Bitte: „unser täglich Brod gieb uns heute." —

§. 228.

Aller Anfang ist schwer, heißt es. In der Dramaturgie gilt jedoch das Umgekehrte: alles Ende ist schwer. Dies belegen die unzähligen Dramen, deren erste Hälfte sich recht gut anläßt, die aber sodann sich trüben, stocken, schwanken und in ein bald er-

Digitized by Google

zwungenes, bald unbefriedigendes, bald von Jedem längſt vorhergeſehenes Ende auslaufen, mitunter gar, wie Emilia Galotti, in ein empörendes, welches den Zuſchauer völlig verſtimmt nach Hauſe ſchickt. Dieſe Schwierigkeit des Ausganges beruht theils darauf, daß es überall leichter iſt, die Sachen zu verwirren, als zu entwirren; theils aber auch darauf, daß wir beim Anfange dem Dichter carte blanche laſſen, hingegen an das Ende beſtimmte Anforderungen ſtellen: es ſoll nämlich entweder ganz glücklich, oder aber ganz tragiſch ſeyn; während die menſchlichen Dinge nicht leicht eine ſo entſchiedene Wendung nehmen: ſodann ſoll es natürlich, richtig und ungezwungen herauskommen; dabei aber doch von Niemanden vorhergeſehn ſeyn. — Vom Epos und Romane gilt das Selbe: beim Drama macht nur deſſen kompaktere Natur es ſichtbarer, indem ſie die Schwierigkeit vermehrt.

Das e nihilo nihil fit gilt auch in den ſchönen Künſten. Gute Maler laſſen zu ihren hiſtoriſchen Bildern wirkliche Menſchen Modell ſtehn und nehmen zu ihren Köpfen wirkliche, aus dem Leben gegriffene Geſichter, die ſie ſodann, ſei es der Schönheit, oder dem Charakter nach, idealiſiren. Eben ſo, glaube ich, machen es gute Romanenſchreiber: ſie legen den Perſonen ihrer Fiktionen wirkliche Menſchen aus ihrer Bekanntſchaft ſchematiſch unter, welche ſie nun, ihren Abſichten gemäß, idealiſiren und kompletiren.

§. 229.

Ich geſtehe aufrichtig, daß der hohe Ruhm der divina commedia mir übertrieben ſcheint. Großen Antheil an demſelben hat gewiß die überſchwängliche Abſurdität des Grundgedankens, in Folge deſſen, ſogleich im Inferno, die empörendeſte Seite der Chriſtlichen Mythologie uns grell vor die Augen gebracht wird: ſodann trägt das Ihrige auch die Dunkelheit des Stils und der Anſpielungen bei:

> **Omnia enim stolidi magis admirantur, amantque,**
> **Inversis quae sub verbis latitantia cernunt.**

Indeſſen iſt allerdings die oft bis zum Lakoniſchen gehende Kürze und Energie des Ausdrucks, noch mehr aber die unvergleichliche Stärke der Einbildungskraft des Dante, höchſt bewunderungswürdig. Vermöge derſelben ertheilt er der Schilderung unmöglicher Dinge eine augenfällige Wahrheit, welche ſonach der des

Digitized by Google

Traumes verwandt ist: denn da er von diesen Dingen keine Erfahrung haben kann; so scheint es, als müßten sie ihm geträumt haben, um so lebendig genau und anschaulich ausgemalt werden zu können. — Was soll man hingegen sagen, wenn am Schlusse des 11. Gesanges des Inferno Virgil das Anbrechen des Tages und den Untergang der Sterne beschreibt, also vergißt, daß er in der Hölle, unter der Erde ist und erst am Schlusse dieses Hauptheils quindi uscire wird, a riveder le stelle. Den selben Verstoß findet man nochmals, am Ende des 20. Gesanges. Soll man etwan annehmen, Virgil führe eine Taschenuhr und wisse daher, was jetzt am Himmel vorgeht? Mir scheint Dies eine ärgere Vergeßlichkeit, als die bekannte, Sancho Pansa's Esel betreffende, welche Cervantes sich hat zu Schulden kommen lassen.

Der Titel des Dante'schen Werkes ist gar originell und treffend, und kaum läßt sich zweifeln, daß er ironisch sei. Eine Komödie! Fürwahr, Das wäre die Welt, eine Komödie für einen Gott, dessen unersättliche Rachgier und studirte Grausamkeit, im letzten Akte derselben, an der endlosen und zwecklosen Quaal der Wesen, welche er müßigerweise ins Daseyn gerufen hat, sich weidete, weil sie nämlich nicht nach seinem Sinne ausgefallen wären und daher, in ihrem kurzen Leben, anders gethan, oder geglaubt hätten, als es ihm recht war. Gegen seine unerhörte Grausamkeit gehalten, wären übrigens alle im Inferno so hart bestraften Verbrechen gar nicht der Rede werth; ja, er selbst wäre bei Weitem ärger, als alle die Teufel, denen wir im Inferno begegnen; da ja diese doch nur in seinem Auftrage und kraft seiner Vollmacht handeln. Daher wird denn wohl Vater Zeus sich für die Ehre bedanken, mit ihm so ohne Umstände identificirt zu werden; wie Dies an einigen Stellen (z. B. C. 14. v. 70. — C. 31. v. 92) seltsamerweise geschieht. Aeußerst widerlich wirkt auch die Russisch-sklavische Art der Unterwürfigkeit des Virgil, des Dante und eines Jeden unter die Befehle desselben und der zitternde Gehorsam, mit dem seine Ukasen überall vernommen werden. Dieser Sklavensinn wird nun aber gar, C. 33. v. 109—150, von Danten selbst, in eigener Person, so weit getrieben, daß er sich völliger Ehr- und Gewissenlosigkeit schuldig macht, in einem Fall, den er, sich dessen rühmend, selbst

Digitized by Google

erzählet. Ehre und Gewissen nämlich gelten ihm nichts mehr, sobald sie mit den grausamen Beschlüssen des Domeneddio irgend interferiren: daher denn hier das, zur Erlangung einer Aussage, fest und feierlich von ihm gegebene Versprechen, ein Tröpflein Linderung in die Pein einer von Jenem ersonnenen und grausam vollführten Marter zu gießen, nachdem der Gemarterte die ihm aufgelegte Bedingung erfüllt hat, von Danten, ehr- und gewissenloser Weise, frank und frech gebrochen wird, in majorem Dei gloriam; weil nämlich er eine von Diesem aufgelegte Pein, auch nur, wie hier, durch das Wegwischen einer gefrorenen Thräne, im Mindesten zu lindern, obwohl es ihm nicht etwan ausdrücklich verboten war, für durchaus unerlaubt hält und also es unterläßt, so feierlich er es auch, den Augenblick vorher, versprochen und gelobt hatte. Im Himmel mag Dergleichen der Brauch und lobenswerth seyn; ich weiß es nicht: aber auf Erden heißt wer so handelt ein Schuft. — Hieran wird, beiläufig gesagt, ersichtlich, wie mißlich es um jede Moral steht, die keine andere Basis hat, als den Willen Gottes; indem alsdann, so schnell wie die Pole eines Elektromagneten umgekehrt werden, aus schlecht gut und aus gut schlecht werden kann. — Das ganze Inferno des Dante ist recht eigentlich eine Apotheose der Grausamkeit, und hier, im vorletzten Gesange, wird besagterweise noch die Ehr- und Gewissenlosigkeit dazu verherrlicht.

„Was eben wahr ist aller Orten,
Das sag' ich mit ungescheuten Worten."

G.

Uebrigens wäre für die Geschaffenen die Sache eine divina tragedia und zwar ohne alles Ende. Wenn auch das derselben vorhergehende Vorspiel hin und wieder lustig ausfallen mag; so ist es doch von völlig verschwindender Kürze gegen die endlose Dauer des tragischen Theils. Man kann kaum umhin, zu denken, daß bei Danten selbst eine geheime Satire über solche saubere Weltordnung dahintersteckе; sonst würde ein ganz eigener Geschmack dazu gehören, sich an der Ausmalung empörender Absurditäten und fortwährender Henkerscenen zu vergnügen.

Mir geht allen anderen italiänischen Dichtern mein vielgeliebter Petrarka vor. An Tiefe und Innigkeit des Gefühls und dem unmittelbaren Ausdruck desselben, der gerade zum Herzen geht, hat

Digitized by Google

kein Dichter der Welt ihn je übertroffen. Daher ſind ſeine Sonette und Kanzonen mir ungleich lieber, als die phantaſtiſchen Poſſen des Arioſto und die gräßlichen Fratzen des Dante. Auch ſpricht der natürliche, gerade aus dem Herzen kommende Fluß ſeiner Rede mich ganz anders an, als die ſtudirte, ja, affektirte Wortkargheit des Dante. Er iſt ſtets der Dichter meines Herzens geweſen und wird es bleiben. Daß die allervortrefflichſte „Jetztzeit" ſich unterfängt, vom Petrarka geringſchätzend zu reden beſtärkt mich in meinem Urtheil. Zum überflüſſigen Belege deſſelben kann man auch noch den Dante und den Petrarka gleichſam im Hauskleide, d. h. in der Proſa, vergleichen, indem man die ſchönen, gedanken- und wahrheitsreichen Bücher des Petrarka de vita solitaria, de contemtu mundi, consolatio utriusque fortunae etc., nebſt ſeinen Briefen, mit der unfruchtbaren und langweiligen Scholaſtik des Dante zuſammenhält. — Der Taſſo endlich ſcheint mir nicht würdig, neben den drei großen Dichtern Italiens als der vierte ſeinen Platz einzunehmen. Laßt uns ſuchen, als Nachwelt gerecht zu ſeyn; ſollten wir auch als Mitwelt es nicht vermögen.

§. 230.

Daß beim Homer die Dinge immer ſolche Prädikate erhalten, die ihnen überhaupt und ſchlechthin zukommen, nicht aber ſolche, die zu Dem, was eben vorgeht, in Beziehung oder Analogie ſtehn, daß z. B. die Achäer immer die wohlbeſchienten, die Erde immer die lebennährende, der Himmel der weite, das Meer das weindunkele heißt, Dies iſt ein Zug der im Homer ſich ſo einzig ausſprechenden Objektivität. Er läßt, eben wie die Natur ſelbſt, die Gegenſtände unangetaſtet von den menſchlichen Vorgängen und Stimmungen. Ob ſeine Helden jubeln, oder trauern; die Natur geht unbekümmert ihren Gang. Subjektiven Menſchen hingegen ſcheint, wann ſie traurig ſind, die ganze Natur düſter, u. ſ. w. Nicht ſo aber hält es Homer.

Unter den Dichtern unſerer Zeit iſt Göthe der objektiveſte, Byron der ſubjektiveſte. Dieſer redet immer nur von ſich ſelbſt, und ſogar in den objektiveſten Dichtungsarten, dem Drama und Epos, ſchildert er im Helden ſich.

Zum Jean Paul aber verhält ſich Göthe, wie der poſitive Pol zum negativen.

Digitized by Google

§. 231.

Göthe's Egmont ist ein Mensch, der das Leben leicht nimmt und diesen Irrthum büßen muß. Dafür aber läßt dieselbe Gemüthsbeschaffenheit ihn auch den Tod leicht nehmen.

§. 232.

Zu Venedig, in der Akademie der Künste, ist, unter den auf Leinwand übertragenen Fresken, ein Bild, welches ganz eigentlich darstellt die Götter, wie sie auf Wolken, an goldenen Tischen, auf goldenen Sitzen thronen, und unten die gestürzten Gäste, geschmäht und geschändet in nächtlichen Tiefen. Ganz gewiß hat Göthe das Bild gesehn, als er, auf seiner ersten italiänischen Reise, die Iphigenia schrieb.

§. 233.

Die Geschichte, deren ich gern neben der Poesie, als ihrem Gegensatze, (ἱστορουμενον — πεποιημενον) gedenke, ist für die Zeit, was die Geographie für den Raum. Daher ist diese, so wenig wie jene, eine Wissenschaft im eigentlichen Sinne; weil auch sie nicht allgemeine Wahrheiten, sondern nur einzelne Dinge zum Gegenstande hat; — worüber ich verweise auf mein Hauptwerk Bd. 2, Kap. 38.

Andrerseits könnte man die Geschichte auch ansehn, als eine Fortsetzung der Zoologie; insofern bei den sämmtlichen Thieren die Betrachtung der Species ausreicht, beim Menschen jedoch, weil er Individualcharakter hat, auch die Individuen, nebst den individuellen Begebenheiten, als Bedingung dazu, kennen zu lernen sind. Hieraus folgt sogleich die wesentliche Unvollkommenheit der Geschichte; da die Individuen und Begebenheiten zahl- und endlos sind.

Dazu kommt aber noch, daß die Geschichtsmuse Klio mit der Lüge so durch und durch inficirt ist, wie eine Gassenhure mit der Syphilis. Die neue, kritische Geschichtsforschung müht sich zwar ab, sie zu kuriren, bewältigt aber mit ihren lokalen Mitteln bloß einzelne, hie und da ausbrechende Symptome; wobei noch dazu manche Quacksalberei mit unter läuft, die das Uebel verschlimmert.

Die Zeitungen sind der Sekundenzeiger der Geschichte. Derselbe aber ist meistens nicht nur von unedlerem Metalle, als die beiden andern, sondern geht auch selten richtig. — Die sogenann-

Digitized by Google

ten „leitenden Artikel" darin ſind, der Chorus zu dem Drama der jeweiligen Begebenheiten. — Uebertreibung in jeder Art iſt der Zeitungsſchreiberei eben ſo weſentlich, wie der dramatiſchen Kunſt: denn es gilt, aus jedem Vorfall möglichſt viel zu machen. Daher auch ſind alle Zeitungsſchreiber, von Handwerks wegen, Allarmiſten: dies iſt ihre Art ſich intereſſant zu machen. Sie gleichen aber dadurch den kleinen Hunden, die bei Allem, was ſich irgend regt, ſogleich ein lautes Gebell erheben. Hienach hat man ſeine Beachtung ihrer Allarmtrompete abzumeſſen, damit ſie Keinem die Verdauung verderbe.

In Europa wird die Weltgeſchichte auch noch von einem ganz eigenthümlichen chronologiſchen Tageszeiger begleitet, welcher, bei anſchaulichen Darſtellungen der Begebenheiten, jedes Decennium auf den erſten Blick erkennen läßt: derſelbe ſteht unter der Leitung der Schneider. Bloß im gegenwärtigen Decennio iſt er in Unordnung gerathen; weil ſolches nicht ein Mal Originalität genug beſitzt, um, wie jedes andere, eine ihm eigene Kleidermode zu erfinden, ſondern nur eine Maskerade darſtellt, auf der man in allerlei längſt abgelegten Trachten aus vergangenen Zeiten herumläuft. Selbſt die ihm vorhergegangene Periode hatte doch noch ſo viel eigenen Geiſt, als nöthig iſt, den Frack zu erfinden.

Näher betrachtet, verhält es ſich mit der Sache ſo. Wie jeder Menſch eine Phyſiognomie hat, nach der man ihn vorläufig beurtheilt; ſo hat auch jedes Zeitalter eine, die nicht minder charakteriſtiſch iſt. Denn der jedesmalige Zeitgeiſt gleicht einem ſcharfen Oſtwinde, der durch Alles hindurchbläſt. Daher findet man ſeine Spur in allem Thun, Denken, Schreiben, in Muſik und Malerei, im Floriren dieſer oder jener Kunſt: Allem und Jedem drückt er ſein Stämpel auf: daher z. B. das Zeitalter der Phraſen ohne Sinn auch das der Muſiken ohne Melodie und der Formen ohne Zweck und Abſicht ſeyn mußte. Höchſtens können die dicken Mauern eines Kloſters jenem Oſtwinde den Zugang verſperren; wenn er ſie alsdann nicht gar umreißt. Darum alſo ertheilt der Geiſt einer Zeit ihr auch die äußere Phyſiognomie. Dieſe beſteht in der Bauart, in der Kleidung, nebſt der Art Haar und Bart zu ſtutzen, und in der Form der Möbeln und Geräthe. Die jetzige Zeit trägt, wie geſagt, durch

Digitized by Google

Mangel an Originalität in allen diesen Dingen, das Stämpel der Charakterlosigkeit. Wie wird ihre Außenseite, in Bildern und Bauwerken erhalten, einst der Nachwelt imponiren! Ihre feilen Demokolaken benennen sie mit dem charakterisch wohlklingenden Namen „Jetztzeit", nämlich als wäre sie die Gegenwart κατ' εξοχην, die von aller Vergangenheit vorbereitete und endlich erzielte Gegenwart. Mit welcher Ehrfurcht wird die Nachwelt unsere, im elendesten Rokokostil der Zeit Ludwigs **XIV.** aufgeführten Paläste und Landhäuser betrachten! — Aber schwerlich wird sie wissen, was sie, auf Konterfeien und Daguerrotypen, aus den Schuhputzerphysiognomien mit Sokratischen Bärten und aus den Stutzern im Kostüme der Schacherjuden meiner Jugend machen soll.

§. 234.

Am Schlusse dieses ästhetischen Kapitels mag denn auch meine Meinung über die Boisseree'sche jetzt in München befindliche Sammlung von Gemälden aus der alten Niederrheinischen Schule eine Stelle finden.

Ein ächtes Kunstwerk darf eigentlich nicht, um genießbar zu seyn, den Präambel einer Kunstgeschichte nöthig haben. Dies ist jedoch bei keiner Art von Gemälden so sehr der Fall, wie bei den hier in Rede stehenden. Wenigstens wird man ihren Werth erst dann richtig ermessen, wenn man gesehn hat, wie vor dem Johann van Eick gemalt wurde, nämlich in dem von Byzanz ausgegangenen Geschmack, also auf Goldgrund, in Tempra, mit Figuren ohne Leben und Bewegung, steif und starr, dazu massive Heiligenscheine, die auch noch den Namen des Heiligen enthalten. Van Eyck, als ein ächtes Genie, kehrte zur Natur zurück, gab den Gemälden Hintergrund, den Figuren lebendige Stellung, Gebärde und Gruppirung, den Physiognomien Ausdruck und Wahrheit, und den Falten Richtigkeit: dazu führte er die Perspektive ein und erreichte überhaupt in der technischen Ausführung die allerhöchste Vollkommenheit. Seine Nachfolger blieben theils auf dieser Bahn, wie Schoreel und Hemling (oder Memling); theils kehrten sie zu den alten Absurditäten zurück. Sogar er selbst hatte von diesen Absurditäten immer noch so viel beibehalten müssen, als, nach kirchlicher Ansicht, obligat war: er mußte z. B. noch Heiligenscheine und massive Lichtstrah-

Digitized by Google

len machen. Aber man sieht, er hat abgedungen so viel er konnte. Er verhält sich demnach stets kämpfend gegen den Geist seiner Zeit: eben so Schoreel und Hemling. Folglich sind sie mit Berücksichtigung ihrer Zeit zu beurtheilen. Dieser ist es zur Last zu legen, daß ihre Vorwürfe die meistens nichtssagenden, oft abgeschmackten, immer abgedroschenen, kirchlichen sind, z. B. die drei Könige, sterbende Maria, St. Christoph, St. Lukas welcher die Maria malt u. dgl. m. Eben so ist es Schuld ihrer Zeit, daß ihre Figuren fast nie eine freie, rein menschliche Stellung und Miene haben, sondern durchgängig die kirchliche Gebärde machen, d. h. eine gezwungene, andressirte, demüthige, schleichende Bettlergebärde. — Hiezu kommt, daß jene Maler die Antike nicht kannten: daher haben ihre Figuren selten schöne Gesichter, meistens häßliche, und nie schöne Glieder. — Die Luftperspektive fehlt: die Linearperspective ist meistens richtig. Sie haben Alles aus der Natur, wie sie ihnen bekannt war, geschöpft: demnach ist der Ausdruck der Gesichter wahr und redlich, jedoch nirgends vielsagend, und keiner ihrer Heiligen hat eine Spur jenes erhabenen und überirdischen Ausdrucks wahrer Heiligkeit im Antlitz, den allein die Italiäner geben, vor Allen Raphael, und Koreggio in seinen ältern Bildern.

Objektiv könnte man demnach die in Rede stehenden Gemälde so beurtheilen: sie haben großentheils in der Darstellung des Wirklichen, sowohl der Köpfe, als Gewänder und Stoffe, die höchste technische Vollkommenheit; fast so, wie lange nachher, im 17. Jahrhundert, die eigentlichen Niederländer sie erreichten. Hingegen der edelste Ausdruck, die höchste Schönheit und die wahre Grazie sind ihnen fremd geblieben. Da nun aber diese der Zweck sind, zu welchem die technische Vollkommenheit sich als Mittel verhält; so sind sie nicht Kunstwerke vom ersten Range; ja, sie sind nicht unbedingt genießbar: denn die angeführten Mängel, nebst den nichtssagenden Gegenständen und der durchgängigen kirchlichen Gebärde, müssen immer erst abgezogen und auf Rechnung der Zeit geschrieben werden.

Ihr Hauptverdienst, jedoch nur bei van Eyck und seinen besten Schülern, besteht in der täuschendesten Nachahmung der Wirklichkeit, erlangt durch klaren Blick in die Natur und eisernen Fleiß im Ausmalen; sodann in der Lebhaftigkeit der Farben,

Digitized by Google

— ein ihnen ausſchließlich eigenes Verdienſt. Mit ſolchen Farben iſt weder vor, noch nach ihnen gemalt worden: ſie ſind brennend und bringen die höchſte Energie der Farbe zu Tage. Daher ſehn dieſe Bilder, nach bald vierhundert Jahren, aus, als wären ſie von geſtern. Hätten doch Raphael und Koreggio dieſe Farben gekannt! Aber ſie blieben ein Geheimniß der Schule und ſind daher verloren gegangen. Man ſollte ſie chemiſch unterſuchen.

Kapitel XX.

Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm.

§. 235.

Kant hat seine Aesthetik in der Kritik der Urtheilskraft vorgetragen: dem entsprechend werde ich, in diesem Kapitel, meinen obigen, ästhetischen Betrachtungen auch eine kleine Kritik der Urtheilskraft, aber nur der empirisch gegebenen, hinzufügen, hauptsächlich um zu sagen, daß es meistentheils keine giebt, indem sie eine beinahe so rara avis ist, wie der Vogel Phönix, auf dessen Erscheinen man hundert Jahre zu warten hat.

§. 236.

Mit dem nicht geschmackvoll gewählten Ausdruck Geschmack bezeichnet man diejenige Auffindung, oder auch bloße Anerkennung, des ästhetisch Richtigen, welche ohne Anleitung einer Regel geschieht, indem entweder keine Regel sich bis dahin erstreckt, oder auch dieselbe dem Ausübenden, respektive bloß Urtheilenden, nicht bekannt war. — Statt Geschmack würde man ästhetisches Gefühl sagen können; wenn Dies nicht eine Tautologie enthielte.

Der auffassende, urtheilende Geschmack ist gleichsam das Weibliche zum Männlichen des produktiven Talents, oder Genies. Nicht fähig zu erzeugen, besteht er in der Fähigkeit zu empfangen, d. h. das Rechte, das Schöne, das Passende, als solches zu erkennen, — wie auch dessen Gegentheil; also das Gute vom Schlechten zu unterscheiden, Jenes herauszufinden und zu würdigen, Dieses zu verwerfen.

§. 237.

Die Schriftsteller kann man eintheilen in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne. — Die Ersteren liefern die momentanen Knalleffekte: man schauet auf, ruft „siehe da!“ und auf immer sind sie verschwunden. — Die Zweiten, also die Irr-

Digitized by Google

und Wandelsterne, haben viel mehr Bestand. Sie glänzen, wiewohl bloß vermöge ihrer Nähe, oft heller, als die Fixsterne, und werden von Nichtkennern mit diesen verwechselt. Inzwischen müssen auch sie ihren Platz bald räumen, haben zudem nur geborgtes Licht und eine auf ihre Bahngenossen (Zeitgenossen) beschränkte Wirkungssphäre. Sie wandeln und wechseln: ein Umlauf von einigen Jahren Dauer ist ihre Sache. — Die Dritten allein sind unwandelbar, stehn fest am Firmament, haben eigenes Licht, wirken zu Einer Zeit, wie zur andern, indem sie ihr Ansehn nicht durch die Veränderung unsers Standpunkts ändern, da sie keine Parallaxe haben. Sie gehören nicht, wie jene Andern, einem Systeme (Nation) allein an; sondern der Welt. Aber eben wegen der Höhe ihre Stelle, braucht ihr Licht meistens viele Jahre, ehe es dem Erdbewohner sichtbar wird.

§. 238.

Zum Maaßstab eines Genie's soll man nicht die Fehler in seinen Produktionen, oder die schwächeren seiner Werke nehmen, um es dann danach tief zu stellen; sondern bloß sein Vortrefflichstes. Denn auch im Intellektuellen klebt Schwäche und Verkehrtheit der menschlichen Natur so fest an, daß selbst der glänzendeste Geist nicht durchweg und jederzeit von ihnen frei ist. Daher die großen Fehler, welche sogar in den Werken der größten Männer sich nachweisen lassen, und Horazens quandoque bonus dormitat Homerus. Was hingegen das Genie auszeichnet und daher sein Maaßstab seyn sollte, ist die Höhe, zu der es sich, als Zeit und Stimmung günstig waren, hat aufschwingen können, und welche den gewöhnlichen Talenten ewig unerreichbar bleibt.

§. 239.

Der Unstern für geistige Verdienste ist, daß sie zu warten haben, bis Die das Gute loben, welche selbst nur das Schlechte hervorbringen; ja überhaupt schon, daß sie ihre Kronen aus den Händen der menschlichen Urtheilskraft zu empfangen haben, einer Eigenschaft, von der den Meisten so viel einwohnt, wie dem Kastraten Zeugungskraft; will sagen, ein schwaches, unfruchtbares Analogon; so daß schon sie selbst den seltenen Naturgaben beizuzählen ist. Daher ist es leider so wahr, wie artig gewendet, was Labrüyere sagt: après l'esprit de discernement,

Digitized by Google

ce qu'il y a au monde de plus rare, ce sont les diamans et les perles. Unterscheidungsvermögen, esprit de discernement, und demnach Urtheilskraft, daran gebricht es. Sie wissen nicht das Aechte vom Unächten, nicht den Hafer von der Spreu, nicht das Gold vom Kupfer zu unterscheiden und nehmen nicht den weiten Abstand wahr, zwischen dem gewöhnlichen Kopf und dem seltensten. Das Resultat hievon ist der Uebelstand, den ein altmodisches Verschen so ausdrückt:

„Es ist nun das Geschick der Großen hier auf Erden,
Erst wann sie nicht mehr sind, von uns erkannt zu werden."

Dem Aechten und Vortrefflichen steht, bei seinem Auftreten, zunächst das Schlechte im Wege, von welchem es seinen Platz bereits eingenommen findet, und das eben für Jenes gilt. Wenn es nun auch, nach langer Zeit und hartem Kampfe, ihm wirklich gelingt, den Platz für sich zu vindiciren und sich in Ansehn zu bringen; so wird es wieder nicht lange dauern, bis sie mit irgend einem manierirten, geistlosen, plumpen Nachahmer herangeschleppt, kommen, um, ganz gelassen, ihn neben das Genie, auf den Altar zu setzen: denn sie sehn den Unterschied nicht; sondern meynen ganz ernstlich, Das wäre nun wieder auch so Einer. So mußten auch Shakespeare's Dramen, gleich nach seinem Tode, denen von Ben Johnson, Massinger, Beaumont und Fletscher Platz machen und diesen auf 100 Jahre räumen. So wurde Kant's ernste Philosophie durch Fichte's offenbare Windbeutelei, Schellings Eklektismus und Jacobi's widrigsüßliches und gottseliges Gefasel verdrängt, bis es zuletzt dahin kam, daß ein ganz erbärmlicher Scharlatan, Hegel, Kanten gleich, ja, hoch über ihn gestellt wurde. Selbst in einer Allen zugänglichen Sphäre sehn wir den unvergleichlichen Walter Scott bald durch unwürdige Nachahmer aus der Aufmerksamkeit des großen Publikums verdrängt werden. Denn dieses hat überall für das Vortreffliche im Grunde doch keinen Sinn und daher keine Ahndung davon, wie unendlich selten die Menschen sind, welche in Poesie, Kunst, oder Philosophie wirklich etwas zu leisten vermögen, und wie dennoch ihre Werke ganz allein und ausschließlich unsrer Aufmerksamkeit werth sind, weshalb man das

Digitized by Google

mediocribus esse poëtis
Non homines, non Di, non concessere columnae

den Pfuschern in der Poesie und eben so in allen andern hohen Fächern, ohne Nachsicht, alle Tage unter die Nase reiben sollte. Sind doch diese das Unkraut, welches den Waizen nicht aufkommen läßt, um Alles selbst zu überziehn; weshalb es denn eben geht, wie der so früh dahingeschiedene Feuchtersleben es originell und schön schildert:

„Ist doch — rufen sie vermessen —
Nichts im Werke, nichts gethan!"
Und das Große reift indessen
Still heran.

Es erscheint nun: niemand sieht es,
Niemand hört es im Geschrei.
Mit bescheid'ner Trauer zieht es
Still vorbei.

Nicht weniger zeigt jener beklagenswerthe Mangel an Urtheilskraft sich in den Wissenschaften, nämlich am zähen Leben falscher und widerlegter Theorien. Ein Mal in Kredit gekommen, trotzen diese der Wahrheit halbe, ja ganze Jahrhunderte lang, wie ein steinerner Molo den Meereswogen. Nach hundert Jahren hatte Kopernikus noch nicht den Ptolemäus verdrängt. Bako von Verulam, Cartesius, Locke, sind äußerst langsam und spät durchgedrungen (Man lese nur d'Alembert's berühmte Vorrede zur Encyklopädie.) Obgleich Neuton das Erscheinen seiner Principia beinahe 40 Jahre überlebt hat, war, als er starb, seine Lehre doch nur in England, theilweise und einigermaaßen zur Anerkennung gelangt; während er außerhalb seines Vaterlandes nicht zwanzig Anhänger zählte; laut dem Vorbericht zu Voltaire's Darstellung seiner Lehre. Eben diese hat zum Bekanntwerden seines Systems in Frankreich, beinahe zwanzig Jahre nach seinem Tode, das Meiste beigetragen. Bis dahin nämlich hielt man daselbst fest, standhaft und patriotisch an den Kartesianischen Wirbeln; während erst 40 Jahre vorher die selbe Kartesianische Philosophie in den Französischen Schulen noch verboten gewesen war. Jetzt nun wieder verweigerte der Kanzler d'Aguesseau dem Voltaire das Imprimatur zu seiner Darstellung des Neutonianismus. Dagegen behauptet in unsern Tagen Neutons absurde

Digitized by Google

Farbenlehre noch vollkommen den Kampfplatz, 40 Jahre nach dem Erſcheinen der Göthe'ſchen. Hume, obſchon er ſehr früh aufgetreten war und durchaus populär ſchrieb, iſt bis zu ſeinem 50. Jahre unbeachtet geblieben. Kant, wiewohl er ſein ganzes Leben hindurch geſchrieben und gelehrt hatte, wurde erſt nach ſeinem 60. Jahre berühmt. — Künſtler und Dichter haben freilich beſſeres Spiel, als die Denker; weil ihr Publikum wenigſtens 100 Mal größer iſt. Dennoch, was galten Mozart und Beethoven bei ihren Lebzeiten? was Dante? was ſelbſt Shakeſpeare? Hätten die Zeitgenoſſen dieſes Letzteren ſeinen Werth irgend gekannt; ſo würden wir, aus jener Zeit des Flors der Malerkunſt, doch wenigſtens ein gutes und ſicher beglaubigtes Bildniß deſſelben haben, während jetzt nur durchaus zweifelhafte Gemälde, ein ſehr ſchlechter Kupferſtich und eine noch ſchlechtere Grabſteinsbüſte vorhanden ſind.*) Imgleichen würden alsdann die von ihm übrig gebliebenen Handſchriften zu Hunderten daſeyn; ſtatt, wie jetzt, ſich auf ein Paar gerichtliche Unterzeichnungen zu beſchränken. — Alle Portugieſen ſind noch ſtolz auf den Camoëns, ihren einzigen Dichter: er lebte aber von Almoſen, die ein aus Indien mitgebrachter Negerknabe Abends auf der Straße für ihn einſammelte. — Allerdings wird, mit der Zeit, Jedem volle Gerechtigkeit (tempo è galant-uomo), allein ſo ſpät und langſam, wie weiland vom Reichskammergericht, und die ſtillſchweigende Bedingung iſt, daß er nicht mehr lebe. Da muß denn wer unſterbliche Werke geſchaffen hat, zu ſeinem Troſt, den Indiſchen Mythos auf ſie anwenden, daß die Minuten des Lebens der Unſterblichen, auf Erden, als Jahre erſcheinen und eben ſo die Erdenjahre nur Minuten der Unſterblichen ſind.

Der hier beklagte Mangel an Urtheilskraft zeigt ſich denn auch darin, daß in jedem Jahrhundert zwar das Vortreffliche der früheren Zeit verehrt, das der eigenen aber verkannt und die dieſem gebürende Aufmerkſamkeit ſchlechten Machwerken geſchenkt wird, mit denen jedes Jahrzehnd ſich herumträgt, um vom folgenden dafür ausgelacht zu werden. Daß nun alſo die Menſchen das ächte Verdienſt, wenn es in ihrer eigenen Zeit auftritt, ſo

*) A. Wivell, an inquiry into the history, authenticity et characteristics of Shakespeare's portraits; with 21 engravings. Lond. 1836.

Digitized by Google

ſchwer erkennen, beweiſt aber, daß ſie auch die längſt anerkannten Werke des Genies, welche ſie auf Auktorität verehren, weder verſtehn, noch genießen, noch eigentlich ſchätzen. Und die Rechnungsprobe zu dieſem Beweiſe iſt, daß das Schlechte, z. B. Fichte'ſche Philoſophie, wenn es nur ein Mal in Kredit ſteht, eben auch ſeine Geltung noch ein Paar Menſchenalter hindurch behält. Nur wenn ſein Publikum ein ſehr großes iſt, erfolgt ſein Fall ſchneller.

§. 240.

Wie nun aber doch die Sonne eines Auges bedarf, um zu leuchten, die Muſik eines Ohres, um zu tönen; ſo iſt auch der Werth aller Meiſterwerke, in Kunſt und Wiſſenſchaft, bedingt durch den verwandten, ihnen gewachſenen Geiſt, zu dem ſie reden. Nur er beſitzt das Zauberwort, wodurch die in ſolche Werke gebannten Geiſter rege werden und ſich zeigen. Der gemeine Kopf ſteht vor ihnen, wie vor einem verſchloſſenen Zauberſchrank, oder vor einem Inſtrumente, das er nicht zu ſpielen verſteht, dem er daher nur ungeregelte Töne entlockt; wie gern er auch hierüber ſich ſelber täuſcht. Und wie das ſelbe Oelgemälde, geſehn in einem finſtern Winkel, oder aber wann die Sonne darauf ſcheint, — ſo verſchieden iſt der Eindruck des ſelben Meiſterwerks, nach Maaßgabe des Kopfes, der es auffaßt. Demnach bedarf ein ſchönes Werk eines empfindenden Geiſtes, ein gedachtes Werk eines denkenden Geiſtes, um wirklich dazuſeyn und zu leben. Allein, nur gar zu oft kann Dem, der ein ſolches Werk in die Welt ſchickt, nachher zu Muthe werden, wie einem Feuerwerker, der ſein lange und mühſam vorbereitetes Erzeugniß endlich mit Enthuſiasmus abgebrannt hat und dann erfährt, daß er damit an den unrechten Ort gekommen, und ſämmtliche Zuſchauer die Zöglinge der Blindenanſtalt geweſen ſeien. Und doch iſt er ſo immer noch beſſer daran, als wenn er ein Publikum von lauter Feuerwerkern gehabt hätte; da, in dieſem Fall, wenn ſeine Leiſtung außerordentlich geweſen, ſie ihm den Hals hätte koſten können.

§. 241.

Die Quelle alles Wohlgefallens iſt die Homogeneität. Schon dem Schönheitsſinn iſt die eigene Species und in dieſer wieder die eigene Raſſe, unbedenklich die ſchönſte. Auch im Umgang

Digitized by Google

zieht Jeder den ihm Aehnlichen entschieden vor; so daß einem Dummkopf die Gesellschaft eines andern Dummkopfs ungleich lieber ist, als die aller großen Geister zusammengenommen. Jedem müssen sonach zuvörderst seine eigenen Werke am besten gefallen; weil sie eben nur der Spiegelreflex seines eigenen Geistes und das Echo seiner Gedanken sind. Demnächst aber werden Jedem die Werke der ihm Homogenen zusagen, also wird der Platte, Seichte, Verschrobene, in bloßen Worten Kramende nur dem Platten, Seichten, Verschrobenen und dem bloßen Wortkram seinen aufrichtigen, wirklich gefühlten Beifall zollen; die Werke der großen Geister hingegen wird er allein auf Auktorität, d. h. durch Scheu gezwungen, gelten lassen; während sie ihm, im Herzen, mißfallen. „Sie sprechen ihn nicht an", ja, sie widerstehn ihm: Dies wird er jedoch nicht ein Mal sich selber eingestehn. Nur schon bevorzugte Köpfe können die Werke des Genies wirklich genießen: zum ersten Erkennen derselben aber, wann sie noch ohne Auktorität dastehn, ist bedeutende Ueberlegenheit des Geistes erfordert. Demnach hat man, dies Alles wohl erwogen, sich nicht zu wundern, daß sie so spät, vielmehr daß sie jemals Beifall und Ruhm erlangen. Dies geschieht nur auch eben durch einen langsamen und komplicirten Proceß, indem nämlich jeder schlechte Kopf allmälig, gezwungen und gleichsam gebändigt, das Uebergewicht des zunächst über ihn stehenden anerkennt und so aufwärts, wodurch es nach und nach dahin kommt, daß das bloße Resultat des Gewichtes der Stimmen das der Zahl derselben überwältigt; welches eben die Bedingung alles ächten, d. h. verdienten Ruhmes ist. Bis dahin aber kann das größte Genie, auch nachdem es seine Proben abgelegt hat, so dastehn, wie ein König stände unter einer Schaar seines eigenen Volkes, die ihn aber nicht persönlich kennt und daher ihm nicht Folge leisten wird, wann seine obersten Staatsdiener ihn nicht begleiten. Denn kein subalterner Beamter ist fähig, seinen Befehl direkt zu empfangen. Ein solcher kennt nämlich nur die Unterschrift seines Vorgesetzten, wie dieser die des seinigen, und so aufwärts, bis ganz oben, wo der Kabinetssekretär die Unterschrift des Ministers und dieser die des Königs attestirt. Durch analoge Zwischenstufen ist der Ruhm des Genies bei der Menge bedingt. Daher auch stockt der Fortgang desselben am leichtesten im An-

Digitized by Google

fang; weil die obern Behörden, deren nur wenige seyn können, am häufigsten fehlen: je weiter hingegen abwärts, an desto Mehrere zugleich ist der Befehl gerichtet; daher er nun nicht mehr ins Stocken geräth.

Ueber diesen Hergang müssen wir uns damit trösten, daß es noch für ein Glück zu erachten ist, wenn die allermeisten Menschen nicht aus eigenen Mitteln, sondern blos auf fremde Auktorität, urtheilen. Denn was für Urtheile würden über Plato und Kant, über Homer, Shakespeare und Göthe ergehn, wenn Jeder nach Dem urtheilte, was er wirklich an ihnen hat und genießt, und nicht vielmehr die zwingende Auktorität ihn sagen ließe was sich ziemt, so wenig es ihm auch vom Herzen gehn mag. Ohne solches Bewandniß der Sache wäre für wahres Verdienst, in hoher Gattung, gar kein Ruhm zu erlangen möglich. Dabei ist ein zweites Glück, daß Jeder doch noch so viel eigenes Urtheil hat, als nöthig ist, um die Superiorität des zunächst über ihm Stehenden zu erkennen und dessen Auktorität zu befolgen; wodurch denn zuletzt die Vielen sich der Auktorität der Wenigen unterwerfen und jene Hierarchie der Urtheile zu Stande kommt, auf der die Möglichkeit des festen und endlich weit reichenden Ruhmes beruht. Für die unterste Klasse, der die Verdienste eines großen Geistes ganz unzugänglich sind, ist am Ende bloß das Monument, als welches in ihr, durch einen sinnlichen Eindruck, eine dumpfe Ahndung davon erregt.

§. 242.

Nicht weniger jedoch, als die Urtheilslosigkeit, steht dem Ruhme des Verdienstes in hoher Gattung der Neid entgegen; er, der ja selbst in den niedrigsten demselben schon beim ersten Schritte sich entgegenstellt und bis zum letzten nicht von ihm weicht; daher denn eben er zur Schlechtigkeit des Laufes der Welt ein Großes beiträgt und Ariosto Recht erhält, sie zu bezeichnen als

questa assai più oscura, che serena
Vita mortal, tutta d'invidia piena.

Der Neid nämlich ist die Seele des überall florirenden, stillschweigend und ohne Verabredung zusammenkommenden Bundes aller Mittelmäßigen, gegen den einzelnen Ausgezeichneten, in jeder Gattung. Einen solchen nämlich will Keiner in seinem

Digitized by Google

Wirkungskreiſe wiſſen, in ſeinem Bereiche dulden: ſondern si quelqu'un excelle parmi nous, qu'il aille exceller ailleurs, iſt die einmüthige Loſung der Mittelmäßigkeit allüberall. Zur Seltenheit des Vortrefflichen und zur Schwierigkeit, die es findet, verſtanden und erkannt zu werden, kommt alſo noch jenes übereinſtimmende Wirken des Neides Unzähliger, es zu unterdrücken, ja, wo möglich, es ganz zu erſticken.

Sobald daher, in irgend einem Fache, ein eminentes Talent ſich ſpüren läßt, ſind alle Mediokren des Faches einhellig bemüht, es zuzudecken, ihm die Gelegenheit zu benehmen und auf alle Weiſe zu verhindern, daß es bekannt werde, ſich zeige und an den Tag komme; nicht anders, als wäre es ein Hochverrath, begangen an ihrer Unfähigkeit, Plattheit und Stümperhaftigkeit. Meiſtens hat ihr Unterdrückungsſyſtem, geraume Zeit hindurch, guten Erfolg; weil gerade das Genie, welches ſeine Sache, mit kindlichem Zutrauen, ihnen darreicht, damit ſie Freude daran haben möchten, den Schlichen und Ränken niederträchtiger Seelen, die nur im Gemeinen, dort aber vollkommen zu Hauſe ſind, am wenigſten gewachſen iſt, ja, ſie nicht ein Mal ahndet, noch verſteht, und daher alsdann, über den Empfang betreten, vielleicht an ſeiner Sache zu zweifeln anfängt, dadurch aber an ſich ſelber irre werden und ſeine Beſtrebungen aufgeben kann, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit die Augen aufgehn, über jene Nichtswürdigen und ihr Treiben. Man ſehe, — um die Beiſpiele nicht zu ſehr in der Nähe, noch auch in ſchon fabelhafter Ferne zu ſuchen, — wie der Neid deutſcher Muſiker, ein Menſchenalter hindurch, ſich geſträubt hat, das Verdienſt des großen Roſſini anzuerkennen; bin ich doch ein Mal Zeuge geweſen, daß man, an einer großen, konſtituirten Liedertafel, nach der Melodie ſeines unſterblichen di tanti palpiti, zum Hohn, die Speiſekarte abſang. Ohnmächtiger Neid! Die Melodie überwand und verſchlang die gemeinen Worte. Und ſo haben, allem Neide zum Trotz, Roſſini's wundervolle Melodien ſich über den ganzen Erdball verbreitet und jedes Herz erquickt, wie damals, ſo noch heute und in secula seculorum. Ferner ſehe man, wie den deutſchen Medicinern, namentlich den recenſirenden, vor Zorn der Kamm ſteigt, wenn ein Mann wie Marſhal Hall ein Mal merken läßt, er wiſſe, daß er etwas geleiſtet habe. — Neid iſt das ſichere Zeichen des Mangels, alſo, wenn

Digitized by Google

auf Verdienste gerichtet, des Mangels an Verdiensten. Das Verhalten des Neides gegen die Ausgezeichneten hat mein trefflicher Balthazar Gracian in einer ausführlichen Fabel überaus schön dargestellt: sie steht in seinem Discreto, unter der Ueberschrift hombre de ostentacion. Da sind sämmtliche Vögel aufgebracht und verschworen gegen den Pfau, mit seinem Federrade. „Wenn wir nur erlangen", sagte die Elster, „daß er die vermaladeite Parade mit seinem Federschweife nicht mehr machen kann; da wird seine Schönheit bald ganz verfinstert seyn: denn was Keiner sieht ist als ob es nicht existirte", u. s. f. — Demgemäß ist denn auch die Tugend der Bescheidenheit bloß zur Schutzwehr gegen den Neid erfunden worden. Daß es allemal Lumpe sind, die auf Bescheidenheit dringen und sich so herzinniglich über die Bescheidenheit eines Mannes von Verdienst freuen, habe ich auseinandergesetzt in meinem Hauptwerke, Bd. 2, Kap. 37, S. 426. Göthe's bekannter und Vielen ärgerlicher Ausspruch „nur die Lumpe sind bescheiden" hat schon einen alten Vorgänger, beim Cervantes, als welcher, unter den seiner „Reise auf den Parnaß" angehängten Verhaltungsregeln für Dichter, auch diese giebt: que todo poeta, á quien sus versos hubieren dado á entender que lo es, se estime y tenga en mucho, ateniendose á aquel refran: ruin sea el que por ruin se tiene (Jeder Dichter, dem seine Verse zu verstehn gegeben haben, daß er einer ist, achte und schätze sich hoch, sich an das Sprichwort haltend: ein Lump sei wer sich für einen Lumpen hält). — Shakespeare deklarirt, in vielen seiner Sonette, mit eben so viel Sicherheit, wie Unbefangenheit, was Er schreibt für unsterblich. Sein neuer kritischer Herausgeber Collier sagt darüber, in seiner Einleitung zu den Sonetten, S. 473: „In vielen derselben finden sich bemerkenswerthe Anzeichen von Selbstgefühl und Zuversicht auf die Unsterblichkeit seiner Verse, und bleibt, in dieser Hinsicht, unsers Autors Meinung fest und beständig. Nie nimmt er Anstand, sie auszusprechen, und vielleicht giebt es, weder im Alterthum, noch in der neuen Zeit, einen Schriftsteller, welcher, im Verhältniß zu seinen hinterlassenen Schriften solcher Art, seinen festen Glauben, daß die Welt Das, was er in dieser Dichtungsart geschrieben, nicht werde willig untergehn lassen, so oft und so entschieden ausgedrückt hat."

Digitized by Google

Ein vom Neide häufig gebrauchtes Mittel zur Herabsetzung des Guten, im Grunde sogar die bloße Kehrseite derselben, ist das ehr- und gewissenlose Lobpreisen des Schlechten: denn sobald das Schlechte Geltung erhält, ist das Gute verloren. So wirksam daher dieses Mittel, besonders wenn ins Große getrieben, auf eine Weile ist, so kommt am Ende doch die Zeit der Abrechnung, und der vorübergehende Kredit, in den es die schlechten Produktionen gesetzt hatte, wird durch den bleibenden Diskredit der niederträchtigen Lober desselben bezahlt; weshalb sie gern sich anonym halten.

Da die selbe Gefahr auch dem direkten Herabsetzen und Tadeln des Guten, wenn gleich schon aus größerer Entfernung, droht; so sind Viele zu klug, als daß sie zu diesem sich entschlössen. Daher ist die nächste Folge des Auftretens eines eminenten Verdienstes oft nur, daß sämmtliche dadurch so tief, wie die Vögel durch den Pfauenschweif, gekränkte Mitbewerber in ein tiefes Stillschweigen versetzt werden, so einmüthig, wie auf Verabredung: ihrer Aller Zungen sind gelähmt: es ist das silentium livoris des Seneka. Bei diesem hämischen und tückischen Schweigen, dessen terminus technicus Ignoriren heißt, kann es lange sein Bewenden haben, wann, wie dies in höhern Wissenschaften der Fall ist, das nächste Publikum solcher Leistung aus lauter Mitbewerbern (Leuten von Fach) besteht und folglich das größere Publikum sein Stimmrecht nur mittelbar, durch diese, ausübt, nicht selbst untersucht. Wird nun aber dennoch jenes silentium livoris endlich ein Mal vom Lobe unterbrochen, so wird auch Dieses nur selten ohne alle Nebenabsichten der hier die Gerechtigkeit Handhabenden geschehn:

„Denn es ist kein Anerkennen,
Weder Vieler, noch des Einen,
Wenn es nicht am Tage fördert,
Wo man selbst was möchte scheinen."

W. O. Divan.

Jeder nämlich muß den Ruhm, welchen er einem Andern seines, oder eines verwandten Faches ertheilt, im Grunde sich selber entziehn: er kann nur auf Kosten seiner eignen Geltung rühmen. Demzufolge sind schon an und für sich die Menschen zum Loben und Rühmen gar nicht geneigt und aufgelegt, wohl aber

Digitized by Google

zum Tadeln und Lästern, als durch welches sie indirekt sich selbst loben. Soll es nun dennoch zu jenem Erstern kommen; so müssen andere Rücksichten und Motive obwalten. Da nun hier nicht der Schandweg der Kamaraderie gemeint seyn kann; so ist die alsdann wirksame Rücksicht diese, daß was dem Verdienste eigener Leistungen am nächsten steht die richtige Würdigung und Anerkennung der fremden ist; gemäß der von Hesiodus und Machiavelli aufgestellten dreifachen Rangordnung der Köpfe. (Siehe „Vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde", 2. Aufl., S. 50.) Wer nun, seinen Anspruch auf die erste Klasse durchzusetzen, die Hoffnung aufgiebt, wird gern die Gelegenheit ergreifen, eine Stelle in der zweiten einzunehmen. Fast allein hierauf beruht die Sicherheit, mit der jedes Verdienst seiner endlichen Anerkennung entgegensehn kann. Hieraus entspringt es auch, daß, nachdem der hohe Werth eines Werkes ein Mal anerkannt und nicht mehr zu verhehlen, noch abzuleugnen ist, alsdann Alle sich um die Wette beeifern, es zu loben und zu ehren; weil sie nämlich, im Bewußtseyn des Xenophanischen *σοφον ειναι δει τον επιγνωσομενον τον σοφον*, dadurch sich selbst zu Ehren bringen; weshalb sie eilen, für sich zu ergreifen, was dem ihnen nun ein Mal unerreichbaren Preis des ursprünglichen Verdienstes zunächst liegt: die richtige Schätzung desselben. Daher geht es alsdann, wie bei einem zum Weichen gebrachten Heere, als wo, wie vorhin beim Kämpfen, jetzt beim Laufen Jeder der Vorderste seyn will. Nunmehr nämlich eilt Jeder, seinen Beifall dem anerkannt Preiswürdigen darzubringen, ebenfalls vermöge einer meistens ihm selbst verborgenen Anerkennung des oben, §. 241, erörterten Gesetzes der Homogeneität, damit es nämlich scheine, als sei seine Art zu denken und zu schauen der des Gerühmten gleichartig, und um wenigstens die Ehre seines Geschmacks zu retten, da ihm nichts weiter übrig gelassen ist.

Von hier aus ist leicht abzusehn, daß der Ruhm zwar sehr schwer zu erlangen, ein Mal erlangt aber leicht zu bewahren ist; imgleichen, daß ein Ruhm, der schnell erfolgt, auch früh erlischt; indem begreiflicherweise Leistungen, deren Werth der gewöhnliche Menschenschlag so leicht erkennen und die Mitbewerber so willig gelten lassen konnten, auch nicht sehr hoch über dem Hervorbringungs-Vermögen Beider stehn werden. Denn tantum quisque

Digitized by Google

laudat, quantum se posse sperat imitari. Zudem iſt, ſchon wegen des öfter erwähnten Geſetzes der Homogeneität, ein ſchnell eintretender Ruhm ein verdächtiges Zeichen: er iſt nämlich der direkte Beifall der Menge. Was aber dieſer auf ſich habe, wußte Phokion, als er, bei dem über ſeine Rede laut gewordenen Volksbeifall, ſeine nahe ſtehenden Freunde fragte: „habe ich etwan unverſehns etwas Schlechtes geſagt?“ (Plut. apophth.) Aus umgekehrten Gründen wird ein Ruhm, der von langem Beſtande ſeyn ſoll, ſehr ſpät reifen, und die Jahrhunderte ſeiner Dauer müſſen meiſtens mit dem Beifall der Zeitgenoſſen erkauft werden. Denn was ſo anhaltend in Geltung bleiben ſoll, muß eine ſchwer zu erlangende Trefflichkeit haben, welche auch nur zu erkennen ſchon Köpfe erfordert, die nicht jederzeit daſind, am wenigſten in hinreichender Anzahl, um ſich vernehmbar machen zu können, während der ſtets wache Neid Alles thun wird, ihre Stimme zu erſticken. Mäßige Verdienſte hingegen, die bald anerkannt werden, laufen dafür Gefahr, daß ihr Beſitzer ſie und ſich überlebt, ſo daß für den Ruhm in der Jugend ihm Obſkurität im Alter zu Theil wird; während, bei großen Verdienſten, man umgekehrt lange obſkur bleiben, dafür aber im Alter glänzenden Ruhm erlangen wird. Sollte dieſer jedoch ſich ſogar erſt nach dem Tode einſtellen; nun ſo iſt man Denen beizuzählen, von welchen Jean Paul ſagt, daß die letzte Oelung ihre Taufe ſei, und hat ſich mit den Heiligen zu tröſten, die ja auch erſt nach ihrem Tode kanoniſirt werden. — So bewährt ſich demnach was Mahlmann, im Herodes, ſehr gut geſagt hat:

„Ich denke, das wahre Große in der Welt
Iſt immer nur Das, was nicht gleich gefällt.
Und wen der Pöbel zum Gotte weiht,
Der ſteht auf dem Altar nur kurze Zeit.“

Beachtenswerth iſt es, daß dieſe Regel eine ganz unmittelbare Beſtätigung an Gemälden hat, indem, wie die Kenner wiſſen, die größten Meiſterwerke nicht ſogleich die Augen auf ſich ziehn, noch das erſte Mal bedeutenden Eindruck machen, ſondern erſt bei wiederholtem Beſuch, dann aber immer mehr.

Uebrigens hängt die Möglichkeit einer zeitigen und richtigen Würdigung gegebener Leiſtungen zunächſt von der Art und Gat-

Digitized by Google

tung derselben ab, je nachdem nämlich diese hoch oder niedrig, mithin schwer oder leicht zu verstehn und zu beurtheilen ist, und je nachdem sie ein größeres, oder kleineres Publikum hat. Diese letztere Bedingung hängt zwar größtentheils von der ersteren, zum Theil jedoch auch davon ab, ob die gegebenen Werke der Vervielfältigung fähig sind, wie Bücher und musikalische Kompositionen. Durch die Komplikation dieser beiden Bedingungen also werden die keinem Nutzen fröhnenden Leistungen, als von welchen allein hier die Rede ist, in Hinsicht auf die Möglichkeit baldiger Anerkennung und Schätzung ihres Werthes, etwan folgende Reihe bilden, in welcher, was am schnellsten seine richtige Würdigung zu hoffen hat voransteht: Seiltänzer, Kunstreiter, Ballettänzer, Taschenspieler, Schauspieler, Sänger, Virtuosen, Komponisten, Dichter (Beide wegen der Vervielfältigung ihrer Werke), Architekten, Maler, Bildhauer, Philosophen: diese letzteren nehmen ohne Vergleich die letzte Stelle ein; weil ihre Werke nicht Unterhaltung, sondern bloß Belehrung verheißen, dabei Kenntnisse voraussetzen und viel eigene Anstrengung des Lesers verlangen; wodurch ihr Publikum äußerst klein wird und ihr Ruhm viel mehr Ausdehnung in der Länge, als in der Breite erhält. Ueberhaupt verhält der Ruhm sich in Hinsicht auf die Möglichkeit seiner Dauer ungefähr umgekehrt wie hinsichtlich der seines baldigen Eintritts, so daß danach obige Reihe in umgekehrter Ordnung gälte; nur daß alsdann Dichter und Komponisten, wegen der Möglichkeit ewiger Erhaltung aller schriftlichen Werke, dem Philosophen zunächst zu stehn kommen, dem jedoch nunmehr der erste Platz gebürt, wegen der viel größern Seltenheit der Leistungen in diesem Fache, der hohen Wichtigkeit derselben und der Möglichkeit ihrer fast vollkommenen Uebersetzung in alle Sprachen. Sogar überlebt bisweilen der Ruhm der Philosophen ihre Werke selbst; wie Dies dem Thales, Empedokles, Herakleitos, Demokritos, Parmenides, Epikuros u. a. m. begegnet ist.

Nun aber andrerseits, bei Werken, welche dem Nutzen, oder gar unmittelbar dem sinnlichen Genusse dienen, findet die richtige Würdigung keine Schwierigkeit, und ein ausgezeichneter Pastetenbäcker wird in keiner Stadt lange obskur bleiben, geschweige nöthig haben, an die Nachwelt zu appelliren. —

Digitized by Google

Dem schnell eintretenden Ruhm ist auch der falsche beizuzählen, nämlich der künstliche, durch ungerechtes Lob, gute Freunde, bestochene Kritiker, Winke von oben und Verabredungen von unten, bei richtig vorausgesetzter Urtheilslosigkeit der Menge, auf die Beine gebrachte Ruhm eines Werkes. Er gleicht den Ochsenblasen, durch die man einen schweren Körper zum Schwimmen bringt. Sie tragen ihn, längere oder kürzere Zeit, je nachdem sie wohl aufgebläht und fest zugeschnürt sind: aber die Luft transsudirt allmälig doch, und er sinkt. Dies ist das unvermeidliche Loos der Werke, welche die Quelle ihres Ruhmes nicht in sich haben: das falsche Lob verhallt, die Verabredungen sterben aus, der Kenner findet den Ruhm nicht bestätigt, dieser erlischt, und eine desto größere Geringschätzung tritt an seine Stelle. Hingegen die ächten Werke, welche die Quelle ihres Ruhmes in sich haben und daher zu jeder Zeit die Bewunderung von Neuem zu entzünden vermögen, gleichen den specifisch leichteren Körpern, die aus eigenen Mitteln sich stets oben erhalten, und so gehn sie den Strom der Zeit hinab.

Die ganze Litterargeschichte, alter und neuer Zeit, hat kein Beispiel von falschem Ruhme aufzuweisen, welches dem der Hegelschen Philosophie an die Seite zu stellen wäre. Nie und nirgends ist das ganz Schlechte, das handgreiflich Falsche, Absurde, ja, offenbar Unsinnige und dazu noch, dem Vortrage nach, im höchsten Grade Widerwärtige und Ekelhafte mit solcher empörenden Frechheit, solcher eisernen Stirn, als die höchste Weisheit und das Herrlichste, was je die Welt gesehn, gepriesen worden, wie jene durchaus werthlose Afterphilosophie. Daß die Sonne dazu von oben schien, brauche ich nicht zu sagen. Aber, wohl zu merken, es ist mit dem vollständigsten Erfolge, beim Deutschen Publiko, geschehn: darin besteht die Schande. Ueber ein Viertel-Jahrhundert lang hat jener frech zusammengelogene Ruhm für ächt gegolten und hat die bestia trionfante in der deutschen Gelehrtenrepublik florirt und regiert, so sehr, daß selbst die wenigen Gegner dieser Narrheit es doch nicht wagten, von dem miserabeln Urheber derselben anders, als von einem seltenen Genie und großen Geiste, und mit den tiefsten Reverenzen zu reden. Aber was hieraus folgt wird man zu schließen nicht unterlassen; daher denn allezeit, in der Litterargeschichte, diese Periode als ein

Digitized by Google

bleibender Schandfleck der Nation und des Zeitalters figuriren und der Spott der Jahrhunderte seyn wird: mit Recht! Allerdings steht es Zeitaltern, wie Individuen, frei, das Schlechte zu preisen und das Gute zu verachten: aber die Nemesis erreicht die Einen, wie die Andern, und die Schandglocke bleibt nicht aus. Zu jener Zeit, da der Chor feiler Gesellen planmäßig den Ruhm jenes kopfverderbenden Philosophasters und seiner heillosen Unsinnsschmiererei verbreitete, da hätte man, wenn man in Deutschland einigermaaßen fein wäre, schon der ganzen Art und Weise jenes Lobes sogleich ansehn müssen, daß dasselbe allein von der Absicht, und durchaus nicht von der Einsicht ausgieng. Denn es ergoß sich ungemessen und in überreicher Fülle, nach allen vier Weltgegenden hin, sprudelte überall aus weitem Munde, ohne Rückhalt, ohne Bedingung, ohne Abzug, ohne Maaß, bis ihnen die Worte ausgiengen. Und mit ihrem eigenen vielstimmigen Päan noch nicht zufrieden späheten jene in Reihe und Glied stehenden Claqueurs noch immer ängstlich nach jedem Körnchen fremden, unbestochenen Lobes, um es aufzulesen und hoch empor zu halten: wo nämlich irgend ein berühmter Mann ein Beifallswörtchen sich hatte abnöthigen, abkomplimentiren, ablisten lassen, oder es ihm zufällig entfallen war, oder wo sogar ein Gegner mit einem solchen seinen Tadel, furchtsam oder mitleidig, versüßt hatte, — da sprangen sie alle zu, es aufzulesen, um es triumphirend herumzuzeigen. So treibt es nur die Absicht, und so loben auf Lohn hoffende Söldner, bezahlte Claqueurs und verschworene litterarische Rottirer. Hingegen das aufrichtige Lob, welches bloß von der Einsicht ausgeht, trägt einen ganz anderen Charakter. Ihm geht vorher, was Feuchtersleben schön ausgedrückt hat:

„Wie doch die Menschen sich winden und wehren, —
Um nur das Gute nicht zu verehren!"

Es kommt nämlich sehr langsam und spät, vereinzelt und karg gemessen, wird quentchenweise zugewogen und stets noch mit Restriktionen versetzt, so daß der Empfänger wohl sagen kann:

Χίλεα μεν τ' ἐδίην', ὑπερφίην δ' οὐκ ἐδίηνεν.
Il. XXII, 495.

Digitized by Google

und dennoch trennt sich von ihm der Ertheiler desselben nur mit Widerstreben. Denn es ist ein, der stumpfen, spröden, zähen und dabei neidischen Mittelmäßigkeit, durch die nicht länger zu verhehlende Größe ächter Verdienste endlich abgedrungener und wider Willen abgezwungener Lohn: es ist der Lorbeer, welcher, wie Klopstock singt, des Schweißes der Edlen werth war: es ist, wie Göthe sagt, die Frucht

„Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt."

Demgemäß verhält es sich zu jenem frechen Lobgehudel der Absichtsvollen, wie die schwer gewonnene, edele und aufrichtige Geliebte zur bezahlten Gassenhure, deren dick aufgetragenes Bleiweiß und Zinnober man am Hegel'schen Ruhme sogleich erkannt haben müßte, wenn man, wie gesagt, in Deutschland nur irgend *sein* wäre. Dann wäre nicht, zur nationalen Schande, auf so schreiende Art realisirt worden was schon Schiller gesungen hatte:

„Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der *gemeinen* Stirn entweiht."

Die hier zum Beispiele falschen Ruhmes gewählte Hegel'sche Gloria ist allerdings ein Faktum ohne Gleichen, — selbst in Deutschland ohne Gleichen; daher ich die öffentlichen Bibliotheken auffordere, alle Dokumente derselben, sowohl die opera omnia des Philosophasters selbst, als auch die seiner Anbeter, sorgfältig mumisirt aufzubewahren, zur Belehrung, Warnung und Belustigung der Nachwelt, und als ein Denkmal dieses Zeitalters und dieses Landes.

Jedoch auch, wenn man seinen Blick weiter ausdehnt und *das Lob der Zeitgenossen* aller Zeiten überhaupt ins Auge faßt, wird man finden, daß dasselbe eigentlich immer eine Hure ist, prostituirt und besudelt durch tausend Unwürdige, denen es zu Theil geworden. Wer könnte einer solchen Metze noch begehren? wer möchte auf ihre Gunst stolz seyn? wer wird sie nicht verschmähen? — Hingegen ist der *Ruhm bei der Nachwelt* eine stolze, spröde Schöne, die sich nur dem Würdigen, dem Sieger, dem seltenen Helden hingiebt. — So ist's. Und ist nebenbei daraus zu schließen, wie es um dieses bipedische Geschlecht bestellt seyn muß; da Menschenalter, ja, Jahrhunderte erfordert sind, ehe aus seinen Hunderten von Millionen eine

Digitized by Google

Handvoll Köpfe zusammenkommt, die Gutes von Schlechtem, Aechtes von Unächtem, Gold von Kupfer zu unterscheiden fähig sind und die man demnach den Richterstuhl der Nachwelt nennt; welchem zudem noch der Umstand günstig ist, daß alsdann der unversöhnliche Neid der Unfähigkeit und die absichtsvolle Schmeichelei der Niederträchtigkeit verstummt sind, wodurch die Einsicht zum Worte gelangt.

Und sehn wir denn nicht, der besagten elenden Beschaffenheit des Menschengeschlechts entsprechend, zu allen Zeiten, die großen Genien, sei es in der Poesie, oder der Philosophie, oder den Künsten, dastehn, wie vereinzelte Helden, welche allein gegen den Andrang eines Heereshaufens den verzweifelten Kampf aufrecht erhalten? Denn die Stumpfheit, Rohheit, Verkehrtheit, Albernheit und Brutalität der großen, großen Mehrheit des Geschlechts steht, in jeder Art und Kunst, ihrem Wirken ewig entgegen und bildet dadurch jenen feindlichen Heereshaufen, dem sie zuletzt doch unterliegen. Was auch solche Einzelne leisten mögen; es wird schwer erkannt, spät und nur auf Auktorität geschätzt und leicht, wenigstens auf eine Weile, wieder verdrängt. Denn immer von Neuem wird gegen dasselbe das Falsche, das Platte, das Abgeschmackte zu Markte gebracht, und alles Dieses sagt jener großen Mehrheit besser zu, behauptet also meistentheils den Kampfplatz. Mag auch vor derselben der Kritiker stehn und schreien, wie Hamlet, wann er seiner nichtswürdigen Mutter die zwei Bildnisse vorhält: „habt ihr Augen? habt ihr Augen?“ — ach, sie haben keine! Wenn ich die Menschen beim Genusse der Werke großer Meister beobachte und die Art ihres Beifalls sehe; so fallen mir dabei oft die zur sogenannten Komödie abgerichteten Affen ein, die sich wohl ziemlich menschlich gebärden, dazwischen aber immer verrathen, daß das eigentliche innere Princip jener Gebärden ihnen dennoch abgeht, indem sie die unvernünftige Natur durchblicken lassen.

Dem Allen zufolge ist die oft gebrauchte Redensart, daß Einer „über seinem Jahrhundert stehe“, dahin auszulegen, daß er über dem Menschengeschlechte überhaupt steht, weshalb eben er nur von Solchen unmittelbar erkannt wird, welche schon selbst sich bedeutend über das Maaß der gewöhnlichen Fähigkeiten erheben: diese aber sind zu selten, als daß deren zu jeder Zeit eine

Digitized by Google

Anzahl vorhanden seyn könnte. Ist also Jener in diesem Stücke nicht besonders vom Schicksale begünstigt; so wird er „von seinem Jahrhundert verkannt", d. h. so lange ohne Geltung bleiben, bis die Zeit allmälig die Stimmen der seltenen, ein Werk hoher Gattung zu beurtheilen fähigen Köpfe zusammengebracht hat. Danach heißt es dann bei der Nachwelt: „der Mann stand über seinem Jahrhundert", statt „über der Menschheit": diese nämlich wird gern ihre Schuld einem einzigen Jahrhundert aufbürden. Hieraus folgt, daß wer über seinem Jahrhunderte gestanden hat, wohl auch über jedem andern gestanden haben würde; es sei denn, daß in irgend einem, durch einen seltenen Glücksfall, einige fähige und gerechte Beurtheiler, in der Gattung seiner Leistungen, zugleich mit ihm geboren worden wären; wie, einem schönen indischen Mythos zufolge, wann Wischnu sich als Held inkarnirt, dann zu gleicher Zeit Brahma als Sänger seiner Thaten auf die Welt kommt; daher eben Valmiki, Vyasa und Kalidasa Inkarnationen des Brahma sind *). — In diesem Sinne nun kann man sagen, daß jedes unsterbliche Werk sein Zeitalter auf die Probe stellt, ob nämlich es im Stande seyn wird, dasselbe zu erkennen: meistens besteht es die Probe nicht besser, als die Nachbarn des Philemon und Baukis, welche den unerkannten Göttern die Thüre wiesen. Demnach geben den richtigen Maaßstab für den intellektuellen Werth eines Zeitalters nicht die großen Geister, die in demselben auftraten; da ihre Fähigkeiten das Werk der Natur sind und die Möglichkeit der Ausbildung derselben zufälligen Umständen anheim gestellt war: sondern ihn giebt die Aufnahme, welche ihre Werke bei ihren Zeitgenossen gefunden haben: ob nämlich ihnen ein baldiger und lebhafter Beifall ward, oder ein später und zäher, oder ob er ganz der Nachwelt überlassen blieb. Dies wird besonders dann der Fall seyn, wenn es Werke hoher Gattung sind. Denn der oben erwähnte Glücksfall wird um so gewisser ausbleiben, je Wenigeren überhaupt zugänglich die Gattung ist, in der ein großer Geist arbeitet. Hier liegt der unermeßliche Vortheil, in welchem, hinsichtlich ihres Ruhmes, die Dichter stehn, indem sie beinahe Allen zugänglich sind. Hätte Walter Scott nur von etwan hundert

*) Polier, mythol. d. Indous, Vol. 1. p.p. 172—190.

Personen gelesen und beurtheilt werden können; so wäre vielleicht irgend ein gemeiner Skribler ihm vorgezogen worden, und wann nachher die Sache sich aufgeklärt hätte, würde auch ihm die Ehre zu Theil geworden seyn, „über seinem Jahrhundert gestanden zu haben". — Wenn nun aber gar noch zur Unfähigkeit jener hundert Köpfe, die im Namen eines Zeitalters ein Werk zu beurtheilen haben, bei ihnen sich Neid, Unredlichkeit und Zielen nach persönlichen Zwecken gesellt; — dann hat ein solches Werk das traurige Schicksal Dessen, der vor einem Tribunal plaidirt, dessen sämmtliche Beisitzer bestochen sind.

Dem entsprechend zeigt die Litterargeschichte durchgängig, daß Die, welche die Einsichten und Erkenntnisse selbst sich zu ihrem Zwecke machten, verkannt und verlassen sitzen geblieben sind; während Die, welche mit dem bloßen Scheine derselben paradirten, die Bewunderung ihrer Zeitgenossen, nebst den Emolumenten, gehabt haben.

Denn zunächst ist die Wirksamkeit eines Schriftstellers dadurch bedingt, daß er den Ruf erlange, man müsse ihn lesen. Diesen Ruf nun aber werden, durch Künste, Zufall und Wahlverwandtschaft, hundert Unwürdige schnell erlangen, während ein Würdiger langsam und spät dazu kommt. Jene nämlich haben Freunde; weil das Pack stets in Menge vorhanden ist und eng zusammenhält: er aber hat nur Feinde; weil geistige Ueberlegenheit, überall und in allen Verhältnissen, das Verhaßteste auf der Welt ist: und nun gar bei den Stümpern im selben Fache, die selbst für etwas gelten möchten. — Sollten die Philosophieprofessoren etwan meynen, daß hier auf sie und auf ihre mehr als 30 Jahre lang eingehaltene Taktik gegen meine Werke angespielt werde; so haben sie es getroffen.

Weil nun dies Alles sich so verhält, so ist, um etwas Großes zu leisten, etwas, das seine Generation und sein Jahrhundert überlebt, hervorzubringen, eine Hauptbedingung, daß man seine Zeitgenossen, nebst ihren Meinungen, Ansichten und daraus entspringendem Tadel und Lobe, für gar nichts achte. Diese Bedingung findet jedoch sich immer von selbst ein, sobald die übrigen beisammen sind: und das ist ein Glück. Denn wollte Einer, beim Hervorbringen solcher Werke, die allgemeine Meinung, oder das Urtheil der Fachgenossen berücksichtigen; so würden sie, bei

Digitized by Google

jedem Schritte, ihn vom rechten Wege abführen. Daher muß, wer auf die Nachwelt kommen will, sich dem Einflusse seiner Zeit entziehn, dafür aber freilich auch meistens dem Einfluß auf seine Zeit entsagen und bereit seyn, den Ruhm der Jahrhunderte mit dem Beifall der Zeitgenossen zu erkaufen.

Wann nämlich irgend eine neue und daher paradore Grundwahrheit in die Welt kommt; so wird man allgemein sich ihr hartnäckig und möglichst lange widersetzen, ja, sie noch dann leugnen, wann man schon wankt und fast überführt ist. Inzwischen wirkt sie im Stillen fort und frißt, wie eine Säure, um sich, bis Alles unterminirt ist: dann wird hin und wieder ein Krachen vernehmbar, der alte Irrthum stürzt ein, und nun steht plötzlich, wie ein aufgedecktes Monument, das neue Gedankengebäude da, allgemein anerkannt und bewundert. Freilich pflegt das Alles sehr langsam zu gehn. Denn auf wen zu hören sei merken die Leute in der Regel erst, wann er nicht mehr daist, so daß das hear, hear! erschallt, nachdem der Redner abgetreten.

Ein besseres Schicksal hingegen erwartet die Werke gewöhnlichen Schlages. Sie entstehn im Fortgang und Zusammenhang der Gesammtbildung ihres Zeitalters, sind daher mit dem Geiste der Zeit, d. h. den gerade herrschenden Ansichten, genau verbunden und auf das Bedürfniß des Augenblicks berechnet. Wenn sie daher nur irgend einiges Verdienst haben; so wird dasselbe sehr bald anerkannt, und sie werden, als eingreifend in die Bildungsepoche ihrer Zeitgenossen, bald Antheil finden: ihnen wird Gerechtigkeit widerfahren, ja, oft mehr als solche, und dem Neide geben sie doch nur wenig Stoff; da, wie gesagt, tantum quisque laudat, quantum se posse sperat imitari. Aber jene außerordentlichen Werke, welche bestimmt sind, der ganzen Menschheit anzugehören und Jahrhunderte zu leben, sind, bei ihrem Entstehn, zu weit im Vorsprung, eben deshalb aber der Bildungsepoche und dem Geiste ihrer eigenen Zeit fremd. Sie gehören diesen nicht an, sie greifen in ihren Zusammenhang nicht ein, gewinnen also den darin Begriffenen kein Interesse ab. Sie gehören eben einer andern, einer höhern Bildungsstufe und einer noch fern liegenden Zeit an. Ihre Laufbahn verhält sich zu der jener andern, wie die des Uranus zu der des Merkur. Ihnen widerfährt daher, vor der Hand, keine Gerechtigkeit: man weiß

Digitized by Google

nicht, was man damit soll, läßt sie also liegen, um seinen kleinen Schneckengang fortzusetzen. Sieht doch auch das Gewürm nicht den Vogel in der Luft.

Die Zahl der Bücher, welche in einer Sprache geschrieben werden, mag sich zur Zahl derjenigen, welche ein Theil ihrer eigentlichen und bleibenden Litteratur werden, verhalten ungefähr wie 100,000 zu Eins. — Und welche Schicksale haben diese letzteren meistens zu überstehn, ehe sie, jene 100,000 vorbeisegelnd, auf dem ihnen gebürenden Ehrenplatz anlangen! Sie sind sämmtlich die Werke ungewöhnlicher und entschieden überlegener Köpfe, und eben deshalb von den andern specifisch verschieden; was denn auch früher oder später zu Tage kommt.

Man denke nicht, daß es mit diesem Gange der Dinge sich jemals bessern werde. Die elende Beschaffenheit des Menschengeschlechts nimmt zwar in jeder Generation eine etwas veränderte Gestalt an, ist aber zu allen Zeiten die selbe. Die ausgezeichneten Geister dringen selten bei Lebzeiten durch; weil sie im Grunde doch bloß von den ihnen schon verwandten ganz und recht eigentlich verstanden werden.

Da nun den Weg zur Unsterblichkeit, aus so vielen Millionen, selten auch nur Einer geht; so muß er nothwendig sehr einsam seyn, und wird die Reise zur Nachwelt durch eine entsetzlich öde Gegend zurückgelegt, die der Lybischen Wüste gleicht, von deren Eindruck bekanntlich Keiner einen Begriff hat, als wer sie gesehn. Inzwischen empfehle ich zu dieser Reise vor Allem leichte Bagage; weil man sonst unterwegs zu Vieles abwerfen muß. Man sei daher stets des Ausspruchs Balthazar Gracians eingedenk: lo bueno, si breve, dos vezes bueno (Das Gute, wenn kurz, ist doppelt gut), welcher überhaupt den Deutschen ganz besonders zu empfehlen ist. —

Zu der kurzen Spanne Zeit, in der sie leben, verhalten sich die großen Geister wie große Gebäude zu einem engen Platze, auf dem sie stehn. Man sieht nämlich diese nicht in ihrer Größe, weil man zu nahe davor steht; und aus der analogen Ursache wird man jene nicht gewahr: aber wann ein Jahrhundert dazwischen liegt, werden sie erkannt und zurückgewünscht.

Ja, selbst der eigene Lebenslauf des vergänglichen Sohnes der Zeit, der ein unvergängliches Werk hervorgebracht hat, zeigt

Digitized by Google

zu diesem ein großes Mißverhältniß, — analog dem der sterblichen Mutter, wie Semele, oder Maja, die einen unsterblichen Gott geboren hat, oder dem entgegengesetzten der Thetis zum Achill. Denn Vergängliches und Unvergängliches stehn in zu großem Widerspruch. Seine kurze Spanne Zeit, sein bedürftiges, bedrängtes, unstätes Leben wird selten erlauben, daß er auch nur den Anfang der glänzenden Bahn seines unsterblichen Kindes sehe, oder irgend für Das gelte, was er ist. Sondern ein Mann von Nachruhm bleibt das Widerspiel eines Edelmannes, als welcher ein Mann von Vorruhm ist.

Inzwischen läuft, für den Berühmten, der Unterschied zwischen dem Ruhme bei der Mitwelt und dem bei der Nachwelt, am Ende bloß darauf hinaus, daß beim ersteren seine Verehrer von ihm durch den Raum, beim andern durch die Zeit getrennt sind. Denn unter den Augen hat er sie, auch beim Ruhm der Mitwelt, in der Regel nicht. Die Verehrung verträgt nämlich nicht die Nähe; sondern hält sich fast immer in der Ferne auf; weil sie, bei persönlicher Gegenwart des Verehrten, wie Butter an der Sonne schmilzt. Demnach werden selbst den schon bei der Mitwelt Berühmten neun Zehntel der in seiner Nähe Lebenden bloß nach Maaßgabe seines Standes und Vermögens estimiren, und allenfalls wird beim übrigen Zehntel, in Folge einer aus der Ferne gekommenen Kunde, ein dumpfes Bewußtseyn seiner Vorzüge Statt finden. Ueber diese Inkompatibilität der Verehrung mit der persönlichen Anwesenheit und des Ruhmes mit dem Leben haben wir einen gar schönen lateinischen Brief des Petrarka: in der mir vorliegenden Venezianischen Ausgabe, von 1492, seiner epistolae familiares ist es der zweite und an den Thomas Messanensis gerichtet. Er sagt, unter Anderm, daß sämmtliche Gelehrte seiner Zeit die Maxime hätten, alle Schriften geringzuschätzen, deren Verfasser ihnen auch nur ein einziges Mal zu Gesichte gekommen wäre. — Sind demnach die Hochberühmten, hinsichtlich der Anerkennung und Verehrung, immer auf die Ferne gewiesen, so kann es ja so gut die zeitliche, wie die räumliche seyn. Freilich erhalten sie bisweilen aus dieser, aber nie aus jener, Kunde davon: dafür jedoch ist das ächte, große Verdienst im Stande, seinen Ruhm bei der Nachwelt mit Sicherheit zu anticipiren. Ja, wer einen wirklich

Digitized by Google

großen Gedanken erzeugt, wird, schon im Augenblicke der Konception desselben, seines Zusammenhanges mit den kommenden Geschlechtern inne; so daß er dabei die Ausdehnung seines Daseyns durch Jahrhunderte fühlt und auf diese Weise, wie für die Nachkommen, so auch mit ihnen lebt. Wenn nun andrerseits wir, von der Bewunderung eines großen Geistes, dessen Werke uns eben beschäftigt haben, ergriffen, ihn zu uns heranwünschen, ihn sehn, sprechen, und unter uns besitzen möchten; so bleibt auch diese Sehnsucht nicht unerwidert: denn auch er hat sich gesehnt nach einer anerkennenden Nachwelt, welche ihm die Ehre, Dank und Liebe zollen würde, die eine neiderfüllte Mitwelt ihm verweigerte.

§. 243.

Wenn nun also die Geisteswerke der höchsten Art meistens erst vor dem Richterstuhle der Nachwelt Anerkennung finden; so ist ein umgekehrtes Schicksal gewissen glänzenden Irrthümern bereitet, welche, von talentvollen Leuten ausgehend, so scheinbar begründet auftreten und mit so viel Verstand und Kenntniß vertheidigt werden, daß sie, bei ihren Zeitgenossen, Ruhm und Ansehn erlangen und, wenigstens so lange ihre Urheber leben, sich auch darin erhalten. Dieser Art sind manche falsche Theorien, falsche Kriticismen, auch Gedichte und Kunstwerke in einem vom Vorurtheile der Zeit geleiteten, falschen Geschmack, oder Manier. Das Ansehn und die Geltung aller solcher Dinge beruht darauf, daß Die noch nicht dasind, welche sie zu widerlegen, oder sonst das Falsche derselben nachzuweisen verstehn. Meistens jedoch bringt diese schon die nächste Generation heran; und dann hat die Herrlichkeit ein Ende. Nur in einzelnen Fällen dauert es lange damit, wie z. B. mit Neutons Farbenlehre der Fall gewesen, ja, noch ist: andere Beispiele dieser Art sind das Ptolemäische Weltsystem, Stahl's Chemie, F. A. Wolf's Abstreiten der Persönlichkeit und Identität Homers, vielleicht auch Niebuhrs destruktive Kritik der Römischen Königsgeschichte u. s. w. So ist denn der Richterstuhl der Nachwelt, wie im günstigen, so auch im ungünstigen Fall, der gerechte Kassationshof der Urtheile der Mitwelt. Darum ist es so schwer und so selten, der Mitwelt und der Nachwelt gleichmäßig Genüge zu leisten.

Diese unausbleibliche Wirkung der Zeit auf die Berichtigung

Digitized by Google

der Erkenntniß und des Urtheils ſollte man überhaupt im Auge behalten, um ſich damit zu beruhigen, ſo oft, ſei es in Kunſt und Wiſſenſchaft, oder im praktiſchen Leben, ſtarke Irrthümer auftreten und um ſich greifen, oder ein falſches, ja grundverkehrtes Beginnen und Treiben ſich geltend macht und die Menſchen ihren Beifall dazu geben. Da ſoll man nämlich ſich nicht ereifern, noch weniger verzagen, ſondern denken, daß ſie ſchon davon zurückkommen werden und nur der Zeit und Erfahrung bedürfen, um ſelbſt, aus eigenen Mitteln, Das zu erkennen, was der ſchärfer Sehende auf den erſten Blick ſah. Die Länge dieſer Zeit wird freilich der Schwierigkeit des Gegenſtandes und der Scheinbarkeit des Falſchen angemeſſen ſeyn; aber auch ſie wird ablaufen, und in vielen Fällen würde es fruchtlos ſeyn, ihr vorgreifen zu wollen. Im ſchlimmſten Falle wird es zuletzt im Theoretiſchen gehn, wie im Praktiſchen, wo Täuſchung und Betrug, durch den günſtigen Erfolg dreiſt gemacht, immer weiter und weiter getrieben werden, bis die Entdeckung faſt unvermeidlich eintritt. So nämlich wächſt auch im Theoretiſchen, mittelſt der blinden Zuverſicht der Dummköpfe, das Abſurde immer höher, bis es endlich ſo groß geworden, daß auch das blödeſte Auge es erkennt. Daher ſoll man zu Dergleichen ſagen: je toller, je beſſer! Auch kann man ſich ſtärken durch den Rückblick auf alle die Flauſen und Marotten, die ſchon ihre Zeit gehabt haben und dann gänzlich beſeitigt wurden. Im Stil, in der Grammatik und Orthographie giebt es ſolche, denen nur eine Lebenszeit von drei bis vier Jahren beſchieden iſt. Bei den großartigeren wird man freilich die Kürze des menſchlichen Lebens zu beklagen haben, allemal aber wohl thun, hinter ſeiner Zeit zurückzubleiben, wann man ſieht, daß ſie ſelbſt im Zurückſchreiten begriffen iſt. Denn es giebt zweierlei Art nicht au niveau de son temps zu ſtehn: darunter, oder darüber.

Digitized by Google

Kapitel XXI.

Ueber Gelehrsamkeit und Gelehrte.

---

§. 244.

Wenn man die vielen und mannigfaltigen Anstalten zum Lehren und Lernen und das so große Gedränge von Schülern und Meistern sieht, könnte man glauben, daß es dem Menschengeschlechte gar sehr um Einsicht und Wahrheit zu thun sei. Aber auch hier trügt der Schein. Jene lehren, um Geld zu verdienen und streben nicht nach Weisheit, sondern nach dem Schein und Kredit derselben: und Diese lernen nicht, um Kenntniß und Einsicht zu erlangen, sondern um schwätzen zu können und sich ein Ansehn zu geben. — Die eigentlichen Brodstudien habe ich hier nicht ein Mal in Rechnung gebracht.

§. 245.

Studierende und Studierte aller Art und jedes Alters gehn in der Regel nur auf Kunde aus; nicht auf Einsicht. Sie setzen ihre Ehre darin, von Allem Kunde zu haben, von allen Steinen, oder Pflanzen, oder Bataillen, oder Experimenten und sammt und sonders von allen Büchern. Daß die Kunde ein bloßes Mittel zur Einsicht sei, an sich aber wenig, oder keinen Werth habe, fällt ihnen nicht ein, ist hingegen die Denkungsart, welche den philosophischen Kopf charakterisirt. Bei der imposanten Gelehrsamkeit jener Vielwisser sage ich mir bisweilen: o, wie wenig muß doch Einer zu denken gehabt haben, damit er so viel hat lesen können! Sogar wenn vom ältern Plinius berichtet wird, daß er beständig las, oder sich vorlesen ließ, bei Tische, auf Reisen, im Bade, so dringt sich mir die Frage auf, ob denn der Mann so großen Mangel an eigenen Gedanken gehabt habe, daß ihm ohne Unterlaß fremde eingeflößt werden mußten, wie dem an der Auszehrung Leidenden ein consommé, ihn am Le-

Digitized by Google

ben zu erhalten. Und von ſeinem Selbſtdenken mir hohe Begriffe zu geben iſt weder ſeine urtheilsloſe Leichtgläubigkeit, noch ſein unausſprechlich widerwärtiger, ſchwer verſtändlicher, papierſparender Kollektaneenſtil geeignet.

§. 246.

Wie nun das viele Leſen und Lernen dem eigenen Denken Abbruch thut; ſo entwöhnt das viele Schreiben und Lehren den Menſchen von der Deutlichkeit und eo ipso Gründlichkeit des Wiſſens und Verſtehns; weil es ihm nicht Zeit läßt, dieſe zu erlangen. Da muß er dann, in ſeinem Vortrage, die Lücken ſeines deutlichen Erkennens mit Worten und Phraſen ausfüllen. Dies iſt es, was die meiſten Bücher ſo langweilig macht, und nicht die Trockenheit des Gegenſtandes. Denn wie behauptet wird, ein guter Koch könne ſogar eine alte Schuhſohle genießbar herrichten; ſo kann ein guter Schriftſteller den trockenſten Gegenſtand unterhaltend machen.

§. 247.

Den bei Weitem allermeiſten Gelehrten iſt ihre Wiſſenſchaft Mittel, nicht Zweck. Darum werden ſie nie etwas Großes darin leiſten; weil hiezu erfordert iſt, daß ſie Dem, der ſie treibt, Zweck ſei und alles Andere, ja, ſein Daſeyn ſelbſt, nur Mittel. Denn Alles, was man nicht ſeiner ſelbſt wegen treibt, treibt man nur halb, und die wahre Vortrefflichkeit kann, bei Werken jeder Art, nur Das erlangen, was ſeiner ſelbſt wegen hervorgebracht wurde und nicht als Mittel zu ferneren Zwecken. Eben ſo wird zu neuen und großen Grundeinſichten nur Der es bringen, der zum unmittelbaren Zweck ſeiner Studien Erlangung eigener Erkenntniß hat, unbekümmert um fremde. Die Gelehrten aber, wie ſie in der Regel ſind, ſtudieren zu dem Zweck, lehren und ſchreiben zu können. Daher gleicht ihr Kopf einem Magen und Gedärmen, daraus die Speiſen unverdaut wieder abgehn Eben deshalb wird auch ihr Lehren und Schreiben wenig nützen. Denn Andere nähren kann man nicht mit unverdauten Abgängen, ſondern nur mit der Milch, die aus dem eigenen Blute ſich abgeſondert hat.

§. 248.

Die Perücke iſt doch das wohlgewählte Symbol des reinen Gelehrten als ſolchen. Sie ziert den Kopf mit einem reichlichen

Digitized by Google

Maaße fremden Haares bei Ermangelung des eigenen; wie die Gelehrsamkeit in seiner Ausstattung mit einer großen Menge fremder Gedanken besteht, welche denn freilich ihn nicht so wohl und natürlich kleiden, noch so brauchbar in allen Fällen und allen Zwecken angepaßt sind, noch so fest wurzeln, noch, wenn verbraucht, sogleich durch andere aus derselben Quelle ersetzt werden, wie die dem selbsteigenen Grund und Boden entsprossenen; weshalb eben Sterne, im Tristram Shandy, so unverschämt ist, zu behaupten: an ounce of a mans own wit is worth a tun of other people's. (Eine Unze eigenen Geistes ist so viel werth, wie zweitausend Pfund von andrer Leute ihrem). —

Wirklich verhält auch die vollendeteste Gelehrsamkeit sich zum Genie, wie ein Herbarium zur stets sich neu erzeugenden, ewig frischen, ewig jungen, ewig wechselnden Pflanzenwelt, und keinen größeren Kontrast giebt es, als den, zwischen der Gelehrsamkeit des Kommentators und der kindlichen Naivetät des Alten.

§. 249.

Dilettanten, Dilettanten! — so werden Die, welche eine Wissenschaft, oder Kunst, aus Liebe zu ihr und Freude an ihr, per il loro diletto, treiben, mit Geringschätzung genannt von Denen, die sich des Gewinnes halber darauf gelegt haben; weil sie nur das Geld delektirt, das damit zu verdienen ist. Diese Geringschätzung beruht auf ihrer niederträchtigen Ueberzeugung, daß Keiner eine Sache ernstlich angreifen werde, wenn ihn nicht Noth, Hunger, oder sonst welche Gier dazu anspornt. Das Publikum ist des selben Geistes und daher der selben Meinung: hieraus entspringt sein durchgängiger Respekt vor den „Leuten vom Fach" und sein Mißtrauen gegen Dilettanten. In Wahrheit hingegen ist dem Dilettanten die Sache Zweck, dem Manne vom Fach, als solchem, bloß Mittel: nur Der aber wird eine Sache mit ganzem Ernste treiben, dem unmittelbar an ihr gelegen ist und der sich aus Liebe zu ihr damit beschäftigt, sie con amore treibt. Von Solchen, und nicht von den Lohndienern, ist stets das Größte ausgegangen.

§. 250.

So war denn auch Göthe ein Dilettant in der Farbenlehre. Darüber hier ein Wörtchen!

Digitized by Google

Dummſeyn und Schlechtſeyn iſt erlaubt: ineptire est juris gentium. Hingegen von Dummheit und Schlechtigkeit reden iſt ein Verbrechen, ein empörender Bruch der guten Sitten und alles Anſtandes. — Eine weiſe Vorkehrung! Jedoch muß ich ſie jetzt ein Mal außer Acht laſſen, um mit den Deutſchen deutſch zu reden. Denn ich habe zu ſagen, daß das Schickſal der Göthe'ſchen Farbenlehre ein ſchreiender Beweis entweder der Unredlichkeit, oder aber der völligen Urtheilsloſigkeit der deutſchen Gelehrtenwelt iſt: wahrſcheinlich haben beide edele Eigenſchaften dabei einander in die Hände gearbeitet. Das große gebildete Publikum ſucht Wohlleben und Zeitvertreib, legt daher bei Seite was nicht Roman, Komödie oder Gedicht iſt. Um ausnahmsweiſe ein Mal zur Belehrung zu leſen, wartet es zuvörderſt auf Brief und Siegel von Denen, die es beſſer verſtehn, darüber, daß hier wirklich Belehrung zu finden ſei. Und die es beſſer verſtehn, meint es, das wären die Leute vom Fach. Es verwechſelt nämlich Die, welche von einer Sache leben, mit Denen, die für die Sache leben; wiewohl dies ſelten die Selben ſind. Schon Diderot hat es, im Rameau's Neffen, geſagt, daß Die, welche eine Wiſſenſchaft lehren, nicht Die ſind, welche ſie verſtehn und ernſtlich treiben, als welchen keine Zeit zum lehren derſelben bleibt. Jene Andern leben bloß von der Wiſſenſchaft: ſie iſt ihnen „eine tüchtige Kuh, die ſie mit Butter verſorgt." — Wenn der größte Geiſt einer Nation eine Sache zum Hauptſtudium ſeines Lebens gemacht hat, wie Göthe die Farbenlehre, und ſie findet keinen Eingang, ſo iſt es Pflicht der Regierungen, welche Akademien bezahlen, dieſen aufzutragen, die Sache durch eine Kommiſſion unterſuchen zu laſſen; wie Dies in Frankreich mit viel unbedeutenderen Dingen geſchieht. Wozu ſonſt ſind dieſe Akademien, die ſich ſo breit machen und in denen doch ſo mancher Dummkopf ſitzt und ſich bläht, da? Neue Wahrheiten von Belang gehn ſelten von ihnen aus: daher ſollten ſie wenigſtens wichtige Leiſtungen zu beurtheilen fähig ſeyn und genöthigt werden, ex officio zu reden. Vorläufig jedoch hat uns Herr Link, Mitglied der Berliner Akademie, eine Probe ſeiner akademiſchen Urtheilskraft geliefert, in ſeinen „Propyläen der Naturkunde" Bd. 1. 1836. A priori überzeugt, daß ſein Univerſitätskollege Hegel ein großer Philoſoph und Göthe's Farbenlehre eine

Stümperei sei, bringt er, daselbst S. 47, Beide so zusammen: „Hegel erschöpft sich in den ungemessensten Ausfällen, wenn es „Neuton gilt, vielleicht aus Kondescendenz — eine schlechte „Sache verdient ein schlechtes Wort — für Göthe." Also von der Kondescendenz eines elenden Scharlatans gegen den größten Geist der Nation erdreistet sich dieser Herr Link zu reden. Ich füge als Proben seiner Urtheilskraft und lächerlichen Vermessenheit noch folgende, die obige erläuternden Stellen aus demselben Buche bei. „An Tiefsinn übertrifft Hegel alle seine Vor„gänger: man kann sagen, ihre Philosophie verschwindet vor der „seinigen." S. 32. Und seine Darstellung jener jämmerlichen Hegel'schen Katheder-hanswurstiade beschließt er, S. 44, mit: „Dieses ist das tiefgegründete, erhabene Gebäude des höchsten „metaphysischen Scharfsinnes, welches die Wissenschaft kennt. „Worte wie diese: „„das Denken der Nothwendigkeit ist die „„Freiheit; der Geist schafft sich eine Welt der Sittlichkeit, wo „„die Freiheit wiederum Nothwendigkeit wird," erfüllen mit „Ehrfurcht den nahenden Geist, und ein Mal gehörig erkannt, „sichern sie Dem, welcher sie sprach, die Unsterblichkeit." — Da dieser Herr Link nicht bloß Mitglied der Berliner Akademie ist, sondern auch zu den Notabilitäten, vielleicht gar Celebritäten, der Deutschen Gelehrtenrepublik gehört; so können diese Aussprüche, zumal da sie nirgends gerügt worden, auch als eine Probe deutscher Urtheilskraft und deutscher Gerechtigkeit gelten. Man wird danach besser verstehn, wie es geschehen konnte, daß meine Schriften, mehr als 30 Jahre hindurch, nicht des Hinsehns werth geachtet worden sind.

§. 251.

Der deutsche Gelehrte ist aber auch zu arm, um redlich und ehrenhaft seyn zu können. Daher ist drehen, winden, sich akkommodiren und seine Ueberzeugung verleugnen, kriechen, schmeicheln, Partei machen und Kamaradschaft schließen, Minister, Große, Kollegen, Studenten, Buchhändler, Recensenten, kurz, Alles ehr, als die Wahrheit und fremdes Verdienst, berücksichtigen, — sein Gang und seine Methode. Er wird dadurch meistens ein rücksichtsvoller Lump. In Folge davon hat denn auch, in der deutschen Litteratur überhaupt und der Philosophie insbesondere, die Unredlichkeit so sehr die Oberhand gewonnen, daß zu hoffen

Digitized by Google

ſteht, es werde damit den Punkt erreichen, wo ſie, als unfähig, noch irgend Jemanden zu täuſchen, unwirkſam wird.

§. 252.

Uebrigens iſt es in der Gelehrtenrepublik, wie in andern Republiken: man liebt einen ſchlichten Mann, der ſtill vor ſich hin geht und nicht klüger ſeyn will, als die Andern. Gegen die excentriſchen Köpfe, als welche Gefahr drohen, vereinigt man ſich und hat, o welche! Majorität auf ſeiner Seite.

§. 253.

Zwiſchen Profeſſoren und unabhängigen Gelehrten beſteht, von Alters her, ein gewiſſer Antagonismus, der vielleicht in etwas durch den zwiſchen Hunden und Wölfen erläutert werden könnte.

Profeſſoren haben, durch ihre Lage, große Vortheile, um zur Kunde ihrer Zeitgenoſſen zu gelangen. Dagegen haben unabhängige Gelehrte, durch ihre Lage, große Vortheile, um zur Kunde der Nachwelt zu gelangen; weil es dazu, unter andern und viel ſelteneren Dingen, auch einer gewiſſen Muße und Unabhängigkeit bedarf.

Da es lange dauert, ehe die Menſchheit herausfindet, wem ſie ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken hat; ſo können Beide neben einander wirken.

Im Ganzen genommen, iſt die Stallfütterung der Profeſſuren am geeigneteſten für die Wiederkäuer. Hingegen Die, welche aus den Händen der Natur die eigene Beute empfangen, befinden ſich beſſer im Freien.

§. 254.

Von dem menſchlichen Wiſſen überhaupt, in jeder Art, exiſtirt der allergrößte Theil ſtets nur auf dem Papier, als auf welchem daſſelbe niedergelegt iſt. Nur ein kleiner Theil deſſelben iſt, in jedem gegebenen Zeitpunkt, in irgendwelchen Köpfen wirklich lebendig.

Von Dem, was überhaupt wiſſenswerth wäre, kann kein Einzelner auch nur den tauſendſten Theil wiſſen.

Sogar aber haben die Wiſſenſchaften eine ſolche Breite der Ausdehnung erlangt, daß wer etwas „darin leiſten" will nur ein ganz ſpecielles Fach betreiben darf, unbekümmert um alles Andere. Alsdann wird er zwar in ſeinem Fache über dem Vul-

Digitized by Google

gus ſtehn, in allem Uebrigen jedoch zu demſelben gehören. Kommt nun noch, wie heut zu Tage immer häufiger wird, die Vernachläſſigung der alten Sprachen, welche halb zu lernen nichts hilft, hinzu, wodurch die allgemeine Humanitätsbildung wegfällt; ſo werden wir Gelehrte ſeyn, die außerhalb ihres ſpeciellen Faches wahre Ochſen ſind. — Ueberhaupt iſt ſo ein erkluſiver Fachgelehrter dem Fabrikarbeiter analog, der, ſein Leben lang, nichts Anderes macht, als eine beſtimmte Schraube, oder Haken, oder Handhabe, zu einem beſtimmten Werkzeuge, oder Maſchine, worin er dann freilich eine unglaubliche Virtuoſität erlangt. Auch kann man den Fachgelehrten mit einem Manne vergleichen, der in ſeinem eigenen Hauſe wohnt, jedoch nie herauskommt. In dem Hauſe kennt er Alles genau, jedes Treppchen, jeden Winkel und jeden Balken; etwan wie Viktor Hugo's Quaſimodo die Notre-dame-Kirche kennt: aber außerhalb deſſelben iſt ihm alles fremd und unbekannt. — Wahre Bildung zur Humanität hingegen erfordert durchaus Vielſeitigkeit und Ueberblick, alſo, für einen Gelehrten im höhern Sinne, allerdings etwas Polyhiſtoria. Wer aber vollends ein Philoſoph ſeyn will, muß in ſeinem Kopfe die entfernteſten Enden des menſchlichen Wiſſens zuſammenbringen: denn wo anders könnten ſie jemals zuſammenkommen? — Geiſter erſten Ranges nun gar werden niemals Fachgelehrte ſeyn. Ihnen, als ſolchen, iſt das Ganze des Daſeyns zum Problem gegeben und über daſſelbe wird jeder von ihnen, in irgend einer Form und Weiſe, der Menſchheit neue Aufſchlüſſe ertheilen. Denn den Namen eines Genies kann nur Der verdienen, welcher das Ganze und Große, das Weſentliche und Allgemeine der Dinge zum Thema ſeiner Leiſtungen nimmt, nicht aber wer irgend ein ſpecielles Verhältniß von Dingen zu einander zurechtzulegen ſein Leben lang bemüht iſt.

§. 255.

Die Abſchaffung des Lateiniſchen als allgemeiner Gelehrtenſprache und die dagegen eingeführte Kleinbürgerei der Nationallitteraturen iſt für die Wiſſenſchaften in Europa ein wahres Unglück geweſen. Zunächſt, weil es nur mittelſt der lateiniſchen Sprache ein allgemeines Europäiſches Gelehrtenpublikum gab, an deſſen Geſammtheit jedes erſcheinende Buch ſich direkt wandte. Nun iſt aber die Zahl der eigentlich denkenden und urtheilsfähi-

Digitized by Google

gen Köpfe in ganz Europa ohnehin schon so klein, daß, wenn man ihr Forum noch durch Sprachgränzen zerstückelt und auseinander reißt, man ihre wohlthätige Wirksamkeit unendlich schwächt. Und die, nach beliebiger Auswahl der Verleger, von litterarischen Handwerksburschen fabrizirten Verdollmetschungen sind ein schlechtes Surrogat für eine allgemeine Gelehrtensprache. Darum ist Kants Philosophie, nach kurzem Aufleuchten, im Sumpfe deutscher Urtheilskraft stecken geblieben, während über demselben die Irrlichter Fichte'scher, Schellingischer und endlich gar Hegel'scher Scheinwissenschaft ihr Flackerleben genossen. Darum hat Göthe's Farbenlehre keine Gerechtigkeit gefunden. Darum bin ich unbeachtet geblieben. Darum ist die so intellektuelle und urtheilskräftige Englische Nation noch jetzt durch die schimpflichste Bigotterie und Pfaffenbevormundung degradirt. Darum ermangelt Frankreichs ruhmvolle Physik und Zoologie der Stütze und Kontrole einer ausreichenden und würdigen Metaphysik. Und noch mehr ließe sich anführen. Zudem aber wird an diesen großen Nachtheil gar bald ein zweiter, noch größerer sich knüpfen: das Aufhören der Erlernung der alten Sprachen. Nimmt doch schon jetzt in Frankreich und selbst in Deutschland die Vernachlässigung derselben Ueberhand. Dann aber Lebewohl, Humanität, edler Geschmack und hoher Sinn! Die Barbarei kommt wieder, trotz Eisenbahnen, elektrischen Drähten und Luftballons. Endlich gehn wir dadurch noch eines Vortheils verlustig, den alle unsere Vorfahren genossen haben. Nämlich nicht bloß das Römische Alterthum schließt das Lateinische uns auf, sondern eben so unmittelbar das ganze Mittelalter aller Europäischen Länder und die neuere Zeit, bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts herab. Daher reden z. B. Skotus Erigena aus dem 9. Jahrhundert, Johannes von Salesbury aus dem 12., Raimund Lullus aus dem 13., nebst hundert Andern, zu mir unmittelbar in der Sprache, die ihnen, sobald sie an wissenschaftliche Gegenstände dachten, natürlich und eigen war. Daher treten sie noch jetzt ganz nahe an mich heran: ich bin in unmittelbarer Berührung mit ihnen und lerne sie wahrhaft kennen. Was würde es seyn, wenn Jeder von ihnen in seiner Landessprache, wie sie zu seiner Zeit war, geschrieben hätte?! Nicht die Hälfte würde ich auch nur verstehn und eine eigentliche geistige Berüh-

Digitized by Google

rung mit ihnen wäre unmöglich: ich ſähe ſie wie Schattenbilder am fernen Horizont, oder gar durch das Teleſkop einer Ueberſetzung. Dies zu verhüten, hat Bako von Verulam, wie er ausdrücklich ſagt, ſeine essays nachmals ſelbſt ins Lateiniſche überſetzt u. d. T. sermones fideles.

Hier ſei beiläufig erwähnt, daß der Patriotismus, wenn er im Reiche der Wiſſenſchaften ſich geltend machen will, ein ſchmutziger Geſelle iſt, den man hinauswerfen ſoll. Denn was kann impertinenter ſeyn, als da, wo das rein und allgemein Menſchliche betrieben wird und wo Wahrheit, Klarheit und Schönheit allein gelten ſollen, ſeine Vorliebe für die Nation, welcher die eigene werthe Perſon gerade angehört, in die Waagſchale legen zu wollen und nun, aus ſolcher Rückſicht, bald der Wahrheit Gewalt anzuthun, bald gegen die großen Geiſter fremder Nationen ungerecht zu ſeyn, um die geringeren der eigenen herauszuſtreichen. Beiſpielen dieſer Gemeinheit begegnet man aber täglich bei den Schriftſtellern aller Nationen Europa's.

§. 256.

Zur Verbeſſerung der Qualität der Studierenden, auf Koſten ihrer ſchon ſehr überzähligen Quantität, ſollte geſetzlich beſtimmt ſeyn: 1) daß Keiner vor ſeinem 20. Jahre die Univerſität beziehn dürfte; 2) daß er daſelbſt im erſten Jahre ausſchließlich Kollegia der philoſophiſchen Fakultät hören müßte und vor dem zweiten Jahre zu denen der drei obern Fakultäten gar nicht zugelaſſen würde, dieſen aber alsdann die Theologen 2, die Juriſten 3, die Mediciner 4 Jahre widmen müßten. Dagegen könnte auf den Gymnaſien der Unterricht auf alte Sprachen, Geſchichte, Mathematik und deutſchen Stil beſchränkt bleiben und beſonders in erſteren deſto gründlicher ſeyn. Weil jedoch die Anlage zur Mathematik eine ganz ſpecielle und eigene iſt, die mit den übrigen Fähigkeiten eines Kopfes gar nicht parallel geht, ja, nichts mit ihnen gemein hat;*) ſo ſollte für den mathematiſchen Unter-

*) Man ſehe hierüber W. Hamilton's ſchöne Abhandlung in Form einer Recenſion eines Buches von Whewell, in der Edinburgh' Review vom Januar 1836, auch ſpäter unter ſeinem Namen mit einigen andern Abhandlungen herausgegeben, auch Deutſch überſetzt u. d. T. „über den Werth und Unwerth der Mathematik." 1836.

Digitized by Google

richt eine ganz geſonderte Klaſſifikation der Schüler gelten; ſo daß wer im Uebrigen in Selekta ſäße hier in Tertia ſitzen könnte, ſeiner Ehre unbeſchadet und eben ſo vice versa. Nur ſo kann Jeder, nach Maaßgabe ſeiner Kräfte dieſer beſondern Art, etwas davon lernen.

Die Profeſſoren freilich werden, da ihnen an der Quantität der Studenten mehr, als an deren Qualität liegt, obige Vorſchläge nicht unterſtützen; wie auch nicht den folgenden. Die Promotionen ſollten durchaus unentgeltlich geſchehn; damit die durch die Gewinnſucht der Profeſſoren diskreditirte Doktorwürde wieder zu Ehren käme. Dafür ſollten die nachherigen Staatseramina, bei Doktoren, wegfallen.

Digitized by Google

Kapitel XXII.

Selbſtdenken.

---

§. 257.

Wie die zahlreichſte Bibliothek, wenn ungeordnet, nicht ſo viel Nutzen ſchafft, als eine ſehr mäßige, aber wohlgeordnete; eben ſo iſt die größte Menge von Kenntniſſen, wenn nicht eigenes Denken ſie durchgearbeitet hat, viel weniger werth, als eine weit geringere, die aber vielfältig durchdacht worden. Denn erſt durch das allſeitige Kombiniren Deſſen, was man weiß, durch das Vergleichen jeder Wahrheit mit jeder andern, eignet man ſein eigenes Wiſſen ſich vollſtändig an und bekommt es in ſeine Gewalt. Durchdenken kann man nur was man weiß; daher man etwas lernen ſoll: aber man weiß auch nur, was man durchdacht hat.

Nun aber kann man ſich zwar willkürlich appliciren auf Leſen und Lernen; auf das Denken hingegen eigentlich nicht. Dieſes nämlich muß, wie das Feuer durch einen Luftzug, angefacht und unterhalten werden durch irgend ein Intereſſe am Gegenſtande deſſelben; welches entweder ein rein objektives, oder aber bloß ein ſubjektives ſeyn mag. Das letztere iſt allein bei unſern perſönlichen Angelegenheiten vorhanden; das erſtere aber nur für die von Natur denkenden Köpfe, denen das Denken ſo natürlich iſt, wie das Athmen, welche aber ſehr ſelten ſind. Daher iſt es mit den meiſten Gelehrten ſo wenig.

§. 258.

Die Verſchiedenheit zwiſchen der Wirkung, welche das Selbſtdenken, und der, welche das Leſen auf den Geiſt hat, iſt unglaublich groß; daher ſie die urſprüngliche Verſchiedenheit der Köpfe, vermöge welcher man zum Einen, oder zum Andern getrieben wird, noch immerfort vergrößert. Das Leſen nämlich

Digitized by Google

zwingt dem Geiſte Gedanken auf, die der Richtung und Stimmung, welche er für den Augenblick hat, ſo fremd und heterogen ſind, wie das Petſchaft dem Lack, welchem es ſein Siegel aufdrückt. Der Geiſt erleidet dabei totalen Zwang von außen, jetzt Dies, oder Jenes zu denken, wozu er ſoeben gar keinen Trieb, noch Stimmung hat. — Hingegen beim Selbſtdenken folgt er ſeinem ſelbſteigenen Triebe, wie dieſen für den Augenblick entweder die äußere Umgebung, oder irgend eine Erinnerung näher beſtimmt hat. Die anſchauliche Umgebung nämlich bringt dem Geiſte nicht einen beſtimmten Gedanken auf, wie das Leſen; ſondern giebt ihm bloß Stoff und Anlaß zu denken was ſeiner Natur und gegenwärtigen Stimmung gemäß iſt. — Daher nun nimmt das viele Leſen dem Geiſte alle Elaſticität; wie ein fortdauernd drückendes Gewicht ſie einer Springfeder nimmt. Dies iſt der Grund, warum die Gelehrſamkeit die meiſten Menſchen noch geiſtloſer und einfältiger macht, als ſie ſchon von Natur ſind.

§. 259.

Im Grunde haben nur die eigenen Grundgedanken Wahrheit und Leben: denn nur ſie verſteht man recht eigentlich und ganz. Fremde, geleſene Gedanken ſind die Ueberbleibſel eines fremden Mahles, die abgelegten Kleider eines fremden Gaſtes.

Zum eigenen, in uns aufſteigenden Gedanken verhält der fremde, geleſene, ſich wie der Abdruck einer Pflanze der Vorwelt im Stein zur blühenden Pflanze des Frühlings.

§. 260.

Leſen iſt ein bloßes Surrogat des eigenen Denkens. Man läßt dabei ſeine Gedanken von einem Andern am Gängelbande führen. Zudem taugen viele Bücher bloß, zu zeigen, wie viel Irrwege es giebt und wie arg man ſich verlaufen könnte, wenn man von ihnen ſich leiten ließe. Den aber der Genius leitet, d. h. der ſelbſt denkt, freiwillig denkt, richtig denkt, — der hat die Bouſſole, den rechten Weg zu finden. — Leſen ſoll man alſo nur dann, wann die Quelle der eigenen Gedanken ſtockt; was auch beim beſten Kopfe oft genug der Fall ſeyn wird. Hingegen die eigenen, urkräftigen Gedanken verſcheuchen, um ein Buch zur Hand zu nehmen, iſt Sünde wider den heiligen Geiſt. Man gleicht alsdann Dem, der aus der freien Natur flieht, um ein

Digitized by Google

Herbarium zu beſehn, oder um ſchöne Gegenden im Kupferſtiche zu betrachten.

Wenn man auch bisweilen eine Wahrheit, eine Einſicht, die man mit vieler Mühe und langſam durch eigenes Denken und Kombiniren herausgebracht hat, hätte mit Bequemlichkeit in einem Buche ganz fertig vorfinden können; ſo iſt ſie doch hundert Mal mehr werth, wenn man ſie durch eigenes Denken erlangt hat. Denn nur alsdann tritt ſie als integrirender Theil, als lebendiges Glied, ein, in das ganze Syſtem unſerer Gedanken, ſteht mit demſelben in vollkommenem und feſtem Zuſammenhange, wird mit allen ihren Gründen und Folgen verſtanden, trägt die Farbe, den Farbenton, das Gepräge unſrer ganzen Denkweiſe, iſt eben zur rechten Zeit, als das Bedürfniß derſelben rege war, gekommen, ſitzt daher feſt und kann nicht wieder verſchwinden. Demnach findet hier Göthe's Vers,

„Was du ererbt von deinen Vätern haſt,
Erwirb' es, um es zu beſitzen,"

ſeine vollkommenſte Anwendung, ja, Erklärung.

Hingegen klebt die bloß erlernte Wahrheit uns nur an, wie ein angeſetztes Glied, ein falſcher Zahn, eine wächſerne Naſe, oder höchſtens wie eine rhinoplaſtiſche aus fremdem Fleiſche. Die durch eigenes Denken erworbene Wahrheit aber gleicht dem natürlichen Gliede: ſie allein gehört uns wirklich an. Darauf beruht der Unterſchied zwiſchen dem Denker und dem bloßen Gelehrten. Daher ſieht der geiſtige Erwerb des Selbſtdenkers aus, wie ein ſchönes Gemälde, das lebendig hervortritt, mit richtigem Lichte und Schatten, gehaltenem Ton, vollkommener Harmonie der Farben. Hingegen gleicht der geiſtige Erwerb des bloßen Gelehrten einer großen Palette, voll bunter Farben, allenfalls ſyſtematiſch geordnet, aber ohne Harmonie, Zuſammenhang und Bedeutung.

§. 261.

Leſen heißt mit einem fremden Kopfe, ſtatt des eigenen, denken. Nun iſt aber dem eigenen Denken, aus welchem allemal ein zuſammenhängendes Ganzes, ein, wenn auch nicht ſtreng abgeſchloſſenes, Syſtem ſich zu entwickeln trachtet, nichts nachtheiliger, als ein, vermöge beſtändigen Leſens, zu ſtarker Zu-

Digitized by Google

fluß fremder Gedanken; weil dieſe, jeder einem andern Geiſte entſproſſen, einem andern Syſteme angehörend, eine andere Farbe tragend, nie von ſelbſt zu einem Ganzen des Denkens, des Wiſſens, der Einſicht und Ueberzeugung zuſammenfließen, vielmehr eine leiſe babyloniſche Sprachverwirrung im Kopfe anrichten und dem Geiſte, der ſich mit ihnen überfüllt hat, nunmehr alle klare Einſicht benehmen und ſo ihn beinahe desorganiſiren. Dieſer Zuſtand iſt an vielen Gelehrten wahrzunehmen und macht, daß ſie an geſundem Verſtande, richtigem Urtheil und praktiſchem Takte vielen Ungelehrten nachſtehn, welche die von außen, durch Erfahrung, Geſpräch und wenige Lektüre ihnen zugekommene geringe Kenntniß ſtets dem eigenen Denken untergeordnet und einverleibt haben. Eben Dieſes nun thut, nach einem größern Maaßſtabe, auch der wiſſenſchaftliche Denker. Obgleich er nämlich viele Kenntniſſe nöthig hat und daher viel leſen muß; ſo iſt doch ſein Geiſt ſtark genug, dies Alles zu bewältigen, es zu aſſimiliren, dem Syſteme ſeiner Gedanken einzuverleiben und es ſo dem organiſch zuſammenhängenden Ganzen ſeiner immer wachſenden, großartigen Einſicht unterzuordnen; wobei ſein eigenes Denken, wie der Grundbaß der Orgel, ſtets Alles beherrſcht und nie von fremden Tönen übertäubt wird, wie Dies hingegen der Fall iſt in den bloß polyhiſtoriſchen Köpfen, in welchen gleichſam Muſikfetzen aus allen Tonarten durcheinanderlaufen und der Grundton gar nicht mehr zu finden iſt.

§. 262.

Die Leute, welche ihr Leben mit Leſen zugebracht und ihre Weisheit aus Büchern geſchöpft haben, gleichen denen, welche aus vielen Reiſebeſchreibungen ſich genaue Kunde von einem Lande erworben haben. Dieſe können über Vieles Auskunft ertheilen: aber im Grunde haben ſie doch keine zuſammenhängende, deutliche, gründliche Kenntniß von der Beſchaffenheit des Landes. Hingegen Die, welche ihr Leben mit Denken zugebracht haben, gleichen Solchen, die ſelbſt in jenem Lande geweſen ſind: ſie allein wiſſen eigentlich wovon die Rede iſt, kennen die Dinge dort im Zuſammenhang und ſind wahrhaft darin zu Hauſe.

§. 263.

Zu einem Selbſtdenker verhält ſich der gewöhnliche Bücherphiloſoph, wie zu einem Augenzeugen ein Geſchichtsforſcher: Je-

Digitized by Google

ner redet aus eigener, unmittelbarer Auffaſſung der Sache. Daher ſtimmen alle Selbſtdenker im Grunde doch überein, und ihre Verſchiedenheit entſpringt nur aus der des Standpunktes: wo aber dieſer nichts ändert, ſagen ſie alle das Selbe. Denn ſie ſagen bloß aus, was ſie objektiv aufgefaßt haben. Oft habe ich Sätze, die ich, ihrer Paradoxie wegen, nur zaudernd vor das Publikum brachte, nachmals, zu meinem freudigen Erſtaunen, in alten Werken großer Männer ausgeſprochen gefunden. — Der Bücherphiloſoph hingegen berichtet, was Dieſer geſagt und Jener gemeint und was dann wieder ein Anderer eingewandt hat u. ſ. w. Das vergleicht er, wägt es ab, kritiſirt es und ſucht ſo hinter die Wahrheit der Sachen zu kommen; wobei er dem kritiſchen Geſchichtsſchreiber ganz ähnlich wird. So wird er z. B. Unterſuchungen anſtellen, ob Leibnitz wohl, zu irgend einer Zeit, auf eine Weile, ein Spinoziſt geweſen ſei u. dgl. m. Recht deutliche Beiſpiele zu dem hier Geſagten liefern dem kurioſen Liebhaber Herbarts „Analytiſche Beleuchtung der Moral und des Naturrechts", imgleichen deſſen „Briefe über die Freiheit". — Man könnte ſich wundern über die viele Mühe, die ſo Einer ſich giebt; da es ſcheint, daß, wenn er nur die Sache ſelbſt ins Auge faſſen wollte, er durch ein wenig Selbſtdenken bald zum Ziele gelangen würde. Allein damit hat es einen kleinen Anſtand; indem Das nicht von unſerm Willen abhängt: man kann jederzeit ſich hinſetzen und leſen; nicht aber — und denken. Es iſt nämlich mit Gedanken, wie mit Menſchen: man kann nicht immer, nach Belieben, ſie rufen laſſen; ſondern muß abwarten, daß ſie kommen. Das Denken über einen Gegenſtand muß ſich von ſelbſt einſtellen, durch ein glückliches, harmonirendes Zuſammentreffen des äußern Anlaſſes mit der innern Stimmung und Spannung: und gerade Das iſt es, was jenen Leuten nie kommen will. — Indeſſen iſt ſogar der größte Kopf nicht jederzeit zum Selbſtdenken fähig. Daher thut er wohl, die übrige Zeit zum Leſen zu benutzen, als welches, wie geſagt, ein Surrogat des eigenen Denkens iſt und dem Geiſte Stoff zuführt, indem dabei ein Anderer für uns denkt, wiewohl ſtets auf eine Weiſe, die nicht die unſrige iſt. Dieſerhalb eben ſoll man nicht zu viel leſen; damit nicht der Geiſt ſich an das Surrogat gewöhne und darüber die Sache ſelbſt verlerne, alſo damit er nicht ſich an

Digitized by Google

schon ausgetretene Pfade gewöhne, und damit das Gehn eines fremden Gedankenganges ihn nicht dem eigenen entfremde. Am allerwenigsten soll man, des Lesens wegen, dem Anblick der realen Welt sich ganz entziehn; da der Anlaß und die Stimmung zum eigenen Denken ungleich öfter bei diesem, als beim Lesen sich einfindet. Denn das Anschauliche, das Reale, in seiner Ursprünglichkeit und Kraft, ist der natürliche Gegenstand des denkenden Geistes und vermag am leichtesten ihn tief zu erregen.

Nach diesen Betrachtungen wird es uns nicht wundern, daß der Selbstdenker und der Bücherphilosoph schon am Vortrage leicht zu erkennen sind; Jener am Gepräge des Ernstes, der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, am Autoptischen aller seiner Gedanken und Ausdrücke; Dieser hingegen daran, daß Alles aus zweiter Hand ist, überkommene Begriffe, zusammengetrödelter Kram, matt und stumpf, wie der Abdruck eines Abdrucks; und sein aus konventionellen, ja, banalen Phrasen und gangbaren Modeworten bestehender Stil gleicht einem kleinen Staate, dessen Cirkulation aus lauter fremden Münzsorten besteht, weil er nicht selbst prägt.

§. 264.

So wenig, wie das Lesen, kann die bloße Erfahrung das Denken ersetzen. Die reine Empirie verhält sich zum Denken, wie Essen zum Verdauen und Assimiliren. Wenn jene sich brüstet, daß sie allein, durch ihre Entdeckungen, das menschliche Wissen gefördert habe; so ist es, wie wenn der Mund sich rühmen wollte, daß der Bestand des Leibes sein Werk allein sei.

§. 265.

Das charakteristische Merkmal der Geister ersten Ranges ist die Unmittelbarkeit aller ihrer Urtheile. Alles was sie vorbringen ist Resultat ihres selbsteigenen Denkens und kündigt sich, schon durch den Vortrag, überall als solches an. Sie haben sonach, gleich den Fürsten, eine Reichsunmittelbarkeit, im Reiche der Geister: die Uebrigen sind alle mediatisirt; welches schon an ihrem Stil, der kein eigenes Gepräge hat, zu ersehn ist.

Jeder wahre Selbstdenker also gleicht insofern einem Monarchen: er ist unmittelbar und erkennt niemanden über sich. Seine Urtheile, wie die Beschlüsse eines Monarchen, entspringen

Digitized by Google

aus seiner eigenen Machtvollkommenheit und gehn unmittelbar von ihm selbst aus. Denn, so wenig wie der Monarch Befehle, nimmt er Auktoritäten an, sondern läßt nichts gelten, als was er selbst bestätigt hat. — Das Vulgus der Köpfe hingegen, befangen in allerlei geltenden Meinungen, Auktoritäten und Vorurtheilen, gleicht dem Volke, welches dem Gesetze und Befehle schweigend gehorcht.

§. 266.

Die Leute, welche so eifrig und eilig sind, strittige Fragen durch Anführung von Auktoritäten zu entscheiden, sind eigentlich froh, wann sie, statt eigenen Verstandes und Einsicht, daran es fehlt, fremde ins Feld stellen können. Ihre Zahl ist Legio.

§. 267.

Im Reiche der Wirklichkeit, so schön, glücklich und anmuthig sie auch ausgefallen seyn mag, bewegen wir uns doch stets nur unter dem Einfluß der Schwere, welcher unaufhörlich zu überwinden ist: hingegen sind wir, im Reiche der Gedanken, unkörperliche Geister, ohne Schwere und ohne Noth. Daher kommt kein Glück auf Erden dem gleich, welches ein schöner und fruchtbarer Geist, zur glücklichen Stunde, in sich selbst findet.

§. 268.

Die Gegenwart eines Gedankens ist wie die Gegenwart einer Geliebten. Wir meynen, diesen Gedanken werden wir nie vergessen und diese Geliebte könne uns nie gleichgültig werden. Allein aus den Augen, aus dem Sinn! Der schönste Gedanke läuft Gefahr, unwiederbringlich vergessen zu werden, wenn er nicht aufgeschrieben, und die Geliebte, von uns geflohen zu werden, wenn sie nicht angetraut worden.

§. 269.

Es giebt Gedanken die Menge, welche Werth haben für Den, der sie denkt; aber nur wenige unter ihnen, welche die Kraft besitzen, noch durch Reperkussion, oder Reflexion, zu wirken, d. h. nachdem sie niedergeschrieben worden, dem Leser Antheil abzugewinnen.

§. 270.

Dabei aber hat doch nur Das wahren Werth, was Einer zunächst bloß für sich selbst gedacht hat. Man kann nämlich die Denker eintheilen in solche, die zunächst für sich, und solche,

Digitized by Google

die ſogleich für Andere denken. Jene ſind die ächten, ſind die Selbſtdenker, im zwiefachen Sinne des Worts: ſie ſind die eigentlichen Philoſophen. Denn ihnen allein iſt es Ernſt mit der Sache. Auch beſteht der Genuß und das Glück ihres Daſeyns eben im Denken. Die andern ſind die Sophiſten: ſie wollen ſcheinen, und ſuchen ihr Glück in Dem, was ſie dadurch von Andern zu erlangen hoffen: hierin liegt ihr Ernſt. Welcher von beiden Klaſſen Einer angehöre, läßt ſich bald merken, an ſeiner ganzen Art und Weiſe. Lichtenberg iſt ein Muſter der erſten Art: Herder gehört ſchon der zweiten an.

§. 271.

Wenn man wohl erwägt, wie groß und wie nahe liegend das Problem des Daſeyns iſt, dieſes zweideutigen, gequälten, flüchtigen, traumartigen Daſeyns; — ſo groß und ſo nahe liegend, daß, ſobald man es gewahr wird, es alle andern Probleme und Zwecke überſchattet und verdeckt; — und wenn man nun dabei vor Augen hat, wie alle Menſchen, — einige wenige und ſeltene ausgenommen, — dieſes Problems ſich nicht deutlich bewußt, ja, ſeiner gar nicht inne zu werden ſcheinen, ſondern um alles Andere eher, als darum, ſich bekümmern, und dahinleben, nur auf den heutigen Tag und die faſt nicht längere Spanne ihrer perſönlichen Zukunft bedacht, indem ſie jenes Problem entweder ausdrücklich ablehnen, oder hinſichtlich deſſelben ſich bereitwillig abfinden laſſen mit irgend einem Syſteme der Volksmetaphyſik und damit ausreichen; — wenn man, ſage ich, Das wohl erwägt; ſo kann man der Meinung werden, daß der Menſch doch nur ſehr im weitern Sinne ein denkendes Weſen heiße, und wird fortan über keinen Zug von Gedankenloſigkeit, oder Einfalt, ſich ſonderlich wundern, vielmehr wiſſen, daß der intellektuelle Geſichtskreis des Normalmenſchen zwar über den des Thieres, — deſſen ganzes Daſeyn, der Zukunft und Vergangenheit ſich nicht bewußt, gleichſam eine einzige Gegenwart iſt, — hinausgeht, aber doch nicht ſo unberechenbar weit, wie man wohl anzunehmen pflegt.

Dieſem entſpricht es ſogar, daß man auch im Geſpräche die Gedanken der meiſten Menſchen ſo kurz abgeſchnitten findet, wie Häckerling, daher kein längerer Faden ſich herausſpinnen läßt.

Auch könnte unmöglich, wenn dieſe Welt von eigentlich den-

Digitized by Google

kenden Weſen bevölkert wäre, der Lerm jeder Art ſo unbeſchränkt erlaubt und freigegeben ſeyn, wie ſogar der entſetzlichſte und dabei zweckloſe es iſt. — Wenn nun aber gar ſchon die Natur den Menſchen zum Denken beſtimmt hätte; ſo würde ſie ihm keine Ohren gegeben, oder dieſe wenigſtens, wie bei den Fledermäuſen, die ich darum beneide, mit luftdichten Schließklappen verſehn haben. In Wahrheit aber iſt er, gleich den andern, ein armes Thier, deſſen Kräfte bloß auf die Erhaltung ſeines Daſeyns berechnet ſind, weshalb es der ſtets offenen Ohren bedarf, als welche, auch unbefragt und bei Nacht wie bei Tage, die Annäherung des Verfolgers ankündigen.

Digitized by Google

Kapitel XXIII.

Ueber Schriftstellerei und Stil.

---

§. 272.

Zuvörderst giebt es zweierlei Schriftsteller: solche, die der Sache wegen, und solche, die des Schreibens wegen schreiben. Jene haben Gedanken gehabt, oder Erfahrungen gemacht, die ihnen mittheilenswerth scheinen; Diese brauchen Geld, und deshalb schreiben sie, für Geld. Sie denken zum Behuf des Schreibens. Man erkennt sie daran, daß sie ihre Gedanken möglichst lang ausspinnen und auch halbwahre, schiefe, forcirte und schwankende Gedanken ausführen, auch meistens das Helldunkel lieben, um zu scheinen was sie nicht sind; weshalb ihrem Schreiben Bestimmtheit und volle Deutlichkeit abgeht. Man kann daher bald merken, daß sie um Papier zu füllen schreiben: bei unsern besten Schriftstellern kann man es mitunter: z. B. stellenweise in Lessings Dramaturgie. Sobald man es merkt, soll man das Buch wegwerfen: denn die Zeit ist edel. — Honorar und Verbot des Nachdrucks sind im Grunde der Verderb der Litteratur. Schreibenswerthes schreibt nur wer ganz allein der Sache wegen schreibt. Welch ein unschätzbarer Gewinn würde es seyn, wenn, in allen Fächern einer Litteratur, nur wenige, aber vortreffliche Bücher existirten. Dahin aber kann es nie kommen, so lange Honorar zu verdienen ist.

§. 273.

Wiederum kann man sagen, es gebe dreierlei Autoren: erstlich solche, welche schreiben, ohne zu denken. Sie schreiben aus dem Gedächtniß, aus Reminiscenzen, oder gar unmittelbar aus fremden Büchern. Diese Klasse ist die zahlreichste. — Zweitens solche, die während des Schreibens denken. Sie denken, um zu schreiben. Sind sehr häufig. — Drittens solche, die gedacht ha-

Digitized by Google

ben, ehe sie ans Schreiben giengen. Sie schreiben bloß, weil sie gedacht haben. Sind selten.

Jener Schriftsteller der zweiten Art, der das Denken bis zum Schreiben aufschiebt, ist dem Jäger zu vergleichen, der aufs Gerathewohl ausgeht: er wird schwerlich sehr viel nach Hause bringen. Hingegen wird das Schreiben des Schriftstellers der dritten, seltenen Art, einer Treibjagd gleichen, als zu welcher das Wild zum voraus eingefangen und eingepfercht worden, um nachher haufenweise aus solchem Behältnisse herauszuströmen in einen andern ebenfalls umzäunten Raum, wo es dem Jäger nicht entgehn kann; so daß er jetzt es bloß mit dem Zielen und Schießen (der Darstellung) zu thun hat. Dies ist die Jagd, welche etwas abwirft. —

Sogar nun aber unter der kleinen Anzahl von Schriftstellern, die wirklich, ernstlich und zum voraus denken, sind wieder nur äußerst wenige, welche über die Dinge selbst denken: die übrigen denken bloß über Bücher, über das von Andern Gesagte. Sie bedürfen nämlich, um zu denken, der nähern und stärkern Anregung durch fremde, gegebene Gedanken. Diese werden nun ihr nächstes Thema; daher sie stets unter dem Einflusse derselben bleiben, folglich nie eigentliche Originalität erlangen. Jene ersteren hingegen werden durch die Dinge selbst zum Denken angeregt; daher ihr Denken unmittelbar auf diese gerichtet ist. Unter ihnen allein sind Die zu finden, welche bleiben und unsterblich werden. — Es versteht sich, daß hier von hohen Fächern die Rede ist, nicht von Schriftstellern über das Branntweinbrennen.

Nur wer bei Dem, was er schreibt, den Stoff unmittelbar aus seinem eigenen Kopfe nimmt, ist werth, daß man ihn lese. Aber Büchermacher, Kompendienschreiber, gewöhnliche Historiker u. a. m. nehmen den Stoff unmittelbar aus Büchern: aus diesen geht er in die Finger, ohne im Kopf auch nur Transitozoll und Visitation, geschweige Bearbeitung, erlitten zu haben. Daher hat ihr Gerede oft so unbestimmten Sinn, daß man vergeblich sich den Kopf zerbricht, herauszubringen, was sie denn am Ende denken. Sie denken eben gar nicht. Das Buch, aus dem sie abschreiben, ist bisweilen eben so verfaßt: also ist es mit dieser Schriftstellerei, wie mit Gypsabdrücken von Abdrücken von

Digitized by Google

Abdrücken u. s. f., wobei am Ende der Antinous zum kaum kenntlichen Umriß eines Gesichtes wird. Daher soll man Kompilatoren möglichst selten lesen: denn es ganz zu vermeiden ist schwer; indem sogar die Kompendien, welche das im Laufe vieler Jahrhunderte zusammengebrachte Wissen im engen Raum enthalten, zu den Kompilationen gehören.

Wer über einen Gegenstand sich belehren will, hüte sich, sogleich nur nach den neuesten Büchern darüber zu greifen, in der Voraussetzung, daß bei Abfassung dieser die ältern benutzt worden seien. Das sind sie wohl; aber wie? Der Schreiber versteht oft die ältern nicht gründlich, will dabei doch nicht geradezu ihre Worte gebrauchen, verballhornt und verhunzt daher das von ihnen sehr viel besser und deutlicher Gesagte; da sie aus eigener und lebendiger Sachkenntniß geschrieben haben. Zudem will er es wohl noch gar besser verstehn, als sie, und setzt seine Irrthümer an die Stelle ihrer Wahrheiten. Hieher gehören auch die Uebersetzer, welche ihren Autor zugleich berichtigen und bearbeiten; welches mir stets impertinent vorkommt. Schreibe du selbst Bücher, welche des Uebersetzens werth sind und laß' Anderer Werke wie sie sind. — Man lese also, wo möglich, die eigentlichen Urheber, Begründer und Erfinder der Sachen, oder wenigstens die anerkannten großen Meister des Fachs, und kaufe lieber die Bücher aus zweiter Hand, als ihren Inhalt. Weil aber freilich inventis aliquid addere facile est, so wird man, nach wohlgelegtem Grunde, mit den neueren Zuthaten sich bekannt zu machen haben. Im Ganzen also gilt hier, wie überall, diese Regel: das Neue ist selten das Gute; weil das Gute nur kurze Zeit das Neue ist.

§. 274.

Ein Buch kann nie mehr seyn, als der Abdruck der Gedanken des Verfassers. Der Werth dieser Gedanken liegt entweder im Stoff, also in Dem, worüber er gedacht hat; oder in der Form, d. h. der Bearbeitung des Stoffs, also in Dem, was er darüber gedacht hat.

Das Worüber ist gar mannigfaltig, und eben so die Vorzüge, welche es den Büchern ertheilt. Aller empirische Stoff, also alles historisch, oder physisch, Thatsächliche, an sich selbst und im weitesten Sinne genommen, gehört hieher. Das Eigenthüm-

Digitized by Google

liche liegt dabei im Objekt; daher das Buch wichtig seyn kann, wer auch immer der Verfasser sei.

Beim Was hingegen liegt das Eigenthümliche im Subjekt. Die Gegenstände können solche seyn, welche allen Menschen zugänglich und bekannt sind: aber die Form der Auffassung, das Was des Denkens, ertheilt hier den Werth und liegt im Subjekt. Ist daher ein Buch von dieser Seite vortrefflich und ohne Gleichen; so ist es sein Verfasser auch. Hieraus folgt, daß das Verdienst eines lesenswerthen Schriftstellers um so größer ist, je weniger es dem Stoffe verdankt, mithin sogar, je bekannter und abgenutzter dieser ist. So z. B. haben die drei großen griechischen Tragiker sämmtlich den selben Stoff bearbeitet.

Also soll man, wenn ein Buch berühmt ist, wohl unterscheiden, ob wegen des Stoffs, oder wegen der Form.

Ganz gewöhnliche und platte Menschen können, vermöge des Stoffs, sehr wichtige Bücher liefern, indem derselbe gerade nur ihnen zugänglich war: z. B. Beschreibungen ferner Länder, seltener Naturerscheinungen, angestellter Versuche, Geschichte, deren Zeuge sie gewesen, oder deren Quellen aufzusuchen und speciell zu studieren sie Mühe und Zeit verwendet haben.

Hingegen wo es auf die Form ankommt, indem der Stoff Jedem zugänglich, oder gar schon bekannt ist; wo also nur das Was des Denkens über denselben der Leistung Werth geben kann; da vermag nur der eminente Kopf etwas Lesenswerthes zu liefern. Denn die Uebrigen werden allemal nur Das denken, was jeder Andere auch denken kann. Sie geben den Abdruck ihres Geistes: aber von dem besitzt Jeder schon selbst das Original.

Das Publikum jedoch wendet seine Theilnahme sehr viel mehr dem Stoff, als der Form zu, und bleibt eben dadurch in seiner höheren Bildung zurück.

Das diesem schlechten Hange fröhnende Unternehmen, durch den Stoff zu wirken, wird absolut verwerflich in Fächern, wo das Verdienst ausdrücklich in der Form liegen soll, — also in den poetischen. Dennoch sieht man häufig schlechte dramatische Schriftsteller bestrebt, mittelst des Stoffes das Theater zu füllen: so z. B. bringen sie jeden irgend berühmten Mann, so nackt an dramatischen Vorgängen sein Leben auch gewesen seyn mag, auf

Digitized by Google

die Bühne, ja, bisweilen ohne auch nur abzuwarten, daß die mit ihm auftretenden Personen gestorben seien.

§. 275.

Das eigentliche Leben eines Gedankens dauert nur bis er an den Gränzpunkt der Worte angelangt ist: da petrificirt er, ist fortan todt, aber unverwüstlich, gleich den versteinerten Thieren und Pflanzen der Vorwelt. Auch dem des Krystalls, im Augenblick des Anschießens, kann man sein momentanes eigentliches Leben vergleichen.

Sobald nämlich unser Denken Worte gefunden hat, ist es schon nicht mehr innig, noch im tiefsten Grunde ernst. Wo es anfängt für Andere dazuseyn, hört es auf, in uns zu leben; wie das Kind sich von der Mutter ablöst, wann es ins eigene Daseyn tritt. Sagt doch auch der Dichter:

„Ihr müßt mich nicht durch Widerspruch verwirren!
Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren."

§. 276.

Die Feder ist dem Denken was der Stock dem Gehn: aber der leichteste Gang ist ohne Stock und das vollkommenste Denken geht ohne Feder vor sich. Erst wenn man anfängt alt zu werden, bedient man sich gern des Stockes und gern der Feder.

§. 277.

Eine Hypothese führt in dem Kopfe, in welchem sie ein Mal Platz gewonnen hat, oder gar geboren ist, ein Leben, welches insofern dem eines Organismus gleicht, als sie von der Außenwelt nur das ihr Gedeihliche und Homogene aufnimmt, hingegen das ihr Heterogene und Verderbliche entweder gar nicht an sich kommen läßt, oder, wenn es ihr unvermeidlich zugeführt wird, es ganz unversehrt wieder excernirt.

§. 278.

Die Satire soll, gleich der Algebra, bloß mit abstrakten und unbestimmten, nicht mit konkreten Werthen, oder benannten Größen operiren; und an lebendigen Menschen darf man sie so wenig, wie die Anatomie, ausüben; bei Strafe seiner Haut und seines Lebens nicht sicher zu seyn.

§. 279.

Um unsterblich zu seyn, muß ein Werk so viele Trefflich-

Digitized by Google

keiten haben, daß nicht leicht sich Einer findet, der sie alle faßt und schätzt; jedoch allezeit diese Trefflichkeit von Diesem, jene von Jenem erkannt und verehrt wird; wodurch der Kredit des Werkes, den langen Lauf der Jahrhunderte hindurch, und bei stets wechselndem Interesse, sich doch erhält, indem es bald in diesem, bald in jenem Sinne verehrt und nie erschöpft wird. — Der Urheber eines solchen aber, also Der, welcher auf ein Bleiben und Leben noch bei der Nachwelt Anspruch hat, kann nur ein Mensch seyn, der nicht bloß unter seinen Zeitgenossen, auf der weiten Erde, seines Gleichen vergeblich sucht und von jedem Andern, durch eine sehr merkliche Verschiedenheit, augenfällig absticht; sondern der, wenn er sogar, wie der ewige Jude, mehrere Generationen durchwanderte, sich dennoch im selben Falle befinden würde; kurz, Einer, von dem das Arioſtische lo fece natura, e poi ruppe lo stampo wirklich gilt. Denn sonst wäre nicht einzusehn, warum seine Gedanken nicht untergehn sollten, wie alle andern.

§. 280.

Zu fast jeder Zeit ist, wie in der Kunst, so auch in der Litteratur, irgend eine falsche Grundansicht, oder Weise, oder Manier, im Schwange und wird bewundert. Die gemeinen Köpfe sind eifrig bemüht, solche sich anzueignen und sie zu üben. Der Einsichtige erkennt und verschmäht sie: er bleibt außer der Mode. Aber nach einigen Jahren kommt auch das Publikum dahinter und erkennt die Fakse für Das, was sie ist, verlacht sie jetzt, und die bewunderte Schminke aller jener manierirten Werke fällt ab, wie eine schlechte Gipsverzierung von der damit bekleideten Mauer: und wie diese stehn sie alsdann da.

§. 281.

Gegen die gewissenlose Tintenklecrerei unserer Zeit und gegen die demnach immer höher steigende Sündfluth unnützer und schlechter Bücher sollten die Litteraturzeitungen der Damm seyn, indem solche, unbestechbar, gerecht und strenge urtheilend, jedes Machwerk eines Unberufenen, jede Schreiberei, mittelst welcher der leere Kopf dem leeren Beutel zu Hülfe kommen will, folglich wohl $\frac{9}{10}$ aller Bücher, schonungslos geißelten und dadurch pflichtgemäß dem Schreibekitzel und der Prellerei entgegenarbeiteten, statt solche dadurch zu befördern, daß ihre niederträch-

Digitized by Google

tige Toleranz im Bunde steht mit Autor und Verleger, um dem Publiko Zeit und Geld zu rauben. Ist, oder war, etwan Eine unter ihnen, welche sich rühmen kann, nie die nichtswürdigste Schreiberei gelobt, nie das Vortreffliche getadelt und herabgesetzt, oder verschmitzterweise, um die Blicke davon abzulenken, es als unbedeutend behandelt zu haben? ist Eine, welche stets die Auswahl des Anzuzeigenden gewissenhaft nach der Wichtigkeit der Bücher, und nicht nach Gevatterrekommendationen, kollegialischen Rücksichten, oder gar Verlegerschmiergeld, getroffen hat? Sieht nicht Jeder, der kein Neuling ist, sobald er ein Buch stark gelobt, oder sehr getadelt findet, fast mechanisch sogleich zurück nach der Verlegerfirma? Bestände hingegen eine Litteraturzeitung, wie die oben verlangte; so würde jedem schlechten Schriftsteller, jedem geistlosen Kompilator, jedem Abschreiber aus fremden Büchern, jedem hohlen, unfähigen, anstellungshungrigen Philosophaster, jedem verblasenen, eiteln Poetaster, die Aussicht auf den Pranger, an welchem sein Machwerk nun bald und unfehlbar zu stehn hätte, die juckenden Schreibefinger lähmen, zum wahren Heil der Litteratur, als in welcher das Schlechte nicht etwan bloß unnütz, sondern positiv verderblich ist. Nun aber sind die allermeisten Bücher schlecht und hätten sollen ungeschrieben bleiben: folglich sollte das Lob so selten seyn, wie es jetzt, unter dem Einfluß persönlicher Rücksichten und der Maxime accedas socius, laudes lauderis ut absens, der Tadel ist. Es ist durchaus falsch, die Toleranz, welche man gegen stumpfe, hirnlose Menschen, in der Gesellschaft, die überall von ihnen wimmelt, nothwendig haben muß, auch auf die Litteratur übertragen zu wollen. Denn hier sind sie unverschämte Eindringlinge, und hier das Schlechte herabzusetzen ist Pflicht gegen das Gute: denn wem nichts für schlecht gilt, dem gilt auch nichts für gut. Freilich könnte eine Litteraturzeitung, wie ich sie will, nur von Leuten geschrieben werden, in welchen unbestechbare Redlichkeit mit seltenen Kenntnissen und noch seltenerer Urtheilskraft vereint wäre: demnach könnte ganz Deutschland allerhöchstens und kaum eine solche Litteraturzeitung zu Stande bringen, die dann aber dastehn würde als ein gerechter Areopag, und zu der jedes Mitglied von den sämmtlichen Andern gewählt seyn müßte; statt daß jetzt die Litteraturzeitungen von Universitätsgilden, oder Litteratenkliquen, im

Digitized by Google

Stillen vielleicht gar von Buchhändlern, zum Nutzen des Buchhandels, betrieben werden und, in der Regel, einige Koalitionen schlechter Köpfe zum Nichtaufkommenlassen des Guten enthalten. Nirgends ist mehr Unredlichkeit, als in der Litteratur: das sagte schon Göthe, wie ich im „Willen in der Natur" S. 22 des Näheren berichtet habe.

Vor allen Dingen daher müßte jenes Schild aller litterarischen Unredlichkeit, die Anonymität, dabei wegfallen. In Litteraturzeitungen hat zu ihrer Einführung der Vorwand gedient, daß sie den redlichen Recensenten, den Warner des Publikums, schützen sollte gegen den Groll des Autors und seiner Gönner. Allein, gegen Einen Fall dieser Art, werden hundert seyn, wo sie bloß dient, Den, der was er sagt nicht vertreten kann, aller Verantwortlichkeit zu entziehn, oder wohl gar, die Schande Dessen zu verhüllen, der feil und niederträchtig genug ist, für ein Trinkgeld vom Verleger, ein schlechtes Buch dem Publiko anzupreisen. Oft auch dient sie bloß, die Obskurität und Unbedeutsamkeit des Urtheilenden zu bedecken.

Schon Rousseau hat, in der Vorrede zur Neuen Heloise, gesagt: tout honnête homme doit avouer les livres qu'il publie. Wie viel mehr noch gilt dies von polemischen Schriften, wie doch Recensionen meistens sind! weshalb Riemer ganz Recht hat, wenn er in seinen „Mittheilungen über Göthe", S. XXIX der Vorrede sagt: „Ein offener, dem Gesicht sich stellender Gegner ist ein ehrlicher, gemäßigter, einer mit dem man „sich verständigen, vertragen, aussöhnen kann; ein versteckter hingegen ist ein niederträchtiger, feiger Schuft, der nicht „so viel Herz hat, sich zu Dem zu bekennen, was er urtheilt, „dem also nicht ein Mal etwas an seiner Meinung liegt, sondern nur an der heimlichen Freude, unerkannt und ungestraft „sein Müthchen zu kühlen." Dies wird eben auch Göthe's Meinung gewesen seyn: denn die sprach meistens aus Riemern. Ueberhaupt aber gilt Rousseau's Regel von jeder Zeile, die zum Drucke gegeben wird. Würde man es leiden, wenn ein maskirter Mensch das Volk harrangiren, oder sonst vor einer Versammlung reden wollte? und gar wenn er dabei Andere angriffe und mit Tadel überschüttete? würden nicht alsbald seine Schritte zur Thür hinaus von fremden Fußtritten beflügelt werden?

Digitized by Google

Die in Deutschland endlich erlangte und sogleich auf das Ehrloseste mißbrauchte Preßfreiheit sollte wenigstens durch ein Verbot aller und jeder Anonymität und Pseudonymität bedingt seyn, damit Jeder für Das, was er durch das weitreichende Sprachrohr der Presse öffentlich verkündet, wenigstens mit seiner Ehre verantwortlich wäre, wenn er noch eine hat; und wenn keine, damit sein Name seine Rede neutralisirte. Ist denn nicht die Anonymität die feste Burg aller litterarischen, zumal publicistischen Schurkerei? Sie muß also eingerissen werden, bis auf den Grund, d. h. so, daß selbst jeder Zeitungsartikel überall vom Namen des Abfassers begleitet seyn solle, unter schwerer Verantwortlichkeit des Redakteurs für die Richtigkeit der Unterschrift. Dadurch würden, weil auch der Unbedeutendeste doch in seinem Wohnorte gekannt ist, zwei Drittheile der Zeitungslügen wegfallen und die Frechheit mancher Giftzunge in Schranken gehalten werden. In Frankreich greift man eben jetzt die Sache so an.

In der Litteratur aber sollten, so lange jenes Verbot nicht existirt, alle redlichen Schriftsteller sich vereinigen, die Anonymität durch das Brandmark der öffentlich und täglich ausgesprochenen äußersten Verachtung zu proskribiren. Wer anonym schreibt und polemisirt, hat eo ipso die Präsumtion gegen sich, daß er das Publikum betrügen, oder ungefährdet Anderer Ehre antasten will. Daher sollte jede, selbst die ganz beiläufige und außerdem nicht tadelnde Erwähnung eines anonymen Recensenten nur mittelst Epitheta, wie „der feige anonyme Lump da und da", oder „der verkappte anonyme Schuft in jener Zeitschrift" u. s. f. geschehn. Dies ist wirklich der anständige und passende Ton, von solchen Gesellen zu reden, damit ihnen das Handwerk verleidet werde. Denn offenbar kann auf irgend welche persönliche Achtung Jeder doch nur in so fern Anspruch haben, als er sehn läßt, wer er sei, damit man wisse, wen man vor sich habe; nicht aber wer verkappt und vermummt einherschleicht und sich dabei unnütz macht: vielmehr ist ein Solcher ipso facto vogelfrei. Er ist *Οδυσσευς Ουτις*, Mr. Nobody (Herr Niemand), und Jedem steht es frei, zu erklären, daß Mr. Nobody ein Schuft sei. Und wenn nun nachmals Einer sich das Verdienst erwirbt, so einem durch die Spießruthen gelaufenen Gesellen die Nebel-

Digitized by Google

kappe abzuziehn und ihn, beim Ohr gefaßt, heranzuschleppen; so wird die Nachteule bei Tage großen Jubel erregen. — Bei jeder mündlichen Verläumdung, die man vernimmt, äußert der erste Ausbruch der Indignation, in der Regel, sich durch ein „Wer sagt Das?" — Aber da bleibt die Anonymität die Antwort schuldig.

§. 282.

Der Stil ist die Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher, als die des Leibes. Fremden Stil nachahmen heißt eine Maske tragen. Wäre diese auch noch so schön, so wird sie, durch das Leblose, bald insipid und unerträglich; so daß selbst das häßlichste lebendige Gesicht besser ist. Darum gleichen denn auch die lateinisch schreibenden Schriftsteller, welche den Stil der Alten nachahmen, doch eigentlich den Masken: man hört nämlich wohl was sie sagen; aber man sieht nicht auch dazu ihre Physiognomie, den Stil. Wohl aber sieht man auch diese in den lateinischen Schriften der Selbstdenker, als welche sich zu jener Nachahmung nicht bequemt haben, wie z. B. Skotus Erigena, Petrarka, Bako, Kartesius, Spinoza, Hobbes u. a. m.

Affektation im Stil ist dem Gesichterschneiden zu vergleichen. — Die Sprache, in welcher man schreibt, ist die Nationalphysiognomie: sie stellt große Unterschiede fest, — von der Griechischen bis zur Karaibischen.

§. 283.

Um über den Werth der Geistesprodukte eines Schriftstellers eine vorläufige Schätzung anzustellen, ist es nicht gerade nothwendig, zu wissen, worüber, oder was er gedacht habe; dazu wäre erfordert, daß man alle seine Werke durchläse; — sondern zunächst ist es hinreichend, zu wissen, wie er gedacht habe. Von diesem Wie des Denkens nun, von dieser wesentlichen Beschaffenheit und durchgängigen Qualität desselben, ist ein genauer Abdruck sein Stil. Dieser zeigt nämlich die formelle Beschaffenheit aller Gedanken eines Menschen, welche sich stets gleich bleiben muß; was und worüber er auch denken möge. Man hat daran gleichsam den Teig, aus dem er alle seine Gestalten knetet, so verschieden sie auch seyn mögen. Wie daher Eulenspiegel dem Fragenden, wie lange er, bis zum nächsten Orte, noch zu gehn habe, die scheinbar ungereimte Antwort

Digitized by Google

gab „Gehe!", in der Absicht, erst aus seinem Gange zu ermessen, wie weit er, in einer gegebenen Zeit, kommen würde; so lese ich aus einem Autor ein Paar Seiten, und weiß dann schon ungefähr, wie weit er mich fördern kann.

Im stillen Bewußtseyn dieses Bewandnisses der Sache, sucht jeder Mediokre seinen, ihm eigenen und natürlichen Stil zu maskiren. Dies nöthigt ihn zunächst auf alle Naivetät zu verzichten; so daß diese das Vorrecht der überlegenen und sich selbst fühlenden, daher mit Sicherheit auftretenden Geister bleibt. Jene Alltagsköpfe nämlich können schlechterdings sich nicht entschließen, zu schreiben, wie sie denken; weil ihnen ahndet, daß alsdann das Ding ein gar einfältiges Ansehn erhalten könnte. Es wäre aber immer doch etwas. Wenn sie also nur ehrlich zu Werke gehn und das Wenige und Gewöhnliche, was sie wirklich gedacht haben, so wie sie es gedacht haben, einfach mittheilen wollten; so würden sie lesbar und sogar, in der ihnen angemessenen Sphäre, belehrend seyn. Allein, statt Dessen, streben sie nach dem Schein, viel mehr und tiefer gedacht zu haben, als der Fall ist. Sie bringen demnach was sie zu sagen haben in gezwungenen, schwierigen Wendungen, neu geschaffenen Wörtern und weitläuftigen, um den Gedanken herumgehenden und ihn verhüllenden Perioden vor. Sie schwanken zwischen dem Bestreben, denselben mitzutheilen, und dem, ihn zu verstecken. Sie möchten ihn so aufstutzen, daß er ein gelehrtes, oder tiefsinniges Ansehn erhielte, damit man denke, es stecke viel mehr dahinter, als man zur Zeit gewahr wird. Demnach werfen sie ihn bald stückweise hin, in kurzen, vieldeutigen und paradoxen Aussprüchen, die viel mehr anzudeuten scheinen, als sie besagen (herrliche Beispiele dieser Art liefern Schellings naturphilosophische Schriften); bald wieder bringen sie ihren Gedanken unter einem Schwall von Worten vor, mit der unerträglichsten Weitschweifigkeit, als brauchte es Wunder welche Anstalten, den tiefen Sinn desselben verständlich zu machen, — während es ein ganz simpler Einfall, wo nicht gar eine Trivialität ist (Fichte, in seinen populären Schriften und hundert elende, nicht nennenswerthe Strohköpfe, in ihren philosophischen Lehrbüchern, liefern Beispiele in Fülle); oder aber sie befleißigen sich irgend einer beliebig angenommenen, vornehm seyn sollenden Schreibart, z. B. einer so recht κατ' εξοχην gründ-

Digitized by Google

lichen und wissenschaftlichen, wo man dann von der narkotischen Wirkung lang gesponnener, gedankenleerer Perioden zu Tode gemartert wird; (Beispiele hievon geben besonders jene unverschämtesten aller Sterblichen, die Hegelianer, in der Hegelzeitung, vulgo Jahrbücher der wissenschaftlichen Litteratur); oder gar sie haben es auf eine geistreiche Schreibart abgesehn, wo sie dann verrückt werden zu wollen scheinen, u. dgl. m. Alle solche Bemühungen, durch welche sie das nascetur ridiculus mus hinauszuschieben suchen, machen es oft schwer, aus ihren Sachen herauszubringen, was sie denn eigentlich wollen. Zudem aber schreiben sie auch Worte, ja, ganze Perioden hin, bei denen sie selbst nichts denken, jedoch hoffen, daß ein Andrer etwas dabei denken werde. Allen solchen Anstrengungen liegt nichts Anderes zum Grunde, als das unermüdliche, stets auf neuen Wegen sich versuchende Bestreben, Worte für Gedanken zu verkaufen, und, mittelst neuer, oder in neuem Sinne gebrauchter Ausdrücke, Wendungen und Zusammensetzungen jeder Art, den Schein des Geistes hervorzubringen, um den so schmerzlich gefühlten Mangel desselben zu ersetzen. Belustigend ist es, zu sehn, wie, zu diesem Zwecke, bald diese bald jene Manier versucht wird, um sie als eine den Geist vorstellende Maske vorzunehmen, welche dann auch wohl auf eine Weile die Unerfahrenen täuscht, bis auch sie eben als todte Maske erkannt, verlacht und dann gegen eine andere vertauscht wird. Da sieht man die Schriftsteller bald dithyrambisch, wie besoffen, und bald, ja schon auf der nächsten Seite, hochtrabend-, ernst-, gründlich-gelehrt, bis zur schwerfälligsten, kleinkauendesten Weitschweifigkeit, gleich der des weiland Christian Wolff, wiewohl im modernen Gewande. Am längsten aber hält die Maske der Unverständlichkeit vor, jedoch nur in Deutschland, als wo sie, von Fichte eingeführt, von Schelling vervollkommnet, endlich in Hegel ihren höchsten Klimax erreicht hat: stets mit glücklichstem Erfolge. Und doch ist nichts leichter, als so zu schreiben, daß kein Mensch es versteht; wie hingegen nichts schwerer, als bedeutende Gedanken so auszudrücken, daß Jeder sie verstehn muß. Alle oben angeführten Künste nun aber macht die wirkliche Anwesenheit des Geistes entbehrlich: denn sie erlaubt, daß man sich zeige, wie man ist, und bestätigt allezeit den Ausspruch des Horaz:

Digitized by Google

scribendi recte sapere est et principium et fons.

Jene aber machen es wie gewisse Metallarbeiter, welche hundert verschiedene Kompositionen versuchen, die Stelle des einzigen, ewig unersetzlichen Goldes zu vertreten. Vielmehr aber sollte, ganz im Gegentheil, ein Autor sich vor nichts mehr hüten, als vor dem sichtbaren Bestreben, mehr Geist zeigen zu wollen, als er hat; weil Dies im Leser den Verdacht erweckt, daß er dessen sehr wenig habe, da man immer und in jeder Art nur Das affektirt, was man nicht wirklich besitzt. Eben deshalb ist es ein Lob, wenn man einen Autor naiv nennt; indem es besagt, daß er sich zeigen darf, wie er ist. Ueberhaupt zieht das Naive an: die Unnatur hingegen schreckt überall zurück. Auch sehn wir jeden wirklichen Denker bemüht, seine Gedanken so rein, deutlich, sicher und kurz, wie nur möglich, auszusprechen. Demgemäß ist Simplicität stets ein Merkmal, nicht allein der Wahrheit, sondern auch des Genies gewesen. Der Stil erhält die Schönheit vom Gedanken; statt daß, bei jenen Scheindenkern, die Gedanken durch den Stil schön werden sollen. Ist doch der Stil der bloße Schattenriß des Gedankens: undeutlich, oder schlecht schreiben, heißt dumpf, oder konfus denken.

Daher nun ist die erste, ja, schon für sich allein beinahe ausreichende Regel des guten Stils diese, daß man etwas zu sagen habe: o, damit kommt man weit! Aber die Vernachlässigung derselben ist ein Grundcharakterzug der philosophischen und überhaupt aller reflektirenden Schriftsteller in Deutschland, besonders seit Fichte. Allen solchen Schreibern nämlich ist anzumerken, daß sie etwas zu sagen scheinen wollen, während sie nichts zu sagen haben. Diese durch die Pseudophilosophen der Universitäten eingeführte Weise kann man durchgängig und selbst bei den ersten litterarischen Notabilitäten der Zeitperiode beobachten. Sie ist die Mutter des geschrobenen, vagen, zweideutigen, ja, vieldeutigen Stils, imgleichen des weitläuftigen und schwerfälligen, des stile empesé, nicht weniger des unnützen Wortschwalls, endlich auch des Versteckens der bittersten Gedankenarmuth unter ein unermüdliches, klappermühlenhaftes, betäubendes Gesaalbader, daran man stundenlang lesen kann, ohne irgend eines deutlich ausgeprägten und bestimmten Gedankens habhaft zu werden. Von dieser Art und Kunst liefern jene be-

Digitized by Google

rüchtigten „Halle'schen", nachher „Deutschen Jahrbücher" fast durchweg auserlesene Muster. — Inzwischen hat die deutsche Gelassenheit sich gewöhnt, dergleichen Wortkram jeder Art, Seite nach Seite zu lesen, ohne sonderlich zu wissen, was der Schreiber eigentlich will: sie meint eben, Das gehöre sich so, und kommt nicht dahinter, daß er bloß schreibt, um zu schreiben. Ein guter, gedankenreicher Schriftsteller hingegen erwirbt sich bei seinem Leser bald den Kredit, daß er im Ernst und wirklich etwas zu sagen habe, wann er spricht: und Dies giebt dem verständigen Leser die Geduld, ihm aufmerksam zu folgen. Ein solcher Schriftsteller wird auch, eben weil er wirklich etwas zu sagen hat, sich stets auf die einfachste und entschiedenste Weise ausdrücken; weil ihm daran liegt, gerade den Gedanken, den er jetzt hat, auch im Leser zu erwecken und keinen andern. Demnach wird er mit Boileau sagen dürfen:

> Ma pensée au grand jour partout s'offre et s'expose,
> Et mon vers, bien ou mal, dit toujours quelque chose;

während von jenen vorher Geschilderten das et qui parlant beaucoup ne disent jamais rien desselben Dichters gilt. Zur Charakteristik derselben gehört nun auch Dies, daß sie, wo möglich, alle entschiedenen Ausdrücke vermeiden, um nöthigenfalls immer noch den Kopf aus der Schlinge ziehn zu können: daher wählen sie in allen Fällen den abstrakteren Ausdruck; Leute von Geist hingegen den konkreteren; weil dieser die Sache der Anschaulichkeit näher bringt, welche die Quelle aller Evidenz ist. Jene Vorliebe für das Abstrakte läßt sich durch viele Beispiele belegen: ein besonders lächerliches aber ist dieses, daß man in der Deutschen Schriftstellerei dieser letzten zehn Jahre fast überall, wo „bewirken", oder „verursachen" stehn sollte, „bedingen" findet; weil Dies, als abstrakter und unbestimmter, weniger besagt (nämlich „nicht ohne Dieses" statt „durch Dieses") und daher immer noch Hinterthürchen offen läßt, die Denen gefallen, welchen das stille Bewußtseyn ihrer Unfähigkeit eine beständige Furcht vor allen entschiedenen Ausdrücken einflößt. Bei Andern jedoch wirkt hier bloß der nationale Hang, in der Litteratur jede Dummheit, wie im Leben jede Ungezogenheit, sogleich nachzuahmen, welcher durch das schnelle Umsichgreifen Beider be-

Digitized by Google

legt wird; während ein Engländer, bei Dem, was er schreibt, wie bei Dem, was er thut, sein eigenes Urtheil zu Rathe zieht: Dies ist im Gegentheil Niemanden weniger nachzurühmen, als dem Deutschen. In Folge des besagten Hergangs sind die Worte „bewirken" und „verursachen" aus der Bücherſprache der letzten 10 Jahre fast ganz verschwunden und überall ist bloß von „bedingen" die Rede. Die Sache ist, des charakteristisch Lächerlichen wegen, erwähnenswerth.

Man könnte die Geistlosigkeit und Langweiligkeit der Schriften der Alltagsköpfe sogar daraus ableiten, daß sie immer nur mit halbem Bewußtseyn reden, nämlich den Sinn ihrer eigenen Worte nicht selbst eigentlich verstehn, da solche bei ihnen ein Erlerntes und fertig Aufgenommenes sind; daher sie mehr die ganzen Phrasen (phrases banales) als die Worte zusammengefügt haben. Leute von Geist hingegen reden, in ihren Schriften, wirklich zu uns, und daher vermögen sie, uns zu beleben und zu unterhalten: nur sie stellen die einzelnen Worte mit vollem Bewußtseyn, mit Wahl und Absicht zusammen. Daher verhält ihr Vortrag sich zu dem der oben Geschilderten wie ein wirklich gemaltes Bild zu einem mit Schablonen verfertigten: dort nämlich liegt in jedem Wort, wie in jedem Pinselstrich, specielle Absicht; hier hingegen ist Alles mechanisch aufgesetzt. Den selben Unterschied kann man in der Musik beobachten. Denn überall ist es stets die Allgegenwart des Geistes in allen Theilen, welche die Werke des Genies charakterisirt: sie ist der von Lichtenberg bemerkten Allgegenwart der Seele Garricks in allen Muskeln seines Körpers analog.

In Hinsicht auf die oben angeregte Langweiligkeit der Schriften ist jedoch die allgemeine Bemerkung beizubringen, daß es zwei Arten von Langweiligkeit giebt: eine objektive und eine subjektive. Die objektive entspringt allemal aus dem hier in Rede stehenden Mangel, also daraus, daß der Autor gar keine vollkommen deutliche Gedanken, oder Erkenntnisse, mitzutheilen hat. Denn wer solche hat, arbeitet auf seinen Zweck, die Mittheilung derselben, in gerader Linie hin, liefert daher überall deutlich ausgeprägte Begriffe und ist sonach weder weitschweifig, noch nichtssagend, noch konfus, folglich nicht langweilig. Selbst wenn sein Grundgedanke ein Irrthum wäre; so ist er, in solchem

Digitized by Google

Fall, doch deutlich gedacht und wohl überlegt, also wenigstens formell richtig, wodurch die Schrift immer noch einigen Werth behält. Hingegen ist, aus den selben Gründen, eine objektiv langweilige Schrift allemal auch sonst werthlos. — Die subjektive Langweiligkeit hingegen ist eine bloß relative: sie hat ihren Grund im Mangel an Interesse für den Gegenstand, beim Leser; diese aber in irgend einer Beschränktheit desselben. Subjektiv langweilig kann daher auch das Vortrefflichste seyn, nämlich Diesem oder Jenem; wie umgekehrt auch das Schlechteste Diesem oder Jenem subjektiv-kurzweilig seyn kann; weil der Gegenstand, oder der Schreiber, ihn interessirt. —

Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zu Statten kommen, daß man zwar, wo möglich, denken soll wie ein großer Geist, hingegen die selbe Sprache reden wie jeder Andere. Wir finden sie nämlich, umgekehrt, bemüht, triviale Begriffe in vornehme Worte zu hüllen und ihre sehr gewöhnlichen Gedanken in die ungewöhnlichsten Ausdrücke, die gesuchtesten, prezioseſten und seltsamsten Redensarten zu kleiden. Hinsichtlich dieses Wohlgefallens am Bombast, überhaupt am hochtrabenden, aufgedunsenen, pretiösen, hyperbolischen und aerobatischen Stile, ist ihr Typus der Fähnrich Pistol, dem sein Freund Fallstaff ein Mal ungeduldig zuruft: „sage was du zu sagen hast, wie ein Mensch aus dieser Welt!“ — Liebhabern von Beispielen widme ich folgende Anzeige: „Nächstens erscheint in unserm Verlage: Theoretisch-praktisch wissenschaftliche Physiologie, Pathologie und Therapie der sogenannten Blähungen, worin diese, in ihrem organischen Zusammenhange, ihrem Seyn und Wesen nach, wie auch mit allen sie bedingenden, äußern und innern, kausalen Momenten, in der ganzen Fülle ihrer Erscheinungen und Bethätigungen, sowohl für das allgemein menschliche, als für das wissenschaftliche Bewußtseyn, systematisch dargelegt werden: eine freie, mit berichtigenden Anmerkungen und erläuternden Exkursen ausgestattete Uebertragung des Französischen Werkes: l'art de peter.“

Für stile empesé findet man im Deutschen keinen genau entsprechenden Ausdruck; desto häufiger aber die Sache selbst. Wenn mit Preziosität verbunden, ist er in Büchern was im Umgange die affektirte Gravität, Vornehmigkeit und Preziosität,

Digitized by Google

und eben so unerträglich. Die Geistesarmuth kleidet sich gern darin; wie im Leben die Dummheit in die Gravität und Formalität.

Wer preziös schreibt gleicht Dem, der sich herausputzt, um nicht mit dem Pöbel verwechselt und vermengt zu werden; eine Gefahr, welche der Gentleman, auch im schlechtesten Anzuge, nicht läuft. Wie man daher an einer gewissen Kleiderpracht und dem tiré à quatre épingles den Plebejer erkennt; so am preziösen Stil den Alltagskopf.

Nichtsdestoweniger ist es ein falsches Bestreben, geradezu so schreiben zu wollen, wie man redet. Vielmehr soll jeder Schriftstil eine gewisse Spur der Verwandtschaft mit dem Lapidarstil tragen, der ja ihrer aller Ahnherr ist. Jenes ist daher so verwerflich, wie das Umgekehrte, nämlich reden zu wollen, wie man schreibt; welches pedantisch und schwer verständlich zugleich herauskommt.

Dunkelheit und Undeutlichkeit des Ausdrucks ist allemal und überall ein sehr schlimmes Zeichen. Denn in 99 Fällen unter 100 rührt sie her von der Undeutlichkeit des Gedankens, welche selbst wiederum fast immer aus einem ursprünglichen Mißverhältniß, Inkonsistenz und also Unrichtigkeit desselben entspringt. Wenn, in einem Kopfe, ein richtiger Gedanke aufsteigt, strebt er schon nach der Deutlichkeit und wird sie bald erreichen: das deutlich Gedachte aber findet leicht seinen angemessenen Ausdruck. Was ein Mensch zu denken vermag läßt sich auch allemal in klaren, faßlichen und unzweideutigen Worten ausdrücken. Die, welche schwierige, dunkele, verflochtene, zweideutige Reden zusammensetzen, wissen ganz gewiß nicht recht, was sie sagen wollen, sondern haben nur ein dumpfes, nach einem Gedanken erst ringendes Bewußtseyn davon: oft aber auch wollen sie sich selber und Andern verbergen, daß sie eigentlich nichts zu sagen haben. Sie wollen, wie Fichte, Schelling und Hegel, zu wissen scheinen, was sie nicht wissen, zu denken, was sie nicht denken, und zu sagen, was sie nicht sagen. Wird denn Einer, der etwas Rechtes mitzutheilen hat, sich bemühen, undeutlich zu reden, oder deutlich?

Wie jedes Uebermaaß einer Einwirkung meistens das Gegentheil des Bezweckten herbeiführt; so dienen zwar Worte, Ge-

Digitized by Google

danken faßlich zu machen; jedoch auch nur bis zu einem gewissen Punkt. Ueber diesen hinaus angehäuft, machen sie die mitzutheilenden Gedanken wieder dunkler und immer dunkler. Jenen Punkt zu treffen ist Aufgabe des Stils und Sache der Urtheilskraft: denn jedes überflüssige Wort wirkt seinem Zwecke gerade entgegen. In diesem Sinne sagt Voltaire: l'adjectif est l'ennemi du substantif.

Demgemäß vermeide man alle Weitschweifigkeit und alles Einflechten unbedeutender, der Mühe des Lesens nicht lohnender Bemerkungen. Man muß sparsam mit der Zeit, Anstrengung und Geduld des Lesers umgehn: dadurch wird man bei ihm sich den Kredit erhalten, daß was dasteht des aufmerksamen Lesens werth ist und seine darauf zu verwendende Mühe belohnen wird. Immer noch besser, etwas Gutes wegzulassen, als etwas Nichtssagendes hinzusetzen. Also, wo möglich, lauter Quintessenzen, lauter Hauptsachen, nichts, was der Leser auch allein denken würde. — Viele Worte machen, um wenige Gedanken mitzutheilen, ist überall das untrügliche Zeichen der Mittelmäßigkeit; das des eminenten Kopfes dagegen, viele Gedanken in wenige Worte zu schließen.

Die Wahrheit ist nackt am schönsten, und der Eindruck, den sie macht, um so tiefer, als ihr Ausdruck einfacher war; theils, weil sie dann das ganze, durch keinen Nebengedanken zerstreute Gemüth des Hörers ungehindert einnimmt; theils, weil er fühlt, daß er hier nicht durch rhetorische Künste bestochen, oder getäuscht ist, sondern die ganze Wirkung von der Sache selbst ausgeht. Z. B. welche Deklamation über die Nichtigkeit des menschlichen Daseyns wird wohl mehr Eindruck machen, als Hiob's: homo, natus de muliere, brevi vivit tempore, repletus multis miseriis, qui, tanquam flos, egreditur et conteritur, et fugit velut umbra. — Eben daher steht die naive Poesie Göthe's so unvergleichlich höher als die rhetorische Schillers. Daher auch die starke Wirkung mancher Volkslieder. Deshalb nun hat man, wie in der Baukunst vor der Ueberladung mit Zierrathen, in den redenden Künsten sich vor allem nicht nothwendigen rhetorischen Schmuck, allen unnützen Amplifikationen und überhaupt vor allem Ueberfluß im Ausdruck zu hüten, also sich eines keuschen Stiles zu befleißigen. Alles Entbehrliche wirkt nachtheilig. Das

Digitized by Google

Gesetz der Einfachheit und Naivetät, da diese sich auch mit dem Erhabensten verträgt, gilt für alle schönen Künste.

Die ächte Kürze des Ausdrucks besteht darin, daß man überall nur sagt was sagenswerth ist, hingegen alle weitschweifigen Auseinandersetzungen Dessen, was Jeder selbst hinzudenken kann, vermeidet, mit richtiger Unterscheidung des Nöthigen und Ueberflüssigen. Hingegen soll man nie der Kürze die Deutlichkeit, geschweige die Grammatik, zum Opfer bringen. Den Ausdruck eines Gedankens zu schwächen, oder gar den Sinn einer Periode zu verdunkeln, oder zu verkümmern, um einige Worte weniger hinzusetzen, ist beklagenswerther Unverstand. Gerade Dies aber ist das Treiben jener falschen Kürze, die heut zu Tage im Schwange ist und darin besteht, daß man das Zweckdienliche, ja, das grammatisch, oder logisch, Nothwendige wegläßt. In Deutschland sind die schlechten Skribenten jetziger Zeit von ihr, wie von einer Manie, ergriffen und üben sie mit unglaublichem Unverstande. Nicht nur, daß sie, um ein Wort zu ersparen, ein Verbum, oder ein Adjektiv mehreren und verschiedenen Perioden zugleich dienen lassen, welche man nun alle, ohne sie zu verstehn und wie im Dunkeln tappend, zu durchlesen hat, bis endlich das Schlußwort kommt und uns ein Licht darüber aufsteckt; sondern noch durch mancherlei andere, ganz ungehörige Wortersparnisse suchen sie Das hervorzubringen, was sie sich unter Kürze des Ausdrucks und gedrungener Schreibart denken. So werden sie, durch ökonomische Weglassung eines Wortes, welches mit Einem Male Licht über eine Periode verbreitet hätte, diese zu einem Räthsel machen, welches man durch wiederholtes Lesen aufzuklären sucht. Insbesondere sind die Partikeln Wenn und So bei ihnen proskribirt und müssen überall durch Vorsetzung des Verbi ersetzt werden, ohne die nöthige, für Köpfe ihres Schlages freilich auch zu subtile, Diskrimination, wo diese Wendung passend sei, und wo nicht; woraus denn oft nicht nur geschmacklose Härte und Affektation, sondern auch Unverständlichkeit erwächst. Aber ihr Talent in der Kürze des Ausdrucks geht nun ein Mal nicht weiter, als die Worte zu zählen und auf Pfiffe zu denken, irgend eines, oder auch nur eine Silbe, um jeden Preis, auszumerzen. Ganz allein hierin suchen sie die Gedrungenheit des Stils und Kernhaftigkeit des Vortrags. Demzufolge haben diese unwissen-

Digitized by Google

den Tintenklexer, in den 1840ger Jahren, aus der deutschen Sprache das Perfekt und Plusquamperfekt ganz verbannt, indem sie, beliebter Kürze halber, solche überall durch das Imperfekt ersetzen, so daß dieses das einzige Präteritum der Sprache bleibt, auf Kosten, nicht etwan bloß aller feineren Richtigkeit, oder auch nur aller Grammaticität der Phrase; nein, oft auf Kosten alles Menschenverstandes, indem baarer Unsinn daraus wird. Ich wollte wetten, daß aus diesen letzten zehn Jahren sich ganze Bücher vorfinden, in denen kein einziges Plusquamperfektum, ja, vielleicht auch kein Perfektum, vorkommt. Beinahe ausnahmslos wird dieser Frevel gegen die Sprache ausgeübt in allen Zeitungen und größtentheils auch in den gelehrten Zeitschriften; indem, wie schon erwähnt, in Deutschland, jede Dummheit in der Litteratur und jede Ungezogenheit im Leben, Schaaren von Nachahmern findet und Keiner wagt auf eigenen Beinen zu stehn; weil eben, wie ich nicht bergen kann, die Urtheilskraft nicht zu Hause ist, sondern bei den Nachbarn, auf Visiten. — Durch die besagte Exstirpation jener zwei wichtigen Temporum sinkt nun aber eine Sprache fast zum Range der allerrohesten herab. — Es thäte daher Noth, daß man eine kleine Sprachschule für deutsche Schriftsteller errichtete, in welcher der Unterschied zwischen Imperfektum, Perfektum und Plusquamperfektum gelehrt würde; nächstdem auch der zwischen Genitiv und Ablativ; da, immer allgemeiner, dieser statt jenes gesetzt und ganz unbefangen z. B. „das Leben von Leibnitz", statt Leibnitzens Leben, und „der Tod von Andreas Hofer", statt Hofers Tod, geschrieben wird. Wie würde in andern Sprachen ein solcher Schnitzer aufgenommen werden? was würden z. B. die Italiäner sagen, wenn ein Schriftsteller di und da (d. i. Genitiv und Ablativ) vertauschte! Aber weil im Französischen diese beiden Partikeln durch das dumpfe, stumpfe de vertreten werden und die moderne Sprachkenntniß deutscher Bücherschreiber nicht über ein geringes Maaß Französisch hinauszugehn pflegt, glauben sie jene französische Armsäligkeit auch der deutschen Sprache aufheften zu dürfen, und finden, wie bei Dummheiten gewöhnlich, Beifall und Nachfolge. Die vorgeschlagene Sprachschule könnte auch Preisaufgaben stellen, z. B. den Unterschied des Sinnes der beiden Fragen: „sind Sie

Digitized by Google

gestern im Theater gewesen?" und „waren Sie gestern im Theater?" deutlich zu machen.

Noch ein anderes Beispiel falscher Kürze liefert der allmälig allgemein gewordene falsche Gebrauch des Wortes nur. Bekanntlich ist die Bedeutung desselben limitirend, es besagt nämlich „nicht mehr als." Nun aber weiß ich nicht, welcher Queerkopf zuerst es gebraucht hat für „nicht anders als", welches ein ganz verschiedener Gedanke ist: aber wegen der dabei zu lukrirenden Worterspariß fand der Schnitzer sogleich die eifrigste Nachahmung; so daß jetzt der falsche Gebrauch des Wortes der häufigste ist, obschon dadurch oft das Gegentheil von Dem, was der Schreiber beabsichtigt, eigentlich gesagt wird. Hieher gehört auch der, jetzt allgemeine adverbiale Gebrauch des Adjektivs „ähnlich", der zwar ein Paar ältere Beispiele mag aufweisen können, mir jedoch allemal wie ein Mißton klingt.

Am auffallendesten aber zeigt jenes falsche Streben nach Kürze sich in der Verstümmelung der einzelnen Wörter. Um Tagelohn dienende Büchermacher, gräuelich unwissende Litteraten und feile Zeitungsschreiber beschneiden die deutschen Wörter von allen Seiten, wie Gauner die Münzen; Alles bloß zum Zweck beliebter Kürze, — wie sie solche verstehn. In diesem Streben werden sie den unbändigen Schwätzern gleich, welche, um nur recht Vieles in kurzer Zeit und in Einem Athem heraus zu sprudeln, Buchstaben und Silben verschlucken und, hastig nach Luft schnappend, ihre Phrasen ächzend abhaspeln, wobei sie dann die Worte nur zur Hälfte aussprechen. Solchermaaßen also werden auch von Jenen, um recht Vieles auf wenig Raum zu bringen, Buchstaben aus der Mitte und ganze Silben vom Anfang und Ende der Wörter weggeschnitten. Zuvörderst nämlich werden die der Prosodie, der Aussprache und dem Wohllaute dienenden Doppelvokale und verlängernden h überall herausgerissen, danach aber Alles, was noch irgendwo ablösbar ist, weggenommen. Vorzüglich hat diese vandalische Zerstörungswuth unserer Wortbeknapper sich auf die Endsilben „ung" und „keit" gerichtet; eben nur weil sie die Bedeutung derselben nicht verstehn, noch fühlen, und, unter ihrer dicken Hirnschale, weit davon entfernt sind, den feinen Takt zu spüren, mit welchem überall unsere instinktmäßig sprachbildenden Vorfahren jene Silbenmodulation

Digitized by Google

angewandt haben, indem sie nämlich durch „ung", in der Regel, das Subjektive, die Handlung, vom Objektiven, dem Gegenstande derselben, unterschieden; durch „keit" aber meistens das Dauernde, die bleibenden Eigenschaften, ausdrückten: wie z. B. Jenes in Tödtung, Zeugung, Befolgung, Ausmessung u. s. w. Dieses in Freigebigkeit, Gutmüthigkeit, Freimüthigkeit, Unmöglichkeit, Dauerhaftigkeit u. s. w. Man betrachte z. B. nur die Wörter „Entschließung, Entschluß und Entschlossenheit." Jedoch viel zu stumpf, um Dergleichen zu erkennen, schreiben unsre „jetztzeitigen" rohen Sprachverbesserer z. B. „Freimuth": dann sollten sie auch Gutmuth und Freigabe, wie auch Ausfuhr statt Ausführung, Durchfuhr statt Durchführung, schreiben. Durchgängig schreiben sie „Vorlage", wo nicht, wie doch das Wort besagt, das vorzulegende Dokument, sondern die Handlung des Vorlegens, also die „Vorlegung" gemeint und der Unterschied der analoge ist, wie zwischen Beilage und Beilegung, Grundlage und Grundlegung, Einlage und Einlegung, Versuch und Versuchung, Eingabe und Eingebung und hundert ähnlichen Wörtern. Aber wann sogar hohe Behörden die Sprachdilapidation sanktioniren, indem sie nicht nur „Vorlage" statt Vorlegung, sondern auch „Vollzug" statt „Vollziehung" schreiben; so darf es uns nicht wundern, alsbald einen Zeitungsschreiber den „Einzug einer Pension" berichten zu sehn, — womit er ihre Einziehung meint, folglich daß sie ihren Einzug nicht ferner halten werde. Denn an ihm freilich ist die Weisheit der Sprache, welche von der Ziehung einer Lotterie, aber vom Zuge eines Heeres redet, verloren. Allein was darf man von so einem Gazettier erwarten, wenn sogar die gelehrten Heidelberger Jahrbücher (Nr. 24 d. J. 1850) vom „Einzug seiner Güter" reden? Höchstens könnten diese zu ihrer Entschuldigung anführen, daß es doch nur ein Philosophieprofessor ist, der so schreibt. Ich wundre mich, noch nicht „Absatz" statt Absetzung gefunden zu haben, welches ergötzliche Mißverständnisse herbeiführen könnte. Wirklich gefunden aber habe ich, in einer vielgelesenen Zeitung, und zwar mehrmals, „Unterbruch" statt Unterbrechung; wodurch man verleitet werden kann zu denken, hier sei die gewöhnliche Hernia, im Gegensatz des Leistenbruchs, gemeint. — Und doch haben gerade die Zeitungen am wenigsten Ursache, die Worte zu beschneiden; da

Digitized by Google

solche, je länger sie sind, desto mehr ihre Spalten ausfüllen, und wenn Dies durch unschuldige Silben geschieht, sie dafür ein Paar Lügen weniger in die Welt schicken können. Ganz ernstlich muß ich nun aber hier zu bedenken geben, daß gewiß mehr, als $\frac{9}{10}$ der überhaupt lesenden Menschen nichts, als die Zeitungen, lesen, folglich fast unausbleiblich ihre Rechtschreibung, Grammatik und Stil nach diesen bilden, und sogar, in ihrer Einfalt, dergleichen Sprachverhunzungen für Kürze des Ausdrucks, elegante Leichtigkeit und scharfsinnige Sprachverbesserung halten, ja, überhaupt den jungen Leuten ungelehrter Stände die Zeitung, weil sie doch gedruckt ist, für eine Auktorität gilt. Daher sollte, in allem Ernst, von Staats wegen dafür gesorgt werden, daß die Zeitungen, in sprachlicher Hinsicht, durchaus fehlerfrei wären. Man könnte, zu diesem Zweck, einen Nachcensor anstellen, der, statt des Gehaltes, vom Zeitungsschreiber, für jedes verstümmelte, oder nicht bei guten Schriftstellern anzutreffende Wort, wie auch für jeden grammatischen, selbst nur syntaktischen Fehler, auch für jede in falscher Verbindung, oder falschem Sinne, gebrauchte Präposition einen Louisd'or, als Sportel, zu erheben hätte, für freche Verhöhnung aller Grammatik aber, wie wenn ein solcher Skribler, statt „hinsichtlich", hinsichts schreibt, 3 Louisd'or und im Wiederbetretungsfall das Doppelte. Oder ist etwan die deutsche Sprache vogelfrei, als eine Kleinigkeit, die nicht des Schutzes der Gesetze werth ist, den doch jeder Misthaufen genießt? — Elende Philister! — Was, in aller Welt, soll aus der deutschen Sprache werden, wenn Sudler und Zeitungsschreiber diskretionäre Gewalt behalten, mit ihr zu schalten und zu walten nach Maaßgabe ihrer Laune und ihres Unverstandes? — Uebrigens aber beschränkt der in Rede stehende Unfug sich keineswegs auf die Zeitungen: vielmehr ist er allgemein und wird in Büchern und gelehrten Zeitschriften mit gleichem Eifer und mit wenig mehr Ueberlegung getrieben. Da finden wir Präfixa und Affixa rücksichtslos unterschlagen, indem z. B. „Hingabe" für Hingebung; „Mißverstand", für Mißverständniß; „Wandeln", für Verwandeln;" „Lauf", für Verlauf; „Meiden", für Vermeiden; „Rathschlagen", für Berathschlagen; „Schlüsse", für Beschlüsse; „Führung", für Aufführung; „Vergleich", für Vergleichung; „Zehrung", für Auszehrung gesetzt ist, und hundert andere, mitunter

noch schlimmere Streiche dieser Art. Sogar in sehr gelehrten Werken finden wir die Mode mitgemacht: z. B. in der „Chronologie der Aegypter" von Lepsius, 1849, heißt es, S. 545. „Manethos fügte seinem Geschichtswerke — — — — eine Uebersicht „— — — — —, nach Art ägyptischer Annalen, zu." — also „zufügen", infligere, für „hinzufügen" addere; — um eine Silbe zu ersparen. Aber die Manie ist universal: Alles greift zu, die Sprache zu demoliren, ohne Gnade und Schonung; ja, wie bei einem Vogelschießen, sucht jeder ein Stück abzulösen, wo und wie er nur kann. Also zu einer Zeit, da in Deutschland nicht ein einziger Schriftsteller lebt, dessen Werke sich Dauer versprechen dürfen, erlauben sich Bücherfabrikanten, Litteraten und Zeitungsschreiber die Sprache reformiren zu wollen, und so sehn wir denn dieses gegenwärtige, bei aller Langbärtigkeit, impotente, d. h. zu jeder Geistesproduktion höherer Art unfähige, Geschlecht, seine Muße dazu verwenden, die Sprache, in welcher große Schriftsteller geschrieben haben, auf die muthwilligste und unverschämteste Weise zu verstümmeln, um so sich ein Herostratisches Andenken zu stiften. Wenn ehemals wohl die Koryphäen der Litteratur sich, im Einzelnen, eine wohlüberlegte Sprachverbesserung erlaubten; so hält sich jetzt jeder Tintenklexer, jeder Zeitungsschreiber, jeder Herausgeber eines ästhetischen Winkelblattes befugt, seine Tatzen an die Sprache zu legen, um nach seinem Kaprice herauszureißen was ihm nicht gefällt, oder auch neue Worte einzusetzen.

Hauptsächlich ist, wie gesagt, die Wuth dieser Wortbeschneider auf die Präfixa und Affixa aller Wörter gerichtet. Was sie nun durch solche Amputation derselben zu erreichen suchen, muß wohl die Kürze und durch diese die größere Prägnanz und Energie des Ausdrucks seyn: denn die Papiererspariß ist am Ende doch gar zu gering. Sie möchten also das zu Sagende möglichst kontrahiren. Hiezu aber ist eine ganz andere Procedur, als Wortbeknapperei, erfordert, nämlich diese, daß man bündig und koncis *denke*: gerade diese jedoch steht nicht eben so einem Jeden zu Gebote. Zudem nun aber ist schlagende Kürze, Energie und Prägnanz des Ausdrucks nur dadurch möglich, daß die Sprache für jeden Begriff ein Wort und für jede Modifikation, sogar für jede Nüancirung dieses Begriffs eine derselben genau

entſprechende Modifikation des Wortes beſitze; weil nur durch dieſe, in ihrer richtigen Anwendung, es möglich wird, daß jede Periode, ſobald ſie ausgeſprochen worden, im Hörer gerade und genau den Gedanken, welchen der Redner beabſichtigt, erwecke, ohne ihn auch nur einen Augenblick im Zweifel zu laſſen, ob Dieſes, oder Jenes, gemeint ſei. Hiezu nun muß jedes Wurzelwort der Sprache ein modificabile multimodis modificationibus ſeyn, um ſich allen Nüancen des Begriffs, und dadurch den Feinheiten des Gedankens, wie ein naſſes Gewand, anlegen zu können. Dieſes nun wird hauptſächlich gerade durch die Präfixa und Affixa ermöglicht: ſie ſind die Modulationen jedes Grundbegriffs auf der Klaviatur der Sprache. Daher haben auch Griechen und Römer die Bedeutung faſt aller Verba und vieler Subſtantiva durch Präfixa modulirt und nüancirt. Man kann ſich dies an jedem lateiniſchen Hauptverbo exemplifiziren, z. B. an ponere, modifizirt zu imponere, deponere, disponere, exponere, componere, adponere, subponere, superponere, seponere, praeponere, proponere, interponere, transponere u. ſ. f. Das Selbe läßt ſich an deutſchen Worten zeigen: z. B. das Subſtantiv Sicht wird modificirt zu Ausſicht, Einſicht, Durchſicht, Nachſicht, Vorſicht, Hinſicht, Abſicht u. ſ. f. Oder das Verbum Suchen, modificirt zu Aufſuchen, Ausſuchen, Unterſuchen, Beſuchen, Erſuchen, Verſuchen, Heimſuchen, Durchſuchen, Nachſuchen u. ſ. f. Dies alſo leiſten die Präfixa: läßt man ſie, angeſtrebter Kürzer halber, weg und ſagt, vorkommenden Falls, ſtatt aller angegebenen Modifikationen, jedesmal nur ponere, oder Sicht, oder ſuchen; ſo bleiben alle nähern Beſtimmungen eines ſehr weiten Grundbegriffs unbezeichnet und das Verſtändniß Gott und dem Leſer überlaſſen: dadurch wird alſo die Sprache zugleich arm, ungelenk und roh gemacht. Nichtsdeſtoweniger iſt gerade Dies der Kunſtgriff der ſcharfſinnigen Sprachverbeſſerer der „Jetztzeit“. Plump und unwiſſend, wähnen ſie wahrlich, unſere ſo ſinnigen Vorfahren hätten die Präfixa müßigerweiſe, aus reiner Dummheit, hingeſetzt, und glauben ihrerſeits einen Genieſtreich zu begehn, indem ſie ſolche überall wegknappen, mit Haſt und Eifer, wo ſie nur Eines gewahr werden; während doch in der Sprache kein Präfixum ohne Bedeutung iſt, keines, das nicht diente, den Grundbegriff durch alle ſeine Modulationen

Digitized by Google

durchzuführen und eben dadurch Bestimmtheit, Deutlichkeit und Feinheit des Ausdrucks möglich zu machen, welche sodann in Energie und Prägnanz desselben übergehn kann. Hingegen wird durch Abschneiden der Präfixa aus mehreren Wörtern Eines gemacht; wodurch die Sprache verarmt. Aber noch mehr: nicht bloß Wörter sind es, sondern Begriffe, die dadurch verloren gehn; weil es alsdann an Mitteln fehlt, diese zu fixiren, und man nun bei seinem Reden, ja, selbst bei seinem Denken, sich mit dem à peu près zu begnügen hat, wodurch die Energie der Rede und die Deutlichkeit des Gedankens eingebüßt wird. Man kann nämlich nicht, wie durch solche Beknappung geschieht, die Zahl der Wörter verringern, ohne zugleich die Bedeutung der übrig bleibenden zu erweitern, und wiederum Dieses nicht, ohne derselben ihre genaue Bestimmtheit zu nehmen, folglich der Zweideutigkeit, mithin der Unklarheit in die Hände zu arbeiten, wodurch alsdann alle Präcision und Deutlichkeit des Ausdrucks, geschweige Energie und Prägnanz desselben, unmöglich gemacht wird. Eine Erläuterung hiezu liefert schon die oben gerügte Erweiterung der Bedeutung des Wortes nur, welche sogleich Zweideutigkeit, ja, bisweilen Falschheit des Ausdrucks herbeiführt. — Wie wenig ist doch daran gelegen, daß ein Wort zwei Silben mehr habe, wenn durch diese der Begriff näher bestimmt wird! Sollte man glauben, daß es Schiesköpfe giebt, die Indifferenz schreiben, wo sie Indifferentismus meynen, — um diese zwei Silben zu lukriren!

Zu aller Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, und dadurch zur ächten Kürze, Energie und Prägnanz der Rede, sind also gerade jene Präfixa, welche ein Wurzelwort durch alle Modifikationen und Nüancen seiner Anwendbarkeit durchführen, ein unerläßliches Mittel, und eben so die Affixa, also auch die verschiedenartigen Endsilben der von Verben abstammenden Substantiva, wie dieses bereits oben, an Versuch und Versuchung u. s. w., erläutert worden. Daher sind beide Modulationsweisen der Wörter und Begriffe von unsern Altvordern höchst sinnig, weise und mit richtigem Takt auf die Sprache vertheilt und den Wörtern aufgedrückt worden. Auf jene aber ist, in unsern Tagen, ein Geschlecht roher, unwissender und unfähiger Schmierer gefolgt, welches, mit vereinten Kräften, sich ein Geschäft daraus

Digitized

macht, durch Dilapidation der Wörter jenes alte Kunstwerk zu zerstören; weil eben diese Pachydermata für Kunstmittel, welche bestimmt sind, fein nüancirten Gedanken zum Ausdruck zu dienen, natürlich keinen Sinn haben: wohl aber verstehn sie, Buchstaben zu zählen. Hat daher so ein Pachyderma die Wahl zwischen zwei Wörtern, davon das eine, mittelst seines Präfirums, oder Affirums, dem auszudrückenden Begriffe genau entspricht, das andere aber ihn nur so ungefähr und im Allgemeinen bezeichnet, jedoch drei Buchstaben weniger zählt; so greift unser Pachyderma unbedenklich nach dem letztern und begnügt sich hinsichtlich des Sinnes mit dem à peu près: denn sein Denken bedarf jener Feinheiten nicht; da es doch nur so in Bausch und Bogen geschieht: — aber nur recht wenige Buchstaben! daran hängt die Kürze und Kraft des Ausdrucks, die Schönheit der Sprache. Wie sollte aber auch so ein Pachyderma Gefühl haben für das zarte Wesen einer Sprache, dieses köstlichen, weichen Materials, denkenden Geistern überliefert, um einen genauen und feinen Gedanken aufnehmen und bewahren zu können? Hingegen Buchstaben zählen, Das ist etwas für Pachydermata! Seht daher, wie sie schwelgen in der Sprachverhunzung, diese edeln Söhne der „Jetztzeit". Seht sie nur an! kahle Köpfe, lange Bärte, Brillen statt der Augen, als Surrogat der Gedanken ein Cigarro im thierischen Maul, ein Sack auf dem Rücken statt des Rocks, Herumtreiben statt des Fleißes, Arroganz statt der Kenntnisse, Frechheit und Kamaraderie statt der Verdienste. Edele „Jetztzeit", herrliche Epigonen, bei der Muttermilch Hegel'scher Philosophie herangewachsenes Geschlecht! Zum ewigen Andenken wollt ihr euere Tatzen in unsere alte Sprache drücken, damit der Abdruck, als Ichnolith, die Spur eueres schaalen und dumpfen Daseyns auf immer bewahre. Aber Dì meliora! Fort, Pachydermata, fort! Dies ist die deutsche Sprache! in der Menschen sich ausgedrückt, ja, in der große Dichter gesungen und große Denker geschrieben haben. Zurück mit den Tatzen! — oder ihr sollt — hungern. (Dies allein schreckt sie.) —

Der gerügten „jetztzeitigen" Verschlimmbesserung der Sprache, durch der Schule zu früh entlaufene und in Unwissenheit herangewachsene Knaben, ist denn auch die Interpunktion zur Beute geworden, als welche heut zu Tage, fast allgemein, mit absicht-

Digitized by Google

licher, selbstgefälliger Liederlichkeit gehandhabt wird. Was eigentlich die Skribler sich dabei denken mögen, ist schwer anzugeben: wahrscheinlich aber soll die Narrheit eine französische liebenswürdige légèreté vorstellen, oder auch Leichtigkeit der Auffassung beurkunden und voraussetzen. Mit den Interpunktionszeichen der Druckerei wird nämlich umgegangen, als wären sie von Gold: demnach werden etwan drei Viertel der nöthigen Kommata weggelassen (finde sich zurecht wer kann!); wo aber ein Punkt stehn sollte, steht erst ein Komma, oder höchstens ein Semikolon, u. dgl. m. Nun aber steckt in der Interpunktion ein Theil der Logik jeder Periode, sofern diese dadurch markirt wird: daher ist eine solche absichtliche Liederlichkeit geradezu frevelhaft, am meisten aber, wann sie, wie jetzt sehr häufig geschieht, sogar von si Deo placet Philologen, selbst auf die Ausgaben alter Schriftsteller angewandt und das Verständniß dieser dadurch beträchtlich erschwert wird. Nicht ein Mal das N. T. ist, in seinen neueren Auflagen, damit verschont geblieben. Es liegt am Tage, daß eine laxe Interpunktion, wie etwan die französische Sprache, wegen ihrer streng logischen und daher kurz angebundenen Wortfolge, und die englische, wegen der großen Aermlichkeit ihrer Grammatik, sie zuläßt, nicht anwendbar ist auf relative Ursprachen, die, als solche, eine komplicirte und gelehrte Grammatik haben, welche künstlichere Perioden möglich macht; dergleichen die griechische, lateinische und deutsche Sprache sind.

Um nun also auf die hier eigentlich in Rede stehende Kürze, Koncinnität und Prägnanz des Vortrags zurückzukommen; so geht eine wirklich solche allein aus dem Reichthum und der Inhaltsschwere der Gedanken hervor, bedarf daher am allerwenigsten jener armsäligen, als Mittel zur Abkürzung des Ausdrucks ergriffenen Wort- und Phrasenbeschneiderei, die ich hier ein Mal gehörig gerügt habe. Denn vollwichtige, reichhaltige, also überhaupt schreibenswerthe Gedanken müssen Stoff und Gehalt genug liefern, um die sie aussprechenden Perioden, auch in der grammatischen und lexikalischen Vollkommenheit aller ihrer Theile, so sattsam auszufüllen, daß solche nirgends hohl, leer, oder leicht befunden werden, sondern der Vortrag überall kurz und prägnant bleibt, während an ihm der Gedanke seinen faßlichen und bequemen Ausdruck findet, ja, sich mit Grazie darin entfaltet und

bewegt. Also nicht die Worte und Sprachformen soll man zusammenziehn, sondern die Gedanken vergrößern; wie ein Konvalescent durch Herstellung seiner Wohlbeleibtheit, nicht aber durch Engermachen seiner Kleider, diese wieder wie vormals auszufüllen im Stande seyn soll.

§. 284.

Ein heut zu Tage, beim gesunkenen Zustande der Litteratur und bei der Vernachlässigung der alten Sprachen, immer häufiger werdender, jedoch nur in Deutschland einheimischer Fehler des Stils ist die Subjektivität desselben. Sie besteht darin, daß es dem Schreiber genügt, selbst zu wissen, was er meint und will; der Leser mag sehn, wie auch er dahinter komme. Unbekümmert um diesen, schreibt er eben, als ob er einen Monolog hielte; während es denn doch ein Dialog seyn sollte, und zwar einer, in welchem man sich um so deutlicher auszudrücken hat, als man die Fragen des Andern nicht vernimmt. Eben dieserhalb nun also soll der Stil nicht subjektiv, sondern objektiv seyn; wozu es nöthig ist, die Worte so zu stellen, daß sie den Leser geradezu zwingen, genau das Selbe zu denken, was der Autor gedacht hat. Dies wird aber nur dann zu Stande kommen, wann der Autor stets eingedenk war, daß die Gedanken insofern das Gesetz der Schwere befolgen, als sie den Weg vom Kopfe auf das Papier viel leichter, als den vom Papier zum Kopfe zurücklegen, daher ihnen hiebei mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln geholfen werden muß. Ist Dies geschehn, so wirken die Worte rein objektiv, gleichwie ein vollendetes Oelgemälde; während der subjektive Stil nicht viel sicherer wirkt, als die Flecken an der Wand, bei denen Der allein, dessen Phantasie zufällig durch sie erregt worden, Figuren sieht, die Andern nur Klere. Der in Rede stehende Unterschied erstreckt sich über die ganze Darstellungsweise, ist aber oft auch im Einzelnen nachweisbar: soeben z. B. lese ich in einem neuen Buche: „um die „Masse der vorhandenen Bücher zu vermehren, habe ich nicht „geschrieben". Dies sagt das Gegentheil von dem, was der Schreiber beabsichtigte, und obendrein Unsinn.

§. 285.

Wer nachlässig schreibt legt dadurch zunächst das Bekenntniß ab, daß er selbst seinen Gedanken keinen großen Werth beilegt.

Digitized by Google

Denn nur aus der Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit unsrer Gedanken entspringt die Begeisterung, welche erfordert ist, um mit unermüdlicher Ausdauer überall auf den deutlichsten, schönsten und kräftigsten Ausdruck derselben bedacht zu seyn; — wie man nur an Heiligthümer, oder unschätzbare Kunstwerke, silberne oder goldene Behältnisse wendet. Daher haben die Alten, deren Gedanken, in ihren eigenen Worten, schon Jahrtausende fortleben, und die deswegen den Ehrentitel Klassiker tragen, mit durchgängiger Sorgfalt geschrieben; soll doch Plato den Eingang seiner Republik sieben Mal, verschieden modifizirt, abgefaßt haben. — Die Deutschen hingegen zeichnen sich durch Nachlässigkeit des Stils, wie des Anzuges, vor andern Nationen aus, und beiderlei Schlumperei entspringt aus der selben, im Nationalcharakter liegenden Quelle. Wie aber Vernachlässigung des Anzuges Geringschätzung der Gesellschaft, in die man tritt, verräth, so bezeugt flüchtiger, nachlässiger, schlechter Stil, eine beleidigende Geringschätzung des Lesers, welche dann dieser, mit Recht, durch Nichtlesen straft. Zumal aber sind die Recensenten belustigend, welche im nachlässigsten Lohnschreiberstile die Werke Anderer kritisiren. Das nimmt sich aus, wie wenn Einer im Schlafrock und Pantoffeln zu Gerichte säße. Wie sorgfältig hingegen werden Edinburgh' review und Journal des Savants abgefaßt! Wie ich aber mit einem schlecht und schmutzig gekleideten Menschen mich in ein Gespräch einzulassen vorläufig Bedenken trage; so werde ich ein Buch weglegen, wenn mir die Fahrlässigkeit des Stils sogleich in die Augen springt.

§. 286.

Wenige schreiben wie ein Architekt baut, der zuvor seinen Plan entworfen und bis ins Einzelne durchdacht hat; — vielmehr die Meisten nur so, wie man Domino spielt. Wie nämlich hier, halb durch Absicht, halb durch Zufall, Stein an Stein sich fügt, — so steht es eben auch mit der Folge und dem Zusammenhang ihrer Sätze. Kaum daß sie ungefähr wissen, welche Gestalt im Ganzen herauskommen wird und wo das Alles hinaus soll. Viele wissen selbst Dies nicht, sondern schreiben, wie die Korallenpolypen bauen: Periode fügt sich an Periode, und es geht wohin Gott will.

Digitized

§. 287.

Der leitende Grundsatz der Stilistik sollte seyn, daß der Mensch nur einen Gedanken zur Zeit deutlich denken kann; daher ihm nicht zuzumuthen ist, daß er deren zwei, oder gar mehrere, auf ein Mal denke. — Dies aber muthet ihm Der zu, welcher solche, als Zwischensätze, in die Lücken einer zu diesem Zwecke zerstückelten Hauptperiode schiebt; wodurch er ihn also unnöthiger und muthwilliger Weise in Verwirrung setzt. Hauptsächlich thun Dies die deutschen Schriftsteller. Daß ihre Sprache sich dazu besser, als die andern lebenden, eignet, begründet zwar die Möglichkeit, aber nicht die Löblichkeit der Sache. Keine Prosa liest sich so leicht und angenehm, wie die Französische; weil sie von diesem Fehler, in der Regel, frei ist. Der Franzose reiht seine Gedanken, in möglichst logischer und überhaupt natürlicher Ordnung, an einander und legt sie so seinem Leser successive zu bequemer Erwägung vor. Der Deutsche hingegen flicht sie in einander, zu einer verschränkten und abermals verschränkten und nochmals verschränkten Periode. Also, während er suchen sollte, die Aufmerksamkeit seines Lesers anzulocken und festzuhalten, verlangt er vielmehr von demselben noch obendrein, daß er, obigem Gesetze der Einheit der Apprehension entgegen, drei oder vier verschiedene Gedanken zugleich, oder, weil Dies nicht möglich ist, in schnell vibrirender Abwechselung denke. Hierdurch legt er den Grund zu seinem stile empesé, den er sodann durch preziose, hochtrabende Ausdrücke, um die einfachsten Sachen mitzutheilen, und sonstige Kunstmittel dieser Art, vollendet.

Durch jene langen, mit in einander geschachtelten Zwischensätzen bereicherten und, wie gebratene Gänse mit Aepfeln, ausgestopften Perioden wird eigentlich zunächst das Gedächtniß in Anspruch genommen; während vielmehr Verstand und Urtheilskraft aufgerufen werden sollten, deren Thätigkeit nun aber gerade dadurch erschwert und geschwächt wird. Denn dergleichen Perioden liefern dem Leser lauter halb vollendete Phrasen, die sein Gedächtniß nun sorgfältig sammeln und aufbewahren soll, wie die Stückchen eines zerrissenen Briefes, bis sie durch die später nachkommenden, respektiven andern Hälften ergänzt werden und dann einen Sinn erhalten. Folglich muß er bis dahin eine Weile lesen, ohne irgend etwas zu denken, vielmehr bloß

Digitized by Google

Alles memoriren, in der Hoffnung auf den Schluß, der ihm ein Licht aufstecken wird, bei dem er nun auch etwas zu denken empfangen soll. Das ist offenbar schlecht. Aber die unverkennbare Vorliebe der gewöhnlichen Köpfe für diese Schreibart beruht darauf, daß sie den Leser erst nach einiger Zeit und Mühe Das verstehn läßt, was er außerdem sogleich verstanden haben würde; wodurch nun der Schein entsteht, als hätte der Schreiber mehr Tiefe und Verstand, als der Leser. Auch Dieses also gehört zu den oben erwähnten Kunstgriffen, mittelst welcher die Mediokren, unbewußt und instinktartig, ihre Geistesarmuth zu verstecken und den Schein des Gegentheils hervorzubringen sich bemühen. Ihre Erfindsamkeit hierin ist sogar erstaunenswerth.

Offenbar aber ist es gegen alle gesunde Vernunft, einen Gedanken queer durch einen andern zu schlagen, wie ein hölzernes Kreuz: Dies geschieht jedoch, indem man Das, was man zu sagen angefangen hat, unterbricht, um etwas ganz Anderes dazwischen zu sagen, und so seinem Leser eine angefangene Periode, einstweilen noch ohne Sinn, in Verwahrung giebt, bis die Ergänzung nachkommt. Es ist ungefähr, wie wenn man seinen Gästen einen leeren Teller in die Hand gäbe, mit der Hoffnung, es werde noch etwas darauf kommen. Eigentlich sind die Zwischenkommata von der selben Familie mit den Noten unter der Seite und den Parentheſen mitten im Text; ja, alle Drei sind im Grunde bloß dem Grade nach verschieden. Wenn bisweilen Demosthenes und Cicero dergleichen Einschachtelungsperioden gemacht haben; so hätten sie besser gethan, es zu unterlassen.

§. 288.

Schon in der Logik könnte, bei der Lehre von den analytischen Urtheilen, beiläufig bemerkt werden, daß sie eigentlich im guten Vortrage nicht vorkommen sollen; weil sie sich einfältig ausnehmen. Am meisten tritt Dies hervor, wenn vom Individuo prädicirt wird was schon der Gattung zukommt: wie, z. B. ein Ochs, welcher Hörner hatte; ein Arzt, dessen Geschäft es war, Kranke zu kuriren, u. dgl. m. Daher sind sie nur da zu gebrauchen, wo eine Erklärung, oder Definition gegeben werden soll.

§. 289.

Gleichnisse sind von großem Werthe; sofern sie ein un-

bekanntes Verhältniß auf ein bekanntes zurückführen. Auch die ausführlicheren Gleichnisse, welche zur Parabel, oder Allegorie anwachsen, sind nur die Zurückführung irgend eines Verhältnisses auf seine einfachste, anschaulichste und handgreiflichste Darstellung. — Sogar beruht alle Begriffsbildung im Grunde auf Gleichnissen; sofern sie aus dem Auffassen des Aehnlichen, und Fallenlassen des Unähnlichen in den Dingen erwächst. Ferner beruht jedes eigentliche **Verstehn** zuletzt in einem Auffassen von Verhältnissen (un saisir de rapports): man wird aber jedes Verhältniß um so deutlicher und reiner auffassen, als man es in weit von einander verschiedenen Fällen und zwischen ganz heterogenen Dingen als das selbe wieder erkennt. So lange nämlich ein Verhältniß mir nur als in einem einzelnen Falle vorhanden bekannt ist, habe ich von demselben bloß eine individuelle, also eigentlich nur noch anschauliche Erkenntniß: sobald ich aber auch nur in zwei verschiedenen Fällen das selbe Verhältniß auffasse, habe ich einen **Begriff** von der ganzen **Art** desselben, also eine tiefere und vollkommenere Erkenntniß.

Eben weil Gleichnisse ein so mächtiger Hebel für die Erkenntniß sind, zeugt das Aufstellen überraschender und dabei treffender Gleichnisse von einem tiefen Verstande. Demgemäß sagt auch Aristoteles: *πολυ δε μεγιστον το μεταφορικον ειναι. μονον γαρ τουτο ουτε παρ᾽ αλλου εστι λαβειν, ευφυιας τε σημειον εστιν· το γαρ ευ μεταφερειν το ὁμοιον θεωρειν εστιν·* (at maximum est, metaphoricum esse: solum enim hoc neque ab alio licet assumere, et boni ingenii signum est. Bene enim transferre est simile intueri.) de poëtica. c. 22. Desgleichen: *και εν φιλοσοφια το ὁμοιον, και εν πολυ διεχουσι, θεωρειν ευστοχον.* (etiam in philosophia simile, vel in longe distantibus, cernere perspicacis est.) Rhet. III, 11.

Digitized by Google

Kapitel XXIV.

Ueber Lesen und Bücher.

---

§. 290.

Unwissenheit begradirt den Menschen erst dann, wann sie in Gesellschaft des Reichthums angetroffen wird. Den Armen bändigt seine Armuth und Noth; seine Leistungen ersetzen bei ihm das Wissen und beschäftigen seine Gedanken. Hingegen Reiche, welche unwissend sind, leben bloß ihren Lüsten und gleichen dem Vieh; wie man dies täglich sehen kann. Hiezu kommt nun noch der Vorwurf, daß man Reichthum und Muße nicht benutzt habe zu Dem, was ihnen den allergrößten Werth verleiht.

§. 291.

Wann wir lesen, denkt ein Anderer für uns: wir wiederholen bloß seinen mentalen Proceß. Es ist damit, wie wenn beim Schreibenlernen der Schüler die vom Lehrer mit Bleistift geschriebenen Züge mit der Feder nachzieht. Demnach ist beim Lesen die Arbeit des Denkens uns zum größten Theile abgenommen. Daher die fühlbare Erleichterung, wenn wir von der Beschäftigung mit unsren eigenen Gedanken zum Lesen übergehn. Eben daher kommt es auch, daß wer sehr viel und fast den ganzen Tag liest, dazwischen aber sich in gedankenlosem Zeitvertreibe erholt, die Fähigkeit, selbst zu denken, allmälig verliert, — wie Einer, der immer reitet, zuletzt das Gehn verlernt. Solches aber ist der Fall sehr vieler Gelehrten: sie haben sich dumm gelesen. Denn beständiges, in jedem freien Augenblicke sogleich wieder aufgenommenes Lesen ist noch geisteslähmender, als beständige Handarbeit; da man bei dieser doch den eigenen Gedanken nachhängen

Digitized by

kann. Aber wie eine Springfeder durch den anhaltenden Druck eines fremden Körpers ihre Elasticität endlich einbüßt; so der Geist die seine, durch fortwährendes Aufdringen fremder Gedanken. Und wie man durch zu viele Nahrung den Magen verdirbt und dadurch dem ganzen Leibe schadet; so kann man auch durch zu viele Geistesnahrung den Geist überfüllen und ersticken. Denn selbst das Gelesene eignet man sich erst durch späteres Nachdenken darüber an, durch Rumination. Liest man hingegen immerfort, ohne späterhin weiter daran zu denken; so faßt es nicht Wurzel und geht meistens verloren. Ueberhaupt aber geht es mit der geistigen Nahrung nicht anders, als mit der leiblichen: kaum der funfzigste Theil von dem, was man zu sich nimmt, wird assimilirt: das Uebrige geht durch Evaporation, Respiration, oder sonst ab.

Zu diesem Allen kommt, daß zu Papier gebrachte Gedanken überhaupt nichts weiter sind, als die Spur eines Fußgängers im Sande: man sieht wohl den Weg, welchen er genommen hat; aber um zu wissen, was er auf dem Wege gesehn, muß man seine eigenen Augen gebrauchen.

§. 292.

Keine schriftstellerische Eigenschaft, wie z. B. Ueberredungskraft, Bilderreichthum, Vergleichungsgabe, Kühnheit, oder Bitterkeit, oder Kürze, oder Grazie, oder Leichtigkeit des Ausdrucks, noch auch Witz, überraschende Kontraste, Lakonismus, Naivetät, u. dgl. m. können wir dadurch erwerben, daß wir Schriftsteller lesen, die solche haben. Wohl aber können wir hierdurch dergleichen Eigenschaften, falls wir sie schon als Anlage, also potentia, besitzen, in uns hervorrufen, sie uns zum Bewußtseyn bringen, können sehn, was Alles sich damit machen läßt, können bestärkt werden in der Neigung, ja, im Muthe sie zu gebrauchen, können an Beispielen die Wirkung ihrer Anwendung beurtheilen und so den richtigen Gebrauch derselben erlernen; wonach wir allerdings erst dann sie auch actu besitzen. Dies also ist die einzige Art wie Lesen zum Schreiben bildet, indem es nämlich uns den Gebrauch lehrt, den wir von unsern eigenen Naturgaben machen können; also immer nur unter der Voraussetzung dieser. Ohne solche hingegen erlernen wir durch Lesen nichts, als kalte todte Manier, und werden zu seichten Nachahmern.

Digitized by Google

§. 293.

Wie die Schichten der Erde die lebenden Wesen vergangener Epochen reihenweise aufbewahren; so bewahren die Bretter der Bibliotheken reihenweise die vergangenen Irrthümer und deren Darlegungen, welche, wie jene Ersteren, zu ihrer Zeit, sehr lebendig waren und viel Lerm machten, jetzt aber starr und versteinert dastehn, wo nur noch der litterarische Paläontologe sie betrachtet.

§. 294.

Xerres hat, nach Herodot, beim Anblick seines unübersehbaren Heeres geweint, indem er bedachte, daß von diesen Allen, nach hundert Jahren, Keiner am Leben seyn würde: wer möchte da nicht weinen, beim Anblick des dicken Meßkatalogs, wenn er bedenkt, daß von allen diesen Büchern, schon nach zehn Jahren, keines mehr am Leben seyn wird.

§. 295.

Es ist in der Litteratur nicht anders, als im Leben: wohin auch man sich wende, trifft man sogleich auf den inkorrigibeln Pöbel der Menschheit, welcher überall legionenweise vorhanden ist, Alles erfüllt und Alles beschmutzt, wie die Fliegen im Sommer. Daher die Unzahl schlechter Bücher, dieses wuchernde Unkraut der Litteratur, welches dem Waizen die Nahrung entzieht, und ihn erstickt. Sie reißen nämlich Zeit, Geld und Aufmerksamkeit des Publikums, welche von Rechtswegen den guten Büchern und ihren edelen Zwecken gehören, an sich, während sie bloß in der Absicht, Geld einzutragen, oder Aemter zu verschaffen, geschrieben sind. Sie sind also nicht bloß unnütz, sondern positiv schädlich.

§. 296.

Es giebt, zu allen Zeiten, zwei Litteraturen, die ziemlich fremd neben einander hergehn: eine wirkliche und eine bloß scheinbare. Jene erwächst zur bleibenden Litteratur. Betrieben von Leuten, die für die Wissenschaft, oder die Poesie, leben, geht sie ihren Gang ernst und still, aber äußerst langsam, producirt in Europa kaum ein Dutzend Werke im Jahrhundert, welche jedoch bleiben. Die andere, betrieben von Leuten, die von der Wissenschaft, oder Poesie, leben, geht im Galopp, unter großem Lerm und Geschrei der Betheiligten, und bringt jährlich viele

Digitized by

Tausend Werke zu Markte. Aber nach wenig Jahren frägt man: wo sind sie? wo ist ihr so früher und so lauter Ruhm?

§. 297.

In der Weltgeschichte ist ein halbes Jahrhundert immer beträchtlich; weil ihr Stoff stets fortfließt, indem doch immer etwas vorgeht. Hingegen in der Geschichte der Litteratur ist die selbe Zeit oft für gar keine zu rechnen; weil eben nichts geschehn ist: denn stümperhafte Versuche gehn sie nicht an. Man ist also wo man vor funfzig Jahren gewesen.

Dies zu erläutern, denke man sich die Fortschritte der Erkenntniß beim Menschengeschlechte unter dem Bilde einer Planetenbahn. Dann lassen sich die Irrwege, auf welche es meistens bald nach jedem bedeutenden Fortschritte geräth, durch Ptolemäische Epicykeln darstellen, nach der Durchlaufung eines jeden von welchen es wieder da ist, wo es vor dem Antritt derselben war. Die großen Köpfe jedoch, welche wirklich auf jener Planetenbahn das Geschlecht weiterführen, machen den jedesmaligen Epicyklus nicht mit. Hieraus erklärt sich, warum der Ruhm bei der Nachwelt meistens durch Verlust des Beifalls der Mitwelt bezahlt wird, und umgekehrt. — Ein solcher Epicyklus ist z. B. die Philosophie Fichte's und Schelling's, zum Schlusse gekrönt durch die Hegel'sche Karikatur derselben. Dieser Epicyklus gieng von der zuletzt durch Kant bis dahin fortgeführten Kreislinie ab, woselbst ich späterhin sie wieder aufgenommen habe, um sie weiter zu führen: in der Zwischenzeit aber durchliefen nun die besagten Scheinphilosophen und noch einige andere daneben ihren Epicyklus, der jetzt nachgerade vollendet ist, wodurch das mit ihnen gelaufene Publikum inne wird, daß es sich eben da befindet, von wo er ausgegangen war.

Mit diesem Hergange der Dinge hängt es zusammen, daß wir den wissenschaftlichen, litterarischen und artistischen Zeitgeist ungefähr alle 30 Jahre deklarirten Bankrott machen sehn. In solcher Zeit nämlich haben alsdann die jedesmaligen Irrthümer sich so gesteigert, daß sie unter der Last ihrer Absurdität zusammenstürzen, und zugleich hat die Opposition sich an ihnen gestärkt. Nun also schlägt es um: oft aber folgt jetzt ein Irrthum in entgegengesetzter Richtung. Diesen Gang der Dinge in seiner periodischen Wiederkehr zu zeigen, wäre der rechte pragmatische Stoff

Digitized by Google

der Litterargeschichte: aber diese denkt wenig daran. Zudem sind, wegen der verhältnißmäßigen Kürze solcher Perioden, die Data derselben aus entfernteren Zeiten oft schwer zusammenzubringen: daher man am bequemsten die Sache an seinem eigenen Zeitalter beobachten kann. Wollte man hiezu ein Beispiel aus den Realwissenschaften; so könnte man die Werner'sche Neptunistische Geologie nehmen. Allein ich bleibe bei dem bereits oben angeführten, uns zunächst liegenden Beispiel. Auf Kant's Glanzperiode folgte in deutscher Philosophie unmittelbar eine andere, in welcher man sich bestrebte, statt zu überzeugen, zu imponiren; statt gründlich und klar, glänzend und hyperbolisch, zumal aber unverständlich zu seyn; ja sogar, statt die Wahrheit zu suchen, zu intriguiren. Dabei konnte die Philosophie keine Fortschritte machen. Endlich kam es zum Bankrott dieser ganzen Schule und Methode. Denn im Hegel und seinen Gesellen hatte die Frechheit des Unsinnschmierens einerseits und die des gewissenlosen Anpreisens andererseits, nebst der augenfälligen Absichtlichkeit des ganzen saubern Treibens, eine so kolossale Größe erreicht, daß endlich Allen die Augen über die ganze Scharlatanerie aufgehn mußten, und als, in Folge gewisser Enthüllungen, der Schutz von oben der Sache entzogen wurde, auch der Mund. Die Fichte'schen und Schellingischen Antecedenzien dieser elendesten aller je gewesenen Philosophastereien wurden von ihr nachgezogen in den Abgrund des Diskredits. Dadurch kommt nunmehr die gänzliche philosophische Inkompetenz der ersten Hälfte des auf Kant in Deutschland folgenden Jahrhunderts an den Tag, während man sich, dem Auslande gegenüber, mit den philosophischen Gaben der Deutschen brüstet. —

Wer nun aber zu dem hier aufgestellten allgemeinen Schema der Epicykeln Belege aus der Kunstgeschichte will, darf nur die noch im vorigen Jahrhunderte, besonders in ihrer französischen Weiterbildung, blühende Bildhauerschule des Bernini betrachten, welche, statt der antiken Schönheit, die gemeine Natur und, statt der antiken Einfalt und Grazie, den französischen Menuettanstand darstellte. Sie machte Bankrott, als, nach Winkelmanns Zurechtweisung, die Rückkehr zur Schule der Alten erfolgte. — Einen Beleg wiederum aus der Malerei liefert das erste Viertel dieses Jahrhunderts, als welches die Kunst für ein

bloßes Mittel und Werkzeug einer mittelalterlichen Religioſität hielt und daher kirchliche Vorwürfe zu ihrem alleinigen Thema erwählte, welche jetzt aber von Malern behandelt wurden, denen der wahre Ernſt jenes Glaubens abgieng, die jedoch, in Folge des beſagten Wahnes, den Francesco Francia, Pietro Perugino, Angelo da Fieſole und Aehnliche zu Muſtern nahmen, ja, dieſe höher ſchätzten, als die auf ſie folgenden eigentlich großen Meiſter. In Bezug auf dieſe Verirrung, und weil in der Poeſie ein analoges Streben ſich gleichzeitig geltend gemacht hatte, ſchrieb Göthe die Parabel: „Pfaffenſpiel.“ Auch dieſe Schule wurde ſodann als auf Grillen beruhend erkannt, machte Bankrott, und auf ſie folgte die Rückkehr zur Natur, ſich kund gebend in Genrebildern und Lebensſcenen jeder Art, wenn auch bisweilen ſich ins Gemeine verirrend.

Dem geſchilderten Hergange der menſchlichen Fortſchritte entſprechend, iſt die Litterargeſchichte, ihrem größten Theile nach, der Katalog eines Kabinetts von Mißgeburten. Der Spiritus, in welchem dieſe ſich am längſten konſerviren, iſt Schweinsleder. Die wenigen wohlgerathenen Geburten hingegen braucht man nicht dort zu ſuchen: ſie ſind am Leben geblieben, und man begegnet ihnen überall in der Welt, wo ſie als Unſterbliche, in ewig friſcher Jugend einhergehn. Sie allein machen die, im vorigen §. bezeichnete, wirkliche Litteratur aus, deren perſonenarme Geſchichte wir, von Jugend auf, aus dem Munde aller Gebildeten, und nicht erſt aus Kompendien, erlernen.

Wohl aber wünſchte ich, daß ein Mal Einer eine tragiſche Litterargeſchichte verſuchte, worin er darſtellte, wie die verſchiedenen Nationen, deren ja jede ihren allerhöchſten Stolz in die großen Schriftſteller und Künſtler, welche ſie aufzuweiſen hat, ſetzt, dieſe während ihres Lebens behandelt haben; worin er alſo uns jenen endloſen Kampf vor die Augen brächte, den das Gute und Aechte aller Zeiten und Länder gegen das jedes Mal herrſchende Verkehrte und Schlechte zu beſtehn hat; das Märtyrerthum faſt aller wahren Erleuchter der Menſchheit, faſt aller großen Meiſter, in jeder Art und Kunſt, abſchilderte; uns vorführte, wie ſie, wenige Ausnahmen abgerechnet, ohne Anerkennung, ohne Antheil, ohne Schüler, in Armuth und Elend ſich

Digitized by Google

ıyingequält haben, während Ruhm, Ehre und Reichthum den nwürdigen ihres Faches zu Theil wurden; wie jedoch, bei dem llen, die Liebe zu ihrer Sache ſie aufrecht erhielt, bis denn ıdlich der ſchwere Kampf eines ſolchen Erziehers des Men- hengeſchlechts vollbracht war, der unſterbliche Lorbeer ihm winkte nd die Stunde ſchlug, wo es auch für ihn hieß:

„Der ſchwere Panzer wird zum Flügelkleide,
Kurz iſt der Schmerz, unendlich iſt die Freude.“

Digitized by Google

Kapitel XXV.

Ueber Sprache und Worte.

---

§. 298.

Die thierische Stimme dient allein dem Ausdrucke des Willens in seinen Erregungen und Bewegungen; die menschliche aber auch dem der Erkenntniß. Damit hängt zusammen, daß jene fast immer einen unangenehmen Eindruck auf uns macht; bloß einige Vogelstimmen nicht. —

Das Wort des Menschen ist das dauerhafteste Material. Hat ein Dichter seine flüchtigste Empfindung in ihr richtig angepaßten Worten verkörpert; so lebt sie, in diesen, Jahrtausende hindurch, und wird in jedem empfänglichen Leser aufs Neue rege.

§. 299.

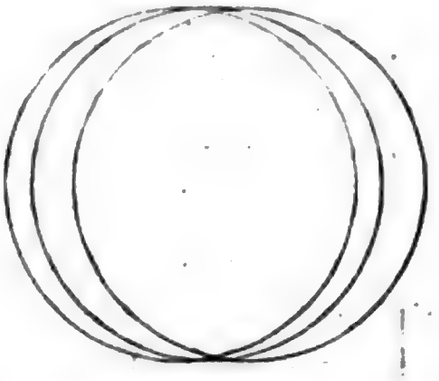
Die Erlernung mehrerer Sprachen ist nicht allein ein mittelbares, sondern auch ein unmittelbares, tief eingreifendes, geistiges Bildungsmittel. Daher der Ausspruch Karls V: „so viele Sprachen Einer kann, so viele Mal ist er ein Mensch." — Die Sache selbst beruht auf Folgendem.

Nicht für jedes Wort einer Sprache findet sich in jeder andern das genaue Aequivalent. Also sind nicht sämmtliche Begriffe, welche durch die Worte der einen Sprache bezeichnet werden, genau die selben, welche die der andern ausdrücken; wenn gleich Dieses meistens, bisweilen sogar auffallend genau, wie z. B. bei *συλληψις* und conceptio, Schneider und tailleur, der Fall ist; sondern oft sind es bloß ähnliche und verwandte, jedoch durch irgend eine Modifikation verschiedene Begriffe. Deutlich zu machen was ich meyne mögen einstweilen folgende Beispiele dienen:

Digitized by Google

απαιδευτος, rudis, roh.
ὁρμη, impetus, Andrang.
μηχανη, Mittel, medium.
seccatore, Quälgeist, importun.
ingénieux, sinnreich, clever.
Geist, esprit, wit.
Witzig, facetus, plaisant.
Malice, Bosheit, wickedness.

zu welchen sich unzählige andere und gewiß noch treffendere werden fügen lassen. Bei der in der Logik üblichen Versinnlichung der Begriffe durch Kreise, könnte man diese Paenidentität durch sich ungefähr deckende, jedoch nicht ganz concentrische Kreise ausdrücken, wie:



Bisweilen fehlt in einer Sprache das Wort für einen Begriff, während es sich in den meisten, wohl gar in allen andern findet: ein höchst skandalöses Beispiel hievon liefert im Französischen der Mangel des Verbi „stehn." Für einige Begriffe wiederum findet sich bloß in einer Sprache ein Wort, welches alsdann in die andern übergeht: so das Lateinische „Affekt", das Französische „naiv", das englische comfortable, disappointment, gentleman und viele andere. Bisweilen auch drückt eine fremde Sprache einen Begriff mit einer Nüance aus, welche unsere eigene ihm nicht giebt und mit der wir ihn jetzt gerade denken: dann wird Jeder, dem es um einen genauen Ausdruck seiner Gedanken zu thun ist, das Fremdwort gebrauchen, ohne sich an das Gebelle pedantischer Puristen zu kehren. In allen Fällen, wo in einer Sprache nicht genau der selbe Begriff durch ein bestimmtes Wort bezeichnet wird, wie in der andern, giebt das Lexikon dieses durch mehrere einander verwandte Ausdrücke wieder, welche alle die Bedeutung desselben, jedoch nicht koncentrisch, sondern in verschiedenen Richtungen daneben, wie in der

obigen Figur, treffen, wodurch die Gränzen abgesteckt werden, zwischen denen er liegt: so wird man z. B. das lateinische honestum durch wohlanständig, ehrenwerth, ehrenvoll, ansehnlich, tugendhaft u. s. w. umschreiben, auch das griechische σωφρων auf analoge Weise. Hierauf beruht das nothwendig Mangelhafte aller Uebersetzungen. Fast nie kann man irgend eine charakteristische, prägnante, bedeutsame Periode aus einer Sprache in die andere so übertragen, daß sie genau und vollkommen die selbe Wirkung thäte. Daher bleibt jede Uebersetzung todt und ihr Stil gezwungen, steif, unnatürlich: oder aber sie wird frei, d. h. begnügt sich mit einem à peu près, ist also falsch. Eine Bibliothek von Uebersetzungen gleicht einer Gemähldegallerie von Kopien.

Demgemäß liegt, bei Erlernung einer Sprache, die Schwierigkeit vorzüglich darin, jeden Begriff, für den sie ein Wort hat, auch dann kennen zu lernen, wann die eigene Sprache kein diesem genau entsprechendes Wort besitzt; welches oft der Fall ist. Daher also muß man, bei Erlernung einer fremden Sprache, mehrere ganz neue Sphären von Begriffen in seinem Geiste abstecken: mithin entstehn Begriffssphären wo noch keine waren. Man erlernt also nicht bloß Worte, sondern erwirbt Begriffe. Dies ist vorzüglich bei Erlernung der alten Sprachen der Fall; weil die Ausdrucksweise der Alten von der unsrigen viel verschiedener ist, als die der modernen Sprachen von einander; welches sich daran zeigt, daß man, beim Uebersetzen ins Lateinische, zu ganz anderen Wendungen, als die das Original hat, greifen muß. Erst nachdem man alle Begriffe, welche die zu erlernende Sprache durch einzelne Worte bezeichnet, richtig gefaßt hat und bei jedem Worte derselben genau den ihm entsprechenden Begriff unmittelbar denkt, nicht aber erst das Wort in eines der Muttersprache übersetzt und dann den durch dieses bezeichneten Begriff denkt, als welcher nicht immer dem ersteren genau entspricht, und eben so hinsichtlich ganzer Phrasen; — erst dann hat man den Geist der zu erlernenden Sprache gefaßt und damit einen großen Schritt zur Kenntniß der sie sprechenden Nation gethan: denn wie der Stil zum Geiste des Individuums, so verhält sich die Sprache zu dem der Nation. Vollkommen inne aber hat man eine Sprache erst, wenn man fähig

Digitized by Google

ist, nicht etwan Bücher, sondern sich selbst in sie zu übersetzen; so daß man, ohne einen Verlust an seiner Individualität zu erleiden, sich unmittelbar in ihr mitzutheilen vermag, also Ausländern jetzt eben so genießbar ist, wie Landsleuten.

Menschen von geringen Fähigkeiten werden auch nicht leicht eine fremde Sprache sich eigentlich aneignen: sie erlernen wohl die Worte derselben, gebrauchen sie jedoch stets nur in der Bedeutung des ungefähren Aequivalents derselben in ihrer Muttersprache und behalten auch immer die dieser eigenthümlichen Wendungen und Phrasen bei. Sie vermögen eben nicht den Geist der fremden Sprache sich anzueignen; welches eigentlich daran liegt, daß ihr Denken selbst nicht aus eigenen Mitteln vor sich geht, sondern, zum größten Theil, von ihrer Muttersprache erborgt ist, deren gangbare Phrasen und Wendungen ihnen die Stelle der eigenen Gedanken vertreten; daher eben sie auch in der eigenen Sprache sich stets nur abgenutzter Redensarten (hackney'd phrases; phrases banales), bedienen, welche selbst sogar sie so ungeschickt zusammenstellen, daß man merkt, wie unvollkommen sie sich des Sinnes derselben bewußt sind und wie wenig ihr ganzes Denken über die Worte hinausgeht, so daß es nicht gar viel mehr, als Papageiengeplapper ist. Aus dem entgegengesetzten Grunde ist Originalität der Wendungen und individuelle Angemessenheit jedes Ausdrucks, den Einer gebraucht, ein unfehlbares Symptom überwiegenden Geistes.

Aus diesem Allen nun also erhellet, daß bei der Erlernung jeder fremden Sprache sich neue Begriffe bilden, um neuen Zeichen Bedeutung zu geben; daß Begriffe auseinandertreten, die sonst nur gemeinschaftlich einen weiteren, also unbestimmteren ausmachten, weil eben nur Ein Wort für sie da war; daß Beziehungen, die man bis dahin nicht gekannt hatte, entdeckt werden, weil die fremde Sprache den Begriff durch einen ihr eigenthümlichen Tropus, oder Metapher, bezeichnet; daß demnach unendlich viele Nüancen, Aehnlichkeiten, Verschiedenheiten, Beziehungen der Dinge, mittelst der neu erlernten Sprache ins Bewußtseyn treten; daß man also eine vielseitigere Ansicht von allen Dingen erhält. Hieraus nun folgt, daß man in jeder Sprache anders denkt, mithin unser Denken durch die Erlernung einer jeden eine neue Modifikation und Färbung erhält, daß

Digitized by Google

folglich der Polyglottismus, neben seinem vielen mittelbaren Nutzen, auch ein direktes Bildungsmittel des Geistes ist, indem er unsre Ansichten, durch hervortretende Vielseitigkeit und Nüancirung der Begriffe, berichtigt und vervollkommnet, wie auch die Gewandtheit des Denkens vermehrt. Den Vortheil dieses Studiums entbehrten die Griechen; wodurch sie zwar viel Zeit ersparten, mit der sie dann aber auch weniger ökonomisch umgiengen; wie das tägliche, lange Herumschlendern der Freien auf der αγορα bezeugt, welches sogar an die Lazzaroni und das ganze italiänische Treiben in piazza erinnert.

Endlich ist aus dem Gesagten leicht abzusehn, daß die Nachbildung des Stiles der Alten, in ihren eigenen, an grammatischer Vollkommenheit die unsrigen weit übertreffenden Sprachen, das allerbeste Mittel ist, um sich zum gewandten und vollkommenen Ausdrucke seiner Gedanken in der Muttersprache vorzubereiten. Um ein großer Schriftsteller zu werden, ist es sogar unerläßlich; — eben, wie es für den angehenden Bildhauer und Maler nothwendig ist, sich durch Nachahmung der Muster des Alterthums heranzubilden, ehe er zu eigener Komposition schreitet. Durch das Lateinschreiben allein lernt man die Bedeutung und den Werth der Worte, ihrer Zusammenstellung und der grammatikalischen Formen genau abwägen und so das kostbare Material handhaben, welches geeignet ist, dem Ausdruck und der Erhaltung werthvoller Gedanken zu dienen. Ohne diese Vorschule artet die Schreiberei leicht in bloßes Gewäsche aus.

§. 300.

Daß, gleichen Schrittes mit der Vermehrung der Begriffe, der Wortvorrath einer Sprache vermehrt werde, ist recht und sogar nothwendig. Wenn hingegen Letzteres ohne Ersteres geschieht; so ist es bloß ein Zeichen der Geistesarmuth, die doch etwas zu Markte bringen möchte und, da sie keine neue Gedanken hat, mit neuen Worten kommt. Diese Art der Sprachbereicherung ist jetzt sehr an der Tagesordnung und ein Zeichen der Zeit. Aber neue Worte für alte Begriffe sind wie eine neue Farbe auf ein altes Kleid gebracht. —

Beiläufig und bloß weil das Beispiel gerade vorliegt sei hier bemerkt, daß man „Ersteres und Letzteres" nur dann anwenden soll, wann, wie oben, jeder dieser Ausdrücke mehrere

Digitized by Google

Worte vertritt, nicht aber, wann nur eines; als wo es beſſer iſt, dieſes eine zu wiederholen; welches überhaupt zu thun die Griechen keinen Anſtand nehmen, während die Franzoſen am ängſtlichſten ſind, es zu vermeiden. Die Deutſchen verrennen ſich in ihr Erſteres und Letzteres bisweilen dermaaßen, daß man nicht mehr weiß, was hinten und was vorne iſt.

§. 301.

Wir verachten die Wortſchrift der Chineſen. Aber, da die Aufgabe aller Schrift iſt, in der Vernunft des Andern, durch ſichtbare Zeichen, Begriffe zu erwecken; ſo iſt es offenbar ein großer Umweg, dem Auge zunächſt nur ein Zeichen des hörbaren Zeichens derſelben vorzulegen und allererſt dieſes zum Träger des Begriffes ſelbſt zu machen; wodurch unſere Buchſtabenſchrift nur ein Zeichen des Zeichens iſt. Es frägt ſich demnach, welchen Vorzug denn das hörbare Zeichen vor dem ſichtbaren habe, um uns zu vermögen, den geraden Weg vom Auge zur Vernunft liegen zu laſſen und einen ſo großen Umweg einzuſchlagen, wie der iſt, das ſichtbare Zeichen erſt durch Vermittelung des hörbaren zum fremden Geiſte reden zu laſſen; während es offenbar einfacher wäre, nach Weiſe der Chineſen, das ſichtbare Zeichen unmittelbar zum Träger des Begriffes zu machen und nicht zum bloßen Zeichen des Lautes; um ſo mehr, als der Sinn des Geſichts für noch mehrere und feinere Modifikationen empfänglich iſt, als der des Gehörs, und auch ein Nebeneinander der Eindrücke geſtattet, deſſen hingegen die Affektionen des Gehörs, als ausſchließlich in der Zeit gegeben, nicht fähig ſind. — Die hier nachgefragten Gründe würden nun wohl dieſe ſeyn: 1) Wir greifen, von Natur, zuerſt zum hörbaren Zeichen, und zwar zunächſt um unſre Affekte, danach aber auch, um unſere Gedanken auszudrücken: hiedurch nun gelangen wir zu einer Sprache für das Ohr, ehe wir nur daran gedacht haben, eine für das Geſicht zu erfinden. Nachmals aber iſt es kürzer, dieſe letztere, wo ſie nöthig wird, auf jene andere zurückzuführen, als eine ganz neue, ja, ganz anderartige Sprache für das Auge zu erfinden, oder reſpektive zu erlernen. 2) Das Geſicht kann zwar mannigfaltigere Modifikationen faſſen, als das Ohr: aber ſolche für das Auge hervorzubringen, vermögen wir nicht wohl ohne Werkzeuge, wie doch für das Ohr. Auch würden wir die ſichtbaren Zeichen nimmer mit der

Schnelligkeit hervorbringen und wechseln lassen können, wie, vermöge der Volubilität der Zunge, die hörbaren; wie Dies auch die Unvollkommenheit der Fingersprache der Taubstummen bezeugt. Dieses also macht, von Hause aus, das Gehör zum wesentlichen Sinne der Sprache, und dadurch der Vernunft. Demnach nun aber sind es im Grunde doch nur äußerliche und zufällige, nicht aber aus dem Wesen der Aufgabe an sich selbst entsprungene Gründe, aus welchen hier ausnahmsweise der gerade Weg nicht der beste ist. Folglich bliebe, wenn wir die Sache abstrakt, rein theoretisch und a priori betrachten, das Verfahren der Chinesen das eigentlich richtige; so daß man ihnen nur einige Pedanterei vorwerfen könnte, sofern sie von den empirischen, einen andern Weg anrathenden Umständen dabei abgesehn haben. Inzwischen hat auch die Erfahrung einen überaus großen Vorzug der Chinesischen Schrift zu Tage gebracht. Man braucht nämlich nicht Chinesisch zu können, um sich darin auszudrücken; sondern Jeder liest sie in seiner eigenen Sprache ab, gerade so, wie unsre Zahlzeichen, welche überhaupt für die Zahlenbegriffe Das sind, was die chinesischen Schriftzeichen für alle Begriffe; und die algebraischen Zeichen sind es sogar für abstrakte Größenbegriffe. Daher ist, wie mich ein englischer Theehändler, der fünf Mal in China gewesen war, versichert hat, in allen indischen Meeren, die chinesische Schrift das gemeinsame Medium der Verständigung zwischen Kaufleuten der verschiedensten Nationen, die keine Sprache gemeinschaftlich verstehn. Der Mann war sogar der festen Meinung, sie würde einst, in dieser Eigenschaft, sich über die Welt verbreiten.

§. 302.

Die Deponentia sind das einzige Unvernünftige, ja, Unsinnige der römischen Sprache, und nicht viel besser steht es um die Media der griechischen. —

Ein specieller Fehler aber im Lateinischen ist, daß fieri das Passivum des facere vorstellt: dies implicirt und impft der die Sprache erlernenden Vernunft den heillosen Irrthum ein, daß Alles, was ist, wenigstens alles Gewordene, ein Gemachtes sei. Im Griechischen und Deutschen hingegen gelten γιγνεσθαι und „werden" nicht unmittelbar als Passiva des ποιειν und „machen". Ich kann griechisch sagen: ουκ εστι παν γε-

νομενον ποιουμενον: aber Dies ließe ſich nicht wörtlich ins Lateiniſche überſetzen, wie doch ins Deutſche: „nicht jedes Gewordene iſt ein Gemachtes." —

§. 303.

Die Konſonanten ſind das Skelett und die Vokale das Fleiſch der Wörter. Jenes iſt (im Individuo) unwandelbar, dieſes ſehr veränderlich, an Farbe, Beſchaffenheit und Quantität. Darum konſerviren die Wörter, indem ſie durch die Jahrhunderte, oder gar aus einer Sprache in die andere wandern, im Ganzen ſehr wohl ihre Konſonanten, aber verändern leicht ihre Vokale. Daher ſind in der Etymologie viel mehr jene, als dieſe zu berückſichtigen. —

Von dem Worte superstitio findet man allerlei Etymologien zuſammengeſtellt in Delrii disquisitionibus magicis, L. I, c. 1, und ebenfalls in Wegſcheider's instit. theol. dogmaticae, proleg. c. I, §. 5, d. Ich vermuthe jedoch den Urſprung des Wortes darin, daß es, von Hauſe aus, bloß den Geſpenſterglauben bezeichnet habe, nämlich: defunctorum manes circumvagari, ergo mortuos adhuc superstites esse. —

Ich will hoffen, daß ich nichts Neues ſage, wenn ich bemerke, daß *μορφα* und forma das ſelbe Wort iſt; imgleichen, daß unter den Aehnlichkeiten des Griechiſchen mit dem Deutſchen auch dieſe iſt, daß in Beiden der Superlativ durch ſt (— *ιστος*) gebildet wird; während Dies im Lateiniſchen nicht der Fall iſt. — Eher könnte ich bezweifeln, daß man die Etymologie des Wortes „arm" ſchon kenne, daß es nämlich von *ερημος*, eremus, italiäniſch ermo kommt: denn arm bedeutet „wo nichts iſt" alſo „öde, leer". — Hingegen daß „Unterthan" vom Altengliſchen Thane, Vaſall, kommt, welches im Makbeth häufig gebraucht wird, werden hoffentlich ſchon Andere vermuthet haben. —

Ferner die Worte „Aberglauben" und „Aberwitz" halte ich für entſprungen aus „Ueberglauben" und „Ueberwitz", unter Vermittelung von „Oberglauben" und „Oberwitz" (wie Ueberrock, Oberrock; Ueberhand, Oberhand,) und ſodann durch Korruption des O in A, wie, umgekehrt, in „Argwohn" ſtatt „Argwahn." — Daß Epheu von Evoe kommt, wird doch wohl kein neuer Einfall ſeyn? —

„Es koſtet mich" iſt nichts, als ein durch Verjährung ackre-

Digitized by Google

ditirter Sprachfehler. Koſten kommt, eben wie das italiäniſche costare, von constare. „Es koſtet mich" iſt alſo me constat, ſtatt mihi constat. „Dieſer Löwe koſtet mich" darf nicht der Menageriebeſitzer, ſondern nur Der ſagen, welcher vom Löwen gefreſſen wird. —

Die Aehnlichkeit zwiſchen coluber und Kolibri muß durchaus zufällig ſeyn, oder aber, wir hätten, da die Kolibri nur in Amerika vorkommen, ihre Quelle in der Urgeſchichte des Menſchengeſchlechts zu ſuchen. So verſchieden, ja entgegengeſetzt, auch beide Thiere ſind, indem wohl oft der Kolibri praeda colubri wird; ſo ließe ſich dabei doch an eine Verwechſelung denken, derjenigen analog, in Folge welcher im Spaniſchen aceite nicht Eſſig, ſondern Oel bedeutet. — Ueberdies finden wir noch auffallendere Uebereinſtimmungen mancher urſprünglich Amerikaniſcher Namen mit denen des europäiſchen Alterthums, wie zwiſchen der Atlantis des Plato und Aztlan, dem alten, einheimiſchen Namen Mexikos, der noch jetzt im Namen der mexikaniſchen Städte Mazatlan und Tomatlan vorhanden iſt, und zwiſchen dem hohen Berge Sorata in Peru und dem Soraktes (ital. Sorate) im Appennin.

Digitized by Google

Kapitel XXVI.

Psychologische Bemerkungen.

---

§. 304.

Jedes animalische Wesen, zumal der Mensch, bedarf, um in der Welt bestehn und fortkommen zu können, einer gewissen Angemessenheit und Proportion zwischen seinem Willen und seinem Intellekt. Je genauer und richtiger nun die Natur diese getroffen hat, desto leichter, sicherer und angenehmer wird er durch die Welt kommen. Inzwischen reicht eine bloße Annäherung zu dem eigentlich richtigen Punkte schon hin, ihn vor Verderben zu schützen. Es giebt demnach eine gewisse Breite, innerhalb der Gränzen der Richtigkeit und Angemessenheit des besagten Verhältnisses. Die dabei geltende Norm ist nun folgende. Da die Bestimmung des Intellekts ist, die Leuchte und der Lenker der Schritte des Willens zu seyn; so muß, je heftiger, ungestühmer und leidenschaftlicher der innere Drang eines Willens ist, desto vollkommener und heller der ihm beigegebene Intellekt seyn; damit die Heftigkeit des Wollens und Strebens, die Gluth der Leidenschaften, das Ungestühm der Affekte, den Menschen nicht irre führe, oder ihn fortreiße zum Unüberlegten, zum Falschen, zum Verderblichen; welches Alles, bei sehr heftigem Willen und sehr schwachem Intellekt, unausbleiblich der Fall seyn wird. Hingegen kann ein phlegmatischer Charakter, also ein schwacher, matter Wille, schon mit einem geringen Intellekt auskommen und bestehn: ein gemäßigter bedarf eines mäßigen. Ueberhaupt tendirt jedes Mißverhältniß zwischen einem Willen und seinem Intellekt, d. h. jede Abweichung von der aus obiger Norm folgenden Proportion, dahin, den Menschen unglücklich zu machen: folglich auch, wenn das Mißverhältniß das umgekehrte ist. Nämlich auch die abnorm starke und übermächtige Entwicke-

Digitized by

lung des Intellekts und das daraus entstehende ganz unverhältnißmäßige Ueberwiegen desselben über den Willen, wie es das Wesentliche des eigentlichen Genies ausmacht, ist für die Bedürfnisse und Zwecke des Lebens nicht bloß überflüssig, sondern denselben geradezu hinderlich. Alsdann nämlich wird, in der Jugend, die übermäßige Energie der Auffassung der objektiven Welt, von lebhafter Phantasie begleitet und aller Erfahrung ermangelnd, den Kopf für überspannte Begriffe und sogar für Chimären empfänglich machen und leicht damit anfüllen; woraus dann ein excentrischer und sogar phantastischer Charakter hervorgeht. Wenn nun auch späterhin, nachdem die Belehrung der Erfahrung eingetreten, sich Dieses verloren und gegeben hat; so wird dennoch das Genie in der gemeinen Außenwelt und dem bürgerlichen Leben nie sich so zu Hause fühlen, so richtig eingreifen und so bequem sich bewegen, wie der Normalkopf, vielmehr noch oft seltsame Mißgriffe thun. Denn der Alltagskopf ist in dem engen Kreise seiner Begriffe und seiner Auffassung so vollkommen zu Hause, daß Keiner ihm darin etwas anhaben kann und sein Erkennen bleibt stets seinem ursprünglichen Zwecke getreu, den Dienst des Willens zu besorgen, liegt also diesem beständig ob, ohne je zu extravagiren. Das Genie hingegen ist, wie ich auch bei der Erörterung desselben angegeben habe, im Grunde ein monstrum per excessum, wie, umgekehrt, der leidenschaftliche, heftige Mensch, ohne Verstand, der hirnlose Wütherich, ein monstrum per defectum ist.

§. 305.

Der Wille zum Leben, wie er den innersten Kern alles Lebenden ausmacht, stellt sich am unverschleiertesten dar und läßt daher sich, seinem Wesen nach, am deutlichsten beobachten und betrachten an den obersten, also klügsten, Thieren. Denn unter dieser Stufe tritt er noch nicht so deutlich hervor, hat einen mindern Grad der Objektivation; darüber aber, also im Menschen, ist mit der Vernunft die Besonnenheit und mit dieser die Fähigkeit zur Verstellung eingetreten, die alsbald einen Schleier über ihn wirft. Hier tritt er daher nur noch in den Ausbrüchen der Affekte und Leidenschaften unverhüllt hervor. Eben deshalb aber findet allemal die Leidenschaft, wann sie spricht, Glauben, gleichviel welche es sei, und mit Recht. Aus dem selben

Grunde sind die Leidenschaften das Hauptthema der Dichter und das Paradepferd der Schauspieler. — Auf dem zuerst Gesagten aber beruht unsere Freude an Hunden, Affen, Katzen u. s. w.: die vollkommene Naivetät aller ihrer Aeußerungen ist es, die uns so sehr ergötzt.

§. 306.

Geistige Beängstigung verursacht Herzklopfen; und Herzklopfen geistige Beängstigung. Gram, Sorge, Unruhe des Gemüths, wirken hemmend und erschwerend auf den Lebensproceß und die Getriebe des Organismus, sei es auf den Blutumlauf, oder auf die Sekretionen, oder auf die Verdauung: sind nun umgekehrt diese Getriebe, sei es im Herzen, oder in den Gedärmen, oder in der vena portarum, oder in den Saamenbläschen, oder wo noch sonst, durch physische Ursachen, gehemmt, obstruirt oder anderweitig gestört; so entsteht Gemüthsunruhe, Besorgniß, Grillenfängerei und Gram ohne Gegenstand, also der Zustand, den man Hypochondrie nennt. Eben so, noch ferner, macht Zorn schreien, stark auftreten und heftig gestikuliren: eben diese körperlichen Aeußerungen aber vermehren ihrerseits den Zorn, oder fachen ihn, beim geringsten Anlaß, an. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr alles Dieses meine Lehre von der Einheit und Identität des Willens mit dem Leibe bestätigt, nach welcher der Leib sogar nichts Anderes ist, als eben der in der räumlichen Anschauung des Gehirns sich darstellende Wille selbst.

§. 307.

Gar Manches, was der Macht der Gewohnheit zugeschrieben wird, beruht vielmehr auf der Konstanz und Unveränderlichkeit des ursprünglichen und angeborenen Charakters, in Folge welcher wir, unter gleichen Umständen, stets das Selbe thun, welches daher mit gleicher Nothwendigkeit das erste, wie das hundertste Mal geschah. — Die wirkliche Macht der Gewohnheit hingegen beruht eigentlich auf der Trägheit, welche dem Intellekt und dem Willen die Arbeit, Schwierigkeit, auch die Gefahr, einer frischen Wahl ersparen will und daher uns heute thun läßt was wir schon gestern und hundert Mal gethan haben und wovon wir wissen daß es zu seinem Zwecke führt.

Die Wahrheit dieser Sache liegt aber tiefer: denn sie ist in einem eigentlicheren Sinne zu verstehn, als es, auf den ersten

Blick, scheint. Was nämlich für die Körper, sofern sie bloß durch mechanische Ursachen bewegt werden, die Kraft der Trägheit ist; eben Das ist für die Körper, welche durch Motive bewegt werden, die Macht der Gewohnheit. Die Handlungen, welche wir aus bloßer Gewohnheit vollziehn, geschehn eigentlich ohne individuelles, einzelnes, eigens für diesen Fall wirkendes Motiv; daher wir dabei auch nicht eigentlich an sie denken. Bloß die ersten Exemplare jeder zur Gewohnheit gewordenen Handlung haben ein Motiv gehabt, dessen sekundäre Nachwirkung die jetzige Gewohnheit ist, welche hinreicht, damit jene auch ferner vor sich gehe; gerade so, wie ein durch Stoß bewegter Körper keines neuen Stoßes mehr bedarf, um seine Bewegung fortzusetzen; sondern, sobald sie nur durch nichts gehemmt wird, in alle Ewigkeit sich fortbewegt. Das Selbe gilt von Thieren, indem ihre Dressur eine erzwungene Gewohnheit ist. Das Pferd zieht, gelassen, seinen Karren immer weiter, ohne getrieben zu werden: diese Bewegung ist immer noch die Wirkung der Peitschenhiebe, durch die es Anfangs getrieben wurde, welche sich als Gewohnheit perpetuirt, nach dem Gesetze der Trägheit. — Dies Alles ist wirklich mehr, als bloßes Gleichniß: es ist schon Identität der Sache, nämlich des Willens, auf sehr weit verschiedenen Stufen seiner Objektivation, welchen gemäß nun das selbe Bewegungsgesetz sich eben so verschieden gestaltet.

§. 308.

Viva muchos años! ist im Spanischen ein gewöhnlicher Gruß, und auf der ganzen Erde ist die Anwünschung langen Lebens sehr gebräuchlich. Dies läßt sich nicht wohl aus der Kenntniß, was das Leben, hingegen aus der, was der Mensch, seinem Wesen nach, sei, erklären: nämlich Wille zum Leben.

§. 309.

Mehr oder weniger wünschen wir, bei Allem was wir treiben und thun, das Ende heran, sind ungeduldig, fertig zu werden, und froh, fertig zu seyn. Bloß das General-Ende, das Ende aller Enden, wünschen wir, in der Regel, so fern als möglich.

§. 310.

Jede Trennung giebt einen Vorschmack des Todes, — und jedes Wiedersehn einen Vorschmack der Auferstehung. — Darum

Digitized by Google

jubeln selbst Leute, die einander gleichgültig waren, so sehr, wann sie, nach 20 oder gar 30 Jahren, wieder zusammentreffen.

§. 311.

Der tiefe Schmerz, beim Tode jedes befreundeten Wesens, entsteht aus dem Gefühle, daß in jedem Individuo etwas Unaussprechliches, ihm allein Eigenes und daher durchaus Unwiederbringliches liegt. Omne individuum ineffabile. Dies gilt selbst vom thierischen Individuo, wo es am lebhaftesten Der empfinden wird, welcher zufällig ein geliebtes Thier tödtlich verletzt hat und nun seinen Scheideblick empfängt, welches einen herzzerreißenden Schmerz verursacht.

§. 312.

Daß plötzlich kund gemachte, große Glücksfälle leicht tödtlich wirken, beruht darauf, daß unsere Glückseligkeit und Unglückseligkeit bloß eine Proportionalzahl ist zwischen unsern Ansprüchen und Dem, was uns zu Theil wird, und wir demgemäß die Güter, welche wir besitzen, oder deren wir zum voraus ganz gewiß sind, nicht als solche empfinden; weil aller Genuß eigentlich nur negativ ist, nur schmerzaufhebend wirkt, während hingegen der Schmerz, oder das Uebel, das eigentlich Positive ist und unmittelbar empfunden wird. Mit dem Besitze, oder der sicheren Aussicht darauf, steigt sogleich der Anspruch und vermehrt unsere Kapacität für ferneren Besitz und weitere Aussicht. Ist hingegen durch anhaltendes Unglück das Gemüth zusammengepreßt und der Anspruch auf ein minimum herabgeschroben; so finden plötzliche Glücksfälle keine Kapacität zu ihrer Aufnahme darin. Nämlich durch keine vorgefundene Ansprüche neutralisirt, wirken sie jetzt scheinbar positiv und sonach mit ihrer ganzen Macht: dadurch können sie das Gemüth sprengen, d. h. tödtlich werden. Daher die bekannte Vorsicht, daß man das zu verkündende Glück erstlich hoffen läßt, in Aussicht stellt und es dann nur theilweise und allmälig bekannt macht: denn so verliert jeder Theil, indem er durch einen Anspruch anticipirt wurde, die Stärke seiner Wirksamkeit und läßt noch Raum für mehr. Diesem Allen zufolge könnte man sagen: unser Magen für Glücksfälle ist zwar bodenlos; aber er hat eine enge Mündung. — Auf plötzliche Unglücksfälle ist das Gesagte nicht geradezu anwendbar; daher, und weil hier die Hoffnung immer noch sich

Digitized

dagegen stemmt, sie bei Weitem seltener tödtlich wirken. Daß nicht einen analogen Dienst, bei Glücksfällen, die Furcht leistet, kommt daher, daß wir, instinktmäßig, mehr zur Hoffnung als zur Besorgniß geneigt sind; wie unsere Augen von selbst sich dem Lichte, nicht der Finsterniß, zukehren.

§. 313.

Hoffnung ist die Verwechselung des Wunsches einer Begebenheit mit ihrer Wahrscheinlichkeit. Aber vielleicht ist kein Mensch frei von der Narrheit des Herzens, welche dem Intellekt die richtige Schätzung der Probabilität so sehr verrückt, daß er Eins gegen Tausend für einen leicht möglichen Fall hält. Und doch gleicht ein hoffnungsloser Unglücksfall einem raschen Todesstreich, hingegen die stets vereitelte und immer wieder auflebende Hoffnung der langsam marternden Todesart.

Wen die Hoffnung, den hat auch die Furcht verlassen: dies ist der Sinn des Ausdrucks „desperat". Es ist nämlich dem Menschen natürlich, zu glauben, was er wünscht, und es zu glauben, weil er es wünscht. Wenn nun diese wohlthätige, lindernde Eigenthümlichkeit seiner Natur durch wiederholte, sehr harte Schläge des Schicksals ausgerottet und er sogar, umgekehrt, dahin gebracht worden ist, zu glauben, es müsse geschehn was er nicht wünscht, und könne nimmer geschehn was er wünscht, eben weil er es wünscht; so ist dies eigentlich der Zustand, den man Verzweiflung genannt hat.

§. 314.

Daß wir uns so oft in Andern irren ist nicht immer geradezu Schuld unsrer Urtheilskraft, sondern entspringt meistens aus Bako's intellectus luminis sicci non est, sed recipit infusionem a voluntate et affectibus; indem wir nämlich, ohne es zu wissen, gleich Anfangs durch Kleinigkeiten für, oder gegen sie eingenommen sind. Sehr oft liegt es auch daran, daß wir nicht bei den wirklich an ihnen entdeckten Eigenschaften stehn bleiben, sondern von diesen noch auf andere schließen, die wir für unzertrennlich von jenen, oder aber für mit ihnen unvereinbar halten: z. B. von wahrgenommener Freigebigkeit schließen wir auf Gerechtigkeit; von Frömmigkeit auf Ehrlichkeit; von lügen auf betrügen; von betrügen auf stehlen u. dgl. m., welches vielen Irrthümern die Thüre öffnet, in Folge theils der

Digitized by Google

Seltsamkeit der menschlichen Charaktere, theils der Einseitigkeit unsers Standpunkts. Zwar ist der Charakter durchweg konsequent und zusammenhängend, aber die Wurzel seiner sämmtlichen Eigenschaften liegt zu tief, als daß man aus vereinzelten Datis bestimmen könnte, welche, im gegebenen Fall, zusammen bestehn können und welche nicht.

§. 315.

Unbewußt treffend ist der, in allen europäischen Sprachen übliche Gebrauch des Wortes Person zur Bezeichnung des menschlichen Individuums: denn persona bedeutet eigentlich eine Schauspielermaske, und allerdings zeigt Keiner sich wie er ist, sondern Jeder trägt eine Maske und spielt eine Rolle. — Ueberhaupt ist das ganze gesellschaftliche Leben ein fortwährendes Komödienspielen. Dies macht es gehaltvollen Leuten insipid; während Plattköpfe sich so recht darin gefallen.

§. 316.

Es widerfährt uns wohl, daß wir ausplaudern, was uns auf irgend eine Weise gefährlich werden könnte; nicht aber verläßt unsere Verschwiegenheit uns bei Dem, was uns lächerlich machen könnte; weil hier der Ursache die Wirkung auf dem Fuße folgt.

§. 317.

Durch erlittenes Unrecht entbrennt im natürlichen Menschen ein heißer Durst nach Rache, und oft ist gesagt worden, daß Rache süß sei. Es wird bestätigt durch die vielen Opfer, welche gebracht werden, bloß um sie zu genießen und ohne dadurch irgend einen Schadenersatz zu beabsichtigen. Dem Kentauren Nessus versüßt den bittern Tod das sichere Vorhersehn einer, unter Benutzung seines letzten Augenblicks, überaus klug vorbereiteten Rache, und den selben Gedanken, in moderner und plausibler Darstellung, enthält die in drei Sprachen übersetzte Novelle von Bertolotti le due sorelle. So richtig wie stark drückt die in Rede stehende menschliche Neigung Walter Scott aus: revenge is the sweetest morsel to the mouth, that ever was cooked in hell (Rache ist dem Munde der süßeste Bissen, der je in der Hölle gekocht worden). Ich will nun die psychologische Erklärung derselben versuchen.

Alles von der Natur, oder dem Zufall, oder Schicksal, auf

uns geworfene Leiden ist, ceteris paribus, nicht so schmerzlich, wie das, welches fremde Willkür über uns verhängt. Dies rührt daher, daß wir Natur und Zufall als ursprüngliche Beherrscher der Welt anerkennen, und einsehn, daß was durch sie uns traf eben so jeden Andern getroffen haben würde; weshalb wir im Leiden aus dieser Quelle mehr das gemeinsame Loos der Menschheit, als unser eigenes, bejammern. Hingegen hat das Leiden durch fremde Willkür eine ganz eigenthümliche, bittere Zugabe zu dem Schmerz, oder Schaden selbst, nämlich das Bewußtseyn fremder Ueberlegenheit, sei es durch Gewalt, oder List, bei eigener Ohnmacht dagegen. Den erlittenen Schaden heilt Ersatz, wenn er möglich ist: aber jene bittere Zugabe, jenes „und Das muß ich mir von Dir gefallen lassen," welches oft mehr schmerzt, als der Schaden selbst, ist bloß durch Rache zu neutralisiren. Indem wir nämlich, durch Gewalt oder List, dem Beeinträchtiger wieder Schaden zufügen, zeigen wir unsre Ueberlegenheit über ihn und annulliren dadurch den Beweis der seinigen. Dies giebt dem Gemüthe die Befriedigung, nach der es dürstete. Demgemäß wird, wo viel Stolz, oder Eitelkeit ist, auch viel Rachsucht seyn. Wie aber jeder erfüllte Wunsch sich, mehr oder weniger, als Täuschung entschleiert; so auch der nach Rache. Daher kann die genommene Rache nachher das Herz zerreißen und das Gewissen quälen: das Motiv zu derselben wirkt nicht mehr, und der Beweis unsrer Bosheit bleibt vor uns stehn.

§. 318.

Die Pein des unerfüllten Wunsches ist klein, gegen die der Reue: denn jene steht vor der stets offenen, unabsehbaren Zukunft; diese vor der unwiderruflich abgeschlossenen Vergangenheit.

§. 319.

Geduld, patientia, besonders aber das spanische sufrimiento, heißt so von leiden, ist mithin Passivität, das Gegentheil der Aktivität des Geistes, mit der sie, wo diese groß ist, sich schwer vereinigen läßt. Sie ist die angeborene Tugend der Phlegmatici, wie auch der Geistesträgen und Geistesarmen, und der Weiber. Daß sie dennoch so sehr nützlich und nöthig ist, deutet auf eine traurige Beschaffenheit dieser Welt.

Digitized by Google

§. 320.

Das Geld ist die menschliche Glückſäligkeit in abstracto; daher, wer nicht mehr fähig ist, sie in concreto zu genießen, sein ganzes Herz an dasselbe hängt.

§. 321.

Aller Eigensinn beruht darauf, daß der Wille sich an die Stelle der Erkenntniß gedrängt hat.

§. 322.

Verdrießlichkeit und Melancholie liegen weit auseinander: von der Lustigkeit zur Melancholie ist der Weg viel näher, als von der Verdrießlichkeit.

Melancholie zieht an; Verdrießlichkeit stößt ab.

Hypochondrie quält nicht nur mit Verdruß und Aerger ohne Anlaß, über gegenwärtige Dinge; nicht nur mit grundloser Angst vor künstlich ausstudirten Unglücksfällen der Zukunft; sondern auch noch mit unverdienten Vorwürfen über unsere eigenen Handlungen in der Vergangenheit.

§. 323.

Zur näheren Erläuterung des oben, §. 114, angeführten Juvenalischen Verses,

Quantulacunque adeo est occasio, sufficit irae,

möge Folgendes dienen.

Der Zorn schafft sogleich ein Blendwerk, welches in einer monstrosen Vergrößerung und Verzerrung seines Anlasses besteht. Dieses Blendwerk erhöht nun selbst wieder den Zorn und wird darauf durch diesen erhöhten Zorn selbst abermals vergrößert. So steigert sich fortwährend die gegenseitige Wirkung, bis der furor brevis da ist.

Diesem vorzubeugen, sollten lebhafte Personen, sobald sie anfangen, sich zu ärgern, es über sich zu gewinnen suchen, daß sie die Sache für jetzt sich aus dem Sinne schlügen: denn dieselbe wird, wenn sie nach einer Stunde darauf zurückkommen, ihnen schon lange nicht so arg und bald vielleicht unbedeutend erscheinen.

§. 324.

Haß ist Sache des Herzens; Verachtung des Kopfs. Das Ich hat keines von Beiden in seiner Gewalt: denn sein Herz ist unveränderlich und wird durch Motive bewegt, und sein

Kopf urtheilt nach unwandelbaren Regeln und objektiven Datis. Das Ich ist bloß die Verknüpfung dieses Herzens mit diesem Kopfe, das ζευγμα.

Haß und Verachtung stehn in entschiedenem Antagonismus und schließen einander aus. Sogar hat mancher Haß keine andere Quelle, als die Hochachtung, welche fremde Vorzüge erzwingen. Und andrerseits, wenn man alle erbärmlichen Wichte hassen wollte, da hätte man viel zu thun: verachten kann man sie mit größter Bequemlichkeit sammt und sonders. Die wahre, ächte Verachtung, welche die Kehrseite des wahren, ächten Stolzes ist, bleibt ganz heimlich und läßt nichts von sich merken. Denn wer die Verachtung merken läßt, giebt schon dadurch ein Zeichen einiger Achtung, sofern er den Andern wissen lassen will, wie wenig er ihn schätze; wodurch er Haß verräth, der die Verachtung ausschließt und nur affektirt. Die ächte Verachtung hingegen ist reine Ueberzeugung vom Unwerth des Andern und mit Nachsicht und Schonung vereinbar, mittelst welcher man, eigener Ruhe und Sicherheit halber, den Verachteten zu reizen vermeidet; da Jeder schaden kann. Kommt dennoch ein Mal diese reine, kalte, aufrichtige Verachtung zum Vorschein; so wird sie durch den blutigsten Haß erwidert; weil sie mit Gleichem zu erwidern nicht in der Macht des Verachteten steht.

§. 325.

Was die Menschen hartherzig macht, ist Dieses, daß jeder an seinen eigenen Plagen genug zu tragen hat, oder doch es meint. Daher macht ein ungewohnter glücklicher Zustand die Meisten theilnehmend und wohlthätig. Aber ein anhaltender, stets dagewesener, wirkt oft umgekehrt, indem er sie dem Leiden so sehr entfremdet, daß sie nicht mehr daran Theil nehmen können: daher kommt es, daß bisweilen die Armen sich hülfreicher erweisen, als die Reichen.

§. 326.

Wer seine eigene aufrichtige Gesinnung gegen eine Person belauschen will gebe Acht auf den Eindruck, den ein unerwarteter Brief, durch die Post, von ihr, bei seinem ersten Anblicke macht.

§. 327.

Bisweilen scheint es, daß wir etwas zugleich wollen und

Digitized by Google

nicht wollen und demgemäß über die selbe Begebenheit uns zugleich freuen und betrüben. Wenn wir z. B. in irgend einer Art oder Angelegenheit, eine entscheidende Probe zu bestehn haben, worin obgesiegt zu haben uns sehr viel werth seyn wird; so wünschen und fürchten wir zugleich den Zeitpunkt dieser Prüfung. Erfahren wir, indem wir ihn jetzt erwarten, er sei für dies Mal hinausgeschoben; so wird uns Dies zugleich erfreuen und betrüben: denn es ist gegen unsre Absicht, giebt uns jedoch augenblickliche Erleichterung. Eben so, wann wir einen wichtigen, entscheidenden Brief erwarten und er ausbleibt.

In solchen Fällen wirken eigentlich zwei verschiedene Motive auf uns: ein stärkeres, aber ferner liegendes, — der Wunsch die Probe zu bestehn, die Entscheidung zu erhalten; und ein schwächeres, aber näher liegendes, — der Wunsch, für jetzt in Ruhe und ungehudelt, und dabei im ferneren Genusse des Vorzugs, welchen der Zustand hoffender Ungewißheit wenigstens vor dem doch möglichen, unglücklichen Ausgang hat, vor der Hand zu bleiben. Sonach geschieht hier im Moralischen Das, was im Physischen, wann, in unserm Gesichtskreis, ein kleinerer, aber näherer Gegenstand den größeren, aber entfernteren, bedeckt.

§. 328.

Die Vernunft verdient auch ein Prophet zu heißen: hält sie uns doch das Zukünftige vor, nämlich als dereinstige Folge und Wirkung unsers gegenwärtigen Thuns. Dadurch eben ist sie geeignet, uns im Zaum zu halten, wann Begierden der Wollust, oder Aufwallungen des Zorns, oder Gelüste der Habsucht uns verleiten wollen zu Dem, was künftig bereut werden müßte.

§. 329.

Der Verlauf und die Begebenheiten unsers individuellen Lebens sind, hinsichtlich ihres wahren Sinnes und Zusammenhanges, den gröbern Werken in Musaik zu vergleichen. So lange man dicht vor diesen steht, erkennt man nicht recht die dargestellten Gegenstände und wird weder ihre Bedeutsamkeit, noch Schönheit gewahr: erst in einiger Entfernung treten Beide hervor. Eben so nun versteht man den wahren Zusammenhang wichtiger Vorgänge im eigenen Leben oft nicht während ihres Verlaufs, noch bald darauf, sondern erst geraume Zeit nachher.

Digitized by Google

Iſt es ſo, weil wir der vergrößernden Brille der Phantaſie bedürfen? oder weil erſt aus der Ferne das Ganze ſich überſehn läßt? oder weil die Leidenſchaften abgekühlt ſeyn müſſen? oder weil erſt die Schule der Erfahrung uns zum Urtheilen reif macht? — Vielleicht alles Dieſes zuſammen: gewiß aber iſt, daß oft über die Handlungen der Andern, bisweilen ſogar über unſere eigenen, erſt nach vielen Jahren das rechte Licht uns aufgeht. — Und wie im eigenen Leben, ſo iſt es auch in der Geſchichte.

§. 330.

Mit den menſchlichen Glückszuſtänden verhält es ſich meiſtens wie mit gewiſſen Baumgruppen, welche, von ferne geſehn, ſich wunderſchön ausnehmen: geht man aber hinan und hinein; ſo verſchwindet dieſe Schönheit: man weiß nicht, wo ſie geblieben iſt, und ſteht eben zwiſchen Bäumen. Darauf beruht es, daß wir ſo oft die Lage des Andern beneiden.

§. 331.

Warum, trotz allen Spiegeln, weiß man eigentlich nicht, wie man ausſieht und kann daher nicht die eigene Perſon, wie die jedes Bekannten, der Phantaſie vergegenwärtigen? eine Schwierigkeit, welche dem *γνωθι σαυτον*, ſchon beim erſten Schritte entgegenſteht.

Ohne Zweifel liegt es zum Theil daran, daß man im Spiegel ſich nie anders, als mit gerade zugewendetem und unbeweglichem Blicke ſieht, wodurch das ſo bedeutſame Spiel der Augen, mit ihm aber das eigentlich Charakteriſtiſche des Blickes, großen Theils verloren geht. Neben dieſer phyſiſchen Unmöglichkeit ſcheint aber noch eine ihr analoge ethiſche mitzuwirken. Man vermag nicht auf ſein eigenes Bild im Spiegel den Blick der Entfremdung zu werfen, welcher die Bedingung der Objektivität der Auffaſſung deſſelben iſt; weil nämlich dieſer Blick zuletzt auf dem moraliſchen Egoismus, mit ſeinem tiefgefühlten Nicht-Ich, beruht (vergl. „Grundpobl. der Ethik", S. 275), als welche erfordert ſind, um alle Mängel rein objektiv und ohne Abzug wahrzunehmen, wodurch allererſt das Bild ſich treu und wahr darſtellt. Statt Deſſen nämlich flüſtert, beim Anblicke der eigenen Perſon im Spiegel, eben jener Egoismus uns allezeit ein vorkehrendes „es iſt kein Nicht-ich, ſondern Ich" zu, welches als

Digitized by Google

ein noli me tangere wirkt und die rein objektive Auffassung verhindert, welche nämlich ohne das Ferment eines Grans Malice nicht zu Stande kommen zu können scheint.

§. 332.

Welche Kräfte, zum Leiden und Thun, Jeder in sich trägt, weiß er nicht, bis ein Anlaß sie in Thätigkeit setzt; — wie man dem im Teiche ruhenden Wasser, mit glattem Spiegel, nicht ansieht, mit welchem Toben und Brausen es vom Felsen unversehrt herabzustürzen, oder wie hoch es als Springbrunnen sich zu erheben fähig ist; — oder auch, wie man die im eiskalten Wasser latente Wärme nicht ahndet.

§. 333.

Das bewußtlose Daseyn hat nur für andre Wesen, in deren Bewußtseyn es sich darstellt, Realität: die unmittelbare Realität ist durch eigenes Bewußtseyn bedingt. Also liegt auch das individuelle reale Daseyn des Menschen zunächst in seinem Bewußtseyn. Dieses nun aber ist, als solches, nothwendig ein vorstellendes, also bedingt durch den Intellekt und durch die Sphäre und den Stoff der Thätigkeit desselben. Demnach können die Grade der Deutlichkeit des Bewußtseyns, mithin der Besonnenheit, angesehn werden als die Grade der Realität des Daseyns. Nun aber sind, im Menschengeschlechte selbst, diese Grade der Besonnenheit, oder des deutlichen Bewußtseyns eigener und fremder Existenz, gar vielfach abgestuft, nach Maaßgabe der natürlichen Geisteskräfte, der Ausbildung derselben und der Muße zum Nachdenken.

Was nun die eigentliche und ursprüngliche Verschiedenheit der Geisteskräfte betrifft, so läßt eine Vergleichung derselben sich nicht wohl anstellen, so lange man nicht die Einzelnen betrachtet, sondern bei dem Allgemeinen bleibt; weil diese Verschiedenheit nicht von Weitem übersehbar und nicht so leicht auch äußerlich kenntlich ist, wie die Unterschiede der Bildung, Muße und Beschäftigung. Aber auch nur nach diesen gehend, muß man eingestehn, daß mancher Mensch einen wenigstens zehnfach höhern Grad des Daseyns hat, als der andere, — zehn Mal so sehr da ist.

Ich will hier nicht von Wilden reden, deren Leben oft nur eine Stufe über dem der Affen auf ihren Bäumen steht; son-

dern man betrachte etwan einen Lastträger zu Neapel, oder zu Venedig (im Norden macht die Sorge für den Winter den Menschen schon überlegter und dadurch besonnener), und überblicke seinen Lebenslauf, vom Anbeginn bis zum Ende. Getrieben von der Noth, getragen durch die eigene Kraft, dem Bedürfniß des Tages, ja, der Stunde, abhelfend durch die Arbeit, viel Anstrengung, steter Tumult, manche Noth, keine Sorge auf morgen, erquickliche Ruhe nach der Erschöpfung, viel Zank mit Andern, keinen Augenblick Zeit zum Bedenken, sinnliches Behagen im milden Klima und bei erträglicher Speise, dazu endlich, als metaphysisches Element, etwas krassen Aberglauben aus der Kirche: im Ganzen also ein ziemlich dumpf bewußtes Treiben oder vielmehr Getriebenseyn. Dieser unruhige und konfuse Traum macht das Leben vieler Millionen Menschen aus. Sie erkennen durchaus nur zum Behuf ihres gegenwärtigen Wollens: sie besinnen sich nicht über den Zusammenhang in ihrem Daseyn, geschweige über den des Daseyns selbst: gewissermaaßen sind sie da, ohne es recht gewahr zu werden. Demnach steht das Daseyn des besinnungslos dahinlebenden Proletariers, oder Sklaven, dem des Thieres, welches ganz auf die Gegenwart beschränkt ist, schon bedeutend näher, als das unsrige, ist aber eben darum auch weniger quaalvoll. Ja, weil aller Genuß, seiner Natur nach, negativ ist, d. h. in Befreiung von einer Noth, oder Pein, besteht; so ist die unabläßige und schnelle Abwechselung gegenwärtiger Beschwerde mit ihrer Erledigung, welche die Arbeit des Proletariers beständig begleitet und dann verstärkt eintritt beim endlichen Umtausch der Arbeit gegen die Ruhe und die Befriedigung seiner Bedürfnisse, eine stete Quelle des Genusses, von deren Ergiebigkeit die so sehr viel häufigere Heiterkeit auf den Gesichtern der Armen, als der Reichen, sicheres Zeugniß ablegt.

Nunmehr aber betrachte man darauf den vernünftigen, besonnenen Kaufmann, der sein Leben spekulirend zubringt, sehr überlegte Pläne behutsam ausführt, sein Haus gründet, Weib, Kind und Nachkommen versorgt, auch am gemeinen Wesen thätig Theil nimmt. Offenbar ist Dieser mit sehr viel mehr Bewußtseyn da, als jener Erstere: d. h. sein Daseyn hat einen höhern Grad von Realität.

Sodann sehe man den Gelehrten, der etwan die Geschichte

Digitized by Google

der Vergangenheit erforſcht. Dieſer wird ſich ſchon des Daſeyns im Ganzen bewußt, über die Zeit ſeiner Exiſtenz hinaus, über ſeine Perſon hinaus: er überdenkt den Weltlauf.

Nun endlich den Poeten, oder gar den Philoſophen, bei dem die Beſonnenheit den Grad erreicht hat, daß er, nicht gereizt, irgend ein beſonderes Phänomen im Daſeyn zu erforſchen, vor dem Daſeyn ſelbſt, vor dieſer großen Sphinx, verwundert ſtehn bleibt, und es zu ſeinem Probleme macht. Das Bewußtſeyn hat ſich in ihm zu dem Grade der Deutlichkeit geſteigert, daß es zum Weltbewußtſeyn geworden iſt, wodurch die Vorſtellung in ihm, außer aller Beziehung zum Dienſte ſeines Willens getreten iſt und jetzt ihm eine Welt vorhält, welche ihn viel mehr zur Unterſuchung und Betrachtung, als zur Theilnahme an ihrem Treiben auffordert. — Sind nun die Grade des Bewußtſeyns die Grade der Realität; — ſo wird, wenn wir einen ſolchen Mann das „allerrealſte Weſen" nennen, die Phraſe Sinn und Bedeutung haben.

Zwiſchen den hier ſkizzirten Extremen, nebſt Zwiſchenpunkten, wird Jedem ſeine Stelle ſich nachweiſen laſſen.

§. 334.

Der Ovidiſche Vers

Pronaque cum spectent animalia cetera terram, —

gilt zwar im eigentlichen und phyſiſchen Sinne nur von den Thieren; allein im figürlichen und geiſtigen Sinne leider auch von den allermeiſten Menſchen. Ihr Sinnen, Denken und Trachten geht gänzlich auf im Streben nach phyſiſchem Genuß und Wohlſeyn, oder doch im perſönlichen Intereſſe, deſſen Sphäre zwar oft Vielerlei begreift, welches Alles jedoch zuletzt nur durch die Beziehung auf jenes Erſtere ſeine Wichtigkeit erhält: darüber aber hinaus geht es nicht. Hievon zeugt nicht allein ihre Lebensweiſe und ihr Geſpräch, ſondern ſogar ſchon ihr bloßer Anblick, ihre Phyſiognomien und deren Ausdruck, ihr Gang, ihre Geſtikulation: Alles an ihnen ruft: in terram prona! — Nicht von ihnen demnach, ſondern allein von den edleren und höher begabten Naturen, den denkenden und wirklich um ſich ſchauenden Menſchen, die nur als Ausnahmen unter dem Geſchlechte vorkommen, gelten die darauf folgenden Verſe:

Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

§. 335.

Warum ist „gemein" ein Ausdruck der Verachtung? „ungemein, außerordentlich, ausgezeichnet" des Beifalls? Warum ist alles Gemeine verächtlich?

Gemein bedeutet ursprünglich was Allen, d. h. der ganzen Species, eigen und gemeinsam, also mit der Species schon gesetzt ist. Demnach ist wer weiter keine Eigenschaften, als die der Menschenspecies überhaupt, hat, ein gemeiner Mensch. „Gewöhnlicher Mensch" ist ein viel gelinderer und mehr auf das Intellektuelle gerichteter Ausdruck, während jener erstere mehr auf das Moralische geht.

Welchen Werth kann denn auch wohl ein Wesen haben, welches weiter nichts ist, als eben Millionen seines Gleichen? Millionen? vielmehr eine Unendlichkeit, eine endlose Zahl von Wesen, welche die Natur, aus unerschöpflicher Quelle, unaufhörlich hervorsprudelt, in secula seculorum, so freigebig damit, wie der Schmidt mit den umhersprühenden Eisenschlacken.

Sogar wird es fühlbar, daß, gerechterweise, ein Wesen, welches keine andern Eigenschaften, als eben nur die der Species hat, auch auf kein anderes Daseyn Anspruch machen darf, als auf das in der Species und durch dieselbe.

Ich habe mehrmals (z. B. Grundpr. d. Ethik, S. 50, Welt m. W. u. V. Bd. 1, S. 338) erörtert, daß, während die Thiere nur Gattungscharakter haben, dem Menschen allein der eigentliche Individualcharakter zukommt. Jedoch ist in den Meisten nur wenig wirklich Individuelles: sie lassen sich fast gänzlich nach Klassen sortiren. Ce sont des espèces. Ihr Wollen und Denken, wie ihre Physiognomien, ist das der ganzen Species, allenfalls der Klasse von Menschen, der sie angehören, und ist eben darum trivial, alltäglich, gemein, tausendmal vorhanden. Auch läßt meistens ihr Reden und Thun sich ziemlich genau vorhersagen. Sie haben kein eigenthümliches Gepräge: sie sind Fabrikwaare.

Sollte denn nicht, wie ihr Wesen, so auch ihr Daseyn in dem der Species aufgehn? Der Fluch der Gemeinheit stellt den

Digitized by Google

Menschen dem Thiere darin nahe, daß er ihm Wesen und Daseyn nur in der Species zugesteht.

Von selbst aber versteht sich, daß jedes Hohe, Große, Edele, seiner Natur zufolge, isolirt dastehn wird in einer Welt, wo man, das Niedrige und Verwerfliche zu bezeichnen, keinen bessern Ausdruck finden konnte, als den, der das in der Regel Vorhandene besagt: „gemein."

§. 336.

Der Wille, als das Ding an sich, ist der gemeinsame Stoff aller Wesen, das durchgängige Element der Dinge: wir haben ihn sonach mit allen und jedem Menschen, ja, mit den Thieren, und sogar noch weiter abwärts, gemein. In ihm, als solchem, sind wir sonach Jedem gleich; sofern Alles und Jedes vom Willen erfüllt ist und davon strotzt. Dagegen ist Das, was Wesen über Wesen, Mensch über Mensch erhebt, die Erkenntniß. Deshalb sollten unsere Aeußerungen, soviel als möglich, sich auf sie beschränken, und nur sie sollte hervortreten. Denn der Wille als das durchaus Gemeinsame ist eben auch das Gemeine. Demgemäß ist jedes heftige Hervortreten desselben gemein: d. h. es setzt uns herab zu einem bloßen Beispiele und Exemplare der Gattung: denn wir zeigen alsdann eben nur den Charakter derselben. Gemein daher ist aller Zorn, unbändige Freude, aller Haß, alle Furcht, kurz, jeder Affekt, d. h. jede Bewegung des Willens, wann sie so stark wird, daß sie, im Bewußtseyn, das Erkennen entschieden überwiegt und den Menschen mehr als ein wollendes, denn als ein erkennendes Wesen erscheinen läßt. Einem solchen Affekte hingegeben, wird das größte Genie dem gemeinsten Erdensohne gleich. Wer hingegen schlechthin ungemein, also groß seyn will, darf nie die überwiegenden Bewegungen des Willens sein Bewußtseyn ganz einnehmen lassen, wie sehr auch er dazu sollicitirt werde. Er muß z. B. die gehässige Gesinnung der Andern wahrnehmen können, ohne die seinige dadurch erregt zu fühlen: ja, es giebt kein sichereres Merkmal der Größe, als kränkende, oder beleidigende Aeußerungen unbeachtet hingehn zu lassen, indem man sie, eben wie unzählige andere Irrthümer, der schwachen Erkenntniß des Redenden ohne Weiteres zuschreibt und daher sie bloß wahrnimmt, ohne sie zu empfinden. Hieraus ist auch zu verstehn,

was Gracian sagt: „nichts steht einem Manne übler an, als merken zu lassen, daß er ein Mensch sei" (el mayor desdoro de un hombre es dar muestras de que es hombre).

Dem Gesagten gemäß hat man seinen Willen zu verbergen, eben wie seine Genitalien; obgleich Beide die Wurzel unsres Wesens sind; und soll man bloß die Erkenntniß sehn lassen; wie sein Antlitz: bei Strafe gemein zu werden.

Selbst im Drama, dessen Thema die Leidenschaften und Affekte ganz eigentlich sind, erscheinen diese dennoch leicht gemein; wie Dies besonders an den französischen Tragikern bemerklich wird, als welche sich kein höheres Ziel, als eben Darstellung der Leidenschaften, gesteckt haben und nun bald hinter ein sich blähendes, lächerliches Pathos, bald hinter epigrammatische Spitzreden die Gemeinheit der Sache zu verstecken suchen. Die berühmte Demoiselle Rachel, als Maria Stuart, erinnerte mich, in ihrem Losbrechen gegen die Elisabeth, so vortrefflich sie es auch machte, doch an ein Fischweib. Auch verlor, in ihrer Darstellung, die letzte Abschiedsscene alles Erhebende, d. i. alles wahrhaft Tragische, als wovon die Franzosen gar keinen Begriff haben. Das Edle, d. i. das Ungemeine, ja, das Erhabene, wird auch in das Drama allererst durch das Erkennen, im Gegensatz des Wollens, hineingebracht, indem dasselbe über allen jenen Bewegungen des Willens frei schwebt und sie sogar zum Stoffe seiner Betrachtungen macht, wie Dies besonders Shakesspeare durchgängig sehn läßt, zumal aber im Hamlet. Steigert nun gar die Erkenntniß sich zu dem Punkte, wo ihr die Nichtigkeit alles Wollens und Strebens aufgeht und in Folge davon der Wille sich selbst aufhebt; dann erst wird das Drama eigentlich tragisch, mithin wahrhaft erhaben und erreicht seinen höchsten Zweck.

§. 337.

Je nachdem die Energie des Intellekts angespannt, oder erschlafft ist, erscheint ihm das Leben so kurz, so klein, so flüchtig, daß nichts darin Vorkommendes werth seyn könne, uns zu bewegen, sondern Alles unerheblich bleibt, — auch der Genuß, der Reichthum und sogar der Ruhm; so sehr, daß was immer Einer auch verfehlt haben möge, es nicht möglich ist, daß er daran viel verloren habe; — oder aber umgekehrt, dem Intellekt erscheint das Leben so lang, so wichtig, so Alles in Allem, so inhalts-

Digitized by Google

schwer und so schwierig, daß wir danach mit ganzer Seele uns auf dasselbe werfen, um seiner Güter theilhaft zu werden, seiner Kampfpreise uns zu versichern und unsre Pläne durchzusetzen. Diese letztere Lebensansicht ist es, welche Gracian meint mit dem Ausdruck tomar muy de veras el vivir (es gar ernstlich mit dem Leben nehmen); für die erstere hingegen ist das Ovidische non est tanti ein guter Ausdruck, und ein noch besserer der des Plato *ουδε τι των ανθρωπινων αξιον εστι μεγαλης σπουδης* (nihil, in rebus humanis, magno studio dignum est).

Die erstere Stimmung geht eigentlich daraus hervor, daß im Bewußtseyn das Erkennen das Uebergewicht erhalten hat, wo es alsdann, vom bloßen Dienste des Willens sich losmachend, das Phänomen des Lebens objektiv auffaßt und nunmehr nicht verfehlen kann, die Nichtigkeit und Futilität desselben deutlich einzusehn. In der andern Stimmung hingegen herrscht das Wollen vor und das Erkennen ist bloß da, die Objekte des Wollens zu beleuchten und die Wege zu denselben aufzuhellen. — Der Mensch ist groß, oder klein, je nach dem Vorherrschen der einen, oder der andern Lebensansicht.

§. 338.

Jeder hält das Ende seines Gesichtskreises für das der Welt: dies ist im Intellektuellen so unvermeidlich, wie im physischen Sehn der Schein, daß am Horizont der Himmel die Erde berühre. Darauf aber beruht, unter Anderm, auch Dies, daß Jeder uns mit seinem Maaßstabe mißt, der meistens eine bloße Schneiderelle ist, und wir uns Das müssen gefallen lassen; wie auch, daß Jeder seine Kleinheit uns andichtet, welche Fiktion ein für alle Mal zugestanden ist.

§. 339.

Es giebt einige Begriffe, die sehr selten, mit Klarheit und Bestimmtheit, in irgend einem Kopfe vorhanden sind, sondern ihr Daseyn bloß durch ihren Namen fristen, der dann eigentlich nur die Stelle so eines Begriffs bezeichnet, ohne den sie jedoch ganz verloren gehn würden. Der Art ist z. B. der Begriff der Weisheit. Wie vage ist er in fast allen Köpfen! Man sehe die Erklärungen der Philosophen.

„Weisheit" scheint mir nicht bloß theoretische, sondern

auch praktische Vollkommenheit zu bezeichnen. Ich würde sie definiren als die vollendete, richtige Erkenntniß der Dinge, im Ganzen und Allgemeinen, die den Menschen so völlig durchdrungen hat, daß sie nun auch in seinem Handeln hervortritt, indem sie sein Thun überall leitet.

§. 340.

Alles Ursprüngliche, und daher alles Aechte im Menschen wirkt, als solches, wie die Naturkräfte, unbewußt. Was durch das Bewußtseyn hindurchgegangen ist, wurde eben damit zu einer Vorstellung: folglich ist die Aeußerung desselben gewissermaaßen Mittheilung einer Vorstellung. Demnach nun sind alle ächten und probehaltigen Eigenschaften des Charakters und des Geistes ursprünglich unbewußte, und nur als solche machen sie tiefen Eindruck. Alles Bewußte der Art ist schon nachgebessert und ist absichtlich, geht daher schon über in Affektation, d. i. Trug. Was der Mensch unbewußt leistet, kostet ihm keine Mühe, läßt aber auch durch keine Mühe sich ersetzen: dieser Art ist das Entstehn ursprünglicher Konceptionen, wie sie allen ächten Leistungen zum Grunde liegen und den Kern derselben ausmachen.

§. 341.

Zuverlässig verdankt Mancher das Glück seines Lebens bloß dem Umstande, daß er ein angenehmes Lächeln besitzt, womit er die Herzen gewinnt. — Jedoch thäten die Herzen besser, sich in Acht zu nehmen und aus Hamlet's Gedächtnißtafel zu wissen, that one may smile, and smile, and be a villain (daß Einer lächeln und lächeln kann, und ein Schurke seyn).

§. 342.

Leute von großen und glänzenden Eigenschaften machen sich wenig daraus, ihre Fehler und Schwächen einzugestehn, oder sehn zu lassen. Sie betrachten solche als etwas, dafür sie bezahlt haben, oder denken wohl gar, daß eher noch, als diese Schwächen ihnen Schande, sie den Schwächen Ehre machen werden. Besonders aber wird Dies der Fall seyn, wenn es Fehler sind, die gerade mit ihren großen Eigenschaften zusammenhängen, als conditiones sine quibus non, gemäß dem schon oben angeführten Ausdruck der George Sand: chacun a les défauts de ses vertus.

Dagegen giebt es Leute von gutem Charakter und untadel-

Digitized by Google

haftem Kopfe, die ihre wenigen und geringen Schwächen nie eingestehn, vielmehr sie sorgfältig verbergen, auch sehr empfindlich gegen jede Andeutung derselben sind: eben weil ihr ganzes Verdienst in der Abwesenheit von Fehlern und Gebrechen besteht, daher es durch jeden zu Tage kommenden Fehler geradezu geschmälert wird.

§. 343.

Bescheidenheit bei mittelmäßigen Fähigkeiten ist bloße Ehrlichkeit: bei großen Talenten ist sie Heuchelei. Darum ist diesen offen ausgesprochenes Selbstgefühl und unverhohlenes Bewußtseyn ungewöhnlicher Kräfte gerade so wohlanständig, als Jenen ihre Bescheidenheit: hievon liefert sehr artige Beispiele Valerius Maximus im Kapitel de fiducia sui.

§. 344.

Sogar an Abrichtungsfähigkeit übertrifft der Mensch alle Thiere. Die Moslem sind abgerichtet, 5 Mal des Tages, das Gesicht gegen Mecka gerichtet, zu beten: thun es unverbrüchlich. Christen sind abgerichtet, bei gewissen Gelegenheiten ein Kreuz zu schlagen, sich zu verneigen u. dgl.; wie denn überhaupt die Religion das rechte Meisterstück der Abrichtung ist, nämlich die Abrichtung der Denkfähigkeit; daher man bekanntlich nicht früh genug damit anfangen kann. Es giebt keine Absurdität, die so handgreiflich wäre, daß man sie nicht allen Menschen fest in den Kopf setzen könnte, wenn man nur schon vor ihrem sechsten Jahre anfienge, sie ihnen einzuprägen, indem man unabläßig und mit feierlichstem Ernst sie ihnen vorsagte. Denn, wie die Abrichtung der Thiere, so gelingt auch die des Menschen nur in früher Jugend vollkommen.

Edelleute sind abgerichtet, kein anderes, als ihr Ehrenwort, heilig zu halten, an den fratzenhaften Kodex der ritterlichen Ehre, ganz ernsthaft, steif und fest zu glauben, ihn erforderlichen Falls mit ihrem Tode zu besiegeln und den König wirklich als ein Wesen höherer Art anzusehn. — Unsere Höflichkeitsbezeugungen und Komplimente, besonders die respektvollen Attentions gegen die Damen, beruhen auf Abrichtung: unsere Achtung vor Geburt, Stand und Titel desgleichen. Eben so unser abgemessen stufenweises Uebelnehmen gegen uns gerichteter Aeußerungen: Engländer sind abgerichtet, den Vorwurf, daß sie keine gentlemen

ſeien, noch mehr aber den der Lüge, Franzoſen den der Feigheit (lâche), Deutſche den der Dummheit für ein todeswürdiges Verbrechen zu halten, u. ſ. w. — Viele Leute ſind zu einer unverbrüchlichen Ehrlichkeit in Einer Art abgerichtet, während ſie in allen übrigen wenig davon aufzuweiſen haben. So ſtiehlt Mancher kein Geld, aber alles unmittelbar Genießbare. Mancher Kaufmann betrügt, ohne Skrupel; aber ſtehlen würde er ſchlechterdings nicht.

§. 345.

In meinem Kopfe giebt es eine ſtehende Oppoſitionspartei, die gegen Alles, was ich, wenn auch mit reiflicher Ueberlegung, gethan, oder beſchloſſen habe, nachträglich polemiſirt, ohne jedoch darum jedesmal Recht zu haben. Sie iſt wohl nur eine Form des berichtigenden Prüfungsgeiſtes, macht mir aber oft unverdiente Vorwürfe. Ich vermuthe, daß es manchem Andern auch ſo geht: denn wer muß nicht zu ſich ſagen:

quid tam dextro pede concipis, ut te
Conatus non poeniteat, votique peracti?

§. 346.

Viel Einbildungskraft hat Der, deſſen anſchauende Gehirnthätigkeit ſtark genug iſt, nicht jedes Mal der Erregung der Sinne zu bedürfen, um in Aktivität zu gerathen.

Dem entſprechend iſt die Einbildungskraft um ſo thätiger, je weniger äußere Anſchauung uns durch die Sinne zugeführt wird. Lange Einſamkeit, im Gefängniß, oder in der Krankenſtube, Stille, Dämmerung, Dunkelheit ſind ihrer Thätigkeit förderlich: unter dem Einfluß derſelben beginnt ſie unaufgefordert ihr Spiel. Umgekehrt, wann der Anſchauung viel realer Stoff von außen gegeben wird, wie auf Reiſen, im Weltgetümmel, am hellen Mittage; dann feiert die Einbildungskraft und geräth, ſelbſt aufgefordert, nicht in Thätigkeit: ſie ſieht, daß es nicht ihre Zeit iſt.

Dennoch muß die Einbildungskraft, um ſich fruchtbar zu erweiſen, vielen Stoff von der Außenwelt empfangen haben: denn dieſe allein füllt ihre Vorrathskammer. Aber es iſt mit der Nahrung der Phantaſie wie mit der des Leibes: wann dieſem ſoeben von außen viel Nahrung zugeführt worden, die er zu ver-

Digitized by Google

dauen hat, dann ist er gerade am untüchtigsten zu jeder Leistung und feiert gern: und doch ist es eben diese Nahrung, der er alle Kräfte verdankt, welche er nachher, zur rechten Zeit, äußert.

§. 347.

Die Meinung befolgt das Gesetz der Pendelschwingung: ist sie auf einer Seite über den Schwerpunkt hinausgewichen, so muß sie es danach ebensoweit auf der andern. Erst mit der Zeit findet sie den rechten Ruhepunkt und steht fest.

§. 348.

Wie, im Raum, die Entfernung Alles verkleinert, indem sie es zusammenzieht, wodurch dessen Fehler und Uebelstände verschwinden, weshalb auch in einem Verkleinerungsspiegel, oder in der camera obscura, sich alles viel schöner, als in der Wirklichkeit, darstellt; — eben so wirkt in der Zeit die Vergangenheit: die weit zurückliegenden Scenen und Vorgänge, nebst agirenden Personen, nehmen sich in der Erinnerung, als welche alles Unwesentliche und Störende fallen läßt, allerliebst aus. Die Gegenwart, solchen Vortheils entbehrend, steht stets mangelhaft da.

§. 349.

Weil Freude und Leid nicht Vorstellungen, sondern Willensaffektionen sind, liegen sie auch nicht im Bereich des Gedächtnisses, und wir vermögen nicht, sie selbst zurückzurufen, als welches hieße, sie erneuern; sondern bloß die Vorstellungen, von denen sie begleitet waren, können wir uns wieder vergegenwärtigen, zumal aber unsrer durch sie damals hervorgerufenen Aeußerungen uns erinnern, um daran was sie gewesen zu ermessen. Daher ist unsre Erinnerung der Freuden und Leiden immer unvollkommen und sie sind, wann vorüber, uns gleichgültig. Vergeblich bleibt es darum, wenn wir bisweilen uns bemühen, die Genüsse, oder die Schmerzen der Vergangenheit wieder aufzufrischen: denn das eigentliche Wesen Beider liegt im Willen: dieser aber, an sich und als solcher, hat kein Gedächtniß, als welches eine Funktion des Intellekts ist, der, seiner Natur nach, nichts liefert und enthält, als bloße Vorstellungen: und die sind hier nicht die Sache.

§. 350.

Für das Gedächtniß ist wohl die Verwirrung und Kon-

Digitized

fusion des Gelernten zu besorgen; aber doch nicht eigentliche Ueberfüllung. Seine Fähigkeit wird durch das Gelernte nicht vermindert; so wenig, wie die Formen, in welche man successiv den Sand gemodelt hat, dessen Fähigkeit zu neuen Formen vermindern. Denn das Gedächtniß ist kein Behältniß zum Aufbewahren, sondern bloß eine Uebungsfähigkeit der Geisteskräfte: — worüber ich verweise auf §. 45 der 2. Aufl. meiner Abhandlung über den Satz vom Grund.

§. 351.

Man lernt nur dann und wann etwas; aber man vergißt den ganzen Tag.

Dabei gleicht unser Gedächtniß einem Siebe, das, mit der Zeit und durch den Gebrauch, immer weniger dicht hält; sofern nämlich, je älter wir werden, desto schneller aus dem Gedächtniß was wir ihm jetzt noch anvertrauen verschwindet: hingegen bleibt was in den ersten Zeiten sich festgesetzt hat. Die Erinnerungen eines Alten sind daher um so deutlicher, je weiter sie zurückliegen, und werden es immer weniger, je näher sie der Gegenwart kommen; so daß, wie seine Augen, auch sein Gedächtniß fernsichtig, (πρεσβυς), geworden ist.

§. 352.

Es giebt Augenblicke im Leben, da, ohne besondern äußern Anlaß, vielmehr durch eine von innen ausgehende und wohl nur physiologisch erklärbare Erhöhung der Empfänglichkeit, die sinnliche Auffassung der Umgebung und Gegenwart einen höhern und seltenen Grad von Klarheit annimmt, wodurch solche Augenblicke nachher dem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt bleiben und sich in ihrer ganzen Individualität konserviren, ohne daß wir wüßten weswegen, noch warum aus so vielen Tausenden ihnen ähnlicher gerade nur sie; vielmehr ganz so zufällig, wie die in den Steinschichten aufbehaltenen, einzelnen Exemplare ganzer untergegangener Thiergeschlechter, oder wie die, beim Zuschlagen eines Buches, einst zufällig erdrückten Insekten. Die Erinnerungen dieser Art sind jedoch stets hold und angenehm.

§. 353.

Daß bisweilen, scheinbar ohne allen Anlaß, längstvergangene Scenen uns plötzlich und lebhaft in die Erinnerung treten, mag, in vielen Fällen, daher kommen, daß ein leichter, nicht

Digitized by Google

zum deutlichen Bewußtseyn gelangender Geruch, jetzt gerade wie damals von uns gespürt wurde. Denn bekanntlich erwecken Gerüche besonders leicht die Erinnerung und überall bedarf der nexus idearum nur eines äußerst geringen Anstoßes. Beiläufig gesagt: das Auge ist der Sinn des Verstandes (Vierfache Wurzel §. 21); das Ohr der Sinn der Vernunft (oben §. 301); und der Geruch der Sinn des Gedächtnisses, wie wir hier sehn. Getast und Geschmack sind an den Kontakt gebundene Realisten, ohne ideale Seite.

§. 354.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Gedächtnisses gehört auch, daß ein leichter Rausch die Erinnerung vergangener Zeiten und Scenen oft sehr erhöht, so daß man alle Umstände derselben sich vollkommener zurückruft, als man es im nüchternen Zustande gekonnt hätte: hingegen ist die Erinnerung Dessen, was man während des Rausches selbst gesagt, oder gethan hat, unvollkommener, als sonst, ja, nach einem starken Rausche, gar nicht vorhanden. Der Rausch erhöht also die Erinnerung, liefert ihr hingegen wenig Stoff.

§. 355.

Das Delirium verfälscht die Anschauung; der Wahnsinn die Gedanken.

§. 356.

Daß die niedrigste aller Geistesthätigkeiten das Rechnen sei, wird dadurch belegt, daß sie die einzige ist, welche auch durch eine Maschine ausgeführt werden kann; wie denn jetzt in England dergleichen Rechenmaschinen bequemlichkeitshalber schon in häufigem Gebrauche sind. — Nun läuft aber alle analysis finitorum et infinitorum im Grunde doch auf Rechnerei zurück. Danach bemesse man den „mathematischen Tiefsinn" über welchen schon Lichtenberg sich lustig macht, indem er sagt: „die sogenannten „Mathematiker von Profession haben sich, auf die Unmündigkeit „der übrigen Menschen gestützt, einen Kredit von Tiefsinn erworben, der viel Aehnlichkeit mit dem von Heiligkeit hat, den „die Theologen für sich haben".

§. 357.

In der Regel werden Leute von sehr großen Fähigkeiten sich mit den äußerst beschränkten Köpfen besser vertragen, als

mit den gewöhnlichen: aus dem selben Grunde, weshalb der Despot und der Plebs, die Großeltern und die Enkel natürliche Alliirte sind.

§. 358.

Die Menschen bedürfen der Thätigkeit nach außen; weil sie keine nach innen haben. Wo hingegen diese Statt findet, ist jene vielmehr eine sehr ungelegene, ja, oft verwünschte Störung und Abhaltung. — Aus dem Ersteren ist auch die Rastlosigkeit und zwecklose Reisesucht der Unbeschäftigten zu erklären. Was sie so durch die Länder jagt ist die selbe Langeweile, welche zu Hause sie haufenweise zusammentreibt und zusammendrängt, daß es ein Spaaß ist, es anzusehn.

§. 359.

Es wundert mich nicht, daß sie Langeweile haben, wann sie allein sind: sie können nicht allein lachen; sogar erscheint Solches ihnen närrisch. — Ist denn das Lachen etwan nur ein Signal für Andere und ein bloßes Zeichen, wie das Wort? — Mangel an Phantasie und an Lebhaftigkeit des Geistes überhaupt, Das ist es, was ihnen, wenn allein, das Lachen verwehrt. Die Thiere lachen weder allein, noch in Gesellschaft.

Myson, der Misanthrop, war, allein lachend, von so Einem überrascht worden, der ihn jetzt fragte, warum er denn lache, da er doch allein wäre? — „Gerade darum lache ich", war die Antwort.

§. 360.

Jedoch wäre, wer bei phlegmatischem Temperament bloß ein Dummkopf ist, bei sanguinischem ein Narr.

§. 361.

Wer das Schauspiel nicht besucht, gleicht Dem, der seine Toilette ohne Spiegel macht; — eben so auch Der, welcher seine Beschlüsse faßt, ohne einen Freund zu Rathe zu ziehn.

Digitized by Google

Kapitel XXVII.

Ueber die Weiber.

§. 362.

Beſſer, als Schiller's wohlüberlegtes, mittelſt der Antitheſe und des Kontraſtes wirkendes Gedicht, „Würde der Frauen", ſprechen, meiner Meinung nach, dieſe wenigen Worte Jouy's das wahre Lob der Weiber aus: sans les femmes, le commencement de notre vie seroit privé de secours, le milieu de plaisirs, et la fin de consolation.

§. 363.

Schon der Anblick der weiblichen Geſtalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geiſtigen, noch körperlichen Arbeiten beſtimmt iſt. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Thun, ſondern durch Leiden ab, durch die Wehen der Geburt, die Sorgfalt für das Kind, die Unterwürfigkeit unter den Mann, dem es eine geduldige und aufheiternde Gefährtin ſeyn ſoll. Die heftigſten Leiden, Freuden und Kraftäußerungen ſind ihm nicht beſchieden; ſondern ſein Leben ſoll ſtiller, unbedeutſamer und gelinder dahinfließen, als das des Mannes, ohne weſentlich glücklicher, oder unglücklicher zu ſeyn.

§. 364.

Zu Pflegerinnen und Erzieherinnen unſerer erſten Kindheit eignen die Weiber ſich gerade dadurch, daß ſie ſelbſt kindiſch, läppiſch und kurzſichtig, mit Einem Worte, Zeit Lebens große Kinder ſind: eine Art Mittelſtufe, zwiſchen dem Kinde und dem Manne, als welcher der eigentliche Menſch iſt. Man betrachte nur ein Mädchen, wie ſie, Tage lang, mit einem Kinde tändelt, herumtanzt und ſingt, und denke ſich, was ein Mann, beim beſten Willen, an ihrer Stelle leiſten könnte.

Digitized

§. 365.

Mit den Mädchen hat es die Natur auf Das, was man, im dramaturgiſchen Sinne, einen Knalleffekt nennt, abgeſehn, indem ſie dieſelben, auf wenige Jahre, mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausſtattete, auf Koſten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit, damit ſie nämlich, während jener Jahre, der Phantaſie eines Mannes ſich in dem Maaße bemächtigen könnten, daß er hingeriſſen wird, die Sorge für ſie auf Zeit Lebens, in irgend einer Form, ehrlich zu übernehmen; zu welchem Schritte ihn zu vermögen, die bloße vernünftige Ueberlegung keine hinlänglich ſichere Bürgſchaft zu geben ſchien. Sonach hat die Natur das Weib, eben wie jedes andere ihrer Geſchöpfe, mit den Waffen und Werkzeugen ausgerüſtet, deren es zur Sicherung ſeines Daſeyns bedarf, und auf die Zeit, da es ihrer bedarf; wobei ſie denn auch mit ihrer gewöhnlichen Sparſamkeit verfahren iſt. Wie nämlich die weibliche Ameiſe, nach der Begattung, die fortan überflüſſigen, ja, für das Brutverhältniß gefährlichen Flügel verliert; ſo meiſtens, nach einem oder zwei Kindbetten, das Weib ſeine Schönheit; wahrſcheinlich ſogar aus dem ſelben Grunde.

Dem entſprechend halten die jungen Mädchen ihre häußlichen, oder gewerblichen Geſchäfte, in ihrem Herzen, für Nebenſache, wohl gar für bloßen Spaaß: als ihren allein ernſtlichen Beruf betrachten ſie die Liebe, die Eroberungen und was damit in Verbindung ſteht, wie Toilette, Tanz u. ſ. w.

§. 366.

Je edeler und vollkommener eine Sache iſt, deſto ſpäter und langſamer gelangt ſie zur Reife. Der Mann erlangt die Reife ſeiner Vernunft und Geiſteskräfte kaum vor dem acht und zwanzigſten Jahre; das Weib mit dem achtzehnten. Aber es iſt auch eine Vernunft danach: eine gar knapp gemeſſene. Daher bleiben die Weiber ihr Leben lang Kinder, ſehn immer nur das Nächſte, kleben an der Gegenwart, nehmen den Schein der Dinge für die Sache und ziehn Kleinigkeiten den wichtigſten Angelegenheiten vor. Die Vernunft nämlich iſt es, vermöge deren der Menſch nicht, wie das Thier, bloß in der Gegenwart lebt, ſondern Vergangenheit und Zukunft überſieht und bedenkt; woraus dann ſeine Vorſicht, ſeine Sorge und häufige Beklommenheit entſpringt. Der Vortheile, wie der Nachtheile, die Dies bringt,

Digitized by Google

ist das Weib, in Folge seiner schwächern Vernunft, weniger theilhaft: vielmehr ist dasselbe ein geistiger Myops, indem sein intuitiver Verstand in der Nähe scharf sieht, hingegen einen engen Gesichtskreis hat, in welchen das Entfernte nicht fällt; daher eben alles Abwesende, Vergangene, Künftige, viel schwächer auf die Weiber wirkt, als auf uns. So viele Nachtheile nun auch Dies mit sich führt, so hat es doch das Gute, daß das Weib mehr in der Gegenwart aufgeht, als wir, und daher diese, wenn sie nur erträglich ist, besser genießt, woraus die dem Weibe eigenthümliche Heiterkeit hervorgeht, welche sie zur Erholung des sorgenbelasteten Mannes eignet.

Aus der selben Quelle ist es abzuleiten, daß die Weiber mehr Mitleid und daher mehr Menschenliebe und Theilnahme an Unglücklichen zeigen, als die Männer; hingegen im Punkte der Gerechtigkeit, Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit, diesen nachstehn. Denn in Folge ihrer schwachen Vernunft übt das Gegenwärtige, Anschauliche, unmittelbar Reale eine Gewalt über sie aus, gegen welche die abstrakten Gedanken, die stehenden Maximen, die festgefaßten Entschlüsse, überhaupt die Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft, auf Abwesendes und Entferntes, selten viel vermögen. Demnach haben sie zur Tugend wohl das Erste und Hauptsächliche, hingegen gebricht es bei ihnen am Sekundären, am oft nothwendigen Werkzeug zu derselben. Man könnte sie, in dieser Hinsicht, einem Organismus vergleichen, der zwar die Leber, aber nicht die Gallenblase hätte. Ich verweise hierüber auf §. 17 meiner Abhandlung über das Fundament der Moral. — Demgemäß wird man als den Grundfehler des weiblichen Charakters Ungerechtigkeit finden. Er entsteht zunächst aus dem dargelegten Mangel an Vernünftigkeit und Ueberlegung, wird zudem aber noch dadurch unterstützt, daß sie, als die schwächeren, von der Natur nicht auf die Kraft, sondern auf die List angewiesen sind: daher ihre instinktartige Verschlagenheit und ihr unvertilgbarer Hang zum Lügen. Denn, wie den Löwen mit Klauen und Gebiß, den Elephanten mit Stoßzähnen, den Eber mit Hauern, den Stier mit Hörnern und die Sepia mit der wassertrübenden Tinte, so hat die Natur das Weib mit Verstellungskunst ausgerüstet, zu seinem Schutz und Wehr, und hat alle die Kraft, die sie dem Manne als körperliche Stärke und Ver-

nunft verlieh, dem Weibe in Gestalt jener Gabe zugewendet. Die Verstellung ist ihm daher angeboren, deshalb auch fast so sehr dem dummen, wie dem klugen Weibe eigen. Von derselben bei jeder Gelegenheit Gebrauch zu machen ist ihm daher so natürlich, wie jenen Thieren, beim Angriff, sogleich ihre Waffen anzuwenden. Darum ist ein ganz wahrhaftes, unverstelltes Weib vielleicht unmöglich. Eben deshalb durchschauen sie fremde Verstellung so leicht, daß es nicht rathsam ist, ihnen gegenüber, es damit zu versuchen. — Aus dem aufgestellten Grundfehler und seinen Beigaben entspringt aber Falschheit, Treulosigkeit, Verrath, Undank u. s. w.

§. 367.

Für die Propagation des Menschengeschlechts zu sorgen, sind von Natur die jungen, starken und schönen Männer berufen; damit das Geschlecht nicht ausarte. Dies ist hierin der feste Wille der Natur, und dessen Ausdruck sind die Leidenschaften der Weiber. Jenes Gesetz geht, an Alter und Kraft, jedem andern vor. Daher Wehe Dem, der seine Rechte und Interessen so stellt, daß sie demselben im Wege stehn: sie werden, was er auch sage und thue, beim ersten bedeutenden Anlaß, unbarmherzig zermalmt werden. Denn die geheime, unausgesprochene, ja, unbewußte, aber angeborene Moral der Weiber ist: „wir sind berechtigt, Die zu hintergehn, welche dadurch, daß sie für uns, das Individuum, spärlich sorgen, ein Recht über die Species erlangt zu haben vermeinen. Die Beschaffenheit und folglich das Wohl der Species, ist, mittelst der nächsten, von uns ausgehenden Generation, in unsere Hände gelegt und unsrer Sorgfalt anvertraut: wir wollen es gewissenhaft verwalten.“ Aber keineswegs sind die Weiber sich dieses obersten Grundsatzes in abstracto, sondern bloß in concreto bewußt, und haben für denselben keinen andern Ausdruck, als, wenn die Gelegenheit kommt, ihre Handlungsweise; bei welcher das Gewissen ihnen meistens mehr Ruhe läßt, als wir vermuthen, indem sie, im dunkelsten Grunde ihres Herzens, sich bewußt sind, in der Verletzung ihrer Pflicht gegen das Individuum die gegen die Species um so besser erfüllt zu haben, deren Recht unendlich größer ist. — Die nähere Erläuterung dieses Sachverhältnisses liefert das 44. Kap. des 2. Bandes meines Hauptwerks.

Digitized by Google

§. 368.

Zwiſchen Männern iſt von Natur bloß Gleichgültigkeit; aber zwiſchen Weibern iſt ſchon von Natur Feindſchaft. Es kommt wohl daher, daß das odium figulinum, welches bei Männern ſich auf ihre jedesmalige Gilde beſchränkt, bei Weibern das ganze Geſchlecht umfaßt; da ſie Alle nur Ein Gewerbe haben. Schon beim Begegnen auf der Straße ſehn ſie einander an, wie Guelfen und Ghibellinen. Auch treten zwei Weiber, bei erſter Bekanntſchaft, einander ſichtbarlich mit mehr Gezwungenheit und Verſtellung entgegen, als zwei Männer in gleichem Fall. Daher kommt auch das Komplimentiren zwiſchen zwei Weibern viel lächerlicher heraus, als zwiſchen Männern. Ferner, während der Mann, ſelbſt zu dem tief unter ihm Stehenden, doch, in der Regel, immer noch mit einer gewiſſen Rückſicht und Humanität redet, iſt es unleidlich anzuſehn, wie ſtolz und ſchnöde meiſtentheils ein vornehmes Weib ſich gegen ein niederes (nicht in ihrem Dienſte ſtehendes) gebärdet, wann ſie mit ihr ſpricht. Es mag daher kommen, daß bei Weibern aller Unterſchied des Ranges viel prekärer iſt, als bei uns, und viel ſchneller ſich ändern und aufheben kann; weil, während bei uns hundert Dinge auf die Waagſchale kommen, bei ihnen nur Eines entſcheidet, nämlich welchem Manne ſie gefallen haben; wie auch daher, daß ſie, wegen der Einſeitigkeit ihres Berufs, einander viel näher ſtehn, als die Männer, weshalb ſie die Standesunterſchiede hervorzuheben ſuchen.

§. 369.

Mit mehr Fug, als das ſchöne, könnte man das weibliche Geſchlecht das unäſthetiſche nennen. Weder für Muſik, noch Poeſie, noch bildende Künſte haben ſie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit; ſondern bloße Aefferei, zum Behuf ihrer Gefallſucht, iſt es, wenn ſie ſolche affektiren und vorgeben. Schon Rouſſeau hat es geſagt: les femmes, en général, n'aiment aucun art, ne se connoissent à aucun, et n'ont aucun génie (lettre à d'Alembert, note x x). Auch wird Jeder, der über den Schein hinaus iſt, es ſchon bemerkt haben. Man darf nur die Richtung und Art ihrer Aufmerkſamkeit im Koncert, Oper und Schauſpiel beobachten, z. B. die kindliche Unbefangenheit ſehn, mit der ſie, unter den ſchönſten Stellen der

Digitized by Google

größten Meisterwerke, ihr Geplapper fortsetzen. Wenn wirklich die Griechen die Weiber nicht ins Schauspiel gelassen haben; so thaten sie demnach recht daran; wenigstens wird man in ihren Theatern doch etwas haben hören können. — Man kann von den Weibern auch nichts Anderes erwarten, wenn man erwägt, daß die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechts es nie zu einer einzigen wirklich großen, ächten und originellen Leistung in den schönen Künsten haben bringen, überhaupt nie irgend ein Werk von bleibendem Werth haben in die Welt setzen können: Diesem entspricht es eben, daß die gewöhnlichen nicht ein Mal eigentliche Empfänglichkeit dafür haben: denn natura non facit saltus. Einzelne und theilweise Ausnahmen ändern die Sache nicht; sondern die Weiber sind und bleiben, im Ganzen genommen, die gründlichsten und unheilbarsten Philister: deshalb sind sie, bei der höchst absurden Einrichtung, daß sie Stand und Titel des Mannes theilen, die beständigen Ansporner seines unedlen Ehrgeizes; und ferner ist, wegen der selben Eigenschaft, ihr Vorherrschen und Tonangeben der Verderb der modernen Gesellschaft. Chamfort sagt sehr richtig: elles sont faites pour commercer avec nos faiblesses, avec notre folie, mais non avec notre raison. Il existe entre elles et les hommes des sympathies d'épiderme, et très-peu de sympathies d'esprit, d'âme et de caractère. So haben eben auch die Alten und die orientalischen Völker die Weiber angesehn und danach die ihnen angemessene Stellung viel richtiger erkannt, als wir, mit unsrer altfranzösischen Galanterie und abgeschmackten Weiberveneration, dieser höchsten Blüthe christlich-germanischer Dummheit, welche nur gedient hat, sie so arrogant und rücksichtslos zu machen, daß man bisweilen an die heiligen Affen in Benares erinnert wird, welche, im Bewußtseyn ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit, sich Alles und Jedes erlaubt halten.

§. 370.

In unserm monogamischen Welttheile heißt heirathen seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln. Jedoch als die Gesetze den Weibern gleiche Rechte mit den Männern einräumten, hätten sie ihnen auch eine männliche Vernunft verleihen sollen. Je mehr hingegen die Rechte und Ehren, welche die Gesetze dem Weibe zuerkennen, das natürliche Verhältniß desselben

Digitized by Google

übersteigen, desto mehr verringern sie die Zahl der Weiber, die wirklich dieser Vergünstigungen theilhaft werden, und nehmen allen übrigen so viel von den naturgemäßen Rechten, als sie jenen darüber gegeben haben. Denn bei der widernatürlich vortheilhaften Stellung, welche die monogamische Einrichtung und die ihr beigegebenen Ehegesetze dem Weibe ertheilen, tragen kluge und vorsichtige Männer sehr oft Bedenken, ein so großes Opfer zu bringen und auf ein so ungleiches Paktum einzugehn. Während daher bei den polygamischen Völkern jedes Weib Versorgung findet, ist bei den monogamischen die Zahl der verehelichten Frauen beschränkt und bleibt eine Unzahl stützeloser Weiber übrig, die in den höhern Klassen als unnütze, alte Jungfern vegetiren, in den untern aber unangemessen schwerer Arbeit obliegen, oder auch Freudenmädchen werden, die ein so freuden-, wie ehrloses Leben führen, unter solchen Umständen aber zur Befriedigung des männlichen Geschlechtes nothwendig werden, daher als ein öffentlich anerkannter Stand auftreten, mit dem speciellen Zweck, jene vom Schicksal begünstigten Weiber, welche Männer gefunden haben, oder solche hoffen dürfen, vor Verführung zu bewahren. Zudem aber hat die Ertheilung unnatürlicher Rechte dem Weibe unnatürliche Pflichten aufgelegt, deren Verletzung sie jedoch unglücklich macht. Manchem Manne nämlich machen Standes- oder Vermögensrücksichten die Ehe, wenn nicht etwan glänzende Bedingungen sich daran knüpfen, unräthlich. Er wird alsdann wünschen, sich ein Weib, nach seiner Wahl, unter andern, ihr und der Kinder Loos sicher stellenden Bedingungen zu erwerben. Seien nun diese auch noch so billig, vernünftig und der Sache angemessen, und sie giebt nach, indem sie nicht auf den unverhältnißmäßigen Rechten, welche allein die Ehe gewährt, besteht; so wird sie, weil die Ehe die Basis der bürgerlichen Gesellschaft ist, dadurch in gewissem Grade ehrlos und hat ein trauriges Leben zu führen; weil ein Mal die menschliche Natur es mit sich bringt, daß wir auf die Meinung Anderer einen ihr völlig unangemessenen Werth legen. Giebt sie hingegen nicht nach; so läuft sie Gefahr, entweder einem ihr widerwärtigen Manne ehelich angehören zu müssen, oder als alte Jungfer zu vertrocknen: denn die Frist ihrer Unterbringbarkeit ist sehr kurz. In Hinsicht auf diese Seite unsrer monogamischen Ein-

Digitized by

richtung ist des Thomasius grundgelehrte Abhandlung de concubinatu höchst lesenswerth, indem man daraus ersieht, daß, unter allen gebildeten Völkern und zu allen Zeiten, bis auf die Lutherische Reformation herab, das Konkubinat eine erlaubte, ja, in gewissem Grade sogar gesetzlich anerkannte und von keiner Unehre begleitete Einrichtung gewesen ist, welche von dieser Stufe bloß durch die Lutherische Reformation herabgestoßen wurde, als welche hierin ein Mittel mehr zur Rechtfertigung der Ehe der Geistlichen erkannte; worauf denn die katholische Seite auch darin nicht hat zurückbleiben dürfen.

§. 371.

In Hindostan ist kein Weib jemals unabhängig, sondern jedes steht unter der Aufsicht des Vaters, oder des Gatten, oder des Bruders, oder des Sohnes. Daß Wittwen sich mit der Leiche des Gatten verbrennen ist freilich empörend; aber daß sie das Vermögen, welches der Gatte, sich getröstend, daß er für seine Kinder arbeite, durch den anhaltenden Fleiß seines ganzen Lebens erworben hat, nachher mit ihren Buhlen durchbringen ist auch empörend. Mediam tenuere beati. — Wenigstens sollten Weiber niemals über ererbtes, eigentliches Vermögen, also Kapitalien, Häuser und Landgüter, freie Disposition haben. — Aristoteles setzt, in der Politik, B. II. c. 9, aus einander, welche große Nachtheile den Spartanern daraus erwachsen sind, daß bei ihnen den Weibern zu viel eingeräumt war, indem sie Erbschaft, Mitgift und große Ungebundenheit hatten, und wie dieses zum Verfall Sparta's viel beigetragen hat. — Sollte nicht in Frankreich der seit Ludwig XIII. immer wachsende Einfluß der Weiber Schuld seyn am allmäligen Verderben des Hofes und der Regierung, welches die erste Revolution herbeiführte, deren Folge alle nachherigen Umwälzungen gewesen sind?

Daß das Weib, seiner Natur nach, zum gehorchen bestimmt sei, giebt sich daran zu erkennen, daß eine Jede, welche in die ihr naturwidrige Lage gänzlicher Unabhängigkeit versetzt wird, alsbald sich irgend einem Manne anschließt, von dem sie sich lenken und beherrschen läßt; weil sie eines Herrn bedarf. Ist sie jung, so ist es ein Liebhaber; ist sie alt, ein Beichtvater.

Digitized by Google

Kapitel XXVIII.

Ueber Erziehung.

---

§. 372.

Der Natur unſers Intellekts zufolge ſollen die Begriffe durch Abſtraktion aus den Anſchauungen entſtehn, mithin dieſe früher daſeyn, als jene. Wenn es nun wirklich dieſen Gang nimmt, wie es der Fall iſt bei Dem, der bloß die eigene Erfahrung zum Lehrer und zum Buche hat; ſo weiß der Menſch ganz gut, welche Anſchauungen es ſind, die unter jeden ſeiner Begriffe gehören und von demſelben vertreten werden: er kennt Beide genau und behandelt demnach alles ihm Vorkommende richtig. Wir können dieſen Weg die natürliche Erziehung nennen.

Hingegen bei der künſtlichen Erziehung wird, durch Vorſagen, Lehren und Leſen, der Kopf voll Begriffe gepfropft, bevor noch eine irgend ausgebreitete Bekanntſchaft mit der anſchaulichen Welt da iſt. Die Anſchauungen zu allen jenen Begriffen ſoll nun die Erfahrung nachbringen: bis dahin aber werden dieſelben falſch angewendet und demnach die Dinge und Menſchen falſch beurtheilt, falſch geſehn, falſch behandelt. So geſchieht es, daß die Erziehung ſchiefe Köpfe macht, und daher kommt es, daß wir in der Jugend, nach langem Lernen und Leſen, oft theils einfältig, theils verſchroben in die Welt treten und nun bald ängſtlich, bald vermeſſen uns darin benehmen; weil wir den Kopf voll Begriffe haben, die wir jetzt anzuwenden bemüht ſind, aber faſt immer ſie verkehrt anbringen. Dies iſt die Folge jenes ὕστερον πρότερον, durch welches wir, dem natürlichen Entwickelungsgange unſers Geiſtes gerade entgegen, zuerſt die Begriffe und zuletzt die Anſchauungen erhalten. Nachmals hat dann eine lange Erfahrung alle jene, durch falſche Anwendung der Begriffe entſtandenen Urtheile zu berichtigen. Dies gelingt ſelten ganz.

Digitized by Google

Daher haben so wenige Gelehrte den gesunden Menschenverstand, wie er bei ganz Ungelehrten häufig ist.

§. 373.

Dem Gesagten zufolge wäre der Hauptpunkt in der Erziehung, daß die Bekanntschaft mit der Welt, deren Erlangung wir als den Zweck aller Erziehung bezeichnen können, vom rechten Ende angefangen werde. Dies aber beruht, wie gezeigt, hauptsächlich darauf, daß in jeder Sache die Anschauung dem Begriffe vorhergehe, ferner der engere Begriff dem weiteren, und so die ganze Belehrung in der Ordnung geschehe, wie die Begriffe der Dinge einander voraussetzen. Sobald aber in dieser Reihe etwas übersprungen ist, entstehn mangelhafte, und aus diesen falsche Begriffe und endlich eine auf individuelle Art verschrobene Weltansicht, wie fast Jeder sie lange Zeit, die Meisten auf immer, im Kopfe herumträgt. Wer sich selbst prüft wird entdecken, daß über manche, ziemlich einfache Dinge und Verhältnisse das rechte, oder das deutliche Verständniß ihm erst in sehr reifem Alter und bisweilen plötzlich aufgegangen ist. Dann lag hier so ein dunkler Punkt seiner Bekanntschaft mit der Welt, der entstanden war durch Ueberspringen des Gegenstandes, in jener seiner ersten Erziehung, sei sie nun eine künstliche durch Menschen, oder bloß eine natürliche, durch eigene Erfahrung, gewesen.

Demnach sollte man die eigentlich natürliche Reihenfolge der Erkenntnisse zu erforschen suchen, um dann methodisch, nach derselben, die Kinder mit den Dingen und Verhältnissen der Welt bekannt zu machen, ohne daß sie Flausen in den Kopf bekämen, als welche oft nicht wieder auszutreiben sind. Dabei hätte man zunächst zu verhüten, daß die Kinder nicht Worte gebrauchten, mit denen sie keinen deutlichen Begriff verbänden. Die Hauptsache bliebe aber immer, daß die Anschauungen den Begriffen vorhergiengen, und nicht umgekehrt, wie Dies der gewöhnliche, aber eben so ungünstige Fall ist, als wenn ein Kind zuerst mit den Beinen, oder ein Vers zuerst mit dem Reim auf die Welt kommt. Während nämlich der Geist des Kindes noch ganz arm an Anschauungen ist, prägt man ihm schon Begriffe und Urtheile ein, recht eigentliche Vorurtheile: diesen fertigen Apparat bringt es nun nachher zur Anschauung und Erfahrung mit; statt daß

Digitized by Google

erſt aus dieſen jene ſich hätten abſetzen ſollen. Die Anſchauung iſt vielſeitig und reich, kann es daher an Kürze und Schnelle dem abſtrakten Begriffe, der mit Allem bald fertig iſt, nicht gleichthun: daher wird ſie die Berichtigung ſolcher vorgefaßten Begriffe erſt ſpät, oder gar nie zu Ende bringen. Denn, welche ihrer Seiten ſie auch als mit denſelben im Widerſpruch vorweiſe; ſo wird ihre Ausſage vorläufig als eine einſeitige verworfen, ja, wird verleugnet, und werden gegen ſie die Augen geſchloſſen; damit nur nicht der vorgefaßte Begriff dabei zu Schaden komme. So geſchieht es denn, daß mancher Menſch ſich ſein Leben hindurch herumträgt mit Flauſen, Grillen, Nücken, Einbildungen und Vorurtheilen, die bis zur fixen Idee gehen. Hat er doch nie verſucht, für ſich ſelber gründliche Begriffe aus Anſchauungen und Erfahrungen abzuziehn; weil er Alles fertig überkommen hat: Dies eben macht ihn, macht Unzählige, ſo flach und ſeicht. Statt Deſſen alſo ſollte, in der Kindheit, der naturgemäße Gang der Erkenntnißbildung beibehalten werden. Kein Begriff müßte anders, als mittelſt der Anſchauung eingeführt, wenigſtens nicht ohne ſie beglaubigt werden. Das Kind würde dann wenige, aber gründliche und richtige Begriffe erhalten. Es würde lernen, die Dinge mit ſeinem eigenen Maaßſtabe zu meſſen, ſtatt mit einem fremden. Dann würde es tauſend Grillen und Vorurtheile nie faſſen, auf deren Austreibung der beſte Theil der nachfolgenden Erfahrung und Lebensſchule verwendet werden muß; und ſein Geiſt würde auf immer an Gründlichkeit, Deutlichkeit, eigenes Urtheil und Unbefangenheit gewöhnt ſeyn.

Ueberhaupt ſollten Kinder das Leben, in jeder Hinſicht, nicht früher aus der Kopie kennen lernen, als aus dem Original. Statt daher zu eilen, ihnen nur Bücher in die Hände zu geben, mache man ſie ſtufenweiſe mit den Dingen und den menſchlichen Verhältniſſen bekannt. Vor Allem ſei man darauf bedacht, ſie zu einer reinen Auffaſſung der Wirklichkeit anzuleiten und ſie dahin zu bringen, daß ſie ihre Begriffe ſtets unmittelbar aus der wirklichen Welt ſchöpfen und ſie nach der Wirklichkeit bilden, nicht aber ſie anderswo herholen, aus Büchern, Mährchen, oder Reden Andrer, und ſolche Begriffe nachher ſchon fertig zur Wirklichkeit hinzubringen, welche letztere ſie alsdann, den

Kopf voll Chimären, theils falsch auffassen, theils nach jenen Chimären umzumodeln fruchtlos sich bemühen, und so durch Beides auf Irrwege gerathen. Denn es ist unglaublich, wie viel Nachtheil früh eingepflanzte Chimären und daraus entstandene Vorurtheile bringen: die spätere Erziehung, welche die Welt und das wirkliche Leben uns geben, muß alsdann hauptsächlich auf Ausmerzung jener verwendet werden. Hierauf beruht auch die Antwort des Antisthenes, welche Diogenes Laertius (VI, 7) berichtet: *ερωτηθεις τι των μαθηματων αναγκαιοτατον, εφη, „το κακα απομαθειν."* (interrogatus quaenam esset disciplina maxime necessaria, Mala, inquit, dediscere.)

§. 374.

Eben weil früh eingesogene Irrthümer meistens unauslöschlich sind und die Urtheilskraft am spätesten zur Reife kommt, soll man die Kinder, bis zum sechszehnten Jahre, von allen Lehren, worin große Irrthümer seyn können, frei erhalten, also von aller Philosophie, Religion und allgemeinen Ansichten jeder Art, und sie bloß solche Dinge treiben lassen, worin entweder keine Irrthümer möglich sind, wie Mathematik, oder keiner sehr gefährlich ist, wie Sprachen, Naturkunde, Geschichte u. s. w., überhaupt aber in jedem Alter nur solche Wissenschaften, die demselben zugänglich und ganz und gar verständlich sind. Die Kindheit und Jugend ist die Zeit, Data zu sammeln und das Einzelne speciell und von Grund aus kennen zu lernen; hingegen muß das Urtheil im Allgemeinen noch suspendirt bleiben und die letzten Erklärungen hinausgeschoben werden. Man lasse die Urtheilskraft, da sie Reife und Erfahrung voraussetzt, noch ruhen, und hüte sich, ihr durch Einprägung von Vorurtheilen zuvorzukommen, als wodurch man sie auf immer lähmt.

Hingegen ist das Gedächtniß, da es in der Jugend seine größte Stärke und Tenacität hat, vorzüglich in Anspruch zu nehmen, jedoch mit sorgfältigster, aus skrupulöser Ueberlegung hervorgegangener Auswahl. Denn, da das in der Jugend Wohlerlernte auf immer haftet; so sollte diese köstliche Anlage zu möglichstem Gewinne benutzt werden: weil nun aber dem Menschen nur wenige Jugendjahre beschieden sind und auch die Kapacität des Gedächtnisses überhaupt, und noch mehr die des individuellen, doch immer eine limitirte ist; so käme Alles darauf an,

Digitized by Google

daſſelbe mit dem Weſentlichſten und Wichtigſten in jeder Art, unter Ausſchließung alles Uebrigen, anzufüllen. Dieſe Auswahl ſollte ein Mal von den tüchtigſten Köpfen und den Meiſtern in jedem Fache mit der reiflichſten Ueberlegung gemacht und ihr Reſultat feſtgeſtellt werden. Zum Grunde liegen müßte ihr eine Sichtung des dem Menſchen überhaupt und des für jedes beſondere Gewerbe, oder Fach, zu wiſſen Nöthigen und Wichtigen. Die Kenntniſſe der erſteren Art müßten dann wieder in ſtufenweiſe erweiterte Kurſus, oder Enkyklopädien, je nach dem Grade allgemeiner Bildung, die Jedem, nach Maaßgabe ſeiner äußern Verhältniſſe, zugedacht iſt, abgetheilt werden: von der Beſchränkung auf nothdürftigen Primärunterricht an, bis auf den Inbegriff ſämmtlicher Lehrgegenſtände der philoſophiſchen Fakultät hinauf. Die Kenntniſſe der zweiten Art nun aber blieben der Auswahl der wahren Meiſter in jedem Fache überlaſſen. Das Ganze gäbe einen ſpeciell ausgeführten Kanon der intellektuellen Erziehung, welcher freilich alle 10 Jahre einer Reviſion bedürfen würde. Durch ſolche Veranſtaltungen alſo würde man die Jugendkraft des Gedächtniſſes zu möglichſtem Vortheile benutzen und der ſpäter auftretenden Urtheilskraft vortrefflichen Stoff überliefern.

§. 375.

Die Reife der Erkenntniß, d. h. die Vollkommenheit, zu der dieſe in jedem Einzelnen gelangen kann, beſteht darin, daß eine genaue Verbindung zwiſchen ſeinen ſämmtlichen abſtrakten Begriffen und ſeiner anſchauenden Auffaſſung zu Stande gekommen ſei; ſo daß jeder ſeiner Begriffe, unmittelbar oder mittelbar, auf einer anſchaulichen Baſis ruhe, als wodurch allein derſelbe realen Werth hat; und ebenfalls, daß er jede ihm vorkommende Anſchauung dem richtigen, ihr angemeſſenen Begriff zu ſubſumiren vermöge. Dieſe Reife iſt allein das Werk der Erfahrung und mithin der Zeit. Denn, da wir unſere anſchaulichen und unſere abſtrakten Erkenntniſſe meiſtens ſeparat erwerben, erſtere auf dem natürlichen Wege, letztere durch gute und ſchlechte Belehrung und Mittheilung Anderer; ſo iſt in der Jugend meiſtens wenig Uebereinſtimmung und Verbindung zwiſchen unſern, durch bloße Worte fixirten Begriffen und unſrer, durch die Anſchauung erlangten realen Erkenntniß. Beide kommen erſt

allmälig einander näher und berichtigen sich gegenseitig: aber erst wann sie mit einander ganz verwachsen sind, ist die Reife der Erkenntniß da. Diese Reife ist ganz unabhängig von der sonstigen, größern, oder geringern Vollkommenheit der Fähigkeiten eines Jeden, als welche nicht auf dem Zusammenhange der abstrakten und intuitiven Erkenntniß, sondern auf dem intensiven Grade Beider beruht.

§. 376.

Für den praktischen Menschen ist das nöthigste Studium die Erlangung einer genauen und gründlichen Kenntniß davon, wie es eigentlich in der Welt hergeht: aber es ist auch das langwierigste, indem es bis ins späte Alter fortdauert, ohne daß man ausgelernt hätte; während man in den Wissenschaften doch schon in der Jugend das Wichtigste bemeistert. Der Knabe und Jüngling hat, in jener Erkenntniß, als Neuling die ersten und schwersten Lektionen zu lernen; aber oft hat selbst der reife Mann noch viel darin nachzuholen. Diese schon an sich bedeutende Schwierigkeit der Sache wird nun noch verdoppelt durch die Romane, als welche einen Hergang der Dinge und des Verhaltens der Menschen darstellen, wie er in der Wirklichkeit eigentlich nicht Statt findet. Dieser nun aber wird mit der Leichtgläubigkeit der Jugend aufgenommen und dem Geiste einverleibt; wodurch jetzt an die Stelle bloß negativer Unkunde ein ganzes Gewebe falscher Voraussetzungen, als positiver Irrthum, tritt, welcher nachher sogar die Schule der Erfahrung selbst verwirrt und ihre Lehren in falschem Lichte erscheinen läßt. Gieng der Jüngling vorher im Dunkeln; so wird er jetzt noch von Irrlichtern irre geführt: das Mädchen oft noch mehr. Dies hat meistens den nachtheiligsten Einfluß auf das ganze Leben. Entschieden im Vortheil stehn hier die Menschen, welche in ihrer Jugend zum Romanelesen keine Zeit, oder Gelegenheit, gehabt haben, wie Handwerker u. dgl. Wenige Romane sind von obigem Vorwurf auszunehmen, ja, wirken ehr im entgegengesetzten Sinne: z. B. und vor allen Gil Blas und sonstige Werke des Lesage (oder vielmehr ihre spanischen Originale), ferner auch der vicar of Wakefield und zum Theil die Romane Walter Scott's. Der Don Quijote kann als eine satirische Darstellung jenes Irrweges selbst angesehn werden.

Digitized by Google

Kapitel XXIX.

Zur Physiognomik.

---

§. 377.

Daß das Aeußere das Innere darstellend wiedergebe und das Antlitz das ganze Wesen des Menschen ausspreche und offenbare ist eine Voraussetzung, deren Apriorität, und mithin Sicherheit, sich kundgiebt in der, bei jeder Gelegenheit hervortretenden allgemeinen Begier, einen Menschen, der sich durch irgend etwas, im Guten oder Schlimmen, hervorgethan, oder auch ein außerordentliches Werk geliefert hat, zu sehn, oder, falls Dieses versagt bleibt, wenigstens von Andern zu erfahren, wie er aussieht; daher dann einerseits der Zudrang zu den Orten, wo man seine Anwesenheit vermuthet, und andrerseits die Bemühungen der Tageblätter, zumal der englischen, ihn minutiös und treffend zu beschreiben, bis bald darauf Maler und Kupferstecher ihn uns anschaulich darstellen und endlich Daguerre's Erfindung, eben deswegen so hoch geschätzt, diesem Bedürfniß auf das Vollkommenste entspricht. Ebenfalls prüft, im gemeinen Leben, Jeder Jeden, der ihm vorkommt, physiognomisch und sucht, im Stillen, sein moralisches und intellektuelles Wesen aus seinen Gesichtszügen im voraus zu erkennen. Dem Allen nun könnte nicht so seyn, wenn wie einige Thoren wähnen, das Aussehn des Menschen nichts zu bedeuten hätte, indem ja die Seele Eines und der Leib das Andere wäre, zu jener sich verhaltend, wie zu ihm selbst sein Rock.

Vielmehr ist jedes Menschengesicht eine Hieroglyphe, die sich allerdings entziffern läßt, ja, deren Alphabet wir fertig in uns tragen. Sogar sagt das Gesicht eines Menschen, in der Regel, mehr und Interessanteres, als sein Mund: denn es ist das Kompendium alles Dessen, was dieser je sagen wird; indem

Digitized

es das Monogramm alles Denkens und Trachtens dieses Menschen ist. Auch spricht der Mund nur Gedanken eines Menschen, das Gesicht einen Gedanken der Natur aus. Daher ist Jeder werth, daß man ihn aufmerksam betrachte; wenn auch nicht Jeder, daß man mit ihm rede. — Ist nun schon jedes Individuum, als ein einzelner Gedanke der Natur, betrachtungswürdig; so ist es im höchsten Grade die Schönheit: denn sie ist ein höherer, allgemeinerer Begriff der Natur: sie ist ihr Gedanke der Species. Darum fesselt sie so mächtig unsern Blick. Sie ist ein Grund- und Haupt-Gedanke der Natur; während das Individuum nur ein Nebengedanke, ein Korollarium, ist.

Allerdings aber ist die Entzifferung des Gesichts eine große und schwere Kunst. Ihre Prinzipien sind uns halb angeboren, halb aus der Erfahrung geschöpft und nie in abstracto zu erlernen. Die erste Bedingung dazu ist, daß man seinen Mann mit rein objektivem Blick auffasse; welches so leicht nicht ist. Sobald nämlich die leiseste Spur von Abneigung, oder Zuneigung, oder Furcht, oder Hoffnung, oder auch der Gedanke, welchen Eindruck wir selbst jetzt auf ihn machen, kurz, irgend etwas Subjektives sich einmischt, verwirrt und verfälscht sich die Hieroglyphe. Wie den Klang einer Sprache nur Der hört, welcher sie nicht versteht, weil sonst das Bezeichnete das Zeichen sogleich aus dem Bewußtseyn verdrängt; so sieht die Physiognomie eines Menschen nur Der, welcher ihm noch fremd ist, d. h. nicht durch öfteres Sehn, oder gar durch Sprechen mit ihm, sich an sein Gesicht gewöhnt hat. Demgemäß hat man den rein objektiven Eindruck eines Gesichts, und dadurch die Möglichkeit seiner Entzifferung, streng genommen, nur beim ersten Anblick. Wie Gerüche uns nur bei ihrem Eintritt affiziren und der Geschmack eines Weins eigentlich nur beim ersten Glase; so machen auch Gesichter ihren vollen Eindruck nur das erste Mal. Auf diesen soll man daher sorgfältig achten: man soll ihn sich merken, ja, bei persönlich uns wichtigen Menschen, ihn aufschreiben; wenn man nämlich seinem eigenen physiognomischen Gefühle trauen darf. Die nachherige Bekanntschaft, der Umgang, wird jenen Eindruck verwischen: aber die Folge wird ihn einst bestätigen.

Inzwischen wollen wir hier uns nicht verhehlen, daß jener erste Anblick meistens höchst unerfreulich ist: — allein wie wenig

Digitized by Google

taugen auch die Meisten! — Mit Ausnahme der schönen, der gutmüthigen und der geistreichen Gesichter, — also höchst weniger und seltener, — wird, glaube ich, fein fühlenden Personen jedes neue Gesicht meistens eine dem Schreck verwandte Empfindung erregen, indem es, in neuer und überraschender Kombination, das Unerfreuliche darbietet. Wirklich ist es, in der Regel, ein trübsäliger Anblick (a sorry sight). Einzelne giebt es sogar, auf deren Gesicht eine so naive Gemeinheit und Niedrigkeit der Sinnesart, dazu so thierische Beschränktheit des Verstandes ausgeprägt ist, daß man sich wundert, wie sie nur mit einem solchen Gesichte noch ausgehn mögen und nicht lieber eine Maske tragen. Ja, es giebt Gesichter, durch deren bloßen Anblick man sich verunreinigt fühlt. Man kann es daher Solchen, denen ihre bevorzugte Lage es gestattet, nicht verdenken, wenn sie sich so zurückziehn und umgeben, daß sie der peinlichen Empfindung, „neue Gesichter zu sehn", gänzlich entzogen bleiben. — Bei der metaphysischen Erklärung dieser Sache kommt zur Erwägung, daß die Individualität eines Jeden gerade Das ist, wovon er, durch seine Existenz selbst, zurückgebracht, korrigirt werden soll. Will man hingegen, mit der psychologischen Erklärung sich begnügen; so frage man sich, was für Physiognomien denn wohl zu erwarten stehn bei Denen, in deren Innerem, ein langes Leben hindurch, höchst selten etwas Anderes aufgestiegen ist, als kleinliche, niedrige, miserable Gedanken, und gemeine, eigennützige, neidische, schlechte und boshafte Wünsche. Jedes von Diesen hat, für die Dauer seiner Gegenwart, dem Gesichte seinen Ausdruck aufgesetzt: alle diese Spuren haben sich, durch die viele Wiederholung, mit der Zeit, tief eingefurcht und sind, wie man sagt, recht ausgefahren. Daher also sehn die meisten Menschen so aus, daß man beim ersten Anblick erschrickt und nur allmälig ihr Gesicht gewohnt wird, d. h. gegen dessen Eindruck sich so abstumpft, daß er nicht mehr wirkt.

Dies stimmt zu Dem, was oben gesagt worden, daß ein Gesicht nur das erste Mal seinen richtigen und vollen Eindruck macht. Um nämlich diesen rein objektiv und unverfälscht zu empfangen, müssen wir noch in keinerlei Beziehung zur Person stehn, ja, wo möglich, mit derselben noch nicht geredet haben. Schon jedes Gespräch nämlich befreundet einigermaaßen und

Digitized by Google

führt einen gewissen rapport, eine wechselseitige, subjektive Beziehung ein, bei der die Objektivität der Auffassung sogleich leidet. Da zudem Jeder bemüht ist, sich Hochachtung oder Freundschaft zu erwerben; so wird auch der zu Beobachtende sogleich allerlei, ihm schon geläufige Verstellungskünste anwenden, wird, mit seinen Mienen, heucheln, schmeicheln, und dadurch uns so bestechen, daß wir bald nicht mehr sehn was doch der erste Blick uns deutlich gezeigt hatte. Danach heißt es dann, daß „die meisten Menschen bei näherer Bekanntschaft gewinnen", sollte jedoch heißen „uns bethören". Wenn nun aber späterhin die schlimmen Gelegenheiten sich einfinden, da erhält meistens das Urtheil des ersten Blicks seine Rechtfertigung und macht sie oft höhnend geltend. Ist hingegen die „nähere Bekanntschaft" sogleich eine feindsälige; so wird man ebenfalls nicht finden, daß durch sie die Leute gewönnen. Eine andere Ursache des angeblichen Gewinnens bei näherer Bekanntschaft ist, daß der Mensch, dessen erster Anblick uns vor ihm warnte, sobald wir mit ihm konversiren, nicht mehr bloß sein eigenes Wesen und Charakter zeigt, sondern auch seine Bildung, d. h. nicht bloß was er wirklich und von Natur ist, sondern auch was er sich vom Gemeingut der ganzen Menschheit angeeignet hat: dann wundern wir uns oft, einen solchen Minotaur so menschlich reden zu hören. Aber man komme nur von der „näheren Bekanntschaft" zur noch näheren: da wird bald „die Bestialität," welche sein Gesicht verhieß, „sich gar herrlich offenbaren." — Wer also mit physiognomischem Scharfblick begabt ist, hat die, aller näheren Bekanntschaft vorher gegangenen und daher unverfälschten Aussprüche desselben wohl zu beachten. Denn das Gesicht eines Menschen sagt gerade aus, was er ist; und täuscht es uns, so ist dies nicht seine, sondern unsre Schuld. Die Worte eines Menschen hingegen sagen bloß was er denkt, öfter nur was er gelernt hat, oder gar was er zu denken bloß vorgiebt. Dazu kommt noch, daß wenn wir mit ihm reden, ja, ihn nur zu Andern reden hören, wir von seiner eigentlichen Physiognomie abstrahiren, indem wir sie als das Substrat, das schlechthin Gegebene, bei Seite setzen und bloß auf das Pathognomische derselben, sein Mienenspiel beim Reden, achten: dieses aber richtet er so ein, daß er die gute Seite nach außen kehrt.

Digitized by Google

Wenn nun aber Sokrates zu einem Jünglinge, der ihm, damit er dessen Fähigkeiten prüfe, vorgestellt wurde, gesagt hat: „sprich, damit ich dich sehe"; so hatte er (angenommen, daß er unter dem Sehn nicht das bloße Hören verstand) zwar in sofern Recht, als erst beim Reden die Züge, besonders die Augen, des Menschen sich beleben und seine geistigen Mittel und Fähigkeiten dem Mienenspiel ihr Stämpel aufdrücken, wodurch wir alsdann den Grad und die Kapacität seiner Intelligenz vorläufig abzuschätzen im Stande sind; welches eben hier der Zweck des Sokrates war. Sonst aber ist dagegen geltend zu machen, erstlich, daß Dieses sich nicht auf die moralischen Eigenschaften des Menschen erstreckt, als welche tiefer liegen, und zweitens, daß was wir, beim Reden des Menschen, an der deutlicheren Entwickelung seiner Gesichtszüge durch sein Mienenspiel, objective gewinnen, wir wieder subjective verlieren, durch die persönliche Beziehung, in welche er zu uns sogleich tritt, und welche eine leise Fascination herbeiführt, die uns nicht unbefangen läßt; wie oben ausgeführt worden. Daher möchte, von diesem letzteren Gesichtspunkte aus, es richtiger seyn, zu sagen: „sprich nicht; damit ich dich sehe."

Denn um die wahre Physiognomie eines Menschen rein und tief zu erfassen, muß man ihn beobachten, wann er allein und sich selbst überlassen dasitzt. Schon jede Gesellschaft und sein Gespräch mit einem Andern wirft einen fremden Reflex auf ihn, meistens zu seinem Vortheil, indem er durch die Aktion und Reaktion in Thätigkeit gesetzt und dadurch gehoben wird. Hingegen allein und sich selber überlassen, in der Brühe seiner eigenen Gedanken und Empfindungen schwimmend, — nur da ist er ganz und gar er selbst. Da kann ein tief eindringender physiognomischer Blick sein ganzes Wesen, im Allgemeinen, auf Ein Mal erfassen. Denn auf seinem Gesichte, an und für sich, ist der Grundton aller seiner Gedanken und Bestrebungen ausgeprägt, der arrêt irrévocable Dessen, was er zu seyn hat und als was er sich nur dann ganz empfindet, wann er allein ist.

Schon deshalb nun ist Physiognomik ein Hauptmittel zur Kenntniß der Menschen, weil die Physiognomie, im engern Sinne, das Einzige ist, wohin ihre Verstellungskünste nicht reichen; da im Bereiche dieser bloß das Pathognomische, das Mimische,

Digitized by Google

liegt. Daher eben empfehle ich, Jeden dann aufzufassen, wann er allein, sich selber hingegeben ist, und ehe man mit ihm geredet hat; theils weil man nur dann das Physiognomische rein und unvermischt vor sich hat, indem im Gespräche sogleich das Pathognomische einfließt und er dann seine eingelernten Verstellungskünste anwendet; theils weil jedes, auch das flüchtigste, persönliche Verhältniß uns befangen macht und dadurch unser Urtheil subjektiv verunreinigt.

Noch habe ich zu bemerken, daß, auf dem physiognomischen Wege überhaupt, es viel leichter ist, die intellektuellen Fähigkeiten eines Menschen, als seinen moralischen Charakter, zu entdecken. Jene nämlich schlagen viel mehr nach außen. Sie haben ihren Ausdruck nicht nur am Gesicht und Mienenspiel, sondern auch am Gange, ja, an jeder Bewegung, so klein sie auch sei. Man könnte vielleicht einen Dummkopf, einen Narren und einen Mann von Geist schon von hinten unterscheiden. Den Dummkopf bezeichnet die bleierne Schwerfälligkeit aller Bewegungen; die Narrheit drückt ihr Stämpel jedem Gestus auf; das Gleiche thut Geist und Nachdenken. Darauf beruht die Bemerkung des Labruyere: **il n'y a rien de si délié, de si simple, et de si imperceptible, où il n'y entrent des manières, qui nous décèlent; un sot ni n'entre, ni ne sort, ni ne s'assied, ni ne se lève, ni ne se tait, ni n'est sur ses jambes, comme un homme d'esprit.** Hieraus erklärt sich, beiläufig gesagt, jener **instinct sûr et prompt**, den, nach Helvetius, die Alltagsköpfe haben, um die Leute von Geist zu erkennen und zu fliehen. Die Sache selbst aber beruht, wenigstens zum Theil, darauf, daß je größer und entwickelter das Gehirn und je dünner, im Verhältniß zu ihm, das Rückenmark und die Nerven sind, desto größer nicht nur die Intelligenz, sondern zugleich auch die Mobilität und Folgsamkeit aller Glieder ist; weil diese dann unmittelbarer und entschiedener vom Gehirn beherrscht werden, folglich Alles mehr an Einem Faden gezogen wird, wodurch in jeder Bewegung sich ihre Absicht genau ausprägt. Die ganze Sache ist aber Dem analog, ja hängt damit zusammen, daß, je höher ein Thier auf der Stufenleiter der Wesen steht, desto leichter es durch Verletzung einer einzigen Stelle getödtet werden kann. Man nehme z. B. die Batrachier: wie sie, in ihren Be-

Digitized by Google

wegungen, schwerfällig, träge und langsam sind, so sind sie auch unintelligent und dabei von äußerst zähem Leben; welches Alles sich daraus erklärt, daß sie, bei gar wenigem Gehirn, sehr dickes Rückenmark und Nerven haben. — Viel besser jedoch, als aus den Gesten und Bewegungen, sind die geistigen Eigenschaften aus dem Gesichte zu erkennen, aus der Gestalt und Größe der Stirn, der Anspannung und Beweglichkeit der Gesichtszüge und vor Allem aus dem Auge, — vom kleinen, trüben, mattblickenden Schweinsauge an, durch alle Zwischenstufen, bis zum strahlenden und blitzenden Auge des Genies hinauf. — Demnach ist die Anekdote durchaus glaublich, welche Squarzafichi, in seinem Leben Petrarka's, dem diesem gleichzeitigen Joseph Brivius nacherzählt, daß nämlich einst, am Hofe der Visconti, als unter vielen Herren und Edelen auch Petrarka dastand, Galeazzo Visconti, seinem damals noch im Knabenalter stehenden Sohne, nachmaligem ersten Herzoge von Mailand, aufgab, unter den Anwesenden den weisesten herauszusuchen: der Knabe sah sie alle eine Weile an: dann aber aber ergriff er die Hand des Petrarka und führte ihn dem Vater zu, unter großer Bewunderung aller Anwesenden. Denn so deutlich drückt die Natur den Bevorzugten der Menschheit das Stämpel ihrer Würde auf, daß ein Kind es erkennt. Daher möchte ich meinen scharfsinnigen Landsleuten rathen, daß, wenn sie ein Mal wieder Belieben tragen, einen Alltagskopf, 30 Jahre lang, als großen Geist auszuposaunen, sie doch nicht eine solche Bierwirthsphysiognomie dazu wählen mögen, wie Hegel hatte, auf dessen Gesichte mit leserlichster Handschrift der Natur „Alltagsmensch" stand.

Anders nun aber, als mit dem Intellektuellen, verhält es sich mit dem Moralischen, dem Charakter des Menschen: dieser ist viel schwerer physiognomisch zu erkennen; weil er, als ein Metaphysisches, ungleich tiefer liegt und mit der Korporisation, dem Organismus, zwar auch zusammenhängt, jedoch nicht so unmittelbar und nicht an einen bestimmten Theil und System desselben geknüpft ist, wie der Intellekt. Dazu kommt, daß während Jeder seinen Verstand, als mit welchem er durchgängig sehr zufrieden ist, offen zur Schau trägt und bei jeder Gelegenheit ihn zu zeigen sich bemüht, das Moralische selten ganz frei an den

Digitized

Tag gelegt, ja meistens absichtlich versteckt wird; worin dann die lange Uebung große Meisterschaft verleiht. Inzwischen drücken, wie oben ausgeführt, die schlechten Gedanken und nichtswürdigen Bestrebungen allmälig dem Gesichte ihre Spuren ein, zumal dem Auge. Dennoch steht es so, daß wir, physiognomisch urtheilend, uns leicht für einen Menschen dahin verbürgen können, daß er nie ein unsterbliches Werk hervorbringen; aber nicht wohl, daß er nie ein großes Verbrechen begehn werde.

Digitized by Google

Kapitel XXX.

Ueber Lerm und Geräusch.

§. 378.

Kant hat eine Abhandlung über die lebendigen Kräfte geschrieben: ich aber möchte eine Nänie und Threnodie über dieselben schreiben; weil ihr so überaus häufiger Gebrauch, im Klopfen, Hämmern und Rammeln, mir mein Leben hindurch, zur täglichen Pein gereicht hat. Allerdings giebt es Leute, ja, recht viele, die hierüber lächeln; weil sie unempfindlich gegen Geräusch sind: es sind jedoch eben die, welche auch unempfindlich gegen Gründe, gegen Gedanken, gegen Dichtungen und Kunstwerke, kurz, gegen geistige Eindrücke jeder Art sind: denn es liegt an der zähen Beschaffenheit und handfesten Textur ihrer Gehirnmasse. Hingegen finde ich Klagen über die Pein, welche denkenden Menschen der Lerm verursacht, in den Biographien, oder sonstigen Berichten persönlicher Aeußerungen fast aller großen Schriftsteller, z. B. Kant's, Göthe's, Jean Paul's; ja, wenn solche bei irgend Einem fehlen sollten, so ist es bloß, weil der Kontert nicht darauf geführt hat. Ich lege mir die Sache so aus: wie ein großer Diamant, in Stücke zerschnitten, an Werth nur noch eben so vielen kleinen gleich kommt; oder wie ein Heer, wenn es zersprengt, d. h. in kleine Haufen aufgelöst ist, nichts mehr vermag; so vermag auch ein großer Geist nicht mehr, als ein gewöhnlicher, sobald er unterbrochen, gestört, zerstreut, abgelenkt wird; weil seine Ueberlegenheit dadurch bedingt ist, daß er alle seine Kräfte, wie ein Hohlspiegel alle seine Strahlen, auf einen Punkt und Gegenstand koncentrirt; und hieran eben verhindert ihn die lermende Unterbrechung. Darum also sind die eminenten Geister stets jeder Störung, Unterbrechung und Ablenkung, vor Allem aber der gewaltsamen durch

Digitized by

Lerm, so höchst abhold gewesen; während die übrigen dergleichen nicht sonderlich ansicht. Die verständigste und geistreichste aller europäischen Nationen hat sogar die Regel never interrupt, — „du sollst niemals unterbrechen," — das elfte Gebot genannt. Der Lerm aber ist die impertinenteste aller Unterbrechungen, da er sogar unsere eigenen Gedanken unterbricht, ja, zerbricht. Wo jedoch nichts zu unterbrechen ist, da wird er freilich nicht sonderlich empfunden werden. — Bisweilen quält und stört ein mäßiges und stätiges Geräusch mich eine Weile, ehe ich seiner mir deutlich bewußt werde, indem ich es bloß als eine konstante Erschwerung meines Denkens, wie einen Block am Fuße, empfinde, bis ich inne werde, was es sei. —

Nunmehr aber, vom genus auf die species übergehend, habe ich, als den unverantwortlichsten und schändlichsten Lerm, das wahrhaft infernale Peitschenklatschen, in den hallenden Gassen der Städte, zu denunciren. Dieser plötzliche, scharfe, hirnzerschneidende und gedankenmörderische Knall muß von Jedem, der nur irgend etwas, einem Gedanken Aehnliches im Kopfe herumträgt, schmerzlich empfunden werden: jeder solcher Knall muß daher Hunderte in ihrer geistigen Thätigkeit, so niedriger Gattung sie auch immer seyn mag, stören: dem Denker aber fährt er durch seine Meditationen so schmerzlich und verderblich, wie das Richtschwerdt zwischen Kopf und Rumpf. Hiezu nun aber nehme man, daß dieses vermaladeite Peitschenklatschen nicht nur unnöthig, sondern sogar unnütz ist. Die durch dasselbe beabsichtigte psychische Wirkung auf die Pferde nämlich ist durch die Gewohnheit, welche der unabläßige Mißbrauch der Sache herbeigeführt hat, ganz abgestumpft und bleibt aus: sie beschleunigen ihren Schritt nicht danach; wie besonders an leeren und Kunden suchenden Fiakern, die, im langsamsten Schritte fahrend, unaufhörlich klatschen, zu ersehn ist: die leiseste Berührung mit der Peitsche wirkt mehr. Die Sache stellt demnach sich eben dar als ein frecher Hohn des mit den Armen arbeitenden Theiles der Gesellschaft gegen den mit dem Kopfe arbeitenden. Daß eine solche Infamie in Städten geduldet wird ist eine grobe Barbarei und eine Ungerechtigkeit; um so mehr, als es gar leicht zu beseitigen wäre, durch polizeiliche Verordnung eines Knotens am Ende jeder Peitschenschnur. Es kann nicht schaden, daß man die

Digitized by Google

Proletarier auf die Kopfarbeit der über ihnen ſtehenden Klaſſen aufmerkſam mache: denn ſie haben vor aller Kopfarbeit eine unbändige Angſt. Daß nun aber ein Kerl, der mit ledigen Poſtpferden, oder auf einem Karrengaul, die engen Gaſſen einer Stadt durchreitend, mit einer klafterlangen Peitſche aus Leibeskräften unaufhörlich klatſcht, nicht verdiene, ſogleich abzuſitzen, um fünf aufrichtig gemeinte Stockprügel zu empfangen, Das werden mir alle Philanthropen der Welt, nebſt den legislativen, ſämmtliche Leibesſtrafen, aus guten Gründen, abſchaffenden Verſammlungen, nicht einreden. Soll denn, bei der ſo allgemeinen Zärtlichkeit für den Leib und alle ſeine Befriedigungen, der denkende Geiſt das Einzige ſeyn, was nie die geringſte Berückſichtigung, noch Schutz, geſchweige Reſpekt erfährt? — Wir wollen hoffen, daß die intelligenteren und feiner fühlenden Nationen auch hierin den Anfang machen und dann, auf dem Wege des Beiſpiels, die Deutſchen ebenfalls dahin werden gebracht werden. Von dieſen ſagt inzwiſchen Thomas Hood (up the Rhine) for a musical people, they are the most noisy I ever met with (für eine muſikaliſche Nation, ſind ſie die lermendeſte, welche mir je vorgekommen).

Was nun endlich die Litteratur des in dieſem Kapitel abgehandelten Gegenſtandes betrifft; ſo habe ich nur ein Werk, aber ein ſchönes, zu empfehlen, nämlich eine poetiſche Epiſtel in Terzerimen, von dem berühmten Maler Bronzino, betitelt de romori, a Messer Luca Martini: hier wird nämlich die Pein, die man von dem mannigfaltigen Lerm einer italiäniſchen Stadt auszuſtehn hat, in tragikomiſcher Weiſe, ausführlich und ſehr launig geſchildert. Man findet dieſe Epiſtel S. 258. des zweiten Bandes der Opere burlesche del Berni, Aretino ed altri, angeblich erſchienen in Utrecht, 1771.

Kapitel XXXI.

Gleichnisse, Parabeln und Fabeln.

---

§. 379.

Den Hohlspiegel kann man zu mannigfaltigen Gleichnissen benutzen, z. B., wie oben beiläufig geschehn, ihn mit dem Genie vergleichen, sofern auch dieses seine Kraft auf Eine Stelle koncentrirt, um, wie er, ein täuschendes, aber verschönertes Bild der Dinge nach aussen zu werfen, oder überhaupt Licht und Wärme zu erstaunlichen Wirkungen anzuhäufen. Der elegante Polyhistor hingegen gleicht dem konveren Zerstreuungsspiegel, als welcher, nur wenig unter seiner Oberfläche, alle Gegenstände zugleich und ein verkleinertes Bild der Sonne dazu sehn läßt, und solche, nach allen Richtungen Jedem entgegen wirft; während der Hohlspiegel nur nach Einer wirkt und eine bestimmte Stellung des Beschauers fordert.

Zweitens läßt auch jedes ächte Kunstwerk sich dem Hohlspiegel vergleichen, sofern was es eigentlich mittheilt nicht sein eigenes, tastbares Selbst, sein empirischer Inhalt ist, sondern außer ihm liegt, nicht mit Händen zu greifen, vielmehr nur von der Phantasie verfolgt wird, als der eigentliche, schwer zu haschende Geist der Sache. Man sehe hierüber in meinem Hauptwerke Kap. 34, S. 407 des zweiten Bandes.

Endlich kann auch noch ein hoffnungslos Liebender seine grausame Schöne dem Hohlspiegel epigrammatisch vergleichen, als welcher, wie diese glänzt, entzündet und verzehrt, dabei aber selbst kalt bleibt.

§. 380.

Die Schweiz gleicht einem Genie: schön und erhaben, jedoch wenig geeignet, nahrhafte Frucht zu tragen. Dagegen ist Pommern und das holsteinische Marschland überaus fruchtbar

Digitized by Google

und nahrhaft, aber platt und langweilig, wie der nützliche Philiſter.

§. 381.

Es giebt auf der Erde wirklich ſehr ſchöne Landſchaften: aber mit der Staffage iſt es überall ſchlecht beſtellt; daher man bei dieſer ſich nicht aufhalten muß.

§. 382.

Zum Symbol der Unverſchämtheit und Dummdreiſtigkeit ſollte man die Fliege nehmen. Denn während alle Thiere den Menſchen über Alles ſcheuen und ſchon von ferne vor ihm fliehen, ſetzt ſie ſich ihm auf die Naſe.

§. 383.

Zwei Chineſen in Europa waren zum erſten Mal im Theater. Der eine beſchäftigte ſich damit, den Mechanismus der Maſchinerien zu begreifen; welches ihm auch gelang. Der andere ſuchte, trotz ſeiner Unkunde der Sprache, den Sinn des Stückes zu enträthſeln. — Jenem gleicht der Aſtronom, dieſem der Philoſoph.

§. 384.

Ich ſtand an der Queckſilberwanne des pneumatiſchen Apparats und mit einem eiſernen Löffel ſchöpfte ich einige Tropfen, warf ſie in die Höhe und fieng ſie wieder, mit dem Löffel: mißlang es, ſo fielen ſie in die Wanne zurück, und nichts gieng verloren, als nur ihre augenblickliche Form; daher Gelingen und Mißlingen mich ziemlich gleichgültig ließ. — So verhält ſich die natura naturans, oder das innere Weſen aller Dinge, zum Leben und Sterben der Individuen.

§. 385.

Die Weisheit, welche in einem Menſchen bloß theoretiſch da iſt, ohne praktiſch zu werden, gleicht der gefüllten Roſe, welche, durch Farbe und Geruch, Andere ergötzt, aber abfällt, ohne Frucht angeſetzt zu haben.

§. 386.

Der Hund iſt, mit Recht, das Symbol der Treue: unter den Pflanzen aber ſollte es die Tanne ſeyn. Denn ſie allein harrt mit uns aus, zur ſchlimmen, wie zur guten Zeit, und verläßt uns nicht mit der Gunſt der Sonne, wie alle andern Bäume,

Digitized by

Mexiko, 1850—1853 (mit Skizzen). — Im Amerikanischen Urwald. Reisen und Jagden in Guyana und Surinam. 1854.

Ich bin nicht sonst einer Eitelkeit verdächtig, doch ich, wenn ich mich in meinen Büchern lese, so kommt es mir vor, als ob ich mich selber recht gut leiden könnte. Ich habe mich immer gut gelesen, besonders heute. Wenn ich in Gedanken, sogar in Worten, mit mir selber spreche, so ist es mir, als ob ich mich

Klagen aus: „ich unglückliche, verlaſſene Oaſis! allein muß ich bleiben! nirgends meines Gleichen! ja, nirgends auch nur ein Auge, das mich ſähe und Freude hätte an meinen Wieſen, Quellen, Palmbäumen und Geſträuchen! Nichts, als die traurige, ſandige, felſige, lebloſe Wüſte umgiebt mich. Was helfen mir alle meine Vorzüge, Schönheiten und Reichthümer in dieſer Verlaſſenheit!“

Da ſprach die alte, graue Mutter Wüſte: „mein Kind, wenn Dem anders wäre, wenn ich nicht die traurige, dürre Wüſte wäre, ſondern blühend, grün und belebt, dann wärſt du keine Oaſe, kein begünſtigter Fleck, von dem, noch in der Ferne, der Wanderer rühmend erzählt; ſondern wärſt eben ein kleiner Theil von mir und als ſolcher verſchwindend und unbemerkt. Darum alſo ertrage in Geduld was die Bedingung deiner Auszeichnung und deines Ruhmes iſt.“

§. 391.

Wer im Luftballon aufſteigt ſieht nicht ſich ſich erheben, ſondern die Erde herabſinken, tiefer und immer tiefer. — Was ſoll das? Ein Myſterium, welches nur die Beipflichtenden verſtehn.

§. 392.

In Hinſicht auf die Schätzung der Größe eines Menſchen gilt für die geiſtige das umgekehrte Geſetz der phyſiſchen: dieſe wird durch die Ferne verkleinert, jene vergrößert.

§. 393.

Wie den zarten, angehauchten Thau über blaue Pflaumen, hat die Natur über alle Dinge den Firniß der Schönheit gezogen. Dieſen abzuſtreifen, um ihn dann aufgehäuft zum bequemen Genuß uns darzubringen, ſind Maler und Dichter eifrig bemüht. Dann ſchlürfen wir, ſchon vor unſerm Eintritt ins wirkliche Leben, ihn gierig ein. Wann wir aber nachher in dieſes treten, dann iſt es natürlich, daß wir nunmehr die Dinge von jenem Firniß der Schönheit, den die Natur darüber gezogen hatte, entblößt erblicken: denn die Künſtler haben ihn gänzlich verbraucht und wir ihn vorgenoſſen. Demzufolge erſcheinen uns jetzt die Dinge meiſtens unfreundlich und reizlos, ja, widern oft uns an. Demnach würde es wohl beſſer ſeyn, jenen Firniß darauf zu laſſen, damit wir ihn ſelbſt fänden: zwar würden wir

Digitized by Google

dann ihn nicht in ſo großen Doſen, aufgehäuft und auf ein Mal in Form ganzer Gemälde, oder Gedichte, genießen; dafür aber alle Dinge in jenem heitern und erfreulichen Lichte erblicken, in welchem jetzt nur noch dann und wann ein Naturmenſch ſie ſieht, der nicht, mittelſt der ſchönen Künſte, ſeine äſthetiſchen Freuden und den Reiz des Lebens vorweg genoſſen hat.

§. 394.

Der Dom in Mainz, von um und an ihn gebauten Häuſern ſo verdeckt, daß man nirgends ihn ganz ſehn kann, iſt mir ein Sinnbild alles Großen und Schönen auf der Welt, als welches nur ſeiner ſelbſt wegen daſeyn ſollte, aber bald mißbraucht wird vom Bedürfniß, welches von allen Seiten herankommt, um daran ſich zu lehnen, ſich zu ſtützen, und damit es verdeckt und verdirbt. Das iſt freilich kein befremdender Hergang, in dieſer Welt der Noth und des Bedürfniſſes, welchen ja überall Alles fröhnen muß, und die Alles an ſich reißen, um ihre Werkzeuge daraus zu machen; ſelbſt Das nicht ausgenommen, was nur bei ihrer augenblicklichen Abweſenheit hatte erzeugt werden können: das Schöne und das ſeiner ſelbſt wegen geſuchte Wahre.

§. 395.

Eine Mutter hatte ihren Kindern, zu ihrer Bildung und Beſſerung, Aeſop's Fabeln zu leſen gegeben. Aber ſehr bald brachten ſie ihr das Buch zurück, wobei der älteſte ſich, gar altklug, alſo vernehmen ließ: „Das iſt kein Buch für uns! iſt viel zu kindiſch und zu dumm. Daß Füchſe, Wölfe und Raben reden könnten, laſſen wir uns nicht mehr aufbinden: über ſolche Poſſen ſind wir längſt hinaus!“ — Wer erkennt nicht in dieſen hoffnungsvollen Knaben die künftigen erleuchteten Rationaliſten?

§. 396.

Eine Geſellſchaft Stachelſchweine drängte ſich, an einem kalten Wintertage, recht nahe zuſammen, um durch die gegenſeitige Wärme, ſich vor dem Erfrieren zu ſchützen. Jedoch bald empfanden ſie die gegenſeitigen Stacheln; welches ſie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfniß der Erwärmung ſie wieder näher zuſammen brachte, wiederholte ſich jenes zweite Uebel; ſo daß ſie zwiſchen beiden Leiden hin und hergeworfen wurden, bis ſie eine mäßige Entfernung von einander herausgefunden hatten, in der ſie es am beſten aushalten konnten. —

Digitized by Google

So treibt das Bedürfniß der Geſellſchaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entſprungen, die Menſchen zu einander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenſchaften und unerträglichen Fehler ſtoßen ſie wieder von einander ab. Die mittlere Entfernung, die ſie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beiſammenſeyn beſtehn kann, iſt die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der ſich nicht in dieſer Entfernung hält, ruft man in England zu: keep your distance! — Vermöge derſelben wird zwar das Bedürfniß gegenſeitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. — Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat bleibt lieber aus der Geſellſchaft weg, um keine Beſchwerde zu geben, noch zu empfangen.

Digitized by

Einige Verse.

Ich bin mir eines Aktes der Selbstverläugnung bewußt, indem ich dem Publiko Verse vorlege, die auf poetischen Werth keinen Anspruch zu machen haben; schon weil man nicht Dichter und Philosoph zugleich seyn kann. Auch geschieht es einzig und allein zu Gunsten Derer, die dereinst, im Laufe der Zeit, an meiner Philosophie einen so lebhaften Antheil nehmen werden, daß sie sogar irgend eine Art von persönlicher Bekanntschaft mit dem Urheber derselben wünschen werden, die dann aber nicht mehr zu machen seyn wird. Da nun in Gedichten, unter der Hülle des Metrums und Reims, der Mensch sein subjektives Inneres freier zu zeigen wagt, als in der Prosa, und sich überhaupt auf eine mehr rein menschliche, mehr persönliche, jedenfalls ganz anderartige Weise mittheilt, als in Philosophemen, und eben dadurch einigermaaßen näher an den Leser herantritt; so bringe ich jenen Theilnehmenden späterer Zeit das Opfer, einige, meistens aus der Jugendzeit stammende, poetische Versuche hieher zu setzen, in der Erwartung, daß sie mir es Dank wissen werden; wobei ich denn die Uebrigen bitte, Dies als eine Privatsache zwischen uns zu betrachten, die hier zufällig öffentlich vorgeht. Verse drucken lassen ist in der Litteratur was in der Gesellschaft das Singen eines Einzelnen ist, nämlich ein Akt persönlicher Hingebung; — zu welchem ganz allein die besagte Rücksicht mich hat vermögen können.

Digitized by Google

Weimar 1808.

Sonnet.

Die lange Winternacht will nimmer enden;
Als käm' sie nimmermehr, die Sonne weilet;
Der Sturm mit Eulen um die Wette heulet;
Die Waffen klirren, an den morschen Wänden.

Und off'ne Gräber ihre Geister senden:
Sie wollen, um mich her im Kreis vertheilet,
Die Seele schrecken, daß sie nimmer heilet; —
Doch will ich nicht auf sie die Blicke wenden.

Den Tag, den Tag, ich will ihn laut verkünden!
Nacht und Gespenster werden vor ihm fliehen:
Gemeldet ist er schon vom Morgensterne.

Bald wird es licht, auch in den tiefsten Gründen:
Die Welt wird Glanz und Farbe überziehen,
Ein tiefes Blau die unbegränzte Ferne.

Rudolstadt, 1813.

Die Felsen im Thale bei Schwarzburg.

Als ich, am sonnigen Tage, im Thale der waldigen Berge
Einsam gieng, hat ich Acht auf die zackigen Glieder der Felsen,
Die sich so grau dem Gewühle der Kinder des Waldes entwinden.
Siehe, da hab' ich's gehört, durch's Rauschen des schäumenden Waldbachs,
Wie ein gar mächtiger Fels die andern also begrüßte:
„Freut euch, Brüder, mit mir, ihr ältesten Söhne der Schöpfung,
Daß auch heute das Licht der erquickenden Sonn' uns umspielet,
Eben so warm und so hold, als da sie zum ersten Mal aufgieng
Und, an dem Kindestage der Welt, auf uns, ja auf uns schien.
Gab seitdem gleich mancher der langsam ziehenden Winter
Mütze von Schnee unserm Haupt und Bart aus Zapfen des Eises,

Sind seitdem gleich viele von unsern mächtigen Brüdern
Von dem gemeinsamen Feinde, dem wuchernden Volke der Pflanzen,
— Flüchtigen Söhnen der Zeit, doch ach! stets neu sich gebärend, —
Tief überdeckt und begraben und leider auf immer entzogen
Diesem erfreulichen Lichte, das mit uns sie ja gesehen,
Tausend und tausend Jahr', eh' aus Fäulniß einst jene Brut ward,
Die schon uns, o ihr Brüder, auch uns ja den Untergang drohet,
An uns heran so fest von allen Seiten sich drängend, —
O stehet fest, meine Brüder, und haltet kräftig zusammen,
Hebet vereinet die Häupter zur Sonne, daß lang sie euch scheine!"

Sonnenstrahl durch Wolken, im Sturme.

O wie ruhst du im Sturme, der Alles beugt und zerstreuet,
Fest, unerschüttert und still, du Strahl der erheiternden Sonne!
Lächelnd wie du, wie du mild, wie du fest und in ewiger Klarheit,
Ruhet der Weise im Sturm des jammer- und angstvollen Lebens.

Morgen im Harz.

Von Dünsten schwer, von Wolken schwarz,
Sah' düster drein der ganze Harz:
Und die Welt, die war trübe. —
Da kam hervor der Sonnenschein,
Der lachte drein,
Ward Alles Freudigkeit und Liebe.

Er legt sich an des Berges Hang,
Da ruht er still, da ruht er lang,
In tiefer, seel'ger Wonne.
Zu Berges Gipfel er dann gieng,
Den ganzen Gipfel er umfieng:
Wie liebt der Berg die Sonne!

Digitized by Google

Dresden, 1815.

Auf die Siſtiniſche Madonna.

Sie trägt zur Welt ihn: und er ſchaut entſetzt
In ihrer Gräu'l chaotiſche Verwirrung,
In ihres Tobens wilde Raſerei,
In ihres Treibens nie geheilte Thorheit,
In ihrer Quaalen nie geſtillten Schmerz, —
Entſetzt: doch ſtrahlet Ruh' und Zuverſicht
Und Siegesglanz ſein Aug', verkündigend
Schon der Erlöſung ewige Gewißheit.

Berlin, 1829.

Räthſel der Turandot.

Ein Kobold iſt's, zu unſerm Dienſt geworben,
Uns beizuſtehn, in unſ'rer vielen Noth.
Im Elend wären Alle wir geſtorben,
Ständ' er uns nicht tagtäglich zu Gebot.

Doch ſtrenger Zucht bedarf's, ihn zu regieren,
Daß ſtets gefeſſelt bleibe ſeine Macht;
Man darf ihn aus den Augen nicht verlieren,
Ihn keine Stunde laſſen außer Acht.

Denn ſeine Art iſt Teufelsliſt und Tücke:
Er brütet Unheil, ſinnet auf Verrath;
Er ſtellet unſerm Leben nach und Glücke,
Bereitet langſam grauſenvolle That.

Gelingt es ihm, die Feſſeln zu zerbrechen,
Und wird des lang beſeufzten Zwangs er los;
So eilt er, für die Knechtſchaft ſich zu rächen,
Und ſeine Wuth iſt, wie ſein Jubel, groß.

Er iſt nun Herr, und wir ſind ſeine Knechte:
Umſonſt iſt jeglicher Verſuch fortan,
Zurückzubringen unſre alten Rechte:
Zwang iſt aus, gebrochen iſt der Bann.

Des Sklaven wilde Wuth ist losgebunden,
Sie füllet Alles jetzt mit Tod und Graus:
In kurzer Frist, in wenig Schreckenstunden,
Verschlinget sie den Herren und sein Haus.

1830.

Der lydische Stein,

eine Fabel.

Auf einen schwarzen Stein war Gold gerieben;
Ein gelber Strich jedoch war nicht geblieben:
„Dies ist nicht ächtes Gold!" so riefen Alle.
Man warf es hin, zu schlechterem Metalle.

Es fand sich spät, daß jener Stein, obzwar
Von Farbe schwarz, doch kein Probierstein war.
Hervorgesucht kam jetzt das Gold zu Ehren:
Nur ächter Stein kann ächtes Gold bewähren.

1831.

Die Blumenvase.

„Sieh, wie nur wenige Tage, nur wenige Stunden wir blühen,"
Rief eine prangende Schaar farbiger Blumen mir zu,
„Dennoch schreckt sie uns nicht, diese Nähe des finsteren Orkus:
Allezeit sind wir ja da; leben ja ewig, wie Du."

Frankfurt a. M. 1837.

In ein Exemplar des Trauerspiels Numancia von Cervantes, welches mir in einer Auktion zugefallen war, hatte der frühere Besitzer nachstehendes Sonnet von A. W. von Schlegel eingeschrieben. Nachdem ich das Trauerspiel gelesen hatte, schrieb ich die Stanze daneben, welche ich mit „Bruststimme," wie Ersteres mit „Kopfstimme," bezeichnet habe.

Digitized by Google

Kopfstimme.

Roms Heeren, die von langem Kampf erschlaffen,
Numancia frei und kühn entgegenstunde.
Da naht des unabwendbar'n Schicksals Stunde,
Als Scipio neu der Krieger Zucht erschaffen.

Umbollwerkt nun, verschmachtend, helfen Waffen
Den Tapfern nicht; sie weihn im Todesbunde
Sich, Weiber, Kinder, Einer Flamme Schlunde,
Um dem Triumph die Beute zu entraffen.

So triumphirt, erliegend noch, Hispania:
Stolz wandeln ihre Heldenblutverströmer
Zur Unterwelt, auf würdigem Kothurne.

Wen Libyen nicht erzeugte, noch Hyrkania,
Der weint: es weinten wohl die letzten Römer
Hier an des letzten Numantiners Urne.

A. W. v. Schlegel.

Bruststimme.

Den Selbstmord einer ganzen Stadt
Cervantes hier geschildert hat.
Wenn Alles bricht, so bleibt uns nur
Rückkehr zum Urquell der Natur.

1845.

Antistrophe zum 73sten Venetianischen Epigramme.

Wundern darf es mich nicht, daß manche die Hunde verläumden:
Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund.

Digitized

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

JAN 5 '62 H
JAN 6 '62 H

4549074.

JUL 12 '14
JUL 1 1974

MAR 23 '62 H

WIDENER
DUE
CANCELLED
MAR 1 1934

1095569
MAR 1 1984

JAN 3 '67 H

1301-570

WIDENER
BOOK DUE
CANCELLED
FEB 11 1987

2123478
FEB 12 1987

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES